CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1886er. Frische Füllung. 1886er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58⁰ R.
Mühlbrunn	44⁵⁰ R.
Schlossbrunn.	44⁶⁰ R.
Theresienbrunn.	48⁸⁰ R.
Neubrunn .	49⁹⁰ R.
Marktbrunn	39⁰⁰ R.
Russ. Kronquelle	28⁹⁰ R.
Felsenquelle	47⁶⁰ R.
Kaiser Karls-Qu.	34⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

KARLSBADER
Quell-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

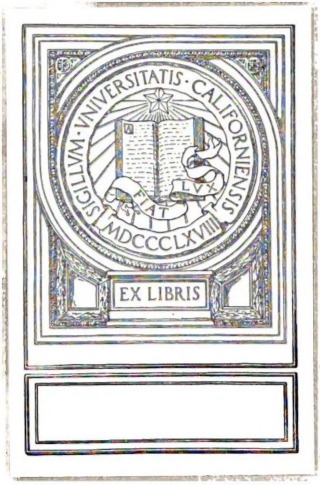
Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser Versendung

ten.

ttheile.

Nord un Süd



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achtunddreißigster Band.

(Mit Portraits in Radirung: Robert Franz, Georg Brandes, Jules Verne.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

AP30
N6
1886:2

UNIV. OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Inhalt des 38. Bandes.

Juli. — August. — September.

1886.

Seite

J. Baron in Bern.
Die Frauen im römischen Recht 33

Georg Brandes in Kopenhagen.
Schack von Staffeldt, ein deutsch-dänischer Dichter. 166. 349

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.
Unschuldig verurtheilt. Eine Criminalgeschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert. 372

Dito und Idem in Bukarest.
Es war ein Irrthum. Novelle 139

Heinrich Ehrlich in Berlin.
Robert Franz 33

Philipp zu Eulenburg in München.
Die letzten Weetzow. Novelle 226

H. Haeser in Breslau. †
Alpenfahrten in früherer Zeit 97

F. Hennicke in Berlin.
Die Telegraphie in Berlin 186
Das Fernsprechwesen. 356

Paul Heyse in München.
Eine Dante-Lectüre. Charakterbild in einem Act 77

Alfons Kistner in Königsberg.
Hypnotismus in England und Frankreich. 393

Paul Lindau in Berlin.
Mein Freund Hilarius. Novelle 1

M48411

Digitized by Google

Emil Pacully in Genf.
Pietro Siciliani 251
Erich Schmidt in Weimar.
Ein Reisetagebuch Grillparzers vom Jahre 1826 110
Ch. Seignobos in Paris.
Jules Verne. 299
Friedrich Uhl in Wien.
Sie muß mich küssen. Erzählung. 277
Georg Winter in Marburg.
Erinnerungen an Leopold von Ranke 204
Bibliographie 127. 261. 404
Bibliographische Notizen 135. 271. 411

Digitized by Google

W. C. Willenbücher.

Band 38. — Heft 112.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juli 1886.

Breslau.
S. Schottlaender.

Digitized by Google

Juli 1886.

Inhalt.

Seite

Paul Lindau in Berlin.
Mein Freund Hilarius. Novelle 1

Heinrich Ehrlich in Berlin.
Robert Franz 35

J. Baron in Bern.
Die Frauen im römischen Recht 53

Paul Heyse in München.
Eine Dante-Lectüre. Charakterbild in einem Act 77

H. Haeser in Breslau. †
Alpenfahrten in früherer Zeit 97

Erich Schmidt in Weimar.
Ein Reisetagebuch Grillparzers vom Jahre 1826 110

Bibliographie. 127

Adolf Menzels Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen. (Mit Illustrationen.) — Ein Jahrbuch der Geschichtswissenschaft. — Sprachgeschichte und Volkskunde. — Weber contra Du Bois-Reymond.

Bibliographische Notizen. Geographische Literatur. 135

Hierzu ein Portrait von Robert Franz.
Radirung von L. Kühn in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilage zu diesem Hefte
von
Ludwig Philip in Gothenburg. (Nach dem Norden.)

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXVIII. Band. — Juli 1886. — Heft 112.

(Mit einem Portrait in Radirung: Robert Franz.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Digitized by Google

Rob. Franz.

Digitized by Google

Mein Freund Hilarius.

Novelle

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Da ſaß er im Café des Kaiſerhofs und folgte mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Kampfe zweier Schachſpieler, ohne der Umgebung irgendwelche Theilnahme zuzuwenden. Ich täuſchte mich nicht, es war mein alter Freund Hilarius Gauer. Aber er ſah heute ſo bleich und ſo tief traurig aus, daß ich einige Augenblicke zögerte, ehe ich ihn anſprach.

Seit unſerer letzten Begegnung war diesmal eine ungewöhnlich lange Zeit verſtrichen. Es mochte wohl ein Vierteljahr vergangen ſein, vielleicht war es auch noch länger her, daß ich ihm nicht die Hand gedrückt hatte. Schon ſeit Wochen hatte ich mir beſtändig vorgenommen, ihn wieder einmal aufzuſuchen, — es war immer etwas dazwiſchen gekommen. Und nun traf ich ihn hier im Kaiſerhof rein zufällig, wie er, den Ellbogen auf den Tiſch und den Kopf auf das Kinn geſtützt, auf das Brett ſtarrte. Meine Freude über dieſes unerwartete Wiederſehen wurde aber durch den merkwürdig ſchwermüthigen, beinahe finſtern Ausdruck ſeines blaſſen Geſichtes in unliebſamer Weiſe beeinträchtigt.

Er war der älteſte meiner Bekannten, und ich hatte ihn immer lieb gehabt. Wir kannten uns von klein auf. Als Nachbarskinder waren wir unzertrennliche Jugendgeſpielen geweſen, hatten uns auf dem alten Fiſcher-Ufer als Räuber und Gensdarm abgehetzt, waren, da beim übermäßigen Schaukeln das leichte Kielboot umgeſchlagen war, zuſammen in die Elbe gefallen, zuſammen herausgefiſcht und wegen unſeres Ungehorſams — denn das Schaukeln war uns ſtreng verboten — gemeinſam gelinde gezüchtigt

worden. Wir hatten die Bänke der Vorbereitungsschule zusammen gedrückt und unser Frühstück regelmäßig getauscht, da Jedem von uns die fremde Küche besser schmeckte als die eigene. Wenn sich auch unsere Schulwege bald trennten — Hilarius kam auf die Handelsschule und ich auf's Gymnasium — so war unsere Kinderfreundschaft gleichwohl bestehen geblieben.

Er war reicher Leute Kind. Der alte Gauer besaß eine der größten Zuckerfabriken der Provinz und galt als Millionär. Die Mutter war oft kränklich, aber immer unendlich sanft und liebevoll, nicht blos für ihren Sohn, sondern auch für dessen Freunde. Die jüngere Schwester meines Freundes, Grete, wurde von uns Jungen nicht weiter beachtet, sie war uns zu klein. Die beiden Geschwister wurden von ihren Eltern sehr verhätschelt. Hilarius war der liebevollen Behandlung auch würdig: er war ein überaus gutgeartetes Kind, immer lustig und nie ein Spielverderber.

Es gab für mich als Jungen keine größere Belohnung, als die mir nur in den seltensten Fällen versagte Genehmigung, den Sonntag Nachmittag bei Gauers zu verbringen. Wenn auch mein Auge für die feineren Unterscheidungen der Bedingungen des Daseins damals noch nicht besonders geschult war, so merkte ich doch, daß es bei Gauers viel feiner war als bei uns zu Hause. Hilarius hatte ein großes Spielzimmer für sich allein, in dem wir uns nach Herzenslust herumbalgen durften; und wenn man da zu Boden geworfen wurde, that es lange nicht so weh wie bei uns. Erst später habe ich mir klar gemacht, daß in diesem großen Zimmer meines Freundes ein dicker Teppich lag. Und die schönen Spielsachen! Da war namentlich eine stolze Burg mit einer stattlichen Garnison von Zinnsoldaten und einer eben so erheblichen belagernden Truppenmacht, die meine Bewunderung und vielleicht auch ein bischen meinen Neid erregte. Gewöhnlich waren wir unser Drei oder Vier an den Sonntagen bei Gauers. Es gab Chocolade und Kuchen, wir spielten mit der Burg, zankten uns, prügelten uns, vertrugen uns wieder, verdarben uns den Magen und amüsirten uns köstlich.

Eine Eigenthümlichkeit fiel mir auf: wenn in meinem elterlichen Hause von Gauers die Rede war, so geschah dies in einer besondern Weise, die ich mir nicht recht erklären konnte. Es wurde anders von ihnen gesprochen als von andern Leuten — durchaus nicht schlecht, aber mit einer gewissen Aengstlichkeit, mit einer gewissen mitleidigen Vorsicht. Der Scharfsinn des Kindes witterte das ganz deutlich heraus, aber der kindliche Leichtsinn bekümmerte sich nicht weiter darum; ich hatte jedoch das klare Gefühl, daß bei Gauers irgend etwas nicht stimmte.

Eines Tages herrschte in der untern Stadtgegend an der Elbe große Aufregung. Wir Kinder waren nun neugierig und fragten, was denn geschehen sei? weshalb die Leute vor dem schönen Gauer'schen Hause, einem Prachtbau aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, stehen blieben und die Köpfe zusammensteckten? Aber wir erhielten keinen anderen Bescheid als: „das geht euch nichts an!" Wir schnappten indessen doch genug auf, um zu erfahren,

daß Frau Gauer seit gestern Abend verschwunden sei. Und dann hörten wir — wir Kinder hörten ja Alles —, daß ein vom Werder nach der Stadt wandernder Handwerksbursche der Polizei die Anzeige gemacht hatte: er habe gestern Abend zwischen 11 und 12 gesehen, daß eine, wie ihm schien, mit einem Pelz bekleidete Dame über das eiserne Geländer der Strombrücke geklettert und, ehe es ihm noch möglich gewesen wäre, sie zu erreichen, in den Fluß gesprungen sei. Er hatte um Hülfe gerufen und sofort die Wache an der Citadelle benachrichtigt, aber leider waren die Verhältnisse so ungünstig, daß von allen Rettungsversuchen Abstand genommen werden mußte. Es war um die Zeit des Neumondes, und tiefe Finsterniß lag auf dem Strome, der gurgelnd und zischend sich durch die mächtigen steinernen Pfeiler der Brücke quetschte. Und es war in den ersten Tagen des März. Nach scharfem Winter war plötzliches Thauwetter eingetreten, und mächtige Schollen trieben die Elbe hinab. Niemand zweifelte daran, daß die Dame mit dem Pelz Frau Gauer gewesen sei, und nach vierzehn Tagen wurde in der That die Leiche oberhalb Hohenwarthe aufgefischt. Mein Freund Hilarius trug nun einen ganz schwarzen Anzug, der alte Herr Gauer auch, und Grete ein schwarzes Kleid.

Viel tiefer gingen meine kindlichen Wahrnehmungen nicht. Ich zerbrach mir nicht weiter den Kopf darüber, was die gute Frau, die immer so liebevoll und freundlich zu uns gewesen war, die in den glücklichsten Familienverhältnissen, im Ueberflusse des Reichthums lebte, von ihrem Manne auf Händen getragen wurde und ihre Kinder auf das Zärtlichste liebte, zu dem verzweifelten Entschlusse getrieben haben könne. Daß es etwas sehr Trauriges gewesen sein müsse, merkte indessen auch ich.

Mit unseren sonntäglichen Vergnügungen war es nun vorbei. Der Vater verkaufte bald seine Fabrik und siedelte mit seinen beiden Kindern nach Thüringen über, wo er in der Nähe von Eisenach eine Villa erworben hatte. So verlor ich meinen Jugendfreund gänzlich aus den Augen, und ich dachte eigentlich nur noch an ihn, wenn ich zufällig durch irgend eine Aeußerlichkeit an meine Kindheit und früheste Jugend erinnert wurde.

Vor fünf oder sechs Jahren führte mich endlich der Zufall wieder einmal mit ihm zusammen. Er lebte schon seit mehreren Jahren in Berlin, ohne daß ich darum gewußt hätte. Er hatte sich mit einem erheblichen Capital an einem bekannten Berliner Bankgeschäft betheiligt. Aber er verkehrte wenig in Gesellschaften.

Die Stadt Berlin hatte zu Ehren fremder Gäste im großen Saale des Rathhauses eine Festlichkeit veranstaltet, der ich beiwohnte. Nachdem die Tafel aufgehoben war, trat ein sehr großer schlanker Herr, der mir schon aufgefallen war, und den ich unwillkürlich aufmerksamer betrachtet hatte als die übrigen mir unbekannten Gäste, auf mich zu und nannte mir seinen Namen: Hilarius Gauer. Mit einem Schlage erwachten nun alle meine Erinnerungen aus früher Jugend. Wir drückten uns herzlich die Hand und fühlten uns sogleich wieder sympathisch nahe. Ich hätte ihn gewiß nicht

wiedererkannt, wenn er mich nicht angeredet hätte — es waren ja auch nahezu dreißig Jahre seit unserer Trennung vergangen —, und auch jetzt, da ich wußte, wen ich vor mir hatte, wollte es mir nicht gleich gelingen, in dem großen schlanken Manne, der mir gegenüberstand, meinen kleinen dicken Freund Hilarius wiederzuerkennen. Er war baumlang aufgeschossen und mir eine Handbreite über den Kopf gewachsen. Seine Gesichtsfarbe war ziemlich blaß, ohne jedoch kränklich zu sein; seine vollen krausen Haare hatten sich geschlichtet und schon vorzeitig am Scheitel gelichtet. Freilich hatte das große dunkle Auge seinen treuherzigen Ausdruck von früher bewahrt, aber die grausamen Jahre hatten ihm doch etwas geraubt: die Heiterkeit aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit! Er sah ernst, beinahe schwermüthig aus. Ein sorgfältig gepflegter brauner Vollbart umrahmte das Gesicht von gutmüthigem, traurigem und vornehmem Ausdruck. Er war mit Geschmack und der gewohnheitsmäßigen Eleganz eines Kindes aus reichem Hause gekleidet.

Wir hatten uns natürlich tausend Dinge zu erzählen — „gar Vieles und Mancherlei", wie es in dem Volksliede heißt. Wir blieben den ganzen Abend zusammen, gingen zusammen nach Hause und schieden mit dem Versprechen, uns recht bald wiederzusehen. Das geschah denn auch. In der ersten Zeit verging wohl kaum eine Woche, ohne daß wir einen Abend entweder bei ihm oder bei mir oder irgendwo auf neutralem Boden gemeinsam verbracht hätten; und so sehr mich seine Erscheinung im ersten Augenblicke überrascht hatte, so vertraulich erschien sie mir nun. Die starken Veränderungen, die ich zwischen dem jungen Bankier von heute und meinem Jugendgespielen von ehedem zunächst wahrgenommen hatte, verflüchtigten sich vollkommen, und als wir zwei-, dreimal zusammen gewesen waren, war mir, als hätten wir uns nie auf längere Zeit verlassen.

Wir beobachteten in der Stellung von Fragen über unsere Erlebnisse während der dreißigjährigen Trennung gegenseitig eine gewisse natürliche Zurückhaltung. Was konnte in der langen Zeit Alles geschehen sein! Wieviel Traurigkeiten, die inzwischen durch die lindernde Zeit besänftigt worden waren, konnten da durch ein unvorsichtiges Wort wieder wachgerufen werden! Er erzählte mir aber gelegentlich aus freien Stücken, daß sein Vater vor fünf Jahren gestorben sei; und eines Tages sagte er mir: „Meine arme Schwester macht mir recht viele Sorge." Da er nichts weiter hinzufügte, erfuhr ich auch nicht mehr.

Im Allgemeinen war mein Freund Hilarius, ohne gerade heiter zu sein, doch in guter Stimmung, genußfreudig und genußfähig; manchmal indessen fand ich ihn auch recht düster. Er hatte sich in der Behrenstraße eine sehr behagliche Wohnung eingerichtet und führte ein zurückgezogenes Junggesellenleben. Unsere Lebensgewohnheiten waren völlig andere geworden. In dem Kreise, in dem ich mich wohl fühlte, verkehrte er gar nicht. Er schien überhaupt kein Bedürfniß nach irgendwelcher Geselligkeit zu haben: er ging nur selten in Gesellschaften und entfernte sich immer so schnell wie möglich.

Wir hatten andere Intereſſen, einen anderen Verkehr und eigentlich nur noch eine Gemeinſamkeit: die unſerer Jugendfreundſchaft. Zunächſt ſahen wir uns, wie ich ſchon ſagte, ziemlich regelmäßig. Der Sommer löſte indeſſen zeitweilig unſere Beziehungen. Im folgenden Winter ſahen wir uns weniger; und, wie es ſo in der Großſtadt geht, die Pauſen, die zwiſchen unſeren Zuſammenkünften lagen, wurden ſchließlich immer größer. Aber unſer freundſchaftlicher Verkehr erſtarb darum doch nicht ganz, und jedesmal, wenn wir uns zuſammenfanden, herrſchte zwiſchen uns die alte Innigkeit und Herzlichkeit. Diesmal war aber die Pauſe eine ungewöhnlich lange geweſen.

Er wandte noch immer keinen Blick vom Brett. Er ſaß unbeweglich da, das Kinn auf die Rechte geſtützt, während er mit den vier Fingern der Linken auf dem Knie trommelte. Nach einigen Minuten trat ich an ihn heran und klopfte ihn auf die Schulter. Er blickte auf. Die plötzliche Begegnung ſchien ihn ſehr zu überraſchen. Er wechſelte auffallend die Farbe und drückte mir mit verlegener Heftigkeit die ihm gereichte Hand. Dann erhob er ſich und ſetzte ſich zu mir.

Wir ſprachen über dies und das, oder vielmehr ich ſprach; denn er war offenbar von ganz anderen Dingen in Anſpruch genommen, zerſtreut und befangen. Nach kurzer Zeit ſtand er auf und ſagte zu mir:

„Wenn Du nichts Beſſeres vorhaſt, begleite mich, ich möchte Dir etwas ſagen, was ſich hier ſchlecht ſagen läßt. Es iſt mir ſehr lieb, Dich getroffen zu haben. Wenn die Geſchichte nicht ſo plötzlich gekommen wäre, hätte ich Dich ſogar unbedingt aufgeſucht.“

Wir zahlten und begaben uns in die nahegelegene Wohnung meines Freundes.

Hilarius wurde offenbar erwartet. Die Gaskrone war angezündet, und auf dem Schreibtiſch brannte die Lampe. In der Ecke des eleganten Salons ſtand ein Koffer, der vollkommen gepackt war. Der Papierkorb neben dem Schreibtiſch war mit zerriſſenen Schriftſtücken und Briefen ganz gefüllt.

„Willſt Du auf Reiſen gehen?“ fragte ich.

„Ja,“ antwortete Hilarius. „Und der Kopf iſt mir entſetzlich ſchwer, denn ich habe eine ſehr traurige Reiſe vor mir. Ich will morgen früh nach Bonn gehen zu meiner Schweſter; ſie verlangt dringend nach mir. Sie beklagt ſich, daß ſie widerrechtlich der Freiheit beraubt werde, und der Arzt, der den Brief an mich hat gelangen laſſen, bemerkt dazu: er glaube, daß meine Anweſenheit dazu beitragen könne, die arme Kranke zu beruhigen.“

„Deine Schweſter iſt leidend?“ fragte ich.

„Schwer leidend. Die Aerzte glauben, unheilbar. Ich habe mit Dir immer darüber ſprechen wollen, aber eine gewiſſe Schamhaftigkeit hat mich abgehalten. Jetzt iſt es mir jedoch eine Erleichterung, vor Dir mein Herz einmal auszuſchütten. Unſere Familie iſt ſchwer heimgeſucht. Du erinnerſt Dich wohl, meine arme Mutter hat ſich in einem Anfall von Geiſtesſtörung das Leben genommen.“

Er blickte ernſt auf zu dem großen Oelgemälde, das ihm gegenüber hing, und das den gutmüthigen und traurigen Ausdruck der Verſtorbenen meiſterlich wiedergab, und ſetzte dann mit leiſerer Stimme hinzu:

„Und meine arme Schweſter hat die verhängnißvolle Erbſchaft angetreten! Seit ihrem ſiebzehnten Lebensjahre iſt ſie in Bonn in Privatpflege. Nun wirſt Du Dir auch gewiſſe Abſonderlichkeiten in meinem Weſen erklären können. Nicht daß ich irgend etwas für mich befürchte, aber es laſtet doch ein ſchwerer Druck auf mir. Ich will nun mit dem Doctor vernünftig ſprechen. Ich ſollte meinen, es müſſe ſich doch ſo einrichten laſſen, daß ich meine Schweſter zu mir nehmen könnte. Ich machte mir ſogar Vorwürfe, daß ich nicht ſchon früher auf den Gedanken gekommen bin; aber die Aerzte behaupteten immer, es ſei unmöglich, Gretchen ſei nirgends beſſer aufgehoben als in der Anſtalt des Dr. Philippi, die in der That als muſtergültig geprieſen wird. Aber ich bin materiell in der Lage, alles Mögliche zu thun, was ſich thun läßt, um das ſchwere Loos meiner Schweſter, ſoweit es eben möglich iſt, zu erleichtern. Ich habe die Abſicht, mir in der Nähe von Berlin eine kleine Villa einzurichten und werde eine Wärterin zu mir nehmen, die Tag und Nacht bei meiner Schweſter bleiben ſoll. Ich werde einen Arzt verpflichten, ſie regelmäßig zu beſuchen und zu beobachten. Ich ſollte meinen, es müſſe ſich machen laſſen. Wie geſagt, ich will mit dem Doctor vernünftig reden."

„Wie lange gedenkſt Du in Bonn zu bleiben?" erkundigte ich mich weiter.

„Ich habe mich auf unbeſtimmte Zeit frei gemacht. Ich will den Zuſtand meiner Schweſter genau kennen lernen, denn das Urtheil der Aerzte iſt für mich nicht maßgebend. Auf meine telegraphiſche Anfrage hat ſich Dr. Philippi bereit erklärt, mir in ſeiner Privatwohnung für einige Wochen ein Zimmer zur Verfügung zu ſtellen. Da werde ich täglich mit meiner Schweſter zuſammen ſein können und dann meinen Entſchluß faſſen. Du kannſt Dir denken, daß der Aufenthalt für mich einigermaßen ſchreckhaft iſt und voller Aufregungen."

„Das kann ich mir allerdings denken, und ich weiß nicht, ob Du Dir nicht zuviel zumuthеſt. Du ſollteſt wirklich den Rath eines Mannes der Wiſſenſchaft einholen, ob Dein Beginnen rathſam iſt oder nicht."

„Mein lieber Freund," ſagte Hilarius gedehnt, „Du kannſt Dir nicht vorſtellen, wie gründlich ich die Medicin verachte! Wenn ich bedenke, daß die Aerzte ſeit fünf Jahrtauſenden daran arbeiten, den Schnupfen zu heilen, und es bis auf den heutigen Tag noch nicht fertig gebracht haben, dann frage ich mich: Was iſt das für eine Wiſſenſchaft? Was hat der ganze Kram zu bedeuten? Ich vertraue nur mir und meinen eigenen Wahrnehmungen. Nachdem ich den Brief meiner Schweſter heute geleſen hatte, haben mich ernſthafte Zweifel angewandelt, ob ſie denn wirklich die Kranke ſei, als die ſie geſchildert wird? Vielleicht hat ſie Recht, wenn ſie ſich über ihr grauſames Schickſal bitter beklagt. Sie ſchreibt ſo ruhig, ſo gelaſſen, ſo klar, ſo logiſch, daß ich

ganz erſchüttert bin und mir beinahe Gewiſſensbiſſe darüber mache, dem ärztlichen Gutachten zu leicht Glauben geſchenkt zu haben."

„Aber Du ſagteſt doch ſelbſt, daß Deine Schweſter ſchwer leidend ſei."

„Ja, weil ich kritiklos das nachſchwatze, was die Aerzte ſagen, vielleicht auch, weil es mir jetzt zur Rechtfertigung meines Verhaltens gegen meine Schweſter bequem ſein würde, wenn ſie Recht hätten. Aber der ſonderbare, ja erſtaunliche Brief meiner Schweſter hat mich aus meiner Schlaffheit aufgerüttelt. Und wenn ich mich nun überzeuge, daß meine Schweſter Recht hat, daß es wirklich die Umgebung iſt, die ſie krank macht, dann ſollſt Du mich kennen lernen! Dann will ich der Welt eine Geſchichte erzählen von Aerzten und Kranken, — eine Geſchichte, die fürchterlicher und grauſiger ſein ſoll als die tollſten Schauerromane!"

„Mein lieber Hilarius," nahm ich das Wort, „Deine brüderliche Liebe, fürchte ich, läßt Dir glaubhaft erſcheinen, was Du von Herzen wünſchen magſt. Daß der Arzt nicht daran denkt, Deine Schweſter ohne Grund von der Außenwelt abzuſperren, das erſiehſt Du ja aus ſeinem begleitenden Schreiben, in dem er Dich ſelbſt auffordert, zur Beruhigung der armen Kranken nach Bonn hinüberzukommen."

„Du kennſt eben die Aerzte nicht," fuhr Hilarius fort. „Wenn ſie einmal ihre Beute halten, dann laſſen ſie ſie nicht los. Da ſchwatzen die Thoren von der Gefährlichkeit der Jeſuiten. Du lieber Gott! die ſind gewiß nicht die ſchlimmſten. Die Aerzte, glaube mir, ſie ſind die wahre Plage der Menſchheit. . . Aber ich werde ſelbſtverſtändlich nichts thun, was irgendwie übereilt wäre. Ich werde nüchternen Sinns die Verhältniſſe prüfen, und wenn das, was Du ſagſt, zutrifft — Du magſt ja Recht haben —, nun, ſo wird meine Anweſenheit wenigſtens dazu dienen, meiner Schweſter einige ruhigere Tage zu verſchaffen. Wird ihr weiteres Verbleiben in der Anſtalt als eine unabweisliche Nothwendigkeit erkannt, ſo werde ich wahrſcheinlich nach Bonn überſiedeln. Ich mache keine Anſprüche an das Leben, und wenn ich mich kaufmänniſch nicht mehr beſchäftigen kann, ſo werde ich mich eben anders beſchäftigen. Jedenfalls erachte ich es als meine Pflicht, meiner Schweſter, die mir am nächſten auf der Welt ſteht, meiner einzig lebenden Verwandten, brüderlich zur Seite zu ſtehen und ihr zu helfen, ſoweit ich es vermag."

Wir trennten uns zu ſpäter Stunde, und beim Abſchied verſprach mir mein Freund, daß er mir ſehr bald ſchreiben werde, wie er die Verhältniſſe in Bonn vorgefunden habe.

Einige Wochen wartete ich vergeblich auf den angekündigten Brief. Nach etwa einem Vierteljahr ſprach ich in Gauers Wohnung wieder einmal vor. Der Portier, der zugleich Vicewirth war, ſagte mir, daß Herr Gauer die Wohnung aufgegeben, ſeinen Diener verabſchiedet und Berlin verlaſſen habe. Weiteres wiſſe er nicht. Es vergingen wieder einige Monate, ich hörte noch immer nichts von ihm. Da veranlaßte mich die freundſchaftliche Theilnahme, mich nach dem Verbleiben meines alten Freundes etwas genauer zu erkundigen.

Ich ließ mir den Wirth des Hauses nennen, begab mich zu diesem und hörte nun, daß Herr Gauer ihn dringend gebeten habe, von seinem Aufenthalte mit Niemand zu sprechen. Allem Anscheine nach beabsichtige Herr Gauer übrigens im nächsten Frühjahr nach Berlin zurückzukehren. Er habe einen Theil seiner Möbel dem Wirthe in Verwahrung gegeben, den anderen Theil sich nachschicken lassen.

Aber der künftige Frühling kam, und ich hörte und sah nichts von Hilarius. Und es kam der Herbst und der Winter, und es verging noch ein Jahr, — er war und blieb verschwunden. Und es verfloß noch eine lange Zeit, ohne daß der Verschollene ein Lebenszeichen von sich gegeben hätte.

Erst vor wenigen Tagen, als ich eines Abends zu vorgerückter Stunde nach Hause kam, fand ich auf meinem Tische einen jener großen länglichen Briefumschläge, wie man sie zu Actenstücken zu benutzen pflegt, und schon in der Aufschrift erkannte ich die schöne regelmäßige Schrift meines Freundes Hilarius. Der Brief trug keinen Poststempel und war, wie mir das Mädchen am folgenden Morgen sagte, von einem Herrn in meiner Wohnung abgegeben worden. Ich öffnete ungeduldig das Siegel und war überrascht, ein bogenlanges Schriftstück von meinem Freunde zu finden.

Da las ich denn den folgenden Bericht, der mir über das Schicksal meines Freundes seit unserer Trennung vollkommenen Aufschluß gab.

Mandan in Dakota, Mitte Februar 1886.

Mein lieber alter Freund!

Ich schulde Dir noch einen Bericht, den ich vor Jahren Dir versprochen habe. Ich bin nicht dazu gekommen, ihn aufzusetzen, weil ich unendlich viel durchgemacht habe, Ernstes und Heiteres, Schmerzliches und Erfreuliches. Ich wollte Dir aber erst schreiben, wenn das Schifflein meines Lebens aus den sturmbewegten Wellen in den ruhigen Hafen eingelaufen sein würde, und das ist erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit der Fall: und ich wollte Dir erst schreiben, wenn ich sicher sein würde, daß mein Bericht auch in Deine Hände gelangt. Jetzt habe ich einen zuverlässigen Boten, der nach Deutschland geht und mir versprochen hat, meine Aufzeichnungen persönlich bei Dir abzugeben. Und nun ist es mir ein Bedürfniß, Dir im Zusammenhange „von schreckender Gefahr zu See und Land und meiner Reisen wundervoller Fahrt", wie, glaube ich, Othello sagt, Langes und Breites zu erzählen.

Als wir uns an jenem Abende vor meiner Abreise nach Bonn trennten, drückte ich Dir, wie Du Dich wohl erinnern wirst, meine Besorgniß darüber aus, ob der Zustand meiner Schwester Gretchen von den behandelnden Aerzten auch richtig erkannt worden sei. Du hieltest meinen Zweifel für unbegründet, und damals hattest Du Recht, jetzt aber habe ich Recht erhalten.

Zu jener Zeit war meine Schwester in der That schwer krank, und ich war erschrocken und tief bekümmert, als ich sie wiedersah. Seit Wochen sprach sie fast kein Wort, sie starrte düster vor sich hin: nur mit vieler Mühe gelang es, ihr das Nothwendigste zu ihrer Ernährung beizubringen. Und als ich vor sie hintrat, erhob sie kaum den Blick, hatte auch auf meine herzliche Ansprache kein Wort der Erwiderung, und nichts gab mir die Gewähr dafür, daß sie mich erkannte. Der angstvolle Ausdruck ihres Gesichtes, der mit dem der tiefen Schwermuth abwechselte, ließ darauf schließen, daß sie von schreckhaften Wahngebilden gepeinigt würde. Aber schon nach wenigen Tagen unseres Beisammenseins bemerkte ich in ihrem Verhalten eine auffällige Veränderung, die mich tief beglückte. Sie musterte mich zunächst mit verwunderten Blicken, dann aber sah sie mich freundlich und vertrauensvoll an. Sie ergriff meine Hand und hielt sie stundenlang in den ihrigen. Mitunter fühlte ich einen festeren Druck. Sie lehnte auch ihren Kopf an meine Schulter, als ob sie Schutz gegen irgendwelche unsichtbaren Feinde bei mir suche. Ich sprach ihr Muth zu, streichelte ihre weichen Haare, und tief aufathmend lächelte sie dankbar. Immer mehr und mehr lichteten sich die umnachteten Sinne; die unheimlichen Gestalten, die sie verfolgt hatten, verflüchtigten sich. Sie fand nun auch die Sprache wieder. Zunächst sprach sie leise und scheu, als hege sie die Befürchtung, daß das wiedergewonnene Gut ihr auf's Neue geraubt werden könne; sodann aber wurde sie zuversichtlicher und ruhiger. Sie nahm Antheil an ihrer Umgebung, erkundigte sich nach den Vorgängen der Außenwelt; sie las und interessirte sich für das, was sie las, und nach verhältnißmäßig kurzer Zeit war ihr Zustand ein so durchaus befriedigender, daß ihr ohne irgendwelches Bedenken schon Spaziergänge in der schönen Umgebung der Stadt gestattet werden durften; zunächst in Begleitung eines der Aerzte, dann aber ohne ärztliche Ueberwachung. Wir machten gemeinsame kleine Ausflüge. Wir waren im Siebengebirge, in Rolandseck, und Du kannst Dir nicht vorstellen, mit welchem seligen Gefühle sich mein Herz bei dem Gedanken füllte, daß ich Gretchen dem Leben wiedergegeben hatte.

Der leitende Arzt, Dr. Philippi, bei dem ich wohnte — übrigens ein sehr wohlwollender und vernünftiger Mann —, war über diese wunderbare Wandlung selbst in hohem Grade erstaunt; er hielt es indessen für gerathen, den Aufenthalt meiner Schwester in der Anstalt, in der sie vor allen verwirrenden und aufregenden Eindrücken am geborgensten war, noch etwas zu verlängern, und wir Beide waren damit einverstanden, meine Schwester und ich.

Du mußt Dir nämlich nicht vorstellen, daß diese Pension für Gemüthskranke jenen schauerlichen Charakter hat, den der Laie dem Irrenhause beizulegen pflegt. Denke Dir eine freundliche Ansiedelung in der ruhigen Umgebung der Stadt, in der nächsten Nähe des Rheines. In einem freundlichen Hause, das an der Straße liegt, wohnt der Leiter der Anstalt mit seiner Familie und seinen Aerzten. Da hatte auch ich ein behagliches Unterkommen

gefunden. Hinter dem Hause liegt ein großer parkartiger Garten mit herrlichen alten Bäumen, mit Akazien, Kastanien, Linden und Nußbäumen, die die Kieswege beschatten. Unmittelbar hinter dem Hause ist ein mit Gartenanlagen gezierter Schmuckplatz, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätschert. An diesen Platz sind drei hübsche Villen im Schweizer-Stile mit Holzveranden angebaut. Von dieser anmuthigen Ansiedelung durch eine ziemlich weite Entfernung getrennt, liegen am anderen Ende des Parkes, durch eine besondere Umfassungsmauer abgesondert, zwei größere Gebäude, für die ebenfalls ein besonderer Garten angelegt ist. Da sind die schweren und unruhigen Kranken untergebracht, von denen ich während meines Bonner Aufenthaltes nie etwas gesehen und gehört habe . . .

Nur manchmal inmitten der stillen Nacht, wenn ich aus irgendwelchen Gründen keine Ruhe finden konnte, war mir's, als hörte ich aus der Ferne klagende oder geängstigte Laute zu mir dringen . . .

Die Umfassungsmauern, welche das ganze Grundstück einschließen, sind mit Schlinggewächsen und rankendem Gesträuch völlig bedeckt, so daß den leichteren Kranken, die in den Villen wohnen, die schmerzliche Vergegenwärtigung ihrer Absperrung nahezu völlig erspart bleibt. Diesen, den Ruhigen und Ungefährlichen, werden alle erdenklichen Zerstreuungen gern gewährt. Sie können spazieren gehen, wann es ihnen beliebt, können sich gegenseitig besuchen, sie können sich mit dem beschäftigen, was ihnen zusagt; es ist ein Billardsaal da, eine Kegelbahn, ein Spielzimmer, ein Musikzimmer mit einem sehr guten Flügel, in dem fleißig musicirt und oft Abends getanzt wird; im Park ist ein Spielplatz für Croquet und Lawn-tennis — mit einem Worte: alles Schauerliche und Grausige ist aus der Umgebung der Kranken verbannt, und sie können sich in einem Luxus-Badeorte wähnen, in dem sie unter den angenehmsten Bedingungen des Daseins ihre erschütterte Gesundheit wieder zu befestigen suchen.

Es befinden sich ja auch unter diesen Kranken eine große Anzahl von Personen, denen Du ihre Erkrankung kaum anmerken würdest, und die unzweifelhaft viel weniger krank sind als ein erheblicher Procentsatz der Gesellschaft, mit der Du in der Großstadt beständig verkehrst. Die Villenbewohner gehören durchweg den besten Ständen an. Sie haben fast ohne Ausnahme ihre eigene Bedienung und verkehren mit einander unter den Bedingungen der vollkommensten Artigkeit und Höflichkeit.

Meine Schwester bewohnte mit ihrer Gesellschafterin das Erdgeschoß der mittleren Villa, die meinem Fenster gerade gegenüber lag. Im oberen Stockwerk wohnte eine junge Amerikanerin, Miß Sarah Westernborough, die zur Zeit meiner Ankunft noch schwer leidend war und deshalb das Zimmer nicht verließ. Sie bildete sich ein, daß man sie mit den Speisen der Anstalt vergiften wolle, verweigerte die Nahrung und war zum Skelett herabgemagert.

Ich sah sie zum ersten Mal im Fahrstuhl an einem leuchtenden hellen Sommertage. Ihr schmales blutleeres Gesicht trug den unverkennbaren

Stempel ſchweren Leidens, aber ſie ſah wunderſchön aus. Ich fühlte eine tiefe innerliche Bewegung, als ich ihr von meiner Schweſter vorgeſtellt wurde. Wir knüpften, ich weiß nicht mehr über welchen Gegenſtand, eine Unterhaltung an und ſprachen, ich weiß nicht wie lange; aber es war mir wahrhaft ſchmerzlich, als einer der Aerzte ſich zu uns geſellte und mir durch ein ausdrucksvolles Schließen der Lider in nicht mißzuverſtehender Weiſe andeutete, daß es nun an der Zeit ſei, die Unterhaltung, die die Kranke aufregen könne, abzubrechen. Ich erhob mich, und der Arzt gab nun in zarter, vorſichtiger Weiſe der Kranken zu verſtehen, daß es wohl an der Zeit ſei, jetzt zur Ruhe ihres Zimmers zurückzukehren.

Miß Sarah, die von der ungewohnten Anſtrengung in der That etwas abgeſpannt zu ſein ſchien, nickte zuſtimmend und verabſchiedete mich mit freundlichem Gruß. Ich blieb an der Thür unſeres Hauſes ſtehen und ſah ihr nach, wie der kleine Wagen, in dem ſie ruhte, von der Dienerin in die Hausthür der mittleren Villa geſchoben wurde.

Sie hatte mir's angethan, Miß Sarah; ich konnte an nichts Anderes mehr denken.

Ich ſah ſie beſtändig vor mir: die gebrechliche zarte Geſtalt, das ſchmale bleiche Geſicht mit der feingeſchnittenen Naſe, der durchſichtigen Haut, umrahmt von üppigen, ſchwarzen Haaren, die in großen Wellen aufgelöſt über die Schultern fielen. Ich ſah immer und immer das tiefblaue, ſehnſüchtige Auge mit der merkwürdig großen, ſchwarzen Pupille. Ich empfand mit der Armen das tiefſte Mitgefühl — ſo redete ich mir wenigſtens ein, und in dieſem Sinne ſprach ich von Miß Sarah mit meiner Schweſter und mit den Aerzten. Aber dieſe Selbſttäuſchung konnte nicht Stand halten, und in derſelben Nacht noch geſtand ich mir, als ich ruhelos auf meinem Lager mich hin- und herwarf, daß es etwas Anderes, Mächtigeres als Mitleid war, was ich für ſie fühlte: ich liebte, liebte zum erſten Mal in meinem Leben.

Mitten in der Nacht erhob ich mich und kleidete mich wieder an. Ich öffnete das Fenſter und blickte hinüber zu der kleinen Villa, die ſich in dem nächtlichen Dunkel der Umgebung vom Hintergrunde kaum abhob. Ich blickte hinüber, ſtundenlang und zwecklos, zu den Fenſtern des erſten Stocks, die durch das gedämpfte Licht einer Nachtlampe matt beleuchtet waren. Da ruhte ſie jetzt, hoffentlich in erquickendem Schlafe. Ich war überglücklich bei dem Gedanken, aber zugleich fühlte ich mich auch tief unglücklich.

Sollte mich das Verhängniß meiner Familie nun auch noch ereilen, zwar in einer anderen, aber vielleicht noch ſchrecklicheren Geſtalt? Sollte ich mich klaren und nüchternen Sinnes in eine Geiſtesgeſtörte verlieben, deren Zuſtand nach den Ausſagen der ſachverſtändigen Aerzte als ein nahezu verzweifelter bezeichnet wurde? So grauſam konnte das Schickſal nicht ſein!

An meiner armen Schweſter hatte ich ſchon die Beobachtung gemacht, wie mein Weſen gewiſſe, mir ſelbſt nicht verſtändliche Eigenſchaften beſitzt, die beruhigend und heilkräftig ſich bewährt hatten. Wäre ich ein etwas weniger

nüchterner Poſitiviſt, als ich es bin, ſo würde ich glauben können, daß ich jenes gewiſſe magnetiſche Fluidum beſitze, um deſſen Vorhandenſein oder Nichtvorhandenſein ſich die Gelehrten ſeit Jahrhunderten herumzanken. Ich brauchte keine wiſſenſchaftlichen Forſchungen anzuſtellen, mir ſtand eine erfolgreiche Erfahrung zur Seite. Alles, was ich irgendwie vermochte, das wollte ich nun — ich gelobte es mir feierlich — lediglich dazu verwenden, die Arme zu heilen; und ich hatte die beſtimmte Empfindung: es wird mir auch gelingen! Beſſer als den Aerzten!

Es war mir eine unbeſchreibliche Genugthuung, daß Miß Sarah Vertrauen zu mir zu faſſen ſchien und ſich in freundlicher Zuneigung mir geiſtig näherte. Mit meiner Schweſter war ſie ſchon vor ihrer letzten Kriſis innig befreundet geweſen, und ſo ergaben ſich unſere häufigen Zuſammenkünfte in ungezwungenſter Weiſe und ganz von ſelbſt. Der Verkehr zwiſchen uns wurde immer vertraulicher und herzlicher. Wir waren ſchließlich faſt den ganzen Tag zuſammen. Schon am zweiten Tage hatte ich vermocht, was die Aerzte ſeit Monaten durchzuſetzen vergeblich verſucht hatten. Wir hatten in der Vorhalle der Villa den Frühſtückstiſch zu Dreien anrichten laſſen. Miß Sarah nahm meinen Arm an und ſetzte ſich zu uns. Ich nöthigte ſie ſcherzhaft, wie ein kleinſtädtiſcher Wirth, zuzugreifen. Sie ließ ſich freilich zunächſt ein wenig bitten, aber als ſie ſah, mit wie gutem Appetit wir unſer Mahl verzehrten, ſprach ſie ſeit langen Wochen zum erſten Male wieder den Speiſen und Getränken freiwillig zu. Und von nun ab war ſie unſer regelmäßiger Gaſt bei den Mahlzeiten. Sie kam verhältnißmäßig ziemlich ſchnell wieder zu Kräften; die Schlafloſigkeit wich von ihr, und der roſige Hauch der Geneſung lagerte ſich auf ihre Wangen.

Ich war glücklich, glücklich wie ein Vater, der ſein todtkrankes Kind geſunden ſieht.

Nach kaum einem Vierteljahr war ſie ſoweit hergeſtellt, daß ſie an unſeren Ausflügen außerhalb der Anſtalt in den warmen ſonnigen Herbſttagen theilnehmen durfte.

Die wiederkehrende Geſundheit hatte ſie womöglich noch verſchönt, und in der lieblichen Hülle entdeckte ich eine Fülle von Herzensgüte und Vornehmheit der Geſinnung, wie ich es Dir nicht beſchreiben kann. Aus ihrem neugewonnenen Leben erblühte nun die wunderbarſte Lebensluſt. Sie war heiter bis zur Ausgelaſſenheit.

Um ſo auffälliger war es mir, und es beunruhigte mich, als ich ſie eines Tages recht niedergeſchlagen fand. Sie hatte offenbar geweint.

Ich fragte ſie in ſchonender Weiſe nach dem Grunde ihrer plötzlichen Traurigkeit. Und da geſtand ſie mir, während wir unter den ſchattigen Linden auf- und abgingen, daß der Gedanke, uns, meine Schweſter und mich, über kurz oder lang verlaſſen zu müſſen und wieder allein zu bleiben, bis ihr Vater ſie abholen würde, ſie ſo unglücklich mache; und ſelbſt die Erwägung, geheilt zu den Ihrigen zurückzukehren, vermöge ſie nicht heiterer zu ſtimmen;

ſie habe ſich eben zu ſehr an unſeren Umgang gewöhnt, und ſie könne ſich nicht vergegenwärtigen, wie ſie die dauernde Trennung von uns ertragen werde. Ich blieb ſtehen, nahm ihre beiden Hände in die meinigen, ſah ſie an und ſagte ihr:

„Weshalb ſollen wir uns denn trennen? Wenn Sie es wollen, bleiben wir immer zuſammen.“

Sie machte keine Bewegung, um ihre Hände den meinigen zu entziehen. Fragend blickte ſie zu mir auf. Sie zitterte ein wenig, ihre reizenden Lippen öffneten ſich zu einem glücklichen Lächeln, und die Thränen traten ihr in die Augen.

Als ich ſie ſo vor mir ſah, da übermannte es mich. Ich zog ſie an mich, ſchloß ſie in meine Arme und drückte den erſten Kuß auf ihre Lippen.

Wir ſprachen kein Wort.

Da hörte ich die Stimme meiner Schweſter, die nach mir rief; und ich ſah nun Greten, wie ſie in den Lindenweg einbog. Ich lief ihr entgegen, und übermüthig wie ein Kind umfaßte ich ſie, hob ſie laut lachend vom Boden auf, küßte ſie und konnte nichts Anderes ſagen als: „Sarah, meine Braut.“

Meine Schweſter war viel weniger überraſcht, als ich angenommen hatte. Sie eilte zu ihrer Freundin und umſchlang ſie als Schweſter. Sarah war mit ungläubigen Augen ganz betroffen ſtehen geblieben und noch immer keines Wortes mächtig.

Während wir den Weg nach der Villa einſchlugen, verabredeten wir, daß wir von der Sache einſtweilen und an dieſem Orte nicht weiter ſprechen wollten. Eine Verlobung unter dieſen Verhältniſſen und in dieſer Umgebung war ja wirklich etwas ſehr Abſonderliches, und hier, wo alles Seltſame verdächtig erſchien, würde unſere Handlung den thörichtſten Mißdeutungen ſchwerlich entgangen ſein.

Aber gerade die Heimlichkeit, zu der wir uns entſchloſſen hatten, erhöhte den Reiz unſeres Bundes in eigenthümlicher Weiſe. Das ruhige Bewußtſein unſeres Einsſeins, gepaart mit der Nöthigung, vor den Uebrigen die Scheidewand der geſellſchaftlichen Gepflogenheiten aufrecht zu erhalten, der Zwang, den wir uns in unſeren wechſelſeitigen Beziehungen auferlegen mußten, und unſere lächelnde Ueberlegenheit — Alles das war ungemein heiter und poetiſch.

Inzwiſchen waren ſowohl bei meiner Schweſter, als auch bei meiner Braut die letzten Spuren ihrer Krankheit verwiſcht. Beide hatten ſich vollkommen erholt, und die beiden Schwägerinnen, die ſo ſtarke Berührungspunkte hatten: die Gemeinſamkeit ihrer Krankheit, des Aufenthalts, der Pflege, der gleichzeitigen Geſundung und der Liebe zu mir, verbanden ſich in immer herzlicherer Freundſchaft. Wir zimmerten uns unſere Zukunft zurecht, und wir hatten beſchloſſen, Deutſchland, das in uns ſo viele traurige Erinnerungen wachrufen mußte, zu verlaſſen und in der Neuen Welt ein neues Leben anzufangen.

Meine Braut hatte mich in ihre Familienverhältniſſe vollkommen eingeweiht. Noch am Abende deſſelben Tages, an dem ich mich mit Sarah verlobt hatte, ſchrieb ich an ihren Vater, der große Minen in Montana und beträchtliche Getreidefelder in Dakota beſitzt.

Sarah war vor einem Jahre, als ſie mit ihrem Vater Europa bereiſte, erkrankt: er hatte ſie nothgedrungen hier zurücklaſſen müſſen, da die Aerzte übereinſtimmend der Anſicht waren, daß die lange und beſchwerliche Reiſe Gefahren für ihr Leben haben könnte. Unter dem Schutze einer alten bewährten Dienerin, die Sarah von Kindheit an kannte, war meine Braut der Pflege des Dr. Philippi übergeben worden. Für den kommenden Frühling hatte Mr. Weſternborough Dr. Philippi ſeinen Beſuch angekündigt, um, wenn es irgend möglich wäre, ſeine Tochter mit ſich zu nehmen. Es war ein großes Opfer, das der Vater ſeinem Kinde zu bringen hatte, denn gerade in dieſer Zeit war er von ſeinen Geſchäften unendlich in Anſpruch genommen. Durch die bisher unzugänglichen Gebiete wurde ein neuer Schienenſtrang gelegt, der für den kommenden Sommer eine abermalige gewaltige Verbindung zwiſchen dem Stillen und dem Atlantiſchen Ocean herſtellen ſollte und völlig veränderte Bedingungen des Daſeins für die nördlichen Diſtricte der Vereinigten Staaten ſchaffen mußte. Jeden Tag ſtand, wie man ohne Uebertreibung ſagen darf, ein Vermögen auf dem Spiele, ein großes Vermögen, Millionen.

An jenem Abend alſo ſetzte ich mich an meinen Schreibtiſch und ſchrieb — Du kannſt Dir denken, mit welcher Vorſicht — einen langen ſachlichen Bericht an meinen künftigen Schwiegervater. Ich ſchilderte ihm, unter welchen Umſtänden ich die Bekanntſchaft ſeiner Tochter gemacht, und wie ich mich in ſie verliebt hatte; ich ſagte ihm, daß ſie meine Neigung erwiderte und mit meiner Schweſter in inniger Freundſchaft zuſammen lebte; ich gab ihm ein getreues Bild meiner Verhältniſſe, ſetzte ihn in den Stand, die Wahrheit meiner Angaben zu prüfen, und ſchloß mit der ehrerbietigen Bitte um die Erlaubniß, mit meiner Schweſter ſeine völlig geneſene Tochter nach Dakota begleiten zu dürfen und dort um ihre Hand anzuhalten. — Sarah ſchrieb in demſelben Sinne.

Der Verkehr mit Dakota war aber zu jener Zeit noch ſchwerfällig und langſam. Vor Weihnachten durften wir die Antwort des Vaters kaum erwarten. Bis dahin wollten wir unſern ruhigen Bonner Aufenthalt, der für uns alles Schreckhafte und Peinliche des Krankenhauſes durchaus verloren hatte, beibehalten. Wir lebten alſo unſer ſtilles heiteres Leben für uns.

Trotz aller Vorſicht, die wir beobachteten, konnte der vertrauliche Charakter unſeres Verkehrs und unſerer Abſonderung von den Uebrigen nicht unbemerkt bleiben. Und an einem Orte wie jenem wird Alles, was bemerkt wird, als auffällig und nicht normal aufgefaßt. Es iſt nicht zu verwundern, daß die Anſtaltsärzte, die den ganzen Tag mit Kranken verkehren, eine jede Erſcheinung, die ſich ihrem prüfendem Auge darſtellt, als eine ſymptomatiſche

betrachten. Sie leben ſich ſchließlich ganz in den Wahn hinein, daß Jedermann mehr oder minder krank und als Patient zu behandeln ſei, und eine jede unerwartete Aeußerung oder Handlung gilt ihnen als ein Beweis der Richtigkeit ihrer pathologiſchen Beobachtungen.

Mit dem Hauptarzte und auch mit den beiden Aſſiſtenten ſtand ich auf gutem Fuße. Ich hatte nun eine genügend lange Zeit mit ihnen verbracht, um die Einrichtung der Anſtalt vollkommen kennen zu lernen. Manches erſchien mir muſtergültig, manches Andere aber erachtete ich für verbeſſerungsfähig und äußerte darüber meine unverhohlene Anſicht. Sie ſahen ſich, als ich ihnen meine Verbeſſerungsentwürfe auseinanderſetzte, mit bedenklichen Blicken an, und ich täuſchte mich gewiß nicht: ſie hielten dieſe ruhigen Vorſchläge für die Aeußerungen eines krankhaften Geiſtes.

Von jener Zeit an widmeten ſie mir ihre beſondere Aufmerkſamkeit. Es machte mir Spaß zu bemerken, wie ſie ſich mit regſter Theilnahme nach meinem Schlafe, nach meinem Appetit erkundigten, mir Weiſungen gaben in Betreff der Diät, der Tageseintheilung, der Zerſtreuungen, die ich ſuchte ꝛc. Die ängſtliche Fürſorge der Aerzte und namentlich des Hauptarztes Dr. Philippi für mein Wohlbefinden ſteigerte ſich nach meiner heimlichen Verlobung immer mehr. Du kannſt Dir vorſtellen, wie mich das beluſtigte.

Eines Abends war ich beſonders gut aufgelegt und konnte mich des Lachens kaum erwehren, als ich wahrnahm, wie der Arzt mich mit immer beſorgterem Geſichte muſterte. Ich lud ihn beinahe übermüthig ein, mit mir auf mein Zimmer zu kommen und dort nach Tiſch den Kaffee bei mir zu trinken, ich hätte Mancherlei mit ihm zu beſprechen. Ich hatte einen gewiſſen Galgenhumor und wollte ihn aufziehen. Der Arzt nahm meine Einladung an. Als er mir in meinem Zimmer gegenüber ſaß, legte er ſein Geſicht in ſo finſtere Falten, daß ich laut auflachen mußte.

„Nun, Doctor meiner Seele!“ rief ich vergnügt, „weshalb ſehen Sie denn ſo furchtbar düſter aus?“

Ohne eine Miene zu verziehen, ſagte er mir in ſtrenger Ruhe:

„Ich fürchte, Herr Gauer, der Aufenthalt hier bekommt Ihnen nicht gut . . .“

Ich erſchrak bei dem Gedanken, daß der Doctor mir die Gaſtfreundſchaft kündigen möchte. Er hatte ſchon früher derartige Ankündigungen gemacht. Ich bat ihn daher ſo dringlich, wie der Anſtand es geſtattete, mir den ferneren Verbleib in ſeinem Hauſe zu gewähren. Nach langem Zureden willigte er ein.

„Aber Sie ſollten wenigſtens den Verkehr mit den kranken Damen einigermaßen einſchränken“, fuhr er fort. Und abermals ſagte er mir: „Vielleicht würde es Ihnen dienlich ſein, wenn Sie in dieſer unfreundlichen Jahreszeit ein wärmeres Klima aufſuchten. Die mildere Natur, die veränderte Umgebung würde Sie erfriſchen und zerſtreuen.“

„Sehe ich aus wie ein Mann, der der Zerſtreuung bedarf?“ fragte ich. „Ich bin niemals heiterer geweſen und habe mich nie froher gefühlt.“

„Ihre unbegründete Ausgelassenheit ist ein Symptom, das mich ernstlich beunruhigt."

„Nun, und wenn ich schwermüthig und verschlossen wäre, würde Sie das weniger beunruhigen? Würde Ihnen meine gedrückte Gemüthsstimmung nicht ebenfalls Besorgnisse einflößen? Wie soll ich es Ihnen recht machen, lieber Doctor?"

„Lassen wir das," gab er zur Antwort. „Eine ernste und traurige Stimmung würde mir unter den gegebenen Verhältnissen jedenfalls erklärlicher erscheinen als Ihr Uebermuth, zu dem hier wahrlich keine Veranlassung vorliegt. Aber nicht das allein ist es, was mir in Ihrem Benehmen auffällt. Sie haben gewisse Eigenthümlichkeiten, die mich bedenklich stimmen müssen."

„Welche?" fragte ich.

„Nun, erklären Sie mir z. B. die folgende: Die Villa, in der Ihre Schwester wohnt, liegt unserer Hausthür gerade gegenüber; Sie brauchen nur über den Kiesweg um den Springbrunnen zu gehen, und Sie sind da. Anstatt dessen machen Sie jedesmal einen großen Umweg, umgehen den ganzen Schmuckplatz und schleichen an den Mauern entlang."

„Wenn es nichts Anderes ist," erwiderte ich lachend, „so kann ich Sie sogleich beruhigen. Ich bin als Kind einmal beim Turnen vom Reck gefallen, und seitdem leide ich an Schwindel. Es ist mir mein Lebtag unangenehm gewesen, über einen freien Platz zu gehen, und ich vermeide es instinctiv, wo immer ich kann. Ich habe seit meiner Kindheit mich daran gewöhnt, an den Häusern entlang zu gehen. Ich thue es jetzt, wie gesagt, gewohnheitsmäßig, ich glaube gar nicht, daß mich der Schwindel noch befallen würde. Und um Ihnen Spaß zu machen, werde ich von jetzt ab immer gerade über den Platz gehen."

„So, so," brummte Dr. Philippi vor sich hin. „Und weshalb suchen Sie denn so oft eine verstohlene Ecke im Parke auf und verbleiben da stundenlang in derselben Stellung?"

„Also das ist auch auffällig?" entgegnete ich, noch immer lachend. „Lieber Doctor, ich befürchte ernsthaft, daß Ihr Beruf Ihre Beobachtungen allzu sehr schärft und dadurch fälscht. Jedermann hat doch seine Stunden einsamer Grübeleien, nicht wahr? Der Eine macht sie so ab, der Andere so. Der Eine legt sich auf's Sopha, streckt die Beine von sich und paßt eine Cigarre: ein Anderer geht spazieren und schleudert mit dem Stocke die kleinen Kiesel des Weges vor sich her. Ich hange meinen Gedanken am liebsten nach und überlege mir, was ich mir zu überlegen habe, am besten, wenn ich mich auf irgend einen entlegenen Fleck mit gesenktem Kopf ruhig hinstelle, abgewandt vom Treiben der Uebrigen, und mich um keinen Menschen bekümmere. Ich wiederhole Ihnen aber, wenn es Ihnen Vergnügen macht, will ich auch diese alte Gewohnheit ablegen und will mich in den Stunden, in denen ich mit meinen Gedanken allein sein will, in mein Zimmer zurückziehen."

Aber mehr als dieſe Einzelheiten beunruhigte den Doctor meine gehobene Stimmung. Er hatte mich ja geſehen, als ich angekommen war. Damals war ich nachdenklich und kummervoll; jetzt erblickte er mein glückſtrahlendes Geſicht, jetzt hörte er mich oft in meinem Zimmer übermüthig trällern, und dieſe roſige Laune, die er ſich in Unkenntniß der Verhältniſſe nicht erklären konnte, erſchien ihm überaus verdächtig! Er wußte ja nicht, was mich ſo glücklich machte, und ſo mußte ich denn mit der Wahrheit herausrücken.

Ich ſagte ihm alſo, daß meine Freude darüber, meine Schweſter vollkommen geheilt zu ſehen, und die Ausſicht, mit ihr vereint ſpäter leben zu können, doch wohl ſchon genügend ſei, um meine veränderte Stimmung zu erklären. Aber es ſei noch ein ſtärkerer Grund dafür vorhanden: meine herzliche Freude über die Geneſung Sarahs, und endlich und hauptſächlich — meine Liebe zu ihr.

Der Arzt hatte mir ſehr aufmerkſam zugehört, und während ich ſo ſprach, verſteinerte ſich ſein ernſtes Geſicht immer mehr. Er legte väterlich und freundſchaftlich ſeine Hand auf die meinige und ſagte beinahe feierlich:

„Verehrter Freund, Sie ſind wirklich krank! Sie befinden ſich in vollkommenem Irrthum, wenn Sie glauben, daß Ihr Fräulein Schweſter geheilt iſt. Seit Ihrem Hierſein hat ihre Erkrankung allerdings eine andere Erſcheinungsform angenommen, aber die Krankheit ſelbſt iſt leider nicht gehoben. Sie irren ſich ferner, wenn Sie annehmen, daß Fräulein Sarah geheilt ſei; ihr Zuſtand hat ſich im Gegentheil erheblich verſchlimmert. Ihre Beurtheilung des Geſundheitszuſtandes Ihrer Schweſter und der amerikaniſchen Dame, dieſer völlig unberechtigte Optimismus und Ihre abenteuerliche Neigung zu der unglücklichen Kranken — es thut mir leid, es Ihnen ſagen zu müſſen, aber die Pflicht gebietet es — es iſt krankhaft! Sie müſſen wirklich etwas für ſich thun! Wenn Sie durchaus bei uns bleiben wollen, ſo muß ich Sie bitten, daß Sie ſich unſerer Pflege völlig anvertrauen, und daß Sie unſere Weiſungen gewiſſenhaft befolgen. Ich will Sie keineswegs erſchrecken. Daß ich wahrhaft bin, werden Sie ja wiſſen; ich beſchönige alſo auch nichts, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie nicht etwa an einem ſchweren Leiden erkrankt ſind. Es handelt ſich für Sie nur, wie ich feſt überzeugt bin, um ein vorübergehendes Unbehagen, das durch die ſtarken Erregungen, denen Sie hier ausgeſetzt geweſen ſind, verurſacht worden iſt, und das bei rationeller Behandlung bald völlig beſeitigt werden wird."

Ich glaubte zunächſt nicht recht verſtanden zu haben. Eine Weile widerſprach ich, zunächſt in ſcherzhaftem, danach in ernſterem Tone, wie man eben einem vernünftigen Manne gegenüber ſeine abweichende Anſicht vertritt.

Aber während unſerer Erörterung bemächtigte ſich meiner die Ueberzeugung, und ſie wurde immer feſter, daß der Leiter der Anſtalt durch den beſtändigen Umgang mit Kranken ſelbſt in der Klarheit ſeines Urtheils- und Denkvermögens gelitten hatte.

Ich hatte mich in Folge der Unglücksfälle in meiner Familie ſehr

angelegentlich mit pſychiatriſchen Studien beſchäftigt und erkannte den Zuſtand ſehr wohl. Ich empfand mit dem Schickſal des trefflichen Mannes tiefes Mitgefühl . . .

Scheinbar machte ich nun alle Zugeſtändniſſe. Ich ſagte ihm ſchließlich: er ginge nach meiner Ueberzeugung in ſeiner freundſchaftlichen Theilnahme für mich wohl etwas zu weit; aber er möge ja in der Hauptſache Recht haben, und vielleicht befände ich mich im Irrthum. Ich wäre durchaus geneigt, ſeinen Anordnungen zu folgen.

Nachdem ich ſo ſein Vertrauen beſtärkt hatte, erlaubte ich mir, in aller Behutſamkeit auch ihm einige freundliche Winke zukommen zu laſſen.

„Wir leben zu viel und zu ſchnell, Doctor," ſagte ich. „Unſer ganzes Geſchlecht iſt überreizt und abgeſpannt. Und auch Sie haben ſich, wie ich glaube, zuviel zugemuthet. Wie Sie mich des ungerechtfertigten Optimismus beſchuldigen, ſo möchte ich gegen Sie beinahe die Anklage erheben, daß Sie zu peſſimiſtiſch geſtimmt ſind. Ich halte das für eine Folge der Ueberarbeitung. Auch Ihnen würde es nicht ſchaden, wenn Sie ſich eine kleine Ausſpannung gönnten, und ich ſtelle mich Ihnen vollkommen zur Verfügung. Wenn Sie wollen, machen wir jetzt trotz der unfreundlichen Witterung und der kurzen Tage eine kleine Reiſe zuſammen. Vielleicht kann ich Ihnen auch einen Theil Ihrer Arbeiten abnehmen, ich habe ja ohnedies hier nichts Beſonderes zu thun. Und wenn ich auch kein Mediciner von Fach bin, ſo ganz und gar laienhaft bin ich doch auch nicht, wie Sie wohl bemerkt haben werden."

Mit einem eigenthümlichen blöden Lächeln hörte Dr. Philippi mich an, mit einem Lächeln, das meine Wahrnehmungen leider nur noch beſtätigen mußte. In ſeiner Antwort kam er auf meine Vorſchläge gar nicht zurück, ſondern ging ſofort mit der den Geiſteskranken eigenthümlichen Beharrlichkeit auf ſein Thema über: auf ſeine angebliche Erkenntniß meiner Erkrankung.

„Sie müſſen den täglichen und ſtündlichen Verkehr mit den beiden Damen etwas einſchränken," ſagte er wiederum.

Das war nun einmal ſein Steckenpferd. Ich erhob Widerſpruch dagegen in maßvollſter Weiſe, aber der Doctor wurde darüber ſo aufgeregt, daß ich einen heftigen Auftritt befürchten mußte. Ich lenkte alſo ein und verſprach ihm, daß ich mich auch in dieſer Beziehung ſeinen Wünſchen unterordnen wolle.

Und es war mir Ernſt mit meinem Verſprechen. Denn ich wußte ja daß die Antwort meines Schwiegervaters Weſternborough nun nicht mehr lange auf ſich warten laſſen konnte; in vierzehn Tagen bis drei Wochen mußte dieſelbe bei uns eintreffen.

Am anderen Tage erzählte ich den Damen die ſeltſame und unheimliche Scene, die ſich in meinem Zimmer abgeſpielt hatte. Meine Braut und meine Schweſter hatten ebenfalls ſchon wahrgenommen, daß es mit dem Doctor nicht ganz richtig ſei. Sie belobten mich wegen meines ſchonenden

Verhaltens ihm gegenüber. Wir verabredeten, daß wir uns bis zum Eintreffen der Antwort meines Schwiegervaters den Zwang auferlegen wollten, uns weniger zu ſehen.

Der Doctor ſchien zunächſt zufriedengeſtellt zu ſein. Ich beobachtete ihn während der nächſten Tage mit ſchärferer Aufmerkſamkeit, von dem lebhafteſten Verlangen erfüllt, meine Wahrnehmungen doch als grundloſe zu erkennen. Aber leider ſprachen alle ſeine Handlungen für die Richtigkeit meiner Auffaſſung. Ich nahm mir alſo vor, bevor ich Bonn verließ, mit einem tüchtigen Arzte in der Stadt zu ſprechen und die Medicinalbehörden von dem Zuſtande des unglücklichen Dr. Philippi in Kenntniß zu ſetzen. Denn wenn ſein Geiſteszuſtand zur Zeit auch noch kein Unheil angerichtet hatte, ſo ſchauderte ich doch bei dem Gedanken, daß ein Mann, der nicht im Vollbeſitze ſeiner Zurechnungsfähigkeit iſt, an der Spitze einer ſolchen Anſtalt mit unbeſchränkter Machtvollkommenheit ſtehen und Anordnungen von vielleicht verhängnißvollen Folgen treffen durfte, bevor noch ſein Zuſtand von den Aſſiſtenzärzten, die ihm ganz und gar ergeben waren, und die in ihrer Befangenheit dem Vorgeſetzten blindlings folgten, erkannt worden wäre.

Die Tage des Wartens krochen langſam dahin. Die Geſellſchaft meiner Braut und meiner Schweſter fehlte mir unendlich, und dies verſtimmte mich tief.

Wie früher meine Heiterkeit, ſo erſchien nun meine Gedrücktheit dem unglücklichen Arzte als ein neues beſorgnißerweckendes Symptom. Die Damen hatte ich aus Rückſicht auf den Arzt zu meiden, und das Zuſammenſein mit Dr. Philippi war mir unheimlich. Ich ſuchte mir daher irgend eine ſtille Ecke des Gartens auf und blieb da ſtundenlang meinen unfreundlichen Gedanken überlaſſen. Ein neues bedenkliches Anzeichen in den Augen des Arztes! Wo immer ich mich verſtecken mochte, er wußte mich zu finden. Er ſprach in mich hinein, ich wollte ihm keine Antwort geben. Auch meine Schweigſamkeit erſchien ihm krankhaft. Ich bin ja, wie Du weißt, ſehr gutmüthig, aber ich hatte meine Selbſtloſigkeit doch wohl überſchätzt und war nicht im Stande, die Komödie würdig bis zu Ende zu ſpielen. Schließlich langweilte mich die Geſchichte wirklich, und einige Male ließ ich mich auch dazu hinreißen, dem Arzt in etwas deutlicher Form meine Meinung zu ſagen, zunächſt in der geſellſchaftlich höflichſten Form; als er aber immer wieder und immer wieder an mir herumdoctern wollte, meinen Arm aufhob, meinem Kopf eine verdrehte Stellung gab, verlor ich doch endlich die Geduld und wurde ſo ungehalten, daß der arme Doctor auf's Aeußerſte erſchrocken davonlief. Ich bedauerte übrigens meine nervöſen Ausfälle ſofort und bat ihn ſpäter höflich um Entſchuldigung.

So hatte ſich zwiſchen uns ein vollkommen verändertes Verhältniß herausgebildet. Ich fühlte für den unglücklichen Mann tiefes Mitleid, und er hegte in ſeiner Erkrankung das tiefſte Mißtrauen gegen mich. Allmählich maßte er ſich nun auch an, mir gegenüber eine Autorität geltend zu machen, zu der

ihn nichts berechtigte. Ich war nicht sein Patient, ich war sein Miether: ich war zuvorkommend und artig gegen Jedermann im Hause, ich fügte mich vollkommen in die Gewohnheiten des Hauses, zeigte mich für die Aufnahme so dankbar, wie es mir möglich war, und erfüllte alle Verbindlichkeiten. Ich durfte also den Anspruch darauf erheben, ebenso höflich und ebenso freundlich behandelt zu werden, wie ich die Andern behandelte.

Jetzt aber fiel es dem Arzte bei, mich von Zeit zu Zeit anzuherrschen, als ob ich sein Untergebener sei. Er forderte mich in beinahe schroffer Weise auf, das Zimmer zu verlassen, wenn ich keine Lust dazu hatte: er verbot mir gewisse Speisen und Getränke, die mir behagten — kurz und gut: er that alles Erdenkliche, um mich rebellisch zu machen. Aber ich entwickelte eine Langmuth, die die äußersten Grenzen des Menschenmöglichen erreichte, immer durchdrungen von dem Gefühle, daß ein Bedauernswerther, der nicht wußte, was er that, mit mir seine lästigen Versuche vornahm. Wie mein Widerspruch, so reizte ihn schließlich jedoch auch mein Gehorsam; er ärgerte sich darüber, daß ich that, was er wollte, und er fing nun mit kleinen Chicanen an.

Er ließ mir eine ganz harte Matratze in mein Bett legen, auf der ich nicht mehr schlafen konnte.

Dann ließ er eines Morgens in mein Zimmer einen großen Stuhl bringen, der früher im Salon des Doctors gestanden, und über den ich mich öfter geärgert hatte, weil er eben furchtbar häßlich war. Ich warf den Stuhl natürlich auf den Flur hinaus. Und als ich den Doctor Mittags zur Rede stellte, warum er mir diesen Streich gespielt hätte, sagte er mir: ich hätte ja selbst den Wunsch ausgedrückt, noch einen Stuhl im Zimmer zu haben. Und das war auch richtig. In meinem Zimmer waren nur Polsterstühle, und ich hatte um einen gewöhnlichen Rohrstuhl gebeten, weil ich auf dem weichen Polster schlecht schreiben konnte. Um mich nun zu ärgern, hatte er gerade den alten Lederstuhl, über dessen geschmacklose Verschnörkelung ich bei früheren Gelegenheiten oft scherzhaft und ernsthaft mein Mißfallen geäußert hatte, ausgesucht.

Sodann veränderte er, ohne daß ich im Geringsten den Wunsch danach geäußert hätte, die Vorhänge in meinem Zimmer, unter dem Vorwande, daß sie gewaschen werden müßten. Um Vorwände, die ganz plausibel klingen, sind die Kranken dieser Art ja nie in Verlegenheit. Die Vorhänge waren vollkommen sauber . . .

Aber ich will Dich nicht mit andern läppischen Einzelheiten langweilen. Der Doctor führte eben gegen mich einen kleinen Krieg mit den kleinlichsten Mitteln. Ich bezwang meinen Unwillen, die beständigen Quälereien erregten mich indessen doch schließlich einigermaßen; und wie befreit athmete ich auf, als mir der Diener eines Morgens einen Brief mit englischer Aufschrift und amerikanischem Poststempel überreichte.

Mein Schwiegervater schrieb mir genau so, wie ich es erwartet hatte.

Bei der großen Entfernung, die uns von einander trennte, und bei der völligen Unkenntniß der veränderten Verhältnisse war es natürlich, daß er einige Besorgnisse darüber empfinden mußte, ob das, was Sarah und ich ihm geschrieben hatten, auch dem Thatbestande vollkommen entspräche. Er hoffte zu Gott, daß ich mich nicht getäuscht hätte, und er fügte hinzu, daß er sich zu dieser Hoffnung berechtigt glaube, denn der ruhige überzeugende Ton meines Briefes lasse ihn kaum noch an der Erfüllung seines sehnlichsten Herzenswunsches zweifeln. Er würde also vollkommen einverstanden damit sein, daß ich mit meiner Schwester seine Tochter und deren Dienerin über's Meer nach der Heimat begleitete. Die unerläßliche Vorbedingung sei jedoch die, daß die Aerzte ihre vollkommene Genehmigung dazu ertheilten. Er habe zu Dr. Philippi das unumschränkteste Vertrauen, und wenn dieser einverstanden sei, so werde er glücklich sein, sein Kind bald wiederzusehen und mich kennen zu lernen. Er wolle nur das Glück seines geliebten Kindes, wir würden uns daher über alles Andere sicherlich verständigen.

Beim Lesen des Briefes bemächtigten sich meiner getheilte Gefühle. Ich war beglückt, zwischen den Zeilen die Zustimmung des Mr. Westernborough zur Verbindung seiner Tochter mit mir zu lesen; aber ich war auch einigermaßen beunruhigt bei dem Gedanken, wie sich Philippi zu der Sache stellen werde.

Ich wollte keinen übereilten Schritt thun, Alles sollte weislich überlegt und berathen werden.

Ich ließ mich daher zum Frühstück bei den Damen ansagen. Unter uns Dreien herrschte völlige Uebereinstimmung: Alles Erdenkliche sollte von unserer Seite geschehen, um die Sache in Güte zu erledigen. Hoffentlich werde der Doctor Vernunft annehmen und unserer endlichen Vereinigung keinen Widerstand entgegensetzen. Wir stießen auf ein fröhliches Gelingen mit den Gläsern an. Sollte sich aber, wenn alle Mittel der Ueberredung erschöpft sein würden, Dr. Philippi in seiner Geistesstörung unserem Vorhaben widersetzen, so würde ich den Schutz der Behörden in Anspruch nehmen.

Nach dem Frühstück ließ ich mich sogleich bei Dr. Philippi melden.

Ich gebe Dir hiermit die feste Versicherung, daß ich so vorsichtig und so klug wie nur irgend möglich gehandelt und, um einem stürmischen Auftritte auszuweichen, das Menschenmögliche gethan habe. Aber schon nach den ersten Worten erkannte ich, daß es schlecht um unsere Sache stand.

Philippi wußte bereits ganz genau Bescheid. Er hatte gleichzeitig von meinem Schwiegervater ein Schreiben erhalten, und er bemerkte mir, daß er es bereits beantwortet habe. Wie diese Antwort ausgefallen war, konnte ich mir selbst sagen, denn Philippi war von seinem Wahn, daß wir Drei schwer krank seien, vollkommen durchdrungen.

Ich versuchte ihn zu überlisten, aber Du weißt vielleicht nicht, daß gerade Wahnsinnige in der Motivirung ihrer unsinnigen Handlungen oft einen an's Unglaubliche grenzenden Scharfsinn entwickeln. Er durchschaute jeden meiner Schachzüge.

Wohl eine Stunde hatte ich in ihn hineingesprochen, ohne daß wir vom Flecke gerückt wären. Meine Geduld war längst bis auf die Neige erschöpft. Aber aus Schonung für ihn wollte ich es noch immer nicht aufgeben, die Sache gütlich zu Ende zu führen. Da verlor auch er schließlich die Geduld und sagte unwirsch:

„Nun lassen Sie es gut sein, die Sache ist abgemacht! Ich werde nicht nur nicht meine Erlaubniß dazu ertheilen, daß die Damen das Haus verlassen, sondern ich werde durch die befugte Behörde feststellen lassen, wie es um Ihren Gesundheitszustand beschaffen ist, denn ich halte Sie jetzt für gemeingefährlich."

Vergegenwärtige Dir nun meine Situation, vergegenwärtige Dir all die mannigfachen Aufregungen, die ich in den letzten Tagen durchgemacht hatte, die erzwungene Trennung von meiner Braut und meiner Schwester, der unheimliche Verkehr mit einem Kranken, der mich für krank hielt, die langen Stunden grübelnden Alleinseins, die kleinen Neckereien und Chicanen, die ich zu erdulden hatte, die Schlaflosigkeit, von der ich gepeinigt wurde, die beständige Heuchelei, zu der mich das Mitleid zwang, und nun als Gipfel aller dieser Erregungen die äußerste Gewaltthätigkeit von Seiten dieses schwerkranken Menschen, dessen Krankheit noch nicht erkannt worden war, und der kraft seiner Stellung die Macht besaß, drei Menschen, die Niemand etwas zu Leide gethan, der Freiheit zu berauben, — eine Macht, wie sie ohne den Spruch der Richter keinem anderen Menschen gegeben ist, und von der nun der Irrsinn Gebrauch machte, um unser Lebensglück zu zerstören! Als alles das vor meine erregte Seele trat, da verlor ich auf einen Augenblick meine Selbstbeherrschung. Ich riß die Maske herunter, sprang auf, schlug auf den Tisch und sagte mit donnernder Stimme:

„Ich werde Sie zwingen, meinen Willen zu thun!! Lassen Sie es nicht zum Aeußersten kommen, Sie würden es bitter zu bereuen haben."

Philippi wollte mich beruhigen. Er mich! Aber ich bestand nun auf meiner Forderung, und da er in seinem unsinnigen Widerstande beharrte, und da ich alles Elend vor Augen sah, das durch diesen Unglücksmenschen angerichtet wurde, da verwirrten sich meine Gedanken, es kochte und brauste in mir, und im Augenblick äußerster Ueberreizung überkam mich blinde Wuth. Ich packte den Unglücklichen an der Kehle, packte ihn fest und rief mit gebieterischer Stimme:

„Elender, unterschreib!"

Aber schon im nächsten Augenblicke war mir die ruhige Besinnung wiedergekommen. Ich stammelte einige Worte der Entschuldigung und schämte mich wirklich.

Der Doctor war bleich. Er schluckte schwer und antwortete kein Wort. Ich bemerkte aber sehr wohl, wie er sich, ohne mir den Rücken zuzuwenden, langsam von mir entfernte, an den Schreibtisch trat und den Knopf der

elektrischen Glocke drückte, die dort angebracht war. Gleich darauf erschien der Oberwärter.

Ich war gespannt, was sich nun wohl ereignen sollte.

Philippi sagte ruhig:

„Rufen Sie zwei Wärter und sorgen Sie dafür, daß Herr Gauer isolirt wird."

Höhnisch lachte ich auf. Das war denn doch zu arg! Ich sollte mich abführen, von zwei rohen blödsinnigen Kerlen in eine Zelle sperren lassen, blos weil ein wahnsinniger Arzt es ihnen befohlen hatte! Das überschritt denn doch die äußersten Grenzen der Zumuthung.

Mir stieg das Blut zu Kopfe, ich war außer mir. Ich schrie ihm entgegen, daß ich mich auf's Aeußerste der Gewaltthätigkeit widersetzen würde.

Auf einmal fühlte ich mich von hinten gepackt. Ich schlug um mich. Man überwältigte mich und knebelte mich. Nun raste ich allerdings wie ein Wahnsinniger über diese unmenschliche Behandlung . . .

Was dann mit mir geschehen ist, ich weiß es nicht mehr.

Ich weiß nur, daß ich, als ich wieder zu mir kam, mich in einem kleinen Zimmer ohne Möbel mit vier nackten Wänden befand. Alle Glieder schmerzten mich. Ich hatte mir die Knöchel durchgeschlagen. Ich war in einem bejammernswerthen Zustande und fühlte mich so elend und schwach, so namenlos hülflos und unglücklich, daß ich nun wirklich in tiefe Schwermuth versank.

Ist das denn wirklich möglich in unserer civilisirten Welt? fragte ich mich. Und giebt es denn gar keine Rettung? Ich bin doch so klar wie ein Mensch nur sein kann! Was ich verlange, ist doch so berechtigt wie nur möglich! Und mir darf man das anthun, und ich darf mich nicht beklagen? Weil ich gerade hier bin, wird jede Beschwerde von mir von vornherein als unberechtigt abgewiesen! Stehe ich denn außerhalb des Gesetzes? außerhalb der Ordnung der Dinge? Und mir darf man das anthun, gerade mir? Wahrhaftig, wenn das so weitergeht, dann verliere ich den Verstand.

Dieser Zustand währte ich weiß nicht wie lange; ich erinnere mich nur, daß ich einen unüberwindlichen Widerwillen gegen das Essen hatte. Dabei hörte ich, so klaren Sinnes, wie ich jetzt klaren Sinnes bin, daß die Aerzte darüber berathschlagten, auf welche Weise mir wohl das Essen am zweckmäßigsten gewaltsam beizubringen sei. Sie hielten ja Alles für Wahnsinn! Ich hatte einfach keinen Hunger, ich war schwach zum Umfallen, und mein Körper verlangte nicht nach Nahrung.

Das gelbgetünchte Zimmer mit der dicken Scheibe hatte ich verlassen dürfen. In meine frühere Wohnung hatte mich indessen der Arzt nicht wieder aufgenommen. Er hatte mir ein besonderes Zimmer angewiesen, weil ich angeblich beständig beaufsichtigt und mit besonderer Sorgfalt ärztlich gepflegt werden müßte. In der Beziehung hatte er auch wohl Recht, denn nun war ich ja krank. Ich war nicht geisteskrank, wie Dr. Philippi meinte, aber körperlich elend war ich.

In einem merkwürdigen traumhaften Halbwachen duſelte ich von einem Tage zum andern. Ich ſprach nun kein Wort mehr und gab auf keine Frage Antwort. Wozu hatte mir das Sprechen genützt?

„Mutismus," ſagte der eine Arzt zum andern, als ſie an meinem Lager ſtanden.

Auch mein Schweigen galt ihnen als ein Sympton meiner Erkrankung.

Sie Alle wollten gar zu gern wiſſen, woran ich dachte, die Wärter und die Aerzte; aber ich ſagte es Niemand. Es war nur ein Gedanke, der mich Tag und Nacht beherrſchte: bei erſter Gelegenheit meine Schweſter und meine Braut zu befreien und gemeinſam zu fliehen. Das wollten ſie von mir herausbekommen, und deswegen fragten ſie mich, deswegen legten die Thoren das Ohr an meine Bruſt. Aber ich wollte es ihnen nicht ſagen, und deswegen ſchwieg ich.

Ich war indeſſen noch immer ſo ſchwach, daß ich mich nicht auf den Beinen halten konnte. Mehrmals machte ich den Verſuch aufzuſtehen, und die Wärter wollten mir auch beim Ankleiden behülflich ſein; aber ich mußte den Verſuch immer wieder aufgeben, ich ſchüttelte den Kopf und legte mich wieder nieder.

Eines Nachts erwachte ich plötzlich. Ich fühlte längſt entwöhntes Behagen. Ich reckte und ſtreckte mich. Mir war, als ſei ein Wunder mit mir geſchehen. Ich hatte die Empfindung, als ob mir die Geſundheit auf einmal wiedergegeben ſei. Ich richtete mich auf, vorſichtig, denn ich traute der Empfindung noch nicht recht. Aber ſiehe da, es war wirklich ſo, ich hatte meine Kräfte wiedergewonnen, ich war wie verjüngt. Ich ſtand auf und trat an das Fenſter. Mein Zimmer lag im hohen Erdgeſchoß. Das Schloß an der Thür, die nach dem Flur führte, hatte von innen keine Klinke, ſo daß ich die Thür nicht öffnen konnte. Außerdem hätte ich den Corridor nicht betreten können, ohne von einem der Wärter geſehen zu werden, und endlich hätte ich auf dieſem Wege auch das Haus nicht verlaſſen können, da die Hausthür feſt verſchloſſen war.

Auch der Weg aus dem Fenſter ſtand mir nicht frei. Das Fenſterkreuz war ganz von Schmiedeeiſen, breit und ſchwer, mit großen Verzierungen. Dieſe Schmiedearbeit war eben nichts Anderes, als ein ſchamhafter Ausdruck der Vergitterung. Ich öffnete behutſam das Fenſter und verſuchte, ob ich mich durch eine der Oeffnungen, welche die ſchmiedeeiſerne Einfaſſung frei ließ hindurchzwängen könnte. Aber das war unmöglich. Ich packte nun die eiſerne Verkleidung und rüttelte mit aller Macht daran.

Und nun kam über mich jene übermenſchliche Kraft, wie ſie die Vorſehung dem Sterblichen in Augenblicken der Verzweiflung gewährt. Ich rüttelte und rüttelte. Und ich hörte nun, wie der Kalk herabpraſſelte. Und ich fühlte nun, wie das ſchwere Fenſterkreuz aus den feſtgemauerten Fugen ſich lockerte. Noch eine letzte Anſtrengung. Und mit dumpfem Schall fiel es auf den Sand.

Ich war ganz außer Athem, und dicke Schweißtropfen bedeckten meine Stirn. Ich hielt den Athem an und horchte. Alles war und blieb still. Jetzt kleidete ich mich an, kletterte auf das Fensterbrett und sprang in den Garten hinab.

Ich schlich mich zu der mittleren Villa und klopfte leise an das Fenster meiner Schwester.

Wunderbar, sie schien auf mich gewartet zu haben. Sie hörte mich sogleich und ließ mich ein, ohne ein Wort zu sagen. Es bedurfte keiner Verständigung unter uns. Sie schlüpfte die Treppe hinauf, und es war wohl kaum eine halbe Stunde vergangen, so waren wir Drei, völlig angekleidet, in dem stockfinstern Garten, Sarah, meine Schwester und ich. Die Dienerin meiner Schwester war nicht einmal in ihrem Schlaf gestört worden. Sarahs amerikanische Begleiterin war meiner Braut beim Ankleiden behülflich gewesen: sie wollte sich schlafend stellen, was konnte man ihr anhaben?

Wir kannten das Grundstück ganz genau. Schon früher hatte ich einmal scherzhaft geäußert: wenn man hier ausbrechen wolle, so sei es gar nicht schwer. An einer entlegenen Stelle der Umfriedigungsmauer rankte sich an einem hölzernen Geländer wilder Wein. Da bedurfte es keiner besonderen Geschicklichkeit, um hinauf zu kommen, und der Sprung von der Mauer war nicht gefährlich. Ich kannte die Stelle ganz genau und wußte, wo die Mauer am niedrigsten war, und ich fand sie in der Dunkelheit mit derselben Sicherheit, als ob der volle Mond am Himmel gestanden hätte. Zunächst half ich meiner Braut, dann meiner Schwester hinauf: ich kletterte nach, schwang mich von der Mauer hinab und rief meiner Braut zu, getrost zu springen, ich würde sie schon auffangen. Und so geschah es, und so geschah es auch mit meiner Schwester.

Es war etwa fünf Uhr Morgens, als wir in den Anlagen vor der Stadt zusammen waren — frei!

Meine Schwester und meine Braut hatten ihre Baarschaft, die eine ziemlich beträchtliche Summe ausmachte, zu sich gesteckt. Schweigsam gingen wir nach dem Bahnhof: wir konnten unserer Freiheit nicht noch froh werden. Als wir aber um sechs Uhr im Schnellzuge saßen, der in der Richtung auf Bingerbrück Bonn passirte — da jubelten wir auf, da traten uns die Thränen in die Augen, da schlossen wir uns in die Arme, da waren wir glücklich.

Wir hatten Billets bis Frankfurt genommen: es war uns ja ganz einerlei, wohin wir gingen. Unsere Hauptaufgabe war es, die Spuren unserer Flucht zu verwischen. Schon an demselben Nachmittage fuhren wir von Frankfurt nach Bremen. Und drei Tage darauf schwammen wir auf hoher See, nachdem wir uns in Bremen mit dem Nothwendigsten ausgerüstet hatten.

Nun, da wir uns ganz geborgen fühlten, da jede Gefahr der Wiederergreifung beseitigt war, nun verließen mich meine Kräfte.

Am ersten Tage konnte ich mit den Damen noch am Lunch theilnehmen, aber schon Nachmittags fühlte ich mich so elend, daß ich meine Kajüte nicht

mehr verlaſſen konnte. Auch die Damen wurden krank. Der Schiffsarzt, den ich mir kommen ließ, erkannte mit jenem Scharfſinn, der den Aerzten eigenthümlich iſt, in meinem Leiden eine einfache Seekrankheit. Ich wußte, daß es etwas Anderes und Schlimmeres war. Es war ja natürlich, daß all die fürchterlichen Aufregungen ſich rächen mußten. Ich befand mich in einem Zuſtand der äußerſten Schwäche. Ich war körperlich ſo matt, daß ich auch geiſtig in unbehaglichem Halbbewußtſein dahin dämmerte. In dieſem willenloſen Halbwachen wurde ich vom ſchrecklichem Fieberwahn auf's Aeußerſte gepeinigt.

Ich ſah mich wieder in der Anſtalt von Bonn. Ich war da noch immer in demſelben Zimmer, unempfänglich gegen Alles, was um mich vorging, ſtumm, ſtumpf und dumpf. Und in dieſen wachen Halbtraum hinein ſpielten wunderlich und beängſtigend gewiſſe Erinnerungen an thatſächliche Vorkommniſſe. So war mir z. B., als ob ich in der dunklen Nacht plötzlich aufgeſtanden wäre, das Fenſter geöffnet und den Verſuch gemacht hätte, die eiſerne Vergitterung gewaltſam herauszudrücken. Diesmal verlief es aber anders als in der Wirklichkeit. Die ſolide Arbeit der Maurer widerſtand meinen übermenſchlichen Anſtrengungen. Mein Stöhnen hatte die Wärter aus dem Schlafe geweckt, ſie traten in das Zimmer herein und legten mich wieder in's Bett. Und ich hörte, wie am andern Morgen die Wärter in meiner Gegenwart Bericht erſtatteten, was in der vergangenen Nacht geſchehen ſei, und Philippi, der noch immer Arzt der Anſtalt war, obgleich ihm der Wahnſinn aus den blauen Augen leuchtete, ſchüttelte nachdenklich den Kopf und ſagte zu den Collegen: „Ich kann die Verantwortung nicht mehr allein tragen, ich muß den Behörden Anzeige machen.“ Und dann hörte ich auch etwas von „Entmündigung“ ſprechen, und in meinem Fiebertraum wurde dieſer Drohung auch Folge gegeben. Man lud mich vor ein Collegium von verſchiedenen Leuten, die ich nicht kannte: man ſtellte Fragen an mich, die ich natürlich nicht beantwortete. Kurz und gut: ich träumte mit einer ſo fürchterlichen Lebhaftigkeit, daß ſich die Grenzlinie zwiſchen der Wirklichkeit und dem Traume völlig verwiſchte. Ich wußte kaum noch: iſt das die Wahrheit, was ich jetzt träume, und iſt es ein Traum, was ich für die Wahrheit halte? Wie ſteht es denn nur um mich? Bin ich hier im Schiff, bin ich in Bonn? Was iſt denn mit mir geſchehen? Es lag ſchwer, centnerſchwer auf mir.

Ein Unglücksfall rüttelte mich aus dieſer Schwere auf.

Unſer Schiff war im Nebel mit einem anderen zuſammengeſtoßen und hatte ein ſtarkes Leck erhalten. Ich hörte das Getrampel über meinem Kopfe, ich hörte, wie die Pumpen vergeblich arbeiteten, denn das Waſſer drang immer mächtiger in das Schiff ein. Ueber mir raſchelte es wie die Ratten. Alle retteten ſich auf das Deck. Mich Armen hatte man vergeſſen, und ich war zu ſchwach, um mir zu helfen. Und das Waſſer ſtieg und ſtieg, es war ſchon in meine Kajüte eingedrungen. Ich klapperte mit den Zähnen. Es ſtieg immer mehr. Ich hörte, wie die Rettungsboote niedergelaſſen wurden. Meine Schweſter und meine Braut hatten ſich energiſch geweigert, dieſelben

zu besteigen: sie wollten, daß ich zuerst gerettet werden sollte. Ich hatte die Besinnung verloren, ich sah nur noch verschwommene Umrisse, die wie Nebelbilder zerrannen.

Und dann sah ich nichts mehr.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in dicke wollene Decken eingehüllt in einem Hospital zu New-York. Was mit mir geschehen war, wußte ich nicht und habe es auch nie erfahren. Du kannst Dir denken, daß wir nicht gern davon sprechen. Sarah und Gretchen schaudern bei dem Gedanken an unsere furchtbare Fahrt, und meine Sinne waren umfangen. Aber die Empfindung des steigenden kalten Wassers, — die ist mir geblieben, und noch jetzt fühle ich bei dem bloßen Gedanken daran eine unerträgliche Kälte, und ein Schauer überläuft mich.

Dank der hingebenden Pflege meiner Braut und meiner Schwester, die durch den Unverstand der Aerzte nicht erheblich beeinträchtigt wurde, war ich nach etwa zwei Monaten soweit wiederhergestellt, daß wir nun daran denken konnten, auf unser Reiseziel loszusteuern.

Wir hatten beschlossen, meinem Schwiegervater von unserer bevorstehenden Ankunft keine Kenntniß zu geben. Ich wußte ja, daß Philippi ihm geschrieben; ich durfte auch wohl mit Recht voraussetzen, daß er ihm über unsere Flucht in seiner Weise Bericht erstattet haben würde. Wir wollten meinem Schwiegervater unvorbereitet gegenübertreten, wollten ihm sagen: Hier sind wir, nun urtheile selbst, ob wir die Kranken sind, als die man uns schildert. Solltest Du bei uns irgendwelche Anzeichen wahrnehmen, die das Gutachten des unglücklichen Philippi bestätigen, nun wohl, so versprechen wir Dir, aus freien Stücken dahin zu gehen, wohin Du uns schicken magst. Beurtheile uns vorurtheilsfrei, und Du wirst bald begreifen, weshalb wir uns gewaltsam der Herrschaft jenes Mannes entzogen haben, der im Zustand vollkommener Unzurechnungsfähigkeit Menschenglück und Menschenleben zerstört.

Zu jener Zeit war nun die große Linie, die St. Paul in Minnesota mit Portland in Oregon verbindet, fertiggestellt worden. Die Einweihung war in der allerglänzendsten Weise vollzogen worden. Der Präsident Henry Villard hatte aus Deutschland und England eine Anzahl von bekannten Persönlichkeiten zu Gast geladen und feierte in einem Triumphzuge sondergleichen mit seinen Gästen dieses neue und großartige Werk menschlicher Kühnheit und menschlichen Unternehmungsgeistes. Alle Zeitungen waren voll davon. Ich las während meiner Erkrankung die Berichte über die Eröffnungsfeierlichkeiten der Northern Pacificbahn mit wahrer Begeisterung. Der neue Schienenstrang durchschnitt just die Gebiete, in denen mein Schwiegervater seine Besitzungen hatte: Dakota und Montana . . .

Inzwischen hatte ich mich mit reichlichen Geldmitteln versehen. Von New-York aus hatte ich meinem Geschäftstheilhaber ein Kabeltelegramm geschickt und ihn um Beglaubigung bei einem großen New-Yorker Hause bis zur Höhe von 250 000 Dollars gebeten. Ich war entschlossen, einen Theil

dieſes Capitals in Ankäufen der neuerſchloſſenen Gebietstheile anzulegen, womöglich in der unmittelbaren Nachbarſchaft meines Schwiegervaters.

So brach denn unſer kleiner Hausſtand, der nun ſechs Perſonen zählte — uns Drei, einen Diener und zwei Dienerinnen, — an einem ſchönen Septembertage auf nach dem Weſten. Die Reiſe war überreich an Genüſſen auserleſenſter Art. Wir ließen die unvergleichlichen Wunder der Natur und die kaum weniger erſtaunlichen Wunder der Menſchen voll auf uns wirken. Wir beſuchten die Fälle des Niagara, blieben einige Tage in dem wie durch einen Zauber geſchaffenen Chicago und fuhren dann nach Minneſota, nach St. Paul hinauf. Von da machten wir einen Ausflug nach dem benachbarten wundervollen See von Minnetonka und verbrachten da einige himmliſche Herbſttage. Nun traten wir die lange ziemlich einförmige Fahrt durch die unermeßlichen Strecken von Dakota an. Du kannſt Dir nichts Unglaublicheres vorſtellen, als dieſes Werdeland, als dieſe Städte, die wie die Pilze aus dem Boden ſchießen: geſtern noch ein paar Hütten, heute bedeutende Handelsplätze mit allen Einrichtungen der modernen Großſtädte: mit elektriſcher Beleuchtung, Pferdebahn und beinahe ebenſoviel Druckereien wie Einwohnern.

Es war in den letzten Tagen des September, als wir unſer Ziel erreichten: die Hauptſtadt von Dakota, die den Namen unſeres großen Kanzlers führt, Bismarck. Von der früheren Hauptſtadt Mandan iſt Bismarck nur durch den Miſſouri getrennt, über den eine mächtige maſſive Brücke für die Nord-Pacificbahn geſchlagen iſt.

Mein Schwiegervater wohnte in Mandan. Mit merkwürdigen Empfindungen machte ich mich auf den Weg. Die Damen mit ihren Begleiterinnen hatte ich in Bismarck zurückgelaſſen. Es iſt in der That eigenthümlich, zum erſten Male einem Manne gegenüberzutreten, der vorausſetzen muß, daß man ſich nicht im Vollbeſitze ſeiner geiſtigen Kräfte befindet, und ihm ſagen zu müſſen: ein Geiſteskranker iſt allerdings leider im Spiele, aber es iſt der Arzt!

Was ſoll ich Dich nun mit den Schilderungen der Einzelheiten ermüden? Mein Schwiegervater merkte ſehr bald, mit wem er zu thun hatte. Wir drückten uns die Hand, wir umarmten uns, und am 15. October wurde in Mandan die Ehe zwiſchen Sarah und mir geſchloſſen.

Ob ich glücklich bin?

Es giebt keinen glücklicheren Menſchen auf dieſer Welt. Ich liebe meine Frau von ganzem Herzen, und ſie liebt mich. Der ſcharfe Hauch dieſer mächtigen Natur hat an ihr wie an meiner Schweſter wahre Wunder gethan. Und auch an mir. Du ſollteſt mich ſehen: im wollenen Hemd, mit breikrämpigen Hut, die Hoſen in den Schaft des Stiefels geſteckt, ſonnengebräunt, mit hartgearbeiteter Fauſt, Du würdeſt den bleichſüchtigen Großſtädter von ehedem nicht wiedererkennen!

Nebenbei iſt es mir geſchäftlich über alle Begriffe gut gegangen. Ich nenne Dir abſichtlich keine Zahlen, denn Du würdeſt glauben dürfen, daß ich

von der amerikaniſchen Krankheit des Uebertreibens doch ein bischen angeſteckt bin. Aber glaube mir, ich bin ein reicher Mann. Ich beſitze mehr als die meiſten regierenden Fürſten in Deutſchland. Und ich habe Freude an meinem Reichthum, weil ich damit Gutes ſchaffen kann. Auch Du, mein alter lieber Freund, ſollſt nicht leer ausgehen. Ich kann Dir von meinem Ueberfluſſe mehr geben, als Du je gebrauchen wirſt, um nach deutſchen Begriffen verſchwenderiſch Dein Leben zu Ende zu führen, und ich merke es nicht. Sträubt ſich Dein Zartgefühl, die Freundesgabe anzunehmen, nun gut, ſo verwerthe die Summen, die ich Dir zu überweiſen gedenke, zu wohlthätigen Zwecken. Denke beſonders an die armen Irren und leite eine kräftige Agitation ein, die darauf abzielt, daß die Befähigung der Aerzte einer ſchärferen Prüfung unterworfen werde. Denn wieviel Unheil dieſe Unglücksmenſchen anrichten, — man muß es ſelbſt erlebt haben, um es zu glauben! Es iſt nicht die Rachſucht, die mich zu dieſen Zeilen veranlaßt, es iſt die allgemeine Liebe zur Menſchheit. Wer glücklich iſt, der iſt auch gut, und ich bin ja glücklich.

Aber es giebt kein vollkommenes Glück. Das haben alle Denker, die je gelebt, geſagt; und es iſt kein Zufall, daß ſie es geſagt haben, denn es iſt ein ſehr tiefſinniges Wort. Mein Unglück iſt meine Vergangenheit in Bonn.

Wenn ich Herr meines Willens bin, dann darf ich mich mit ſtolzem Munde meines ungetrübten Glückes rühmen: wenn aber der Wille ruht, im Schlafe, im Traume, dann fühle ich mich oft recht elend. Ich träume immer denſelben fürchterlichen Traum: ich bin immer wieder in Bonn; ich liege zwar nicht mehr im Bett, es geht mir beſſer, aber ich rede irre, mein waches Glück iſt nur ein Traum, iſt nur der Traum eines Wahnſinnigen: in Wahrheit bin ich wirklich krank, krank gemacht durch die gewiſſenloſen Aerzte, die nichts verſtehen: alle die Reichthümer, über die ich verfüge, ſind eingebildet; ich bin nie in Dakota geweſen, ich habe mir das nur ſo zurecht fabulirt: ich bin noch immer in Bonn, noch immer krank, ſchwer krank, wenn auch mit logiſchem Denken.

So träume ich, und ich träume ſo unheimlich lebhaft, daß ich mich im Traum immer wieder frage: Iſt es denn möglich, daß dieſes Traumgebilde nicht die ſchreckliche Wahrheit ſelbſt iſt? Iſt es denn wahr und wirklich, daß ich glücklich bin, der geliebte Gemahl der ſchönſten Frau, der Gebieter über unermeßliche Getreidefelder, die mir ſoviel einbringen, daß ich nicht weiß, was ich mit meinem Gelde anfangen ſoll? der glückliche Bruder von Gretchen? Wo iſt Trug, wo iſt Wahrheit?

Aber allmählich zerrinnt das beängſtigende Traumgeſicht, ich erlange den Willen wieder, ich erwache und bin wiederum der Glückliche, der ich in Wahrheit bin.

Nur Eines iſt und bleibt mir auch in wachem Zuſtande unerträglich: die Erinnerung an das kalte Waſſer. Ich habe das Empfinden, als ob man mich in feuchte Laken einſchlüge. Das iſt gewöhnlich das Ende meines

Traumes. Wenn ich dann erwache, glühe ich, aber die Erinnerung an die schaudernde Kälte läßt mich nicht los. Das sind die Narben, die mir von der grausamen Verwundung in Bonn geblieben sind.

Und doch fühle ich für den, der diese Wunde mir geschlagen, nur warmes Mitgefühl. Das mag Dir folgender Zug beweisen.

Eine Wüstenei habe ich hier vorgefunden, und kräftigster Anstrengungen hat es bedurft, um diese Einöde zu erfreulicher Fruchtbarkeit zu zwingen. Nun grünt es und blüht es um mich her. Ich habe mir einen hübschen Garten angelegt. Meinem Wohnhause gegenüber habe ich drei Villen im Schweizer Stil mit Holzgeländern und Veranden errichtet, die durch einen mit Gartenanlagen geschmückten Platz, in dessen Mitte ein Springbrunnen plätschert, von meinem Wohnhause getrennt sind. Das mächtige, hart am Missouri gelegene Grundstück ist ringsum ganz zum Park umgewandelt worden. Da grünen herrliche Nußbäume und Akazien, Kastanien und Linden, und beschatten die Kieswege. Und ich habe meine Kegelbahn, mein Billardzimmer, mein Musikzimmer, und am Abend, wenn wir nichts Besseres vorhaben, tanzen und springen wir wie die Jüngsten. Eine nicht allzu hohe Mauer schließt mein Grundstück ab. Man ist hier zu diesen Vorsichtsmaßregeln noch immer genöthigt wegen der Indianer, die das ihnen früher eigenthümliche Land durchstreifen, wenn sie jetzt auch nicht mehr als unerbittliche Feinde der Weißen zu betrachten sind. Wir hören und sehen hier fast gar nichts von ihnen. Nur manchmal in stiller Nacht vernehme ich in weiter Ferne jenes eigenthümliche hohle Schreien, mit dem sie jedes außergewöhnliche Ereigniß begrüßen. Ich habe aber die Mauern, damit mein Besitz nicht den Charakter des Gefängnisses hat, mit Buschwerk und Schlingpflanzen verkleidet, und an der niedrigsten Stelle der Mauer wächst an Staketen der wilde Wein, der jetzt mit seinen tiefrothen Blättern ganz herrlich aussieht. Jedesmal, wenn ich an der Stelle vorüberkomme, denke ich an die Nacht meiner Flucht in Bonn.

Ueberhaupt hat meine hiesige Neuschöpfung unwillkürlich eine gewisse Aehnlichkeit mit den Einrichtungen der Bonner Anstalt angenommen. Es hat sich zufällig so gemacht, wenn man es eben einen Zufall nennen kann. Wahrscheinlich ist die Erinnerung an die Bonner Vorgänge so rege in mir gewesen, daß ich bei jeder meiner Unternehmungen unter deren Bann gestanden habe.

Vielleicht hat mich aber auch noch eine andere unwillkürliche Erwägung geleitet, als ich diese Anlagen im Stile der Bonner schuf. Ich sagte Dir eben: ich bin frei von aller Rachsucht, ich habe mir im Gegentheil die milde Vorschrift der Bergpredigt zur Lebensregel gemacht: „Thut wohl Denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.“ Und nachdem ich hier mein Glück fest begründet, habe ich an den armen Philippi geschrieben, daß ich ihm nicht blos verzeihe, sondern ihm wohlthun will mit Herzensfreude.

Der beklagenswerthe Mann hatte noch immer keine Ahnung von seiner

Krankheit, und bei unſern unvollkommenen Einrichtungen wäre es vielleicht ſehr ſchwer geweſen, daß dieſe von Niemand als von mir erkannte Krankheit überhaupt zur Kenntniß der Behörde gelangte. Mir war es ein Bedürfniß, dem hartgeprüften Manne die ſchreckliche Demüthigung zu erſparen.

Ich habe ihn alſo aufgefordert, mit Sack und Pack hierherzukommen. Ich habe ihm ein glänzendes Anerbieten gemacht, und habe die Summe, die ich ihm zur Verfügung ſtellte, notariell hinterlegt. Und ſiehe da, die Geldgier hat zu Stande gebracht, was mein Zureden wohl ſchwerlich jemals erreicht haben würde: Philippi hat mein Anerbieten angenommen.

So habe ich ihn aus ſeinem gefährlichen Wirkungskreiſe entfernt und habe ihn hier unter meiner Aufſicht. Er iſt mein Leibarzt, d. h. ich verkehre mit ihm geradeſo wie Molière mit dem ſeinigen: ich laſſe ihn zu mir kommen, wir beſprechen dies und das, er verſchreibt mir Mancherlei, ich nehme keine ſeiner Arzeneien und fühle mich ſehr wohl. Er iſt vollkommen geiſtesgeſtört, aber er gehört zu den Unſchädlichen. Außerdem ſorge ich dafür, daß er, ſelbſt wenn er wollte, kein Unheil anſtiften könnte. Er verdient ſehr viel Geld und er iſt auch glücklich.

Und ſo lebe ich denn als Glücklicher in einer Welt von Glücklichen. Mein Schwiegervater, meine Frau, meine Schweſter, Dr. Philippi, — wir Alle ſind glücklich!

Und Du, mein lieber Freund, Du ſollteſt es auch ſein; Du ſollteſt Dich aufraffen und den Muth haben, zu uns zu kommen. Ich weiß, Du giebſt viel auf in Deiner Heimat, aber was ich Dir bieten könnte, würde auch nicht wenig ſein. Verſuch's doch nur auf ein Jahr oder zwei: befreie Dich aus dem Zwang der Culturländer und ſei hier ein freier Menſch unter Freien. Du würdeſt es nie zu bereuen haben, denn ich wiederhole Dir: ich bin der Glücklichſte der Glücklichen . . . Wäre nur nicht das ſchreckliche Träumen und dieſe ſchaurige Empfindung des kalten Waſſers — wäre nur das nicht, dann wäre Alles gut!

Aber nicht mit einer Klage will ich dieſe überlange Schilderung ſchließen, ich will ſie vielmehr ſchließen in Freude und mit innigſtem Danke an die Vorſehung, die mich aus den ſchrecklichen Gefahren befreit, die mir meine Lebenskraft erhalten und mein Gemüth nicht verhärtet hat. Ich bin ſtark, geſund, reich und gut, und es iſt mein höchſter Ehrgeiz, dieſe Gaben ſegensreich zum Beſten der Menſchheit zu verwerthen. Ich will das allgemeine Elend bekämpfen, und wenn Thränen fließen, ſollen es nur Thränen der Freude ſein. Wenn das ein Wahnſinn iſt, dann allerdings, lieber Freund, bin ich krank. Ueberzeuge Dich ſelber davon und komm!

In treuer Herzlichkeit

Dein älteſter Freund

Hilarius."

Der Morgen graute, als ich die lange Schilderung meines Freundes aus der Hand legte. Ich las mehrere Stellen noch einmal durch. Ich wußte nicht, was ich von all dem halten sollte.

Das Ganze wirkte auf mich abenteuerlich und unheimlich, aber es war wiederum Alles so klar und richtig, daß ich auf die Frage, die sich mir immer wieder aufdrängte, keine Antwort zu geben wagte.

Im Laufe des Tages las ich den Brief noch einmal durch, stutzte bei manchen bedenklichen Wendungen; aber sie fanden immer wieder ihre logisch wirkende Erklärung. Was hatte das Alles zu bedeuten? Ich mußte mir Gewißheit verschaffen.

Ich besuchte einen bekannten Arzt und erkundigte mich nach Dr. Philippi in Bonn. Er wurde mir als ein ausgezeichneter Specialist von hervorragender Kenntniß, bedeutenden Erfahrungen, voller Wohlwollen und Güte gerühmt. Eine gewisse Scheu hielt mich davon ab, mich danach zu erkundigen, ob Dr. Philippi noch in Bonn oder ob er nach Amerika übergesiedelt sei?

Noch an demselben Abend schrieb ich nach Bonn an den Leiter der Anstalt. Ich erzählte ihm, in wie inniger Freundschaft ich mit Hilarius Gauer von Kindheit an gelebt, ich erzählte ihm unsere letzte Begegnung und berichtete ihm endlich, daß ich einen sehr langen auffälligen Brief, der die Adresse „Mandan in Dakota" trage, erhalten hätte und nicht recht wüßte, was ich mit dem Inhalte anfangen solle. Ich würde ihm dankbar sein, wenn er mir Mittheilungen zu machen in der Lage wäre, die mir über die Person und Sache Aufschluß geben könnten.

Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Sie lautete:

„Ihr Freund Hilarius Gauer ist vor etwa vier Jahren zum Besuch seiner unheilbar erkrankten Schwester zu mir gekommen und hat in meinem Hause Wohnung genommen. Schon bei seiner Ankunft flößte uns — meinen Collegen und mir — sein eigenthümliches Wesen einige Besorgniß ein: namentlich war es sein Stimmungswechsel, der jähe Sprung von übertriebener Heiterkeit zu tiefer Schwermuth, der uns beunruhigte. Mit der Zeit stellten sich auch andere Symptome heraus, die an einer ernsthaften Erkrankung nicht mehr zweifeln ließen. Er behauptete, einer der hervorragendsten Aerzte zu sein, und überhäufte alle anderen Doctoren mit beleidigenden Schmähungen wegen ihrer völligen Ignoranz und Gewissenlosigkeit. Er unterbreitete mir auch einen bogenlangen sehr scharfsinnig ausgearbeiteten Plan für die Umgestaltung unserer Anstalt, die er auf der Basis einer allgemeinen Menschenbeglückung, wie er sagte, ganz neu einrichten wollte.

Dazu kamen noch mancherlei andere Seltsamkeiten. Er verliebte sich in eine junge Amerikanerin, eine Schwerkranke, die in derselben Villa wohnt wie seine Schwester, und schrieb hinter meinem Rücken an deren Vater, um um ihre Hand anzuhalten. Er behauptete, dieselbe sei vollkommen genesen, während sie thatsächlich zu den Schwerkranken unserer Anstalt gehört. Eben

ſo feſt war er davon überzeugt, daß auch ſeine Schweſter, die an tiefer Schwermuth leidet, vollkommen geneſen ſei.

Das ungeduldige Warten auf die Antwort aus Amerika regte ihn furchtbar auf, und es zeigte ſich eine Reihe anderer ſchwerer Symptome. Nachdem er ſoeben noch im vollſten Uebermuthe alle möglichen Schwänke erzählt hatte, flüchtete er plötzlich aus der Geſellſchaft und blieb unbeweglich ſtundenlang in ganz merkwürdigen Stellungen in irgend einer verborgenen Ecke ſtehen. Er ſchien da vollkommen ohne Bewußtſein zu ſein, er gab wenigſtens kein Zeichen der Theilnahme, wenn ich an ihn herantrat und mit ihm ſprach. Er ließ es ruhig mit ſich geſchehen, daß ich ſeinen Arm aufhob und dieſem eine unbequeme Stellung gab, und der Arm blieb dann während einer langen Zeit, die weit über das Vermögen eines Geſunden hinausgeht, in dieſer unbequemen Lage, ja ſcheinbar in Widerſpruch zu allen Geſetzen der Schwere. Dazu kamen ſpäter noch Schlafloſigkeit und Nahrungsverweigerung; auch Gehörstäuſchungen ſcheinen nicht ausgeſchloſſen geweſen zu ſein. Vergeblich bemühte ich mich, Herrn Gauer zu veranlaſſen, die Bonner Umgebung, an die die Vorſtellungen des Kranken eng anknüpften, mit einer anderen zu vertauſchen. Er war in dieſer Beziehung durchaus nicht zu beeinfluſſen, und, nachdem ich alle Künſte der Ueberredung erſchöpft hatte, mußte ich ihn in meinem Hauſe belaſſen.

Am Tage, als der Brief aus Amerika von dem Vater der kranken Amerikanerin hier eintraf, der durchaus ſachgemäß und ruhig die Entſcheidung in die Hände der Männer der Wiſſenſchaft legte, hatte ich mit ihm eine längere Unterredung. Er verlangte durchaus, daß ich die Damen aus der Anſtalt entlaſſen ſollte. Vergeblich verſuchte ich ihn zu beruhigen. Plötzlich ſprang er auf mich zu, machte einen Verſuch, mich zu erdroſſeln, und nur mit äußerſter Mühe gelang es mir, mit Hülfe von drei Wärtern den Raſenden zu bändigen. Unmittelbar nach dieſem Angriffe trat bei dem Kranken ein Zuſtand völliger Verwirrtheit ein, der es mir zur traurigen Pflicht machte, ihn zu iſoliren. Er tobte ſehr heftig, und von dieſem Anfall, der alle ſeine Kräfte aufgebraucht hatte, erholte er ſich nur ſehr langſam.

Seither iſt er aber eigentlich immer recht folgſam und gutmüthig geweſen, der Anfall von Tobſucht hat ſich nicht wiederholt. Nur einmal hat er den Verſuch gemacht, in der Nacht das ſchmiedeeiſerne Fenſterkreuz herauszudrücken. Es iſt ihm natürlich nicht gelungen, und die Wärter haben ihn wieder betten und ſeitdem ſchärfer beobachten müſſen.

Eine Zeit lang haben wir ihn hydropathiſch behandelt, aber er ſcheut das Waſſer entſetzlich und ſpricht immer davon, wie fürchterlich kalt es ſei. Dazu hat er ſich einen Schiffbruch, den er erlitten haben will, hinzugedichtet. Wenn der Schauer überwunden iſt, ſtellt ſich bei ihm eine ruhige, wohlwollende und freundliche Gemüthsſtimmung ein.

Er hat ſich ein vollkommenes Wahnſyſtem ausgeſonnen, das bis in die kleinſten Einzelheiten ſorgſam ausgearbeitet iſt. Er hat hier in den Zeitungen

mit großem Intereſſe die Berichte über die Eröffnung der Northern Pacific-bahn geleſen und ſich alle möglichen Bücher über den Norden Amerikas angeſchafft, die er fleißig ſtudirt. Er behauptet nun, der Beſitzer unermeßlicher Getreidefelder in Dakota zu ſein und gebietet dort als abſoluter Herrſcher über unzählige Menſchen und unabſehbare Länder. Er kleidet ſich auch wie ein amerikaniſcher Farmer: mit einem Wollenhemd, kurzem Jackett aus Corduroy, hohen Schaftſtiefeln. Die kranke Amerikanerin iſt ſeine Frau, und ich bin ſein Leibarzt. Er erzählt mir auch ganz genau, wie ich zu ihm gekommen bin.

Er iſt jetzt vollkommen ungefährlich, körperlich rüſtig und geſund und in ruhiger, heiterer Gemüthsſtimmung. Er iſt ſo glücklich, wie man in ſeiner unglücklichen Lage ſein kann.

Leider iſt die Familie ſo ſtark erblich belaſtet, daß ich die Hoffnung auf Geneſung kaum auszuſprechen vermag. Der Großvater Ihres Freundes mütterlicherſeits iſt gemüthskrank geſtorben, die Mutter hat ſich das Leben genommen, die Schweſter leidet an unheilbarer Schwermuth. Indeſſen wollen wir doch nicht die Hoffnung gänzlich aufgeben; namentlich in den letzten Monaten zeigt der Kranke eine merkwürdige Ruhe und Klarheit.

Er iſt ungemein fleißig, er lieſt viel und ſchreibt oft tagelang ausführliche Darſtellungen, die faſt alle in demſelben Sinne gehalten ſind. Es iſt immer daſſelbe Wahnſyſtem, das er da entwickelt. Es iſt Alles logiſch und vernünftig gegliedert, nur Zeit und Ort wirft er in ſeltſamer Weiſe durcheinander; er verwechſelt Bonn mit Dakota, und hat keine rechte Vorſtellung von der Zeiteintheilung. Er weiß nicht genau, ſeit wie lange wir uns kennen, und verlegt Ereigniſſe, die geſtern geſchehen ſind, in eine ferne Vergangenheit. Es würde mich intereſſiren, den Brief zu leſen, den er an Sie gerichtet, und den er, wie er es gewöhnlich thut, wahrſcheinlich bei einem ſeiner Ausgänge, die wir ihm gern geſtatten, irgend einem Reiſenden zu perſönlicher Beförderung anvertraut hat. Zur Poſt hat er kein Vertrauen.

Es wird Sie beruhigen, wenn ich Ihnen ſage, daß wir Alle Ihrem Freunde, deſſen Güte und Freundlichkeit ihm hier nur Freunde erworben hat, mit wärmſter Theilnahme und liebevollſter Aufmerkſamkeit begegnen. Wenn Sie Ihr Weg einmal nach dem Rhein führt, ſo beſuchen Sie uns, denn es wird Ihnen eine ernſte Genugthuung ſein, ſich davon zu überzeugen, daß Ihr Freund unter ſeiner ſchweren Krankheit nicht zu leiden hat, und daß ſein Wahn ein glücklicher iſt."

In den allernächſten Tagen gedenke ich der Einladung des Dr. Philippi Folge zu leiſten.

Robert Franz.

Von

Heinrich Ehrlich.

— Berlin. —

Es iſt ungemein ſchwierig, ſelbſt dem muſikaliſch gebildeten Leſer richtigen Begriff von einer bedeutenden Tonſchöpfung zu geben, wenn die Bemerkungen und Betrachtungen nicht durch Notenbeiſpiele unterſtützt werden, des Leſers Phantaſie nicht in vorgeführten Themen Anregung findet. Noch größer geſtaltet ſich die Schwierigkeit, wenn die geniale Weſenheit eines Componiſten zu beſchreiben iſt, der wie Robert Franz auf einem beſonderen Kunſtgebiete eine hochbedeutende Stellung ſo zu ſagen ſich ſelbſt geſchaffen hat. Hier muß die Beſchreibung, wenn ſie ſich nicht blos in ſchönklingenden Satzreihen bewegen will, den Leſer zu weitem Rückblicke auf jenes Kunſtgebiet veranlaſſen, bevor ſie ihm die beſondere Stellung des Künſtlers zeigt.

Die Entwickelung des Ausdruckes der Empfindungen, die Formen, in welchen dieſer Ausdruck hervortritt, gehören zu den Hauptgegenſtänden der Culturgeſchichte jedes Volkes. Dichtkunſt und Tonkunſt ſind die entſchiedenſten Formträger der Empfindungen und die Entwickelungsgeſchichte des deutſchen Liedes gehört inſofern zu den wichtigſten Beſtandtheilen deutſcher Culturgeſchichte, als das Lied eine ganz eigenthümliche nationale Geſangsweiſe darſtellt. Es iſt auch ganz bezeichnend, daß „Lied“ das einzige, rein deutſche Wort unſerer Tonkunſt iſt; Oper, Oratorium, Arie, Symphonie, Quartett, Sonate, Concert ſind Fremdwörter; aber „Lied“ iſt ganz deutſch. Und es iſt unüberſetzbar. Franzöſiſche und engliſche Concertanzeigen und Beurtheilungen gebrauchen jetzt faſt immer das Wort „Lied“, weil „air“ den Begriff durchaus nicht wiedergiebt.

Viel ist schon geschrieben worden, und wird noch geschrieben werden über das „Volkslied" und das „Kunstlied", über den Einfluß des erstgenannten auf das andere und auf die ganze Entwickelung der modernen Musik. Die verschiedenartigsten Musikschriftsteller, deren Anschauungen auf ganz entgegengesetzten Standpunkten gefaßt sind, stimmen darin überein, daß die Kunstmusik aus dem Volksliede hervorgegangen sei und daß sie wieder zum Volke zurückzukehren habe*). Was immer in gar vielen Büchern über diesen Gegenstand gesagt ward, hat meine Ueberzeugung bestärkt, daß der Begriff „Volkslied" häufig mißverstanden wird, theilweise durch die Schuld mancher Autoren, die es nicht über sich gewinnen konnten, einen poetischen, unklaren Begriff aufzugeben und durch klare Darlegung auf die richtige Anschauung hinzuweisen, die in ihrer Wesenheit eigentlich poetischer ist, als jener unklare Begriff. Man liest von „selbständig vom Volksgeiste gefundenen, rechten und ursprünglichen Volksliedern, die als der unmittelbare Ausdruck des Volksempfindens" u. s. w., oder „das Volk sang seine eigenen Lieder" und derartige Sätze mehr, die von den Laien rasch aufgefaßt und ohne weitere Prüfung wiederholt werden. Hinterdrein kommt dann eine deutlichere Betrachtung, die eigentlich vorhergehen mußte. „Es ist gleichgültig", ob ein Einzelner oder Mehrere, ob ganze Gesellschaften den Ausdruck dessen übernehmen, wovon jeder Einzelne lebhaft „mächtig erregt ist"**). — „Das Volk selbst denkt nicht daran, seine Lieblingsweisen in Notenzeichen zu fixiren. Aber zu allen Zeiten haben sich Sammler und Aufzeichner dafür gefunden***)". Der geschätzte Forscher Fr. Arnold, der vor mehreren Jahren eine Sammlung einstimmiger Melodieen aus der Mitte des 15. Jahrhunderts gefunden und veröffentlicht hat, meint, sie seien mehr als Kunst- denn als Volkslieder zu betrachten. Und Saran in seiner Schrift „Robert Franz und das deutsche Volkslied" sagt im Hinblick auf die von Fr. Arnold veröffentlichte Sammlung geradezu, „Es ist bis heute nicht gelungen, genau festzustellen, was damals als Volkslied und was als Kunstlied zu gelten habe, oder worin der Unterschied Beider bestehe."

Die Entstehung, Entwickelung und Verbreitung des Volksliedes scheint mir am besten durch einen Satz der „Limburger Chronik" zu erklären, den Schletterer in seinem trefflichen Buche „Das deutsche Singspiel" anführt: „In derselbigen Zeit (um 1350) sung man ein neu Lied im deutschen Lande, das war gemein zu pfeiffen, und zu trommeten, und zu allen Freuden. Damals

*) „Nicht Ihr" (d. h. die Künstler der Jetztzeit) „werdet das Kunstwerk der Zukunft schaffen, sondern das Volk," sagt R. Wagner in seinem ersten Buche „Kunstwerk der Zukunft"; und in Oper und Drama hat er immer darauf hingewiesen, daß die Grundlage aller Compositionen im Volksliede und in der Tanzmusik zu suchen sei. Ganz dasselbe, wenn auch mit anderen Worten, haben heftigste Gegner Wagners in ihren Schriften gesagt.

**) Reißmann.

***) Ambros.

machte ein Barfüßer-Mönch am Mainstrom die besten Lieder und Rheimen in der Welt, von Gedicht und Melodeyn, daß ihm Niemand am Rheinesstrom oder sonst wol gleichen mochte. Und was er sung, das sungen alle Leute gern, und alle Meister pfiffen es, und andere Spielleute führten den Gesang und das Gedicht."

Gleich diesem Barfüßer-Mönch haben gewiß viele Andere vor und nach ihm Lieder gedichtet und gesungen, die dem Volke gefielen, dann immer weiter verbreitet und umgewandelt worden sind, bis der eigentliche Schöpfer sie kaum wieder erkannt haben mochte*). Ja selbst die Texte, besonders die der erzählenden (epischen) Volksgesänge haben oft große Veränderungen erfahren, und die Art und Weise dieser Umgestaltungen ist kennzeichnend für die Empfindungen und Anschauungen der verschiedenen deutschen Stämme. Der Nord- und der Süddeutsche erzählen dieselbe Geschichte: Jener läßt den ganzen Ernst jedes einzelnen Ereignisses hervortreten, seine Phantasie schafft überall den düstersten Hintergrund; Dieser giebt überall milderen, anmuthigeren Regungen Ausdruck, ja er läßt sogar oft dort Rettung eintreten, wo der Stammesbruder vom traurigsten Ende erzählt. In der hochdeutschen Version von „Ullrich und Aennchen" ermordet der Verführer das Mädchen, in der allemannischen wird es vom Bruder gerettet. In „Falsche Lieb" läßt der Hochdeutsche die Ungetreue von dem Betrogenen tödten, der Schweizer läßt sie leben und den Jüngling trauern. Selbst lustige Texte sind verändert worden, der Süddeutsche blieb immer kräftiger, auch weniger umschreibend.

Es steht außer allem Zweifel, daß viele solcher Volksmelodien von den zeitgenössischen oder später lebenden Fachkünstlern, von den Componisten verwerthet und in künstlicher Form umgearbeitet worden sind. Manchmal werden auch wohl nur die Texte benützt. In einer von Dehn herausgegebenen „Sammlung älterer Musik aus dem 16. und 17. Jahrhundert" befinden sich einige Chorlieder von Orlando di Lasso mit überlustigsten Texten, die heute kein großer Componist zu setzen wagen dürfte, deren contrapunktisch kunstvoll durchgeführte Themata keinen Ursprung im Volkslied errathen lassen (mit Ausnahme des „Es thut sich Alles verkehren," und „Annelein"); dagegen in einigen französischen Chorliedern desselben Großmeisters, die ich vor vielen Jahren in der Berliner Bibliothek aus den Stimmen copirt habe, besonders in einem: „Un jeune moine sortit du couvent" unverkennbar eine „Volksweise" das Hauptthema bildet. Wenn ich nun anführe, daß Ambros in seiner Geschichte der Musik neben etwa vierundzwanzig berühmteren deutschen Meistern des 16. Jahrhunders ebenso viel kleinere mit Namen nannte, so läßt sich hieraus der Schluß ziehen, welch vielfältige Wechselwirkung zwischen Volks- und Kunstlied in und vor jenen Zeiten stattgefunden haben mag.

*) Eine geniale, echt poetische Beschreibung der Entstehung eines solchen Liedes hat Freiligrath in seinem Prachtgedichte: „Prinz Eugen, der edle Ritter" gegeben.

Die genaue Prüfung und Darlegung der Urſachen, welche während des 17. Jahrhunderts bis gegen die Mitte des 18. eine Abnahme der Verbreitung und Wirkung des Volksliedes herbeiführten, verlangte eine lange Abhandlung für ſich, mit weit ausgreifenden Abſchweifungen nach verſchiedenen Gebieten. Der Hinweis auf ein culturhiſtoriſches Hauptmoment, das viele Andere in ſich faßt, wird dem Zwecke dieſer Studie genügen. Die Geſchichte lehrt, daß überall die zunehmende Bildung zuerſt das Urſprüngliche, Poetiſche im Volke zurückdrängt, um ſich ihm ſpäter wieder zuzuwenden und aus ihm vielfache Anregung zu ſchöpfen. So lang das Volk noch wenig oder nichts gelernt hat, verwandeln ſich alle die äußeren Eindrücke, die es empfängt, in religiöſe Ideen oder poetiſche Ergüſſe. Jeder einigermaßen Begabtere im Volke, der ſich nicht bis zur Gelehrſamkeit oder zur Gunſt der Großen erheben konnte, war ein Volksdichter, der Liebesgefühle oder Ereigniſſe die gemeinſames Empfinden anregten beſang; trafen ſeine Worte und Töne das Richtige, ſo gingen ſie von Mund zu Mund, mit Veränderungen und Zuſätzen, die andere Mitempfindende dichteten. Als dann Dichtkunſt und Muſik in Regeln gebracht wurden, in den Hofdienſt traten oder zum ehrſamen Zunftweſen gehörten, da trat die Bedeutung des Volksliedes als ſolches inſofern ein wenig zurück, als es mehr in den unteren Schichten verblieb: es gewann aber Beziehung zur Kunſt, indem die Tonſetzer von Fach es verwertheten. Es iſt bezeichnend, daß die Nationen, die am längſten dem allgemeinen Bildungsgange fern geſtanden haben, bei denen es keine Fachcomponiſten und Hofdichter gab, ihre Volkslieder am reinſten bewahrten: Finnen, Kleinruſſen, Schotten, Ungarn.*) Als durch die Reformation das Volk angeregt ward, auch über die Myſterien der Religion nachzudenken, die heilige Schrift in deutſcher Sprache zu leſen, die Selbſtwahl der Prieſter vorzunehmen; als die ſich immer mehr verbreitende Buchdruckerkunſt das Wiſſen dem Volke zugänglicher machte und auch das Volkslied nicht mehr durch Ueberlieferung allein, ſondern durch den Druck bekannt

*) Einen ganz merkwürdigen Beleg zu der Verflüchtigung des Volksliedes kann ich aus meinen eigenen Lebenserfahrungen bieten. In den 40. Jahren lebte ich in den Donaufürſtenthümern Moldo-Wallachei, jetzigem Königreich Rumänien. Damals wurden noch überall die „Volkslieder" geſpielt und geſungen; die Spielleute „Lautari" Zigeuner, welche Geige, Panflöte und Kobſa (eine Art Mandoline) ſpielten, und dazu ſangen, fehlten bei keinem Feſte der „Bojaren" und da faſt alle Lieder eigentlich Tanzweiſen (Hora) waren, ſo gehörte es zum „bon ton" der guten Geſellſchaft, auch einmal „Hora" zu tanzen. Ich habe 1849 eine Sammlung dieſer höchſt originellen Weiſen herausgegeben. Als ich im December 1868 auf zwei Wochen nach Bukareſt, der Hauptſtadt des neuen Reiches, kam, waren die „Lautari" faſt verſchwunden, nur mehr in den entlegenſten Kneipen zu vernehmen. Die am Ruder ſtehenden „Volksmänner" erklärten mir, die kosmopolitiſche demokratiſche Bildung der Nation habe mit dieſen alten Reſten nichts zu ſchaffen. Der Preußiſche General-Conſul, ſpäter Geſandte in Conſtantinopel Kraf Kaiſerlingk (†) ließ einmal für mich den „Mode"-Lautar kommen, der ſpielte Guitarre, und ſang ein Lied „Winter kommt, Sommer geht" von Vaſil Alexandri, dem rumäniſchen Kammerpräſidenten.

wurde: da mußten nach und nach in Dichtkunst und Musik jene Veränderungen eintreten, welche zuletzt bis weit in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts beide Künste dem Volke entfremdeten, weil sie sich vorzugsweise an die Gebildeten wendeten. Im Beginn der Reformation trat das geistliche deutsche Lied vielfach an die Stelle des Volksliedes und mancher Volksmelodie ward ein geistlicher Text unterlegt. Neben den geistlichen standen die politischen und religiösen Spottlieder in Flor. (J. Scheible hat aus der Ulmer Stadtbibliothek allein 89 solcher Lieder gegen den Pabst und die Geistlichkeit mit satirischen Bildern unter dem Titel „die fliegenden Blätter aus dem 16. und 17. Jahrhundert" veröffentlicht). Die Dichtkunst war theils geistlich, theils höfisch weltlich. Durch die erste Richtung geht ein eigenthümlich träumerischer, oft reflectirender Zug: die weltliche Poesie aber ist zu gleicher Zeit steif, und frivol; die alte Dichtkunst war manchmal derb sinnlich: aber die Lüsternheit, das Schlüpfrige ist erst mit der höfischen Poesie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunders als mitwirkendes Element hervorgetreten; und zwei Hofdichter, die zugleich auch recht fromme Liederchen verfaßt haben, die Herren von Besser, Churfürstlich sächsischer Hofdichter (1654—1729), und Herr von Canitz, der Preußische Hofpoet, zeichneten sich aus in schamloser Besingung der Hof- und anderer Liebesangelegenheiten.

Während dieser Dichterperiode florirte in der weltlichen Musik die „Aria" die „Cantaten" und Anrufungen der Clio, des „Unstruthischen Apollo" und wie damals die Ueberschriften der Musik für die „Gebildeten" gelautet haben. Gegen die Mitte des achtzehnten begann eine Art von Widerstreben gegen die herrschende Unnatur hervorzutreten, und eine Rückkehr zum minder Geschnörkelten und Manierirten anzubahnen*). Da kamen die „Oden-Sammlungen" und die „Kurzweiligen Sing- oder Tafelstunden" „ohrenvergnügendes und gemüthergötzendes Tafel-Confect"; die Texte der letzteren waren mit den seltensten Ausnahmen ungemein albern, mitunter niedrig gemein. In der Musik herrschte überall noch die steifste Ungelenkheit vor. Erst nachdem in der Dichtkunst ein anderer Geist sich offenbarte, als Goethes unvergleichliche kleine lyrische Gedichte erschienen, als Bürger den richtigen volksthümlichen Ton anschlug, als Herder fremde Volkslieder der deutschen Nation bekannt machte,

*) Hie und da begegnet man der Behauptung, der Umschwung wäre eigentlich durch Bach und Händel herbeigeführt worden: diese beiden Großmeister hätten zuerst wieder das Volkslied in ihre Musik aufgenommen, verwerthet. Wo in Händel'schen Arien und Chören Anklänge an Volkslieder zu finden wären, kann ich nicht absehen. In Bach'schen Clavierstücken, Gavotten, Giguen, Air herrscht manchmal eine solche Lustigkeit der Melodie, daß man fast Verwendung irgend eines Volksliedchens annehmen könnte. Aber Bach war ein unermeßliches Genie, der jeden Ton traf und aus sich selbst schöpfte. Spitta, dem bei aller seiner Schönrednerei ein gründlichstes Erforschen und Kennen Bachs unbedingt zuerkannt werden muß, hätte gewiß nicht ermangelt, auch einen Zusammenhang Bach'scher Melodien mit Volksliedern nachzuweisen, wenn ein solcher bestand.

um ihre Aufmerksamkeit auf die eigenen zu lenken*), da erhob sich auch das Musiklied in höhere Regionen. Aber nur sehr langsam. André, Reese, Reichardt, Rust, Schulz, Zelter u. A. suchten sich vom steifen Zopfgange der „Aria" zu befreien, der Melodie einen einfachen, natürlicheren Gang zu geben; manche Gesänge aus Hillers heiteren Opern gewannen große Verbreitung und wurden „populär". Wer aber glauben möchte, daß in diesen Liedern Etwas von dem zu vernehmen war, was man im Volksliede voraussetzt, der möge sich einmal die Notenbeilagen in Lindners „Geschichte des deutschen Liedes im 18. Jahrhundert" ansehen, und in Reißmanns „Geschichte des deutschen Liedes" das seiner Zeit allgemeine beliebte Lied aus Hillers Jagd „Als ich auf meiner Bleiche", und Zelters Lied auf Goethes Text „Ich denke dein". Er betrachte dann die ersten Tacte von Schuberts „Das Wandern", „Ich hört ein Bächlein rauschen", „Danksagung an den Bach", der „Lindenbaum"; lege dann zwischen die erstgenannten und Schuberts Gesänge ein paar alte oder neuere Volkslieder, „Bald gras ich am Neckar", „Muß i denn zum Städtele naus"**) und entscheide nach eigenem Ermessen, auf welcher Seite der wahre Ton des Volksliedes reiner und unmittelbarer zum Herzen spricht, in jenen „volksthümlichen" Liedern der Componisten des 18. Jahrhunderts oder im Kunstliede Schuberts? Und hier sind wir auf dem Umwege nothwendiger Vorbetrachtungen zu dem Pfade gelangt, der uns zuletzt zu Robert Franz führt, auf die Untersuchung, wie das Kunstlied nach dem Volksliede zurückgriff.

Ich habe schon oben angedeutet, daß die Dichtkunst zuerst den natürlichen Ton anschlug. Der ungeheure Umschwung, den Herders Anregung und Goethes Schöpfungen in der lyrischen Dichtung herbeiführten, mußte nothwendiger Weise auch auf die Gesangs-Composition mächtigen Einfluß üben, und andere Tonweisen für das Lied in's Leben rufen. Während das alte Volkslied für die verschiedenartigsten Stimmungen des Gedichtes dieselbe Melodie beibehielt; während die volksthümlichen Melodien der Oden-Componisten gar oft sehr nüchtern und steif klangen, gaben Haydn und besonders der göttliche Mozart dem Liede eine andere Gestaltung mit volksthümlichen, d. i. leicht verständlichen und charakteristischen Melodien, die je nach dem Wechsel des Inhaltes in der Stimmung sich änderten, dem Texte anpaßten. Auch

*) Es ist unglaublich, wie ernüchternd, versteifend, verbildend die „Bildung" mit dem Volksliede umgegangen war, wie der Versuch der Verfeinerung manchem Gedichte den ganzen Charakter des naiv Empfundenen benommen hatte. Im Liede „Der rechte Trost" fragt der Jäger: „Wie kommt's, daß du so traurig bist?" u. s. w. Das Mädchen der Liedersammlung antwortet recht fein „Und wenn ich auch geweint hab', was geht es dich denn an? Ich wein, daß du es weißt, um Freud, die mir nicht werden kann." Die ursprüngliche Fassung lautet: „Und wer 'nen steingen Acker hat, dazu 'nen stumpfen Pflug, und wem sein Schätzel untreu wird, der hat wohl Kreuz genug." Man vergleiche auch Herders Bemerkungen über die Fabel „Der Esel und die Nachtigall" und über das Lied „Es sah ein Knab' ein Röslein stehn".

**) Man vergleiche das Vorspiel zur „Danksagung an den Bach" mit den ersten Tacten des „Muß i denn"; durchaus nicht dieselben Töne, aber derselbe Ton.

die Clavierbegleitung zeigt schon die ersten Versuche einer Verschärfung des Ausdruckes durch größeren Reichthum und Wechsel der Harmonien.

Daß Mozart bei vollendeter Kunst der Form auch den richtigen volksthümlichen Ton so gut traf, ist vor Allem seinem göttlichen Genie zuzuschreiben; doch ist auch der Umstand nicht zu übersehen, daß er in Salzburg geboren und daselbst als junger Mann eine Zeit lang thätig war, in unmittelbarer Nähe von Oberösterreich, Steiermark und Baiern, also den Gegenden, in welchen von jeher die schönsten Volksweisen, der Jodler und das Zitherspiel heimisch sind. Nach meiner Ueberzeugung ist überhaupt der Einfluß des süddeutschen Volksliedes auf gewisse melodische Wendungen in den Gesängen und manchen Instrumentalwerken der großen Wiener Meister noch niemals in genügender Weise dargelegt und gewürdigt worden. Auch auf Webers Melodienbildung hat der Aufenthalt in Süddeutschland nachhaltige Wirkung geübt. Am stärksten tritt jedoch der Einfluß der niederösterreichischen und steierischen Weisen in manchen Werken Schuberts hervor. Ein ganz merkwürdiges Beispiel bietet das Menuett des A-moll-Quartetts. Diese tief traurigen Moll-Weisen, die sich in den höchsten Uebergängen bewegen, erinnern an einen „Jodler", den ich als ganz junger Mensch auf meinen Fußwanderungen durch den Wienerwald gegen die Steierischen Alpen häufig oben im Gebirge vom „Gaisbua" (Ziegenhirten) gehört hatte*), lange bevor mir die Töne dieses Schubert'schen Stückes erklungen waren; besonders der zweite Theil und das Trio (das in A-dur geschrieben) zeigen unverkennbare Aehnlichkeit. Auch das zweite Thema im Finale des himmlischen Quintetts, mehrere Stellen im Scherzo der C-dur-Symphonie, das Trio des Scherzo der ersten A-moll-Sonate und noch viele Stellen seiner Instrumentallieder geben Zeugniß, wie Schuberts unversiegbarer Melodienquell so recht aus dem österreichischen Volkston entsprungen ist, wie ein großes Künstlergenie einen unscheinbarsten Stoff zum herrlichsten Kunstgebilde umschafft, wie unter seinen Händen die einfache melodische Wendung irgend eines Volksliedes zum höchsten Kunstliede werden kann; die so unendlich traurig klingenden Töne zu den Worten „Da ist meiner Liebsten Haus" in „Wasserfluth" (Winterreise) lassen, in dur umgewandelt, sofort eine allgemein bekannte Jodlerweise erkennen.

Schubert hat durch seine Liederschöpfungen einen größeren Umschwung in dieser Form der Tonkunst hervorgebracht, als vor ihm irgend ein großer Componist in einer anderen. Es gab vor Bach und Händel Meister, die unvergleichliche Werke religiöser Musik schufen, Werke, die wir Alle noch heute mit Entzücken und Andacht vernehmen. S. Bachs Orchestersuiten, seine Pastorale aus dem Weihnachtsoratorium kann man nach einer Beethoven'schen, Haydn'schen oder Mozart'schen Symphonie, mit vollem künstlerischem Hochgenusse hören; die meisten seiner Clavierwerke stehen in ihrer Art einzig da, und ihre Technik weist bereits auf die größeren Schwierigkeiten viel späterer Zeiten

*) Selbstverständlich in dur.

hin*). Aber ein Vergleich der Melodieen, der Harmonieenführung und der Clavierbegleitung in den zwei ersten veröffentlichten Werken Schuberts, „Erlkönig" und „Gretchen am Spinnrade", mit denen der leidenschaftlichsten Lieder Mozarts und Beethovens zeigt einen so großartigen Abstand, wie etwa der Trauermarsch aus der „Eroica" von allen vorher componirten Symphonien-Adagios. Man kann freilich von jenen Liedern sagen, daß sie eigentliche Lieder gar nicht sind, sondern mehr dramatische Gesangsscenen mit Clavierbegleitung. Das ändert jedoch nichts an der Thatsache, daß die Behandlung des Textes, der Begleitung, der Harmonie eine ganz neue ist, daß eine Chromatik und Enharmonik, wie bei den Worten: „Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an, Erlkönig hat" u. s. w., daß eine Accordenfolge wie bei: „Ach, sein Kuß!" daß Accente wie bei: „Ach dürft' ich fassen und halten ihn", vordem nicht vernommen worden waren.

Die Blüthezeit Schuberts fiel in die Periode, da die italienischen Sänger und Rossinis Opern die Wiener in einen sinnlichen Taumel versetzten, als Webers Freischütz erst bei des Componisten Anwesenheit zur richtigen Aufführung**) und Würdigung gelangen konnte, als seine „Euryanthe" nur in der höheren Kritik Anerkennung fand, vom Publikum sehr kühl behandelt wurde und Beethoven seine letzten Werke für die Nachwelt schuf. Nach seinem Tode verfiel das Lied in Wien nach und nach in jene eigenthümliche „gemüthlich" genannte Manier, welche gewisse volksthümliche, melodische Wendungen in breiter Dehnung recht sangbar über leichteste, trivialste Harmonisation setzte, und sie mit ein paar effectvollen Endphrasen concertmäßig aufputzte. Diese Manier traf mit einer Geschmacksrichtung der eleganten Welt zusammen. In den höchsten Kreisen war die Mode beliebt, österreichische und steierische Volkslieder, „Gstanzeln", zu protegiren, und sofort verbreitete sich diese Vorliebe in allen Kreisen. Hofdamen spielten Zither, sogar Duette. Baron Klesheim dichtete sentimentale Verse in österreichischer Mundart, Herr Bauman ward patriotischer Hofpoet durch sein „Versprechen hinter'm Herd", das sich bis heute als ein Lieblingsstück der eleganten Welt erhalten hat. Bis in die fünfziger Jahre herrschte diese Richtung in Wien vor, auch in manchen vornehmen Kreisen Deutschlands war sie zu finden***). Aber in den musikalischen

*) Das Rondo und das Capriccio aus der C-moll-Partitur zeigen ganz moderne Technik des 19. Jahrhunderts.

**) Der Kaiser Franz hatte sich das Schießen auf der Bühne verbeten, die Jäger erschienen mit Armbrüsten, und Kaspar goß in der Wolfsschlucht — verzauberte Bolzen. Samiel und der Eremit, wurden von der Censur gestrichen: jener durfte nur als „Stimme eines bösen Geistes", dieser als weltlicher „Einsiedler" erscheinen.

***) Als ich im Jahre 1852 das erste Mal nach Deutschland kam, spielte mir eine hochgeborene Dame aus Mecklenburg Zither vor; im Jahre 1853 gab der Hofzitherspieler des Herzogs Max in Baiern ein Concert in Baden-Baden und spielte Variationen über Lucia di Lammermoor.

Kreisen Deutschlands war inzwischen ein neuer Sangesfrühling aufgeblüht, in den Liedern Mendelssohns und Schumanns, zu denen Robert Franz*), als jüngster, ganz eigenartiger trat. Mendelssohn war der geistigste, höchst begabte, edelste Vertreter der norddeutschen volksthümlichen Richtung, die Reichardt, Zelter und Berger eingeschlagen hatten. Während diese jedoch bei allem redlichen und höchst anerkennenswerthen Bemühen, mehr Natürlichkeit in das Lied zu bringen, sich nicht von der Steifheit des Zeitalters befreien konnten, die noch vielen Formen der Kunst wie des Lebens anhing, konnte Mendelssohn mit freiem Geiste als der Sohn einer Zeit, welche allen Formzwang beseitigt hatte, mit freier Wahl, mit gebildetem Geiste und feinster Empfindung in seinen Liedern das Volksthümliche mit der klassischen Form vereinigen. Seine Melodik war anmuthig, heiter, sangbar, und doch immer musikalisch vornehm; in der Begleitung bewährte er den unübertroffenen Meister der Form, der alles Gewöhnliche, Herkömmliche vermeidend, dennoch dem Harmonischen eine bescheidenere Rolle anweist, als dem Gesange. Seine Erfindung stand in den Liedern nicht überall auf gleicher Höhe**); aber seine Volkslieder „Von allen schönen Kindern"; „Es ist bestimmt in Gottes Rath", einige Chorlieder, sind ein unvergängliches Nationaleigenthum geworden; was sie vor Allen auszeichnet, ist die schöne Einheitlichkeit der Stimmung, ohne die mindeste Eintönigkeit.

Schumann ist auf dem von Schubert zuerst eingeschlagenen Wege weiter fortgeschritten, hat die Charakteristik, die musikalische Betonung jedes Stimmungswechsels im Texte noch verschärft und der Clavierbegleitung eine fast neue Rolle zugewiesen. Bei Schubert ertönen die Vorspiele mit den seltensten Ausnahmen (wie beim „Erlkönig") nur als Vorbereitungen der Gesangsmelodien, an welche sie sich anschmiegen; sobald diese beginnt, tritt die Begleitung zurück, und nur in den wunderbaren harmonischen Wendungen zeigt sie ihre Selbständigkeit.***) In Schumanns Liedern bildet die Begleitung sehr oft ein Musikstück für sich, das fast über der Melodie steht, und nur bei geschicktester Ausführung des Begleitenden nicht den Gesang deckt; und zwar ist das nicht etwa der Fall bei Liedern, in welchen ein tief leidenschaftlich heftiges Gefühl durch den Gesang allein nicht zum vollen Ausdruck

*) Von Brahms, der erst im Jahre 1854 seine herrliche Laufbahn begann, wird später die Rede sein.

**) Mendelssohn steht am höchsten, wo seine Phantasie sich im Schaffen großer Chöre und Orchesterwirkungen entfalten konnte: Im „Elias", in der „Walpurgisnacht", in „Als Israel aus Egypten zog". Da kann man sagen: „Das ist Er, das ist sein Eigen."

***) In diesen steht Schubert einzig da. Die Wirkungen, die die einfache Verwandelung eines Dur- in den Mollaccord und umgekehrt erzeugt, gehören ihm allein. Der Leser betrachte einmal die Stelle in: „Danksagung an den Bach": „Hat sie Dich geschickt" oder im „Neugierigen": „Du Bächlein meiner Liebe" oder in „Ihr Bildniß": „Und das geliebte Antlitz", und er wird sofort wissen, was ich meine, und gar viele solche merkwürdige, unvergleichliche Wirkungen bei Schubert finden.

gelangen könnte, und in der instrumentalen Bewegung die symbolische Wirkung anstrebt und erreicht, sondern auch in solchen, deren Worte heiterste Lust und innerliche Gemüthsstimmung ausdrücken, wie z. B. im „Frühlingslied" und im „Nußbaum". Diese Lieder erscheinen mir um so merkwürdiger, weil der Text nur Melodie herauszufordern scheint, und weil Schumann gerade in der Begleitung herrliche Tongebilde geschaffen hat, die rechtes Zeugniß geben für den Genius, der dort eine sprudelnde Quelle hervorzaubert, wo sich Anderen nur das trockene Gestein zeigt. Auch hat Schumann der unvorbereiteten unvermittelten Dissonanz ein weit größeres Feld geöffnet, als Schubert, der nur in den Momenten höchster Erregung (Doppelgänger „Was äffst Du nach") Ausdruck in der Enharmonik und Chromatik gegeben hat. In seinen Liedern spricht sich die norddeutsche Romantik musikalisch aus, und sie werden immer zu den edelsen Schätzen der Nation gehören.

Als eine ganz eigenartige, merkwürdige, künstlerische Individualität, als ein Wanderer auf eigener Bahn, als ein Tondichter, der nur Lieder setzte, aber gerade durch die Einseitigkeit der von ihm gepflegten Gattung und Form ganz Hochbedeutendes und ganz Eigenthümliches schuf, wirkt Robert Franz seit den vierziger Jahren.

Wenn man seinen Lebensgang prüft, wie er in verschiedenen Schriften (Ambros, Liszt, Osterwald, Sarau, Musikalisches Lexikon) beschrieben ist, so möchte man fast behaupten, das Geschick habe ihn durch alle Einzelheiten seiner Erziehung und Erlebnisse vorausbestimmt, nur ein großer Liedercomponist zu werden. Robert Franz ist 1815 in Halle geboren. Ueber die gesellschaftliche Stellung seiner Eltern giebt keine der genannten biographischen Studien Aufschluß; im Mendel-Reißmann'schen Lexikon steht eine Andeutung, die Eltern stammten von den „Halloren", Salzsiedern. Jedenfalls lebten sie, wenn auch in einfachen, doch in geregelten Verhältnissen, da sie dem Sohn eine gute Schulbildung geben, ihn auch mehrere Jahre in seinen Musikstudien unterstützen konnten.

Der Vater war ein frommer Mann aus der Pietisten-Schule des verflossenen Jahrhunderts, die in Halle ihren Mittelpunkt hatte. Er sang seinen Kindern gern Choräle vor, die er mit sicherem Tonansatze und richtiger Empfindung ausführte. Des kleinen Roberts erste musikalische Eindrücke waren einerseits das Kirchenlied — das ihn später zu Bach und Händel führte, andererseits der Gesang ohne alle Begleitung. Als er die Schule besuchte, offenbarte sich seine Begabung für Musik und für das Lied zuerst dadurch, daß er Choräle, welche die Knaben einstimmig zu singen hatten, immer als zweite Stimme in der Terz zu singen versuchte, was ihm vom Singmeister handgreiflich übel vermerkt wurde. In seinem vierzehnten Jahre fühlte Robert, wie die Neigung zur Musik immer stärker, immer alle anderen Bestrebungen überragend anwuchs, und bat die Eltern, daß sie ihn Musiker werden ließen. Sein Wunsch begegnete dem heftigsten Widerwillen des Vaters, der die Musik als „brotlose Kunst" betrachtete, und den Sohn

vielleicht des Leichtſinns und der Unluſt zur Arbeit beſchuldigte, weil dieſer hie und da über die Beſchäftigung mit der Muſik den Schularbeiten nicht volle Aufmerkſamkeit zuwendete und nicht die gehofften Fortſchritte zeigte. Es war eine wahrhaft glückliche Fügung für den Kunſtjünger, daß der würdige Cantor und Geſanglehrer der lateiniſchen Schule, Abela, Gefallen an ihm fand, und ihm die Clavierbegleitung bei den Chorübungen der Schüler übertrug. Das ſtärkte ſeinen Muth und wird wohl auch die Eltern für die Bitte des Sohnes milder geſtimmt und bewogen haben, ihm regelmäßigen Muſikunterricht geben zu laſſen. Der war aber damals in Halle gar wenig geeignet, ein derartiges Talent vollſtändig auszubilden, und ſo wurde Robert in ſeinem zwanzigſten Jahre nach Deſſau zu Friedrich Schneider geſendet, der als herzoglicher Hofcapellmeiſter, als Componiſt vieler Oratorien, (unter welchen „Das Weltgericht" ſich noch erhalten hat,) dann einer Maſſe von Symphonien, Ouverturen, endlich als ausgezeichnetſter Lehrer im vollen Ruhm ſtand. Man denke ſich nun einen zwanzigjähriger Muſiker, der eigentlich nur Begeiſterung hegte und faſt noch nichts geleiſtet hatte, der noch dazu ſcheu, ſchweigſam in ſich gekehrt, als ſelbſtgenügend erſcheinen mochte, gegenüber einem vierzigjährigen berühmten Meiſter, der an Huldigungen ſelbſt ſolcher Schüler gewohnt war, die mit zwanzig Jahren ſchon jenes ganze Rüſtzeug der Theorie beſaßen, das der neu angekommene Hallenſer erſt erwerben mußte. Daß die Beiden kein beſonderes Gefallen an einander fanden, läßt ſich mit Fug und Recht behaupten; der Lehrer, der ſtrenge Theoretiker mußte gerade an den Regeln der Harmonie und des reinen Satzes feſthalten, denen der junge Romantiker am fernſten ſtand, und dieſer mochte durch ſeine Harmonien und ſonſtigen Verſuche der ſtrengen Schule manche Schauder bereitet haben.

Nach zwei Jahren ging Robert Franz nach Halle zurück, um manche nothwendige Kenntniß bereichert, aber ohne die Fähigkeit, das Gelernte praktiſch zu verwerthen; ſeine künſtleriſchen Ideen gingen nach anderer Richtung! Eine trübe Zeit begann! Von jeher hatten die Eltern und die meiſten Lehrer Zweifel an ſeinem Talente gehegt, dieſe ſchienen jetzt vollkommen gerechtfertigt, da der Zweiundzwanzigjährige noch gar nichts geſchaffen hatte, und anſtatt ſich nach Erwerb umzuſehen, immer mehr nach Innen abgeſchloſſen lebte. Vorwürfe und Hohn fehlten nicht und verbitterten die Gemüthsſtimmung, die durch das Gefühl der bisherigen Unzulänglichkeit des Schaffens trübe genug ſein mußte. Den einzigen Troſt fand der junge Künſtler im Umgange mit einigen Gelehrten und Kunſtfreunden, die altitalieniſche und altdeutſche Tonkunſt pflegten, Bach und Händel ſtudirten. Er vertiefte ſich in die Werke der Großmeiſter, an ihnen bildete und erweiterte er ſeine Kenntniſſe des Contrapunktes. Aber zum entſchiedenen Selbſtſchaffen gelangte er noch immer nicht, lebte und träumte im elterlichen Hauſe, bis die gewaltige geiſtige Bewegung der vierziger Jahre auf allen Gebieten, und gleichzeitig eine tiefe Leidenſchaft alle ſeine Gefühle ſtürmiſch erfaßte und in eine Richtung zum tonkünſtleriſchen Erguſſe drängte.

Der Hegel'schen Philosophie, die in Berlin zu einer Art von staatlicher christlich-politischer Glaubenslehre ausgebildet worden war, hatte Ruge die Keime einer neuen selbständigen Richtung entnommen, verpflanzte sie nach Halle und zog sie groß im Vereine mit Echtermeyer. Die studirende Jugend entflammte sich für diese neuen Ideen, und eine so tiefe träumerische Natur wie die Franz' mußte sich (auch ohne eine unmittelbare Veranlassung durch Universitätsbesuch) auf's Stärkste angezogen fühlen, da Ruge auch das ästhetische Gebiet in das Bereich seiner Vorlesungen zog. Zu gleicher Zeit begann in Leipzig die neue glänzende Aera der Tonkunst durch den herrlichen Mendelssohn, durch des edelsten poetischen Schumanns Schaffen als Componist und musikalischer Schriftsteller — denn auch als solcher hat er schöpferisch gewirkt, und einen unermeßlichen, noch gar nicht genug gewürdigten Einfluß geübt! Schuberts Compositionen wurden durch ihn zuerst der gesammten musikalischen Welt Norddeutschlands näher gebracht, und es ist keine gewagte Behauptung, daß auch Robert Franz zuerst durch die Aufsätze von Schumann in der „Neuen Zeitschrift für Musik" angeregt wurde, jene genau zu studiren. Ein neues Land öffnete sich vor seinem innern Auge, ein Land, in welches er reisen, nach neuen Entdeckungen suchen mußte. Und eine tiefe, heftige, unglückliche Liebe gab ihm den Wegweiser zu neuen, unbekannten Pfaden des Liedes*).

Im Jahre 1843 erschien in der „Neuen Zeitschrift für Musik" eine von Robert Schumann verfaßte Besprechung mehrerer Lieder von verschiedenen Componisten. In dieser gab er seinen Ansichten über Liedercomposition, über rein Formelles und Ideelles, über vulgäre Richtung (Rücken) und höheren Standpunkt entschiedenen Ausdruck. So kommt er denn zuletzt auf Robert Franz und dessen erstes Werk: 12 Gesänge und sagt: „sie gehören durchaus der edlen neuen Gattung an", der kunstvolleren und tiefsinnigeren Art des Liedes, „von der die früheren nichts wissen konnten"; und er charakterisirt Robert Franz mit den Worten „er will das Gedicht in seiner leibhaftigen Tiefe wiedergeben". Er tadelt manches, aber sagt auch: „wollte man einzelne feine Züge anführen, man würde nicht fertig", und ermuntert zuletzt den jungen Künstler zum Ergreifen neuer Kunstformen, daß er „sein reiches Innere anders auszusprechen versuche als durch die Stimme". Die Beurtheilung erregte in der ganzen musikalischen Welt Norddeutschlands die gespannteste Aufmerksamkeit. Man wußte, daß Schumanns Herz jedem künstlerischen Streben

*) Ich möchte nicht, daß die obigen Zeilen dahin verstanden würden, als hätte Robert Franz seine ersten Lieder in der Zeit der unglücklichen Liebe componirt. Meiner Ueberzeugung nach wird kein leidenschaftliches bedeutendes Tonwerk oder Gedicht im Moment der Leidenschaft selbst geschaffen, ist vielmehr erst nach der Läuterung der Gefühle entstanden, nach Ueberwindung des Schmerzes, nach Idealisirung des ganzen psychischen Verlaufes. Ein lustiges Lied oder Gedicht mag in einem Momente des Glückes entstehen, heftige Leidenschaft muß austoben, bevor sie zur künstlerischen Gestaltung gelangt. Die schmerzvollsten Lieder enthält Franz op. 7, als er schon lange glücklicher Bräutigam von Marie Hinrichs war!

warm entgegen ſchlug, daß er aber mit entſchiedenem Lobe nicht verſchwenderiſch zu Werke ging. Robert Franz' Name war mit einem Schlage ein vielgenannter und hochgeachteter. Raſch folgten nunmehr neue Liederhefte aus ſeiner Feder: und die Beſten und Höchſtſtehenden beeilten ſich, volle Anerkennung kundzugeben. Unter dieſen iſt beſonders eine hervorzuheben, weil ſie zeigt, wie Robert Franz' Lieder-Schöpfungen in den verſchiedenartigſten großen Künſtlern gleichmäßig tiefen Eindruck erzeugten. Des edlen Felix Mendelsſohn Melodik und Harmonik war eine ganz andere, als die aus Franz' Liedern erklangen, und die Schumann ſo freudig begrüßt hatte. Aber als ihm der junge Componiſt ſein drittes Werk widmete, und mit dieſem zugleich das zweite, Schumann geweihte, ſandte, da ſchrieb er ihm einen warmen herzlichen Dankbrief, der nur aus voller künſtleriſcher Zuſtimmung hervorgegangen ſein konnte*). Und Gade, Henſelt und andere berühmte Muſiker äußerten ſich in gleicher Weiſe wie die beiden Erſtgenannten.

Seit jenen Jahren hat Robert Franz die Muſikwelt mit vielen neuen Liedergaben beſchenkt, ſein Ruhm iſt überall hingedrungen. Auch ſeine Vaterſtadt, die am meiſten und am längſten an ſeinem Genius gezweifelt hat, zollte ihm nach und nach die verdiente Anerkennung. Er war zuerſt Organiſt an der Ulrichskirche, dann Dirigent der Singakademie und der Geſellſchaftsconcerte, welche unter ſeiner Leitung die hohen Werke Bachs und Händels der Kenntniß des größeren Publikums der Stadt vermittelten. Endlich ehrte ihn die Univerſität, an welcher er als Muſikdirector wirkte, durch Verleihung der philoſophiſchen Doctorwürde. Seit 1848 glücklich verheirathet, lebte er in beſcheidenen, aber angenehmen Verhältniſſen. Doch ſeine Geſundheit ward durch die überanſtrengende Thätigkeit immer mehr erſchüttert: ein Gehörleiden, das ſich ſchon im Anfange der vierziger Jahre gezeigt hatte, verſchlimmerte ſich derart, daß es ihn zuletzt an jeder geſellſchaftlichen Beſchäftigung mit

*) Hochgeehrter Herr! Sie haben mir durch ihre zwiefache Sendung eine ſehr große Freude gemacht, aber am meiſten in jeder Beziehung durch die Geſänge, auf die Sie meinen Namen ſo freundlich waren zu ſetzen. Wenn mir auch die Schumann'ſchen ſehr gefallen haben, ſo ſind mir dieſe letzten Geſänge doch bei weitem die liebſten, und gehören ſogar nach meinem Gefühle größtentheils zum Beſten, was ich von Ihnen kenne. Und daß dies für mich was ſagen will, wiſſen Sie wohl! Das erſte und zweite (vor allem die erſte Seite dieſes zweiten, und wieder vor Allem der Anfang) dann das dritte und fünfte ſind meine Lieblinge, obwohl ich ſie alle lieb habe. Mögen Sie ſehr, ſehr viele Werke, ebenſo ſchön gefühlt, ebenſo fein ausgeführt, ebenſo eigenthümlich und ſo reich an Wohlklang, dieſen folgen laſſen; Sie werden allen wahren Kunſtfreunden den größten Genuß bereiten, der „Markt" wird ſich von denen endlich auch in's Schlepptau nehmen laſſen müſſen, wie er das ſchon ſo oft, eigentlich immer gethan hat und thun wird. Keiner von Allen wird aber über dies Werk, wie über jedes Ihrer künftigen mehr Freude haben und Ihnen dankbarer ſein, als Ihr

Hochachtungsvoll ergebener

Felix Mendelsſohn-Bartholdy.

Berlin d. 10. März 1844.

Musik vollständig behinderte, und ihn alle die Aemter niederzulegen zwang, deren Ehrensold seine Haupteinnahme bildete. Die Theilnahme von Freunden und Verehrern, die allenthalben in ehrenhaftester Weise durch Concerte mit Vorführungen seiner Werke für ihn eintraten, bewahrte sein Alter vor drückendster Sorge und verlieh seiner Muse frische Kraft. Nachdem er einige Jahre geschwiegen, trat er 1879 mit sechs neuen Liedern hervor, denen er fünf andere Hefte folgen ließ. Das Jahr 1885, in welchem er seinen 70. Geburtstag feierte, brachte ihm Ehrenbezeugungen aus allen Theilen Deutschlands, sinnige Gaben und Adressen, unter welchen die des Wiener akademischen Gesangvereins sich durch Schwung und Innigkeit ganz besonders auszeichnet.

Robert Franz' künstlerisches Schaffen hat sich auf Liedercompositionen und auf Bearbeitungen vieler Bach'scher und einiger Händel'scher Vocalcompositionen*) beschränkt. Von diesen letzteren können wir hier nur sagen, daß wir sie für geistvoll und von gründlichstem Studium und Verständnisse zeugend halten. Eine ausführlichere Darlegung müßte die Frage von der Methode solcher Bearbeitungen erörtern: die von Franz hat vielerlei Wider- und Einspruch erfahren, der nicht übersehen werden dürfte: wir wollen aber an dieser Stelle allen Schrifthader vermeiden**) und daher nur von den Liedern sprechen.

Ein jedes Kunstwerk ist das Erzeugniß verschiedenartiger Kräfte (Factoren). In erster Reihe wirkt die angeborene Anlage, dann der Entwickelungsgang der Lehre, dann — und *sehr mächtig* — die anderweitige geistige Befähigung des Künstlers, die seiner Lebensanschauung und die Art bestimmt, in welcher die äußeren Eindrücke in seinem Innern sich klären und zur Kunstäußerung umwandeln, die sogar auf den Gang seiner Studien großen Einfluß übt, und sie nach jener Richtung leitet, wo sie mit den angeborenen Gaben zusammentreffen.***)

*) Diese Bearbeitungen bestehen theils in Ergänzungen der Orchesterbegleitung und der Instrumentation, theils in Clavierauszügen.

**) Robert Franz hat sich selbst gegen gewisse Angriffe in geistvoller und siegreicher Weise vertheidigt in der Schrift: „Offener Brief an Dr. E. Hanslick über Bearbeitungen älterer Werke." Auch der verdienstvolle Dirigent der Breslauer Singakademie, Herr Prof. Julius Schäffer, hat in zwei Broschüren manche Schwäche der Gegner Franz' durch thatsächliche Beweise dargethan.

***) Daß die angeborenen Anlagen die *Richtung* des Kunsterzeugnisses unbedingt bestimmen und nicht das durch Studium und Nachdenken bedingte *Wollen* des Künstlers bezeugen manche Werke unserer großen Dichter. Schiller hatte nie ein Kriegslager gesehen, Goethe zog mit dem Herzoge 1792 gegen Frankreich: jener hat „Wallensteins Lager" gedichtet, das in jedem gebildeten Soldaten wahre Begeisterung erregt, dieser schrieb die prosaisch ruhige „Campagne und Belagerung von Mainz". Schiller war nie in der Schweiz gewesen, und giebt im „Tell" Beschreibungen, die noch heute den Schweizer Wanderer entzücken. Goethe ist 1779 im *November* über das Eismeer bei Chamounix und über die Gemmi von Leuk gegangen, 1797 im October über den Gotthard: alle diese Wanderungen waren damals (und sind zu solcher Jahreszeit noch heute) mit großen Gefahren verbunden. Von diesen sagt der Dichterfürst kein

In letzter Reihe wirken dann die Zeitideen bei dem Schaffen jedes Kunstwerkes mit: kein Künstler kann sich ihnen entziehen, der größere trägt sie in höhere Regionen und verklärt sie, der kleine steigt mit ihnen hinab und erniedrigt sie bis zur Unkenntlichkeit. Aber der Maler kann nicht malen, der Bildhauer nicht bilden ohne die Modelle des Landes, in dem er lebt, und die er ja veredelt darstellt, der Dichter kann nicht dichten und nicht Menschen schildern, ohne an Gedanken der Menschen, an die geistige Stimmung anzuknüpfen: der Architekt kann nicht Tempel und Paläste bauen, wenn nicht der Kunstsinn der tonangebenden Gesellschaft ihn belebt, und der Musiker muß in den Ideen seiner Zeit, in den Gedichten seiner Zeitgenossen die Anregung der Stimmungen, der Bewegungen suchen, denen er dann tönenden Ausdruck verleiht, je nach seiner musikalischen Begabung und Formkraft. In der Wechselwirkung zwischen dem großen Künstler und seiner Zeit ist selbstverständlich die größere auf der Seite des schaffenden Künstlers: aber ohne die Zeitideen ist sein Werk nicht denkbar.

Wenden wir nun diese allgemeinen Betrachtungen im Besonderen auf Robert Franz' Wesenheit und seine „Gesänge" an, so finden wir: Seine musikalische Begabung ist eine ganz entschieden ausgeprägte lyrische, d. h. eine solche, die sich in bestimmten begrenzten Formen der Empfindungsbewegungen kund giebt, nicht in den ausgedehnteren, welche eine vielfältige Entwickelung der Themen, einen Aufbau, eine Zusammensetzung verschiedener Elemente verlangen. Sie hat daher auch gleich von Anfang die Richtung genommen, in welcher sein Geist nicht das Bedürfniß der Anregung zu strengeren epischen und dramatischen Formen fühlte: und so mochte ihm der Aufenthalt in Dessau bei Schneider sehr wenig gefallen haben, da ihm erst noch manches von der musikalischen Grammatik und Syntax anbefohlen ward, bevor er zu den höheren Formen gelangte. Mächtig ergriff ihn dann der tiefe, geheimnißvolle, romantische Geist S. Bachs, der den schwierigsten Formen höchste Weihe verleiht: er führte ihn zu den contrapunktischen Studien, die sich in der Clavierbegleitung mancher seiner Gesänge unverkennbar kundgeben: zu gleicher Zeit klangen ihm aus Schuberts Melodien die seinem Gemüth verwandtesten volksthümlichen Wendungen entgegen. Seinem beschaulichen, nach

---

Wort: seine Beschreibungen der Gegenden sind rein thatsächlicher Art. In Altorf bemerkt er „eine hübsche Art, das kurze Grummet in Netzen einzufassen," „artige Thürschlösser" im Wirthshause, „rasende Kühe auf der Weide: sechszehn Stück kosten einen Louisdor per Tag," „ein Pilger- und Mineralogenstieg in das Maderanerthal". Er schreibt an Schiller, wie interessant es war, „sich durch unmittelbares Anschauen mit den naturhistorischen, geographischen, ökonomischen und politischen Verhältnissen (des Landes) zu vergegenwärtigen." Aber daneben dichtet er „Der Junggesell und der Mühlbach" und die unbeschreiblich herrliche Elegie „Euphrosyne". Ein göttliches Genie findet überall sich selbst wieder, das Talent schmiegt sich der Außenwelt an, das Genie muß und schafft, das Talent will, versucht.

innen gerichteten, dem Genußleben fern ſtehenden, den höchſten Idealen zugewandten Geiſt brachte die in Halle am entſchiedenſten hervortretende neue philoſophiſche Richtung die ſtärkſte Anregung, bewog ihn die bisherige ſcheue Zurückhaltung aufzugeben, an Gleichgeſinnte heranzutreten, ſich im Schaffen zu verſuchen; die Leidenſchaft der Liebe wühlt alle ſeine Gedanken und Empfindungen auf: und als alle die verſchiedenartigen Gährungsſtoffe ſich geklärt hatten, da trat Robert Franz als der Liederſänger hervor, der in derſelben Gattung muſikaliſcher Kleinmalerei die verſchiedenartigſten, mannigfaltigſten Gebilde ſchuf, von denen die meiſten dauern werden, ſo lange das deutſche Lied dauert.

Ich habe ſchon im Anfang dieſer Studie auf die große Schwierigkeit hingewieſen, ohne Notenbeiſpiele von der Eigenthümlichkeit eines Componiſten zu ſprechen und dabei Schönrednerei zu vermeiden. Ich muß mich beſchränken, das an Robert Franz Geſängen hervorragend Charakteriſtiſche in der Weiſe anzudeuten, daß der muſikaliſche Leſer ſich angeregt fühle, durch eigenes Nachforſchen die Wahrheit meiner Andeutungen zu beſtätigen.

Die Melodien Robert Franz' zeigen meiſtens größere Beſtimmtheit der Auffaſſung, manchmal eine wahrhaft einſchneidende Charakteriſtik des Textes. Gleich die erſten Töne laſſen die volle Stimmung erkennen; man vergleiche einmal die Lieder „Da die Stunde kam", „Ja du biſt elend" (op. 7) und andererſeits „Weil' auf mir dunkles Auge" (op. 9) „und Mädchen mit dem rothen Mündchen" (op. 5). Alle drei beginnen gleich ohne Vorſpiel mit dem Geſange und man kann wohl behaupten: wenn ein echter muſikaliſcher Dichter muſikkundig dieſe Melodien hört, ohne die Worte zu kennen, und wenn an ihn die Aufforderung ergeht, ſolche den Tönen „anzudichten", ſo werden ſeine Verſe dieſelbe Grundſtimmung ausdrücken, die in den betreffenden Gedichten Heines, Lenaus und Oſterwalds vorherrſcht. Die einfache Aenderung des Moll in Dur am Schluſſe des erſten Liedes iſt von ſchönſter Wirkung. Und nicht etwa in den Jugendliedern allein tritt ſolche vollendete Unmittelbarkeit der Auffaſſung hervor: in der mittleren Periode ſprießen die Blüthen erſt recht reich (ich weiſe auf das wunderſchöne „Gekommen iſt der Mai", op. 34) und die neueſten Lieder, die Robert Franz nach langem Schweigen herausgab, geben Zeugniß von ungeſchwächter Phantaſie. Das „Ach ich denke" (op. 51) ſteht neben den ſchönſten der erſten Hefte, und das „Herziges Schätzle" (op. 50) klingt wie der Herzenserguß eines ganz jungen genialen Componiſten.

In den eben genannten Geſängen tritt die Melodie gleich beim Anfange in den Vordergrund; in anderen dagegen läßt Robert Franz den Geſang mit einer ihm ganz eigenthümlichen Wendung mit einem Male ſo zu ſagen an das Clavier herantreten: die Begleitung beginnt die Melodie, der Geſang ſetzt ſie fort: hier erklingt alſo kein einleitendes Vorſpiel, das zum Geſange führt, ſondern ein Ineinander-Tönen der Begleitung und der Stimme. Auf ein be

sonders schönes Beispiel: „Es hat die Rose sich beklagt" (op. 42) sei hier hingewiesen; aber auch viele andere Lieder bieten dieselbe Robert Franz eigenthümliche Wendung. Das erstenerwähnte zeigte auch eine andere besondere Eigenthümlichkeit, die meines Wissens zuerst in Robert Franz' Gesängen so offen hervorgetreten ist: daß es nämlich in einer anderen verwandten Tonart endet als es begann.*) Diese in ihrer Art merkwürdige Wandelung läßt sich immer durch die Veränderung der Stimmung im Texte erklären, ist also im Hinblick auf die poetische Auffassung vollkommen berechtigt. Die Frage, ob sie den einheitlichen Eindruck des Ganzen verstärkt oder nicht, bleibt dem Gefühle des Einzelnen überlassen. Daß sie, in so vielen Liedern hervortretend, hie und da als Manier erscheinen kann, kann ich nicht unerwähnt lassen; der gerechte Beurtheiler muß aber zugestehen, daß jeder schaffende Künstler die Eigenthümlichkeit seiner Wesenheit, in welcher er Bestes leistet, unwillkürlich am häufigsten walten läßt; es hat große Maler gegeben, die Gestalten malten, um ihre Beleuchtungskunst im Helldunkel oder in Lichtfülle, oder die Farbenpracht der Stoffe oder sonstige Vorzüge zu zeigen, die mit den Gestalten selbst nicht in directem Zusammenhange standen, aber doch neue Kunstgebilde boten.

So auch wirken die oberwähnten Wendungen in den Franz'schen Liedern ganz eigenartig und schön. (Man vergleiche „Unterm weißen Baume", op. 40, und „Es ziehen die brausenden Wellen" ebendaselbst, in letzterem ist der Schluß besonders wirksam.)

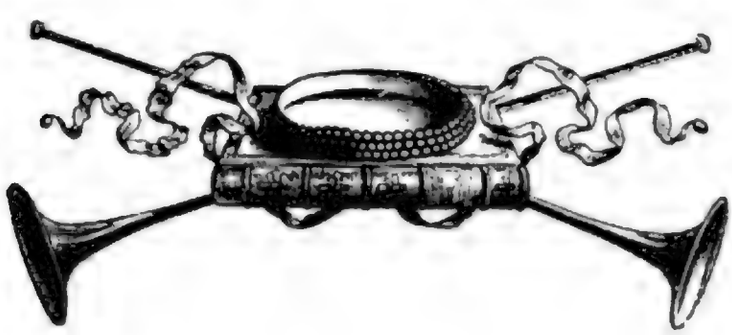
Eine andere besondere und durchwegs rein künstlerische Eigenthümlichkeit mancher Franz'schen Gesänge ist die polyphone, oft fast contrapunktisch zu nennende Clavierbegleitung, wie in „Der schwere Abend" (op. 37) und in dem eben genannten „Es ziehn" und vielen anderen. Allerdings ist diese Clavierbegleitung oft schwierig und verlangt einen tüchtig musikalisch durchgebildeten Pianisten. Aber der geneigte Leser, der meinen Darlegungen bis hierher seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, wird es begreiflich finden, wenn ich diese contrapunktischen Schwierigkeiten eher als einen Vorzug denn als Fehler betrachte. Und gab es nicht eine Zeit, wo die Begleitung in Schumanns „Frühlingslied" vielen Pianisten Schauder erweckte? Jetzt wird sie von jedem gebildeten Dilletanten fehlerlos kaum geführt. Auch die zarte Wendung, daß die Stimme manchmal mit einer Art von Trugschluß endet, und die Begleitung die Melodie erst richtig abrundet, muß hier angeführt werden. Und was

*) Nach ihm hat meines Wissens nur Brahms in seinen wunderschönen „Magellone"-Romanzen diese Schlußwendung angebracht. Hier fällt diese nicht im mindesten auf, da ja diese Romanzen viel ausgedehntere Musikstücke sind als gewöhnliche Lieder. Die geneigten Leser, welche sich an meine Studie über Brahms in „Nord und Süd" (Mai 1882) erinnern, werden darin ersehen haben, wie ich höchste Achtung und Liebe für diesen genialen Meister hege, der ja auch Lieder geschrieben hat, die zu den schönsten Schätzen deutschen Gesanges gehören. Aber seine großen Chorwerke stehen doch noch höher — und nun gar seine neue, die vierte Symphonie!

Schumann von op. 1 gesagt hat, „wollte man einzelne seine Züge anführen, man würde nicht fertig", das läßt sich auf alle, alle Werke anwenden. Robert Franz ist der eigenthümlichste, in seiner Art originellste Liedersänger.

Man hat ihn öfters mit Chopin verglichen, weil er eben so ausschließlich im Liedercomponiren verweilt und keine andere Form versucht hat, wie Chopin am Tondichten für das Clavier verharrte. Die Vergleichung ist nur in dem einen Punkte statthaft, als beide vollkommen in sich abgeschlossene Wesenheiten zeigen, Niemanden nachahmten, und auch nicht nachgeahmt werden können und sollen. Aber eine Wanderung durch Franz' Gesänge ist wie die durch einen Buchen- und Eichenforst: manche dunkle Pfade, manches Gestrüppe, aber herrliche erfrischende Luft, Gesang der Vögel, schlanke Rehe, mitunter ein lustiges Häslein, wundervolle Ausblicke in Sehnsucht erweckende Ferne: der Gang durch Chopins Clavierwerke führt durch einen Zaubergarten mit seltsamsten Blumenbeeten, mit Blüthen, die man vordem nicht gekannt, mit berauschenden Düften — Alles erscheint so seltsam, eigenthümlich, poetisch; aber die Luft ist heiß und langem Aufenthalte nicht zuträglich. Chopin ist eine ganz merkwürdige Erscheinung, aber wenn man von seinen Mazurken und Polonaisen absieht, so läßt sich eine nationale Angehörigkeit seiner Musik nicht bestimmen: in Robert Franz' Liedern aber ist nicht ein Tact, der nicht deutsch wäre, und als ganz eigenthümlichen aber tief innigen deutschen lyrischen Tondichter erkannten ihn seine Zeitgenossen und wird ihn die Nachwelt ehren*).

*) Vielleicht wird eine kleine historische Erinnerung manchem Leser nicht uninteressant erscheinen. Im Frühjahr 1846 lebte Liszt einige Monate in Wien, immer umgeben von jungen begeisterten Anhängern. Einem von diesen zeigte er eines Tages die ersten Lieder eines ganz unbekannten Componisten. Sie entzückten den Jüngling derart, daß er zur Feder griff und zum ersten Male in seinem Leben eine Kritik schrieb; sie erschien in einer längst verschwundenen Zeitschrift „Die Gegenwart" redigirt v. A. Schumacher. Der Componist war Robert Franz, der Jüngling der Verfasser der obigen Studie.



Die Frauen im römiſchen Recht.

Von

J. Baron.

— Bern. —

Mehr als je ſpielt heut bei dem Studium der Geſchichte das Recht eine Rolle; kein Hiſtoriker glaubt heut irgend welche Epoche irgend welchen Volkes ſattſam geſchildert zu haben, wenn er nicht zugleich die Rechtsverhältniſſe in dieſer Epoche dargeſtellt hat; die größten geſchichtlichen Bewegungen, ſie mögen heißen wie ſie wollen, vermögen das Recht ein wenig zur Seite zu ſchieben, keineswegs aber zu verdrängen; denn das Recht ſelbſt iſt eine fortdauernde Bewegung in der Geſchichte, eine Bewegung, die mit dem ganzen Aufbau und Zuſchnitt der menſchlichen Geſellſchaft in ſo engem Zuſammenhange ſteht, daß ich dreiſt behaupten darf: Gebt mir das Geſetzbuch eines Volks, und ich will daraus den Höhen- oder Tiefenpunkt ſeiner Civiliſation ableſen.

Dieſe Auffaſſung des Rechts iſt, wenn ich ſo ſagen darf, eine von den befreienden Thaten der deutſchen Wiſſenſchaft unſeres Jahrhunderts. Bis zu dieſer Zeit betrachtete man das Recht als eine Willkürhandlung des Geſetzgebers, als ein Zwang auferlegt von der mächtigen Staatsgewalt dem zum Gehorſam verpflichteten Volk, als eine Feſſel, die der Freiheit der Menſchen, welche ſich als willenskräftige Individuen fühlen, aufgenöthigt worden iſt. Heut wiſſen wir, daß das Recht aus dem Leben des Volkes hervorgeht, daß es ein Product des Volksgeiſtes iſt, daß an dieſem Producte alle unſre Vorfahren mitgearbeitet haben, und daß wir ſelbſt daran fortarbeiten. Es iſt ein Product des Volksgeiſtes gerade wie die Sprache und die Sitte, und weil die Menſchheit in dem bisherigen Laufe der Weltgeſchichte nicht als ſolche, ſondern in der Unterabtheilung der Völker aufgetreten iſt, ſo giebt es

deshalb ebenſoviel Sprachen, Sitten und Rechte, als es Völker giebt. Sprache, Sitte und Recht ſind das Charakteriſtiſche der Nationalität; jene mehr mit einem Geheimniß umwoben, dieſe mehr offenkundig; denn weshalb der Orientale Abba ſpricht, wo wir Vater ſagen, das kann durch keine Sprachforſchung entdeckt werden; aber weshalb die einzelnen Völker das Alter ehren, in welcher Weiſe ſie die Frauen behandeln, in welcher Art ſie das Eigenthum, die Ehe und das Erbrecht geſtalten, das können wir in ihren Gedankenoperationen verfolgen und erſchließen. Und ſo iſt denn das Verhältniß der Menſchen zum Recht in unſerem Jahrhundert ein ganz anderes geworden, ich möchte ſagen, ein freundliches oder gar ein herzliches. Denn wir befolgen unſer Recht nicht, weil wir durch die Nichtbeachtung in Strafe oder Nachtheile verfallen, ſondern je charaktervoller ein Menſch iſt, umſomehr lebt er den Geſetzen deshalb nach, weil der Volksgeiſt in ihm mächtig iſt, weil er ſich ſelbſt und das Recht als zum Volk gehörig betrachtet: unſerer Aller Aufgabe iſt es, das Recht unſeres Volkes mit derſelben Liebe zu umfangen, wie ſeine Sprache und ſeine Sitte. Es würde eine falſche Folgerung ſein, wenn Jemand mir deshalb nachſagte, daß ich aus jedem guten Bürger einen Juriſten machen wolle; das will ich ebenſowenig, wie ich ihm die Pflicht der Sprachforſchung oder von Sittenſtudien aufzwinge. Aber an's Herz will ich ihm das Recht legen: ich finde eine Zurückſetzung der Wiſſenſchaft, welcher wir Juriſten uns ergeben haben, darin, daß man ſie gewöhnlich als den Inbegriff aller denkbaren Advocatenkniffe betrachtet, während ſie ein gewaltiges Stück unſeres Volkslebens begreift, daß man ſie als ein gleichſam nothwendiges Uebel paſſiren läßt, während ſie die Ordnung unter den Menſchen geſtaltet und ihnen den Frieden bringt; um Frieden bitten wir in jenen eben ſo ſchlichten wie heiligen Worten: „Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede den Menſchen auf Erden“: es iſt zwar nicht der ganze Friede, aber doch ein Stück deſſelben, welchen ſich ein jedes Volk in ſeinem Rechte erarbeitet.

Nun hat es ein Volk gegeben, deſſen geſchichtliche Aufgabe, wenn es geſtattet iſt von einer ſolchen zu reden, darin beſtanden hat, das Recht nach allen Seiten hin zu geſtalten. Das iſt das Römiſche. Es hat einen der größten und einen der dauerhafteſten Staaten gegründet, von denen die Geſchichte berichtet, und dies iſt ihm nicht blos durch ſeine Tapferkeit und durch ſein organiſatoriſches Talent gelungen, ſondern durch die juriſtiſchen Inſtitutionen, auf welche es ſeinen Staat gründete, durch das ſogenannte öffentliche Recht, welches es meiſterhaft handhabte. Aber nicht minder meiſterhaft hat es das ſogenannte Privatrecht entwickelt, ich meine die Inſtitutionen des Eigenthums, der Forderung, der Familie, des Erbrechts, d. h. gerade diejenigen Einrichtungen, deren Grundideen bei allen Völkern wiederkehren, gleichviel welches die Verfaſſung ihres Staatsweſens iſt. Durch ein wunderbares Stück von Geſchichte hat gerade das römiſche Privatrecht für faſt den ganzen europäiſchen Continent eine active Bedeutung erlangt: der römiſche Staat iſt zerfallen und wir erkennen ſeine einſtmalige Exiſtenz nur in den unzähligen Spuren in dem

Boden, den jetzt die modernen Staaten dreier Welttheile einnehmen: das römiſche Privatrecht aber iſt die Grundlage des Rechtszuſtandes in allen Staaten des mittleren und ſüdlichen Europas geworden; wie hoch wir von ihm denken, mag ein Ausdruck erklären. Bekannt iſt das Wort: „die klaſſiſche Kunſt, die klaſſiſche Poeſie, die klaſſiſche Philoſophie“: wir verſtehen darunter die Kunſt, die Poeſie, die Philoſophie der Griechen auf ihrem Höhenpunkt. Nun gut! wir Juriſten ſprechen ebenſo von einem klaſſiſchen Recht, und wir verſtehen darunter das römiſche Privatrecht auf ſeinem Höhenpunkt zur Zeit der Kaiſer Auguſtus bis Diocletian. Im Mittelalter ging man noch weiter, man erklärte damals das römiſche Recht als geſchriebene Vernunft: das war nicht blos ein Irrthum, ſondern eine Verſündigung, denn damit ſprach man dem römiſchen Recht die Unfehlbarkeit zu, allerdings nicht aus Anmaßung und Ueberhebung, ſondern aus Demuth und Selbſterniedrigung: aber ſo ſehr uns auch dieſes Motiv zur Verzeihung ſtimmt, ſo bleibt doch jene Auffaſſung eine verwerfliche, weil ſie das Rechtsleben aller nachrömiſchen Völker unterſchätzt, weil ſie ihnen alle juriſtiſche Schöpferkraft abſpricht. Und gerade das Thema des gegenwärtigen Aufſatzes zeigt, daß die juriſtiſche Meiſterſchaft der Römer in der menſchlichen Fehlbarkeit ihre Grenze hatte; auch ſie haben gefehlt, und haben uns genug zu thun übrig gelaſſen.

Dieſes Thema iſt die Frau im römiſchen Recht.

Von römiſchen Männern nämlich weiß der Leſer genug: denn reich iſt die römiſche Geſchichte an großen, aber auch an gewaltthätigen Männern: Kriegshelden, Staatsmänner, Männer, die durch Muth und Einſicht, durch Zucht und Sitte berühmt, die durch die Kunſt des Befehls wie die des Gehorſams ausgezeichnet, die durch den ärgſten Mißbrauch der Gewalt berüchtigt ſind. Ich darf daraus folgern, daß es nicht nöthig iſt, von den Männern im römiſchen Recht etwas zu ſagen; der Leſer hat ſich das Bild der juriſtiſchen Stellung des römiſchen Mannes ſchon von ſelbſt entworfen: ſoll ich die einzelnen Züge dieſes Bildes mit drei Worten zuſammenfaſſen, ſo ſage ich: Der römiſche Mann iſt ein Vollfreier, und das ganze römiſche Privatrecht iſt eine Emanation des Freiheitsgedankens, d. h. das ganze römiſche Privatrecht zielt darauf ab, der Bewegung des Mannes Raum zu ſchaffen, ihm das freie Handeln zu ermöglichen, ihm ein Gebiet herzuſtellen, worin er als Herr waltet, wo ſein Wille gilt. Von dieſem Gedanken ſind alle Inſtitutionen des römiſchen Privatrechts getragen. So das römiſche Eigenthum; es giebt bei den alten Römern keinen abhängigen Bauern, der Zinſen, Dienſte, Roboten an einen Grundherrn zu leiſten hätte. So die römiſche Forderung: das römiſche Recht bekennt ſich zur vollen Vertragsfreiheit mit geringen, verſchwindenden Ausnahmen. So das römiſche Erbrecht; bei den Römern ſpielt das Verwandtenerbrecht erſt die zweite Rolle, an erſter Stelle ſteht das teſtamentariſche Erbrecht, d. h. der Wille des Römers gilt über ſeinen Tod hinaus, das Teſtament ſichert dem Römer gleichſam die juriſtiſche Unſterb-

lichkeit, und die Deutſchen haben dieſe juriſtiſche Unſterblichkeit erſt als Erbſtück von den Römern überkommen, unſerem nationalen Recht iſt das Teſtament fremd. Endlich iſt auch das römiſche Familienrecht von dieſem Freiheitsgedanken getragen, und bei ihm bleibe ich ſtehen, da das Bild, welches die Familie im Allgemeinen darſtellt, offenbar auch für die rechtliche Stellung der Frau maßgebend iſt.

Die römiſche Familie iſt in republikaniſcher Zeit dadurch charakteriſirt, daß dem Vater die volle Herrſchaft über die Kinder eingeräumt iſt: er kann ſie nach dem Rechte der römiſchen Republik bei der Geburt ausſetzen, er kann ſie verkaufen, er kann das Hausgericht über ſie halten, d. h. er iſt bei irgend welchen Vergehungen ihr Richter und kann ſelbſt das Todesurtheil über ſie ausſprechen; das Kind hat kein eigenes Vermögen, ſondern Alles, was es erwirbt, gehört ſeinem Vater; daß er das Kind in Adoption geben, ihm einen Vormund ernennen kann, daß das Kind zu ſeiner Verlobung und zu ſeiner Heirath der Zuſtimmung des Vaters bedarf, verſteht ſich von ſelbſt. In all dieſen Beziehungen machte man keinen Unterſchied zwiſchen Sohn und Tochter — mit einer einzigen Ausnahme. Die Eingehung der Ehe wurde bei den Römern wie bei allen antiken Völkern großentheils unter anderen Geſichtspunkten als heute aufgefaßt: das, was wir heute die Romantik der Liebe nennen, jene plötzlich erwachende Zuneigung, die in vielen Fällen in weiter nichts als in einem ſchönen Geſicht ihren Anlaß hat, iſt dem Alterthum fremd; man betrachtete die Ehe als eine Inſtitution der Naturordnung, und nunmehr konnten ſich bei ihrer Eingehung andere Momente geltend machen als die ſoeben von mir bezeichnete romantiſche Liebe: vor allen Dingen das wirthſchaftliche Moment, wie denn auch heut der Bauer namentlich deshalb heirathet, weil das Bauerngut einer Wirthſchafterin bedarf; in höheren Familien machte ſich das politiſche Element geltend, gerade wie heut in den Fürſtenkreiſen, die Ehe war alſo nicht blos eine Vereinigung eines jungen Mannes und eines Mädchens, ſondern eine Verbindung zweier Familien. Bei ſolcher Sachlage iſt es kein Wunder, daß die jungen Leute ſich häufig nicht ſelber fanden, ſondern daß ſie von ihren Vätern vergeben wurden, und dabei galt eine verſchiedene Behandlung des Sohnes und der Tochter, der Sohn hatte ein abſolutes Widerſpruchsrecht, er konnte erklären, das Mädchen gefalle ihm nicht, und dann war die Ehe unmöglich, die Tochter hingegen durfte nur dann widerſprechen, wenn der ihr beſtimmte Bräutigam ein ſittenloſer Menſch war. Das iſt nun offenbar eine Zurückſetzung der Tochter vor dem Sohn, aber iſt die Zurückſetzung nicht derartig, daß man vor ihr den Hut ziehen muß? Oder darf man etwa für die heutige Zeit behaupten, daß das Mädchen dieſelbe Freiheit bei der Wahl des Gatten genießt wie der Sohn bei der Wahl der Gattin? Und in dieſe Materie ſchlägt eine Geſchichte ein, von welcher ich ſpäter Gebrauch machen werde, um die Stellung der Gattin zu beleuchten. Unter den Geſchlechtern der Republik ragten die Cornelier und Sempronier hervor; zu einer gewiſſen Zeit waren ſie Gegner, dann aber

verſöhnten ſie ſich wieder, und um den geſchloſſenen Frieden durch eine Heirath zu beſiegeln, verlobte das Haupt der Cornelier unmittelbar bei der Verſöhnung ſeine Tochter dem Sohne des Hauptes der Sempronier. Die Verlobung geſchah durch die beiden Väter allein. Der Cornelier (es war ein Scipione) ging nach Hauſe und berichtete ſeiner Gattin die Verlobung der Tochter, ohne den Namen des Bräutigams zu nennen; dieſe ahnte ſofort, daß es ſich um einen Act der Politik handle, und daß der Bräutigam ein Sempronier ſei, ſie erhob auch keinen Anſpruch, in das politiſche Getriebe einzugreifen, nichtsdeſtoweniger ward ſie zornig und erwiderte: „Und ſelbſt wenn Du ſie einem Sempronier verlobt haſt, ſo hätteſt Du mich vorher befragen ſollen.“ Die Erklärung dieſer Geſchichte liegt in der thatſächlichen Stellung der römiſchen Frau im Hauſe und in der Geſellſchaft: der Rechtsvorſchrift nach war der Vater allein befugt, eine Tochter zu verloben; thatſächlich übte darauf die Mutter einen mächtigen Einfluß.

Und gerade dieſer Gegenſatz von Recht und Thatſache, von Geſetzesbuchſtaben und Lebensanwendung, von Theorie und Wirklichkeit veranlaßt mich, bevor ich die rechtliche Lage der römiſchen Frauen darſtelle, zunächſt ihre geſellſchaftliche Stellung zu ſkizziren.

Hier nun nimmt das römiſche Volk einen ganz ausgezeichneten Platz ein, und wenn es wahr iſt, daß man die ſittliche Höhe eines Volkes aus der Behandlung des Weibes abnehmen kann, ſo ragt das römiſche Volk hoch über allen anderen des Alterthums hervor. Das römiſche Volk allein hat den Frauen eine würdige Stellung gegeben, eine Stellung, welche hinter der Achtung der Frau bei der germaniſch-romaniſchen Völkerfamilie um nichts zurückbleibt. Ich rede nicht von den Ländern des Orients, überall wo Polygamie herrſcht, kann die Frau unmöglich zu der Stellung einer Lebensgefährtin, einer vollen Theilnehmerin an des Mannes Freud und Leid aufſteigen. Aber zu betonen iſt, daß die Griechen, und zumal die Athener, jenes Volk, welches uns in ſeiner Poeſie, in ſeiner bildenden Kunſt und in ſeiner Philoſophie gleichſam den Höhepunkt des Idealen erreicht zu haben ſcheint, die Frauen, die zu Homers Zeiten die größte Verehrung genoſſen, tief unter die Männer geſtellt haben, ſie haben auch nicht die reine Monogamie, denn jeder Mann kann neben ſeiner Frau eine Concubine halten. Ich lege kein Gewicht auf den Ausſpruch des Euripides, wonach ein Mann beſſer iſt als eine Myriade von Frauen, denn dieſer Dichter iſt als Weiberfeind bekannt: auch nicht auf die Worte Platos, in denen er die Natur der Frauen hinterliſtig und verſchlagen nennt, in denen er ſie viel unzugänglicher der Tugend bezeichnet als die Männer: auch darin mag man die Uebertreibung eines in einer idealen Welt lebenden Philoſophen ſehen. Aber die ganze Einrichtung des Hauſes und die Geſtaltung des Lebens ſtellt es über jeden Zweifel, wie gering bei den Griechen die Achtung vor den Frauen war, das eheliche Leben weniger zart und liebevoll, und die Freiheit des weiblichen Geſchlechts eine beſchränkte. Die Erziehung der Mädchen war den Müttern und Wärterinnen

überlassen, es gab weder Unterrichtsanstalten für Mädchen noch Privatlehrer, und Alles, was das Mädchen bei den ersteren beiden lernte, war, sie solle möglichst wenig hören, sehen und reden, sie solle stets das Haus hüten und den Eltern sowie dem Ehemann gehorchen. Dem erwachsenen Mädchen aber und selbst der verheiratheten Frau fehlte der Verkehr mit den Männern, das wesentlichste Förderungsmittel weiblicher Bildung. Im Hause sind die Räume getrennt; die männlichen und weiblichen Glieder der Familie wohnen gesondert, die weiblichen sitzen im Frauengemach, kein fremder Mann, selbst nicht ein zu Hülfe gerufener Verwandter oder Freund darf dasselbe betreten: man bewacht, sagt ein griechischer Schriftsteller, den Zutritt zum Frauengemach wie den Eingang zu einer Festung, und die Frauen dürfen dasselbe ohne Vorwissen des Mannes nicht verlassen; als die Nachricht von der Niederlage bei Chäronea nach Athen kommt, eilen die Männer und Knaben auf die Straßen, die Frauen und Mädchen aber an die Thüren der Häuser, und dort erkundigen sie sich, ob ihre Männer, Väter, Brüder in der Schlacht gefallen sind oder leben: es giebt in jedem Hause der höheren Gesellschaft einen Frauenwächter: kaum daß die Frau ausgehen darf, um die Einkäufe für das Haus zu machen, hierzu wird vielmehr das dienende Personal verwendet. Die Frauen geben sich untereinander Feste: aber an einem Mahle, an welchem Männer theilnehmen, darf (außer bei Hochzeiten) keine Frau gegenwärtig sein: selbst wenn der Mann einen Freund mit sich als Gast zufällig nach Hause bringt, so darf die Frau nicht bei Tisch erscheinen. Auch der Theaterbesuch scheint den unverheiratheten Mädchen niemals, den verheiratheten Frauen nur bei der Tragödie, nicht bei der Comödie gestattet gewesen zu sein. Daher ist denn auch jene besondere Artigkeit und Zuvorkommenheit gegenüber den Frauen, bei welcher der Mann seinen eigenen Werth aus den Augen setzt, ich meine das, was wir Galanterie nennen, den Griechen völlig fremd. Die Rückwirkung dieser Zurücksetzung des weiblichen Geschlechtes auf die Gesetzgebung konnte nicht ausbleiben: ein Gesetz von Solon bestimmt, daß Alles, was ein Mann auf Rath oder Bitten eines Weibes gethan habe, ungültig sei. Eine Ausnahme will ich nicht unerwähnt lassen, das ist die Hetäre: die Aspasia, die Leäna, und wie sie sonst heißen, wie sie einerseits durch Geist und Bildung ausgezeichnet sind, so genießen sie andererseits ganz dieselbe Freiheit wie die Männer: aber freilich haben sie sie mit dem Opfer der weiblichen Sittsamkeit erkauft.

Wie ganz anders ist die gesellschaftliche Stellung der Frauen bei den Römern! Da giebt es Privatschulen und Hauslehrer für Mädchen wie für Knaben: da giebt es kein Frauengemach: da genießt vor Allem die verheirathete Frau die Achtung, auf welche die Lebensgefährtin des Mannes begründeten Anspruch hat.

Die römische Frau wird von ihrem Gatten zum Mahl geleitet, sei es bei Freunden, sei es bei öffentlicher Feier. Sie ist Herrin im Hause, und empfängt daselbst Freunde wie Fremde. Der Zartsinn gegenüber den römischen

Frauen bekundet ſich ſelbſt in mehreren Rechtsvorſchriften. So dürfen die Lictoren, welche dem Conſul vorausſchritten, einen Jeden aus dem Wege räumen, um dem Conſul freie Bahn zu ſchaffen, allein einer entgegenkommenden Matrone wich der Conſul ſelbſt aus. Es durfte der Gläubiger, welcher ſeinen Schuldner verklagen wollte, denſelben, wo er ihn traf, auffordern, mit ihm ſofort vor Gericht zu gehen: folgte der Schuldner nicht, ſo durfte der Gläubiger Hand an ihn legen und ihn mit Gewalt vor Gericht ſchleppen: allein ſchon die Berührung der Matrone war bei dieſer Gelegenheit verboten. Etwas Unanſtändiges in Gegenwart einer Frau geſagt oder gethan ward ſtrenger als ſonſt gerügt, und ein Senator ward einmal deshalb aus dem Senat geſtoßen, weil er in Gegenwart ſeiner erwachſenen Tochter ſeine Frau geliebkoſt hatte. Neben dem Zartſinn ſteht die Galanterie; ſo iſt es z. B. geſtattet, daß eine Frau bei Abweſenheit oder Verhinderung ihres Mannes von Freunden in's Theater geleitet wird: davon machte ebenſoſehr Livia, die Gemahlin des Kaiſer Auguſtus, wie ſeine Tochter Julia Gebrauch: nur daß Livia ſich von alten Männern, Julia hingegen von einer Schaar junger Herren geleiten ließ, und als Auguſtus ſeiner Tochter darüber Vorſtellungen machte, und ſie auf das Beiſpiel ihrer Stiefmutter verwies, ſo erwiderte ſie ihm keck: Wenn ſie ſo alt wie ihre Stiefmutter ſein werde, ſo werde ſie ſich auch an die alten Männer halten. Am bezeichnendſten (ſchreibt Ihering, der geiſtvollſte Schriftſteller über römiſches Recht) für die ſociale Stellung der Frauen, der verheiratheten wie der unverheiratheten, bei den Römern iſt die Rolle, welche ihnen die römiſche Geſchichte oder vielmehr die Mythenbildung der Römer zutheilt: die wichtigſten Ereigniſſe bringt ſie mit Frauen in Verbindung, und immer zeigt ſie ſie in dem Glanze der Tugend. Der erſte Krieg entbrennt um die Frauen, er droht Rom im Keime zu erſticken, aber die geraubten Sabinierinnen, von Liebe zu ihren Männern getrieben, retten Rom und lehnen es ab, zu den Ihrigen zurückzukehren. Die Vertreibung der Könige knüpft an Lucretia, der Sturz der Decemvirn an Virginia an: das Maß der Entrüſtung läuft erſt über, der Unwille bricht erſt dann in Empörung aus, wenn ſich die Willkür gegen ein Weib wendet. Die Abwehr des Coriolan erfolgt nach fruchtloſer Erſchöpfung aller Mittel durch ſeine Mutter und die römiſchen Matronen. Der Loskauf der von den Galliern eingenommenen Stadt geſchah zum großen Theil durch das Geſchmeide, welches die Matronen freiwillig an die Behörden ablieferten. Die Zulaſſung der Plebejer zum Conſulat ward, wenn auch nicht in ihrem Grunde, ſo doch in ihrem Anlaß auf eine Frau zurückgeführt: ſie war aus patriciſchem Stande und an einen Plebejer verheirathet, und ſie hatte bei Gelegenheit eines öffentlichen Opfers eine Zurückſetzung von ihren früheren Standesgenoſſinnen erlitten: nicht eher ruhte ſie, nicht eher hielt ſie den ihrer Ehre angethanen Flecken getilgt, als bis ſie ſelbſt die Gattin eines Conſuls hieß.

Aber ſicher iſt, daß dieſe hohe geſellſchaftliche Stellung der Frauen den Römern ſeit dem Ende der Republik theuer zu ſtehen kam. Denn als durch

die asiatischen Kriege ein seltener Luxus plötzlich nach Italien verpflanzt wurde, als Genuß und Putzsucht und neben ihnen die gemeinste Lüderlichkeit in Rom überraschen Eingang fanden, da waren es die Frauen, die es den Männern vorausthaten. Ihre herkömmliche Stellung in der Gesellschaft behaupteten sie, von der alten Zucht und Scheu machten sie sich los: die Schwelgerei ergriff das ganze Haus, Frauen und Kinder sind bei den Gelagen gegenwärtig, sie hören, worüber sie erröthen sollten; die Frauen treiben es mit den Männern um die Wette, sie durchwachen die Nächte und trinken den Männern mit unvermischtem Weine zu. Spricht doch Lucian (der freilich erst im zweiten Jahrhundert der Kaiserzeit lebt und ein Satyriker ist) von einem Mahl, an welchem Frauen theilnahmen, und welches in eine große Schlägerei mit Abbeißen von Fingern und Nasen endete! Kurz, aus der gesellschaftlichen Gleichstellung in der alten Zeit bildete sich gegen Ende der Republik die Emancipation der Frauen, richtiger: die Vernachlässigung des Hauses und der Wirthschaft, die Durchbrechung der Grenzen, die dem Weibe von der Natur gezogen sind, die Unbescheidenheit im Genuß, die Sucht zu glänzen und sich vorzudrängen, kurz die Aufhebung aller Scham und Scheu, in deren Beobachtung gerade die Ehre der Frauen liegt. An dieser Auffassung darf uns auch nicht das Beispiel von Frauen irre machen, die ihren Männern freiwillig in den Tod folgen, mit ihnen in die Verbannung ziehen, die in den Grabschriften als die Leuchte des Hauses, als die Muster aller Tugenden gepriesen werden, denn trotz dieser Fälle ist der Zug der Zeit, der durch das weibliche Geschlecht hindurch gehende Geist auf Selbständigkeit, auf Schrankenlosigkeit gerichtet.

Wenn es nun wahr ist, was ich oben gesagt habe, daß man aus dem Gesetzbuch eines Volkes den Höhen- oder Tiefenpunkt seiner Civilisation ablesen könne, wenn mit anderen Worten Recht und Cultur im engsten Zusammenhang stehen, so muß auch die Veränderung, welche in der Bedeutung der Frauen für die römische Gesellschaft vor sich ging, ihren Ausdruck im Recht gefunden haben. Und so ist es in der That. Man muß bezüglich der Stellung der Frauen im römischen Recht zwei Perioden unterscheiden, eine frühere und eine spätere, eine Periode der Zucht und der guten Sitte und eine Periode der Emancipation, richtiger der Zuchtlosigkeit der Frauen. Diese beiden Perioden lassen sich ebenso bei den unverheiratheten wie bei den verheiratheten Frauen unterscheiden.

Ich handle zuerst von den Unverheiratheten, weil ich bei ihnen nur weniges zu sagen habe, den Hauptgegenstand meiner Erörterung werden die Verheiratheten bilden.

Das oberste Princip des römischen Rechts ist, daß im Privatrecht die unverheirathete Frau dieselbe Stellung genießt wie der Mann; im öffentlichen Recht tritt sie völlig zurück, sie hat gar keine öffentlichen Rechte; aber auch im Privatrecht erleidet sie eine Beschränkung: sie steht, falls sie sich nicht noch in der Gewalt ihres Vaters befindet, zeitlebens unter Vor-

mundschaft. Diese Vormundschaft selbst, so sehr sie uns heute befremden mag, ist nichts den Römern Eigenthümliches, sie findet sich ebenso bei Griechen und Germanen, sie beruht offenbar auf der großen Bedeutung, welche bei allen Völkern in den ersten Epochen ihrer Entwickelung der Wehrhaftigkeit zukommt, nur der Wehrhafte genießt die volle Selbständigkeit, der Unwehrhafte bedarf eines Schützers, des Vormunds. Aber wenngleich die alten Römer diesen Grundgedanken mit den Griechen und Germanen gemein haben, so gehen sie im übrigen ihre eigenen Wege, sie sind weit davon entfernt, dem Vormund einer Frau dieselben Rechte zu geben wie dem eines Unmündigen, vielmehr sind seine Befugnisse viel geringer; seine Stellung läßt sich ungefähr in den Satz zusammenfassen: die Unverheirathete behält ihr Vermögen in ihrer Hand, sie verwaltet es und nicht der Vormund, aber zu allen bedeutenden Rechtsgeschäften bedarf sie der Zustimmung des Vormunds, z. B. wenn sie ein Testament machen, einen Sclaven freilassen, einen Proceß führen, eine sogenannte strenge Ehe eingehen will. (Ich komme auf die strenge Ehe bald zurück.) In der ersten von mir gedachten Periode wurde diese Abhängigkeit von den Frauen gern getragen; in der zweiten suchten sie sich ihr zu entziehen, und zwar, was sehr bezeichnend ist, meist nicht auf directem Wege sondern durch Umgehungen, durch Schliche. Zunächst wandten sie sich, wenn der Vormund ihnen die Einwilligung zu dem von ihnen beabsichtigten Rechtsact versagte, an die vorgesetzte Obervormundschaftsbehörde, und diese Behörde, die in der Zeit der untergehenden Republik sittlich kaum höher stand als die Frauen, ja die sich vielleicht unter dem Einfluß hochgestellter Frauen befand, — diese Behörde, sage ich, stellte den Grundsatz auf, daß jeder Frauenvormund, der nicht auf Grund seiner Verwandschaft die Vormundschaft übernommen habe, die Zustimmung zu dem Rechtsgeschäft ertheilen müsse; sie machte also einen Unterschied zwischen einem Vormund aus der Verwandtschaft und einem sonstigen Vormund; dem ersteren beließ sie seine bisherigen Rechte, weil er als Verwandter auch ein Erbrecht gegenüber seinem Mündel besaß, und weil man annahm, daß er seine Zustimmung im Interesse seines Erbrechts verweigere; die anderen Vormünder hingegen, die, weil sie kein Erbrecht besaßen, zur Ertheilung der Zustimmung gezwungen wurden, wurden offenbar zu reinen Scheinvormündern degradirt. Nachdem dies erreicht war, so mußten die Frauen ihren Angriff gegen die Verwandten-Vormünder (Bruder, Oheim, Vetter) richten. Bevor ich dies schildere, will ich noch einer besonderen Intrigue der Wittwen gedenken, denn die Wittwen unterlagen der Vormundschaft geradeso wie die alten Jungfern. Ueber seine Ehefrau konnte der Mann in seinem Testament einen Vormund ernennen; das benutzte nun die Ehefrau: sie lag ihrem Manne in den Ohren, nicht einen bestimmten Freund zum Vormund zu berufen, sondern sein Testament dahin zu fassen, daß er ihr selbst die Auswahl des Vormunds überließ, und nun geschah diese Ueberlassung in doppelter Weise. Entweder verordnete der Mann: „meiner Frau gebe ich die Auswahl ihres Vormundes ganz allgemein", dann hatte die Wittwe das

Recht, den Vormund so oft zu wählen, als sie wollte, mit andern Worten, sie wählte bei jedem einzelnen Rechtsact denjenigen Freund, der ihr ganz zu Willen war, und die Vormundschaft war offenbar in eine Scheininstitution umgewandelt. Oder der Mann verordnete, weil er der Willkür seiner Frau mißtraute: „meiner Frau gebe ich die Auswahl des Vormunds ein- oder zweimal", dann war die Wittwe freilich nicht in voller Freiheit, immerhin aber konnte sie durch die Wahl einer willenlosen schwachen Persönlichkeit sich factisch die volle Unabhängigkeit verschaffen. — Nun zurück zu dem Verwandten-Vormund (Bruder, Oheim, Vetter), von dem ich oben sagte, daß er allein im Anfang der Kaiserzeit die alten Befugnisse besaß, und daß sich gegen ihn allein die Angriffe der Frauen richten mußten. Auch hier greifen die Frauen zunächst zur List: sie gehen nämlich eine Scheinehe in alter Weise ein, und scheiden sich sofort von ihrem Scheinehemann: durch die Scheinehe werden sie der Gewalt des Scheinehemannes unterworfen, und werden dadurch von ihrem bisherigen Verwandten-Vormund frei: durch die Scheidung werden sie auch von der Gewalt des Scheinehemannes frei, und nunmehr erhalten sie einen Nichtverwandten zum Vormund. So war denn auch die Verwandten-Vormundschaft ihrem Wesen nach beseitigt, und es ist kein Wunder, daß unter Claudius ein Gesetz gegeben wurde, welches sie wenigstens über freigeborene Frauen direct aufhob, es war dieses Gesetz von keiner anderen Bedeutung, als daß es die unwürdige Farce der Scheinehe überflüssig machte. Die anderen Vormünder über Frauen dauerten auch nach Claudius fort, da sie aber, wie bemerkt, keine Rechte besaßen, so verlief sich die Frauenvormundschaft im Sande: kein Gesetz hat sie aufgehoben, sie hörte von selbst auf, und etwa seit dem vierten Jahrhundert nach Christus unterscheidet sich die unverheirathete Frau von dem unverheiratheten Manne fast in keiner Weise mehr: der Unterschied der Geschlechter hat für die Unverheiratheten fast gar keine Bedeutung mehr.

Ich wende mich nunmehr zu den verheiratheten Frauen. Drei Punkte sind es, welche ich behandeln werde: die Stellung der Frau in der Ehe, namentlich das eheliche Güterrecht, sodann die Eingehung der Ehe und die Scheidung. In allen dreien lassen sich jene zwei Perioden unterscheiden, die ich oben skizzirt habe.

Hinsichtlich der Stellung der Frau in der Ehe pflegt die heutige Wissenschaft des römischen Rechts die strenge und die freie Ehe einander gegenüberzustellen.*) Die Ausdrücke sind nicht geschickt gewählt: die Bezeichnung „freie Ehe" giebt zu einem Mißverständniß Anlaß, sie führt leicht zu einer Gleich-

*) Außer der Ehe hatten die Römer noch den Concubinat, dieser ist aber keineswegs von der Bedeutung, welche man heut dem Worte beilegt, vielmehr ist er ungefähr dasselbe wie unsere sogenannte Ehe zur linken Hand, die zwischen Prinzen der regierenden Häuser und bürgerlichen Mädchen abgeschlossen wird. Die Concubine ist eine durchaus sittliche Frau, aber sie und die Kinder treten nicht in die Familie des Mannes, sie haben also nicht die Rechte der Ehefrau resp. der ehelichen Kinder.

ſtellung mit der frivolen Anſchauung einer modernen Partei, welche in dem Worte „freie Liebe“ ihren Ausdruck gefunden hat. Nichts wäre verkehrter als dies: die römiſche freie Ehe iſt eine wahre Ehe, nur iſt die Stellung der Frau in derſelben eine durchaus freie.

In der ſtrengen Ehe nämlich verfällt die Ehefrau der Gewalt ihres Mannes, und dieſe Gewalt hat denſelben Inhalt, wie diejenige des Vaters über ſeine Kinder; oder wie die römiſchen Juriſten es ausſprechen: die Hausfrau hat in der ſtrengen Ehe die Stellung einer Haustochter. Die väterliche Gewalt habe ich ſchon oben beſchrieben: für unſeren gegenwärtigen Zweck, d. h. zur Charakteriſirung der ſtrengen Ehe genügt es, wenn ich (außer der religiöſen Gemeinſchaft, in welche die Frau zu ihrem Manne tritt) zwei Rechte des Ehemannes hervorhebe: das Recht des Gerichts über die Frau, ſowie das des Vermögenserwerbs durch die Frau. Das Recht des Gerichts über die Frau bedeutet, daß der Ehemann ſie vor ſein Hausgericht ziehen kann, und zwar bei allen Vergehen, nicht blos bei Vergehungen gegen die Ehe, wiewohl natürlich die letzteren den hauptſächlichſten Gegenſtand der Strafgerichtsbarkeit des Ehemannes bilden. Und der Mann kann bei dieſer Gelegenheit Strafen aller Art ausſprechen, ſelbſt die Todesſtrafe iſt nicht ausgeſchloſſen, und mehrere Fälle derſelben (namentlich wegen Ehebruchs und wegen Weintrinkens) ſind uns überliefert. Der Vermögenserwerb durch die Frau bedeutet, daß die in ſtrenger Ehe lebende Frau kein Eigenthum haben kann, ſondern daß Alles, was ſie bei Eingehung der Ehe beſitzt, und Alles, was ſie während ſtehender Ehe erwirbt, in das Vermögen ihres Mannes fällt.

Das ſind denn zwei Rechtsſätze, welche bis in unſer Jahrhundert hinein den Anlaß abgaben, das römiſche Volk mit Vorwürfen zu überſchütten, und die Behauptung aufzuſtellen, daß den Frauen im römiſchen Recht eine unwürdige Behandlung zu Theil geworden ſei. Erſt in neueſter Zeit iſt man den Römern gerecht geworden, man wies auf die thatſächliche Stellung der Frauen im Hauſe und in der Geſellſchaft hin, und man ſchloß daraus, daß das Geſetz, welches in der ſtrengen Ehe aus der Hausfrau eine Haustochter machte, ein bloßer Buchſtabe geblieben ſei. Ich habe ſchon oben mich als einen Anhänger dieſer Meinung bekannt, und zum Beweiſe die hübſche Geſchichte von der Verlobung der Corneliern mit dem Sempronier mitgetheilt. Aber es läßt ſich noch Anderes zu weiterer Beſtätigung anführen.

Was nämlich das Hausgericht anbetrifft, ſo iſt es altrömiſche Sitte, bei allen wichtigen, die Familie betreffenden Rechtsacten einen Verwandtenrath zuzuziehen: dies geſchieht bei Verlobungen, bei Mündigkeitserklärungen, bei Emancipationen und natürlich auch dann, wenn der Hausvater über die Kinder, oder der Mann über die Ehefrau zu Gericht ſitzt, im letzteren Falle werden auch die Verwandten der Frau zugezogen. Dieſe Verwandten bilden den Rath; ſie wohnen der Gerichtsverhandlung bei, ſie ſprechen, bevor das

Urtheil gefällt wird, ihre Meinung aus: ihre Meinung ist zwar juristisch nicht die maßgebende, allein thatsächlich bildet sie die Grundlage für das Urtheil des Vaters und des Ehemannes. Kurz, das Hausgericht ist nicht das Gericht eines Einzelnen, es ist ein Familiengericht, und der Vater, der Ehemann ist nur der Präsident einer Geschwornenversammlung: im Hausgericht empfängt der Angeklagte einen Spruch von seinen Genossen, von denjenigen, die durch die Bande des Bluts ihm am nächsten stehen, und durch den Familienverkehr den besten Einblick in seine Denk- und Handlungsweise erworben haben. Wenn irgend ein Gericht von vornherein zu Gunsten des Angeklagten gestimmt ist, wenn irgend ein Gericht nur bei evidentestem Beweise den verurtheilenden Spruch fällt, so ist es das Hausgericht. Damit dieser Charakter dem Gericht auch dann gewahrt werde, wenn es sich um die Gattin handelt, verlangt die Sitte die Beziehung der beiderseitigen Verwandten: nun und nimmermehr darf ein solches Gericht als ein Tyrannengericht bezeichnet werden. Es trat insbesondere in Wirksamkeit, wenn ein Mann Grund zur Scheidung von seiner Frau zu haben glaubte: ein Verwandtenspruch war nöthig, wenn die Ehefrau für schuldig erklärt und auf Grund der Schuld verstoßen werden sollte; als ein Senator hiergegen handelte und sich von seiner Frau ohne Befragung der Verwandten schied, wurde er von den Censoren aus dem Senat gestoßen.

Schwieriger ist es, den zweiten Grundsatz zu erklären, den Grundsatz, daß die Frau in strenger Ehe absolut vermögenslos ist, daß Alles, was sie hat und was sie erwirbt, ihrem Manne zufällt. Auch hier ist man geneigt einen Gegensatz zwischen dem Buchstaben des Gesetzes und der Thatsächlichkeit der Lebensverhältnisse anzunehmen. Daß nämlich rechte Eheleute thatsächlich Alles gemein haben, daß sie keinen Unterschied zwischen Mein und Dein machen, daß selbst am Vermögen des Mannes die Frau eine Herrschaft in gewissem Sinne übt, das wird von den römischen Historikern und Juristen deutlich ausgesprochen; sie erklären die Ehe in würdevollster Weise als die volle Lebensgemeinschaft, als die Mittheilung alles göttlichen und menschlichen Rechts: ein altes Gesetz bezeichnet die in strenger Ehe lebende Frau als Theilnehmerin an den Heiligthümern und an dem ganzen Vermögen des Mannes: sie wird von Allen im Hause, auch von ihrem Manne Herrin, domina genannt. Aber man sieht sich hier vergebens nach einer Einrichtung um, welche geeignet war, die Frau in ihrer thatsächlichen Stellung zu schützen, wie sie der Verwandtenrath gegen eine Ausartung des Hausgerichts schützte. Und deshalb meine ich noch ein Argument vorbringen zu sollen, ein Argument, dessen Würdigung dem Nichtjuristen schwer fällt, und bei dessen Darstellung ich daher fürchte, nicht ganz klar mich ausdrücken zu können, so sehr ich auch mein Augenmerk darauf richte. Ich nenne das Argument kurz: die Armuth der älteren Zeit an Rechtsbegriffen, und ich bemerke zu seiner Erklärung, daß wir auch in der Rechtsgeschichte gewissermaßen ein eisernes Zeitalter wahrnehmen können, d. h. ein Zeitalter, in welchem zwar einzelne Rechts-

begriffe exiſtirten, keineswegs aber die ganze Fülle derſelben, die wir heute beſitzen: es hat der Jahrhunderte und der Jahrtauſende bedurft, um dieſe zu entwickeln, und die Zukunft birgt in ihrem Schooße unzweifelhaft ſolche, die wir heut noch nicht kennen. Dieſe Betrachtung ſcheint mir den Schlüſſel zu dem Räthſel zu bieten, welches ſich in der ſtrengen römiſchen Ehe uns darſtellt. Die alten Römer beabſichtigten, wie mir ſcheint, lediglich dies, alles Vermögen den Händen der Frau zu entnehmen und ſeine Verwaltung dem Manne zu übertragen: denn ſo wenig wie heute war damals eine Frau im Stande, ein Vermögen zu verwalten, dazu fehlte ihr, wenn ſie ordentlich im Hauſe waltete, die Zeit, deshalb auch das Geſchick und die Geſchäftskenntniß. Wäre nun dem alten römiſchen Recht der Verwaltungsvertrag bekannt geweſen, oder, um mich vor Nichtjuriſten deutlicher auszudrücken, wäre es nach altem römiſchen Recht zuläſſig geweſen, daß Jemand einen Andern zum Verwalter ſeines Vermögens beſtellte, ſo zweifle ich nicht, daß auch in der ſtrengen Ehe dem Ehemann eine andere Stellung bezüglich des Vermögens der Gattin angewieſen worden wäre: man hätte ihn wahrſcheinlich nur zum Verwalter deſſelben gemacht. Aber wir haben die vollen Beweiſe dafür, daß das alte römiſche Recht den Verwaltungsvertrag nicht kannte, und ſo mußte man denn zu einem Ausweg greifen: man nahm die väterliche Gewalt als Vorbild, gab der Ehefrau die Stellung einer Tochter, und räumte dem Manne dieſelben Rechte an ihrem Vermögen ein, wie dem Vater an dem ſeiner Kinder. Ein gewiſſer Schutz ward auch bei dieſer Geſtaltung des Verhältniſſes der Ehefrau zu Theil, nur war es kein ihr eigenthümlicher, ſondern ein allgemeiner. Die römiſchen Cenſoren nämlich, zu den oberſten Staatsbeamten gehörig und gewöhnlich Männer, welche die politiſche Laufbahn bereits hinter ſich hatten, wachten über die öffentliche Sittlichkeit, und namentlich über die Wirthſchaftlichkeit, welche ſie zu den nationalen Tugenden rechneten. Sicherlich haben die Cenſoren nicht blos denjenigen mit ihrem Tadel behaftet, der ſein eigenes Vermögen durchbrachte, ſondern auch denjenigen, welcher das ſeiner Gattin gehörige mißbrauchte.

Kurz, die Vermögensloſigkeit der Frau in der Ehe beſtand nur dem Buchſtaben des Geſetzes nach, in Wahrheit, in der Thatſächlichkeit des Lebens ſtand ſie auch bezüglich des Vermögens hoch über ihren Kindern: thatſächlich war die Frau in ſtrenger Ehe ungefähr in derjenigen Lage, in welcher ſich heutzutage eine in der Gütergemeinſchaft lebende Frau befindet, d. h. das Vermögen gehört beiden Gatten gemeinſam, der Mann führt die Verwaltung, bei allen wichtigeren Rechtsgeſchäften holt er die Zuſtimmung der Frau ein.

Aber freilich, daran iſt nicht zu zweifeln, daß nicht blos rechtlich, ſondern auch thatſächlich das Vermögen der Frau in der ſtrengen Ehe in die Hände des Mannes kam, auch thatſächlich ſtand der Frau keine ſelbſtändige Verfügung darüber zu: wünſchte ſie darüber zu verfügen, ſo bedurfte ſie unzweifelhaft der Zuſtimmung ihres Mannes, ſie war alſo auch bezüglich ihres Vermögens von ihrem Manne durchaus abhängig. Und gerade dies erſchien

den Frauen der zweiten Periode, die ich oben geschildert habe, und die ich nicht anders als die emancipirten Frauen bezeichnen kann, unerträglich. Sie wollten nicht von ihrem Ehemann abhängig sein, und sie wollten vor Allem ihr Vermögen in ihren Händen behalten, um ihren Launen fröhnen zu können. Und es gelang ihnen dies bis auf's Pünktchen in der Ehe der späteren Zeit, die bei uns Juristen den Namen der freien Ehe führt. Die freie Ehe ist, wie ich schon bemerkte, eine wahre Ehe, aber die Ehefrau ist frei, nämlich von ihrem Manne frei, sie ist fast vollständig unabhängig von ihm, er hat ihr so gut wie nichts zu sagen; zwar schuldet sie ihm Achtung, allein Achtung und Abhängigkeit sind himmelweit verschieden, die einzige Abhängigkeit der Frau besteht darin, daß sie an den Wohnsitz des Mannes gebunden ist, sie muß ihm dahin folgen, wo er seinen Wohnsitz aufschlägt. Im übrigen ist in der freien Ehe keine Rede mehr von dem Hausgericht des Mannes; hat die Frau etwas verbrochen, und selbst wenn sie sich gegen die Ehe vergangen hat, so gehört die Sache vor die öffentlichen Gerichte des Staats, und gerade diejenigen Vorfälle, welche nach der Empfindung eines jeden gemüthvollen Menschen den Ohren von dritten Personen vorenthalten, aber um nicht ungestraft zu bleiben, im Geheimniß der Familie verhandelt und gerügt werden müssen, werden der Allgemeinheit preisgegeben und zu einem öffentlichen Scandal gemacht. Und ferner hat in der freien Ehe der Mann kein Recht am Vermögen der Frau: was die Frau bei Eingehung der Ehe besitzt, behält sie, wenn nicht besondere Abreden getroffen werden, in ihren Händen; was sie während der Ehe erwirbt (z. B. sie beerbt ihre Eltern oder sonst Jemanden), fällt ihr allein zu: der Mann kann nicht die Zinsen davon beanspruchen, er kann nicht verlangen, daß sie es ihm zur Verwaltung übertrage. Das ist der Hauptgesichtspunkt, unter welchem die freie Ehe betrachtet werden muß. Bekanntlich ist derjenige, welcher den Daumen auf den Geldbeutel hält, immer in der Lage, die Herrschaft an sich zu reißen, und so sind die späteren römischen Schriftsteller voll von Spott und Klage über die reichen Ehefrauen. Vom alten Cato wird eine humoristische Aeußerung überliefert: „wir Römer sind die Herren der Welt, aber unsere Herren sind unsere Frauen"; die Lustspieldichter aber lassen keine Gelegenheit vorübergehen, um die Männer von reichen Frauen zu verhöhnen: „ich habe" (heißt es bei Plautus) „in meinem Hause nichts zu sagen, denn ich habe eine reiche Frau"; „heirathe keine reiche Frau" (warnt Martial), „denn dann spielst Du die Frau und Deine Frau den Mann"; „nichts ist unerträglicher als eine reiche Frau," ruft Juvenal aus. Es leuchtet von selbst ein, daß die Frauen, da sie selbst von der Vermögensverwaltung nichts verstanden, jemanden brauchten, welcher ihre Geschäfte besorgte; da fand sich denn immer ein guter Freund, der seine Dienste zur Verfügung stellte, und die Stelle des Mannes versah. „Wer ist der Krauskopf (spottet Martial), „der Deine Frau stetig begleitet?" „„Der besorgt die Geschäfte meiner Frau."" „Nein, er besorgt nicht die Geschäfte Deiner Frau, sondern Deine eigenen." Die Sache

war so arg, daß die Gesetzgebung schon frühzeitig einschritt, und zwar that sie dies in einer ganz sonderbaren Weise. Sie suchte nämlich zu verhindern, daß Reichthümer in die Hände von Frauen gelangten, und da dies namentlich durch Erbschaften denkbar ist, so beschränkte sie die Erbfähigkeit und das Erbrecht aller Frauen, sowohl der verheiratheten wie der unverheiratheten. Nicht minder aber schritt die Gesetzgebung gegen den Uebermuth der Frauen ein, weil dieser nicht blos auf dem gesellschaftlichen Gebiet, sondern in dem des Rechtsverkehrs sich störend geltend machte. Es war die Erscheinung wahrzunehmen, daß die Frauen sich nicht begnügten, ihre eigenen Angelegenheiten zu besorgen, sondern daß sie ihre Thätigkeit und ihr Vermögen den Interessen dritter dienstbar machten: da ward ihnen dreierlei verboten. Einmal durften sie nicht vor Gericht als Anwälte oder als Vertreter von Anderen auftreten: das war in alter Zeit nicht verboten gewesen, wahrscheinlich weil man keinen Anlaß dazu hatte: aber in jener Periode der Emancipation der Frauen traten dieselben nicht blos für sich, sondern auch für Andere vor Gericht auf, und als eine gewisse Afrania, die Frau eines Senators, bei einer solchen Gelegenheit nicht blos ihrem Redestrom eine ungewöhnliche Länge verlieh, sondern zugleich sich in ungehörigen Redensarten gegen das Gericht erging, kurz, als sie alle die Eigenschaften eines Querulanten zeigte, so ward den Frauen das Recht, für Andere gerichtlich aufzutreten entzogen. Sodann wurde allen Frauen untersagt, sich für Andere zu verbürgen. Die Bürgschaft ist eines der verfänglichsten und gleichsam fascinirenden Rechtsgeschäfte; bei der Uebernahme hat man das Bewußtsein, einem Freunde einen wesentlichen Dienst zu leisten, und gleichzeitig die Hoffnung, daß einem dieser Dienst nichts kosten werde. Diese Hoffnung macht sanguinische Menschen leicht zu Bürgschaften bereit, erweist sich aber später häufig als eine trügerische. Es ist einleuchtend, daß am meisten Gefahr hierbei die Frauen liefen, da sie, je weniger sie etwas von dem Wesen der Bürgschaft verstanden, um so leichter von einem Mann dazu überredet wurden, und es war eine wohlbegründete Zurückweisung der Frauen von dem Markte und dem Geschäftsverkehr, als im Anfang der Kaiserzeit ihre Bürgschaften für ungültig erklärt wurden. Endlich wurde den Frauen das Bankiergeschäft untersagt; um dies zu verstehen, muß man wissen, daß der Bankier bei den Römern eine ganz andere Stellung hatte als bei uns: er war nicht blos Geldwechsler und Depositar, sondern er placirte Gelder, er machte Auctionen, kurz, er war der Agent für die vermögenden Privatpersonen, er besorgte die Geschäfte von Anderen, und das war es ja gerade, was die römische Gesetzgebung den Frauen verboten hatte.

Alle diese Dinge sind blos erklärlich durch die vollkommen selbständige Stellung, welche die Frauen in der zweiten Periode gewonnen hatten, eine Stellung, welche sowohl ihre Person, als ihr Vermögen betraf. Das bisher gezeichnete Bild würde aber unvollständig sein, wenn ich nicht eine bei den Römern allgemein verbreitete Sitte zur Sprache brächte, das ist die

Sitte, dem Manne bei Eingehung der Ehe eine Mitgift für die Frau zu übergeben. Jedes römische Mädchen, welches nur halblich über die Armuth hinaus ist, erhält eine Mitgift, sei es vom Vater oder von der Mutter oder vom Bruder oder von sonst einem Verwandten. Die Mitgift ist nicht etwa blos als die Aussteuer zu verstehen, wie sie ja heute sehr gebräuchlich ist und die erste Einrichtung des Hausstandes des jungen Ehepaares bildet, sondern die römische Mitgift ist Geld und Geldeswerth, Grundstücke, Häuser, Sclaven, zinsbare Forderungen, kurz Alles, was einen Ertrag abwirft, der zur Tragung der sog. ehelichen Lasten verwendbar ist. Ueber die Mitgift hat nun die Frau nichts zu sagen, sie ist im Vermögen des Mannes und er allein hat die Verfügung darüber. Eine Frau, die blos eine Mitgift und kein sonstiges Vermögen hat, besitzt offenbar nicht die Unabhängigkeit, wie ich sie oben geschildert habe; allein man darf diesen Fall nicht als den normalen ansehen, denn auch heut, wo bei den Völkern der romanischen Zunge die Mitgift allgemein üblich ist, und bei den Völkern der germanischen Abstammung sie üblich zu werden beginnt, — auch heute, sage ich, pflegt ein Vater seiner Tochter nicht ihren vollen Erbtheil als Mitgift zu bestellen, sie erhält demnach noch immer etwas bei dem Tode des Vaters, ebenso bei dem Tode der Mutter, kurz das Vermögen der Frau ist nicht auf die Mitgift beschränkt.

Das sehe ich als den wichtigsten Unterschied in der juristischen Gestaltung der Ehe zwischen den Römern und unserer heutigen Zeit an. In unseren Tagen sind die Rechte des Ehemannes an dem Vermögen seiner Frau in den verschiedenen Ländern sehr verschieden gestaltet; aber das römische System ist fast auf dem ganzen Continent so gut wie aufgegeben, fast alle unsere ehelichen Güterrechte gehen davon aus, daß die Frau nicht unabhängig von ihrem Mann bezüglich ihres Vermögens sein darf; sie verweigern also der Frau die Mittel, welche die Voraussetzung ihrer Selbständigkeit bilden; sie machen es mit anderen Worten unmöglich, daß wir zu emancipirten Ehefrauen kommen, zu Frauen, welche ihre eigenen Wege gehen, unbekümmert um den Mann, dem sie sich für das Leben angetraut haben. Ich darf jedoch nicht verschweigen, daß England, welches bisher im ehelichen Güterrecht sich zu den Grundsätzen des Continents bekannt hat, vor wenigen Jahren die Ideen des römischen Rechts wieder zu Ehren gebracht und die Frauen völlig selbständig von ihren Ehemännern bezüglich ihres Vermögens gemacht hat. Es ist nun allerdings richtig, daß in neuester Zeit gerade in England vielfach Mißbräuche stattgefunden haben; es wurden Ehefrauen in auffallender Weise von ihren Männern um ihr Vermögen betrogen. Andererseits ist England bekanntlich das gelobte Land des Voluntarism, man erwartet dort Alles und Jedes von dem Selbstschutz des Individuums. So will man auch in der vorliegenden Frage, daß die beiden Ehegatten jeder über das ihnen Gebührende wachen und ihre Rechte durch Vertrag feststellen sollen. Ich fürchte, daß das neue Gesetz für England keine segensreichen Folgen haben wird. In

der erſten Zeit zwar wird man es loben, weil es die bisher vorgekommenen Mißbräuche abgeſtellt hat; bald aber wird man durch die Erfahrung inne werden, daß aus einem ſolchen Geſetz mit Nothwendigkeit die Emancipation der Frauen hervorgeht. Uebrigens iſt in England ſelbſt das Geſetz lebhaft angefochten worden; vergl. die Law-Times vom 4. November 1882, wo es geradezu heißt, daß verſchwenderiſche Frauen in ihrer separate property den feſteſten Rückhalt finden, und daß treuloſen Frauen vermöge der separate property das Durchgehen mit ihren Liebhabern ſehr erleichtert werde.

Ich gelange nunmehr zu der Eingehung der Ehe. Daß auch bei ihr die beiden Perioden zu unterſcheiden ſind, daß die ſtrenge Ehe in anderer Weiſe geſchloſſen worden iſt als die freie, das liegt auf der Hand.

Der eine Eingehungsact der ſtrengen Ehe iſt ein religiöſer, er trägt den Namen „Confarreatio". Wir ſehen die Römer uns darin geiſtesverwandt, daß ſie alle wichtigen Familienereigniſſe mit religiöſen Formen umgeben: unſerer Taufe entſpricht die römiſche Namengebung, unſerer Confirmation die römiſche Mündigkeitserklärung, unſerer Trauung die römiſche Confarreatio. Mit dieſen Acten beginnt das Leben ſelbſt oder eine neue Lebensepoche, beide in eine dunkle, für uns undurchdringliche Zukunft gehüllt; und in dem Bewußtſein unſerer menſchlichen Unzulänglichkeit und im Gefühl unſerer Abhängigkeit von einer höheren Macht erflehen wir deren Segen bei der Vornahme des Actes. Nur darin waltet ein Unterſchied zwiſchen den Römern und uns ob, daß bei jenen die Sache ſich nicht im Tempel abſpielt: jedes römiſche Haus hat Hausgötter und einen Hausaltar, und alle religiöſen Handlungen, welche lediglich den Einzelnen betreffen, können im Hauſe vollzogen werden.

An dem Altar im Hauſe des Brautvaters fand die religiöſe Ceremonie ſtatt, welche den Namen der Confarreatio trägt. Nicht blos die Brautleute, ihre Verwandte und Freunde ſind dabei gegenwärtig, ſondern auch der oberſte Prieſter von Rom, andere Prieſter und zehn Bürger als Zeugen. Zuerſt wird der Wille der Götter erkundet aus dem Fluge der Vögel, aus den Eingeweiden eines geſchlachteten Schafes; und wenn dieſe der Eingehung der Ehe günſtig ſind, ſo umwandeln Alle den Hausaltar; zwei Knaben ſchreiten ihnen voran: der eine trägt Waſſer und Feuer, das erſtere geweiht, das letztere eine am Hausaltar angezündete Fackel; der andere trägt einen Opferkuchen; ihnen folgt das Brautpaar, und dieſem ſchließen ſich die übrigen Theilnehmer an. Dann beginnt das Opfer, die Prieſter ſprechen dabei heilige Formeln, die Pronuba (nicht eine Brautjungfer ſondern eine Brautfrau) legt die rechten Hände der Brautleute in einander, und der Opferkuchen wird in das Feuer auf dem Hausaltar geworfen; dann ſetzen ſich die beiden Brautleute vereinigt auf ein über zwei Seſſeln gelegtes Schaffell nieder und verharren dort mit verhülltem Haupte ſchweigend im Gebet. Ich darf die Bemerkung nicht unterlaſſen, daß die Braut in alterthümlichem Schmucke erſchien: ihr Haar war in ſechs Abtheilungen geſcheitelt und mit wollenen Bändern

verflochten: es war mit einem Kranz aus Blumen und Blättern (coroll.) geziert, die sie selbst gepflückt hatte: darüber trug sie das Flammeum, einen rothen Kopfschleier, welcher das Hinterhaupt, die Stirn und Wangen bedeckte und in den Nacken und auf die Schultern herabfiel, aber das Gesicht frei ließ: ihre Kleidung bestand aus einem weißen Oberkleid (toga pura) und einem weißen in alterthümlicher Weise gewebten Unterkleid (tunica regilla), das durch einen Gürtel mit dem sogenannten herculischen Knoten geschürzt wurde. — Im Uebrigen war diese religiöse Eingehungsform bei den Ehen gewisser höchster Priester vorgeschrieben; sie mußten aus einer solchen Ehe entsprossen sein und in einer solchen selbst leben. Daraus ist es zu erklären, daß sie sich selbst noch in den Zeiten erhielt, in denen die Emancipation der Frauen längst vollzogen war: nur freilich fanden sich jetzt höchst selten Mädchen, die sich dieser Form und mit ihr der strengen Ehe unterwarfen: unter Tiberius erging deshalb ein Gesetz, welches die Wirkungen der Confarreatio auf die religiöse Stellung der Frau beschränkte, das Hausgericht des Mannes aber sowie die vermögensrechtliche Abhängigkeit der Frau völlig beseitigte.

Der zweite Eingehungsact der strengen Ehe ist ein weltlicher, ein bürgerlicher: es ist der Kauf der Frau, bei den Römern Coëmtio genannt. Der Brautkauf kommt bekanntlich bei allen Völkern vor, bei den Ariern eben so sehr wie bei den Semiten, bei den civilisirten Völkern wie bei den uncivilisirten. Bei den alten Babyloniern und Assyrern wurden die Mädchen sogar in öffentlicher Versteigerung als Ehefrauen verkauft, und bei den Mohamedanern gilt heute noch eine Anzahl weiblicher Kinder als Reichthum: sie müssen nämlich dem Vater abgekauft werden, wenn sie Jemand heirathen will. Nur darin unterscheiden sich die uncivilisirten Völker von den civilisirten, daß bei jenen der Kauf immer ein wahrer, echter Kauf um Geld und Geldeswerth geblieben ist, während er bei den civilisirten in einen Scheinkauf verwandelt worden ist. Letzteres geschah im Mittelalter im ganzen Europa, und ebenso geschah es im Alterthum bei Juden, Griechen und Römern. Bei den Römern geschieht die Coëmtio in allen Formen des Scheinkaufs; es werden fünf Zeugen zugezogen, der Bräutigam spricht eine Formel aus, in welcher er erklärt, daß er das Mädchen sich als seine Gattin erkaufe, endlich zahlt er etwas dem Vater resp. dem Vormund der Braut, aber er zahlt ihm nicht einen wirklichen Preis, sondern einen Scheinpreis, die allerkleinste Münze, die nur ein paar Pfennige werth war.

Ich kann diese Materie nicht verlassen, ohne eine andere zu berühren, welche mit ihr in engem Zusammenhange steht, und welche sicherlich für den Leser von hohem Interesse ist; ich meine die Sitte des Verlobungs- und des Traurings. Weshalb (so lautet die Frage) wird ein Ring gegeben, weshalb werden Ringe ausgetauscht? Unmöglich kann dies in dem Sinn des Geschenks eines schmückenden Gegenstandes geschehen: denn bekanntlich muß wenigstens der Trauring ein einfacher goldener Reif sein, er darf keinen Edelstein enthalten, er darf nicht zierlich und künstlerisch gestaltet werden.

Da hat denn die Phantasie einen weiten Spielraum, und in früherer Zeit erklärte man den goldenen Ring daraus, daß er ein Symbol der Gattenliebe sei, die letztere soll echt sein wie Gold und ohne Ende wie der Ring. Ich muß diese gemüthvolle Deutung zerstören; die Rechtsgeschichte lehrt, daß der Ring eine nüchterne juristische Function versieht, welche heut freilich längst vergessen ist.

Der Ring hat in der Rechtsgeschichte eine doppelte Bedeutung, er ist ein Symbol einmal der Herrschermacht und sodann der Wahrhaftigkeit. Für das erstere erinnere ich zum Belege, daß der sterbende Alexander seinen Ring dem Perdiccas giebt, und ihn dadurch zu seinem Nachfolger in der Herrschaft bezeichnet; ferner daran, daß der sterbende Tiberius seinen Ring vom Finger zieht, als ob er ihn Jemanden übergeben wolle, daß er dann aber sich anders besinnend ihn wieder ansteckt und die Hand fest schließt; endlich daran, daß im Mittelalter die Belehnung mit dem Ringe erfolgt. Für das letztere (d. h. für den Ring als das Symbol der Wahrhaftigkeit) führe ich an, daß Zeugen, um eine Urkunde zu beglaubigen, mit ihrem Ringe dieselben besiegeln, daher der Siegelring; die Unterschrift der Zeugen unter die Urkunde gehört erst einer späteren Zeit an. Der Siegelring wird am vierten Finger der linken Hand getragen, weil nach dem Glauben der Aegypter, Griechen und Römer dieser Finger durch einen zarten Nerv mit dem Herzen verbunden ist und er deshalb ihnen eine Auszeichnung zu verdienen schien. In der zweiten Eigenschaft nun kommt der Ring beim Kauf vor, nämlich bei demjenigen Kauf, der nicht sofort durch Uebergabe des Kaufgegenstandes und Zahlung des Kaufpreises erfüllt wird; der Käufer giebt bei der Abschließung des Kaufes dem Verkäufer seinen Ring, um ihm zu versichern, daß er später den Kaufvertrag ehrlich erfüllen werde. Zweierlei ist hiebei zu constatiren: einmal, daß die Hingabe des Ringes eine einseitige ist, nur der Käufer giebt ihn dem Verkäufer, nicht aber umgekehrt auch der Verkäufer dem Käufer; sodann, daß auf die Substanz des Ringes nichts ankommt, und in der That haben die Römer in alter Zeit nur einen eisernen Ring getragen und bei Kaufverträgen gegeben. Wenden wir uns nunmehr zum römischen Frauenkauf. Die Coëmtio ist die Erfüllung des Kaufvertrages, ihr voran geht eine Beredung des Kaufvertrages d. h. die Verlobung; zur Versicherung, daß dieser Vertrag erfüllt, daß also später die Coëmtio vollzogen, die Ehe eingegangen werde, gibt der Bräutigam der Braut bei der Verlobung einen Ring; nur der Bräutigam gibt ihn der Braut; er empfängt keinen solchen, und noch in den Zeiten des unmäßigen Luxus, noch in der Kaiserzeit gibt er ihr, wie Plinius berichtet, einen eisernen Ring ohne Edelstein. Man sieht der Verlobungsring ist nichts anderes als ein Specialfall des beim Kaufe gebräuchlichen Ringes. Nun ist aber im Laufe der Jahrhunderte eine gewaltige Umgestaltung mit dem Ringe vor sich gegangen; beim gewöhnlichen Kauf hat er sich verloren, bei der Ehe hat er sich erhalten, aber er ist bedeutenden Aenderungen unterworfen worden. Die erstere

Aenderung trat schon bei den Römern ein: in der späteren Kaiserzeit ward aus dem eisernen Ringe ein goldener. So übernahm ihn das Mittelalter: nunmehr geschahen die weiteren Veränderungen. Aus dem Verlobungsring wurde ein Trauring, d. h. im späteren Mittelalter ist der Ring bei der Verlobung in's individuelle Belieben gestellt und kann nunmehr beliebig künstlerisch gestaltet werden, dahingegen ist der Ring bei der Trauung obligatorisch, und hier ist er der einfache goldene Reif. Endlich die dritte Aenderung ist der Ringwechsel; gegen Ende des Mittelalters erhält auch der Bräutigam von der Braut einen Ring. So hat denn unser Trauring nichts mehr von der römischen Sitte an sich, außer daß er allein am vierten Finger der linken Hand getragen wird. Doch haben nicht alle Völker jene Aenderungen mitgemacht; ein Theil der Schweizer (Canton Bern) nennt zwar den Ring Trauring, allein sie wechseln ihn nicht bei der Trauung, sondern bei der Verlobung aus; bei den Juden und Schweden findet noch heute kein Ringwechsel statt, sondern blos der Bräutigam giebt der Braut einen Ring.

Indem ich mich zur Eingehung der strengen Ehe zurückwende, habe ich noch zu bemerken, daß dieselbe noch auf eine dritte Art entstand; diese dritte Art war aber kein juristischer Act, sondern ein Zustand. Eine freie Ehe nämlich, welche ein Jahr lang gedauert hatte, wurde in eine strenge verwandelt, außer wenn die Frau sich drei Nächte lang aus dem Hause des Mannes entfernt hatte. Es liegt hierin der Beweis, wie abhold die alten Römer der freien Ehe waren; als die normale Ehe betrachteten sie die strenge.

Alle Förmlichkeiten fielen bei Eingehung der freien Ehe weg; juristisch wurde die freie Ehe lediglich durch den Willen der Brautleute und ihrer Väter abgeschlossen, und eine besondere Form war für die Erklärung des Willens nicht vorgeschrieben. Das war freilich ein sehr gefährlicher Grundsatz; denn dadurch konnte es dahin kommen, daß später es an jedem Beweismittel für die Eingehung der Ehe fehlte. Die katholische Kirche hat im Mittelalter diesen Grundsatz aus dem römischen Recht übernommen, und deshalb bilden im Mittelalter die sogenannten heimlichen Ehen ein schweres Uebel und den Gegenstand dauernder Klagen. Vor diesem Uebel wußten sich die Römer zu bewahren. Von Alters her war nämlich bei der strengen Ehe eine feierliche Ueberführung der Braut in das Haus des Bräutigams üblich: diese Ueberführung wurde bei der freien Ehe für obligatorisch erklärt, so daß aller Welt die Eingehung der Ehe kund gethan und sie niemals in Zweifel gezogen werden konnte. Die Ueberführung fand gegen Abend statt. Ihr voraus geht ein Opfer, welches die Brautleute gewöhnlich im Hause der Braut den Göttern darbringen: dann werden sie von den Hochzeitsgästen beglückwünscht, und es wird ein Mahl abgehalten. Nunmehr soll die Braut das elterliche Haus verlassen, aber sie sträubt sich und weint, sie flüchtet zu ihrer Mutter, und muß aus deren Armen gewaltsam gerissen werden. Vor der Thür erwarten sie Flötenspieler und drei Knaben, der eine der Letzteren trägt ihr die Fackel vor, die anderen beiden geleiten sie an den Armen; Rocken

und Spindel werden ihr nachgetragen: hinter ihr ordnet ſich der Zug der Hochzeitsgäſte und des theilnehmenden Publikums; ſie ſingen ein ſogenanntes Feſcenninenlied, das von derben Witzen voll iſt: unter die Knaben werden Nüſſe vertheilt; am Hauſe des Bräutigams angekommen, ſalbt die Braut die Thürpfoſten, dann wird ſie über die Schwelle gehoben, wie einſtmals die geraubten Sabinerinnen, ſie ſpricht zu dem Manne die Worte: „Wo Du walten wirſt, will auch ich walten", und endlich wird ſie vom Manne in die Gemeinſchaft des Feuers und Waſſers, der beiden für das Leben nothwendigſten Elemente, aufgenommen: die Ceremonie wird durch ein Gebet der Frau beſchloſſen.

Der letzte von mir zu behandelnde Punkt iſt die Auflöſung der Ehe. Für den Juriſten iſt nur eine Aufhebungsart von Intereſſe, das iſt die Scheidung.

Hier iſt nun auf eine grundverſchiedene Anſchauung des Alterthums und unſerer Zeit hinzuweiſen. Bei uns geſchieht jede Scheidung durch den Richter; an ihn hat ſich der Gatte, der geſchieden werden will, zu wenden, und natürlich ſcheidet er nur dann, wenn ihm beſtimmte Gründe nachgewieſen werden, aus denen die Scheidung ſich rechtfertigt. Das iſt im Alterthum anders; die Gerichte haben mit der Scheidung gar nichts zu thun, die Scheidung liegt lediglich im Ermeſſen der Gatten, und daraus folgt, daß eine Scheidung auch dann möglich iſt, wenn keine genügenden Scheidungsgründe vorhanden ſind.

So iſt es im jüdiſchen Recht; nach dem alten Teſtament (5. Buch Moſ. Cap. 24 V. 1) kann ſich der Mann von ſeinem Weibe ſcheiden, wenn „ſie nicht Gnade findet vor ſeinen Augen um etwa einer Unluſt willen", d. h. wenn ſie ihm nicht gefällt, und erſt Chriſtus wendet ſich mit den ſtrengen Worten der Bergpredigt gegen dieſe Willkür. So iſt es aber auch im römiſchen Recht; es iſt eine Scheidung möglich nicht blos, wenn gute Gründe vorhanden ſind, ſondern auch wenn es an ſolchen fehlt, und nur darin beſteht eine verſchiedene Behandlung, daß, wer ſich ohne Grund ſcheidet, eine Strafe und zwar eine Vermögensſtrafe erleidet. In dieſer Beziehung beſteht auch keine Differenz zwiſchen der ſtrengen und freien Ehe; auch die ſtrenge Ehe iſt regelmäßig durch Scheidung auflösbar. Nichts deſtoweniger müſſen wir auch hier den Gegenſatz zweier geſchichtlicher Perioden feſthalten. In der erſten Periode hat nur der Mann ein Scheiderecht; dies war mit der ſonſtigen Stellung der römiſchen Frauen ganz unvereinbar und ward daher in der zweiten Periode geändert: die Frau hatte ſeitdem ganz daſſelbe Scheidungsrecht wie der Mann. Wichtiger iſt der thatſächliche Gegenſatz der beiden Perioden; in der erſten Periode kamen nur ſolche Scheidungen vor, welche wohlbegründet waren, in der zweiten häuften ſich die grundloſen Scheidungen derartig, daß man zu Ciceros Zeiten das widerwärtigſte Bild von der Zerrüttung des ehelichen Lebens erhält. Und dabei thaten es die Frauen den Männern voran; Seneca ſpricht von Frauen, die ihre Lebensjahre nicht nach den Conſuln, ſondern nach ihren Männern rechnen, beim Heirathen (meint er) tragen ſie ſich mit Scheidungsgedanken, beim Scheiden

mit Heirathsgedanken: ſchon bevor die grünen Zweige abgewelkt ſind, welche bei der Ueberführung der jungen Frau die Hausthür ſchmückten, laſſen ſich (nach Juvenal) manche Frauen ſcheiden, und in fünf Jahren bringt eine es zu acht Männern: in dreißig Tagen (erzählt Martial) heirathet Thereſilla den zehnten Mann. Hält man dies für ſcherzhafte Uebertreibungen, ſo muß es doch um die Wirklichkeit ſchlimm beſtellt ſein, die zu ſolcher Uebertreibung Anlaß giebt; aber wir haben Beweiſe dafür, daß jene Berichte nicht übertrieben ſind, denn der heilige Hieronymus verſichert, daß in Rom eine Frau lebe, die an den dreiundzwanzigſten Mann verheirathet und ſelbſt deſſen einundzwanzigſte Frau ſei. Das Unglaubliche wird berichtet, daß eine Sclavin, in welche ſich ihr eigener Herr verliebt, und die er deshalb freigelaſſen und zur Gattin genommen hat, nach einiger Zeit die Ehe ihrem Manne kündigt. Es würde ungerecht ſein, den Verfall der Ehe und den Mißbrauch des Scheidungsrechts den Frauen allein zuzuſchreiben: wir wiſſen von Männern, daß Ovid dreimal, Cäſar und Antonius viermal, Sulla und Pompejus fünfmal verheirathet waren, und wir beſitzen eine Grabinſchrift, die von einer ſiebenten Frau erzählt. Nur das will ich betonen, daß die Frauen für ſich völlig die gleiche Freiheit beanſpruchten wie die Männer, mit anderen Worten, daß wir es mit emancipirten Frauen zu thun haben. Die Folge davon war, daß einem die Luſt am Heirathen verging. „Du warſt doch ſonſt (ſchreibt Juvenal) ein vernünftiger Menſch; hat Dich plötzlich der Wahnſinn gepackt, daß Du eine Frau nehmen willſt?“ Und Cicero ſchreibt zu der Zeit, wo er ſich von ſeiner Frau geſchieden hatte, an einen Freund, der ihm eine neue Gattin antrug: „Ich kann nicht Philoſophie treiben und gleichzeitig mich um eine Frau bekümmern, denn die Frau herrſcht und befiehlt, ſie ordnet an und verbietet ganz, was ihr beliebt.“ Die Abneigung vor der Ehe griff namentlich in den höheren Ständen um ſich: die Eheloſigkeit wurde zur allgemeinen Calamität, es ſchien, als wenn das römiſche Bürgerthum in den höheren Klaſſen ausſterben würde, als wenn die ganze römiſche Ariſtokratie dem Untergang geweiht wäre. Da griff der Kaiſer Auguſtus ein, und ſuchte durch Belohnungen und Strafen in einem berühmten Ehegeſetze (lex Julia et Papia) das eheliche Leben wieder herzuſtellen*); die Vergehungen gegen die Ehe unter-

*) Aus den Verhandlungen, die dem Erlaß des Geſetzes vorhergingen, verdient die Rede, welche Kaiſer Auguſtus an die Unverheiratheten des Reiterſtandes gehalten hat, Beachtung. Sie lautete nach Dio Caſſius folgendermaßen: „Ihr — nun, wie ſoll ich euch nennen. Männer? Aber ihr habt nichts Männliches aufzuweiſen. Bürger? Aber ihr thut nichts für den Beſtand des Staates. Römer? Aber auch dieſen Namen verdient ihr nicht. Ich wünſchte, daß ihr an Zahl ſo gering wäret wie die verheiratheten Ritter, oder daß ihr gar nicht exiſtirtet. Ihr bildet die Spitze der bürgerlichen Geſellſchaft, und welches verderbliche Beiſpiel gebt ihr der Maſſe? Ihr handelt irreligiös, denn ihr macht die Tempel öde; ihr handelt ehrlos, denn Namen und Glanz eurer Vorfahren bringt ihr zur Vergeſſenheit; ihr handelt unpatriotiſch, denn ein Staat beſteht aus Menſchen und nicht aus leeren Paläſten, Säulenhallen und Märkten. Denkt an Romulus, welcher mit ſeinen Gefährten fremde Töchter raubte, während ihr nicht

warf er einer ſtrengen Beſtrafung, den Verheiratheten und mit Kindern Geſegneten wendete er Geldvortheile zu, die Unverheiratheten und Kinderloſen belegte er umgekehrt mit Vermögensnachtheilen. Aber den Grundſatz von der Rechtsgültigkeit der grundloſen Scheidung wagte auch er nicht anzutaſten, denn dazu hätte er nun und nimmermehr die Zuſtimmung der höheren Stände erlangt. Blos das eine verordnete er, daß, während bisher in der freien Ehe die Scheidung gänzlich formlos war, fortan eine Erklärung vor ſieben Zeugen erforderlich ſein ſollte. Ja, jener Grundſatz wich ſelbſt nicht nach der Reception des Chriſtenthums, erſt im Mittelalter gelang es der Kirche, ihn zu überwinden.

Vergleichen wir unſere Zuſtände mit den römiſchen, ſo giebt es leider mehr wie einen Zug, der an die Kaiſerzeit erinnert. Die Ueppigkeit und der Luxus, die Sucht nach Erwerb und Genuß, und in den letzten Jahren fluchwürdige Verbrechen ſonder Gleichen beweiſen offenkundig, daß wir, ſo groß und tief auch unſer intellectuelles Leben geworden iſt, ſo gewaltig unſere Schöpferkraft auf dem wirthſchaftlichen Gebiet ſich bewährt hat, ſo ſehr wir ſelbſt auf dem Gebiete der Kunſt uns einer gewiſſen eigenartigen Entwickelung rühmen können, wir doch in ſittlicher Beziehung keine Fortſchritte gemacht haben. In ſolcher Zeit iſt es freilich ſchon ein Gewinn, ſtehen geblieben zu ſein, und da behaupte ich von unſerer Familie: unſer Familienleben iſt geſund und intact. Unſere Ehe bietet noch immer das Bild innigen Zuſammenlebens von Mann und Frau, unſere Kinder erweiſen ihren Eltern die aus dem Naturgeſetz fließende Pietät, unſere Väter und Mütter bethätigen an jedem Tage von Neuem die herzliche Liebe zu ihren Kindern. In allen dieſen Beziehungen vermag ich nirgends heut einen Unterſchied der Geſchlechter wahrzunehmen, Männer wie Frauen, Väter wie Mütter, Söhne wie Töchter empfinden alle gleich und handeln ebenſo. Das iſt die rechte Gleichheit der Geſchlechter,

einmal die heimiſchen Jungfrauen heimführen wollt: denkt an Herſilia, welche uns alle ehelichen Gebräuche lehrte. Wollt ihr ehelos bleiben wie die veſtaliſchen Jungfrauen, ſo müßt ihr keuſch leben, ſonſt verdient ihr wie dieſe die Todesſtrafe. Scheint euch meine Rede ſcharf und bitter? Aber ich ſtehe hier wie ein Arzt, der, wenn es nicht anders geht, ſchneiden und brennen muß. Ihr zwingt mich zu ſolchen Worten, eure Handlungsweiſe betrübt mich noch mehr, als euch meine Worte verletzen: ihr achtet kein Geſetz: ich habe euch ermahnt, belehrt, gedroht, aber Alles iſt bei euch vergeblich denn ihr wollt euer freies, ungebundenes, leichtes und lockeres Leben fortſetzen. Wie ſoll dabei der Staat beſtehen? Oder wollt ihr, daß das Geſchlecht der römiſchen Bürger ausſterbe, und daß Griechen und Barbaren unſere Stadt bewohnen? Wollt ihr das Geſchlecht römiſcher Bürger blos dadurch erhalten, daß ihr die Sclaven freilaſſet? Euer Leben iſt eine wahre Schande, und eine Schande iſt es, daß ich es euch ſagen muß. Ihr beruft euch auf die vielen Beſchwerden des Eheſtandes, dieſe kenne ich ſehr wohl aber es giebt auf der Welt kein Gut ohne irgend welchen Beigeſchmack. Nun, ich hoffe, ihr wollt Bürger bleiben und Männer werden, ich wünſche, daß ihr mit Weib und reicher Nachkommenſchaft euch bald mit mir vereint, um den Göttern zu danken; ich bitte euch bei meiner Liebe zu mir, ſo zu handeln, daß ich den Namen „Vater des Volkes“ mit Recht verdiene.“

wir ſind zu ihr gelangt ohne eine Emancipation der Frauen, und daß wir ſie beſitzen, iſt weſentlich auf die beiden Unterſchiede zurückzuführen, die zwiſchen unſerem und dem römiſchen Eherechte beſtehen, unſere Ehefrauen haben keine vermögensrechtliche Selbſtändigkeit, ſondern ſie ſtehen bezüglich ihres Vermögens in einem Abhängigkeitsverhältniß zum Manne, unſere Männer wie Frauen haben kein freies Scheidungsrecht, ſondern der Richter ſcheidet ſie, wenn ihm gute Gründe nachgewieſen werden. An dieſen beiden Grundſätzen müſſen wir feſthalten, wenn unſere Familie die Stätte echter Sittlichkeit bleiben ſoll. Und rühmen wollen wir uns dabei, daß, trotzdem das römiſche Volk uns an juriſtiſchem Geſchick um eines Hauptes Länge überragt, wir in den Ideen des Eherechts den Römern überlegen ſind. Hierin liegt zugleich der ſchönſte Troſt für den Rechtshiſtoriker, er erkennt, in welchen Schlangenwindungen ſich die geſchichtliche Entwickelung auch vollzieht, ſo läßt ſich doch das Reſultat immer in die Worte zuſammenfaſſen: es iſt ein Fortſchritt erfolgt.

Eine Dante-Lectüre.

Charakterbild in einem Act

von

Paul Heyſe.

— München. —

Perſonen:

Odo von Leßdorf, Landrath. | Dr. Rudolf Frank, Rechtsanwalt.
Lenore, ſeine Frau. | Ein Bedienter.

Ort der Handlung: Auf dem Rittergut Odo von Leßdorf's. Zeit: Die Gegenwart.

Elegantes Wohnzimmer. Thüren in den ſchrägen Ecken rechts und links und in der Mitte. Vorn links ein Sopha, ein Theetiſch davor, ein Seſſel. Rechts ein Fenſter, daneben ein Flügel.

Erſte Scene.

Odo (am Fenſter). Lenore (auf dem Sopha mit einer Handarbeit). Der Bediente (in einer ländlichen Livrée, ſteht mitten im Zimmer).

Odo (das Fenſter ſchließend). Der Nebel wird immer dichter; die beiden Linden am Hofthor ſehen ſchon aus wie in Baumwolle gewickelt. — Du haſt Recht, Kind, es iſt beſſer, ich fahre heute nicht mehr in die Stadt, die dummen Geſchäfte können bis morgen warten. (zu dem Bedienten, der ſchon an der Thür iſt) Suchen Sie den Herrn Verwalter, Franz. Er wird in der Brennerei ſein, wo der neue Keſſel probirt wird. Wenn er fertig wäre, hätte ich mit ihm zu ſprechen, unten in der Schreibſtube. (Bedienter ab.) So! Nun gieb mir noch eine Taſſe Thee, liebes Herz. Du glaubſt nicht, wie wohl mir iſt, daß ich den Landrath heute an den Nagel hängen und mich in dieſe warme Sophaecke ſetzen kann. (ſetzt ſich neben ſie.)

Lenore (ihm einſchenkend, immer mit einem Ausdruck ſanfter Reſignation). Die Herbſtnebel kommen auch ſo früh in dieſem Jahr.

Odo (ihre Hand küſſend, während ſie ihm die Taſſe hinſtellt). Dank, meine kleine Fee! Nein, ehrlich geſagt: das Nebelwetter iſt nur ein Vorwand: die neuen Wagenlaternen brennen ſo famos, und Johann kennt die Straße wie ſeine Taſche. Aber du haſt's hier ſo gemüthlich, dein Thee iſt ſo gut, dieſe kleinen Kuchen ſind der Mamſell ſo vorzüglich gerathen — (ißt einen.)

Lenore (mit einem zerſtreuten Lächeln). Du wirſt noch ganz zur Hausſchnecke werden.

Odo. Und wenn ich's würde, wer trüge die Schuld als der Himmel, der mir die Krone aller Hausfrauen beſchert hat? Mache mich nicht ſo glücklich, und ich verſpreche dir, mich mit einem wahren Feuereifer der Landwirthſchaft, der Pferdezucht, den Landrathsgeſchäften und am Ende gar der Politik zu widmen. Einſtweilen bitte ich noch um einen Kuchen.

Lenore. Wir werden in einer Stunde zu Abend eſſen.

Odo. Hoffentlich die Becaſſinen, die ich geſtern geſchoſſen habe. Es wären mehr geweſen, aber ich war zerſtreut, ich dachte immer an dich, und daß ich gerade heut' vor drei Jahren dich zum erſten Mal geſehen habe, und an das Kleid couleur mauve, das du anhatteſt, und wie das eine Löckchen dir immer über die Stirne fiel, ſo oft du es zurückſtrichſt, und dann wie ich vor lauter Beſtürzung über deine großen Augen etwas ſo Dummes ſagte und puterroth wurde, weißt du noch?

Lenore. Ich entſinne mich nicht mehr.

Odo. Herrgott! dacht' ich damals, wie mußt du ihr vorgekommen ſein! Der richtige Krautjunker! — und hätte am liebſten eure Schwelle nie wieder betreten. Aber dafür war geſorgt. War ich nicht ſchon am andern Tag wieder da? und dann Tag für Tag, und nicht ſechs Wochen, ſo ging ich gar nicht wieder fort. Warum du mich nicht fortſchickteſt, da du die Auswahl hatteſt unter ein paar Dutzend ſo viel glänzenderer, geiſtreicherer Anbeter — ja, das iſt mir immer noch das wahre Wunder Gottes, über das ich auch geſtern nachgrübelte — und indeſſen ſtiegen die Becaſſinen auf, eine ganze Kette mir gerade vor der Naſe, und nur ein armſeliges Pärchen mußte dran glauben. Das kommt davon, wenn man auf der Jagd ſentimental wird, nach zweijähriger Ehe, haha!

Lenore (träumeriſch, ohne ihn anzuſehen). Du biſt ſo gut, Odo.

Odo. O lange nicht gut genug für dich! (zieht ſie an ſich, küßt ſie auf die Wange, was ſie ſich ſtill gefallen läßt.) Daß du es nicht zu merken ſcheinſt, iſt noch mein einziger Troſt. Aber weißt du was, Herz? Ich habe mir geſtern ausgedacht, ich will meinen Landrathspoſten aufgeben.

Lenore (leicht erſchreckend). Behüte, Odo! Du würdeſt etwas vermiſſen. Es erfriſcht dich immer, in die Kreisſtadt zu fahren und andere Geſichter zu ſehen.

Odo. Weil ich dann ſo vergnügt bin, wenn ich zu dir zurückkomme und dein liebes Geſicht wiederſehe? Nein, Schatz, rede mir's nicht aus. (ſteht auf, geht im Zimmer herum, die Hände in den Taſchen.) Der verwünſchte kleine Kram,

zu dem meine paar juriſtiſchen Reminiscenzen kaum nöthig ſind — nein, ich ſtehle dieſe Amtsſtunden rein unſerem Glück. Statt deſſen, alle freie Zeit mit dir zuſammen, ſtell dir vor, wie mir das zu Gute kommen würde. Ich erſchrecke manchmal, was für Lücken in meiner Bildung ſind. Da könnten wir ganz ordentlich zuſammen ſtudiren, du weißt ja Alles, du nähmſt mich dann in die Schule, und wenn ich fleißig geweſen wäre, kriegte ich einen kleinen Kuchen zur Belohnung, haha! Gebe ich doch alle Theater und Concerte darum hin, dich vorleſen zu hören.

Lenore (mit müdem Lächeln). Zumal nach einer anſtrengenden Jagd, wo dich meine Stimme ſo behaglich in Schlummer wiegt.

Odo (bleibt vor ihr ſtehen). Du ſpielſt auf geſtern an, du Böſe. Aber ich war wirklich todmüde, und der Dante iſt eine ſo hölliſch ſchwere Lectüre.

Lenore. Du haſt ſie doch ſelbſt vorgeſchlagen.

Odo. Gewiß! 's iſt ja auch eine Schande, ein ſo weltberühmtes Buch nicht zu kennen. Und es intereſſirt mich auch, wahrhaftig. Aber die langen, melancholiſchen Verſe, die vielen dunklen Stellen —

Lenore. Wollen wir nicht lieber etwas Leichteres leſen?

Odo. Nein, nein. Ich bin nun einmal ſo; ein Buch, das ich angefangen, leſe ich mit Todesverachtung zu Ende. Komm! Wir haben noch gerade Zeit für einen Geſang, bis die Becaſſinen ſervirt werden. (nimmt ein Buch von einem Seitentiſchchen.) Wo ſind wir doch ſtehn geblieben? (giebt ihr das Buch.)

Lenore (reſignirt). Nun, wie du willſt. Wir waren bis zum dritten Geſang gekommen. Das Ende des zweiten wirſt du freilich nur geträumt haben.

Odo. O ich weiß Alles. Sie ſind in den finſtern Schlund hinabgeſtiegen, in den fabelhaften Trichter, nachdem die curioſen Thiere ſie verlaſſen hatten. Lies nur! (ſetzt ſich auf den Seſſel.)

Lenore (das Buch öffnend). Willſt du nicht deinen gewohnten Platz neben mir —

Odo. Nein, ich mag gern dein Geſicht dabei ſehen. Und das Sopha verführt zum Träumen, haha! Aber heute halte ich die Augen offen.

Lenore. Nun kommt die berühmte Inſchrift über dem Höllenthor. (lieſt:)

„Durch mich geht's in die Stadt, zur Qual erkoren,
Durch mich geht's in das ewigliche Leid,
Durch mich zu Denen, ſo ihr Heil verloren.

„Göttliche Allmacht und Gerechtigkeit
Trieb meinen hohen Meiſter mich zu gründen,
Die erſte Lieb' und die Allwiſſenheit.

„Vor mir war nichts Erſchaffenes zu finden,
Nur Ew'ges; und auch ich ſoll ewig dauern.
Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung ſchwinden!

Odo (lacht). Hahaha!

Lenore (betroffen aufblickend). Du lachſt?

Odo. Verzeih! Es erinnerte mich nur — „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung ſchwinden!“ — da alſo ſteht das! Haha!

Lenore. Was fällt dir dabei ein?

Odo. Hab' ich dir nicht von Hardegg erzählt? Nun, du haſt es vergeſſen. Wir dienten in demſelben Regiment unſer Jahr ab, ein flotter Kamerad, etwas ſehr leichtſinnig, in Schulden bis über die Ohren, aber ein trefflicher Junge. Wir riethen ihm oft, ſich durch eine reiche Heirath zu rangiren. Weißt du, was ſeine ſtehende Antwort war? „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung ſchwinden!“ Haha!

Lenore (achſelzuckend). Eine ſeltſame Nutzanwendung, in der That!

Odo. Ich wußte nicht, wo er den Vers her hatte, aber damals ſchien es mir ſehr zutreffend. Mein Gott, ſo ein Rudel ungebundener junger Taugenichtſe, denen erſcheint die Ehe wie ein lebenslängliches Gefängniß, in welchem man all ſeine Sünden abbüßt, und das „eingehn“ nahm ich in dem bekannten Sinne. Wenn ich Hardegg jetzt einmal wiederſehe, will ich ihm ſagen, daß dieſe vermeintliche Hölle das reine Paradies iſt.

Lenore (mit einem leichten Seufzer). Wollen wir weiterleſen?

Odo. Ja lies, lies! Ich unterbreche dich jetzt nicht mehr.

(Der Bediente tritt durch die Mitte ein, überreicht Odo auf einem ſilbernen Plateau eine Karte.)

Odo. Wir wollen nicht geſtört ſein, Franz. — Wie? ein Beſuch? Ich habe doch keinen Wagen gehört.

Bedienter. Der Herr iſt zu Pferde gekommen.

Odo (lieſt die Karte). „Dr. Rudolf Frank, Rechtsanwalt“? (Lenore fährt zuſammen, das Buch entfällt ihr.) Entſinn' ich mich doch nicht. Aber halt! War nicht ein Dr. Frank damals in eurem Hauſe, einer deiner Verehrer?

Lenore (ſich mühſam faſſend). Der? Unmöglich. Es wird ein Anderer ſein.

Odo. Natürlich iſt's Derſelbe. Wer würde bei ſolchem Nebelwetter uns hier überfallen, wenn ſein Herz ihn nicht herzöge? Führen Sie den Herrn herauf. Es wäre uns ſehr angenehm (ſteht auf. Bedienter ab) — das heißt, recht fatal. Wir waren ſo ſchön im Zuge mit unſerm Dante.

Lenore (erhebt ſich). Ich bitte dich, lieber Odo, empfange den Beſuch allein.

Odo. Was haſt du nur, Kind? Man kann ſich ja auf dem Lande nicht verleugnen laſſen, und übrigens, wenn es dein alter Anbeter iſt, für meine ſchönen Augen hat er ſich gewiß nicht herbemüht.

Lenore. Nur einen Augenblick, ich muß auch noch für den Abendtiſch —

Odo. Freilich! Wir müſſen ihn ja hier behalten. Schade um die zwei Becaſſinen, daß man ſie nicht unter vier Augen eſſen wird! (Lenore raſch ab nach rechts.)

Zweite Scene.

Odo. Frank (durch die Mitte).

Frank (zurückhaltend). Ich muß um Entſchuldigung bitten, Herr Baron —

Odo (geht ihm treuherzig entgegen). Seien Sie herzlich willkommen, Herr Doctor! Meine Frau erinnert ſich mit Vergnügen, Sie in ihrer Eltern Hauſe geſehen zu haben, und auch ich, ſo flüchtig unſer Begegnen war — (ſchüttelt ihm die Hand.)

Frank. Sie ſind ſehr gütig, Herr Baron.

Odo. Legen Sie ab (nimmt ihm Hut und Reitſtock ab.) Und nun erzählen Sie, wie Sie den Weg durch den nebligen Wald zu unſerem verwunſchenen Schlößchen gefunden haben.

Frank. Aufrichtig geſtanden, Herr Baron, habe ich ihn nicht geſucht. Die Schuld, daß ich Ihnen dieſe Störung verurſache, trägt mein Pferd. Ihr Gutsnachbar, Herr von Freihauſen, für den ich einen Proceß führe, lud mich zu einer mündlichen Rückſprache ein. Geſtern bin ich angekommen, reiſe morgen nach Berlin zurück und wollte heute Nachmittag meine alten Reitkünſte einmal wieder probiren. Aber ich hatte nicht auf den Nebel gerechnet, verlor die Richtung und war endlich froh, die Zinnen Ihres Schloſſes zu erblicken, zumal mein Pferd, das ein Eiſen verlor, etwas zu lahmen anfing.

Odo. Es ſoll gut verpflegt werden, zum Dank, daß es Sie zu uns gebracht hat, und morgen früh —

Frank. Unmöglich! Was würde mein Gaſtfreund denken!

Odo. Dem ſchicken wir eine Botſchaft. Nein, Herr Doctor, Sie ſollen erleben, daß ich dem Ruhm meiner Ahnen keine Schande mache. Die Leßdorfs waren im dunklen Mittelalter gefährliche Raubritter, und wehe Dem, der in ihre Hände fiel! Sie müſſen doch auch mit meiner Frau von alten Zeiten plaudern.

Frank (förmlich). Ihre Frau Gemahlin befindet ſich wohl?

Odo. Sie blüht wie eine Roſe, eine weiße freilich. Sie hatte nie viel Farbe. Sonſt aber — die Landluft und das häusliche Glück bekommen ihr vortrefflich.

Frank. Ich zweifle durchaus nicht.

Odo. O geſtehen Sie es nur dreiſt, Verehrteſter, auch Sie gehörten zu Denen, die vor zwei Jahren den Kopf ſchüttelten, als dieſer glänzende Stern plötzlich vom Horizont der Hauptſtadt verſchwand, um ſein Licht in einem weltentrückten Waldſchlößchen leuchten zu laſſen. Sie dachten gewiß, dieſe himmliſche Laune werde nicht lange dauern. Aber Sie werden ſich wundern, wie wir hier leben. Ja, ja, man muß nur mehr Glück als Verſtand haben.

Frank. Ich freue mich aufrichtig. Auch die Mutter der Frau Baronin wird glücklich ſein.

Odo. Die Mama? Hm! Das iſt der einzige dunkle Punkt an unſerem ſonnigen Ehehimmel. Das Heimweh nach ihrer Mutter kann meine Frau nie ganz bezwingen. Um ſo rührender iſt es mir, daß ſie meinen Vorſchlag, wenigſtens im Winter in der Stadt zu leben, ſtandhaft zurückweiſ't. Sie behauptet, ihr ſei nur wohl hier in dieſer Stille, wo es manchmal, unter uns geſagt, doch ein bischen eintönig iſt für eine junge Frau, eine ſo gefeierte junge Großſtädterin! Ich freilich, ich entbehre Nichts, neben dieſer Frau. Sehen Sie, dies iſt ihr Zimmer, da nebenan das meine. Wenn ich drin meine Schreibereien und Acten habe und ſie ſitzt hier am Flügel — ich bin nicht eigentlich muſikaliſch, früher hatte ich nur Sinn für Militärmuſik, aber wenn ſie jetzt ihren Beethoven und Schumann ſpielt, es iſt nicht der Ton, der die Muſik macht, es iſt die Hand, und wenn man dieſe Hand ſein nennt — Verzeihen Sie, wertheſter Herr, ich ſcheine da zu prahlen mit meinem häuslichen Glück, aber Sie wiſſen, weß das Herz voll iſt —

Frank. Sie ſind ein beneidenswerther Mann, Herr von Leßdorf.

Odo. Da kommt meine Frau.

Dritte Scene.

Vorige. Lenore (von rechts).

Odo. Sieh nur, Schatz, welche Ueberraſchung. Es iſt doch derſelbe Rudolf Frank, unſer wohlbekannter Freund.

Lenore (gemeſſen). Es iſt ſehr freundlich von Ihnen, Herr Doctor, daß Sie ſich unſer erinnert haben. (Frank verneigt ſich, ſie reicht ihm die Hand, die er ohne Herzlichkeit drückt.)

Odo. Nein, lobe ihn nicht! Sein Pferd, nicht ſein Herz hat ihn hierher verirrt. Aber trotzdem ſoll er nicht kalt aufgenommen werden. Du wirſt für neuen Thee ſorgen, Liebſte.

Frank. Ich bitte ſich nicht zu bemühen, gnädige Frau. Ich nehme Nichts.

Odo. Vielleicht ein Glas Wein, bis wir zu Tiſche gehen? (Frank macht eine ablehnende Bewegung.) Jedenfalls ſetzen wir uns noch ein wenig. Denk, er wollte gleich wieder fort, ſobald ſein Pferd friſch beſchlagen iſt. Aber ich habe ihm ſchon eine Predigt gehalten über den Text: Laßt, die ihr eingeht — bei den Leßdorfs nämlich — alle Hoffnung ſchwinden! Haha! Sie ſehen, daß wir hier durchaus nicht verbauern. Sie trafen uns eben bei unſerer Dante-Lectüre. Da liegt noch das Buch.

(Lenore ſetzt ſich in das Sopha, vermeidet Frank anzuſehen, der einen Stuhl genommen.)

Frank. Sie haben Ihre alten Studien in Ihr neues Glück mit hinübergenommen, gnädige Frau?

Odo (der ſich neben Lenore geſetzt hat). Ich habe dem Doctor nämlich erzählt, Kind, wie du mit mir vorlieb nimmſt und wie unrecht ich es finde, daß du

die Stadt ein für alle Mal verſchworen haſt, ſo ſchmeichelhaft es ja für mich iſt. Aber nun erzählen Sie uns auch von ſich, werther Freund. Sie ſind inzwiſchen ein berühmter Advocat geworden, dem die fetten Proceſſe nur ſo in's Haus laufen, und der alle gewinnt, haha!

Frank (immer ſehr ernſt). Ich habe allerdings ein wenig Glück gehabt.

Odo. Auch in der Liebe, wie? Auch glücklich verheirathet?

Frank. Noch nicht, Herr Baron.

Odo. Nun, da zaudern Sie nur nicht zu lange. Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei. Mein Gott, wenn ich mir vorſtelle: ich ohne meine liebe Frau — wir haben freilich noch keine Kinder, aber ich kann Sie verſichern, es hat auch ſein Gutes. Man iſt um ſo mehr auf einander angewieſen, aus den Flitterwochen werden Flitterjahre, nicht wahr, Mäuschen?

Lenore. Ich bitte dich, Odo!

Odo. Iſt's denn nicht die Wahrheit? Schade, daß Lenore hier ſo einſam lebt. Sie könnte Ihnen ſonſt eine Frau ausſuchen. (Zu dem Bedienten, der durch die Mitte eintritt.) Was bringen Sie, Franz?

Bedienter. Der Herr Verwalter —

Odo (aufſtehend). Ah ſo! Ich komme. (Bedienter ab.) Immer die leidigen Geſchäfte! Entſchuldigen Sie mich, werther Freund. Ich hoffe, in zehn Minuten — ich ſehe dann auch nach Ihrem Pferde. Aber bilden Sie ſich nur nicht ein, daß wir Sie heute reiten laſſen. Unterhalt ihn gut, Herz! (Küßt Lenoren die Hand, ab durch die Mitte.)

Vierte Scene.

Lenore. Frank.

Frank (nach einer Pauſe). Sie wohnen hier ſo hübſch, gnädige Frau. Der Wald muß im Sommer herrlich ſein.

Lenore. Auch im Winter.

Frank. Zumal, wenn man die Einſamkeit liebt.

Lenore. Ich liebe ſie.

Frank. Wir werden einen frühen Winter haben. Ihr Herr Gemahl liebt die Jagd? Muſiciren Sie noch viel?

Lenore (ſteht auf). Frank, ich ertrage dieſen Ton nicht. Was hab' ich gethan, daß Sie zu mir ſprechen, als hätt' ich nicht nur die gute Freundſchaft, die uns einſt verbunden, auch Ihre Achtung verſcherzt? Welches Verbrechen habe ich begangen? Was iſt geſchehen, daß Sie beim erſten Wiederſehen nach zwei Jahren mir wie ein völlig Fremder gegenübertreten?

Frank. O Nichts, gnädige Frau. Nichts — was Sie nicht ſelber wüßten.

Lenore. Als wir uns das letzte Mal ſahen, warben Sie um meine Hand — für Ihren Bruder. Iſt es eine unverzeihliche Sünde, daß ich mich weigerte, ſeine Frau zu werden, da mein Herz ihm nicht gehörte?

Frank. Gewiß nicht. Sie waren die unumſchränkte Herrin Ihres Herzens. Ich freilich, da ich dieſen Bruder über Alles liebte, mehr als mich ſelbſt — hatt' ich doch nach dem frühen Tode unſerer Eltern Vater- und Mutterſtelle bei dem ſo viel Jüngeren vertreten — ich konnte allerdings nicht faſſen, daß es Jemand gab, der ihn nicht lieben konnte. Auch hatten Sie ja ſelbſt ihn gleich Anfangs liebenswürdig gefunden.

Lenore (nicht zerſtreut vor ſich hin). O gewiß!

Frank. Und Sie kannten ihn noch kaum, und ſchlugen es doch ab, ihn näher kennen zu lernen, auch nicht aus Freundſchaft für mich.

Lenore (bittet). Aus Freundſchaft für Sie!

Frank. O wenn Sie ihn gekannt hätten, wie ich, der ich von klein auf ſeine herrlichen Gaben ſich hatte entfalten ſehen! In Allem war er der Begabtere, hinter dem ich neidlos zurücktrat: nicht nur in der Muſik, wo ſein Genie ihm eine glänzende Zukunft verſprach. Alles, was er angriff, glückte ihm mühelos, und nur das Eine, das er am leidenſchaftlichſten erſtrebte, das verſagte ſich ihm. Er hat es wahrlich nicht durch Uebermuth verſcherzt. Er, der verwöhnte Liebling der Götter und Menſchen — als er Sie liebte, war er ſo verzagt, als ſei es Wahnſinn, zu hoffen. Sie wird mich ihrer unwerth halten, ſagte er, und das iſt mein Todesurtheil. — Er hat Recht behalten.

Lenore. Ich habe ihn tief beklagt. Retten hätt' ich ihn nur können durch eine lebenslange Lüge.

Frank (ſie ſcharf anblickend). Und als Sie bald darauf einem anderen Bewerber Ihr Jawort gaben, ſprach da Ihr Herz die Wahrheit?

Lenore (mit ſtolzem Aufblicken). Frank!

Frank. Verzeihen Sie, gnädige Frau, aus meinem Munde redet ein Abgeſchiedener, und Todte ſind rückſichtslos. Als ſeine zarte Natur dieſem Schlage erlag, wenige Monate, nachdem Sie Frau von Leßdorf geworden — weißt du, ſagte er, was mich nicht leben läßt? Nicht, daß ſie mich verſchmäht hat. Was kann man für ſein Herz! Aber daß auch ſie, wie ein gewöhnliches Weib, ſich von Rang und Reichthum beſtechen ließ, einen Gatten wählte, den ſie keines Blickes gewürdigt hätte, wenn er ihr nur ein ſo beſcheidenes Loos zu bieten gehabt hätte, wie dein armer Bruder — ſeitdem ich das erlebt, iſt mir das Athmen eine Laſt geworden, und ich ſegne das Fieber, das mich aus dieſer erbärmlichen Welt hinwegrafft.

Lenore. Das ſagte der Sterbende? Und ſein Bruder, der mich ſeit drei Jahren kannte, der berühmte Anwalt — hatte kein Wort zu meiner Rechtfertigung?

Frank. Ich! Nun wahrlich, von allen Menſchen war ich zu dieſem Amt der Ungeſchickteſte. Wiſſen Sie es denn nicht, daß ich dieſe drei Jahre hindurch Sie wie ein überirdiſches Weſen verehrt, ja ſelbſt den verwegenen Traum geträumt hatte, wenn ich nur erſt eine feſte Stellung errungen, Sie zu fragen, ob Sie die Meine werden wollten? Es war gewiß ein ver-

meſſener Gedanke, und mir ſelbſt iſt damals die herbe Enttäuſchung erſpart geblieben, die meinen Bruder in den Tod trieb. Doch daß ich ihn verlor, war wahrlich nicht dazu angethan, mich milder darüber denken zu laſſen, daß dieſes Mädchen, das uns Beiden unerreichbar blieb, zu einer — „vortheilhaften Partie“ ſich herablaſſen konnte.

Lenore (ſinkt in den Seſſel).

Frank. Ich habe mich vergeſſen. Ich bitte inſtändigſt um Ihre Verzeihung, gnädige Frau, daß ich mir einen Augenblick anmaßte, Ihre Handlungsweiſe zu richten. Was Sie gethan, hat, wie ich mit Vergnügen ſehe, zu Ihrem Glück geführt. Wenn ich ſo kurzſichtig war, Ihnen ein anderes Glück zu wünſchen, ſo war es eine leidenſchaftliche Thorheit — die ich aufrichtig bereue. Und ſomit — leben Sie wohl, Frau Baronin. Das Wetter ſcheint ſich aufzuhellen, ich will den Heimweg antreten. (geht nach ſeinem Hut.)

Lenore (raſch aufſtehend). Nein! Jetzt bleiben Sie! Jetzt hören Sie mich an! Sie haben mich der ſchwerſten Sünde geziehen, die ein Weib begehen kann: daß ich mich verkauft hätte, — leugnen Sie es nicht!

Frank (bitter). Ich wußte nicht, daß Sie Ihrem Gatten aus Liebe hierher gefolgt ſind.

Lenore. Aus Liebe! Ich habe nur einmal in meinem Leben geliebt, einen Mann, mit dem ich gern das unſcheinbarſte Loos, ja Noth und Elend getheilt hätte. Ich trug mich lange mit dem beſeligenden Glauben, auch ihm über Alles theuer zu ſein. Als dieſer Glaube zu Schanden wurde, entſchloß ich mich, um nicht ganz umſonſt zu leben, wenigſtens einen Anderen glücklich zu machen, von deſſen grenzenloſer Ergebenheit ich überzeugt war. So bin ich die Frau meines Mannes geworden.

Frank. Ich erſtaune! Sie hätten eine andere Liebe im Herzen getragen? Und ich, den Sie Ihren Freund nannten, dem Sie all Ihre Mädchengedanken, alle jugendlichen Gewiſſensfragen beichteten — mir kamen Sie täglich mit heiterer Stirn entgegen, während in Ihrem Herzen — ich frage mich vergebens, wer es geweſen ſein kann, der Ihrer Neigung würdiger erſchienen wäre, als mein armer Bruder.

Lenore (mit wachſender Heftigkeit). Ihr Bruder! Immer nur er! Daß ich es denn geſtehe: er erſchien mir als ein liebenswürdiger Knabe, und mein Herz hing an einem Manne. Müſſen Sie durchaus wiſſen, wer es war? Nun, warum auch nicht? Es iſt abgethan, und vielleicht iſt es das einzige Zeugniß für meine Unſchuld, das Ihnen vollgültig erſcheinen wird. (Sie tritt an den Tiſch, legt die Hand auf das Buch, ſagt, ohne ihn anzuſehen, mit tonloſer Stimme:) Sie habe ich geliebt!

Frank. Lenore!

Lenore (immer von ihm abgewendet). Ja wohl, ich habe Sie geliebt! Haben Sie das wirklich nicht gewußt? — Sonderbar! Und ich wußte doch vom erſten Tage an, daß Sie mich liebten — bis zu jenem, an dem Sie kamen und fragten, ob ich die Frau Ihres Bruders werden wolle!

Frank (ſinkt auf einen Seſſel, ſtarrt vor ſich hin). Gott! Gott!

Lenore. Glauben Sie nur, ich ſah es wohl, welchen Kampf Sie dies Opfer auf dem Altar der Bruderliebe koſtete. Aber verlangen Sie nicht, daß ich für dieſen Edelmuth Ihnen beſonders danken ſoll. Sein Glück war Ihnen theurer als Ihr eigenes, — aber auch als meines. Denn ſonſt hätte Ihr Herz Ihnen geſagt, was ich Ihnen aus gerechtem Stolz verſchweigen mußte. Und in der Verzweiflung an meinem Gott und meinem Glück, weil ich an Ihnen verzweifelte, that ich jenen falſchen Schritt, der mich hieher geführt hat. Nun wiſſen Sie es. Wenn der Schatten Ihres armen Bruders Ihnen jetzt wieder erſcheint, werden Sie hoffentlich meinen Anwalt machen. (will nach rechts abgehen.)

Frank (ſpringt auf, tritt ihr in den Weg). Hören Sie mich, Lenore! Haben Sie Mitleid mit mir, helfen Sie mir, mich vor dem entſetzlichen Gedanken zu retten, daß meine Schuld von Ihnen lebenslang gebüßt werden ſoll. Ich habe Sie gehaßt um das, was Sie meinem Todten angethan. Aber in dem Cultus des Haſſes, den ich Ihnen widmete, lebten Sie ja täglich und ſtündlich in meiner Seele fort. Wie ſoll ich es ertragen, Ihr Bild nun vor mir zu ſehen, nicht mehr haſſenswürdig, ſondern liebenswerther als je, nur verſchattet durch den Gram um ein verlorenes Leben!

Lenore (mit trübem Lächeln). Dies traurige Geſpenſt wird hoffentlich bald durch ein lebendiges Glück verdrängt werden, das Sie mit hellen Augen anlacht.

Frank. Nie, nie! (geht im Zimmer herum.) O mein Gott, wie hab' ich Ihnen Unrecht gethan! Ich blinder Thor! Ich Wahnſinniger! Haben Sie ſich denn Niemand anvertraut? Weiß Ihre Mutter —

Lenore (haſtig). Kein Wort zu ihr, niemals — geloben Sie mir das! Sie glaubt an mein Glück. Die Wahrheit würde ſie um ihren Frieden bringen. Und jetzt — der Wind ſcheint den Nebel verjagt zu haben, — es iſt beſſer, Sie gehen, und wir hier kehren zu unſerem Tante zurück, der mich, ſo lange ich lebe, an einen verlorenen Freund erinnern wird. (Sie wendet ſich ab, ihre Bewegung zu verbergen. Odo öffnet raſch mit heiterem Geſicht die Mittelthür, hört die letzten Worte Lenorens, bleibt regungslos an der Schwelle ſtehen.)

Frank. Und ich ſoll gehen und Sie hier zurücklaſſen, in dieſer Herzensöde, wie eine lebendig Begrabene?

Lenore (vor ſich hin). „Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung ſchwinden!" Es giebt falſche Schritte, mein Freund, die man nie zurückthun kann. Aber Alles nimmt ja einmal ein Ende, auch das Hoffnungsloſe. (Odo tritt zurück und ſchließt geräuſchlos die Thür.)

Frank. Sie können — Sie dürfen nicht! Sie ſind ſich noch ein Leben ſchuldig.

Lenore. Mir? — Mir bin ich nur ſchuldig, meine Pflicht zu thun und einen Menſchen, dem ich über Alles theuer bin, nicht mitbüßen zu laſſen, was ich verſchuldet habe.

Fünfte Scene.

Vorige. Odo (tritt wieder ein. Sein Geſicht iſt bleich, ſeine Miene verſtört).

Lenore. Odo — mein Gott, wie ſiehſt du aus? Was iſt vorgefallen?

Odo. O Nichts, Nichts!

Lenore. Nein, du täuſcheſt mich nicht. Du haſt Verdruß gehabt — der neue Dampfkeſſel —

Odo. In der That, es iſt nicht Alles, wie es ſein ſollte, man kann ſich auf Niemand ganz verlaſſen. Ich habe eine ſchlimme Nachricht erhalten, aber ich bitte ſehr, ſich nicht daran zu kehren, mit dergleichen — muß man Anderen nicht zur Laſt fallen, am wenigſten einem werthen Gaſt.

Lenore (tritt zu ihm, der immer ſtarr vor ſich hinblickt). Es kann nichts Geringes ſein, Odo. So ſah ich dich nie, auch wenn etwas noch ſo Unangenehmes vorgefallen war. Darf ich's nicht wiſſen?

Odo. Später! ſpäter! (da der Bediente in der Thüre rechts erſcheint) Das Abendeſſen. Laß es nicht kalt werden. Der Herr Doctor wird einer Stärkung bedürfen. Ihrem Pferde fehlt übrigens nichts. Eine kleine Ruhe —

Frank. Ich bedaure, Herr Baron, zu ſo ungelegener Zeit —

Odo. O ich bitte, Sie können ja Nichts dafür. Das iſt nun einmal nicht anders. Auf dem Lande, wiſſen Sie — Geben Sie meiner Frau den Arm und führen ſie zu Tiſche. Ich — ich muß nur noch ein paar Augenblicke —

Lenore (die ihn beſtändig aufgeregt betrachtet hat). Darf ich es nicht wiſſen, Odo?

Odo. Gewiß, gewiß! Später, ſpäter! (macht eine abwehrende Bewegung. Sie wendet ſich ſchmerzlich betroffen ab, nimmt den Arm Frank's und geht mit ihm in das Eßzimmer, an der Schwelle ſich noch einmal nach Odo umſehend.)

Sechſte Scene.

Odo (allein, ſtarrt vor ſich hin, fährt ſich über die Stirn, ſucht ſich zu faſſen, kommt langſam in den Vordergrund). Ein falſcher Schritt! — Und kann ihn nicht zurückthun — aus Mitleid, aus himmliſchem Erbarmen! Lieber „lebendig begraben" bleiben! Nein, das war ſein Ausdruck. Aber ſie widerſprach doch nicht, ſie fand das Wort ſo bezeichnend — und hat ja auch Recht! Und wenn es den Troſt nicht gäbe, daß Alles einmal ein Ende nimmt, auch das Hoffnungsloſe — (auf den Tiſch blickend, wo das Buch liegt) Nein, das endet ja nicht, das führt in die Stadt der ewigen Qualen. Der alte Dante war ein weiſer Mann, und Hardegg hat ihn mit Nutzen ſtudirt. (nimmt das Buch vom Tiſche, ſchlägt es mechaniſch auf, lieſt:) „Zu freundlicher Erinnerung an unſere Dante-Lectüre. R. F." R. F.? — das iſt ja wohl Rudolf Frank. (lacht bitter auf.) Ja, nun begreif' ich! Dieſer treffliche Hausfreund hat ſich ihrer Bildung angenommen und iſt niemals darüber eingenickt. Aber warum hat ſie ſich

dann doch zu mir herabgelaſſen, einem ganz unbedeutenden Becaſſinenjäger? (wirft das Buch wieder auf den Tiſch.) Gleichviel! der „falſche Schritt" iſt geſchehen. Aus der Hölle iſt kein Entrinnen! Oh! oh! (ſinkt in den Seſſel am Tiſch, drückt die Hände vors Geſicht, plötzlich wieder aufblickend) Aber nein, wenn es ſo iſt, wenn ein redlicher Menſch, der doch auch kein Hund iſt, der ſeiner Frau die Hände unter die Füße legen möchte und ihr auch ſonſt keine Schande macht, wenn der nur gerade gut genug ſein ſoll, die Gruft einer „lebendig Begrabenen" zu bewachen, wer kann ihn dazu zwingen? (ſpringt auf.) Almoſen zu empfangen ſind die Leßdorfs doch nicht gewöhnt. Nein, der Stein ſoll von ihrem Grabe gewälzt werden, die Moderluft ihr den freien Athem nicht mehr beklemmen! War's eine Thorheit, ſie zu lieben? Ich fürchte, die wird erſt mit meinem letzten Herzſchlag aufhören. Aber die andere, daß ich glaubte, ſie könne mich lieben — ein erbärmlicher Wicht wär' ich, wenn ich mir die nicht aus dem Herzen riſſe! (geht aufgeregt hin und her.) So, ſo muß es geſchehn! Und heute noch, noch in dieſer Stunde. Als ſie mein wurde, hab' ich mir gelobt, daß ich nichts Höheres kennen wollte, als ihr Glück; — die Leßdorfs, gnädige Frau, ſind nur ſimple Landjunker, aber ihr Wort pflegen ſie zu halten.

Siebente Scene.

Odo. Lenore (tritt wieder ein, bleibt einen Augenblick an der Schwelle ſtehen, kommt dann raſch in den Vordergrund).

Lenore. Es läßt mir keine Ruhe, Odo. Ich muß wiſſen, was dich ſo verſtört hat. (will ſeine Hand ergreifen, er beachtet es nicht.)

Odo. Ich bitte dich — unſer Gaſt —

Lenore. Nein, weiſe mich nicht fort. Wie ſoll ich drinnen ein gleichgültiges Geſpräch führen, während du hier — Es muß etwas Schweres, etwas ſehr Niederſchmetterndes ſein, das dich ſo aus deinem Gleichmuth bringt. Biſt du nicht ſonſt immer gleich wieder heiter geworden, wenn du einen geſchäftlichen Verdruß hatteſt und kamſt dann zu mir?

Odo. Sonſt, ja wohl! Aber es giebt Dinge, die man zum erſten Mal erlebt.

Lenore. Wenn du mich nur ein wenig lieb haſt, Odo, quäle mich nicht länger! Hab' ich nicht das heiligſte Recht, deine Sorgen, all dein Wohl und Wehe mit dir zu theilen? ich, deine Frau, der du Alles bisher vertraut haſt?

Odo (ſie anblickend, mit verhaltener Bewegung). Ich danke dir für dein Mitgefühl. Du haſt Recht, ich bin es dir ſchuldig, kein Geheimniß vor dir zu haben, (bitter) wie ja auch du keines vor mir haſt. Mit einem Wort denn: der Boden wankt mir unter den Füßen, meine ganze Exiſtenz iſt bedroht, ich werde dieſen Schlag vielleicht nie verwinden!

Lenore. Allmächtiger Gott, was ſagſt du!

Odo (düster, ohne sie anzusehen). Ja siehst du, man ist manchmal mit Blindheit geschlagen. Ich habe eine falsche Speculation gemacht, meinen ganzen Besitz daran gewagt, ich fürchte, ich bin ein Bettler.

Lenore. Nein, nein! Du siehst zu schwarz.

Odo. Ich sehe, was ich sehe. Aber nimm es nicht zu schwer. Für dich ist gesorgt. Du sollst nicht zu Schaden kommen bei meinem Unglück, sollst meine leichtsinnige Schuld nicht mit bezahlen müssen.

Lenore. Odo, du beleidigst mich! Kann ich mein Loos von deinem trennen?

Odo. Du wirst es doch müssen, fürs Erste. Ich habe vorhin eine Nachricht bekommen, die mich nöthigt, noch in dieser Stunde eine weite Reise anzutreten. Wann meine Geschäfte mir erlauben zurückzukehren, ist ungewiß. Bis dahin wünsche ich, daß du dich nicht hier in der traurigen Einsamkeit vergräbst. Du mußt zu deiner Mutter gehen. Dort wirst du Nachrichten von mir erhalten, und gut aufgehoben sein. Vielleicht wird Doctor Frank die Güte haben, dich in die Stadt zu begleiten.

Lenore (ihn anstarrend). Fort? Du willst fort? Ohne mich?

Odo. In dieser Stunde noch. (Klingelt. Der Bediente erscheint von rechts.) Es soll angespannt werden — der Jagdwagen — sogleich! (Bedienter durch die Mitte ab.) Und nun, Kind, — du darfst unseren Gast nicht länger allein lassen. Ich selbst habe einen bitteren Geschmack auf der Zunge, ich könnte keinen Bissen hinunterbringen.

Lenore (seine Hand fassend, die schlaff herabhängt). Odo, du verbirgst mir etwas, du bist verwandelt gegen mich — du blickst mich nicht wie sonst liebevoll an. Was ist geschehen? Was habe ich dir zu Leide gethan? O diese Angst, diese entsetzliche Qual!

Odo (sich mühsam bezwingend). Du mir zu Leide gethan? Du träumst. Hast du nicht immer nur mein Bestes gewollt? mich nicht so überglücklich gemacht, zwei ganze Jahre lang? Wenn das Schicksal jetzt über mich hereinbricht, du wahrlich, mein treues Weib, hast keine Schuld. Ich allein, ich hätte klüger sein sollen, bescheidener, nicht zu hoch hinauswollen, das rächt sich nun. (wendet sich ab.)

Lenore (sich an ihn hängend). Nimm mich mit, Odo! Ich kann dich nicht allein reisen lassen.

Odo (sich sanft losmachend). Du wirst mir diesmal gehorchen, Kind. Es ist zu deinem und meinem Besten. Ich habe, was man so nennt, einen falschen Schritt gethan. Ich muß suchen, ihn rückgängig zu machen.

Lenore (zusammenfahrend). Odo! du tödtest mich. Ich lese verzweifelte Entschlüsse an deiner Stirn. Kannst du mir dein Ehrenwort geben, daß du — nichts Furchtbares gegen dich selbst —

Odo. Mir eine Kugel durchs Herz jagen? (lacht bitter auf.) Nein, Liebste. Ich bin kein Feigling, und ich war Soldat. Ich verlasse meinen Posten nicht und werfe die Flinte nicht in's Korn, so lang ich in der Welt noch etwas

zu ſchaffen habe. Nur hier, hier bin ich einſtweilen abgelöſ't. Was ich durchzukämpfen habe, muß an anderem Ort geſchehen. Sei alſo ganz ruhig, Kind. Ich kenne meine Schuldigkeit. (drückt ihr die Hand, geht für ſich an ſich, küßt ſie auf die Stirn.) Und höre, ich habe noch etwas Eiliges zu ſchreiben. Entſchuldige mich bei dem Doctor, daß ich nicht zu Tiſche komme, und ſag ihm, ich möchte ihn auf einen Augenblick in meinem Zimmer ſprechen. Er iſt ja ein alter Freund, er ſoll mir noch einen Gefallen thun. (geht langſam in ſein Zimmer.)

Achte Scene.

Lenore. Dann Frank.

Lenore (ihm entgeiſtert nachblickend). Er weiß Alles! (wankt, hält ſich an einem Stuhl.) O das iſt jammervoll! Das wird nie wieder gut, nie, nie wird er es verwinden und vergeſſen! (zu Frank der mit fragender Miene eintritt.) Kommen Sie, Frank, kommen Sie ganz nah heran — ich — mir verſagen die Kräfte — (tonlos zu ihm) Mein Mann weiß Alles!

Frank (flüſternd). Unſer Geſpräch? Wie iſt es möglich?

Lenore (haſtig und leiſe). Ich ahn' es nicht. Aber er weiß Alles. (ſinkt auf den Stuhl.)

Frank. Er hat Ihnen eine Scene gemacht?

Lenore. Er! Sie kennen ihn ſchlecht. Wenn ich ihm das Härteſte angethan hätte — aber giebt es noch etwas Härteres, als was er hat hören müſſen? — und doch, kein Wort, das mich anklagte, nur ſein todestrauriger Blick, und daß er von einem „falſchen Schritte" ſprach, dasſelbe unſelige Wort, das mir entſchlüpfte, da wußt' ich's!

Frank. Und was hat er von Ihnen verlangt?

Lenore. Er will eine Reiſe antreten, in Geſchäften, heute noch. Ich ſoll indeſſen zu den Eltern gehen. Dort ſoll ich erfahren — o, Alles iſt verloren! (drückt ihr Tuch gegen die Augen.)

Frank. Wollen Sie verloren geben, was vielleicht nur auf dieſem Wege zu retten iſt? Ihr Glück, Lenore, Ihr Leben, Ihre ganze Zukunft? Glauben Sie mir, obwohl ich Ihren Gatten nicht liebe, ich beklage ihn aufrichtig. Niemand kann tiefer empfinden, was es ihn koſten muß, auf Sie zu verzichten. Es macht ihm Ehre, daß er es mit ſo hochherzigem Entſchluſſe thut. Aber Sie würden an ſich und ihm ein Unrecht begehen, wenn Sie nicht annähmen, was er Ihnen bietet: Ihre Freiheit.

Lenore (heftig). Ein Unrecht! Sie wiſſen nicht, was Sie reden.

Frank. Er hat kein Recht darauf, Sie um Ihr ganzes Leben zu betrügen. Zwei Jahre hat er Sie beſeſſen, zwei Jahre ſich in einem überſchwänglichen Traum von Glück gewiegt. Er hat mehr vom Schickſal empfangen, als er werth war, und wenn er jetzt das angemaßte Gut zurückgiebt —

Lenore (ſteht auf, ſehr ernſt). Das angemaßte Gut? das ſich mit freiem Willen in ſeine Hände gab? Und wiſſen Sie ſo genau, was er werth iſt? Hab' ich es ſelbſt gewußt bis dieſe Stunde? Sie ſind ein geſchickter Advocat, Doctor Frank, aber Ihre Künſte werden an dem Richterſpruch meines eigenen Herzens zu Schanden.

Frank (betroffen). Lenore!

Lenore (kalt). Wir haben uns nichts mehr zu ſagen. Mein Mann läßt Sie bitten, ihn in ſeinem Zimmer aufzuſuchen. Sie ſollen ihm einen Gefallen thun. Ich hoffe, was es auch ſei, aus alter Freundſchaft für mich werden Sie's ihm nicht abſchlagen. Leben Sie wohl — für immer! (Frank ſieht ſie forſchend an, will etwas erwidern, ſie wendet ſich ab. Er verneigt ſich ſtumm und geht in Odo's Zimmer.)

Lenore (drückt die Hände gegen das Geſicht, blickt dann plötzlich entſchloſſen auf). Odo! O mein Gott, er liebt mich nicht mehr, ihm graut vor dem, was er ſein Glück nannte, was eine einzige Stunde ihm als eine grauſame Lüge enthüllt hat. Muß er die Lüge nicht haſſen? Aber nein, nein, ſie ſoll Wahrheit werden, ſie iſt es ja ſchon geworden, ich ſelbſt hab' es nur noch nicht glauben wollen. O mein thörichtes Herz! Hab' ich nicht wirklich geglaubt, ich ſei es dieſem Jugendtraum ſchuldig, ihn ewig fortzuträumen? Jetzt, da er wieder vor mich hintritt, ich begreif' es nicht, wie er ſo viel Macht über mich haben konnte. Und jetzt, was will ich denn? Was kann ich anders wollen, als was ich muß! (lauſcht) Sie kommen zurück. Fort! Ich kann nur noch Odo's Anblick ertragen! (eilt nach rechts ab.)

Neunte Scene.

Odo. Frank (von links. Frank hat ein Papier in der Hand, das er zuſammenfaltet und in die Taſche ſteckt).

Odo (nachdem er das Zimmer überblickt und geſehen hat, daß ſie allein ſind). Sie werden meiner Frau Nichts davon ſagen, nicht eher, als bis dieſe Generalvollmacht in Kraft tritt.

Frank. Ich hoffe, das wird erſt ſpät geſchehen, oder Sie ſelbſt werden ſie von mir zurückfordern.

Odo (ſehr ernſt und ruhig). Wir ſind ſterbliche Menſchen. Wer eine Reiſe antritt, und wäre es nur für kurze Tage, muß ſein Haus beſtellen. Ich kenne und ſchätze Sie als einen Ehrenmann und — als einen treuen Freund meiner Frau. Ich weiß, daß Niemand ſich ihrer Intereſſen wärmer und umſichtiger annehmen wird, als Sie. Mein Teſtament, das ſie zur Univerſalerbin einſetzt, iſt gerichtlich deponirt. Ich denke, es wird Alles glatt abgehen.

Frank. Verzeihen Sie die Frage, Herr Baron: Sie treten eine Reiſe an, um geſchäftliche Verwickelungen zu ordnen? (Odo nickt.) Wenn mein Rath, meine Erfahrung —

Odo. Ich danke Ihnen, Herr Doctor. Doch weiß ich genau, was ich zu thun habe. Ob noch Etwas zu retten, iſt eine andere Frage. Nur die Zeit kann ſie entſcheiden. Und ſomit nochmals meinen verbindlichſten Dank. Sie haben mir einen großen, großen Dienſt geleiſtet.

Frank (bewegt). Herr Baron —

Odo. Ich bitte, Nichts mehr. Meine Minuten ſind gezählt, wenn ich den Nachtzug nicht verpaſſen will. Sie werden ſich noch von meiner Frau verabſchieden wollen. Jedenfalls ſehen Sie ſie wohl bald wieder im Hauſe ihrer Mutter. Leben Sie wohl! (verneigt ſich, geht wieder in ſein Zimmer.)

Frank (ihm nachblickend, nach einer Pauſe). Mich dünkt, ich habe dieſem Mann etwas abzubitten.

Zehnte Scene.

Frank. Lenore (von rechts, im Mantel, den Hut am Arm).

Lenore (ſtutzt, wie ſie Frank erblickt). Sie noch hier?

Frank. Verzeihen Sie, daß Sie mich doch noch finden, obwohl ich weiß, daß Sie mir Nichts mehr zu ſagen haben. Aber ich habe Ihnen noch Etwas zu ſagen.

Lenore. Ich wüßte doch nicht.

Frank. Oder vielmehr Etwas zu widerrufen. Ich erlaubte mir zu ſagen, Ihr Gatte ſei Ihrer nicht werth. Das war ein vorſchnelles Wort, das ich zurücknehmen muß, ſeitdem ich ihn kennen gelernt.

Lenore. So ſchnell? O Sie wiſſen nicht, wie bitter Sie mich dadurch verurtheilen. Ihnen genügen zehn Minuten zu dem, wozu ich zwei Jahre brauchte.

Frank. Sie haben mir einmal Freundesrechte eingeräumt, Frau Lenore. Wenn ich dieſelben nicht ganz verſcherzt habe, laſſen Sie mich jetzt von Ihnen ſcheiden mit der Bitte, dieſen Mann ſo glücklich zu machen, wie er es verdient. (verneigt ſich, geht.)

Lenore. Ihn glücklich machen? Was gäb' ich darum, daß es noch in meiner Macht ſtände!

Elfte Scene.

Odo. Lenore.

Odo (tritt wieder ein, reiſefertig, erblickt Lenore, ſieht ſie befremdet an). Lenore! Du willſt noch ausgehen? So ſpät? Wohin willſt du?

Lenore. Ich weiß es nicht. Du wirſt es mir ſagen, Odo, unterwegs.

Odo. Du weißt, daß ich allein reiſen muß.

Lenore. Ich bin deine Frau, Odo, und was du mir auch vorzuwerfen haſt, ich kenne meine Pflicht, und Niemand ſoll mich abhalten, ſie zu erfüllen. Der Wagen muß indeſſen vorgefahren ſein. Wir wollen nicht zögern. (wendet ſich nach der Mittelthür.)

Odo. Erſchwere mir dieſen Abſchied nicht, Leonore. Glaub, ich habe Alles reiflich erwogen. Wenn noch Etwas zu retten iſt, nur ſo kann es geſchehen.

Lenore (geht auf ihn zu, blickt ihm mit innigem Ausdruck in's Geſicht). Odo, du biſt der Edelſte aller Menſchen, aber du vernichteſt mich mit deinem Edelmuth.

Odo. Was ſprichſt du? Ich verſtehe dich nicht.

Lenore. Sieh mir ins Geſicht, Odo. Kannſt du es leugnen, daß du gehört haſt, was vor einer Stunde hier geſprochen worden iſt?

Odo (mit erzwungenem Scherz). Vor einer Stunde laſen wir Dante zuſammen. Ich habe genau zugehört: „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung ſchwinden." Aber beruhige dich. Vielleicht wird es nicht ſo ſchlimm. Vielleicht iſt der Bankerott noch abzuwenden.

Lenore (ſchüchtern zu Boden blickend, mit halber Stimme). Wenn du gehſt, Odo, ohne mich, bin ich bettelarm.

Odo. Du haſt noch viel, Lenore: deine Jugend, deine Mutter, deinen Freund —

Lenore (feſt aufblickend). Ich habe keinen Freund, der meinem Herzen ſo nahe ſtände, wie du. Iſt es denn unmöglich, daß du mir das glauben kannſt? Ach Odo, als ich Dem, den ich einſt ſo ſehr geliebt, gegenüberſaß, dort (zeigt auf die Thüre rechts) und wußte dich hier in ſo tiefer Verſtörung und durfte nicht Theil haben an deinen Sorgen — da empfand ich, daß Nichts und Niemand auf der Welt ſo innig mit mir verbunden iſt, wie du, daß alle Wünſche und Hoffnungen, die mir ſo thöricht das Herz bedrückt, plötzlich von mir abfielen, und daß ich nur einen Wunſch, ein brennendes Verlangen fühlte: dich wieder froh zu ſehen! Glaubſt du mir das nicht, Odo? Hab' ich alles Zutrauen verſcherzt, weil ich zwei Jahre lang ein trauriges Geheimniß vor dir hatte?

Odo (bewegt, doch immer zurückhaltend). Wie ſollte ich es dir nicht glauben? Weiß ich nicht, wie ernſt du es mit deinen Pflichten nimmſt? Und dann — du hältſt mich für einen braven Menſchen, dem weh zu thun du nicht über's Herz bringſt. Das iſt liebreich von dir. Aber verzeih, ich mag mir nichts ſchenken laſſen, was ich nicht voll vergüten kann. Wir Leßdorfs, ſo ſchlichte Leute wir ſind, in dem Punkte ſind wir empfindlich. (wendet ſich ab.)

Lenore (ſeine Hand leidenſchaftlich ergreifend). Habe Mitleid, Odo! Sieh, ich war krank, ich war verwundet in meinem Innerſten. Und dich ſah ich immer lachend und glücklich und begriff nicht, was du an einer Liebe haben konnteſt, die ſich in ſich ſelbſt zurückzog, und nahm Alles hin, als müßte es ſo ſein, als hätte ich nichts zu thun, als deiner Liebe ſtillzuhalten und aus Gnaden

mich zu einem Lächeln zu zwingen. Aber wie es über dich kam, das Furchtbare, da kam's auch über mich — und jetzt, wenn du mich verſtoßen kannſt, von mir gehen, um nie zurückzukehren —

Der Bediente (tritt ein). Der Wagen, Herr Baron.

Odo. Es iſt gut. Ich komme. (Bedienter ab.) Du täuſcheſt dich ſelbſt, Lenore. Dein gutes Herz täuſcht dich. Vor zwei Jahren haſt du zu raſch über deine Zukunft entſchieden. Das darf nicht wieder geſchehen. Ich weiß, ich bin kein Genie. Aber in der Kunſt, dir jeden Stein aus dem Wege zu räumen, hab' ich es bis zur Virtuoſität gebracht, und da ich nun ſelbſt ein ſolcher Stein des Anſtoßes bin —

Lenore (flehend). Odo!

Odo. Ja ſiehſt du, Steine ſind hart. Vielleicht aber ſchmelzen ſie mit der Zeit. Und auch du — glaube nur, ich laſſe nicht alle Hoffnung fahren, daß in Jahr und Tag, wenn du dich bei deiner Mutter in aller Ruhe wieder gefunden haſt und mir dann dein letztes Wort ſchickſt —

Lenore. In Jahr und Tag? Aber du haſt Recht! Was ich auch ſagen möchte, heute kannſt du mir noch nicht glauben. (wendet ſich ab, geht nach dem Tiſch.) Reiſe mit Gott! Ich — ich werde nicht verlaſſen ſein. Ich habe hier ja die ganze Hölle zur Geſellſchaft. (ſinkt in das Sopha, nimmt das Buch, ſchlägt es auf, als ob ſie leſen wolle.)

Odo (blickt ſie in tiefer Bewegung an, bezwingt ſich dann und geht nach der Thür. Auf der Schwelle wendet er ſich noch einmal um, ſagt dann raſch:) Lebewohl! (eilt hinaus.)

Zwölfte Scene.

Lenore (allein, dann) Odo.

Lenore (zuſammenfahrend). Odo! — Nein, es iſt Alles umſonſt. (düſter vor ſich hin) Ich hab' es verdient, aber es iſt hart, härter als ich's tragen kann. Er in die weite Welt hinaus — hoffnungslos — und ich — o Gott! Von ſolcher Schuld und Buße ſteht hier Nichts geſchrieben. (blättert langſam in dem Buch, blickt auf eine Seite.) Franceſca von Rimini — iſt das auch eine Höllenſtrafe, ewig mit Dem vereinigt zu ſein, den man liebt? (blättert weiter.) Und nun das lange Fegefeuer — aber Gebet und Fürbitte können daraus erlöſen, und wer bittet für mich, und auf weſſen Fürbitte würde er hören? O wenn ich ein Wort fände, das ihm ſo recht ſagte, wie es in mir ausſieht! (blickt wieder in das Buch.) Aber hier — was ſteht hier? (lieſt.) Das iſt ja Wort für Wort — ſo rührend ſchön, wie nur ein großer Dichter es ſagen kann! Ach Odo! (blickt auf.) Aber er iſt ja fort! — Nein, noch nicht! Noch kann ich ihn erreichen. (klingelt, nimmt einen Bleiſtift und zeichnet eine Stelle an. Ein Mädchen tritt ein.) Bringen Sie das Buch dem Herrn hinunter. Sagen Sie ihm, wo ich das Zeichen eingelegt habe (ſie legt ein Blatt ein) ſtünde die Stelle, die ich

vorhin vergebens gesucht hätte. Eilen Sie! (Das Mädchen ab.) O, es ist umsonst, er wird es nicht glauben, wird die Buße nicht von mir nehmen. (Leise auf.) Jetzt erst wird es zur Wahrheit werden: ich werde hier fortleben, wie eine lebendig Begrabene. (tritt ans Fenster.) Die Pferde stampfen ungeduldig, jeden Augenblick kann er aus der Thüre treten. Er wird in den Wagen steigen, wird fortfahren, ohne nur einen Blick zu mir hinaufzuwerfen — und ich — ich habe es verdient! (Odo tritt ein.) Odo! (Sie macht eine Bewegung ihm entgegen, bleibt wieder stehen, mit einer demüthig harrenden Geberde.)

Odo (bleibt, in das aufgeschlagene Buch blickend, an der Schwelle stehen, liest).

„Ich tauchte aus jener heil'gen Flut empor,
Als ob ich neu erschaffen wär' im Kerne,
Wie junges Laub in neuen Lenzes Flor,
Rein und bereit zum Flug bis an die Sterne."

Was soll ich davon denken, Lenore, daß du mir das Buch nachgeschickt hast?

Lenore (schüchtern und stockend). Verzeih, Odo, — die Stelle fiel mir in die Augen, als ich in dem Buche blätterte, sie steht freilich am Ende des Fegefeuers und ich — ich soll meines erst noch durchmachen, aber dennoch, Odo! es ist mir aus der Seele gesprochen, auch in Jahr und Tag wird es nicht anders sein. Und weil du mir selbst es nicht glauben wolltest, ich dachte, wenn ich den Dichter zum Fürsprecher wählte —

Odo (sie ernst anblickend). Wir glauben oft, wenn so ein Dichter uns mit sich fortreißt, diese erhabenen Gefühle seien auch die unseren. Wenn dann die prosaische Wirklichkeit wieder in ihre Rechte tritt —

Lenore. Nein, Odo, es ist wirklich so! Ach, es war ja nur ein Selbstbetrug meiner Phantasie, daß ich an jenem Jugendtraum festhielt und all mein wirkliches Glück darüber versäumte. Auf einmal bin ich aufgewacht und fühle mich „wie neu erschaffen." Das kann mir Niemand mehr nehmen, daß ich nun weiß, mein bestes, mein einziges Glück geht von mir und ich soll Jahr und Tag darauf warten, bis es mir zurückkehrt. Aber dann — nicht wahr, Odo? Dann wird der Stein geschmolzen sein, dann wirst du dies thörichte, verirrte Herz nicht mehr von dir stoßen, dann — (die Stimme versagt ihr, sie wendet sich ab.)

Odo (seine Rührung bekämpfend). Du bist besser in deinem Dante belesen, Kind, als ich. Und doch hast du den schönsten Vers in dem ganzen Buche vergessen.

Lenore. Den schönsten?

Odo. Er fiel mir in die Augen als ich im Heraufsteigen das Buch aufschlug. Es ist der letzte der ganzen göttlichen Komödie, mit dem das Paradies beschlossen wird. (öffnet das Buch und liest). „Die Liebe, die beweget Sonn' und Sterne." Nun, wenn sie so viel Macht hat — sollte sie nicht auch einen Stein schmelzen können, zumal — wenn es keiner von den härtesten ist?

Lenore (haſcht nach ſeiner Hand, die ſie küſſen will). Odo —!

Odo (ihr die Hand entziehend). Nein, nicht ſo! Wir haben keine Zeit, uns mit der Auslegung von Dichterſtellen zu beſchäftigen. Ich muß dennoch darauf beſtehen, daß du ſogleich zu deiner Mutter fährſt.

Lenore (beſtürzt). Wie? Ich ſoll —?

Odo. Aber — — wenn du nichts dagegen haſt, ſo werde ich dich hinbringen. Die gute Frau hat dich immer nur in ſchwermüthiger Stimmung geſehen. Es iſt ihr wohl zu gönnen, daß ſie nun ſieht, wie du aufblühſt „in neuen Lenzes Flor", und auch ich, ich möchte mich etwas gründlicher überzeugen, ob es nicht doch am Ende nur eine ſchöne Dichtung iſt, daß die Liebe Sonn' und Sterne bewegt.

Lenore. Wahrheit iſt es, ewige, unumſtößliche Wahrheit, aber ſchöner, als jedes Dichterwort! (an ſeine Bruſt ſtürzend) O, mein einzig geliebter Freund, ich liebe dich!

(Vorhang fällt.)

Alpenfahrten in früherer Zeit.

Aus dem Nachlasse

von

H. Haeser.

— Breslau. —

Seit wenigen Jahren führt eine Eisenstraße, die großartigste der alten Welt, vom Fuße der Alpen in das Wunderland Italien, gerade an der Stelle, wo sich alle Schreckniſſe des Gebirges, himmelanragende Felsen, schauerliche Abgründe, wildrasende Bergströme und Tod bringende Lawinen zu einem Bilde vereinigen, wie die Alpen kein zweites aufweisen.

Auf welchen Wegen die von Brennus gegen Rom geführten Gallier, die Cimbern und Teutonen, Hannibal von Norden her nach Italien gelangten, die Legionen Cäsars und der kaiserlichen Heere die Alpen überschritten, ist völlig ungewiß. Dagegen steht fest, daß die meisten der gegenwärtigen Pässe schon in sehr früher Zeit benutzt wurden. Namentlich gilt dies von den weniger schwierigen der östlichen und westlichen Ausläufer der Alpen.

Die ersten zuverlässigen Nachrichten finden sich in der römischen Kaiserzeit. Schon unter Augustus waren die wilden Stämme der südlichen Schweiz besiegt und gangbare Gebirgsstraßen hergestellt worden. Unter seinen Nachfolgern wurden Colonien und Castelle gegründet, z. B. die Curia Rhaetorum (Chur), am Wallensee, wo noch jetzt die Namen der Ortschaften Terzen und Quinten an römische Militär-Stationen erinnern; in der Enge des Rhonethals zwischen Ober- und Unterwallis Octodurum (Martigny) und Agaunum (St. Maurice), Aventicum (Avenches) nördlich vom Genfer See, schon zur Zeit Cäsars die Hauptstadt der Schweiz; am Bodensee die Curia Romanorum (Romanshorn) und andere.

Aber auch die über die Centralkette der Alpen führenden Päſſe wurden, wie Reſte römiſcher Straßenbauten am Brenner, am Julier, wo der Name von Tiefenkaſten (Ima castra) an die ſtrategiſche Bedeutung dieſes Punktes erinnert, am Septimer, im Mittelalter eine der beſuchteſten Alpenſtraßen, am großen Bernhard, am Bernhardin, und Inſchriften beweiſen, ſchon in der Kaiſerzeit benutzt. Daſſelbe gilt von den meiſten, rechtwinklig auf die Centralkette einſchneidenden Nebenthälern, z. B. denen des Puſterthales, in welchem Limy (Aguntum) einen Knotenpunkt für die vom Tagliamento herauf über den Monte Croce führende Straße bildete, denen des Engadin u. ſ. w.

Seit Auguſtus führte die große Heerſtraße aus Italien nach dem Norden über Aoſta (Augaſta) und den großen Bernhard nach Martigny im Rhonethale. Auf dieſem Wege drangen im Jahre 60 n. Chriſtus und ſpäter, im Jahre 547, germaniſche Heere in Italien ein. Ebenſo Karl der Große und tauſend Jahre ſpäter Napoleon. Der Lukmanier, an welchem ſich keine römiſchen Reſte finden, wurde, wie es ſcheint, zuerſt im ſiebenten und achten Jahrhundert von den gegen die Franken ziehenden Longobarden, ſpäter auch von Karl dem Großen benutzt. Im Mittelalter war er einer der begangenſten Päſſe.

Zu den jüngſten Alpenpäſſen gehört derjenige, welcher zu den wichtigſten von Allen geworden iſt, der Gotthard. Die Südhälfte der Straße wurde, wie die Namen der Militärſtationen: Quinto, Dezimo, beweiſen, ſchon von den Römern benutzt; aber ihre Fortſetzung auf der Nordſeite führte von Andermatt über die Ober-Alp und Diſentis nach Chur. Denn jenſeits Andermatt bildete die Schlucht, durch welche die Reuß ſich aus dem Urſeren-Thale in die Schöllinen hinabſtürzt, ein Hinderniß, welches erſt durch den ſchon in ſehr früher Zeit, vielleicht ſchon im zwölften Jahrhundert angelegten Tunnel, das Urner Loch, beſeitigt wurde. Eine Leiſtung, welche ſowohl in Hinſicht ihrer Schwierigkeit als ihrer Wirkungen für jene Zeit kaum von geringerer Bedeutung geweſen ſein kann als die Herſtellung des großen Gotthard-Tunnels.

Von hohem Alter ſind auch die an mehreren Alpenpäſſen noch jetzt unterhaltenen Hoſpize. Mehrere, z. B. das auf dem großen Bernhard, beſtanden vielleicht ſchon im Alterthume als Herbergen neben den auf den Gipfeln der Berge errichteten Tempeln. In der chriſtlichen Zeit dienten ſie namentlich auch zur Aufnahme der nach Italien und Paläſtina ziehenden Pilger u. ſ. w. Wie ſehr mit dem Begriff des Pfarrhauſes der der Zufluchtsſtätte verwuchs, geht daraus hervor, daß z. B. im Vorder-Rheinthale noch jetzt die Wohnung des Geiſtlichen, die bekanntlich noch jetzt, beſonders in Tirol, häufig als Herberge dient, „Hoſpiz" genannt wird.

Schilderungen der landſchaftlichen Eindrücke, welche ſich den die Alpen überſchreitenden in reicher Fülle darboten, finden ſich meines Wiſſens in keiner vor dem Jahre 1417 verfaßten Schrift. In dem genannten Jahre gedenkt Paggi, ein vornehmer italieniſcher Prälat, in ſeinem Berichte über ſeinen Aufenthalt in Baden bei Zürich, in jener Zeit einem Hauptſitz des

raffinirtesten Luxus und jeder Art der Schwelgerei, gelegentlich des Rheinfalls bei Schaffhausen. Diese auf den ersten Blick auffallende Thatsache läßt sich indeß leicht erklären. An der eingeborenen Bevölkerung des Gebirges haftete die durch den täglichen Anblick erzeugte Gleichgültigkeit gegen die sie umgebende großartige Natur mindestens in demselben Maße, welches noch jetzt das Gefühl enthusiasmirter Reisender so oft verletzt. Aber auch die Fremdlinge, welche ihr Beruf oder frommer Glaube, auf Handels-, Kriegs- und Pilgerzügen, über die Alpen führte, waren wohl selten befähigt und geneigt, andern Empfindungen Raum zu geben, als denen, welche ihnen die Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren einer langwierigen Reise in reicher Fülle zu Wege brachten.

Den Anfängen einer genaueren Kenntniß der Alpenwelt begegnen wir erst im sechszehnten Jahrhundert in der Periode des Wiedererwachens der selbständigen Naturforschung. Aber noch lange gab es selbst in den größeren Schweizer Städten: Basel, Zürich, Luzern, selbst in Bern, der Eingangspforte der Central-Alpen, nur sehr wenige, welche es wagten, in diese vorzudringen. Selbst die Gebildetsten sahen in den zum Himmel ragenden Felsen, den mit ewigen Schnee bedeckten Riesen ihrer Heimat nur unfruchtbare, von verheerenden Lawinen und zerstörenden Bergwässern erfüllte Einöden, den Aufenthalt wilder Thiere und fabelhafter Ungeheuer. Glaubte doch noch im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts der wackere Naturforscher Jacob Scheuchzer, daß die tiefsten Schlünde des Hochgebirges von Drachen bewohnt seien, deren er sogar in seinem übrigens so verdienstlichen Werke eine ganze Reihe abbildete. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren Alpenreisen ein Unternehmen, welches, abgesehen von den erforderlichen Empfehlungen an die Behörden der besuchten Cantone und von den beträchtlichen Kosten, an den Muth und die Ausdauer der Reisenden ungewöhnliche Anforderungen stellte.

Die neuere Geschichte der Alpenforschung beginnt mit dem großen Conrad Geßner aus Zürich (1516—1565), einem um die Wiederherstellung der klassischen Studien und die Neubelebung der Naturkunde in gleichem Maße verdienten Gelehrten. Allerdings begegnen wir auch schon vor Geßner einzelnen in letzterer Richtung thätigen Männern, z. B. Sebastian Münster aus Basel (1489—1552), dem Verfasser der „Beschreibung der wichtigsten Länder von Europa, besonders Helvetiens und Italiens" (1540), und der zuerst im Jahre 1544 erschienenen allbekannten Kosmographie, — Joh. Stumpf aus Bruchsal (1500—1566), Pfarrer in Zürich, einem der frühesten Anhänger der Reformation. In seiner zwei Foliobände umfassenden „Schweizer-Chronik" (Zürich, 1547) findet auch die Naturkunde eingehende Berücksichtigung. — Wichtiger ist Benedict Marti aus Bättenkinden bei Bern, genannt Aretius (1505—1574), Professor in Marburg und Bern. Geßner sah ihn als eine Hauptstütze seiner botanischen Arbeiten an und verdankt

ihm namentlich eine Beschreibung des Rieſen und des Stockhorns,*) welche, gleich dem Pilatus, durch ihre geringe Entfernung von größeren Städten, ihre nach allen Seiten freie Lage, am früheſten die Beachtung der Naturforſcher auf ſich zogen.

Bei Conrad Geßner tritt uns bereits neben der Begeiſterung für die Naturkunde zugleich in vollem Maße die mit der Erforſchung der Alpen verbundene Freude am Naturgenuſſe entgegen. „So lange mir Gott Leben ſchenken wird," ſagt er in einem ſeiner Briefe, „habe ich beſchloſſen, jährlich einige Berge oder doch einen zu beſteigen, theils um die Gebirgsflora kennen zu lernen, theils um den Körper zu kräftigen und den Geiſt zu erfriſchen. Welchen Genuß gewährt es nicht, die ungeheuren Bergmaſſen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben! Wie ſtimmt es zur Andacht, wenn man umringt iſt von den Schneedomen, die der große Weltbaumeiſter an dem einen langen Schöpfungstage geſchaffen hat! Wie leer iſt doch das Leben, wie niedrig das Streben Derer, die auf dem Erdboden umher kriechen, nur um zu erwerben und ſpießbürgerlich zu genießen! Ihnen bleibt das irdiſche Paradies verſchloſſen."

Geßner veröffentlichte ſeine Beobachtungen hauptſächlich in ſeinem im Jahre 1551 erſchienenen Werke über Milch und Milchwirthſchaft (De lacte et operibus lactariis), deſſen Einleitung „von der Bewunderung der Berge" (de admiratione montium) handelt. Zu einer Beſteigung des Pilatus, welche er in Begleitung von drei jungen Leuten unternahm, mußte erſt die Erlaubniß der Behörde zu Luzern eingeholt werden. Dafür credenzte man dann den kühnen Alpenfahrern bei ihrer Rückkehr den Ehrenwein.**)

Von geringerer Bedeutung iſt das Iter helveticum von Simon Lemnius, welches mit einer Beſchreibung von Pfäfers beginnt. Von Intereſſe iſt dagegen der kurze Bericht von Benvenuto Cellini über ſeine im Mai des Jahres 1555 unternommene Reiſe aus Italien nach Frankreich. Die Kriegsunruhen nöthigten ihn, von Padua aus auf einem nicht näher angegebenen Wege über Graubünden zu reiſen und zu dieſem Zwecke unter höchſter Lebensgefahr die mit tiefem Schnee bedeckten Päſſe über den Bernina und Albula zu überſteigen. Cellini gelangte hierauf (jedenfalls über Chur) nach Wallenſtadt, wo er einige Tage ausruhte, um dann auf einem leichten Boote, welches ihm große Beſorgniß einflößte, nach mancherlei durch die mitgeführten Pferde bewirkten Fährlichkeiten über den, wie Cellini ſich ausdrückt, auf dem einen Ufer von hohen Gebirgen, auf dem andern von fruchtbaren Hügeln umgebenen See nach Weeſen zu gelangen.***)

Sehr anziehend iſt der bekannte Bericht über die Reiſe, welche die

*) Abgedruckt in Geßners Ausgabe der Werke des Valerius Cordus, 1564.

**) Die Beſchreibung der Reiſe findet ſich mit einer anderen des Pilatus von du Thou(?) in C. Geßners Descriptio montis fracti. 1. Pilati Fig. 1555a.

***) Benvenuto Cellini, Firenze 1829 I. 422.

Familie Platter: der Vater Thomas und der Sohn Felix, beide Professoren der Medicin zu Basel, mit der Frau des letzteren und deren Vater, dem Chirurg Jekelmann, unternahmen, um den Stammort der Familie Platter, das kleine Dorf Grächen oder Gränchen im Walliser Nicolai-Thale zu besuchen, wo Platter der Vater, bekannt durch seine traurigen von ihm selbst geschilderten Erlebnisse als fahrender Schüler, als Gaisbube aufgewachsen war*). Die Reise, welche von den Männern zu Pferde, von der Frau zu Maulthier zurückgelegt wurde, ging von Basel über Burgdorf in das Simmen-Thal und wahrscheinlich über Gesteig und den Sanethor-Sanetschpaß nach Sitten im Rhonethal und dem Leuker Bade (wo Jekelmann und Felix Platters Frau zurückblieben) und über Visp in das Nicolai-Thal, welches noch jetzt an den meisten Stellen nur für Fußgänger und Reiter zugänglich ist. Platter sagt, er habe sich auf dem Pferde sitzend meist mit der einen Hand am Felsen festgehalten, während er auf der anderen Seite in die grimme Tiefe hinabsah. In einer ähnlichen Situation habe ich selbst vor Jahren den Weg zum Theil auf einem Char à banc zurückgelegt, wobei ich das Entgleisen des linken, meine Gefährtin das des rechten Rades zu überwachen hatte.

Nach dem hoch auf der Ostseite des Tages liegenden Dorfe Gränchen, nordlich von der über 14000 Fuß hohen Mischabel Gruppe ging es nach Platters Beschreibung einen jähen Berg hinan durch Buchenwald, dann über eine Matte durch einen „grausamen Pinienwald" (Tannenwald), in welchem viele Bären hausten. Die Aufnahme, welche die Reisenden von Seiten ihrer Verwandten erfuhren, war nicht die freundlichste. Sie mußten sich glücklich schätzen, mit einer durch Pfeffer gewürzten Milchsuppe bewirthet zu werden und ein Nachtlager zu finden. Sie traten deshalb bald wieder den Rückweg an, nachdem sie sich durch Einhauen ihres Wappens an einem Felsen, die „Platte" genannt, von welchem die Familie ihren Namen führte, verewigt hatten.

Verhältnißmäßig weit ärmer in Betreff ihres Umfanges sowohl wie ihres Werthes, ist die alpinistische Literatur des siebzehnten Jahrhunderts; großen Theils wohl zufolge des Einflusses des dreißigjährigen Krieges, von dessen Wirkungen auch die Schweiz nicht ganz verschont blieb, und durch den tiefen Fall des wissenschaftlichen Lebens. Ein solches Zeugniß ist z. B. die im Jahre 1637 in heroischen Versen abgefaßte Beschreibung des Stockhorns von Johann Müller von Rellikon bei Zürich, nach seiner Heimat gewöhnlich „Rhellicanus" genannt, Professor in Bern.

Zu den besseren Werken gehören die im Jahre 1652 erschienene Topographia Helvetiae von dem Kupferstecher Matthäus Merian in Basel, und

*) Die Tagebücher von Thomas Platter sind herausgegeben von D. A. Fechter, Basel 1840, 8. und (vollständiger) von H. Boos Leipzig, 1878, 8. Vergl. auch den Auszug bei Gustav Freytag, Bilder aus deutscher Vergangenheit Bd I.

die von Jean Baptiste Plantin, zuletzt Pfarrer in Lutry bei Lausanne, im Jahre 1656 herausgegebene „Helvetia antiqua et nova" in welcher namentlich die Berge, Flüsse und Seen sehr gut beschrieben werden. Der bedeutendste von den uns beschäftigenden Schriftstellern des siebzehnten Jahrhunderts ist Joh. Jac. Wagner aus Zürich (1641—1695), welcher wie die meisten der früheren und viele der späteren Alpenforscher dem ärztlichen Stande angehörte. Seine im Jahre 1680 in Zürich erschienene, auch in's Deutsche übersetzte Historia naturalis Helvetiae curiosa ist das erste Werk, welches sich auf die naturgeschichtliche Beschreibung der Schweiz beschränkt, und bildet die Grundlage aller späteren. Sein alphabetischer Index memorabilium Helvetiae (Zürich 1684, 12), welcher später noch mehrmals unter dem Titel Thesaurus helveticus erschien, ist, wie Ofenbrüggen sagt, der Vorläufer unserer „Bädeker." Aber von eigentlichen Bergbesteigungen ist auch bei Wagner noch nicht die Rede.

Zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts geben sich sodann die Anfänge des im Verlaufe der Zeit immer mächtiger hervortretenden Antheils der Engländer an der Erforschung der Alpenwelt, hauptsächlich der Schweiz, zu erkennen. So z. B. in der Beschreibung seiner Reise in die Schweiz und nach Italien, welche Gilbert Burnet, später Bischof von Salisbury, im Jahre 1686 herausgab. Aber noch bis in die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinein blieben die Hochgebirge der Urschweiz, das Berner Oberland, das Wallis und die Montblanc-Gruppe, unbekannt. Selbst in den bewohnten Gegenden des Gebirges gab es kaum andere Wege, als die von den Viehheerden begangenen Pfade, und kaum eine andere Zuflucht, als in ärmlichen Sennhütten. Noch im Jahre 1754 war eine Reise in die Schweiz ein Unternehmen, welches ohne Empfehlungsbriefe an die Cantonal-Behörden nicht zu wagen war.

Eine neue Periode der Alpenforschung beginnt mit einem Schüler Wagners: dem unermüdlichen, um alle Theile der Naturkunde hochverdienten Joh. Jacob Scheuchzer (II) 1672—1738, Sohn eines Arztes in Zürich und gleichfalls Arzt in seiner Vaterstadt; die von ihm in den Jahren 1702 bis 1711 unternommenen neun Alpenreisen sind im Druck erschienen. Die des Jahres 1705, welche Scheuchzer in Begleitung von fünf jungen Männern unternahm, führte in das Glarner-Thal bis zur Pantenbrücke, über den Pragelpaß nach Schwyz, über den Gotthard nach Airolo, über den Lukmanier nach Medels und Tiffentis, über die Oberalp zurück in das Urserenthal, über die Furka in's Wallis, Leuk, die (bereits seit dem Jahre 1741 für Pferde gangbare) Gemmi, über Thun, Bern und Brugg (zu Schiff) nach Zürich. Scheuchzer war, wie Studer sagt, der Erste, welcher physikalische Instrumente, Winkelmesser, Barometer und Thermometer in die Alpen trug, und sich bemühte, die in denselben vorkommenden Naturerscheinungen physikalisch zu erklären.

Aus seinen Bemerkungen über Gletscher verdient hervorgehoben zu werden, daß er das Wachsthum und das Vorrücken derselben der Ausdehnung

zuſchreibt, welche ſie durch das Gefrieren des eindringenden Waſſers erfahren, das Zerſpringen derſelben der Ausdehnung der in ihnen eingeſchloſſenen Luft, welche beim Vorrücken des Gletſchers thalabwärts ſtattfindet. — Scheuchzers Karte der Schweiz, deren Betrachtung uns gegenwärtig freilich ein Lächeln abnöthigt, galt bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts für die beſte. — Zu den Verdienſten Scheuchzers gehört ferner, daß er auf die große Bedeutung der Gebirgsreiſen für die Geſundheit hinwies. In dieſer Hinſicht hebt er hervor, „daß die durch die ſchweizeriſchen und andere hohe Gebirge vorzunehmenden Reiſen mit mehr Luſt und weniger Arbeit zugehen, als auf der Ebene. Die eigentliche Urſache dieſer Begebenheit beſteht kurz darin, weil bei abwechſelnder Auf- und Abſteigung alle Glieder des Leibes in Bewegung kommen: aber nicht alle zugleich, ſondern daß, wenn die einen Mäußlein (Muskeln) arbeiten, andere, die kurz zuvor ſich abgemattet haben, ruhen können, und in der Zeit, da dieſe an Tanz müſſen, durch dieſe Ruhe ſich wieder erholen. Nebſtdem iſt in Betrachtung zu ziehen, daß durch fortgeſetzte Bewegung aller Leibes-Zäſern (Faſern) der Lauf des Geblüts und der Geiſtern merklich befördert wird, welches nicht wenig zur Geſundheit der fremden Reiſenden beiträgt, ſowohl als den Einwohnern ſelbſt, deren ſtarke, anſehnliche und geſunde Leiber der ganzen Welt bekannt ſind."

Ein deutliches Bild von der Unklarheit der geographiſchen Anſchauungen, welche ſich ſelbſt noch bei Scheuchzer findet, giebt folgende Stelle aus einem Briefe an einen Freund in Einſiedeln:

„Weilen vielleicht die route gehen ſollte über Einſiedeln in die Schweizeriſchen und Urneriſchen Alpen, wie und durch welche Gebirge man von Einſiedeln nacher Altdorf kommen könnte? Ob kein anderer Weg als nacher Schwyz und Brunnen? Und wie weit man bis nacher Ury rechne? So auch wie weit von Einſiedeln der Aubrig oder Albrig, ſo gegen Lachen oder dem Weggi-Thal ſich zeiget*). Von den Bergen des Oberlandes erwähnt Scheuchzer nur wenige Namen: Eiger, Mettenberg, Scheideck, Freichhorn: Jungfrau und Mönch werden nicht genannt.

Daß Scheuchzer auch den zahlreichen und wichtigen Heilquellen ſeines Vaterlandes volle Beachtung ſchenkte, braucht nicht bemerkt zu werden. Am berühmteſten wurde er durch ſeine botaniſchen Arbeiten, namentlich die noch jetzt geſchätzte Agrostographia (Zürich, 1719), eine Beſchreibung der Gräſer, binſenartigen Gewächſe u. ſ. w., von welcher Haller im Jahre 1775 eine neue Ausgabe veranſtaltete. Freilich erklärte er auch ein bei Oehningen am Bodenſee (einer berühmten Fundſtätte von Verſteinerungen) gefundenes Skelet eines Rieſen-Salamanders für das eines in der Sündfluth umgekommenen Menſchen**).

*) Das Weggi-Thal bei Lachen am öſtlichen Ende des Züricher Sees.

**) Vergl. Wolf a. a. O. I 181—228. Die ungedruckten Arbeiten Scheuchzers (gegen 360 Bände), ſowie ſeine über 50 Quartbände umfaſſende Correſpondenz werden in der Züricher Bibliothek verwahrt.

Indeß blieben diese und ähnliche Anfänge einer eigentlich wissenschaftlichen Alpenforschung noch lange vereinzelt. Das Interesse selbst der gebildeten Reisenden war fortwährend hauptsächlich auf „Merkwürdigkeiten": Wasserfälle, Abgründe, Schluchten u. s. w. gerichtet, oder auf „Seltenheiten", z. B. salzige Quellen, Höhlen u. dergl., bei denen von Naturgenuß keine Rede ist. Selbst noch in den Gedichten Hallers, mit denen eine neue Periode sowohl der deutschen Dichtkunst als der Geschichte der Alpenkunde beginnt, haben die „Merkwürdigkeiten" vielfach das Uebergewicht. Eine bei Bex in einer Höhle befindliche Salzquelle nennt Haller „la plus grande curiosité de la Suisse."

Die Geschichte der Verdienste, welche sich Haller um die Erforschung der Alpen erwarb, ist unzertrennlich von den Leistungen seines Freundes Johann Geßners, eines in jeder Beziehung seinem großen Ahnherrn Conrad Geßner ebenbürtigen Forschers.

Johann Geßner (1709—1790) lebte nach Beendigung seiner Studien in Leyden, Paris und Basel: als Arzt in Zürich, wo er sich neben den unmittelbaren Pflichten seines Berufs vorwiegend mit Naturkunde, hauptsächlich mit Botanik beschäftigte.

Das Ziel der ersten von Geßner in seinem vierzehnten Lebensjahre unternommenen Reise war der damals noch fast unbekannte Rigi, „Mons regius", wie ihn die latinisirenden Schriftsteller jener Zeit nennen. Im folgenden Jahre ging Geßner über den Albula-Paß durch das Ober-Engadin hinab nach Chiavenna und über den Splügen, Elm und Glarus nach Zürich zurück. Die von Geßner im Jahre 1728 in Gesellschaft Hallers von Basel aus unternommene Reise wurde dadurch von besonderer Wichtigkeit, daß sie dem Letzteren zu seinem berühmten Gedichte „Die Alpen" Veranlassung gab. Im Jahre 1729 besuchte Geßner die Glarner Alpen, 1731 Appenzell, den Ramon bei Tiefenkasten am Julier, 1733 den Rigi und Pilatus. Im nächsten Jahre (1734) unternahm er mit neun jungen Zürichern eine größere Alpenfahrt über Wesen, Glarus, den Pragelpaß in das Schächenthal, Altdorf, Schwyz, Einsiedeln, Stans, Sarnen, Luzern, das Entlibuch, Thun, Neuchatel, Solothurn, Aarau, Brugg, Baden, Zürich. Die Reise dauerte 32 Tage und kostete jeden der Theilnehmer pro Tag etwa vier Franken; eine für jene Zeit erhebliche Summe. — Im folgenden Jahre besuchte Geßner Leuk und das aussichtsreiche Torrent.

Ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Alpenkunde wird durch Albrecht Haller aus Bern bezeichnet. Dies gilt ebenso sehr in Betreff der großen Verdienste, welche sich derselbe um die wissenschaftliche, namentlich die botanische Erforschung der Alpen erwarb, als in Bezug darauf, daß durch sein Gedicht „Die Alpen" zum ersten Male den Gebildeten von ganz Europa die Majestät des Hochgebirges vor Augen trat. Aber so wenig kannte man die Herrlichkeit desselben, daß Vielen die Schilderungen Hallers als Uebertreibung erschienen.

Die bis dahin erschienenen Beschreibungen der Schweiz waren außerhalb des Kreises der Gelehrten schon deshalb fast unbeachtet geblieben, weil sie

größtentheils in lateinischer Sprache verfaßt waren. Selbst den meisten Schweizern war die Herrlichkeit der Hochalpen unbekannt. Das beliebteste Ziel der Touristen war Holland. Die meilenlangen, schnurgeraden, von Pappeln bekränzten Canäle, die sauberen Städte, die comfortablen Gasthäuser waren das Entzücken der Reisenden. Selbst Haller, welcher längere Zeit in Leyden studirte, ist hingerissen von den holländischen Ebenen: auf einer Reise durch Norddeutschland spricht er bei Halberstadt von der „admirable schönen Gegend mit eitel Kornfeldern". Die Lage von Heidelberg „in einem Thale am Neckar mit hohen Hügeln" nennt er „unangenehm".

Haller wurde schon als Knabe durch die zwar ganz anmuthige, aber durchaus einförmige und aussichtslose nächste Umgebung seines elterlichen Wohnhauses, das Hasli, ein kleines Gut unweit von Bern am Ufer der Aare, poetisch angeregt. Die Hauptveranlassung zu dem Gedicht: „Die Alpen" war eine im Jahre 1728 von Haller in Begleitung Geßners unternommene Reise von 216 Schweizerstunden von Basel nach Genf, das Wallis, Leuk, die Gemmi, Thun, Unterseen, Hasli, das Engelberger Joch nach Stans, Luzern, Zürich und zurück nach Basel. Veröffentlicht wurden „Die Alpen" in dem zuerst ohne Hallers Namen und fast gegen seinen Willen im Jahre 1732 erschienenen Versuch schweizerischer Gedichte. Haller lebte damals in bescheidenen Verhältnissen als Arzt in Bern. Im Jahre 1736 wurde er als Professor der Anatomie, Physiologie und Botanik an die neu gegründete Universität Göttingen berufen, an deren Aufblühen er den größten Antheil hatte. Im Jahre 1753 kehrte Haller, von unwiderstehlichem Heimweh erfaßt, für immer in die Schweiz zurück, um am 12. December 1777 sein ruhm- und segensreiches Leben zu beschließen.

Es ist hier nicht der Ort, auf die poetische Bedeutung Hallers näher einzugehen, um so weniger, als dies bereits durch Hirzel (in seiner meisterhaften Ausgabe der Gedichte Hallers, Frauenfeld 1882) in unübertrefflicher Weise geschehen ist. Im Grunde hat Haller, das Muster eines gottesfürchtigen Mannes, wie in seinem ganzen sonstigen Leben und Streben, so auch als Dichter nichts im Auge, als das, was Goethes Faust von sich weist: „die Menschen zu bessern und zu bekehren". In den Alpen tritt weit weniger die Majestät des Hochgebirges und die erhebende Wirkung seines Anblickes auf Geist und Herz hervor, als die Schilderung der Einfachheit und Unschuld des Hirtenlebens, welche der Unnatur und Verdorbenheit der Städter als Spiegel vorgehalten wird. Leider freilich gelangte Haller später zu der Ueberzeugung, daß das von ihm den Tugenden des Hirtenvolkes der Alpen gespendete Lob vielfach ein unverdientes war.

Von den zahlreichen Nachahmungen der „Alpen" genügt es, eine der schwächsten zu nennen, welche einen Schlesier zum Verfasser hat: den Breslauer Arzt Balthasar Ludwig Tralles. Die erste wahrhaft poetische Schilderung der Alpen gab Schiller im Tell; in ihrer ergreifenden Naturtreue und

erhabenen Schönheit um so bewundernswürdiger, als Schillers Fuß bekanntlich niemals den Boden der Schweiz betreten hat.

Die wissenschaftlichen, namentlich die botanischen Ergebnisse seiner Alpenreisen veröffentlichte Haller in einem zwei Foliobände umfassenden Werke: Enumeratio stirpium Helveticarum (1742), welches noch jetzt von Werth ist, obschon freilich selbst Verfasser von Handbüchern der Geschichte, der Botanik, nicht einmal den Namen Hallers erwähnen. Allgemeineres Interesse erhält dieses Werk durch die Vorrede, in welcher zunächst eine überaus anschauliche Darstellung aller auf die Naturkunde der Schweiz bezüglichen Verhältnisse gegeben wird, und namentlich die Verschiedenheiten der ebenen Gegenden der Voralpen, des Jura, der Centralkette, und die Uebereinstimmung der in verschiedenen Höhen sich darbietenden Flora mit der denen entsprechenden Breitengrade von der warmen bis zur arctischen Zone hervorgehoben wird. Auf diese Weise wurde Haller einer der hauptsächlichsten Begründer der Pflanzen-Geographie.

Das im Jahre 1760 erschienene Werk von Grüner, Jurist in Burgdorf: Gebirge des Schweizer Landes, beruht nur zum Theil auf eigenen Beobachtungen. Seine mineralogische Karte der Schweiz ist die erste über diesen Gegenstand. Bemerkenswerth sind die durchaus richtigen Ansichten, welche Grüner bereits über die erratischen Blöcke äußert.

Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinein hatten zuerst Zürich, dann Bern die hauptsächlichsten Ausgangspunkte der Alpenforschung gebildet. Im letzten Drittel des Jahrhunderts trat Genf an ihre Stelle. Durch den großen Horace Benedict de Saussure aus Genf (17. Februar 1740 bis 22. Januar 1799), eine mit allen für die Erreichung der höchsten Aufgaben auf diesem Gebiete erforderlichen Eigenschaften ausgestatteten Forscher, wurde eine neue Periode der eigentlich wissenschaftlichen Alpenkunde nicht nur, sondern der wichtigsten Gegenstände der Mineralogie und Geologie überhaupt begründet.

Saussure erkor zu seiner Hauptaufgabe die allseitige Erforschung der Montblanc-Gruppe, welche bis dahin bei der Bevölkerung des Genfer Sees den Namen der „Montagnes maudites", der verwünschten Berge, führte. Allerdings waren schon im Jahre 1741 die Engländer Pocock und Windham in Begleitung des Ingenieurs Pierre Martel von Genf, welcher drei Jahre später einen Bericht über diese Reise veröffentlichte (Account of the glaciers of Savoy.) nach Chamouny vorgedrungen, welche bis dahin selbst den Schweizern unbekannt geblieben war, obgleich Benedictiner schon im zwölften Jahrhundert die Abtei Prieuré gründeten. Saussure besuchte das Thal von Chamouny zum ersten Male ohne Begleitung als Jüngling von achtzehn Jahren. Die Beschreibung seiner seit dem Jahre 1760 alljährlich unternommenen Reisen, welche außer der Schweiz auf Frankreich, Italien, Sicilien mit den benachbarten Inseln, England und Deutschland umfaßten, und auf welchen ihn seit dem Jahre 1788 seinen ältesten Sohn Theodor, ein tüchtiger

Geometer, begleitete, veröffentlichte er während der Jahre 1779—1796 in dem vierbändigen Werke Voyages dans les Alpes. Den Mittelpunkt desselben bilden die Reisen nach Chamouny, welches Saussure neunmal besuchte, dreimal in Verbindung mit der Tour um dem Montblanc durch die Allée blanche: eine Expedition, welche noch jetzt im günstigsten Falle fünf bis sechs Tage in Anspruch nimmt. An der Expedition des Jahres 1778 nahmen zwei Freunde Saussures Theil: Trembley, welcher die magnetischen Beobachtungen übernahm, und Pictet für die geographischen und barometrischen Bestimmungen. Die Reise ging von Chamouny über den Buet Gletscher, dann über den Col de Balme nach St. Gervais, über den Col de Bonhomme nach Courmajeur, den Col de la Seigne und die Allée blanche, Aosta, den großen Bernhard und zurück nach Genf.

Im Jahre 1787 fand die berühmte Besteigung des Montblanc statt. Saussure hatte schon im Jahre 1760, als zwanzigjähriger Jüngling, im September 1785 in Begleitung Bourrits versucht, über die Aiguille de Goûté zum Gipfel zu gelangen. Im Jahre 1786 hatten de Pacard, Balmat und einige andere Führer, zwar vergeblich, den Versuch wiederholt, aber Balmat, welcher sich von ihnen getrennt hatte und die kalte und stürmische Nacht in den Schnee gebettet zubrachte, gewann doch am andern Morgen eine Kenntniß des wahrscheinlich zum Ziele führenden Weges, so daß er, sehr bald darauf, am 8. August 1786 so glücklich war, mit Dr. Paccard aus Chamouny den nie zuvor bestiegenen Gipfel zu erreichen. Saussure unternahm die Besteigung am 1. August des folgenden Jahres, begleitet von Balmat, siebzehn anderen Führern und seinem Diener. Am 3. August früh 11 Uhr wurde nach zwei unter Zelten verbrachten Nächten der Gipfel erreicht, auf welchem die Reisenden vier und eine halbe Stunde verweilten. Am Mittag des 4. August langten sie wohlbehalten wieder in Chamouny an.

Eine rühmliche Erwähnung verdient unter Denen, die am frühesten (bald nach 1761) in das Thal von Chamouny vordrangen der Genfer Marc Théodore Bourrit, ursprünglich Maler. Bourrit wurde, als er zum ersten Male von einer Anhöhe bei Genf den Montblanc erblickte, von diesem Schauspiel so hingerissen, daß er sofort beschloß, der Erforschung desselben sein Leben zu widmen. Um sich dazu die nöthigen Mittel zu verschaffen, nahm er, befähigt durch musikalische Bildung und schöne Stimme, die Stelle eines Cantors in Genf an. Bourrit war nicht blos, wie Goethe ihn nennt, ein „passionirter Kletterer", sondern ein Mann von allgemeiner wissenschaftlicher Bildung, durch seine Schriften hat er viel dazu beigetragen, das Interesse für die Alpenwelt zu verbreiten. Er starb als achtzigjähriger Greis im Jahre 1819. Mehrere von den in Saussures Werke befindlichen Landschaftsbildern rühren von Bourrit her.

Nächst den im Vorigen genannten Schweizern hat sich keine Nation um die Alpenwelt so frühe und so große Verdienste erworben, als die Engländer. Von denjenigen, welche schon im siebzehnten Jahrhundert ihre Landsleute

auf die Herrlichkeit der Hochgebirge aufmerksam machten, ist bereits gesprochen worden. Im achtzehnten Jahrhundert ist besonders Coxe hervorzuheben, welcher durch den höchst anziehenden, noch jetzt lesenswerthen Bericht über seine im Jahre 1776 unternommene Reise, welcher in mehrere Sprachen übersetzt wurde, von neuem die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Schweiz hinlenkte. Coxe ging über Glarus, Luzern, die Furka und Grimsel nach Meiringen, der großen Scheideck, Grindelwald, Lauterbrunnen, Kandersteg, die Gemmi nach Leuk, Martigny, Chamouny, Genf, Bern, Biel, Solothurn nach Basel. Er hat bei seinen überaus lebendigen Naturschilderungen fortwährend auch die politischen, kirchlichen und gewerblichen Verhältnisse im Auge. Eigentliche Berg- und Gletscher-Touren unternahm er nicht, sondern er verfolgte nur bereits gebahnte, obschon oft allerdings schwierige Wege, z. B. den über die Furka. Aus seiner Darstellung ergiebt sich auch, daß noch vor hundert Jahren, wenigstens von den Reisenden, nur einzelne auffallende Hochgipfel mit besonderen Namen bezeichnet wurden. Die Unbekanntschaft der Touristen mit der deutschen Sprache und dem Patois des schweizerischen Landvolks kann nicht als Erklärung gelten, da bei den eingeborenen Reisenden dasselbe der Fall ist. Coxe z. B. gedenkt auf seiner Wanderung von Meiringen nach Grindelwald nur des Anblicks eines pyramidenförmigen Gipfels, vielleicht des auf einem Theil dieses Weges scharf hervortretenden Silberhorns, ohne ihn mit Namen zu bezeichnen. Auf dem ferneren Wege durch das Lauterbrunner Thal bis zum Schmadribache und nach Interlaken kommt kein Bergname vor als der des Breithorns.

Die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts von Goethe unternommenen Alpenreisen würden in meiner Aufzählung nicht fehlen dürfen, auch wenn sie nicht von dem großen Dichterfürsten ausgeführt und durch unvergängliche Schilderungen verewigt worden wären.

Goethe besuchte die Schweiz bekanntlich drei Mal, zuerst im Jahre 1775 mit Passavant auf einem Ausfluge von Zürich bis zum Scheitelpunkt der Gotthard-Straße und zurück, dann im October und November 1779 und nochmals im Jahre 1797. Die im Spätherbst 1779 mit Carl August zu Pferde, die schwierigsten Partien zu Fuß ausgeführte Reise (Genf, Chamouny, Col de Balme, Martigny, Leuk durch das Wallis), namentlich der Marsch, welchen die berühmten Reisenden in den ersten Tagen des November von Brieg aus über die mit tiefem Schnee bedeckte Furka und Realp zum Gotthard-Hospiz unternahmen, muß als eine durchaus achtungswerthe Leistung gelten.

Sehr ansprechend ist auch Goethes Schilderung der Reise des Jahres 1797, namentlich die der Wanderung den Gotthard hinauf bis zu Goethes alten Freunden, den Kapuzinern von Realp.

Zu Ende des achtzehnten und in den ersten Decennien des neunzehnten Jahrhunderts tritt das Interesse für die Erforschung der Alpen zufolge der ganz Europa erschütternden politischen und kriegerischen Ereignisse sehr erheblich zurück. Indeß fällt gerade in diese Periode die Schrift eines Deutschen,

welche als die Grundlage aller seitdem erschienenen, für das große Publikum bestimmten Reisehandbücher zu betrachten ist, und in hohem Grade dazu beigetragen hat, einen von Jahr zu Jahr wachsenden Strom von Reisenden der Schweiz zuzuführen: Ebels Anweisung, auf die nützlichste und angenehmste Art die Schweiz zu bereisen. Ihr Verfasser, Joh. Gottfried Ebel (1764 bis 1830), Arzt in Züllichau, später, in den letzten 23 Jahren seines Lebens, in Zürich, besuchte die Schweiz zum ersten Male im Jahre 1790. Sein Werk erschien im Jahre 1793 und fand in mehreren Auflagen und Uebersetzungen allgemeine Verbreitung. Den größten Einfluß hatte es namentlich auf den seitdem zu kolossalem Umfange gesteigerten Besuch des Rigi.

Die Darstellung dessen, was im ferneren Verlaufe unseres Jahrhunderts für die wissenschaftliche Erforschung der Alpenländer nicht blos Europas, sondern, zuerst durch Männer wie von Humboldt, Bonpland und Condamine, in jüngster Zeit durch Güßfeldt für die Gebirgswelt Süd-Amerikas, für die des Kaukasus, durch Graham für die die Schweizer Alpen um das Doppelte überragenden Riesen des indischen und tibetanischen Hochlandes, die Alpen von Neu-Guinea, daran sich in Kurzem die des östlichen Afrika anschließen werden, geleistet worden ist, gehört nicht zu meiner Aufgabe. Die wichtigsten Abschnitte dieser neueren Periode werden bezeichnet durch die in das Jahr 1815 fallende Gründung der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, des Schweizerischen Alpenclubs (im Jahre 1857), welchem seitdem ähnliche Vereine in Oesterreich, Italien und Frankreich gefolgt sind, deren jüngster, der deutsch-österreichische Alpen-Verein, seinen Vorgängern durch edlen Wetteifer und erfreuliche Leistungen ebenbürtig zur Seite steht.

Ein Reisetagebuch Grillparzers vom Jahre 1826.

Mitgetheilt von

Erich Schmidt.

— Weimar. —

Nach dem Tode Heinrich Laubes, bei dem ich während seiner letzten Lebensjahre oft ein und aus gegangen war, übertrug mir das Vertrauen der Pflegetochter Fräulein Cornelie Haas die Ordnung der Bibliothek und eines beträchtlichen Theiles des handschriftlichen Nachlasses. Unter den Büchern war Jungdeutschland, wie sich denken läßt, stark und interessant vertreten, Bühnenstücke — etliche mit derbem Stift durchgeackert — und dramaturgische Schriften füllten so manche Reihe in den bequemen Glasschränken, Geschichte und Politik hatten ein ansehnliches Contingent gestellt, und überall gewahrte man noch den sicheren rastlosen Mann, der auch als Büchersammler stracks auf das Moderne losging und z. B. die deutsche Theatergeschichte erst von Schröder an datirte. Nirgends etwas vom culte des vieux papiers, um einen artigen Ausdruck Ste. Beuves zu gebrauchen. Auch die ältesten Handschriften blieben im Bereich unseres Jahrhunderts, und ihre wirre Fülle, die nun gesichtet und größtentheils in einen stillen Gewahrsam zurückgeliefert werden sollte, mahnte an Laubes letzte Arbeit, fein zugleich so kurz angebundenes und so aufschlußreiches Buch „Franz Grillparzers Lebensgeschichte" (Stuttgart, Cotta, 1884).

Während einiger Tage sehr gedrängten Grillparzerstudiums kam mir auch ein dünnes Heft in die Hand, von dem ich wohl wußte, daß es Laube erst hart vor Thoresschluß geschenkweise zugegangen war und in dem bereits vollendeten Buche nur andeutend hatte benutzt werden können: das Tagebuch der Reise nach Weimar 1826, die Grundlage für bekannte Seiten der Grillparzer'schen Selbstbiographie, eine hochwillkommene Ergänzung. Fräulein Haas

überließ mir mit gewohnter Güte die freie Verfügung über diese Blätter. Da es mir nicht mehr gegeben ist, in Wien mit frisch theilnehmenden Studenten bei Dr. Glossy in der Stadtbibliothek anzuklopfen und ausgedehnte Forschungen über Grillparzers menschliche und dichterische Entwicklung anzustellen, lege ich jetzt, von lebhaftem Dankgefühl gegen die freundliche Spenderin durchdrungen, den Bericht über jene Reise vor, auf deren Höhepunkt wir den jungen Dramatiker Oesterreichs bis zu Thränen überwältigt an der Seite des Patriarchen der deutschen Literatur zu Weimar erblicken. Wohl mochte er weinen. Als ein Leidender war er ausgereist zu den Schriftstellern „draußen" — pour prendre congé, wie er einmal bitter scherzt. Auch er hatte gedichtet, mit ungeheurem Ehrgeiz die bebende Hand nach den höchsten Lorbeern ausgestreckt, reiches Lob geerntet und doch in schmerzvollen Stunden aus tiefer Brust die Unzulänglichkeit seines künstlerischen Vermögens beklagt, denn an seiner Schaffensfreudigkeit zehrte der bohrendste Zweifel und er fand ein grausames Behagen darin, sein ganzes Empfindungsleben selbstquälerisch zu seciren. Eine unselige Erbschaft des Blutes überfiel ihn oft mit schwerem Trübsinn. Der Balsam der Liebe verkehrte sich ihm in Gift. „Von wie vielen Seiten der Mensch angegriffen sein kann, bin ich's. In Amtsverhältnissen ohne Erfolg, als Schriftsteller ohne Selbstvertrauen zum Widerstand, als Mensch liebend voll Zweifel." Seine Beamtenlaufbahn verwundete die zarte Seele von allen Seiten mit Dornen, die er sich, nie geübt die lästigen Dinge dieser Welt nach Wiener Art leicht zu nehmen, geflissentlich tiefer in's Fleisch drückte. Wollte er frei im Strome der Dichtung baden, so vertrat ihm die brutale Censur den Weg und riß ihn aus dem reinen Kunstbereich mit plumper Faust herab in die lähmende Schwüle des Polizeistaats. Noch am 19. April 1826 drangen mehrere Polizisten bei Tagesgrauen in sein Zimmer und durchwühlten, mit Berufung auf seine Zugehörigkeit zur Ludlamshöhle, einem lustigen Verein, alle Papiere. Er schrieb dann die trostlosen Worte in sein Gedenkbuch: „Wer mir die Vernachlässigung meines Talentes zum Vorwurfe macht, der sollte vorher bedenken, wie in dem ewigen Kampfe mit Dummheit und Schlechtigkeit endlich der Geist erlahmt. Wie um nicht immerfort verletzt zu werden, endlich kein Mittel übrig bleibt, als sich unempfindlich zu machen, wie kein Aufschwung möglich ist, wenn man bei jeder Flügelbewegung an den Plafond der Censur anstößt, und die Arbeit aufhört ein Vergnügen zu sein, wenn das Hervorgebrachte die Quelle tausendfältiger Unannehmlichkeiten wird, wie es z. B. bei dem letzten Stücke ‚Ottokar' der Fall war, wo, nachdem ich mich ein volles Jahr mit der Censur herumgebalgt hatte, endlich vor und nach der Aufführung wohlbekannte Personen notorisch die böhmischen Studenten zur Unzufriedenheit als über einen der böhmischen Nation zugefügten Schimpf aufreizten." Seinen wirklichen und eingebildeten Leiden, häuslichem und dichterischem Gram und dem so eigensinnig stockenden Liebesverkehr mit Katty Fröhlich zu entfliehen, trat Grillparzer 1826, acht Tage vor Goethes Geburtstag, eine Reise an, die der

ſtillen Stadt zuſtrebte, wo das Haupt des deutſchen Geiſteslebens in erhabener, durch keine Stürme geſtörter Thätigkeit emporragte. Grillparzer war zu ſtolz geweſen, gleich zahlloſen Dichtern und Dichterlingen der Majeſtät zu Weimar mit Briefen und Zuſendungen zu hofiren. Seine Sehnſucht nach dieſem hohen Mittel- und Ruhepunkt war gerade damals mit banger Scheu gemiſcht, die ihn nur langſam und auf Umwegen in die thüringiſche Reſidenz gelangen ließ. Das Tagebuch erlaubt uns Reiſegenoſſen zu ſein und den immer geſcheiten, oft ſehr unerquicklichen Wahrnehmungen des leidenden Paſſagiers zu lauſchen. In jener Poſtkutſchenzeit beobachtete man Land und Leute gemächlicher und ſchärfer, und Grillparzer hat offene kritiſche Augen, die ſich nicht blos auf die Hauptſtationen und auf hübſche Weiber richten, obwohl er den letzteren eine reichliche Aufmerkſamkeit ſchenkt. Er ſtudirt das charakteriſtiſche Gebahren eines Schmieds im Vorbeifahren und weiß flüchtige Erſcheinungen mit raſchem Stift feſtzuhalten. Er ſpricht als poetiſcher Naturfreund. Er entwirft eine meiſterhafte Schilderung von Prag und hemmt im Anſchauen der vielthürmigen Moldauſtadt ſeine echt wieneriſche Abneigung gegen die Czechen, in deren Geſchichte ihm mancher nach dramatiſcher Auferſtehung verlangende Schatten begegnet war und wieder begegnen ſollte: Trahomira, Ottokar, Libuſſa, der „ſtille Kaiſer Rudolf", ihm durch innere Verwandtſchaft vor anderen lieb. Aber die dichteriſchen Anwandlungen ſind ſo flüchtig wie möglich, wagt er doch kaum unter das glatte und platte Schreibervolk Dresdens und Leipzigs zu treten, weil ihm der Rechtstitel dazu fehle. Er thut ſich dafür eine Güte, die ſächſiſche Mundart mit grotesker Wuth auszuſchelten, ſowie ſein Widerwille gegen die Juden, anfangs raſch angedeutet, in Prag und im liebenswürdigen Mendelsſohn'ſchen Kreiſe zu Berlin recht häßliche Wendungen nimmt. Doch iſt er frei geſtimmt genug, um mit eigenthümlicher Wahl des Einzelnen die Dresdener Kunſtſchätze zu beſchauen und in dieſer für viele deutſche Schriftſteller wahrhaft einweihenden Galerie das Gebiet der Malerei ſich gleichſam neu zu erobern, als komme er aus einem öden Städtlein ſtatt aus der Nachbarſchaft des Belvedere. Dagegen verleugnet ſich in Leipzig und Berlin der muſikaliſche Wiener und der verwöhnte Kenner des Burgtheaters nicht, wenn er ſcharfe Urtheile über einzelne Bühnenkräfte zu Papier bringt. Wichtig ſcheint mir vor Allem der Abſchnitt über Berlin und die Verdienſte des Preußenthums. Schon neuerliche Mittheilungen über Grillparzers Verkehr mit Otto Prechtler ließen ſein neidiſches Verſtändniß für norddeutſche Zucht erkennen; hier liegt deutlich vor Augen, wie Grillparzer, der ſein Oeſterreich innig liebte und doch ſo unglücklich über dies geliebte Oeſterreich war, mit bitter gemiſchten Gefühlen die guten und ſchlimmen Seiten des Berolinismus prüfte, immer vergleichend, immer abwägend, vielfach mit einem herben Gefühl der Entbehrung.

Leider verſiegt unſere Quelle in Berlin.

* * *

„1826. Am 21. August Abends um ½10 Uhr von Wien abgereist. Mit traurigem Gemüth. Vorzüglich angeregt durch die unwillkürliche Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes mit jenem, in dem ich Wien vor 7 Jahren zur Reise nach Italien verließ. Damals voll Hoffnung und Blüthe, im Uebermuth des Wagens und der That — jetzt beinah verwelkt und kleinlaut. Weiß Gott, ich zwinge mich zu dieser Reise, und ich applicire sie mir wie eine Visikatur, als letztes Mittel, um zu sehen, ob's noch zieht und ob noch ein Rest von Lebenskraft vorhanden.

Ich beginne diese Reise mit einem eigenen unangenehmen Vorgefühle.

Im Wagen ein Kaufmann aus Wien und 2 Juden. Höchst unangenehm.

Die Nacht hindurch gefahren. Aufgang der Sonne in der Nähe von Znaim. Erinnerung an die fatalen Reisen, die ich auf derselben Straße mit dem nunmehr verstorbenen Graf Stadion gemacht. So wenig angenehm nun der gegenwärtige Ausflug ist, so soll er doch, will ich hoffen, besser ausfallen, als jene Frohnfahrten.

Den Tag im Wagen zugebracht, wie man ihn nach einer durchwachten Nacht, zerschüttelt, von Hitze und dem ungeheuersten Staube gequält, vis-à-vis von 2 Juden zubringen kann. Gegen Abend glücklicher Weise vor Iglau die Achse gebrochen. Glücklicher Weise, da der Zufall uns Gelegenheit gab, ein wenig sich zu erholen.

Komisch war anzusehen, wie eine Station vor Iglau der Schmied des Ortes den Conducteur auf den Bruch der Achse aufmerksam machte. Der Mann hatte auf eine fast unbegreifliche Weise das am unteren Theile der Achse befindliche Gebrechen im Vorbeigehen sogleich bemerkt. Kaum aber hatte er es ausgesprochen, als Alles über ihn herfiel, ihn mit Schimpfworten überhäufte, seine angebotenen Dienste zurückwies, und doch war die Achse wirklich gebrochen und wir waren ihm eher Dank schuldig. Ich erkundigte mich und erfuhr nun, daß der Mann, wie gesagt, Schmied des Ortes, und wohl oft ohne Arbeit, sich ein eigenes Geschäft daraus mache, den ankommenden Wagen aufzulauern und den Leuten die gute Laune durch Entdeckung eines Gebrechens an denselben zu verleiden: daher ist der Mann bekannt und verhaßt, Niemand läßt etwas bei ihm repariren, sondern man fährt aus Abgunst lieber mit Gefahr eine Station weiter: und doch setzt der Schmied sein odiöses Geschäft immer fort.

Ich bewunderte, wie ruhig er fort ging, wie er auf alle Schmähungen nicht ein Wort erwiderte, als ob die Anderen ein Recht hätten, sie ihm zu sagen. Er soutenirt wenigstens seinen Charakter.

In Iglau 2 Stunden, während der Wiederherstellung der Achse herumgeschlendert. Die Stadt nicht übel, der Menschenschlag hübsch. Ein Haus nahe dem Thor von oben bis unten mit beinahe ganz geschwärzten Malereien bedeckt. Oben und unten biblische Geschichten, in der mittleren Reihe den Einzug eines großen Herrn darstellend, Karl V., wie man mir sagte. Das Ganze recht gut gemalt: besonders scheinen in dem Festzuge die Gesichter all

dieſer Ritter und Herren meiſt mehr Ausgedrücktes und Bezeichnendes gehabt zu haben, als von einer ſolchen Schilderei zu erwarten iſt.

Bei einbrechender Dunkelheit abgereiſt, die Nacht durch gefahren. Gewitter und Regen. Sobald man die böhmiſche Grenze überſchritten hat, fährt man ſchlechter, langſamer. — Tagesanbruch. Bilde ich's mir ein, oder iſt die im Grunde nicht ſo üble Gegend wirklich — wie ſoll ich's nennen? — ernſter, herber, rauher als in Oeſterreich und Mähren, Straßenbettler häufiger und unverſchämter. Einem meiner Reiſegefährten fiel der Mantel vom Wagen: der Poſtillon ſtieg ab und holte ihn, der etwa 10 Schritte zurück lag.

Da wir in der Station angekommen waren, begehrte der Poſtillon ein eigenes Trinkgeld für das Holen des Mantels.

Endlich erblickt man Prag, herrlich gelegen im Umkreiſe ſeiner Berge.

23. Ich kam mit einer Art Vorurtheil gegen Prag hier an. Das wahrhaft läppiſche Mißverſtehen meines Ottokar, die lächerliche Wuth, in welche der beſchränkte Nationalſinn der hieſigen Einwohnerſchaft über dieſes unſchuldig gemeinte Stück gerieth, hatte mich höchſt ungünſtig vorbereitet. Demungeachtet aber konnte ich mich des grandioſen Eindruckes nicht erwehren, den dieſe Stadt auf jeden Beſchauenden machen muß. Die Lage im Keſſel von ſchön bepflanzten Bergen, überall vortheilhafte Linien bildend, der breite Fluß mitten durch die Stadt, das Häuſergewühl durch ſonderbare Thürme und hervorragende Gebäude aller Art wohlthuend unterbrochen und in Partien geſondert, der Hradſchin das Ganze krönend — Alles trägt dazu bei, dieſe Stadt recht gemäldehaft zu einer der ſchönſten für den Beſchauer zu machen. Es iſt hier etwas, das an Venedig erinnert: das Fortlebende, nämlich das Alterthümliche zwiſchen und neben dem Neuen: Rathhaus und die Thürme an der Brücke rufen Florenz zurück, und im Ganzen machte mir Prag wirklich einen ähnlichen Eindruck mit letztgenannter Stadt.

Der ſchönſte Ueberblick iſt vom ſogenannten Lorenzberg. Ich war mit Pußwald gegen Abend in dem dort oben gelegenen Gaſthauſe, die Hafenburg genannt, und ich muß geſtehen, daß ich mir etwas Reizenderes kaum denken kann, als Prag von dieſem Standpunkte. Die Bauwerke aus früherer Zeit haben hier durchaus etwas Phantaſtiſches, das in einem ſonderbaren Einklange mit dem Geiſte der älteſten Geſchichte Böhmens, der romanhafteſten, die ich kenne, ſteht.

Dieſe vielen Thürme mit vielfachen Spitzen, jede anders und nur in der Seltſamkeit übereinſtimmend, dieſe Kirchen, kaum eine ſchön, aber alle auffallend, mitunter wunderlich, z. B. die Domkirche mit ihren Schnörkeln und Säulchen, mit ihren Strebepfeilern, die nichts tragen, und ihren Bogen, die nichts ſtützen, ein treffendes Bild der Willkürlichkeit, jedes Glied gleichſam ohne Zweck, wie nur um ſeiner ſelbſt willen hingeſtellt und doch im Geſammteindruck ſo wunderbar. Kurz, dieſe Stadt trägt nicht das Gepräge des befriedigten Bedürfniſſes, ſondern der freien, ſchaffenden Geiſteskraft, ſie beſteht nicht aus Wohnungen, ſondern aus Gebäuden. Wenn dieſes letztere freilich nur von den Ueberbleibſeln der älteren Zeit gilt, ſo reihen ſich die

neueren Häuser ihnen doch so an, daß sie den würdigen Eindruck durchaus nicht stören, und man kann Prag wirklich eine schöne Stadt nennen.

Die Brücke etwas derb, aber schön, die angebrachten Bildsäulen, sonst überall plump, stimmen zum Ganzen, dieser ärmliche Fluß dehnt sich hier zum breiten Strome aus, freilich ebenso seicht, als er breit ist. Verhüte Gott, daß er je ein Symbol der Nationalbildung sei!

24. Auf dem Hradschin gewesen. Das königliche Schloß sehr unter meiner Erwartung. Ich ziehe die Wiener Burg vor. Dort sieht man doch die Generationen, die dorten gebaut haben, und freut sich, daß so unumschränkte Herren sich behelfen und begnügen; hier sind Summen verschwendet, und doch nichts erreicht. Das Ganze weitläufig und doch nicht groß: kasernenartig, ohne architektonische Bedeutenheit. Ueberhaupt ist der Hradschin der Ort nicht, von dem aus sich Prag im Glanze zeigt, — der Ansicht vom Hradschin fehlt das Beste, der Hradschin selbst nämlich, der den Anblick von Prag erst zu dem macht, was es von jedem anderen Standpunkte aus ist. Von der Ferne stellt sich auch das Schloß herrlich dar, in der Nähe, wie gesagt, gefällt es mir nicht.

Die Domkirche besehen. So viel Merkwürdiges, daß man kaum weiß, wo man hinsehen soll. Ottokars Grabmal. Die Figur verstümmelt, die Nase fort, kaum eine Physiognomie erkennbar. Ich habe den Mann aufrichtig um Verzeihung gebeten, wenn ich ihm irgend worin Unrecht gethan haben sollte. Uebrigens zeichnet sein Grab nichts aus und es liegt ununterschieden unter den Spitihniev und anderen Tröpfen, vor denen er oft ausgezeichnet war. Die Preußen haben einen Theil dieser Kirche zusammengeschossen, gegenwärtig nimmt sie sich von dieser Kehrseite und im Innern (als Ganzes) nicht zum Besten aus.

Diese Stadt bringt mir außer einem wirklich aufgeführten (Ottokar) auch noch zwei entworfene Trauerspiele in's Gedächtniß. Drahomira und Rudolf II. Von ersterer und besonders dem H. Wenzel ist namentlich diese Domkirche übervoll. Gemälde, seine Lebensgeschichte darstellend, sein Helm und Panzerhemde, der Ring, an den sich haltend er getödtet wurde (wenn man anders damals in Böhmen Messing schon kannte), alles erinnert an ihn und an seinen Bruder Boleslaw.

Hingegen kaum eine Spur von Rudolf II. zu finden, und doch muß er für Prag so viel gethan haben.

Das königliche Schloß trägt seines Bruders Matthias Namen an der Stirne. Hat es denn nicht schon Rudolf bewohnt? Der stille Kaiser Rudolf.

In der Judenstadt gewesen. Schmutz, Schmutz, Schmutz. Man begreift, warum dies Volk keine Schweine ißt.

Es wäre eine eigentliche Hyophagie (Anthropophagie). Und doch sah ich drei der schönsten Mädchen, die ich je gesehen, in dieser Judenstadt und alle drei offenbar Jüdinnen. Die eine beinahe griechisch und ideal, die anderen menschlich, leiblich, fleischlich, was man will; aber äußerst hübsch.

Dieſe Stadt hat mich einigermaßen mit der böhmiſchen Nation ausgeſöhnt, die ich nie habe leiden mögen. Eigentlich ſollte man über kein Volk aburtheilen, bevor man es in ſeiner Heimat geſehen. Iſt nicht der Italiener, daheim klug wie keiner, in der Fremde die eigentlichſte Caricatur? Gewiſſe Eigenſchaften bedürfen gewiſſer Unterlagen und Umgebungen, außer dem Zuſammenhange wird das Conſequenteſte abſurd.

25. Von Prag abgereiſt. Mit Lohnkutſcher: ein alberner alter Mann mit ſeiner häßlichen, aber offenbar gutmüthigen Frau im Fond des Wagens: ich und ein Goldſchmied, geborner Böhme, jetzt zu Berlin etablirt, auf dem Rückſitze; eine Art Student als blinder Paſſagier auf dem Kutſchbocke. Staub und Hitze. Langweilige Reiſe. Die Landſchaft unbedeutend, die Staffage (unſere Geſellſchaft) ganz analog. Der alte Mann, der nach Töpliz zieht, um ſich heilen zu laſſen (erkennbar mit Rückſicht auf das punctum puncti wie abgebrochene Seufzer und Reden zu ſeiner Frau andeuten) iſt von einem Leichtſinn, wie man ihn in dieſen Jahren wohl ſelten findet, hierin nur mit dem alten F. vergleichbar.

Mittagbrot — *** das Eſſen ſchlecht, die Zeche verhältnißmäßig ungeheuer. Meine Geſellſchaft erboſte ſich: mich amüſirte das Unverſchämte der Forderung und das Benehmen der Kellnerin, eines hübſchen und offenbar klugen und beſtimmten Mädchens. Seitdem feindet mich der alte Pantalon an, und richtet ſeine Reden vorzugsweiſe im Wagen an den böhmiſchen Berliner. Der Mann iſt offenbar Beamter, und rechnet ſich doch wohl zu den Gebildeten: das hindert ihn aber nicht, Urinen ſtatt Ruinen zu ſagen und von einem Gemälde zu erzählen, das der berühmte Maler Raphael oder Gabriel gemalt habe.

Bei Tiſche die Bekanntſchaft einer hübſchen Sächſin gemacht, die mit ihrem Manne da war. Schöne blaue Augen, das übrige freilich weniger bedeutend.

Gegen Abend die ſchönen Grenzberge in's Auge bekommen. Das Herz ging mir auf bei dem Anblicke. Sie ſind nicht ſehr hoch, aber von den reizendſten Formen. Die Sonne im Sinken, einige Wölkchen am Himmel, folglich die Beleuchtung, wie ſie eine Berglandſchaft erfordert. Ich ſtieg aus und ging der wehenden Luft entgegen, die Körper gewinnt und trinkbar wird. Die Schönheit der Berge nimmt aber keineswegs zu im Fortſchreiten, wie man mir früher glauben gemacht, die erſten Maſſen mit ihrem herrlichen Abſtich gegen das flache Land ſind und bleiben die ſchönſten.

Die hübſche Sächſin in der Schänke wieder geſehen und geſprochen. Der Mann ſcheint eiferſüchtig.

Die Dunkelheit nimmt zu, die Berge werden formlos, es iſt Nacht. Wir fahren noch immer. Endlich beleuchtete Fenſter von Töpliz.

26. Gut geſchlafen. Früh Morgens fort. Hier wurde ich das erſte Mal in meinem Leben verkauft und zwar für einen Thaler Courant. Der Fuhrmann aus Prag, ein Spitzbube, erklärte nämlich hier erſt, daß er nicht bis Dresden fahren könne, ſtatt ſeiner aber einen anderen ſtellen wolle. Er

brachte auch auf der Stelle einen Sachsen im blauen Fuhrmannshemde, der sich mit einigen Späßchen als „ein Franzose" ankündigte und den ich mir endlich gefallen ließ. Bei der Abreise zeigte sich aber erst, daß sein Wagen schon bespannt sei, und nun erhob er den Kutscherſitz zum Cabriolet für zwei Personen, indem er sich selbst auf einem schmalen Brettchen querüber hart an der Deichsel setzte. Der Kutscher widerte mir Anfangs mit seiner Gerklugheit, seiner Sprachseligkeit, in der Folge zeigte er sich aber doch als ein tüchtiger, zwar gabenliebender, aber nicht gerade habsüchtiger Mann. Belehrungen theilte er überall aus. Den Buben, die den Vorspann führten, predigte er gegen den Eigennutz. Hier habt ihr zwei Groschen mehr, rief er ihnen zu, aber verkauft nicht Leib und Seele für ein paar Dreier. Eure Herzen müßt ihr bilden. Ja, sagten die Knaben, und nahmen das Geld. Hierauf beschloß er seine Passagiers zu unterhalten, und hub ein Lied von einem braven Mann ganz gräßlich zu blöcken an. So ging's fort. Die Gegend nicht so schön, als ich sie mir aus Beschreibungen vorgestellt. Die Lage, die Aussicht nicht überraschend, wenn man in Salzburg gewesen ist.

Mittags in Gießhübel. Da hörte ich zuerst dieses Volk seine blöckende E-Sprache ausbreiten. Ein ältlicher Mann von Stande quäckte und näselte so, daß mir bald wirklich schlimm geworden wäre. Endlich aufgebrochen und fort durch das schöne, ich möchte sagen gebildete Land. Der Abstich zwischen Böhmen und Sachsen ist wirklich ungeheuer.

Angehalten. In der Wirthsstube ein Mädchen, das mich durch die Unverschämtheit, mit der sie sich Alles bieten ließ, wirklich empörte und dazu die reine, gebildete Sprache. Ein sonderbarer Eindruck.

27. Dräsden. Gestern Abend hier angekommen, die Nacht hier geschlafen. Nichts kann dem unangenehmen Gefühle verglichen werden, mit dem ich mich hier empfinde. Diese quäckenden Frösche, mit ihrer äußeren Höflichkeit und inneren Grobheit, mit ihrer Bereitwilligkeit und Thatlosigkeit, ihrer schwächlichen Großthuerei, all das ekelt mich an. Wir mußten erst vor zwei Gasthöfen anfragen, bis ich hier, im Engel, endlich Platz fand. Mein Hut war aus Versehen im Gasthause zur Stadt Wien zurückgeblieben. Ich gab gestern zweien von den Hausburschen den Auftrag, ihn zu holen; jeder von Beiden war so bereitwillig, daß ich fast fürchtete, die Leute könnten sich durch zu große Eile Schaden thun, aber am Ende war Keiner gegangen. Zu Abend bei Tische waren mehrere junge Offiziere, die von nichts anderm sprachen, als wie viel Flaschen Champagner sie nun getrunken hätten, dabei sprachen sie einige: Gott verdamm' mich, und andere derlei Phrasen und am Ende hatten sie, zu Vieren, drei Flaschen getrunken.

Die Sprache dieser Leute beleidigt mein Ohr. Ein Oesterreicher kann mit seinem Jargon einem Fremden bäuerisch vorkommen, die Sprache dieser Leute aber ist unleidlich. Sie ist unmännlich, geckenhaft wie von und für Kopflose. Alle scharf denkenden und lebhaft fühlenden Nationen sprechen (nicht so wohl schnell, das thun die Sachsen im Uebermaß) als abbrevirt.

Sie ziehen zuſammen, verſchlucken einen Theil der Buchſtaben, z. B. Franzoſen, Engländer; aber die Leute dahier dehnen jede Silbe, verlängern jedes Wort, hängen überall ein Lieblings-E an, ſo daß ihre Sprache endlich ein förmliches Mäh, Mäh von Schafen wird.

Indem ich ſchreibe, werde ich ruhiger. Ich habe geſtern Abend mich geärgert, die Nacht ſchlecht geſchlafen und mich mit den unleidlichſten Gedanken im Bette herumgewälzt. Mir war als müſſe ich auf der Stelle wieder umkehren und wieder nach Hauſe reiſen. Was will ich denn eigentlich hier? Was will ich im übrigen Deutſchland? — Mich zerſtreuen? Ich bin zerſtreut genug. Wiſſenſchaftliche und Kunſtanſtalten kennen lernen? — Dazu wird mein Aufenthalt in jedem Orte zu kurz ſein. Die Gelehrten, die Künſtler kennen lernen? — Gehöre ich denn noch unter ſie? Hier iſt die Quelle meiner Marter, der Mittelpunkt meines Lebensüberdruſſes. Daß ich nicht fähig bin zu ſchaffen, und ein dunkles Gefühl mir die Fratze vorhält, ich werde es nie mehr werden, das jagt mich wie ein gehetztes Wild. Mit welcher Empfindung werde ich den hieſigen Literatoren entgegen treten? Nicht als ob ich ſie ſcheute, dazu achte ich ſie zu wenig und erſt bei Goethe wird mir Bangigkeit ankommen, aber am Ende ſind ſie doch thätig, ſind doch, was ſie ſein können, was ſie immer waren; und wenn ich mich trotz Allem für beſſer halte als ſie ſind, was nützt mir das? Selbſtſchätzung war mir immer fremd und ich kann nicht begreifen, wie Einer darauf beſſer ſein kann, weil ein Anderer ſchlechter iſt. Aut Caesar aut nihil. Deutſchland iſt von meiner Seite ſicher, vor den welken Früchten eines erkaltenden Talents.

Tieck beſucht. Voll Geiſt iſt der Mann und gut ſpricht er, aber es giebt einen δίκαιος und eine ἄδικος λόγος. Bald unterbrach uns der Buchhändler Schleſinger aus Berlin und ſchmuſete bis ich fortging. Manchen Leuten bleibt es unbegreiflich, daß ſie ennuyiren könnten. Als an einem Sonntage die katholiſche Kirche beſucht. Inſtrumentalmuſik und Chöre ſehr gut, erſtere jedoch einigemale gefehlt, Flöten verſtimmt. Ein trefflicher Baſſiſt, zwei Kaſtraten. Der Altſänger ſehr gut, der Sopran ſchneidend und in der Höhe falſch ohne Verbindung der Fiſtel- und Mitteltöne, wenige Geſangbildung. Der König und das ganze königliche Haus in großer Andacht zugegen. In den Gängen der Kirche zwei gallonirte Thürſteher des Königs, die, indem ſie jede Störung hindern wollten, ſelbſt die größte Störung verurſachten. Nachmittags im Linke'ſchen Bade. Hübſcher Ort. Großes Concert gegen 1 Groſchen Einlage. Uebrigens weniger ſchlecht, als der Preis vermuthen ließ. Die Weiber alle mit der Stickerei in der Hand. Dieſe Leute ſehen ſehr gutmüthig aber langweilig aus. Noch kein ſchönes, kaum ein paar hübſche Mädchen geſehen. Ich glaube die Dresdenerinnen kommen mit dreißig Jahren zur Welt, bis jetzt ſah ich beinahe keine junge. Verhältnißmäßig viel Mißgeſtaltete und Zwerge.

Abends bei Tieck. Er las den Kaufmann von Venedig vortrefflich. Sein Vorleſen bringt die Wirkung der beſten Darſtellung auf der Bühne

hervor. Da er aber während der Acte nicht absetzte, und die Aufmerksamkeit immer gespannt blieb, so ward bei der großen Hitze das Ganze zuletzt in hohem Grade ermüdend und ich hatte Mühe, die Augen offen zu behalten.

28. Konnte Nachts nicht schlafen. Der kleine Kerl mit seiner Vorlesung hatte mich ganz wirblich gemacht. (Es regnet.)

Die Galerie besehen. Himmel, welcher Reichthum! Ich dachte immer, die Gemäldesammlung in Wien wäre bedeutend, aber was ist das gegen diese. Ich habe in 4 Stunden 413 Nummern besehen und mich absichtlich genau nach der Ordnung der Gemälde gehalten, obschon es mich drängte, einen Blick auf den Raphael zu anticipiren. In die äußere Gallerie sind die Holländer, Teutschen und Franzosen verwiesen, das innere Heiligthum haben die Italiener. Mit Recht, däucht mir, wenn man schon nach Schulen und Nationen sondert, was gleichfalls recht ist, wie ich glaube.

An Niederländern nun hat diese Galerie den unglaublichsten Reichthum, Historien und Stillleben, Schlacht-, Blumen- und Fruchtstücke, Landschaften in höchster Vollendung; alles ist da aufgehäuft, obwohl meistens mehr dem Bezeichnenden huldigend, als dem Schönen.

Alles überragend, was ich heute gesehen, steht die „Verstoßung der Hagar" von Adrian van der Werff, ein Bild, daß nach meinem Gefühle dem Herrlichsten an die Seite gestellt werden kann, was die Kunst je hervorgebracht.

29. Ich wollte über diese Hagar noch größere Lobeserhebungen niederschreiben, nun trifft sich's aber, daß von Allen, mit denen ich über dies Bild gesprochen, Niemand in meine Meinung einstimmen will. Das ist schlimm, bei mir wenigstens immer von großem Gewicht, vornehmlich in Dingen, von denen ich mir keine vollständige Kenntniß zuschreiben kann. Nun denn also, das Fleisch dieser Hagar mag elfenbeinern sein, die Formen sind aber demungeachtet vortrefflich; dieser Nacken, dieser Rücken, diese Arme überbieten sich an Schönheit. Der Faltenwurf ist kleinlich? Warum sollte er hier grandios sein? Daß der kleine Ismael garstig ist, sah ich wohl auf den ersten Blick selbst. Aber nun, welche Wahrheit in der Composition! Das Gesicht Hagars ist abgewendet und doch liest man den ganzen Gehalt des Augenblickes in jeder der reizenden Wendungen des Halses, des Kopfes, wie sie sich nach Abraham hinkehrt, klagend, vorwerfend, und offenbar zugleich lauernd, ob nicht ein Wink, eine Bewegung anzeigen werde, daß er nur gezwungen handle, daß sein Herz nicht sei bei seinem grausamen Ausspruch. Und Abraham hat wirklich so viel Gedrücktes, die Wendung der Entfernung gebietenden Hände hat so viel Entschuldigendes, daß ohne die lauernde Sara die Scene wohl eine andere Wendung nähme.

30. 31. Wie leicht vorauszusetzen war, die Lust zu diesen Kritzeleien verloren. Vor- und Nachmittag in der Galerie. Den Enthusiasmus für meine Hagar zum Theil verloren, nachdem ich die unendlichen Werke der Italienischen Schule gesehen. Correggio die Nacht wurde eben copirt und

war daher nur Theil für Theil, nicht als Ganzes zu betrachten. Hat (vielleicht nur wegen dieses Umstandes) nicht all die Wirkung auf mich gemacht, die ich erwartete. Das Licht, das vom Kinde ausgeht, giebt in seiner, nicht von der Natur hergenommenen Weise dem Ganzen etwas Sonderbares, besonders wird die Jungfrau dadurch für mich beinahe entstellt. Die Hirten, in der Entfernung viel greller bestrahlt, machen sich lebhafter. Der heilige Joseph vortrefflich. Wie gesagt, wäre es möglich gewesen das Bild in gehörigem Abstande und als Ganzes zu betrachten, so würde das Urtheil vielleicht anders ausgefallen sein. Alle Erwartungen erfüllte jene zweite Madonna mit Johannes, Katharina u. s. w. Auf dem dritten Bilde fand ich besonders den heiligen Rochus mit seinem Helldunkel außerordentlich. Zum h. Georg. Dieser Heilige so schön man sich nur denken kann, dagegen der h. Johannes viel zu häßlich, die Engel kolossal, die Madonna unangenehm hingekauert und wohl gar zu irdisch, das Ganze nach meinem Gefühle zu bunt.

Durch besondere Güte Rafaels Madonna di S. Sisto gesehen, die eben unter den Händen des Restaurateurs sich befindet.

Was ist da viel zu sagen? Die übrigen Bilder und Maler sind unter sich der Stufe nach verschieden, Rafael der Gattung nach. Dieser Bube, mehr ein Erschaffer, als Erlöser, die Augen brennen ihm im Kopfe. Dagegen die Jungfrau, die menschliche Mutter des jungen Gottes. Auf allen Kupferstichen und Copien hat die heil. Katharina etwas widerlich kokettes, auf dem Bilde selbst nun so anders, wie verschämt zierlich. Der heil. Papst zeigt offenbar mit dem Finger der rechten Hand aus dem Bilde heraus, das Kind schaut bestimmt, die Mutter etwas obenhin, in der Richtung des zeigenden Fingers. Katharinas gesenkte Augen blicken beinahe verstohlen nach derselben Gegend. Zeigt nicht der Papst den beiden Himmlischen die Kirche, die er gestiftet, und ist nicht etwa diese Kirche es oder etwa nur ein Altar darin, der heil. Katharina gewidmet, die beschämt und still erfreut über so viel Ehre verstohlen danach hinblickt? Ich wäre begierig, das Eigentliche der Sache zu wissen.

Die Antiken beiehen, mit schmerzlicher Empfindung. Es brachte mir die Tage in Rom in's Gedächtniß, die damalige Lage, die damaligen Entwürfe. Was stand Alles zu hoffen, wie wenig hat sich erfüllt. Der Welt ward ein Dichter geboren und die Prosa hat ihn getödtet. Ich glaube bald, diese Begeisterung war blos physisch, und hat sich mit den physischen Ursachen zugleich aus dem Wege gemacht. Wohlan! Man muß ausharren, bis an's Ende.

Wenn ein eigentlicher Dichter durch nähere Bekanntschaft leicht verliert, so kann dagegen ein schlechter nur dadurch gewinnen. Theodor Hell (Winkler) scheint ein gutmüthiger Mensch; er ist als Familienvater höchst glücklich und ich habe die Fähigkeit, glücklich zu sein, immer unter die Tugenden gezählt. Kleinlich sind die Leutchen hier wohl ein wenig, aber nicht bösartig. Ich

mußte lachen, wie die Tochter des Hofrath Böttiger ihrem Vater etwas zu melden kam und, während sie sprach, ihren Augen gegenüber ein Stellbrett voll Phallen und egyptischen Götterschenkeln hatte . . .

Ich bin krank. Das Herumjagen in den Galerien, der ungewohnte Wein und vielleicht ein Abendessen, das Advocat Kuhn gab, haben übel auf mich gewirkt.

2. September. Mißmuthig beschloß ich um 11 Uhr, nach Tharandt zu fahren, um doch etwas von der gerühmten schönen Natur um Dresden zu genießen. Einige Götterstunden verlebt! Die Gegend ist paradiesisch, die Aussicht von den Ruinen über allen Begriff. Ich weiß nicht, war es die Gewohnheit der letzten Tage, in Galerien heimisch zu sein, oder liegt es im Eigenthümlichen der hiesigen Natur, daß jede einzelne Aussicht sich mir so sehr als ein Gemälde darstellte. Ich habe das noch nie in so hohem Grade erfahren.

Am 3. September nach Leipzig abgegangen. Abends um 5 Uhr angekommen. Im Theater „Die Italiener in Algier". Guter Tenor Vetter, die Anderen schlecht. Taddeo, ein sächsischer Spaßmacher. Die Leipziger lachten zum Ausschütten, mir aber war der Patron so abgeschmackt, daß ich ihm hätte Nasenstüber geben können. Herr Genast hieß er, denk' ich. Das Innere des Theaters bis auf einen gewissen Grad imposant, mit vor- und übereinander gebauten Galerien in einem seltsamen Geschmacke, fast an eine türkische Moschee erinnernd, mit dünnen goldenen Säulchen und hellen bunten Farben. Die Studenten etwas abgeschmackt herausgestutzt, sonst aber ziemlich gesittet. Zwei von ihnen, nicht jung mehr, mit aufgedunsenen leeren Gesichtern, hatten sich auf's Malerischste in schwarze Anzüge gekleidet, auf dem Kopfe oben trugen sie weiß und blaue kleine Käppchen, auf die Art, wie ehemals die Kurfürsten sie trugen. Hier fängt wohl das Land des Scheines an, obwohl nicht zu leugnen ist, daß sie auch in manchem Wesentlichen uns arme Oesterreicher weit zurücklassen.

4. Aus langer Weile Hofrath Wendt besucht. Das ist nun so ein Schein-Mensch, ein aufgedunsenes Nichts. In Oesterreich hielte der Mann sein Maul und verlöre sich unter der Menge, hier schwatzt er und schreibt und gilt.

Abends mit Wendt, Justizrath Blümner und Graf Hohenthal im Rosenthale. Blümner, ein offener, sehr gescheuter Mann, übrigens vielleicht etwas intolerant, denn er wurde zusehends kälter, als ich über einige Dinge mein Urtheil gesagt, das offenbar nicht das seinige war.

Mein Uebel verschlimmert sich; die vergangene Nacht nicht geschlafen, mich verkühlt, weil ich's im Federbett nicht aushalten konnte und daher auf dem bloßen Stroh schlief . . .

Hofrath Küstner wiegt wohl nicht schwer. Ein literarischer petit-maitre.

Leipzig hat einen offenbaren Vorzug vor Dresden, nämlich die wunderbare Anzahl hübscher Mädchen, die hier auf den Straßen herumlaufen, indeß

das weibliche Geſchlecht in Dresden zu den unbegabteſten gehört, die mir noch vorgekommen.

5. Ueble Nacht, kaum eine Stunde geſchlafen. Starker Schweiß . . . Ich will demungeachtet noch heute fort nach Berlin, dort kann ich länger bleiben, dort will ich mich pflegen.

Wenn ich meiner innerſten Neigung folgte, ſo würde ich auf der Stelle umkehren und wieder nach Hauſe reiſen. Die Natur in dieſen Gegenden iſt nicht anziehend genug und die Leute beengen mich. Es war ein Theil des Zweckes meiner Reiſe, die namhafteren Männer kennen zu lernen, und ich beſuche ſie mit einer Art Pflichtgefühl, aber nur, damit ich dort war, nicht als ob es mir Vergnügen machte, hinzugehen. Die Leute haben eine Art Rührigkeit des Geiſtes, die meine wieneriſche Trägheit zu Schanden macht und einſchüchtert. Ich rede, wenn ich etwas zu ſagen habe, und ſchweige ſtill, wenn ich nichts weiß. Dieſe Leute aber wiſſen immer etwas. Die meiſten Geſpräche machen mir lange Weile.

Es iſt 4 Uhr; um 7 Uhr geht's nach Berlin. Weiß Gott, ich möchte lieber umkehren!

Wir fuhren die ganze Nacht. Nachdem ich 3 Nächte ſchlaflos geweſen, ſchlummerte ich nun aus äußerſter Ermattung faſt die ganze Nacht hindurch im Wagen. Ich befinde mich äußerſt unwohl und unter dieſen Umſtänden, mit einer ſtarken Diarrhöe behaftet, eine Reiſe von 23 Meilen im Eilwagen zu machen, der nirgends anhält, iſt wohl ein wenig gewagt. Aber mich drängt es weiter. In Berlin kann ich ausruhen. Mein Uebel wird während der Reiſe vor der Unmöglichkeit Reſpect haben.

Preußiſche Grenze. Viſitirt. Anſtändig behandelt.

Bei grauendem Morgen Wittenberg. Die alte Stadtkirche trat neblig hervor. Luthers Denkmal leider wegen des Dunkels nicht ſehen können. Abgeſchmackte Gegend, Haide, Haide. So ſchlimm, ſo ſandig als man mir es beſchrieben hatte, finde ich es denn doch nicht. Treuenbrietzen, Potsdam. In letzterem beim Eintritt Strohdächer, baufällig. Hütten, in der Nähe des Schloſſes Prachtgebäude und breite Straßen. Es regnete heftig, wir konnten wenig ſehen. Die Gegend um Potsdam ſchöner als ſeit Leipzig, aber doch auch nicht allzuviel. Sansſouci will ich mir in der Folge einmal beſehen. Erſt ein paar tauſend Schritte vor Berlin merkt man die Nähe einer ſo großen Stadt. Die Landhäuſer von hier an aber wirklich ſehr niedlich, beſonders mit hübſchen Eiſengittern eingefaßt. Endlich die Thürme von Berlin. Der erſte Anblick imponirt kaum mehr als der von Dresden. Durch's Thor eingefahren. Schön. Die Gebäude ſchöner, als ich ſie in ſolcher Menge beiſammen je geſehen. Die Straßen breit. Königlich. Das Schloß. Ohne ein eigentliches Bauwerk zu ſein ſchön. Im Gaſthauſe zum Könige von Portugal abgeſtiegen. Alles beſetzt, ſchlechte Stube. Da es regnete und ich zu faul war weiter zu ſuchen, blieb ich gegen das Verſprechen einer beſſeren Wohnung für morgen. Man ſpielte in drei Theatern; da ich weder Käthchen von Heil-

bronn mit einer solch obscuren Besetzung sehen wollte, noch der französischen Komödie wieder in die Hände fallen wollte, der ich erst so glücklich in Wien entsprang, so beschloß ich nach der Königsstadt zu gehen: zu fahren vielmehr, denn ich miethete eine Droschke, deren Führer auf eine mich anekelnde Weise auf russisch vermummt war. Gewöhnt ihr euch schon in Voraus auf die Livree eurer zukünftigen Herrn? Das Königsstädter Theater von Außen recht hübsch: weite Vorhallen, breite Gänge. Das Innere nicht minder gut. Drei Reihen Galerien übereinander. Die Vertäfelung des Prosceniums unschicklicher Weise von der Bühne heraus gegen Parterre und Orchester gerückt. Muß das nicht der Wirkung der Stimme Schaden thun? Die übrige Einrichtung vom Leipziger Theater erborgt oder umgekehrt. Man gab ein elendes Lustspiel von Clauren: Das Doppelduell. Die Gesellschaft ungefähr so schlecht als das Personal unserer Josephstädter Bühne. Eine Mamsell Holzbecher wenigstens als Frauenzimmer hübsch. Ueber Spitzeder erschrak ich. So ohne alle Komik, so stümperhaft, hatte ich ihn mir nicht vorgestellt. Der andere Komiker Angely langweilig bis zum Sterben. Das Publikum lachte sehr über Beide. Hierauf folgte: Zum goldenen Löwen. Hier war Spitzeder besser. Uebrigens beruht sein Spiel (wie schon in Wien) mehr auf einer Anhäufung äußerer Possen, als auf wirklich innerer komischer Kraft. Für letztere scheint man im nördlichen (protestantischen?) Deutschland überhaupt wenig Sinn zu haben. Angely in diesem Stücke so schlecht als im vorhergehenden. Ich war müde und ging vor dem Ende. Im „König von Portugal" zu Nacht gegessen, wo die Speisekarte aus zwei warmen und drei kalten Gerichten bestand. In Wien ist man mit 20 Nummern kaum zufrieden. Ländlich, sittlich. Zu jeder warmen Speise erhält man unaufgefordert gesottene Kartoffeln.

6. September. Diese Nacht besser geschlafen. Gegen Morgen träumte ich von *** mit eigentlichem Verlangen. Mein Uebelbefinden hält an. Diese Art zu reisen taugt für mich nicht. Ich bin an viele Bequemlichkeiten gewöhnt, die mir hier fehlen. Die Fahrt auf der Eilpost Tag und Nacht ist beschwerlich und die immer neuen Gegenstände lassen meinen Geist nicht zur Ruhe kommen, ohne ihn durch ein besonderes Interesse zu begeistern: das ermüdet mich, greift mich an und macht mich krank. Ich hatte gehofft, auf dieser Reise mich durch die Nothwendigkeit, mich um Alles selbst zu kümmern, aus meiner Indolenz herauszureißen, aber nichts weniger als dies. Diese Bemühungen um Kleinigkeiten ennuyiren mich, ich verrichte sie mit Widerwillen und sinke dann in meine alte Unthätigkeit zurück.

Ich will wieder nach Hause; acht Tage in Berlin.

Wie bald diese Preußen ihre Constitutionslust verloren haben! Sie vergöttern ihren König, als ob er nicht mehr der von Anno 1806 wäre und als ob sie Alles erhalten, was sie im Jahre 1816 so heiß zu wünschen schienen: aber am Ende ist er *ihr* König und sie wollen nicht haben, daß etwas an dem *ihrigen* mangelhaft sei. Man muß aber auch gestehen, daß

die hiesige Regierung, wenn sie einmal im Wesentlichen nichts ausgeben will, sich in Bezug auf das Zufällige musterhaft benimmt, und Oesterreich könnte und sollte sich davon ein Beispiel nehmen. Eine Beengung des Einzelnen ist hier nirgends sichtbar, die Polizeivorkehrungen stören nirgends, Kunst und Wissenschaften sind frei und man müßte weit gehen, wenn man sich in den gezogenen Schranken irgend verletzend stoßen sollte.

Daher haben die Preußen ihre politischen Anforderungen auch so bald vergessen. Der Geist hat auf so viel Seiten freie Bahn, daß er am Ende die einzige verschlossene kaum mehr vermißt. In Oesterreich zieht man aber die Grenzen immer enger und das Geistige muß daher entweder ganz erliegen, was doch die Regierung selbst nicht wollen kann, oder es muß einen Satz wagen, wie der eingehegte Hirsch — und im Springen kommt man leicht weiter als man glaubte und wollte. Weiß Gott, wie fern mir alles Politische liegt, ich erkenne aber das Verfahren Oesterreichs auch von Seite des Interesses der Regierung betrachtet als völlig unzweckmäßig.

Die hiesigen öffentlichen Gebäude haben alle beim ersten Anblicke etwas höchst imposantes, bei näherer Betrachtung verlieren sie aber theils durch eine gewisse Ueberladung an Verzierungen, die häufig an die Haarbeutelmanier erinnern, theils durch die Art, wie die Säulen angebracht sind, die alle ohne stark vortretende Substruction vom ersten Stockwerke an in die Höhe steigen, was auf mich einen widerlichen Eindruck macht, da die Säule, ihrer Natur nach eine Stütze, auf dem Boden ruhen soll. In ihrer häufigen Anwendung erscheint sie mehr als ein müßiges Beiwerk.

Einer Generalprobe der Oper Nurmahal von Spontini unter persönlicher Leitung des Componisten beigewohnt. Merkwürdig, daß er den kleinsten Verstoß gegen den Rhythmus und die äußerste Delicatesse der Instrumentisten, so alles Ungehörige der äußeren Anordnung auf's Strengste rügte, falsche Intonationen der Sänger gar nicht zu merken schien.

Da mein Finger sich immer verschlimmerte und der Wundarzt mir zuletzt alles Schreiben verbot, so will ich jetzt versuchen, abgerissen aus dem Gedächtnisse*) nachzutragen, so viel ich vermag."

* * *

*) Ist leider nicht geschehen (vgl. Selbstbiographie, Sämmtl. Werke 2. Ausgabe, 10, 175). Nach einer Reihe von leeren Blättern folgen rasche Aufzeichnungen aus der Schleißheimer Galerie, die Grillparzer von München aus besuchte: „Schleißheim zu ebener Erde I. 2 Paul Veronese. Ehebrecherin. 1 Copie nach Rafael, St. Michael. II. Paul Veronese, Hauptmann von Kapernaum. Titian. Dominichino, Kreuzauflegung. Tintoretto Portrait. C. Poussin, Landschaft. Sarrazeno, 4 Heilige, sonderbar verzückter Franziskus. III. Ein weinendes Mädchen, eins das ihr lächelnd zusieht, Rotari (äußerst lieblich). Wagner, homerische Helden, grandios, ohne Farbe." Weiter hinten stehen die fünf ersten Zeilen der „Jugenderinnerungen im Grünen", jenes Gedichts, das den Schlüssel zu Grillparzers so einzig seltsamem Liebesverhältniß mit Katty Fröhlich bietet: sie glühten, doch sie schmolzen nicht. Vgl. Rizy „Wiener Grillparzer-Album" 1877, S. 109 ff. und die Anmerkungen S. 476 ff. Zwei weitere Blätter sind herausgeschnitten. Auf

Schmerzlich entbehren wir einen unter dem frischen Eindruck der Gegenwart niedergeschriebenen Bericht über Weimar. Die durch manche Notiz zu vermehrende Selbstbiographie sagt uns, wie unverlierbar diese großen Tage in Grillparzers Seele fortlebten. Unverlierbar, aber nicht ungetrübt. Die Mischung von dankbarer Hingebung und selbstquälerischem Unmuth, die auch in Weimar den leidenden Dichter ergriff, malt sich in folgenden Geständnissen.

Aus Coburg schreibt er am 5. October 1826 an Katharina Fröhlich: „Die Hauptursache meiner verspäteten Zurückkunft ist eigentlich so übel nicht. Ich habe nämlich auf meiner ganzen Reise so unendlich viel Liebe und Freundschaft gefunden, daß ich mich überall länger aufhalten mußte als ich es wollte, und überhaupt die angenehmste Erinnerung mit zurücknehme. Vor Allem war dies der Fall in Weimar. Der alte Goethe war von einer Liebenswürdigkeit, wie seine Umgebung seit Jahren sich nicht erinnert ihn gesehen zu haben. Ich speiste bei ihm und mußte eine zweite Einladung leider darum ablehnen, weil ich bereits vergeben war. Er hat einen Maler bei sich, der ihm die Menschen, die ihn vorzüglich interessiren, zeichnen muß. Mir widerfuhr eine gleiche Ehre. Leider habe ich ihn zum Danke für all die Güte tüchtig ennuyirt, denn mich befiel jedes Mal eine solche Rührung, wenn ich ihn sah, daß ich beinahe meiner nicht Herr war und alle Mühe hatte, nicht in Thränen auszubrechen. Einmal geschah es auch trotz alles Widerstrebens, als mich der alte Mann an der Hand faßte, in's Eßzimmer führte und mit einem herzlichen Drucke an seiner Seite hinsetzte. Die Wirkung, die er auf mich hervorbrachte, war halb wie ein Vater und halb wie ein König*). Auch sonst war man in Weimar wie toll mit mir. Keinen Augenblick allein, immer von den Namhaftesten der Stadt umgeben. Der Großherzog ließ mich rufen, ich war anderthalb Stunden bei ihm. Am Tage meiner Abreise gaben sie mir noch einen Abschiedsschmaus im Schießhause,

---

dem nächsten oben mit Tinte: „Falscher Enthusiasmus anbequemt aus Kälte", dann, kaum noch zu entziffern, in kritzligen Bleistiftzügen:

Leb wohl, o Weimar, gutes Land,
Die Pferde sind ja frisch gespannt,
Fort muß ich, heimatwärts.
Noch einmal eh es ganz entschwand,
Begrüßt dich winkend diese Hand
Und klopfend dieses Herz.

Das letzte Blatt enthält die Notiz: „28. Abreise von Leipzig, 29. September Ankunft in Weimar, 3. October Abreise von Weimar."

*) In der Selbstbiographie heißt es: „Als es aber zu Tische ging und der Mann, der mir die Verkörperung der deutschen Poesie, der mir in der Entfernung und dem unermeßlichen Abstande beinahe zu einer mythischen Person geworden war, meine Hand ergriff, um mich in's Speisezimmer zu führen, da kam einmal wieder der Knabe zum Vorschein, und ich brach in Thränen aus .... Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater."

wo Goethes Sohn, unſer Hummel, kurz die halbe Stadt zugegen war. Nach Tiſche begleiteten ſie mich mit Muſik und Lebewohlrufen bis zum Wagen."

Aber im Tagebuch, 26. Februar 1829, leſen wir: „Nachmittags der Theaterdirector Schmidt, der aus Weimar kommt. Traurige Erinnerungen. So muß einem Verurtheilten zu Muthe ſein, der zum Richtplatz geführt wird, wie mir war, als ich vor zwei Jahren Weimar betrat. Es kam mir vor, als ob die Geiſter aller dort Verſtorbenen und noch Lebenden ſich dagegen auflehnten, daß ich mich unter ſie ſtellen wolle. Ein ſolches Gefühl der Inſufficienz war mir noch nirgends gekommen. Die Auszeichnung war mir beinahe fürchterlich. Ich habe überhaupt nie, als höchſtens in einzelnen Augenblicken, eine hohe Meinung von mir ſelbſt gehabt. Immer ſchien es mir und ſcheint es noch, ein bedeutender Menſch müſſe anders im Innern beſchäftigt ſein als mein eigenes Bewußtſein ausſagte, vollends jetzt."

Grillparzer, der ausgezogen war um Goethe zu ſehen und um zu prüfen, ob in Mittel- und Norddeutſchland der Schriftſteller freier athme, ſcheint keinerlei äußere Verbindung mit Weimar unterhalten zu haben; doch im Herbſt 1844, als die liebliche Alma von Goethe in Wien ſo früh dahinſtarb, begann er ſeine Nänie mit eigenſten Erinnerungen:

Das haſt Du nicht gedacht, Gewalt'ger Du,
Als Du noch weilteſt in der Menſchheit Schlacken,
Daß einſt Dein Enkelkind frühzeit'ge Ruh
Sollt' finden in dem „Lande der Phaiaken";

Und daß der Mann, der ſchüchtern vor Dir ſtand,
Den Blick geſenkt vorm hehren Strahl des Deinen,
Am fabelhaften fernen Iſterſtrand
Bei ihrem offnen Grabe werde weinen.

Illustrirte Bibliographie.

Adolf Menzel, Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen, in Holz geschnitten von O. Vogel, A. Vogel, Fr. Unzelmann und H. Müller. 200 Blätter auf Tondruck. Text von L. Pietsch. Zwei Bände. Berlin, R. Wagner, Kunst- und Verlagshandlung.

Das laufende Jahr wird eine ganze Reihe literarischer Erscheinungen zu verzeichnen haben, die den Geist unseres volksthümlichen Heldenkönigs, des großen Friedrich, wieder heraufbeschwören; unter ihnen werden neben kostbaren Juwelen auch unscheinbare Halbedelsteine sein, die ihre Daseinsberechtigung allein dem pietätvollen Bemühen ihrer Bearbeiter verdanken. Hell und leuchtend wird das fridericianische Zeitalter wieder vor dem geistigen Auge der Mitwelt erstehen, und das ernste große Auge, das uns aus dem Antlitze des Begründers und Vertheidigers des preußischen Staates entgegenblickt, muß unwillkürlich den Ausdruck der Zufriedenheit annehmen, wenn es wahrnimmt, wie die Enkel und Urenkel neben dem gleichartigen Streben nach hohen Zielen sich das Gefühl der Dankbarkeit und Anerkennung früherer Verdienste bewahrt haben. Friedrichs Bildniß! Woher kennen wir es eigentlich? Sicherlich nicht aus den Schriften der Meister unserer Geschichtswissenschaft, Droysens und Rankes, auch nicht etwa aus Friedrichs eigenen Briefen oder gar aus seiner „histoire de mon temps"; diese Quellen sind dem weitaus größten Theile unseres Volkes verschlossen. Wenn gleichwohl die gesammte Nation die Züge des geliebten „alten Fritz" sich vorzustellen weiß, so verdankt sie dies neben der still und leise in den Herzen der Unterthanen fortlebenden Ueberlieferung allein der Kunst. „Kunst ist die rechte Hand der Natur. Diese hat nur Geschöpfe, jene hat Menschen gemacht," sagt Schiller einmal, er hat recht; das Bild des Menschen, den die Geschichte Friedrich II. König von Preußen nennt, ist unleugbar durch die Kunst entstanden, und diese gipfelt hier in dem Namen Adolf Menzel. Als schönste Erinnerungsgabe an jenen 17. August 1786, an dem das Auge des greisen Königs für immer erlosch, begrüßen wir daher diese Jubiläumsausgabe der Menzel'schen Zeichnungen zu den Werken des Philosophen von Sanssouci.

Die beiden stattlichen Quartbände, welche die 200 Bildchen enthalten, haben ihre Geschichte, deren auch von uns schon wiederholt gedacht worden ist (vgl. Bd. XXI, Seite 421 und XXII, Seite 140 [1882]). Als der große Künstler, der heute fast auf demselben Höhepunkte des Lebens angekommen ist, den zu erreichen seinem Helden be-

ſchieden war, in der Zeit vom Sommer 1843 bis Weihnachten 1849 ſeine Zeichnungen ſchuf, da durfte er an eine größere Verbreitung derſelben kaum zu denken wagen. Ueberhaupt fehlte ſeinen Arbeiten manches, was daſſelbe anregen und begeiſtern konnte, wenn man von dem idealen Zuge, der in der Aufgabe, in dem gegebenen Stoffe ſelbſt lag, abſieht oder wenn man die hohe Ehre, die Menzel durch den Auftrag des königlichen Kunſtfreundes Friedrich Wilhelms IV. zu Theil wurde, nicht in Anrechnung bringt. Zu den 30 Folianten der Prachtausgabe von Friedrichs des Großen Werken bildeten die Zeichnungen, Vignetten und Schlußſtücke der einzelnen Schriften und Abſchnitte ein Beiwerk, das im engſten Rahmen gar nicht beſtimmt war hervorzutreten und doch die höchſte Bewunderung Aller erregte, die Sinn für künſtleriſche Befähigung haben. Den lebhaft und wiederholt ausgeſprochenen Wunſch, dieſe Zeichnungen bequemer in fortlaufender Reihe genießen zu können, hat die Regierung unſeres erlauchten Kaiſers ſchon vor nunmehr vier Jahren erfüllt, indem ſie den Bitten des überaus thätigen Verlegers Gehör ſchenkte und die Herſtellung einer ſogenannten Liebhaberausgabe in vier Bänden nach den im Königl. Kupferſtichcabinet zu Berlin bewahrten Originalſtöcken geſtattete. Dieſe Ausgabe iſt das denkbar Vollendetſte, was äußere Ausſtattung und ſcharfe Wiedergabe der Zeichnung anbelangt. Um ſo mehr bedauerten wir es ſelbſt

damals, daß auch dieſes Kunſtwerk auf einen verhältnißmäßig engen Kreis beſchränkt blieb, denn Leute, die ſich ein Buch für 300 Mark ſchenken können, ſind in Deutſchland nicht allzu zahlreich; man hatte auch nur auf 300 gerechnet, um nicht durch eine zu große Auflage die Stöcke ſelbſt zu ſehr anzugreifen. Unabläſſig iſt aber der Verleger mit dem Gedanken an eine weitere Verbreitung beſchäftigt geweſen, und ſo verdanken wir ihm endlich die vorliegende Jubiläumsausgabe, die wohl allen Wünſchen gerecht werden wird. Wenn auch jede auf rein mechaniſchem Wege hergeſtellte Wiedergabe eines Holzſchnitts nicht ſo vollkommen iſt wie dieſer ſelbſt — die nothwendige ſtärkere Farbenauftragung in den dunklen Partieen zerſtört die feine Strichmanier leicht —, ſo thut doch dieſer Mangel den Illuſtrationen in den Augen des Publicums kaum einen Eintrag; denn was geleiſtet werden konnte, iſt wirklich geleiſtet: Auf ſchweres Kupferdruckpapier iſt zuerſt ein leichter gelber Ton aufgeſetzt, welcher dem darüber gedruckten Bilde eine vorzügliche Umrahmung giebt. Der Text, welcher in der Liebhaberausgabe ſich unmittelbar dem einzelnen Bilde anſchloß, geht dieſes Mal jedem Bande voran. Ludwig Pietſch hat ihn auf das Sorgfältigſte abgefaßt und wieder verbeſſert, obgleich dieſes nur äußerſt ſelten nothwendig war.

ſtellung eines Gedankens Friedrichs, den er in einem franzöſiſchen Gedicht ausſpricht, das mitten im ſchleſiſchen Kriegslager abgefaßt iſt, des Gedankens der Sehnſucht nach dem „Tempel Apollos und der Muſen“, welchem der hohe Dichter ſo lange fern bleiben mußte. — Erſcheint auf dieſer Zeichnung Alles ſymboliſch, abſtract (trotz der Reiterſtiefel!) ſo iſt das Letzte, deſſen hier gedacht ſein mag, ein reizendes ganz aus dem Leben der Zeit entnommenes Genreſtück (Seite 130): Ein preußiſcher Krieger, der es ſich im Bürgerquartier bequem macht, ohne die Inſaſſen daraus gewaltſam zu vertreiben. Das kleine Kind, welches neben dem Spinnrad am Boden ſitzt, ſchreit zwar augenblicklich, wohl aus Schreck über die martialiſche Geſtalt des Soldaten, der es gar nicht beachtet; der Beſchauer ahnt aber ſicher, daß ihm kein Leid von dieſem geſchieht.

Wir müſſen es uns leider verſagen, hier noch mehr anzuführen, die Auswahl dürfte auch ſehr ſchwierig ſein. Die Zeichnungen wollen eben alle gewürdigt ſein, ſie ſind alle gleich vortrefflich. Nur eine Bemerkung noch: Menzel ſelbſt liefert durch dieſe Bilder einen ſchlagenden Gegenbeweis für den Satz Friedrichs des Großen: „Kein Sterblicher thut Alles, was er thun könnte, und wenn wirklich ein Bürger, der voll Eifer für den Staat der öffentlichen Wohlfahrt einen neuen Weg öffnet, in die Laufbahn eingetreten iſt, ſo iſt er auch bald ermüdet und verläßt die kaum begonnene Arbeit“; indem er ihn wundervoll illuſtrirt durch einen einzelnen ſich reckenden und ſtreckenden, gähnenden Feldarbeiter. Der Künſtler iſt nicht müde geworden an ſeinem Werk, wie die Nachwelt nicht müde werden wird, ſich daran zu erfreuen. F V.

Digitized by Google

Ein Jahrbuch der Geschichtswissenschaft.

Jahresberichte der Geschichtswissenschaft, im Auftrage der historischen Gesellschaft zu Berlin herausgegeben. Jahrgang 1—3 von Dr. Abraham, Dr. Herrmann, Dr. Meyer. Jahrgang 4 von Dr. Hermann, Dr. Jastrow, Dr. Meyer. Ernst Siegfried Mittler & Sohn 1880—1885.

Dem aufmerksamen Leser der Bibliographie dieser Zeitschrift wird es nicht entgangen sein, daß gerade in den letzten Jahren mehrfache Versuche gemacht worden sind, die „Weltgeschichte" im Zusammenhange darzustellen. Der erste und einfachste Versuch war der, daß man die großen Werke von Schlosser und Becker verbessert und ergänzt hat, ohne allzu peinliche Rücksicht auf die Ergebnisse der modernen Forschung; während andere Gelehrte, wie Georg Weber, in selbständiger Durcharbeitung des unendlichen Stoffes oder, wie Ranke, in geistvoller Vorführung der die Menschheit leitenden Ideen den Entwickelungsgang der civilisirten Völker dargelegt haben. Bezeichnender aber für die Richtung unserer historischen Studien ist ein dritter Versuch, durch eine Reihe unabhängig von einander arbeitender Gelehrten, die Weltgeschichte „in Einzeldarstellungen" der großen Masse der Gebildeten vorzuführen. Aber so verschieden diese Versuche in Anlage und Ausführung auch sein mögen, sie haben einen gemeinsamen Ursprung, in der mehr oder minder bewußten Reaction gegen die Auflösung einer Wissenschaft in allzu kleine Theile.

Man kann es auf allen Gebieten der geistigen Thätigkeit beobachten, daß die übertriebene Anwendung eines an sich richtigen Grundsatzes zur Pedanterie und zur Kleinigkeitskrämerei führt, und es soll nicht geleugnet werden, daß auch auf dem Gebiete der historischen Forschung vielfach gesündigt worden ist und gesündigt wird. Läßt man aber den Grundsatz: Erforschung der Vergangenheit auf Grundlage des urkundlichen Materials — bestehen und wendet ihn vernünftig an, so führt er wohl nothwendig zu einer starken Beschränkung auf ein kleines Gebiet, hindert aber weder eine pragmatische Erfahrung noch eine künstlerische Verarbeitung des Gegenstandes. Bringt man diesen Umstand der Beschränkung in Verbindung mit dem anderen Umstande, daß die Zahl der Historiker in den letzten Decennien in unverhältnißmäßiger Weise gestiegen ist, so begreift man die enorme Zunahme der historischen Literatur von Jahr zu Jahr. Auf manchen Gebieten, z. B. dem der deutschen Geschichte oder der Kreuzzüge herrscht eine so rege Thätigkeit, daß es selbst dem Fachmanne kaum möglich ist, von vielen Büchern mehr als den Titel zu kennen: und will man sich einmal auf ein Nachbargebiet begeben, so empfindet man es schmerzlich, daß kein sicherer Führer zur Hand ist, der auch nur auf die wichtigsten Erscheinungen aufmerksam machen kann. Die Zeitschriften mit ihren bald längeren, bald kürzeren Besprechungen genügen der massenhaften Production längst nicht mehr.

Aus solchen Erwägungen sind die „Jahresberichte der Geschichtswissenschaft" hervorgegangen, nicht etwa in der Absicht, durch bibliographische Zusammenstellung oder durch ausführliche Recensionen eine Uebersicht zu gewähren, sondern durch systematische Verarbeitung aller auf eine abgegrenzte Periode bezüglichen Schriften den Stand der modernen Forschung anzuzeigen, mit besonderer Betonung dessen, was in den Thatsachen, in der Auffassung, in der Methode von dem bisher Erkannten abweicht. „Denn haben wir es richtig (sagen die Herausgeber) als Hauptaufgabe des Historikers hingestellt, ein wahrheitsgetreues Bild der Vergangenheit zu gewinnen, so kann es nicht sowohl auf die genaue Würdigung einer Schrift als solcher ankommen als vielmehr auf die Ergebnisse, durch welche sie die Züge des bisher geltenden Bildes abändert oder ihm neue einfügt: Autor und Schrift sind dann nur die unumgänglichen Mittel, durch die wir zu einer besseren Kenntniß der Vergangenheit gelangen, und haben keinen anderen Werth als den jedweden Gewährsmannes und jedweder Quelle, die man in den Anmerkungen citirt."

Sehen wir uns die vier stattlichen Bände, die seit dem Jahre 1880 erschienen sind und die Literatur der Jahre 1878—1881 behandeln, etwas näher an. Äußerlich fällt sofort in die Augen, daß der erste Band durchlaufende Paginirung hat, während die drei anderen Bände vor jeder Seitenzahl eine I, II oder III tragen: sie bestehen also

eigentlich aus drei kleineren Bänden, entsprechend der Stoffeintheilung in: Alte, Mittlere und Neue Zeit. Entstanden ist diese Aenderung aus der sehr praktischen Erwägung, daß man den Druck des Bandes in dem dritten Theil der bisherigen Zeit bewältigen kann und nicht mehr wegen Säumigkeit eines Mitarbeiters der „Alten Zeit" den Druck des „Mittelalters und der Neuzeit" hinauszuschieben braucht. Mit welcher Umsicht die Herausgeber und Mitarbeiter den ihnen zugewiesenen Raum von ca. 45 Bogen auszunutzen wissen — denn der Band darf weder zu umfangreich noch zu theuer werden, wenn er seinen Zweck erfüllen soll — lehrt ein Vergleich der vier „Verzeichnisse der besprochenen Publicationen". Während im 1. Bande die Literatur des Jahres 1878 mit 2300 Nummern vertreten ist, sind im 2. Bande für das Jahr 1879—3700 Arbeiten, im 3. Bande für 1880 bereits 5500, und im 4. Bande für 1881 ca. 7000 Arbeiten erwähnt: eine derartige Raumersparniß bei einem so großen Umfang der Literatur ließ sich nur dadurch erzielen, daß über eine Anzahl gleichartiger Werke gemeinsam referirt und die Werke selbst dann in den Anmerkungen der Reihe nach erwähnt werden. Auch die der Vorrede angeschlossene Tafel mit Siegeln und Abkürzungen zeigte überall das Bestreben, möglichste Kürze zu erreichen, ohne die Deutlichkeit der Citate zu beeinträchtigen.

Jeder Band zerfällt, wie schon erwähnt ist, in drei große Abtheilungen: Alterthum, Mittelalter, Neuzeit, und jede Abtheilung hat ihren eigenen Redacteur. Ihm fällt vor Allem die Aufgabe zu, das zugewiesene Gebiet in kleinere Stücke zu zerlegen und diese von geeigneten Fachleuten bearbeiten zu lassen — eine Einrichtung aus der sich vor Allem zwei Vortheile ergeben: erstens, daß in der besprochenen Literatur keine wichtigere Erscheinung übersehen ist und zweitens, daß das Urtheil, wenn auch nicht immer ein richtiges, doch jedenfalls ein fachmännisches und darum beachtenswerthes ist. Der internationale Charakter der Jahresberichte, denn es handelte sich ja nicht blos um die Geschichte unseres Landes, veranlaßte die Herausgeber, sich mit bekannten Gelehrten der außerdeutschen Länder Europas in Verbindung zu setzen und diese zur Mitarbeiterschaft heranzuziehen; in den meisten Fällen waren ihre Bemühungen von Erfolg begleitet; wir begegnen jetzt in der außerdeutschen Abtheilung des Mittelalters einer Reihe von Namen, die auch früher schon bei uns einen guten Klang hatten. Professor Cipolla bearbeitete Italien, Molinier Frankreich, Professor Annerstedt und Hjärne in Upsala die Geschichtsliteratur Schwedens, Dr. Schjöth in Christiania die Norwegens und Dänemarks; Professor Horčička Böhmen und Mähren, Dr. Kantecki Polen und Professor Schwicker in Budapest Ungarn. Wie das Mittelalter sich überhaupt der besonderen Pflege der Historiker erfreut, so nimmt es auch in den Jahresberichten einen ebenso großen Raum ein, als die beiden anderen Abtheilungen zusammen, und während das Alterthum in 9 und die Neue Zeit in 25 Gruppen zerlegt ist, weist das Mittelalter deren 37 auf. Jede größere Periode darin hat ihren Bearbeiter gefunden: die Urzeit bis zur Völkerwanderung; das fränkische Reich unter den Merovingern; dann folgt die Karolingerzeit; in drei getrennten Abschnitten werden die sächsischen, salischen und Hohenstaufenkaiser behandelt, und ebenso das 14 und 15. Jahrhundert Damit ist aber erst die Hälfte gethan, denn eine gleiche Beachtung verdient die localgeschichtliche Forschung, welche dereinst als Grundlage einer allgemeinen Cultur- und Verfassungsgeschichte gelten soll. Und so finden wir denn in einer Reihe von Capiteln die historische Literatur über Elsaß-Lothringen, Bayern, Baden, Württemberg und die alten und neuen preußischen Provinzen zusammengestellt und besprochen. Daß auch die Kreuzzüge, die Papstgeschichte, der deutsche Orden u. s. w. berücksichtigt sind, versteht sich von selbst. Soll ich noch einige von den deutschen Mitarbeitern nennen, deren Name schon für die Vortrefflichkeit den Referate bürgt, so bieten sich auf den ersten Blick dar: Zöckler (Kirchengeschichte) und Steinschneider aus der ersten, Hahn, Breslau, Schum, Krones, Tschackert, Wattenbach aus der zweiten, Koser und Baillen aus der der driten Abtheilung.

Daß man hin und wieder ein Referat trifft, welches den Erwartungen nicht entspricht, wird nicht Wunder nehmen: kam es doch häufig genug vor, wie die Herausgeber klagen, daß mancher Mitarbeiter den für die Ablieferung festgestellten Termin nicht einhalten konnte und daß noch in der letzten Minute ein Anderer die Arbeit übernehmen mußte. Darin liegt wohl auch der Grund, daß manche Länder, wie Rußland und Spanien, gar nicht, andere, wie England, nur theilweise vertreten wird. Solche Uebelstände muß man mit der Nachsicht beurtheilen, welche jedes großangelegte Werk beanspruchen darf.

Es ist von verschiedenen Seiten tadelnd hervorgehoben worden, daß in einem deutschen Jahresberichte das Referat des H. Molinier über Frankreich französisch abgedruckt ist. Man sah darin eine unzulässige Concession an das Nationalgefühl unserer westlichen Nachbarn. Ich kann in diesen Tadel nicht einstimmen, weil ich in dem französischen Abdruck einen Vortheil für den Stil und eine Entlastung der Redactionscommission wahrnehme. Ein Referat ist an sich schon — bei der Beschränkung des Raumes — kein Muster von gutem Stil, und wird es gar aus einer fremden Sprache in die deutsche übertragen, dann bekommt man manchmal beim Lesen ein Gruseln. Bei den Berichten aus Schweden, Dänemark, Italien liegt die Nothwendigkeit einer Uebertragung vor, nicht so bei Frankreich. Jeder gebildete Deutsche liest das französische Referat mit der größten Leichtigkeit, warum sollte man sich also da der undankbaren und zeitraubenden Mühe einer Verdeutschung unterziehen? Und bedenkt man denn gar nicht, daß die Jahresberichte sich auch bei den Franzosen, denen das Deutsche lange nicht so geläufig ist, wie uns das Französische, ein Absatzgebiet verschaffen können und wollen? Und sie können es nur, wenn das Referat französisch bleibt.

Wenn wir den Jahresberichten, welche, aus einer wissenschaftlichen Körperschaft hervorgegangen, sich zunächst an gelehrte und Fach-Kreise wenden, an dieser Stelle eine so ausführliche Besprechung zu Theil werden ließen, so geschah es in der Ueberzeugung, daß sie auch das Interesse der Gebildeten in hohem Maße beanspruchen dürfen. Denn gerade die Beschäftigung mit der historischen Wissenschaft geht weit über den Kreis der Gelehrten hinaus. S. L.

Sprachgeschichte und Volkskunde.

Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde von Gustav Meyer. (Berlin Robert Oppenheim).

Von Hause aus Grammatiker und der beste Kenner des Albanesischen, wendet Gustav Meyer, durch die geographische Lage seines Wohnorts, Graz, der Balkanhalbinsel nahe gerückt, seine Mußestunden mit besonderem Vergnügen dem Studium der volksthümlichen Literatur der Griechen, Albanesen und Südslaven zu. Die Sammlung seiner Essays, von denen ein Theil bereits (u. a. auch in unserer Monatsschrift) gedruckt vorlag, ist durch Sachkenntniß wie durch geschmackvolle Darstellung gleich ausgezeichnet. Die Aufsätze sind sehr belehrend, und sind unterhaltend. Sie dürfen Allen, die für allgemeine, vergleichende Geschichtswissenschaft sich interessiren, als beste, ja zur Zeit einzige Einführung in die vergleichende Märchenkunde insbesondere warm empfohlen werden. Die Märchenforschung hat große Probleme noch zu lösen; die weitgehenden Uebereinstimmungen der Märchen aller Völker regen immer von Neuem die Fragen an: was ist in jedem Volke selbständig entstanden? was beruht auf Entlehnung? Ueberall zeigt hier Meyer guten Tact, Vorsicht und Zurückhaltung im Urtheil, so daß er ein zuverlässiger Führer genannt zu werden verdient.

Von actuellem Interesse sind die Skizzen über Sprache und Literatur der Albanesen, über die — bekanntlich von Goethe hochgeschätzte — neu-griechische Volkspoesie, über die Slavenfrage in Griechenland. Mit der aus persönlicher Erfahrung hervorgehenden Beurtheilung des neu-griechischen Charakters kann man die Ausführungen Wagners (Lehrbuch der Geogr. II, 133) vergleichen.

Belehrend und poetisch anziehend ist der letzte Abschnitt „Zur Kenntniß des Volksliedes". Wer erfreute sich nicht an der genialen Keckheit des Schnaderhüpfels? Und nicht oft spiegelt das Leben eines Volkes sich so charakteristisch wie in den von Meyer frei übersetzten indischen Miniaturgedichten. Ihr Reiz wird im Original durch die Klangfülle des Dialektes noch wesentlich erhöht. Derselbe ist viel consonantenärmer als die indische Kunst- und Literatursprache; und wir finden hier die nämliche Frische und Natürlichkeit des Ausdrucks, welchen die Plauderscene Sakuntalas und ihrer Freundinnen zu einer der schönsten Erzeugnisse der Weltliteratur gestaltet. W. N.

Weber contra Du Bois-Reymond.

Emil Du Bois-Reymond. Eine Kritik seiner Weltansicht von Theodor Weber. Gotha, Frdr. Andr. Perthes.

Die Veranlassung zur vorliegenden Schrift ist das seiner Zeit vielbesprochene „Ignorabimus" Du Bois', welches den Widerspruch des Metaphysikers herausfordert. Th. Weber polemisirte dagegen in einem Artikel in den Schaarschmidt'schen Monatsheften, den Du Bois nicht unbeachtet ließ und der auch in der gegenwärtigen Schrift als deren erstes Capitel wieder abgedruckt ist. Die Ursache der hier vorgetragenen Polemik ist die Divergenz zweier Weltanschauungen, deren jede sowohl für die Principien, von denen aus sie gewonnen worden, als auch für die Methode, durch die sie sich als Resultat ergab, den Anspruch auf unbedingte Zuverlässigkeit erhebt. Der Endzweck des Büchleins ist Versöhnung des wissenschaftlichen Denkens mit dem „positiven" Christenthume, d. h. mit einer eigenen, weder römischen noch protestantischen Dogmatik, mit der Dogmatik des österreichischen Theosophen Anton Günther. Daß dieses Ziel jemals, oder gar schon durch die Weberische Schrift werde erreicht werden, müssen wir bezweifeln, ebenso wie wir bezweifeln, ob dieselbe auch nur ihr nächstes Ziel, die Weltanschauung Du Bois' in wesentlichen Punkten umzustimmen, erreichen werde. Bei der vollständigen Heterogenität, wie sie statthat zwischen der von Th. Weber auf den Schild erhobenen Metaphysik einerseits und zwischen dem Gedankenkreise der exacten Wissenschaft andererseits, deren Vertreter hier zufällig Du Bois ist, ist eine Verständigung unmöglich.

Es ist ein Principienkampf, der hier gekämpft wird. Hinter dem Verfasser der obigen Schrift steht nur ein kleines Häuflein Philosophen von Fach; aber die specifisch Günther'schen Besonderheiten abgerechnet, ist die Weber'sche Weltanschauung das in's Philosophische übersetzte, in den breitesten Schichten immer noch lebendige Culturferment, welches sich ergeben hat aus einer Mischung von Cartesianismus, Kirchentradition, Bibel und common sens, und welches gegenwärtig noch von den Schulbänken aus in die Gedankenkreise der Gebildeten eingeführt wird, welches aber höchst wahrscheinlich aus der Reihe der thätigen Triebkräfte der Culturentwickelung herausfallen wird, wenn erst, was freilich nicht in kurzen Jahrzehnten geschehen kann, das jetzt noch esoterische Besitzthum der strengeren Wissenschaften einst für so selbstverständlich gelten wird, wie gegenwärtig außerhalb derselben etwa der naive Glaube an die vom erkennenden Subjecte unabhängige Realität der Körperwelt mit ihrer Farben- und Gestaltenfülle, oder wie allgemein jetzt etwa die Giltigkeit der Kepler'schen Gesetze. Damit meinen wir natürlich nicht, daß jemals der „Materialismus", welchen Weber bekämpft, siegreich sein könnte, vor allem nicht ein Materialismus, wie ihn Weber sehr zu Unrecht Du Bois vorwirft, und wie er ihn doch wieder selbst in einer originellen Weise in seinem eigenen Systeme als Princip für die Natur, die anorganische wie die organische, mit Einschluß der menschlichen Leiblichkeit, behauptet.

Die Partien der vorliegenden Schrift, welche über das Wesen, den Ursprung und die Erkennbarkeit der Materie handeln, sind die interessantesten und wohl auch werthvollsten. Wir müssen hinsichtlich der Einzelheiten auf die Schrift selbst verweisen, nur folgende Cardinalpunkte der ganzen Frage wollen wir hervorheben. Du Bois' Materie, wie überhaupt die Materie im Sinne der exacten Wissenschaften, ist gar nicht reales Weltprincip, sondern für die Erkenntniß ein Grenzbegriff, für die Welterklärung allerdings außerordentlich brauchbar, aber immer doch nur ein Begriff und von hypothetischer Geltung. Daher ist Du Bois' Weltanschauung nicht Materialismus, wie ihr schuldgegeben wird; wohl aber ist Webers Naturerklärung Materialismus, und dies in einer Form, die zu den schwersten Bedenken Anlaß giebt. Die Materie ist für Weber das reale Naturprincip selbst; aus ihrem Wesen und ihren Kräften, welche ihm vermöge einer Sein und vernünftiges Denken gleichsetzenden Erkenntnißtheorie für erkennbar gelten, entspringen die Lebensformen der Natur; Vorstellungsbildung ist eine Thätigkeit des Gehirns. Aber läßt sich denn jemals mehr behaupten, als daß jener Vorgang einer entsprechenden Gehirnthätigkeit allenthalben nur correspondire; Vorstellungsbildung ist also doch nur in dem Sinne Function der Molekularbewegung des Gehirns, wie der Mathematiker von den Functionen variabler Größen spricht. Wie das Gehirn die Vorstellungen mache, das ist natürlich nicht zu sagen, und hierbei kommt die allerdings wohl feststehende, von Webers besonders betonte Wahrheit, daß das eigentliche „Wie?"

im Geschehen aus der wissenschaftlichen Problemstellung ausgeschlossen bleiben müsse, recht zu statten. Umsomehr überrascht es, daß der Verfasser das, was er für die Vorstellungsbildung im allgemeinen behauptet, nicht auch für die Vorstellung des Menschen von sich selbst gelten läßt: wenn er dort den Sprung für zulässig hält von der Molekularbewegung zur Vorstellungsbildung, warum sagt er nicht auch hier: das menschliche Gehirn producirt das Selbstbewußtsein — wie? das ist seine und nicht unsere Sorge? Statt dessen legt er für die Production des Ichgedankens ein neues, von der Materie wesensverschiedenes, aber ebenso erkennbares Princip in's menschliche Gehirn hinein, den Geist.

Zu diesem und anderen Theoremen kommt der Verfasser aus einer zweifachen Annahme. Zunächst aus seiner eigenthümlichen Kräftetheorie, im letzten Grunde aber aus der methodologischen Voraussetzung, daß ein voraussetzungsloses Denken nicht nur menschenmöglich, sondern auch der einzige Weg zur Aufrichtung einer allseitig begründeten, widerspruchslosen Weltauffassung sei. So wird beiseitegeschoben, was unbequem ist, namentlich der Erfahrungsbegriff, wie ihn im Wesentlichen im Anschluß an Kant die exacte Wissenschaft recipirt hat: es wird eine — vermeintlich — ganz neue Denkatmosphäre geschaffen, in welcher ein Erkennen der Dinge „nach der Seite ihres Seins, ihrer Substanz, ihres Wesens, ihrer Realität, ihrer Ursachlichkeit u. s. w." sich für das „voraussetzungslose" vernünftige Denken keine Schwierigkeit mehr bietet, und in welcher nun, um nach dem Beispiele des Verfassers die Vulgata zu citiren: quod oculus non vidit, nec auris audivit, ... nobis revelavit Deus per Spiritum suum: Spiritus enim omnia scrutatur, etiam profunda Dei. —

Wenn wir also nach alledem zweifeln müssen, ob der Verfasser sein Ziel, eine wissenschaftlich begründete Philosophie des Christenthums zu machen, auf diesem Wege erreichen wird, so muß doch anerkannt werden, daß seine Schrift viel Anregendes enthält und als erneute Geltendmachung eines Standpunktes, welcher einmal auch in der Wissenschaft herrschend war, historisches Interesse bietet. Die Stilisirung ist, was bei einer Schrift von wesentlich metaphysischem Gehalte sehr anzuerkennen ist, klar. Die Schreibweise erinnert stellenweise an diejenige des auch als Stilist vom Verfasser für klassisch gehaltenen Anton Günther.

M. K.

Bibliographische Notizen.

Geographische Literatur.

Drei Briefe an die Freunde deutscher Afrika-Forschung, colonialer Bestrebungen und der Ausbreitung des deutschen Handels. Von Ed. Robert Flegel. Hamburg, in Commission bei L. Friederichsen & Co.

Die kleine Schrift des berühmten Afrika-Forschers verfolgt zwei Absichten: Einmal sollen die weitesten Schichten des deutschen Volkes für die Colonialfragen interessirt und zur thätigen Antheilnahme an der praktischen Ausnutzung der deutschen Entdeckungen veranlaßt werden; sodann werden an die wissenschaftliche Erforschung unbekannter Erdräume ganz andere Anforderungen gestellt als bisher. In letzterer Beziehung hält Flegel das bloße Durcheilen weiter Länderstrecken, wie dies von Rohlfs, Cameron, Stanley (!), Serpa Pinto und Wißmann geschehen sei, dem heutigen Standpunkt der geographischen Wissenschaft nicht mehr für angemessen, und er dringe daher auf ein planmäßiges, allmäliges, auf neue Stationen gestütztes Vorschreiten in fremde Gebiete hinein. Es ist dies jedenfalls ein Gesichtspunkt, der recht beachtenswerth ist, wie denn überhaupt die ganze lebhaft gehaltene Schrift den Interessenten hiermit empfohlen sei.

Mehr Licht im dunklen Welttheil. Betrachtungen über die Colonisation des tropischen Afrika unter besonderer Berücksichtigung des Sansibar-Gebiets. Von Dr. G. A. Fischer. Hamburg, L. Friderichsen & Co.

Der Verfasser dieser acht Bogen starken Schrift, praktischer Arzt in Sansibar und Afrikareisender, kommt in Bezug auf die Aussichten, welche sich den deutschen Colonisationsbestrebungen eröffnen, zu wesentlich anderen Resultaten, als die drei Briefe

Flegels. Schon das Vorwort giebt deutlich genug den Zweck zu erkennen, den der Verfasser verfolgt, nämlich den von einem bedenklichen Afrikafieber ergriffenen Leuten ein Recept zu verschreiben; und obwohl Fischer sich selbst als einen eifrigen Anhänger der Cultivation Afrikas bezeichnet, so denkt er doch kühl bis an's Herz hinan über die etwaigen Erfolge aller auf Afrika gerichteten Unternehmungen. Einige seiner Ansichten schmecken nur gar zu sehr nach Pessimismus, so wenn er auf S. 5 Folgendes behauptet: „Es ist von neuen Absatzgebieten gesprochen worden, die sich dem deutschen Handel in Sansibar eröffnen könnten, was man damit gemeint, ist für den, der nur einigermaßen mit den dortigen Handelsverhältnissen vertraut ist, vollkommen unklar ꝛc." Auch die auf S. 27 aufgestellte Behauptung geht unserer Ansicht nach zu weit: „Für das gesammte tropische und zum Theil auch subtropische Afrika hat folgender Satz Gültigkeit: Die gesunden Gebiete sind die unfruchtbaren und die fruchtbaren sind die ungesunden." Nichtsdestoweniger ist die Schrift Fischers ungemein anregend und belehrend und in einigen Partien geradezu mustergültig, so namentlich in dem Abschnitt über „Lebensweise und Krankheiten", „Charakter und Sitten der Neger" und „die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft".

Von Tripolis nach Alexandrien. Beschreibung der im Auftrage Sr. Maj. des Königs von Preußen in den Jahren 1868 und 1869 ausgeführten Reise von Gerhard Rohlfs. Mit einer Photographie, zwei Karten u. s. w. Zwei Bände. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

Mein erster Aufenthalt in Marokko und Reise südlich vom Atlas durch die Oasen Draa und Tafilet. Von Gerhard Rohlfs. Norden, Hinricus Fischer Nachfolger.

Beide Werke des erfolgreichen Afrikaforschers sind viel zu bekannt, als daß sie hier einer eingehenden Besprechung oder Empfehlung bedürften: sie liegen bereits in der dritten, unveränderten Ausgabe vor, und dies beweist zur Genüge, welches Interesse sie im Publikum hervorgerufen haben. Trotzdem können wir nicht nachdrücklich genug, die Aufmerksamkeit auf die hochwichtigen Entdeckungen lenken, welche Rohlfs auf diesen Reisen machte, denn uns scheint, als hätten selbst die besseren geographischen Lehr- und Handbücher die Resultate der Rohlfs'schen Forschungen noch viel zu wenig gewürdigt und verarbeitet. Es ist dies um so wunderbarer, als die Schreibweise des Verfassers so anschaulich und lebendig wie nur möglich ist, ein Umstand, der die Verwerthung seiner Reisewerke ganz wesentlich erleichtert: wir hätten nur gewünscht, daß die vulgären Ausdrücke, die sich hie und da bei Rohlfs vorfinden, in einer dritten Ausgabe beseitigt worden wären. Doch darüber sieht man ja gern hinweg, wo so große Verdienste gegenüberstehen! Inzwischen ist auch der Wunsch des Verfassers, dem er auf S. 115 des erstgenannten Werkes Ausdruck giebt, glänzend in Erfüllung gegangen: „Die schwarz-weiß-rothe Fahne sollte, so hoffen und wünschen wir, von hier (von Kuka, der Hauptstadt Bornus) noch weiter getragen werde, wo möglich bis an die Ufer des indischen oder atlantischen Oceans."

Afghanistan und seine Nachbarländer. Nach den neuesten Quellen geschildert von Dr. Hermann Roskoschny. Mit ca. 200 Abbildungen, vielen Karten u. s. w. Leipzig, Greßner & Schramm.

Der ungemein thätige Roskoschny, dessen „Colonien Europas" noch im Erscheinen begriffen sind, bietet uns hiermit schon wieder ein Lieferungswerk dar, welches auf Beachtung sehr wohl Anspruch machen darf. Nicht blos, daß eine ausführliche Schilderung von Afghanistan und dem Turkmenengebiete bisher gänzlich fehlte, dürfte dem neuen Buche sehr zu Statten kommen, sondern auch das actuelle Interesse an den jüngsten Vorgängen zwischen Rußland und England, welche sich in jenem Lande, der sog. asiatischen Schweiz, abgespielt haben. Roskoschny betont, daß er keine Parteischrift schreiben wolle, aber er muß doch wohl zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Russen, nach der ganzen Lage ihrer Machtverhältnisse, nicht eher zum Stillstand in Asien kommen können, als bis sie den indischen Ocean erreicht haben. Jedenfalls wünschen wir dem fleißigen Verfasser und der splendiden Verlagsbuchhandlung, welche das Werk mit ganz vorzüglichen Illustrationen ausgestattet hat, den besten Erfolg.

Die Wunder der Welt. Europa. Eine malerische Wanderung durch die Länder und Städte Europas. Von Adolf Brennecke. Mit ca. 180 Holzschnitten. Straßburg i. E., Schultz & Co.

„Die Wunder der Welt" stellen sich die Aufgabe, gewissermaßen einen Ersatz

für die vielen einzelnen bereits vorhandenen Prachtwerke zu bieten. Das Werk will alle Länder der Welt, ihre Hauptſehenswürdigkeiten, die Sitten ihrer Bewohner, ihre wichtigſten Entwickelungsſtadien, ihre culturgeſchichtliche Stellung in Vergangenheit und Gegenwart leicht verſtändlich und möglichſt intereſſant zu ſchildern verſuchen. Jeder der fünf Erdtheile wird einen in ſich abgeſchloſſenen, mit zahlreichen Illuſtrationen — meiſt Vollbildern — ausgeſtatteten Band bilden. Die uns vorliegenden Lieferungen bringen die Pyrenäen-Halbinſel und einen Theil Frankreichs: der Text lieſt ſich recht angenehm, und die Bilder — z. B. Gibraltar; eine Straße in Sevilla; beim Stiergefecht in Sevilla; Inneres der großen Moſchee zu Cordova; das Thor der Geſandten in der Alhambra; der Alcazar zu Toledo; Hochaltar der Kirche St. Roque zu Liſſabon u. ſ. w. — ſind gut ausgewählt und deutlich ausgeführt.

Das Inka-Reich. Beiträge zur Staats- und Sittengeſchichte des Kaiſerthums Tahuantinſuyu. Nach den älteſten ſpaniſchen Quellen bearbeitet von Dr. med. R. B. Brehm. Mit einer Karte und Holzſchnitten. Jena, Fr. Maukes Verlag (A. Schenk).

Wir ſind gewohnt, in den Compendien der „Weltgeſchichte“ die hiſtoriſche Entwickelung nur derjenigen Völker eingehender behandelt zu finden, welche an dem Fortgange der allgemeinen Civiliſation mitgewirkt haben. In der Geſchichte des Alterthums treten ſomit die Völker des Mittelmeer-Beckens in den Vordergrund, im Mittelalter das byzantiniſche Kaiſerreich, die Herrſchaft der Araber und das römiſche Reich deutſcher Nation, in der neueren Zeit namentlich die europäiſchen Nationen. Es iſt dieſe Art der weltgeſchichtlichen Auffaſſung ganz allein berechtigt; denn wenn auch noch andere, als die erwähnten Völker, z. B. die Egypter, Inder, Chineſen, eine z. Th. erſtaunenswerthe Culturſtufe erreichten, ſo kann bei ihnen doch von einer fortſchreitenden Entwickelung der Civiliſation keine Rede ſein; ſie erſcheinen vielmehr, auf einer gewiſſen Höhe angelangt, wie erſtarrt, geradezu unfähig vorwärts zu ſchreiten, ja ſogar unfähig einen Rückſchritt zu machen, der bei wahrhaft civiliſirten Nationen oft den Trieb zu neuem Leben in ſich birgt.

Hiermit iſt aber durchaus nicht geſagt, daß uns die Geſchichte der reinen Culturvölker (im Gegenſatz zu den civiliſirten Nationen) kein Intereſſe einzuflößen im Stande wäre; im Gegentheil, wer bedauerte nicht, daß wir z. B. über das Leben und Treiben der Carthager ſo ungenügend unterrichtet ſind, oder wer hätte nicht gern gewiſſere Kunde von dem alten Malaienvolke der Javanen, welches ſich der Kawiſprache bediente? Beide Völker haben, jedes in ſeiner Art, eine großartige Cultur bei ſich entwickelt, ohne jedoch dauernd auf die Geſchicke anderer Völker eingewirkt zu haben.

In die Reihe dieſer eigenthümlichen, um nicht zu ſagen wunderbaren Exiſtenzen gehört nun vor allem auch das alte peruaniſche Reich der Quichua (Kitſchua) oder der Inka, wie man das indianiſche Culturvolk Südamerikas nach dem letzten Herrſcherhauſe auch wohl zu nennen pflegt. Zur Zeit ſeiner höchſten Blüthe umfaßte das Kaiſerreich Tahuantinſuyu („Vier Welt- oder Himmelsgegenden“, ſo lautet der officielle Name des Inka-Staates) ungefähr die heutigen Republiken Colombia, Ecuador, Bolivia, Peru und Chile; Cuzco war die Hauptſtadt. Das ganze Land war Staatseigenthum und zerfiel in drei Theile, in Sonnen-Land für die zahlreichen Prieſter und Tempel des unſichtbaren Schöpfers Pachakamak, als deſſen ſichtbarer Stellvertreter die Sonne verehrt wurde; Inka-Land für den Kaiſer und ſeine Beamten, und Volksland, das alljährlich auf's Neue vertheilt wurde, ſo daß keine Familie in Noth gerathen konnte. Der Ackerbau ſtand in höchſter Blüthe; Gold und Silber verſtand man einzuſchmelzen und zu Schmuckſachen zu verarbeiten; Baumeiſter, Gelehrte, Muſiker, Dichter und Schauſpieler machten das Leben überaus vielgeſtaltig.

Somit dürfte das vorliegende, dem Kronprinzen Rudolf von Oeſterreich-Ungarn gewidmete Buch für Jedermann eine höchſt willkommene Gabe ſein, um ſo mehr, als der Verfaſſer, welcher kaiſerlich deutſcher Geſandtſchaftsarzt in Madrid iſt, das geſammte Quellenmaterial gründlich ausgenützt und gar manches Neue zu Tage gefördert hat. Die Geſchichte des Herrſcherhauſes, das Volks- und Familienleben, Götter- und Götzenverehrung, Geſetzgebung und Verwaltung, Gewerbe, Kunſt und Wiſſenſchaften, Heerweſen und Krieg, endlich die Zuſtände des Reiches bei Ankunft der ſpaniſchen Eroberer und deren Regiment in den erſten vier Jahrzehnten finden die eingehendſte und intereſſanteſte Behandlung.

H. J.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Böhm, Gottfried, Phillipp von Jolly. Ein Lebens- und Charakterbild. München, Cäsar Fritsch.

Bohne, Johannes und **Conradi**, Herrmann, Faschings-Bremier für 1886. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz).

Bruck, Julius, Von Hüben und Drüben. Scherz und Ernst in Versen. Dritte Auflage von „Bunte Blüthen“. Leipzig, Karl Reissner.

Büchle, Adolf, Künstlerin Liebe. Novelle in Versen. Baden-Baden, Emil Sommermeyer.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker. Zweiter Jahrgang, Band 14. Ohnet, Georg, Lise Fleuron. Theater-Roman in zwei Bänden. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von J. Linden. II. Bd. Band 15. Aus des Meeres Schaum. Aus den Saiten einer Bassgeige. Von Salvatore Farina. Band. 16. Frey, Bernhard (M. Bernhard), Auf der Woge des Glücks. Roman. Stuttgart, J. Engelhorn.

Ebner-Eschenbach, Marie von, Neue Dorf- und Schlossgeschichten. Berlin, Gebrüder Paetel.

Erdmann, Gustav Adolf, Holda. Ein Elfentraum. In neun Gesängen. Wien, Carl Konegen.

Felix, Gustav, Moskau 1812. Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, L. Steinthals Buchhandlung.

Flogels Geschichte des Grotesk-Komischen, bearbeitet, erweitert und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Friedrich W. Ebeling. Mit 40 Original-Kupfern zum Theil in Farbendruck. Dritte Auflage. Leipzig, H. Bartdorf. Lief. 1—4.

Friedrich, Friedrich, Das Pflegekind der Junggesellen. Roman. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 2 Bde.

Halter, Eduard, Die kleinen Lieder mit Dichten und Trachten. Strassburg und Leipzig, C. F. Schmidt'sche Universitäts-Buchhandlung (Friedrich Bull).

Helms, P. G., Unter der Kriegsflagge des deutschen Reichs. Zweite Reihe: Kreuzerfahrten in Ost und West. Bilder und Skizzen von der Reise S. M. Kreuzer-Corvette Nymphe. (April 1884 bis October 1885.) Leipzig, Hirt & Sohn.

Hellwald, Friedrich von, Amerika in Wort und Bild. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten. Lfg. 61/65. Leipzig, Schmidt & Günther.

Henkel, Hermann, Prof. Dr. Das Goethe'sche Gleichniss. Halle a./S., Buchhandlung des Waisenhauses.

Jensen, Wilhelm, Karin von Schweden. Novelle. III. Aufl. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel.

Jessen (Ludwig von Osten). Eine Dichtung von Graf A. Golenischtschew-Kutusow. Nebst Anhang. In deutscher Uebersetzung mit Beifügung des russischen Textes. Petersburg, H. Schmitzdorff (R. Hammerschmidt).

Jokai, Moritz, Blumen des Ostens. Neue Erzählungen und Schilderungen. Einzig ermächtigte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. Berlin, Adolf Reinecke.

— Der Mann mit den zwei Hörnern. Romantische Erzählung. Einzig ermächtigte Uebersetzung von Ludwig Wechsler. Berlin, Adolf Reinecke.

Katscher, Leopold, Nebelland und Themsestrand. Studien und Schilderungen aus der Heimath John Bulls. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Kopal-Kundala. Ein bengalischer Roman von Bunkim Chandra Chattopâdhyâya. Deutsch von Curt Klemm. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Lessings sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte, auf's Neue durchgesehene und vermehrte Auflage besorgt durch Franz Muncker. Erster Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

M. v. M., Rathschläge zur Erziehung der Jugend, München, Caesar Fritsch.

Meinardt, Adalbert, Reisenovellen: Schloss Polia. Der Bildhauer von Canterets. Frau Antje. Regatta. Berlin, Gebrüder Paetel.

Mertens, Ludwig von, Falad. Kleine Bilder aus der Zeit der Völkerwanderung. Wien, Carl Konegen.

Munding, Dr. Carl — Quintessenz der Lebensweisheit und Weltkunst. Nach Lord Chesterfields Briefen an seinen Sohn frei bearbeitet. II. unveränd. Auflage Stuttgart, Verlag von Levy & Müller.

Pape, Joseph, Das Kaiserschauspiel. Büren i/W, Christian Hagen.

Perfall, K. von, Die Langsteiner. Süddeutscher Roman in zwei Bänden. I. und II. Theil. Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel.

Putlitz, Gustav zu, Mein Heim. Erinnerungen aus Kindheit und Jugend. II. Aufl. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.

Quincey, Th. de, Bekenntnisse eines Opiumessers. Deutsch von L. Ottmann. Stuttgart, Robert Lutz.

Revue Internationale. Directeurs: Angelo de Gubernatis et Auguste Fantoni. Troisième Année, tome dixième. Livraison. I. II. III. Florence.

Ring, Max, Das Kind. — Ein falscher Name. Zwei Stadtgeschichten. Berlin, Verlag von Adolf Reinecke.

Schmidt, Marie, Die Perle vom Königstein. Poetische Erzählung. Wiesbaden, L. Schellenberg'sche Hof-Buchdruckerei.

Schmitt, Dr. J., Spaltpilze und Krankheiten. New-York, Hermann Bartsch. 54. Beekman Street.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v., Zwischen Donau und Kaukasus. Land- und Seefahrten im Bereiche des Schwarzen Meeres. A. Hartlebens Verlag, Wien, Pest, Leipzig.

Telmann, Conrad, Moderne Ideale. Roman. Drei Bände. Leipzig, Carl Reissner.

Vorträge, herausgegeben vom Deutschen geselligwissenschaftlichen Verein von New-York. No. 11. Brook Farm und Margaret Fuller von Karl Knortz. New-York.

Walloth, Wilhelm, Paris der Mime. Realistisch-historischer Roman aus der Zeit Domitians. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Walter, Gotthold Ephraim, Candidat Müller. Berlin, Gebrüder Paetel.

Westrum, A., Die Longobarden und ihre Herzöge. Vortrag. Celle, Capaun-Karlowa'sche Buchhandlung (E. Spangenberg).

Wolff, Albert, La capitale de l'art. Cinquième édition. Paris, Victor Havard.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Ancient Egyptian
Hieroglyphics
Alphabet
Sounds
Words
Sentences

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*

} *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i M.
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i.V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

August 1886.

Inhalt.

Seite

Dito und Idem in Bukarest.
Es war ein Irrthum. Novelle 13

Georg Brandes in Kopenhagen.
Schack von Staffeldt, ein deutsch-dänischer Dichter. I. 16

F. Hennicke in Berlin.
Die Telegraphie in Berlin 18

Georg Winter in Marburg.
Erinnerungen an Leopold von Ranke 20

Philipp zu Eulenburg in München.
Die letzten Neetzow. Novelle 22

Emil Pacully in Genf.
Pietro Siciliani 25

Bibliographie. 26

W. Lübke, Geschichte der Renaissance in Frankreich. (Mit Illustrationen.) — Friedrich der Große und die Volksschule. — Eine Geschichte der Ideale. — Die Religion und die Kirchenbildung. — Eine neue Heinebiographie.

Bibliographische Notizen. 27

Hierzu ein Portrait von Georg Brandes.
Radirung von J. Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

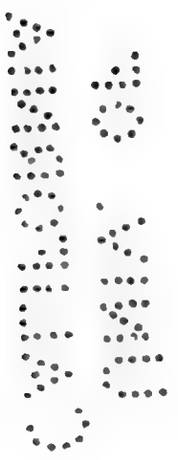
von

Paul Lindau.

XXXVIII. Band. — August 1886. — Heft 113.

(Mit einem Portrait in Radirung: Georg Brandes.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Es war ein Irrthum.

Von

Otto und Adem.

— Bukareſt. —

Der Novemberwind fegte durch die Victoriaſtraße. Kam er von der Brücke oder vom Thiergarten? Er wehte hinauf und hinunter, und in jeder Richtung ſchien er am ſtärkſten zu ſein. Das Gas war noch nicht angezündet, auch in den Häuſern brannte nur vereinzelt Licht, jedoch in der Etage, welche die Gräfin Ritholm bewohnte, waren ſchon erleuchtete Fenſter. Dort trug ein zierliches Stubenmädchen eine Lampe durch den Salon, hüpfte im anſtoßenden Boudoir auf einen mitgebrachten Holzſchemel, zog die Hängelampe herab und ließ ſie mit der leuchtenden Laſt ſo leiſe als möglich wieder hinauf gleiten. Dann huſchte ſie hinaus und trug tief verſchleierte Lampen in den Salon.

Ihre Schritte hatten gewiß keine Störung verurſacht, wohl aber das Licht, das auf eine zarte Frauengeſtalt am Flügel fiel. Ihre klaſſiſch ſchönen Hände hatten in der Dämmerung murmelndes Zwiegeſpräch mit den Saiten gehalten. Neben ihr lagen Folianten geſchichtet, vor ihr ſtand aufgeſchlagen eine Partitur, in der ſie wohl geleſen, bis die eintretende Dämmerung ſie in ihre eigenen Phantaſien verſenkte. Jetzt erhob ſie ſich in ihrer nordiſchen ſchlanken Ruhe. Ihr ſchwarzes Seidenkleid war ſo ſchwer und weich, daß es nicht rauſchte; das ſchwarze Spitzentuch, das vom Kopf über den halben Rücken hing und auf der Bruſt in einen loſen Knoten geſchlungen war, in dem ein paar friſche Veilchen ſteckten, umrahmte ein feines Oval von durchſichtiger Weiße. Unzählige zarte Linien durchzogen bereits die Stirn, von der das Haar in zwei großen, weichen Wellen zurückgekämmt war, um ſich unter dem Spitzentuch in einen reichen Knoten zu verlieren und neben dem

Halſe rechts und links in zwei ſchweren Locken niederzurieſeln. War es grau? Nein, aſchblond, noch kein graues Fädchen ſchien es zu durchziehen. Mit zwei Schritten, ohne Haſt, ſtand ſie in dem kleinen Boudoir und muſterte den Miniaturtheetiſch am Kamin, zwiſchen zwei behaglichen, dunkeln Seſſeln, auf dem ein ſilbernes Keſſelchen brodelte und dampfte. Sie öffnete die Theebüchſe und leiſe bewegten ſich die Naſenflügel, wie der Duft der köſtlichen Blättchen ihnen entgegenſtieg. Ja, auch an der Naſe waren kleine Fältchen, aber ſie ſchienen nur die Feinheit derſelben fühlbarer machen zu ſollen. Die Lippen waren ſchmal und feſt geſchloſſen, als würden ſie viel in einſamem Denken zuſammengepreßt. Doch kündeten die zierlichen Notenpulte, welche den Flügel umſtanden, daß hier nicht immer allein muſicirt wurde.

Das Boudoir hatte braunrothe Sammettapete, von der man aber nicht viel ſah, ſo voll war es mit herrlichen Bildern, von denen zwei durch beſondere, mit Metallſchirmen halbgeſchloſſene Lampen an Wandarmen beleuchtet waren. Auf einer Staffelei ſtand ein reizender Mädchenkopf, der ſich auf dem Schreibtiſche in unzähligen Photographien, Aquarellen, Miniaturen, in Coſtümen, im Reitkleid und Brautanzug wiederholte, zuletzt, noch ohne Rahmen, umgeben von zwei herzigen Cherubinen, ihm ganz ähnlich.

Ueber dem Kamine deckte ein prachtvoller Gobelin den Spiegel zu. Bücher häuften ſich überall; bis auf Bilderhöhe liefen an allen Wänden die Regale entlang, und ein beſonderer kleiner Tiſch mit grüner Studirlampe hinter einer Chaiſelongue, über die ein altindiſcher Shawl geworfen war, zeigte, daß hier manche Stunde leſend zugebracht wurde, denn er war vor Büchern und Zeitſchriften nicht zu ſehen. Vor dem einzigen Fenſter ſtanden Blumen und Blattpflanzen in üppiger Fülle und verbreiteten ihren Duft durch den ſtillen Raum.

Die herabgelaſſene Portière an des Raumes dunkelſter Seite theilte ſich ein wenig, und ein grauer Kopf wurde ſichtbar. „Wenn die gnädige Gräfin nichts mehr zu befehlen haben?“

„Nein, garnichts, danke, Sie können in's Concert gehen, Lorchen; es ſoll ſehr ſchön werden.“

„Schade, daß gnädige Gräfin gerade heute Abend verhindert ſind!“

„Nein, es thut nichts, Lorchen, Herr von Asmar wird mich wohl entſchädigen, auch haben die Florentiner verſprochen, daſſelbe Quartett bei mir noch einmal zu ſpielen.“

„Nun, dann darf ich wohl gehen! Unterthänigſt guten Abend!“

„Guten Abend, Lorchen, und vielleicht gute Nacht! Sollte es ſpät werden, ſo gehe ich allein ſchlafen und brauche nichts mehr.“

Auf dieſen letzten Satz ertönte ein mißmuthiges Brummen hinter der Portière; dann ſchloß ſich leiſe die Thür, und die Gräfin war allein. Sie hatte ein ſchönes japaniſches Falzbein genommen und ſchnitt ein Buch auf, in deſſen Seiten ſich die zurückgebogenen Fingerſpitzen mit den tadellos geformten,

rund geſchnittenen Nägeln verloren und die großen blauen Augen ſich halb zerſtreut verſenkten, bis ein Schritt im Salon ſie hell und jugendlich aufleuchten ließ, während ein feines Roth das ganze Geſicht überflog. Oder war es nur ein zuſammenſtürzendes Holzſcheit im Kamin, deſſen hell flackernde Gluth ſie ſo röthlich beſchien?

Der Schritt war ein kurzer, eiliger und hatte ſchnell ſeinen Urheber unter die Lichtwellen der erſten Lampe gebracht. Ehe er ein Wort geäußert, ergriff er die Schraube der Lampe und drehte an ihr.

„Verzeih, Hedwig, aber ſie blakte entſetzlich, der Tiſch iſt ſchon mit ſchwarzen Flöckchen bedeckt. Nun aber guten Abend, und wie geht es Dir?“

Die ſchöne Frau lächelte über ihren vorſorglichen Gaſt, der nun mit ihr in's Boudoir trat. „Vierhändig ſcheinſt Du heute nicht mit mir ſpielen zu wollen,“ fuhr er fort, „was ich begreife, bei meiner Ungeſchicklichkeit, alſo darf ich mich hier gleich für den Abend am Kamin inſtalliren?“

Er hatte die Bewegungen, die ſchnelle Sprache eines jungen Mannes, auch ſeine ſchlanke Figur, die er in jedem Augenblick bis in jeden Nerv zu beherrſchen ſchien, war jung, aber der ſchöne, länglich geformte Kopf trug kurz geſchorene graue Haare, grau war der feine Schnurrbart, und die Hände, mehr noch als die Züge des Geſichtes, waren alt.

„Du ſcheinſt mir recht heiter dafür, daß Du morgen wieder in die Fremde gehſt,“ meinte ſie mit einen unbewußten Anflug von Enttäuſchung.

„Ich bin es auch; — weil ich erſt morgen gehe und heute noch die Ehre habe, hier zu ſitzen.“

Beide ſchwiegen einen Augenblick. Seit den letzten zehn Tagen, ſeitdem er allabendlich den Thee bei ihr trank, war es der erſte Augenblick ſeiner unverſtändlichen Scheu, die zwiſchen ihnen herrſchte; Trauer oder auch nur Bedauern, daß ſie ſich wieder trennten, war ja ausgeſchloſſen, meinte er, während ſie etwas gezwungen fragte:

„Und haſt Du alle Geſchäfte abgewickelt, allen Freunden Lebewohl geſagt?“

„Allen,“ entgegnete er lächelnd. „Wie viele das ſind, da ich 25 Jahre nicht hier war, weißt Du ja.“

„Und doch ſollte für eine wahre Freundſchaft kein Zeitbegriff beſtehen.“

„In philoſophiſchem Sinne giebt es ja keine Zeit,“ verſetzte er ſcherzend, „aber wir ſind nicht immer im Stande, uns auf der Höhe ſolcher Anſchauung zu erhalten.“

„Vielleicht nicht immer, aber in einſchneidenden Augenblicken des Lebens. Als ich Dich wiederſah, fühlte ich keine Zeit mehr, in der erſten Stunde war mir, als wären wir Beide Kinder!“

„Wer, wir Beide? Wolff und Du? Denn Du und ich, wir waren ja nicht Kinder zu gleicher Zeit,“ entgegnete er etwas ſcharf. „Und in der zweiten Stunde,“ fügte er lachend hinzu, „ward es Dir dann um ſo grauſiger klar, wie anders wir durch die Zeit, die wir wegleugnen wollten, geworden?“

„Vielleicht," meinte ſie wieder, während ſie aufſtand, um die Spiritusflamme auszulöſchen und das ſtarke Brodeln des Theewaſſers dadurch zu dämpfen.

Er ſah ihr zu, denn er war auch aufgeſtanden und hatte ſeinen Hut erſt jetzt auf einen Stuhl im Hintergrund gelegt.

„Ich finde dieſe Maſchinen unpraktiſch," ſagte er, an den Theetiſch tretend. „Bei mir in Singapore habe ich einige Verbeſſerungen an der Berzeliuslampe ſelbſt angebracht. Schade, daß ich nicht eher daran gedacht, ich hätte ſie Dir auch machen können."

Die Gräfin lächelte: „Ich bin mit dem ungenügenden Syſtem ganz zufrieden, ich habe nicht ſo viel Ehrgeiz — oder Unruhe? — wie Du."

„Du riskirſt hierbei aber immer, Dir die Finger zu verbrennen!"

„Und habe es doch noch nie gethan."

„Ich will kein krächzender Rabe ſein, aber ich bin überzeugt, Du verbrennſt Dich noch einmal."

„Wenn Du wieder fort biſt, mache ich den Thee nie ſelbſt, Lorchen verſteht es beſſer."

„Alſo das iſt eine ganz beſondere Ehre, die ich, wie ſo Vieles, zu ſpät würdige! Dabei trinke ich ungern Thee, verzeih, das hätte ich nach dieſer Erklärung wohl nicht ſagen dürfen?"

„Wie kannſt Du mich fragen, was Du darfſt oder nicht! Ich könnte Dich eher fragen."

Wieder ſchwiegen Beide; er wies das Compliment nicht ab, entweder weil er es überhört, oder weil er es annahm. Der Gräfin ſtieg langſam das Blut in den Kopf und die Peinlichkeit dieſes Schweigens ſchnürte ihr die Kehle zu.

„Wir kommen heute gar nicht recht in's Fahrwaſſer des Geſprächs," meinte ſie endlich.

„Deſto beſſer!"

„Warum?"

„Ein Fahrwaſſer iſt ausgefahren."

„Für mich ſind nur ausgefahrene Straßen, ich habe nie, wie Du, meine Pfade ſelbſt erſt ausgehauen."

„Das hätte Dir auch nicht geſtanden."

„Wer weiß, hätte ich nur früher angefangen! Du fandeſt mich einmal in Knabenkleidern ſehr hübſch."

„Ich Dich? Wann denn?"

„O, es iſt lange her, aber ich habe nichts davon vergeſſen und manchmal, noch jetzt, ſogar in dieſen letzten Tagen fühlte ich alte Frau etwas von der Angſt vor dem großen Joachim, die ich als Kind geſpürt. Männer haben wohl kein Gedächtniß?"

„Für Kleinigkeiten ſelten."

„Aber mir warſt Du damals keine Kleinigkeit."

„Dies ‚damals' iſt ſchmeichelhaft, gut, daß ich nicht ſo leicht übelnehme,

wie man mir nachſagt. Doch verzeih," — und er ſtand auf und näherte ſich der kleinen Rococo-Uhr auf ihrem Schreibtiſche, „Deine Uhr geht bedeutend nach; als ich aus dem Hôtel du Nord fortfuhr, zeigte die Akademieuhr ſchon ½8 Uhr, und Du biſt jetzt erſt dort angelangt."

Er öffnete das Uhrglas und ſtellte den Zeiger richtig. Hedwig beobachtete ihn und in ihren ernſten Augen lag ein ſchelmiſches Lächeln, das er mit einem ſchnellen Blick erfaßte, denn er hatte ſein Binocle aufgeſetzt, um nicht durch ſeine Kurzſichtigkeit etwas an der Uhr zu verderben.

„Nicht wahr, Deine Augen lachen: Pedant!" fragte er.

„O nein, höchſtens: ganz der Alte," meinte ſie.

Joachim fuhr fort: „Ja, Dir, der Weltdame, muß der peinliche Ordnungsſinn ſehr kleinlich vorkommen, aber wenn man wie ich in wilden Ländern lebt, ſchlagen ſelbſt die guten Anlagen leicht zu Excentricitäten um."

„Das iſt mir nicht aufgefallen. Aber Joachim, biſt Du ſo ganz ſicher, daß ich zur Weltdame geboren war?"

„Jedenfalls erzogen."

Hedwig fühlte in dieſem Worte einen Vorwurf gegen ihre Mutter, den Joachim wohl gedacht, aber nicht hatte äußern wollen.

„Was nennſt Du eigentlich Weltdame?"

„Was Du biſt."

„Dann wäre ich Dir nur ein Typus, keine Individualität?"

Er warf ihr einen ſeiner raſchen Blicke zu, in dem etwas Hartes lag, das ſie beunruhigte. Sie hatte doch an jedem der vorhergehenden Abende das beglückende Gefühl gehabt, daß ſie ſich verſtünden, daß ſie zum erſten Mal im Leben nur einen Gedanken anzudeuten brauchte, um ihn ergänzt zu hören, daß er ſie durchſchaute und ſie ſeiner Freundſchaft würdig fand, und nun ſchien das Alles irrthümlich geweſen zu ſein!

„Weißt Du, Joachim, ich hatte heute den ganzen Tag eine große Sehnſucht, Dir vor der Trennung, die vielleicht eine ewige iſt, aus meinem Leben zu erzählen, und nun biſt Du ſo eigenthümlich fremd wieder, wie am erſten Tage unſeres Wiederſehens."

„Das iſt nur ſcheinbar, Hedwig, Alles, was Du mir haſt ſagen wollen, kannſt Du getroſt ſagen, als ob Du zu Dir ſelbſt ſprächeſt."

„Aber nun kann ich nicht mehr, nun iſt das Thor zugefallen und der Schlüſſel verloren."

„Wir finden ihn ſchon wieder, der Abend iſt ja lang. Haſt Du Nachricht von Deiner Tochter? Finde ich ſie noch in Rom?"

„Sie hat heute nicht geſchrieben, aber hier" — ſie ging an den Schreibtiſch — „hier iſt ihr letztes Bild, vor zwei Stunden angekommen, mit ihren Kindern."

Er trug die Photographie dicht unter das Studirlämpchen und betrachtete ſie ſehr nahe. Sie ſtand im Schatten und ſah ſeinem Mienenſpiele zu. Es zuckte durch die feinen Züge wie ein heftiger Schmerz, dann lächelte er.

„Deine Tochter hat nichts von Dir, gar nichts; man würde nicht glauben,

daß ſie Dein Kind iſt, auch an Wolff erinnert ſie nicht, dagegen an meine Mutter, die hatte ſo tiefe Augen und den lachenden Mund; — aber hier, dies Kind, das biſt Du, Zug für Zug! Wenn ich es auf den Schooß nehme, werde ich meinen, es ſei die kleine Hedwig, die ſo oft auf meinem Schooß ſaß und mich mit den großen, ernſten Augen verſchlang, wenn ich Märchen erzählte!"

Sie hatte ſich genähert und ſah auch auf das Bild.

„Du erzählteſt aber auch zu ſchön, Joachim, ſo gut, daß ich noch mit Deinem Wortlaut meiner kleinen Enkelin Deine Geſchichten erzähle, nachdem Sylvia ſie als Kind immer wieder hören wollte und ſich ſpäter mit ihrem Aelteſten vor mich auf die Erde ſetzte, um ſie noch einmal zu hören. Ich webe auch zuweilen Geſchichten von den Orten ein, an denen Onkel Joachim ſich aufhält, obgleich mich Onkel Joachim nur mit Geſchenken, niemals mit Briefen verwöhnt hat. Aber die Geſchenke enthielten alle eine Geſchichte, der Shawl, das Falzbein, der Sandelholzkaſten, die ſpaniſche Wand, kurz Alles, was von Dir kam, gab Stoff zu endloſen Geſchichten, und ſo lebten wir immer mit Dir."

Ihre Stimme verſchleierte ſich ein wenig.

„Ich ſchrieb aber regelmäßig an Wolff, und das war doch daſſelbe?"

Sie ſchien die Frage in dieſem Satze zu überhören.

Er ſah noch immer auf das Bild.

„Du hatteſt auch dieſe Locken," ſagte er endlich, als hätte er keine Antwort erwartet, „ganz dieſe Locken, die ich durch die Finger gleiten ließ, während ich Dir erzählte."

„Ja, und ich hatte das ſo gerne, während Wolff mich nur daran riß, bis ich nach ihm ſchlug. Er that mir überhaupt immer weh, und dann war der große Joachim Friedensſtifter."

„Ich fürchte, er war etwas ungerecht, aber er hatte ein Vorurtheil gegen Mädchen und ſchützte zu ſehr den kleinen Bruder, den Liebling der Mutter," ſetzte er weich hinzu.

„Das machte nichts, ich war immer ſtolz, wenn Du Partei gegen mich nahmſt."

„Du willſt mich noch jetzt ſchamroth machen," lächelte er. „Darf ich auch wiſſen, warum?"

„Eigentlich nicht, und doch, warum nicht, jetzt, wir ſind ja alte Leute und können über ſolche Kindereien ſpotten: Mir war Dein Tadel immer lieber als Dein Lob. Ich war ſchon ſo viel Evastochter, um zu wiſſen, daß man den höher ſtellt, den man tadelt."

„Wie hübſch Du Alles zu drehen weißt, das konnteſt Du ſchon damals, und darum ſchienſt Du mir dem kleinen wilden Wolff immer überlegen. Der arme kleine Kerl, ich ſehe ihn noch blutroth werden, als er Dir nichts zu entgegnen wußte. Darum ſchlug er ſo oft um ſich, weil er ſich zu ſehr Junge fühlte, um einem Mädchen unterliegen zu dürfen."

Er hatte ſich auf das Fußende der Chaiſelongue geſetzt, mit dem Rücken gegen die Lampe; ſie lehnte mit beiden Armen auf dem weich gepolſterten Rücken eines Seſſels und ließ die ſchwarzen Spitzen durch die ſchönen Hände gleiten.

„Und Du fingſt doch früh an, Wolff gern zu haben?“ nahm er wieder das Wort.

„Welche Gewiſſensfrage!“

Er ſah ihr ſtarr in's Geſicht; ſie aber blickte aufmerkſam in's Feuer, als ſuchte ſie etwas darin. Alle Heiterkeit war aus ihren Zügen gewichen, und es flog wie ein Herbſtwind über ihre Haut, der ſie in hundert kleine Fältchen kräuſelte. Nein, ſo nicht, ſo wollte er ſie nicht ſehen. Noch eben hatte er ihr Kindergeſicht erblickt, wie es ihn ſchelmiſch anlachte. Und ſie ſollte Wolff geliebt haben, es mußte und durfte nicht anders ſein. Sie war jetzt Wittwe und betrauerte den todten Bruder noch, und daher das ſchmerzliche Zucken.

„Wie merkwürdig, daß ich ſo wenig behalten habe aus jener Zeit, es war eben nicht mehr meine Kinderzeit, als Ihr jung waret, Wolff und Du,“ begann er wiederum. „Ich war nur in den Univerſitätsferien zu Hauſe. Einer Scene jedoch erinnere ich mich, als Wolff ſich in den Finger geſchnitten hatte, da haſt Du bitterlich geweint und wollteſt Dich gar nicht tröſten laſſen.“

„Natürlich, weil ich's gethan hatte. Wir hatten uns um das Meſſer geſtritten und geriſſen, und auf einmal klaffte die tiefe Wunde, und ſein Blut ſtrömte. Ich dachte, er würde mich gleich verklagen, aber er ſagte, er hätte es ſelbſt gethan; und ich ſchwieg, weil ich mich vor der Strafe fürchtete. Von da an habe ich ihn nie mehr gequält, denn er war tapferer geweſen als ich. Weißt Du noch,“ fuhr ſie fort, „daß Du immer Hedchen und Haidi zu mir ſagteſt, und beſonders für Haidi wäre ich durch's Feuer gegangen, ſo gern hörte ich das.“

„Und Du thateſt Deine Arme um meinen Hals und ſagteſt: Min ſöte Jo!“

Eben ſah ſie wieder ganz jung aus.

„Ja, minen ſöte Jo, ſo nannte ich Dich.“

„Aber als ich aus Berlin kam, da hieß ich nie mehr ſo.“

„Da haſt Du mir ſo ſchrecklich imponirt, ich dachte, nun wüßteſt Du Alles, weil Du Dein Examen gemacht hatteſt. Ich war unterdeß auch neun Jahr alt geworden, alſo ein großes Mädchen.“

„Ja, das iſt richtig, mit 21 Jahren war ich Dr. jur. — Mein Gott, wie ſtolz war meine Mutter an dem Tage auf mich, obgleich ſie mich immer mehr als Bruder wie als Kind anſah. Ihr Kind, ihr einziger Sonnenſchein war Wolff. Wie glücklich würde ſie geweſen ſein, hätte ſie es noch erlebt, Dich an Wolffs Seite zu ſehen.“

„Du haſt einen Cultus für Deine Mutter gehabt, Joachim! Wolff ſprach ſelten von ihr, ſo daß ſie mir fremd geblieben iſt.“

„Wolff war 15 Jahre alt, als ſie ſtarb und er war, wie alle verzogenen Kinder, viel mit ſich beſchäftigt. Doch hat er ganz gefühlt, was er an ihr verlor, ich weiß es, denn er brachte ja die folgenden Jahre bei mir in Berlin zu. Er war noch auf dem Gymnaſium, der liebenswürdige kleine Faullenzer. Meine Mutter hatte mich für ſein Wohl verantwortlich gemacht; Hedwig, nicht wahr, ich habe Wolff ſehr glücklich geleitet, ich habe meine Pflicht gethan?“

Hedwig ſchwieg. Joachim wurde durch ihr Verſtummen beunruhigt und fragte von Neuem: „Hedwig, war Wolff nicht ſehr glücklich?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie beklommen, „ob Menſchen ſeiner Art wahres Glück kennen.“

„Du meinſt, Wolff ſei nicht glücklich geweſen?“ Es war ein ſo eigenthümliches Zittern in der Stimme des Fragers, daß die Gräfin raſch einlenkte. „Er ſchrieb Dir doch von ſeinem Unfalle, 14 Monate nach unſerer Hochzeit?“

„Er hatte das Bein gebrochen?“

„Sagte er weiter nichts darüber?“

„Er ſchrieb ja ſo wenig und ſo flüchtig! Man erfuhr nie etwas aus ſeinen Briefen!“

Die Gräfin lächelte. „Meiſtens ſchrieb ſein Secretär!“

„Aber der wunderbare Secretär hatte niemals die Güte, die Feder für den armen Verbannten zu ergreifen und ihm Manna in die Wüſte zu ſenden!“

„Nun, die Wüſte waren die Tropen mit ihrer ganzen Herrlichkeit, und das Manna ſollte aus einer pommerſchen Sandbüchſe fallen!“

„Ich habe nie verſtanden, warum Ihr Hof und Stadt ſo gänzlich vermieden habt in den erſten und letzten Jahren. Zuerſt dachte ich, mein Bruder wäre ſo eiferſüchtig, daß er ſeine ſchöne Frau vor allen Blicken verbergen wollte; als das aber vorhielt, war ich mehr und mehr erſtaunt. Offen geſtanden, ich dachte nicht, daß Du es aushalten würdeſt, Hedwig.“

„So?“ meinte ſie. Es war ein ſo bitterer Ton in dieſem „ſo“, daß der Zuhörer wieder von eigenthümlicher Unruhe befallen wurde. Er ſprang auf und legte mit großer Kunſt einige friſche Scheite in's Kamin, die auch ſofort luſtig knatterten.

„Siehſt Du,“ ſagte er, „ſo muß man es machen, Luft geben, leicht aufbauen und dabei doch ordentlich und regelmäßig, ſonſt brennt das Ding nie.“

Sie ſah zerſtreut in die Gluth:

„Ja, die Menſchen meinen, ſie bauen ſo geſchickt und kümmern ſich nicht darum, welch' edler Baum dort zu Aſche verbrennt.“

„Der Baum iſt dazu da, zu verbrennen oder zu vermodern.“

„Es kommt nur darauf an, wie bald.“

„Es kommt nur darauf an, für wen.“

„Da man aber das Für wen nicht dem Baume überläßt, ſondern ihn

behandelt wie eine fühlloſe Sache, ſo darf man immer annehmen, daß man grauſam gegen ihn war."

Er hatte noch immer in's Feuer geſehen, jetzt wandte er ſich raſch um. Marmorene Kälte lag auf ihren Zügen.

„Warum bliebt Ihr denn immer auf dem Lande," fragte er faſt barſch.

„Weil ſich Wolff bei dem unglücklichen Sturz den Hüftknochen derartig zerſchmettert hatte, daß er ein Krüppel blieb für ſein ganzes Leben. Er konnte nie wieder reiten, noch jagen, noch tanzen, noch eine Fußtour machen. Nur bei ſehr gutem Wetter konnte er ohne Stock gehen. Es war ſehr ſchwer für ihn, denn er hatte ja eigentlich keine anderen Freuden."

Sie ſprach ſehr ruhig und gleichmäßig, in dem wohlklingenden, weichen Tiefton, der ſo melodiſch und ſo leiſe klang, wie rieſelndes Waſſer. Nichts rührte ſich an ihr, keine Muskel des Geſichts, kein Finger, nicht einmal die ſchweren Locken auf ihrer Bruſt, als athmete ſie nicht.

Asmar lehnte ſich an den Kaminſims: „Ein Krüppel!" ſagte er und ſtarrte mit zuſammengezogenen Brauen zu Boden.

Endlich hob er den Kopf. „Und womit unterhielt er ſich."

„Wir ſpielten écarté, Piquet und Domino und Sechsundſechzig, und dann kutſchirte er viel, das machte ihm große Freude."

„Und dann das Kind!"

Ein helles Leuchten ging über der Gräfin Geſicht. „Ja, Sylvia, als Sylvia heranwuchs, da wurde Vieles anders, die gab manche frohe Stunde. Er lehrte ſie reiten und konnte ſtundenlang in der Bahn ſitzen, bis ſie die ganze hohe Schule, die kühnſten Sprünge ausgeführt und aus des ſtrengen Lehrers Munde ein Lob geerntet."

„Und Du lehrteſt ihr die anderen Dinge?"

„Ja, ſoviel wie möglich. Sie ſpielt wirklich ſehr hübſch, Joachim, nicht dilettantiſch."

Er ſetzte ſich in den kleinen Seſſel, den ſie vorher eingenommen, und ſie ließ ſich in den gleiten, vor dem ſie eben geſtanden.

„Und dann beredete ich Wolff, auf ein paar Jahre nach Berlin zu ziehen, bis Sylvia fertig erzogen und verheirathet wäre. So kam ich zum erſten Mal wieder mit Menſchen zuſammen und konnte Muſik machen, während er rauchte und ſpielte."

„Euer Salon machte ſogar viel Aufſehen, man ſprach von ihm in den Zeitungen."

Die Gräfin lächelte: „Man tadelte ihn viel, weil er allerlei Leute aufnahm, und die Standesunterſchiede vergeſſen wurden. Auch fand Sylvia hier nicht ihren Mann, ſondern zu Hauſe, den Vetter und Majoratsherrn."

„Das war auch weitaus das Beſte, da Euch der Sohn verſagt blieb."

„Ich habe mir nie einen Sohn gewünſcht."

„Warum nicht?"

„Weil Wolff ihn früh meinem Einfluß entzogen haben würde, um ihn nur zum Soldaten zu machen.“

„Es gab doch eine Zeit, wo ein brillanter Offizier dem schönsten Mädchen unserer Residenz den Hof machte; damals war sein Beruf ihr gut genug.

„Du hast Dich nicht ganz richtig ausgedrückt, Joachim, er war denen gut genug, die das Mädchen gern verheirathen wollten, um es aus Serenissimus Nähe zu bringen.“

Sie sprach sehr langsam und betonte jedes Wort. Er sprang auf und durchwandelte einmal das Zimmer. Dann blieb er dicht vor ihr stehen.

„Und Du selbst? Du wolltest auch nur fort aus dieser gefährlichen Nähe.“

„Ja, ich wollte fort,“ sagte sie, ohne aufzusehen.

Er ging an den Schreibtisch und begann im Dunklen die Photographien zu rücken und die Papiere gerade zu legen.

„Warum hast Du“ — Er vollendete nicht.

„Warum,“ sagte sie und wandte den Kopf nach ihm zurück. „Warum bist Du nicht lieber Künstlerin oder Bettlerin geworden, als meinen Bruder zu nehmen, wenn Du ihn nicht liebtest? Das wolltest Du fragen? Soll ich Dir darauf ehrlich Antwort geben? Weißt Du noch den Tag, als Du bei mir anklopftest und in mein Zimmer tratest, gerade als ein Sonnenstrahl durch meine Blumen fiel? Ich stand auf vom Schreibtisch, wo schon Berge von Geschäftsbriefen gehäuft lagen, und wo ich eben einen an Taussig begonnen, um ihn zu fragen, ob er mich für talentvoll genug hielte, eine Künstlercarrière zu wagen.“

Sie hielt inne. Er hatte sich auf den Schreibtischstuhl gesetzt. Sie stand auf, kam zu ihm heran und erfaßte mit der einen Hand die Staffelei.

„Weißt Du noch,“ fuhr sie fort, „wie Du mich niederzwangst an meinen Schreibtisch und mir sagtest, Wolff liebe mich bis zur Raserei, er werde sich eine Kugel vor den Kopf schießen, wenn ich ihm nicht mein Jawort gebe? Und wie ich zögerte, nahmst Du mich bei den Händen, als wolltest Du mich zerbrechen und sagtest, das Leben Deines Bruders läge in meiner Hand, Du habest Deiner Mutter versprochen, für ihn zu sorgen, wie für Dein eigen Kind.“

„Ich weiß nicht mehr, was ich in jener Stunde großer Seelenqual gesagt habe. Ich dachte, Du liebtest ihn, wie er Dich,“ murmelte Asmar.

„Aber Du irrtest Dich, Dein Bruder war oft verliebt, vorher und nachher, und seine große Bitterniß, ein Krüppel zu sein, entsprang hauptsächlich aus der Erinnerung an seine Triumphe.“

„Er war verbittert?“

„Nun,“ sagte sie und ihre Stimme wurde wieder ganz sanft, „mit was hätte er sein Schicksal tragen können? Er hatte keine Erziehung, keine Bildung, Kunst und Wissenschaft waren ihm fremd; das Leben mußte für ihn

ſehr ſchwer und ſehr drückend ſein, und ich war gerade nicht die Frau, die es ihm leicht machen konnte. Wir ſtimmten in Nichts überein."

„Ich konnte freilich nicht wiſſen," entgegnete Asmar bitter, „daß es ſo unglücklich enden würde, und daß Du mit einer unmöglichen und verbotenen Liebe ſo bleich und ſtill zum Altar gingſt, einen Meineid zu ſchwören!"

„Einer verbotenen Liebe, was meinſt Du denn?"

„Haſt Du mir nicht eben geſagt, daß Du fort wollteſt, wegen Sereniſſimus? Du wollteſt vor Deinem Herzen fliehen?"

„Das wollte ich, aber nicht ſo, wie Du es meinſt! O Joachim, wie wenig ergründet Ihr Männer ein Mädchenherz! Man muß Euch Alles ganz deutlich ſagen und wird doch nicht verſtanden! Ich hätte Dich gern auf den Knieen angefleht: ich will lieber ſterben, als in die Ehe treten. Aber Du warſt immer mein Orakel, und ich hatte niemals Nein ſagen gelernt. An demſelben Morgen hatte mir meine Prinzeſſin eine furchtbare Scene gemacht, mich eine kalte Kokette genannt, eine herzloſe Sirene, die alle Männer um mich her mit meinem Spiel und meinen Blicken in Tod und Verderben lockte! O! es war furchtbar!"

Sie ſtrich leiſe mit den weißen Fingern über ihr Geſicht und faltete ſie feſt ineinander. „Ich hatte Niemand, der mir einen Rath geben konnte, nur Dich allein. Was ich an Wolff hatte, das ſah ich, als ich ihm andeutete, wir müßten den Hof verlaſſen. Ich habe von der Stunde an mein Herz nie wieder gegen ihn geöffnet." Sie ließ die Arme ſinken mit einer ſo troſtloſen Geberde, daß Asmar den Kopf wegwandte, um ſie nicht zu ſehen.

„Du glaubſt wohl, meine Stellung bei Hof ſei leicht geweſen und angenehm?" fuhr ſie in ruhigerem Tone fort. „Im Dienſt vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, den Blicken immer ausgeſetzt, denen ich mich ſo gern entzogen hätte, beneidet, verfolgt, beargwohnt, verleumdet! Ich dachte oft: wäre ich doch häßlich wie die Nacht und ſpielte wie ein Schulmädchen, daß die Leute dabei ſchwätzen und lachen könnten! Aber wenn ich ſpielte, vergaß ich die ganze Welt; ich konnte nicht klimpern, und wenn mein Spiel mich auf's Schaffot gebracht hätte. Und dann, wenn ich aufſah, ſtand er da und ſah mich an mit brennenden Augen, und die Prinzeſſin wurde bleich und roth und weinte vor Wuth und Eiferſucht. Du aber ſagteſt zu mir, ich wäre ſo reich und glücklich in mir, daß ich ein ganzes Vermögen verſchenken könnte, ohne arm zu werden. Und meine Schätze wurden alle zu eitel Sand, wie im Märchen, weil Niemand ſie zu heben verſtand!"

„Ich wünſchte, wir hätten all' das nicht berührt," ſtöhnte er, „ich hatte ſolch ein beſeligendes Bild Eures Lebens in meinem Herzen, ich war froh, Dich noch einmal geſehen zu haben und wollte nun heim, ſterben! Siehſt Du, Hedwig," und ſeine Stimme wurde wieder barſch, „Du ſprichſt von Dir, von Deinem Leid, aber warum konnteſt Du es nicht vergeſſen über dem Seinen? Dir brach das Herz um Dich, anſtatt um ihn! Du ſagſt, er hatte keine Erziehung, keine Bildung. Ja, was nennſt Du denn ſo? Er war ein Welt-

mann, er verſtand alle Sports der Reichen, er konnte nicht Muſik beurtheilen oder ein Kunſtwerk kritiſiren, aber er war ein kühner Offizier, ein intelligenter Junge und ein Herz von Gold!"

Die Gräfin ſaß ſtarr da, keine Bitterkeit lag auf ihren Zügen, nur ein ſchmerzliches Entſetzen. So wurde ſie beurtheilt, ſo, und von ihm! Sie konnte doch nicht ihre eigene Sache vertheidigen, ſie konnte ſich doch nicht loben, nicht die hundert Freuden aufzählen, die ſie für den mißmuthigen Gatten erſonnen, die Reiſen an alle Enden Europas, auf denen ſie ſeine Launen ertragen und nur auf ſeine Zerſtreuung bedacht geweſen, nein, ſie durfte nicht einmal andeuten, wie ſein Leiden ihn ſchließlich ſo verbittert hatte, daß er ihr ihre eigene Geſundheit vorwarf. Joachim hatte ihn nur im Sonnenſchein der Jugend gekannt, nur gekannt, wie ein blind liebender Bruder, der das Einzige vergöttert, was ihm von Familie auf Erden übrig geblieben. Sie hatte ſehr Unrecht gethan, auch nur ſo viel zu äußern; warum hatte ſie aufgewühlt, was ſie ihr Leben lang begraben, was die eigene Tochter nicht geahnt; — denn ſie hatte verſtanden, ihr den Vater als ein Ideal hinzuſtellen!

„Und warum kameſt Du nie zurück, da Du ihn ſo ſehr liebteſt?" ſtieß ſie ſchließlich heraus.

„Ich kam nicht, weil er es nicht wünſchte, doch wozu all das, Hedwig? Wie ſind wir nur auf die alten Geſchichten gekommen? Bis zum letzten Abend hatte ich ſie glücklich vermieden, nun muß es mich doch noch packen."

„Verzeih," ſagte ſie kalt, „ich war daran ſchuld, wie ſehr Unrecht ich that, habe ich allerdings nicht vorher wiſſen können."

Sie blieben Beide einen Augenblick ſtill, dann ſtand Joachim auf. Hedwig ſchlug plötzlich das Herz zum Zerſpringen, ſie glaubte, er wollte ſeinen Hut nehmen und fortgehen, und ihr würden für Lebenszeit all dieſe Berge von Kummer und Mißverſtändniß auf der Seele bleiben! Aber nein, er trat nur an die Pflanzen heran und ſagte, indem er ein Palmenblatt berührte, mit veränderter Stimme:

„Mich ergreifen dieſe künſtlich gezogenen Palmen immer wehmüthiglich, ſeitdem ich in ihrer Heimat weilte; ich muß ihnen dort ſo erſcheinen, wie ſie mir hier."

„Und doch haſt Du die Fremde lieb, alſo warum meine Palme bedauern?"

„Ja, ich habe ſie ſehr lieb, denn ich bin dort nur ganz ich, und das thut ja Jedem wohl; Du ſitzeſt auch am liebſten am Clavier. In Singapore bin ich ganz Egoiſt, ganz Einſiedler und Junggeſelle. Hier in Europa iſt kein Menſch etwas ganz, man giebt ſich nicht das Recht dazu."

„Und haſt Du Dich nie nach der Heimat geſehnt?"

„Ich hatte ja keine Heimat. Auf Ritholm war ich immer nur geduldet, ſo lange mein Stiefvater lebte, nachher regierte dort Wolffs Vormund. Geboren wurde ich in Paſewalk, wo mein Vater damals in Garniſon ſtand, als er ſtarb, war ich erſt zwei Jahre alt. Meine Mutter ging dann zurück

nach Mecklenburg, als ſie wieder heirathete, kam ich in Penſion, erſt in Schwerin, dann nach Berlin. Das iſt Alles höchſt intereſſant! Verzeih, aber alte Männer werden geſchwätzig."

„Haſt Du immer nur gearbeitet, nie geraſtet?"

„O, ich war nie beſonders fleißig, ich habe viel ‚geraſtet', wie Du es nennſt. Doch nicht zuviel; mich trieb das Bewußtſein, vom Vater nur ein kleines Capital ererbt zu haben, vorwärts."

„Du wollteſt reich werden?"

„Nein, ich ſparte ſo viel ich konnte von meinen Zinſen, um einmal ein Mädchen, das ich liebte, ſtandesgemäß erhalten zu können."

Hedwigs Herz ſtand einen Augenblick ſtill, dann ſagte ſie in kühlem Unterhaltungston, aber wie eine Antwort auf ihr eigenes Erſtaunen: „Natürlich, Du haſt ja auch einen Roman haben müſſen, daran hatte ich nur noch nie gedacht. War es eine Japaneſin, Javaneſin oder Auſtralnegerin?"

Er beobachtete ſie jetzt höchlich amüſirt. „Aber, Hedwig, damals war ich ja noch in Europa. Du ſcheinſt wenig Intereſſe an meinen Geſtändniſſen zu nehmen?"

„Vielleicht war die Dame nicht intereſſant," entgegnete ſie kalt. „Und ſie war arm? Vielleicht aus dem Volke. Du wollteſt ſie Dir erziehen? Sehr hochherzige Männer haben öfters ſolche Marotten."

Joachims Augen ruhten wehmüthig auf ihr. „Nein, ſie war nicht aus dem Volke," ſagte er, „eigentlich iſt mein Roman ſehr intereſſant."

„So erzähle ihn mir doch."

„Aber dazu muß ich von mir ſprechen und das habe ich verlernt: ich finde es auch gegen den guten Ton. Wer weiß außerdem, ob das Mädchen es mir verzeiht, wenn ich von ihr rede."

„Lebt ſie noch?"

„Ich denke. Doch gieb Dir keine Mühe zu rathen, wer es iſt, Du haſt ſie nie gekannt. Oft hatte ich ſie ſchon geſehen, ehe ich merkte, daß ich ſie liebte. Es war wirklich eigen! Doch ich muß noch weiter ausholen. Weißt Du, daß ich einmal ſehr unglücklich war, aber ſehr, ſo daß ich mich mit dreizehn Jahren vergiften wollte? Nein? Das glaubſt Du nicht? Ich thäte es auch nicht in Deiner Stelle! Du erwähnteſt vorhin, ich hätte einen Cultus für meine Mutter gehabt. Ja! Und eine eiferſüchtige Liebe dazu. Als ſie Wolffs Vater heirathete, den alten Ritholm, da brach mir mein Kinderherz. Einem kann nämlich öfters das Herz brechen und wenn man ſtirbt und ſich ſeciren läßt, iſt es doch noch heil. Aber, o Gott, was iſt ein Kinderſchmerz furchtbar! Einmal in den großen Ferien war ich alſo zu Hauſe, d. h. auf Ritholm. Wolffs Vater machte kein Hehl daraus, daß er mir nicht gewogen, und mir wurde zum erſten Mal klar, daß meine Mutter den kleinen Wolff unendlich liebte, viel mehr als mich. Es war eine kleine Scene, — nein, ich kann ſie Dir ſelbſt jetzt, nach all den Jahren nicht wiederholen, darauf nahm ich eine Schachtel Streichhölzer und ging auf den

Boden des Wirthſchaftsgebäudes. Ich ſteckte die Köpfe der Hölzer in ein Glas Waſſer, das ich mir auch vorſichtig geholt, trank es aus und legte mich dann in das Stroh. Während ich auf den Tod wartete, dachte ich aber nach über mein ſündhaftes Vorhaben, und eine ſolche Reue überkam mich, daß ich zu meiner Mutter ſtürzte, ihr Alles ſagte und ſie bat, mir meinen Tod zu verzeihen. Aber mein Tod kam nicht! Und damals ſagte mir meine Mutter zum erſten Mal, daß ich leben müßte, um meinem Bruder Schutz und Stütze zu ſein, weil ſein Vater alt und ſie zart und ſchwach. Von dem Tage an begriff ich, daß ich Wolff unendlich lieben müßte, um ihn nicht zu haſſen. Und ich habe ihn unendlich geliebt." Joachim hielt an. „Doch verzeih, Hedwig, jetzt möchte ich eine der Taſſen Thee trinken, die dort ſeit einer Stunde eingeſchenkt ſtehen; da Du ſie mir nicht anbieteſt, werde ich ſie mir nehmen."

Er ging mit ſeinen kurzen, raſchen Schritten an den Theetiſch, ho. eine Taſſe, die er Hedwig anbot. Sie ſchüttelte aber das Haupt und ſagte nur:

„Und Dein Roman?"

„Erſt werde ich noch einen dieſer Biscuits koſten, ſprechen macht hungrig, beſonders, wenn man es nicht gewohnt iſt."

Hedwig ſchwieg, alles Conventionelle war in dieſem Augenblicke von ihr abgeſtreift, ſie dachte nur an ihn und ſaß traumverſunken, regungslos da. Er trank langſam die kleine Taſſe aus, ſah dann das Bildchen auf ihr an, flüſterte: „Reizend," trug die Taſſe zurück, bezwang eine Bewegung nach ſeiner Cigarrettentaſche und nahm dann wieder den kleinen Seſſel ein.

„Das hätte ich vor dreißig Jahren allerdings nicht gedacht, daß ich Dir heute meinen Roman erzählen würde," ſprach er ſo vor ſich hin. „Doch ſage mir erſt, ich wollte vorhin nichts hören, weil ich glaubte, es nicht ertragen zu können, ſage mir einmal ſo die Eſſenz Deiner Kindheit. Warſt Du glücklich oder unglücklich, lebteſt Du gern zu Hauſe oder warſt Du lieber in der Penſion. Vor dreißig Jahren warſt Du in Altenburg in Penſion, wenn ich nicht irre?"

„Ich mag jetzt nicht ſprechen," ſagte ſie traurig, „Du entziehſt Dich mir ſonſt wieder, Du haſt ſchon Luſt dazu, Dir iſt es leid, mir Dein Viſir geöffnet zu haben. Du meinſt, es nutzt nichts? Aber es ſchadet doch auch nichts? Und iſt es Dir wirklich nichts werth, daß ein Menſch auf Erden einmal Dein Vertrauen beſeſſen hat?"

„Vielleicht iſt Euch Frauen das Ausſprechen ein Naturbedürfniß, uns Männern nicht."

„Wenn es ein Naturbedürfniß iſt, ſo bin ich mein ganzes Leben in der Unnatur verblieben. Es hat mich Keiner gefragt, Niemand ſchien ſich dafür zu intereſſiren. Künſtleriſch ſchwärmten ſie wohl für mich, und was ich ihnen in Tönen ſagte, glaubten ſie zu verſtehen, und ſie verſtanden doch immer nur ſich ſelber. Die Menſchen ſind ſo naiv egoiſtiſch."

„Nicht Alle.“

„Siehſt Du, Joachim, wir Frauen ſehen nicht die Welt wie ſie iſt, ſondern die Welt wie man ſie uns zeigt. Wir leben faſt ausſchließlich in die ſtarke Feſte des eigenen Hauſes eingeſchloſſen, der Herd iſt unſere Welt, und wenn der kalt geblieben —“

„Aber an Euch iſt es, ihn zu erwärmen.“

„O Joachim! Es iſt noch nie ein Funken allein, von ſelber in der Welt entſtanden! Es gehören immer Zwei dazu!“

Er lachte rauh: „Du willſt mir doch nicht ſagen, daß Wolff kalt war, nachdem ich ſein Feuer gekannt, ſeine verzehrende Leidenſchaft für Dich. Er war wild, leichtſinnig, übermüthig, aber kalt — nur kalt war er nicht.“

„Du haſt ihn als halbes Kind gekannt und mich gar nicht, ſonſt wäreſt Du nie auf die unglückliche Idee gekommen, daß zwiſchen uns ſich der Funken entzünden würde, der die ewige Flamme bilden könnte.“

„Dann warſt Du wirklich nur eine kalte Kokette, denn Du ließeſt Dir den Hof machen, Du warſt freundlich für ihn, Du hörteſt ihm gerne zu und freuteſt Dich, wenn er ſo ſchön zu Pferde ſaß.“

„Ja, gerade wie ich mich über meinen Bruder gefreut hätte; ich ſah ihn ſtets mit ſchweſterlichen Augen an.“

„Das nennen Frauen ſchweſterliche Augen! Ihr Unbegreiflichen!“

„Deſto ſchlimmer für uns, wenn wir es ſind, wir ſind Diejenigen, welche allein zu leiden haben, weil wir nicht verſtanden werden.“

„Vielleicht iſt es der weibliche Egoismus, der ſie verhindert zu ſehen, wenn ſie leiden machen.“

Ein unmerkliches Zittern ging durch ihre Lippen. „Ich glaube, ſo gut das Glück macht, ſo ſchlecht macht das Unglück. Wenn man ein großes Leiden trägt, wird man wirklich egoiſtiſcher und kälter gegen die Andern, die vielleicht Troſt und Hülfe von uns erwartet hätten.“

„Aber Wolffs Frau ſollte doch nicht ein ſo großes Leiden zu tragen haben! Er war kein roher Geſelle. Mein Gott, Du warſt viel zu glänzend erzogen für ſeine einfache Natur, aber er liebte Dich doch und war ſo gut und ehrlich und treu!“

Thränen feuchteten einen Augenblick Asmars Augen. Die Gräfin ſagte mit eiſiger Ruhe:

„Du bedenkſt nicht, was dem vorherging, daß ich Wolffs Frau wurde.“

„Ich weiß es nicht und will es auch nicht wiſſen,“ entgegnete er, ihr den Rücken kehrend, „es möchte mir ſonſt gehen wie dem Reiter mit dem Bodenſee.“

Er ſprang auf und durchmaß das Zimmer, wieder bis zu den Palmen.

„Ich bin tapferer als Du,“ nahm ſie nach einem kurzen Schweigen wieder auf, „ich möchte Deiner Jugendgeſchichte in's Geſicht ſehen, ohne mich in Stein zu verwandeln oder todt niederzuſinken.“

„Wieder echt weiblich!“ meinte er und kam mit gezwungenem Lächeln

näher, aber auf seinem Gesicht lag noch ein fahler Schein, als wäre er einer Todesgefahr entronnen.

„Zuerst spielt die schöne Hand mit einem Stilet, droht, uns die Augen auszustechen, und sagt dann mit der weichsten Kinderstimme: Erzähle mir eine Geschichte. Und die Geschichte muß vor Allem rührsam sein, damit das kalte Herzchen den angenehmen Kitzel einer heraufsteigenden Thräne fühle. O Hedwig, weißt Du noch, wie ich Dich einmal, als Du Kind warst, schelten mußte, und wie Du weintest, meine Hand nahmst und sie küßtest, ehe ich wußte, was Du thun wolltest. Und dann fand ich einen Strauß schöner Blumen in meinem Zimmer, so geschmackvoll, daß nur Du ihn gebunden haben konntest. So sind die Weiber, und wir armen Thoren lassen uns die Blumen gefallen und finden uns sehr groß. Aber das merken wir nicht, daß wir einen Ring in der Nase haben und an einem seidenen Faden geführt werden!"

„Also auch das nahmst Du für kalte Koketterie?"

„Nein, damals nicht, das habe ich seitdem eingesehen."

„Dort bei den Rothhäuten? Weißt Du, Joachim, Du kommst mir gerade vor wie ein junger Maler, dem ein Meister gesagt, es fehlte ihm an Farbensinn, und der Nächte lang darüber nachdachte, worin wohl Farbe bestünde. Ich rieth ihm, vor Allem nicht bei Nacht darüber nachzudenken, sondern bei Tag durch die Wiesen zu gehen und die Blumen anzusehen. Du hast meine häßlichen Fehler entdeckt, als Du mich nicht sahst und vergessen hattest."

„Mir fiel Deine Mutter ein. Man sollte ein Mädchen stets nach der Mutter beurtheilen."

„Aber ich soll meinem Vater gleichen, auf ein Haar. Du weißt ja überhaupt gar nicht, wie ich mit meiner Mutter gestanden, ich war viel zu stolz, um irgend Jemand ein Wort darüber zu sagen, es war doch meine Mutter!"

„Durchschautest Du denn ihre Pläne?"

„Was für Pläne?"

„Ich habe mich falsch ausgedrückt, ihre sorgfältige Erziehung entsprang wohl mehr aus selbstsüchtigen und interessirten Motiven, das magst Du gefühlt haben."

„Sie wollte, ich sollte glänzen, um jeden Preis. Wäre ich nicht musikalisch gewesen, sie hätte mich an's Clavier festgebunden, damit ich dennoch perfect spielen lernte. Sie hat mich gedrillt, nicht erzogen, denn von einem Seelenverkehr oder Gedankenaustausch war nie die Rede, ihre Rathschläge bezogen sich immer nur auf die Welt, wie man es machen müßte, um zu Glanz und Ehren zu gelangen. Und gerade an dem unvergeßlichen Tage, wo Du mich ausschaltest, sagtest Du von Allem das Gegentheil wie meine Mutter, Du sagtest, was ich als Wahrheit fühlte, gebrauchtest Redewendungen, die ich mich erinnerte, von meinem ewig betrauerten Vater gehört zu haben;

was in meiner Seele ſchlummerte und tief verſchloſſen war, das weckteſt Du. Darum küßte ich Deine Hand und ſchwieg ſtill, Du ſollteſt nur mehr ſagen, ich dachte, ich könnte Dein Schüler werden."

Ein heftiger Windſtoß rüttelte am Doppelfenſter und ſauſte durch's Kamin, ſo daß Kohlenfunken rings auf den Teppich geſprüht wurden! Asmar bückte ſich, um alle die kleinen Kohlen auszulöſchen.

„Siehſt Du," ſagte er, „wie gefährlich! Dieſe Kamine paſſen nicht für ein ſolches Klima, aber der Menſch muß immer Alles nachmachen, ob es paßt oder nicht."

Die Gräfin lächelte. „Wenn man nie etwas nachmachen würde, ſo wäre man noch chineſiſch oder japaneſiſch."

„Dieſes ‚noch' iſt köſtlich, auf die Chineſen und ihre hohe Cultur angewendet."

„Ja, wir Europäer haben nun einmal nicht mehr das Glück, Gnade vor Deinen Augen zu finden! Ich fange an zu glauben, daß Dein Roman, die ‚Sie' in Deinem Leben einen Schatten auf uns Alle geworfen hat, weil Du eine ſo entſetzlich ſchlechte Meinung vom weiblichen Geſchlecht überhaupt und von den Europäerinnen insbeſondere haſt!"

„Die Frauen dort drüben hätten viel Anziehendes für einen Menſchen, der die Aufrichtigkeit und Wahrheit liebt."

„Beſonders die Chineſinnen mit ihrem verkrüppelten Fußſyſtem ſcheinen mir ein Typus für Naturwahrheit."

„Ehrlich geſtanden, Hedwig," entgegnete er lächelnd, „habe ich von den Eingeborenen der Länder, in denen ich Conſul war, nicht viel mehr geſehen als Du. Sidney iſt nun z. B. faſt eine europäiſche Stadt, Singapore — doch ich habe bemerkt, daß Du wenig geographiſches und Völkerintereſſe haſt, ſonſt hätte ich Dir ja eins meiner Bücher zu Füßen zu legen gewagt. Dir iſt die Seele, die in den Tönen ruht oder aus den Augen blitzt, das allein intereſſante Studium."

„Ich verdiene Deinen Hohn nicht, nehme ihn aber gern hin als ein Zeichen Deiner guten Laune."

„Meine gute Laune wird aber gleich wieder ſchwinden, wenn ich auf die Uhr ſehe; es iſt ſicher über elf, und ſeit 25 Jahren bin ich nie ſpäter als elf zur Ruhe gegangen."

„Aber Joachim," wollte Hedwig ernſthaft einwenden, als ſie ein ſchelmiſches Lächeln in ſeinen Augen bemerkte. „Natürlich um 11 Uhr, aber ſiehſt Du, die Zeit hier iſt ja eine andere, wenn es drüben 11 Uhr iſt, geſtatte ich Dir, Dich zurückzuziehen."

„Du glaubſt, die Berechnung fällt mir ſo ſchwer?" Er zog ein zierliches Notizbuch heraus, jeder Gegenſtand, den er in Gebrauch hatte, war von überraſchendem Geſchmack, nichts Dutzendwaare, Alles hatte ein beſonderes Gepräge. Man konnte ihn, ſo zu ſagen, an jedem ſeiner Gegenſtände erkennen.

Hedwig ſtand etwas ſchneller auf, als ſonſt ihre Art war, und ergriff das Büchelchen aus dem er noch nicht den Bleiſtift gezogen hatte. „Das wird confiscirt," ſagte ſie und wurde plötzlich dunkelroth. Sie war in ihrem Eifer ſo nah an ihn herangetreten, daß ſein Athem ſie geſtreift hatte, ſein eigenthümlich parfümirter Athem, der ihr ſo eine Fülle von Erinnerung brachte, daß ſie faſt ſchwankte. Ja, dieſen merkwürdigen Duft, den hatte ſie ganz vergeſſen gehabt; wie war das nur möglich, ein ſo charakteriſtiſches Merkmal! Ihr war urplötzlich, als ſäße ſie auf ſeinem Schooße in dem Laubengang von Nitholm, wo er ſie ausgelacht, als ſie ihn geküßt und ihr verſichert hatte, nun würde ſie auch einen Bart bekommen. Sie war kaum fünf Jahr alt geweſen. Und auf der Heimfahrt hatte ſie der Mutter nichts von ihrer Sorge anvertraut, aber lange nachher jeden Morgen in den Spiegel geſchaut, ſich beim Waſchen die kleine Oberlippe roth gerieben, um keinen Bart zu bekommen. Vierzig Jahre ſchienen verſchwunden durch dieſen leiſen Duft. Nein, ſie waren nicht verſchwunden, ſie hatte ſich ja ruhig in ihren Seſſel geſetzt, ihre Gedanken hatten die gewohnten Bewegungen nicht aufgehalten, ſie ſaß da, eine freundlich lächelnde Matrone, deren Frauengeſtalt ſchwarzer Seidenſtoff umfloß und deren Haupt wittwenhaft mit ſchwarzer Spitze verhängt war. Und er? Sie blickte zu ihm herüber. Er war zurückgeſunken in den Lehnſtuhl und ſah plötzlich ſo alt aus. Warum nur? War die Jugend von ihm gefallen in dem Augenblicke, da ſie ihren Hauch wieder geſpürt? Woher hatte er nur dieſen ſüßduftenden Athem? War es der Odem ſeiner reinen Seele?

„Ich finde, auf die Dauer iſt dieſe halbe Beleuchtung angreifend," ſagte ſie; ſie wollte ſehen, warum er ihr plötzlich ſo alt erſchien. „Willſt Du mir ſelbſt eine der Lampen aus dem Salon herholen, oder ſoll ich klingeln?"

„Das Beſte wäre wohl, ich überließe Dich der Ruhe und ſuchte ſie ſelbſt auf?" entgegnete er, „aber wie Du willſt."

Er brachte eine der Lampen in's Boudoir und ſetzte ſie auf den Kaminſims vor den halb verhängten Spiegel. Hedwig war auch aufgeſtanden und riß den Lampenſchirm herunter, ſo daß Joachim ſie verwundert anſah. Er äußerte aber nichts, ſondern nahm wieder ſeinen Platz ein; dann ſagte er:

„Ja, es iſt beſſer, das helle Licht, wenn man von Jugendzeiten ſpricht; man könnte ſich ſonſt einreden, man wäre ſelbſt noch jung." Er ſchwieg.

„Du vergißt, daß Du mir noch Deinen Roman ſchuldig biſt," entgegnete ſie.

Er zog ſeine Uhr heraus. „Bewilligſt Du mir noch eine Stunde, ſo werde ich Dir auch noch eine bewilligen."

„Alſo noch zwei im Ganzen."

„Hedwig, ich habe immer große Achtung vor Wolffs Frau gehabt; Du wirſt mir dann, kurz ehe ich fortgehe, — ich traue Dir wirklich zu, daß Du die Wahrheit ſagſt,— eingeſtehen, ob Du den Prinzen geliebt; ich werde dann auch nicht mehr fragen; aber ſiehſt Du, mit dem häßlichen Schatten, den Du in meine Seele auf das Bild von meines Wolffs Frau geworfen, mit

dem will ich nicht ſterben. Es wäre doch zu bitter, ſollte man ſich ſo geirrt haben ſein ganzes Leben. Es iſt ſchon ſo bitter genug; ich wünſchte, ich wäre nicht zurückgekommen, dann lebte ich in dem Wahn, Wolff hätte ein Paradies auf Erden gehabt."

„Und ſteht die Wahrheit nicht immer höher?"

„Wenn wir darüber ſtreiten, ſind wir morgen früh noch nicht weiter. Was heute Wahrheit, iſt morgen Lüge und übermorgen Trug und den vierten Tag Verrath und den fünften ein überwundenes Vorurtheil."

„O, ich ſprach nicht von einer allgemeinen Wahrheit, von dieſer ſpeciellen," ſagte ſie traurig.

„Mein Lebenlang habe ich die Wahrheit als das Höchſte geſchätzt auf Erden, das klingt ſo trivial wie alle großen Phraſen, aber praktiſch, auf das kleine Leben angewendet, iſt es nicht alltäglich. Nur die Gerechtigkeit ſtellte ich noch höher, und darum habe ich gewiß öfter als andere Männer ungerecht gehandelt."

Sie ſchwieg, und er erwartete auch keine Antwort; denn was er ſagte, ſchien mehr ihm ſelbſt als ihr zu gelten. Ihr war, als ſollte ſie ſich ganz in die Ecke des Zimmers verkriechen, um ihn nicht zu ſtören in dem lauten Denken.

„Dieſe unglückſelige Eigenſchaft aller Deutſchen, ewig zu prüfen, welchen Motiven ihre Handlungen entſpringen, hatte mich ſchon früh gepackt. Ich hatte daher immer ſo viel in mir zu denken gefunden, daß ich ſelten aus mir hinausging; darum war mir wohl nachher die Fremde ſympathiſch, nachher, nach der kurzen Zeit, die ich wirklich gelebt, d. h. geliebt. Wie ſie war, willſt Du wiſſen? Sie war liebreizend, ſie war ein unbewußtes Genie, — und warf alle ihre göttlichen Eigenſchaften hin, nur um hoch zu ſteigen in der Scala, die menſchliche Eitelkeit errichtet. Anſtatt Gottes Werke, Feld und Wald, zu ſtudiren, lernte ſie die Formen der Menſchen auswendig und verſenkte ſich in die Abſtufungen ihrer Laſter; nein, nein, ſie wäre nicht für mich geweſen, und ich nicht für ſie! Wie es alles kam, willſt Du gewiß wiſſen, denn dies iſt noch kein Roman, ein Roman muß ſpannen, ſoll er den Namen verdienen.

„Alſo ich, der Held, ging eines Abends, es war hier in Berlin, und ich bin neulich wieder auf denſelben Platz gegangen, in's Schauſpielhaus. Kennſt Du die Parquetlogen? Ich weiß nicht, ob es Stil iſt, in ſie zu gehen; ich ging aber gerne hin, weil ich von dort ſah, ohne geſehen zu werden. Und was ich ſah, war eine aufgeblühte Knoſpe. Es war vielleicht gar nicht ſo wunderbar, wie es mir vorkam. Knoſpen blühen auf und werden merkwürdig ſchöne Blumen, und die Knoſpen hat man oft betrachtet und ſie vielleicht vor rauher Hand geſchützt, aber nach der erblühten Blume ſtreckt man ſelber die Hand aus und will ſie beſitzen und meint, das ganze Leben ſei werthlos ohne dieſe Blume." Er hielt inne.

„Alſo Du hatteſt ſie ſchon früher gekannt?“ brachte die Gräfin mühſam hervor.

„Ich, ich hatte ſie früher gekannt; aber an dem Abende war mir's, als ſähe ich ſie zum erſten Mal. Es war wie eine Offenbarung. Von der Stunde an faßte ich den Plan, etwas zu verdienen, um heirathen zu können und die Perle zu beſitzen.“

„Darum wähltеſt Du die Conſulats-Carrière? Das war zur damaligen Zeit!“ die Stimme der Gräfin klang ganz heiſer.

„Ich berauſchte mich in ihrer Nähe, ich war ſo ſelig, als wäre ich von Himmelsmuſik beſtändig umfluthet. Nun, ich brauche nicht die ganze Scala der Leidenſchaft vor Dir durchzuſpielen. Du mußt ſie ja kennen!“

„Ja, ich kenne“ — flüſterte ſie.

Er ſchwieg und ſah ſie lange an, als wollte er das Räthſel ergründen, als wollte er ſelbſt entziffern, was er zu hören fürchtete.

„Alſo,“ ſagte er endlich, „ſo iſt es dennoch wahr, Du haſt den Anderen im Herzen gehabt, tief, tief im Herzen, und mein armer Bruder konnte ihn nicht verdrängen!“

„Nicht lebend und nicht todt, Gott verzeih mir's!“ ſagte die Gräfin. „Aber, Joachim, Du biſt ja Deiner Liebe auch treu geblieben, was wirfſt Du mir's denn vor?“

„Nein, Hedwig, ich bin ihr nicht treu geblieben, denn Treue zu ihr wäre Untreue zu einem Anderen geweſen; ich habe nicht einmal meinen Gedanken in den langen, qualvollen Nächten meiner Einſamkeit erlaubt, ſie zu umfangen, weil ich ehrlich ſein wollte, bis in den Grund meiner Seele; ich habe nie eine Andere geliebt, aber ich habe ſie auch nicht mehr geliebt, ja ich wäre im Stande, jetzt vor ſie hinzutreten und ihr meine kühle Freundſchaft anzubieten. Aber das iſt eben jetzt; damals mußte ich die Meere zwiſchen uns legen.“

„War ſie Deiner denn unwürdig, daß Du ſie nicht zu Deiner Frau nehmen konnteſt.“

„O ſo einfach iſt die Geſchichte nicht,“ ſagte er mit einem Anfluge von Lächeln, „ich habe Dich ja um eine Stunde Gehör gebeten. Sie war eine Künſtlerin, ſagen wir eine Sängerin, und hatte ein Engagement angenommen, trotzdem ich allen meinen Einfluß angewendet, daß ſie ſich nicht band. Meine Liebe war nicht vermindert dadurch, daß ſie mir nicht folgte; vielleicht hatten die Ihren ſie dazu veranlaßt. Der erſte Abſchied aber, den ſie in Folge deſſen von uns nahm, war mir von troſtloſer Vorbedeutung. Doch die Jugend iſt hoffnungsreich.“

„Wart ihr ſchon ſo zu ſagen verlobt?“ ſtieß die Gräfin heraus, „verlobt, während Du Dich frei geberdeteſt und vielleicht bei Anderen den Glauben erweckteſt, Du liebteſt ſie?“

„Bei welchen Andern?“

„O," ſagte ſie abbrechend, „ich habe einmal von Jemand gehört, ſie hätte Jahre lang geglaubt, Du könnteſt ein wenig Intereſſe an ihr haben."

„So, das hat ſie alſo dennoch gefühlt," ſagte er gedankenvoll. „Nein, wir waren nicht verlobt; ich ſcheute mich davor, ihre Jugend zu binden, und ſegnete ſchließlich, wenn ich ſo grübelnd daſaß am Meer — ich war als Conſulatsverweſer nach Trieſt zuerſt geſandt, als ich die diplomatiſche Carrière aufgegeben — alſo ich ſegnete ſchließlich ihr Engagement, welches ſie mit vielen bedeutenden Menſchen in Beziehung brachte. Ich hatte doch einmal, als ich abreiſte, in ihrem Auge die Liebe geleſen, wir arroganten Männer täuſchen uns ſo oft; aber dieſer Blick, den ſie mir nachſandte, wie ich die Treppe hinabſtieg und mich noch einmal nach ihr umſchaute, dieſer Blick gab mir die volle Seelenruhe. Man beurtheilt ja immer die Menſchen nach ſich; darum glaubte ich, nur Einem Mann kann ſie ſo nachblicken, und in dieſem Bewußtſein blieb ich ſechs Monate dort. Darauf wurde ich zum Viceconſul ernannt und konnte nun kommen, um ſie zu werben. Sie hatte unterdeß auch ein heirathsfähiges Alter erreicht, kurz ich machte die ſeligſte Fahrt durch, die je ein Mann zwiſchen Trieſt und Berlin durchgemacht." Er hielt an. „Ich langweile Dich wohl?" ſagte er.

Hedwig ſah ihn geſpannt an. „Und als Du kamſt, war ſie todt oder untreu oder was, ſprich doch, was?"

„Immer ſachte! Ich bin jetzt alt und an längere Reiſen gewöhnt, trotz meiner Seligkeit ſchien mir die Fahrt damals lang.

„In Berlin fand ich — fand ich einen Freund am Bahnhof, der mir bis dahin entgegen gekommen, weil er mir etwas mitzutheilen hätte, — von meinem Lieb."

Er ſchwieg und ſtand auf, ging im Zimmer auf und ab und trat dann an's Fenſter.

„Großer Gott, was war das für ein Abend. Er hatte Schulden gemacht, ſich in die böſeſte Geſellſchaft geſtürzt und drohte ſich nun umzubringen; und Alles, weil mein Lieb auch ſein Lieb war, er aber nicht wagte, um ſie anzuhalten, da er meine Leidenſchaft kannte, obgleich ſie ſeine Liebe erwiderte. Da ging ich hin und warb um ſie für ihn."

„Du warſt ja ſtets zum Brautwerber auserleſen," unterbrach ſie mit harter Stimme, „und Du hatteſt dort, wo Du liebteſt, denſelben glänzenden Erfolg wie bei mir?"

„Genau denſelben!" ſagte er traurig.

„Dann hatte ſie Dich nie geliebt," meinte die Gräfin.

„Natürlich nicht, das war ja das Traurigſte. Noch während ich mit ihr ſprach, zitterte mir das Herz mit der leiſen Hoffnung, ſie würde Nein ſagen — der Menſch iſt ſehr egoiſtiſch, wie Du vorhin ſagteſt — ich würde noch einmal den Blick, das Strahlen ihres Auges ſehen, von dem ich Monate gezehrt, aber nein, nur kalt, grauſam und faſt ſpöttiſch maß ſie mich. Als

ſie mir das Ja für den Anderen gegeben, da ſchlich ich durch all die Gänge und Treppen hinab, über die Straße, auf mein Zimmer und fiel ohnmächtig nieder. Doch nun wollen wir von angenehmen Sachen ſprechen," meinte er mit klangloſer Stimme und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Ich habe Dir doch keinen richtigen Roman erzählen können, ich bin zu phantaſielos und großes Unglück iſt immer ſo einfach."

Sie ſchien ihn nicht gehört zu haben, denn ſie ſagte wie in tiefen Gedanken:

„Du kannſt ihr aber ſehr Unrecht gethan haben, ich kann es beurtheilen, vielleicht liebte ſie Dich auch und glaubte ſich nur von Dir verrathen."

„Nein, Hedwig, Frauen ſind ſehr feinfühlig in dieſen Beziehungen; ſie hat genau gewußt, daß ich ſie gern hatte, ſie aber hing weder an mir noch an ihrem Manne, ſondern an einem Dritten, ſcheint's, das wußte ich nur damals nicht."

„Großer Gott," ſtöhnte Hedwig, dann ſah ſie wie verwirrt um ſich, aber Joachim ſprach weiter, als wäre ſie nicht im Zimmer.

„Nun kam die ſchlimmſte Zeit, wo ich mich entwöhnen mußte, ſie mit jedem Gefühl, jedem Gedanken zu verbinden, hätte ich nur noch in meinen Phantaſien mit ihr weiter leben können, wie froh wäre ich geweſen, aber ich durfte nicht, es wäre ein Verbrechen geweſen. Da ging ich über's Meer. Ach, oft ſpülte eine Welle ſie mir noch nach, aber die Wellen zerſchellen an Schiff und Strand. Und drüben war ein neues Leben, ſogar Arbeit und Forſchung, allmählich kamen mir ſogar alle meine kleinen Freuden nachgeſpült. Reizvoll war die ſüdliche Färbung, eigenartig mein Haus, ich zog um daſſelbe herum meinen ſeltenen Garten; und am Meer ſaß ich und lernte angeln, und das Meer gemahnte mich nur an die Kindheit, nicht an die Liebe, und die Sonne vergoldete auch bei mir die Flur und der große Himmel ſpannte ſich herrlich über mir aus. So wurde ich ein alter Mann, und nun ich wieder daran denke, begreife ich nicht, was mich noch einmal zurücktrieb. Den Bruder hatte man lange begraben — das war ein ſchwerer Tag, der mir die Nachricht brachte, Gott ſei Dank, daß er vorbei — ſeine Gattin war mir fremd geworden, und ſein Kind habe ich noch immer nicht mit Augen geſchaut."

„Und wie iſt Dir Deines Bruders Wittwe erſchienen?" unterbrach Hedwig ihn.

„Meines Bruders Wittwe? Den Eindruck macht ſie nicht. Sie hat mich überraſcht. Sie iſt eine vornehme Frau, die ihren eigenen Weg geht, die aus dem talentvollen Mädchen ſich zu einer Meiſterin entwickelt hat, die das Leid, was ſie vielleicht gelitten, allein getragen, die aber von Wolff nichts an ſich behalten."

Die Gräfin lachte nervös auf. Sie war wie krank. Was hatte er alles für Berge zwiſchen ſie gebaut ſeit ihrer Plauderei am vergangenen Abend! Sie hatte ihre Faſſung ganz verloren. Sie ſtand darum auf und trat in's Nebenzimmer.

Joachim blieb in seinen Sessel gebannt, denn plötzlich klangen abgerissene Accorde an sein Ohr, die in eine Chopin'sche Phantasie übergingen. Und diese ging über in eine Polonaise und ihr folgte der Trauermarsch, lauter Chopin; sie aber spielte, wie sie noch nie gespielt. Er horchte auf jeden Ton, er bewunderte den Vortrag jedes Tactes.

„Nein, sie ist nur sie selbst, Niemandes Frau oder Wittwe," sagte er, plötzlich an's Clavier tretend, „sie ist eine machtvolle eigene Individualität, die überhaupt nicht in die Schranken unserer engen Vorurtheile gehört. Sie hatte ein Recht, uns Alle unglücklich zu machen, denn wir waren verwegen, daß wir in ihr Leben griffen."

Hedwig war zusammengeschreckt, als seine Stimme ihr Spiel unterbrochen. Jetzt stand er neben ihr, die Hand auf das Pult stützend, und sah auf sie nieder. Sie aber schien nur ihren eigenen Gedanken gefolgt zu sein.

„Wenn Du den Gedanken an sie hast aus der Brust reißen können, dann hast Du sie doch nicht geliebt, das kann Keiner," sagte sie herb.

„Hast denn Du den Gedanken an den Anderen niemals aufgegeben?"

„Niemals."

„Und das war meines vergötterten Bruders Weib!"

Sie sah zu ihm auf. „O," meinte sie sehr ruhig, fast kalt, „er hat nie etwas davon geahnt, denn er sah mich stets vollkommen heiter. Du weißt's nicht, Joachim, ich war die Fröhlichere von uns Beiden. Für ihn erfand ich Zerstreuungen, weil mein Lebensnerv gerissen war; wer mich sah, beneidete mich um meine ewige Heiterkeit. In der Richtung sei unbesorgt; sein Kind hat ihn angebetet. Nein, Joachim, was Du von mir verlangtest, das habe ich gethan. Wolffs einzige Klage über mich war mein kaltes Herz; er behauptete, das ewige Claviergeklimper hätte es in mir getödtet; er ging sogar so weit, zu meinen, sein Leben wäre interessanter, wenn ich ihn hie und da ein ganz klein wenig eifersüchtig gemacht hätte."

„Ich begreife ihn," sagte Joachim bitter, „wenn ich mir denke, das Weib meiner Seele, der höchste Preis auf Erden, mein Kleinod, wäre mir kalt begegnet, statt eines klopfenden Herzens ein Marmorbild, siehst Du, Hedwig, Du hast wirklich keine Ahnung, was Liebe ist, sonst wärest Du nicht im Wahn befangen, Du habest ihn glücklich gemacht; und Der, den Du liebtest, hat er Dich nicht gelehrt, Dein Herz zu beachten?"

Die Gräfin lachte. „Nein, er trat darauf!" sagte sie mit großer Energie. „Ich sah mich von ihm verschmäht in dem Augenblicke, da ich glaubte, ihm mein ganzes Sein weihen zu dürfen. Was glaubst Du denn, was das ist für ein feuriges Gemüth, für eine liebende Frau?"

„Also verschmäht hat er Dich? Und wie hattest Du Dir Deine Zukunft mit ihm gedacht?"

Die Gräfin zog einen wunderbaren Accord aus den Saiten, daß sie klangen wie ferner Harfenton, lächelte leise und nickte vor sich hin, als ob sie den entschwebenden Tönen zunickte. „Wie im Himmel," sagte sie.

„Ich fange an, mich an den Bodenſee zu gewöhnen," ſagte er mit einem geiſterhaften Lächeln, „ich merke, daß ich nicht ſterbe an meinem ungeheuren Mißgriff." Er ließ ſich in einen Seſſel fallen und die Hände über die Armlehnen herabhängen.

„Du haſt ja Deine Liebe überlebt, warum ſollteſt Du noch ſterben, jetzt, wo Alles vorüber iſt?"

„Weil man ſein Leben hingeben, die Lanzen ſich ſelbſt in die Bruſt ſtoßen kann, nur muß man nicht ſpäter einſehen, daß man es für eine faule Sache gethan!"

„Das haſt Du eingeſehen?

„Hedwig, ich hatte meinen Bruder ſo lieb wie mich ſelber, glaube ich; denn an dem Tage, da mein Bruder mir ſeine Leidenſchaft für das Weib meines Herzens eingeſtand, da ging ich hin und machte den Brautwerber für ihn und warf ihm die Perle in den Schooß, die heißbegehrte Blume, die ich an dem nämlichen Tage an mein Herz hatte legen wollen, und ich ſtand am Altar, als ſie mit meinem Bruder den Ring wechſelte, und ging fort in die Verbannung, und da ich wiederkomme, finde ich, daß ich blind und taub und unverſtändig war, und daß ich ein großes Unrecht begangen und mein Leben, meine Liebe, mein Glück umſonſt geopfert habe, ja, daß meine ganze Liebe ein grauſamer Irrthum war."

Er hatte die Arme auf die Kniee geſtützt und das Geſicht in die Hände verſenkt. Einen Augenblick ſtand die Gräfin hoch aufgerichtet, geiſterbleich; und wie eine hehre und ſeltene Blume, die der Herbſtwind niederlegt, ſank ſie vor ihm nieder, nahm ihm die Hände vom Geſicht und drückte ſie mit Gewalt an ihre Bruſt.

„Jo! min ſöte Jo! Dich, nur Dich habe ich geliebt mein ganzes Leben, und weil ich mich von Dir verſchmäht glaubte, war ich ſo verzweifelt; und weil Du mir ſagteſt: „Mach meinen Bruder glücklich," ſo habe ich verſucht, ihn glücklich zu machen. Es war ein furchtbarer Kampf! — Joachim! Nächte und Nächte habe ich durchgeweint; ich wußte nicht mehr, was Schlaf hieß. Ich hatte Dich geliebt von dem erſten Erwachen meiner Seele an. Du warſt mir alles. Ich habe Dich geliebt wie den lieben Gott."

Eine Blutwelle überfluthete ſein Geſicht; keines Wortes mächtig, zog er ſeine Hände aus den ihren, umſchlang ſie mit ſtürmiſcher Kraft und drückte ſie feſt an ſeine Bruſt. Und ſie ließ es willenlos geſchehen; ihre Thränen feuchteten ſeinen Rock; während ſeine Lippen leiſe und immer wieder ihr Haar berührten.

Sie war die Erſte, die wieder ſprach:

„Siehſt Du, Joachim, Du brauchſt nun doch nicht zu ſterben! Ich hatte mich ja nur für Dich geopfert, für Dich! Da ich Dein Weib nicht werden konnte, ſo wollte ich Deine Schweſter ſein und — ſeine Schweſter! Und in treuer Schweſterliebe habe ich alles aufgeboten, ſein Leben erträglich zu machen; ich war immer Deiner werth; Du brauchſt Dich meiner nicht zu ſchämen.

Ich war ein Stückchen Seele von Dir, und unbewußt vollbrachte ich Dein Opfer. Nun iſt alle Bitterniß von mir gewichen. Ich bin das ſeligſte Weib auf Erden, nun da ich weiß, Du haſt mich nicht verſchmäht. O, worum haſt Du nicht Deine Lippen geöffnet und mir Deine Liebe geſtanden? Ich wäre nicht verzweifelt. Ich that es ja doch für Dich, obgleich ich mich von Dir verſchmäht glaubte, und durch mein langes, ſchweres Leben war nur ein Gedanke, der mich ſtützte: ‚Wäre Er jetzt zufrieden mit mir!' Und da kommſt Du wieder, kränkſt mich ſo tief und hebſt mich in den Himmel, alles in einem Augenblick. O Joachim! Alles Leid iſt nicht geweſen. Es iſt ausgelöſcht. Das Leben war ſchön und reich; denn Du haſt mich geliebt! O Jo, min ſöte Jo!" flüſterte ſie fort und fort an ſeiner Bruſt, und er ſtreichelte ihr Haar und ihre Wange und verſuchte immer zu ſprechen, aber konnte nicht, während es bei ihr war, als würden plötzlich alle Dämme eingeriſſen und alle Schranken geſprengt, und als müßte in brauſendem Strom die langverſchloſſene, keuſche Liebe hervorſtürzen und alles überfluthen in jugendlicher Gewalt, als müßte ſie einmal ſagen, nur ſagen, was ſie getragen, ohne ein Wort, ohne eine Freundeshand, die ihr Hülfe gebracht, als brächte ſie ihm jetzt erſt die ganzen Schätze ihres reinen, jungfräulichen Herzens entgegen und legte ſie ihm zu Füßen.

„Haidi!" ſagte er faſt unhörbar.

„Und von Deinen eigenen Lippen zu hören, ich ſei eine kalte Kokette geweſen, jetzt, nach ſo vielen langen Jahren. O Jo! Das hatte ich wirklich nicht verdient! Du wußteſt nicht meine ſchreckliche Lage; Du konnteſt nicht denken, was es heißt, von eines Menſchen Liebesanträgen verfolgt zu werden, in deſſen Dienſt man ſteht, und keiner Seele ein Wort darüber ſagen zu dürfen, um nicht meinen Brotherrn in aller Augen herabzuſetzen, und zu hoffen, zu hoffen auf den Einen, wie auf den Erlöſer, und er kommt, und das Herz will aus der Bruſt ihm entgegen, und er ſagt: ‚Werde meines Bruders Weib!' — ſeines Bruders, der in allem ſein Gegentheil war!"

„Ich war ein Thor!"

„Nein, Du warſt Dir treu, Dir, Joachim, den ich geliebt und vergöttert habe, der nie an ſich gedacht und der mir in dieſer Stunde wiedergeſchenkt iſt."

Sie ſtand auf und wandte ſich hin und her, als wäre ſie unſchlüſſig, ob ſie noch einmal dem Clavier den Sturm ihrer Seele anvertrauen ſollte.

Da wurde es plötzlich dunkel im Saale, nur aus dem Boudoir fiel noch ein Lichtſchein hinein. Das brachte Joachim, der bis dahin regungslos vor ſich hingeſtarrt hatte, zu ſich.

„Die Lampen!" rief er.

„So laß ſie doch, Joachim, was geht die kleine äußerliche Welt Dich an in ſolchem Augenblick," entgegnete ſie faſt unwillig. Er aber ging in's Boudoir und trug die kurz vorher auf den Kaminſims geſtellte Lampe auf

einen Tiſch im Saal und traf alle Vorrichtungen, daß ihnen nicht auch dieſe Beleuchtung verſagte.

Ihn hatten dieſe wenigen Schritte aufgerüttelt, ſie aber ſtand noch an's Clavier gelehnt, wie er ſie vorhin verlaſſen. Dieſelbe Exaltation lag in ihrem Blicke, und wie er ſie ſo anſchaute, verſagte ihm der Herzſchlag faſt vor brennendem Weh. Aber er war gewöhnt, ſich zu beherrſchen.

„Ich fing den Abend damit an," ſagte er wie träumeriſch, „die Lampe herunter zu drehen, die zu ſtark brannte, und ende ihn damit, ſie vor'm Verlöſchen wieder aufzudrehen. Blos damals war es zeitig, jetzt iſt es ſpäte Nacht. Dabei ſoll ich morgen um 8 Uhr abfahren."

Er hatte das ſo trübe geſagt, daß auch auf die Gräfin ſich ein Schatten legte: wie ein Traum erſchienen ihr jetzt die heißen Worte von Liebe und Treue und ihr war, als müßte ſie weinen und weinen, ohne je aufzuhören.

„Wie oft werde ich in der Ferne mich hierher zurückträumen, wie oft als ungeſehener Gaſt in dieſen Räumen weilen."

Hedwig lachte auf, um nicht zu ſchluchzen: „Natürlich!"

„Du haſt hier ein reiches Leben," fuhr er fort, „ich habe es ja einige Tage mit Dir gelebt. „Du biſt ein Mittelpunkt für Viele, und unter Vielen geibt es immer Einige, die Werth haben. Ich bin auch recht zufrieden mit meinem Leben; aber es iſt eben doch ein eingeroſtetes Junggeſellenleben." Er hielt einen Augenblick an, als ſollte ſie es beſtreiten, ſie ſchwieg jedoch, darum ſprach er ruhig weiter: „Die beſte Anregung bringen mir meine Blumen, ich habe ſogar die europäiſche Roſe in meinem Garten heimiſch gemacht! Dann beſchäftigte ich mich mit Bücherbinden, mir band weder in Paris, Berlin noch London ein Buchbinder ſauber genug, da lernte ich es ſelbſt. Wirklich, Hedwig, wenn Du einmal ein gut gebundenes Buch haben willſt, ſchicke es mir."

Sie erwiderte nichts, nur ſchienen ihre glänzenden Augen ſich zu trüben.

„Die Bureau-Stunden ſind kurz, ich ſchlafe wenig, doch habe ich nie genug Zeit, ja meiſtens bin ich gehetzt."

„Oder Du hetzeſt Dich," unterbrach ſie ihn mit gezwungenem Lächeln.

Es wehte wie ein eiſiger Hauch um ſie; war es nur die Rückwirkung der heißen Worte und Gefühle?

Er ſprach unbeirrt weiter: „Geſelligkeit giebt es ſehr wenig, ein Jeder könnte es nicht aushalten, mir iſt aber wohler dort als in Europa!"

Der letzte Satz klang wie eine Frage, ſie konnte es doch aber nicht beſtätigen oder leugnen?

„Du haſt Dich nie aus Berlin fortgeſehnt?" fragte er plötzlich und ſah ſie groß an.

Eine unbegreifliche Scheu ſchnürte ihr die Kehle zu, und alles Blut ſtieg ihr in die Wangen. „O nein," ſagte ſie endlich.

Er nahm die Augen wieder von ihr, aber augenſcheinlich zu ſpät, denn nun färbten ſich ſeine Wangen auch roth. Hedwig ſuchte nach einem gleich-

gültigen Geſprächsſtoff, aber Alles, was ihr durch den Sinn ging, ſchien eine Anzüglichkeit zu enthalten.

„Warum gehſt Du eigentlich erſt nach Rom?“ fragte ſie endlich.

„Um Wolffs Kind zu ſehen,“ ſagte er zerſtreut, und nachdem er es ausgeſprochen, erröthete er noch mehr und verbeſſerte ſich: „Um Deine Tochter kennen zu lernen.“

Wieder ſchien der Gräfin, als wehte ein eiſiger Wind durch's Zimmer, ſo hart fielen ihr die Worte: „Wolffs Kind“ in's Ohr, als ob ſie dieſelben noch nie gehört, und doch war es ja ganz wahr, „Wolffs Kind.“

Er ſtand regungslos am Kamin, — ſie waren Beide im Lauf des Geſprächs in's Boudoir zurückgekehrt, — ihr fingen die Knie an zu zittern, was war es nur? Sie mußte an ſich halten, daß das Zittern nicht ihren ganzen Körper ergriff. Er ſah nach ihr hin und wieder mit dem unendlichen Weh, das ihn vorhin befallen.

„Wie ſchön Du biſt,“ ſagte er endlich, „ſchöner als damals. Du warſt für die Würde geboren: die Linien Deines Antlitzes ſind jetzt erſt ganz vollendet.“

„O Joachim,“ ſagte ſie und bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen, „ich ſchäme mich ſo, daß Du mir alten Frau das ſagſt.“

„Mir biſt Du nicht alt, denn ich bin immer noch ſo viele Jahre älter. Siehſt Du,“ fuhr er plötzlich mit veränderter Stimme fort, „mir hat dieſer eine Abend mehr gegeben als mein langes Leben, ich habe Dich in meinen Armen gehalten und habe von Dir gehört, — was ich noch immer nicht ruhigen Bluts glauben kann, daß Du mich, mich, wirklich einmal geliebt haſt.“

„Nein, Joachim,“ unterbrach ſie ihn, „das iſt unrichtig, ich habe Dich nicht geliebt, ich liebe Dich noch!“

Er ſah ſie unſchlüſſig an.

„Jetzt muß ich aber gehen, Hedwig,“ ſagte er und ergriff plötzlich wie krampfhaft ſeinen Hut, „Hedwig, kleine Haidi, ich muß fortgehen, weit fort und für immer!“

Er beugte ſich über ihre Hand, um ſie mit ſeinen Lippen zu berühren.

Sie zögerte einen Augenblick, dann übergoß Purpurröthe ihr ganzes Geſicht, ſie legte ihren Arm auf ſeine Schulter und ſagte:

„Nein, Joachim, Du darfſt nicht ſo fortgehen, Du mußt mich mitnehmen, willſt Du?“

Schack von Staffeldt,

ein deutsch-dänischer Dichter.

Von

Georg Brandes.

— Kopenhagen. —

Wenig gelesen, nie gesungen, selten genannt im Leben; todt als dänischer Dichter achtzehn Jahr vor seinem Tode: aus dem Grabe gerufen durch die Begeisterung eines Literaturkenners siebzehn Jahr nachdem die Erde sich über ihm geschlossen; darauf von der ersten kritischen Autorität Dänemarks (J. L. Heiberg) als größter dänischer, ja als größter Lyriker der Welt gepriesen; dann von einem kleinlichen, herabsetzenden, scharfsinnigen Kritiker (C. Molbech) biographirt und charakterisirt; immer gleich unpopulär im Leben wie im Tode — das war bisher Schack Staffeldts Dichterschicksal.

Es entspricht seinem Schicksal und seiner Eigenart als Mensch. Er war eine wunderliche und seltene Natur, ein Mißvergnügter und Unzufriedener, reich an Geist, den er immer bis zur Ueberspanntheit in Spannung hielt, voll Feuer, das ihn selbst verzehrte ohne viel Wärme für Andere abzugeben; tiefsühlend, treu, enthusiastisch, doch ohne Anmuth und ohne Liebenswürdigkeit, ohne die Gabe, die Menschen zu gewinnen oder ihre Einbildungskraft zu beschäftigen; von seiner Jugend ab wie in einen Harnisch steifen Stolzes und strengen, oft pedantischen Ernstes eingeschnürt. Sein Leben rollt sich auf gegen einen Hintergrund beständiger Melancholie, die offenbar einer zarten, gebrechlichen Gesundheit und einem angeborenen Hang, die Dinge schwer zu nehmen, entspringend, von unfreiwilliger und vorsätzlicher Einsamkeit genährt, durch Unfruchtbarkeit gesteigert, noch verschärft wurde durch die Qualen des

Ehrgeizes, durch eine Hoffnung auf Dichterruhm, die getäuscht und unbefriedigt sich in das Streben nach Rang und äußerer Macht verwandelt. Ein unglückseliges Naturell! Ein Charakter, zu ehrgeizig, sich nicht der Disciplin einer Amtsstellung zu unterwerfen, um dadurch emporzusteigen, und doch zugleich zu ehrliebend, zu stolz, zu empfindlich, um auf die Dauer ein gutes Verhältniß zu Vorgesetzten und Gleichgestellten bewahren, oder die Selbständigkeit Untergebener vertragen zu können.

In allen äußeren Verhältnissen wird ihm Entgegenkommen, werden ihm sogar Begünstigungen zu Theil; er hat immer officiellen Fahrwind in seinen Segeln; aber die Befriedigung seines Dranges nach äußerer Stellung läßt seine Seele unbefriedigt. Von Jugend an besitzt er die Gabe, Gift aus jeder Situation zu saugen. Es scheint ihm an der Wiege gesungen, daß er sich nie mit ungetheiltem Sinn den Aufgaben hingeben könne, die sein Schicksal ihm stellte.

Er war von deutscher Abstammung, deutsch in seinem Gefühlsleben und in seiner Denkart; dänisch von Geburt, als Staatsbürger und als Dichter. Er schrieb für die Oeffentlichkeit in einer Sprache, die nicht die seine war, in deren Geist er nur momentweise eindrang; er war Dichter mit wahrer Weihe und vornehmem Talent, aber ohne Erfolg, ohne allgemeinen Beifall und er wurde gleich im Beginn seiner Laufbahn überstrahlt. Er war Offizier ohne Neigung, als Jüngling Reisender ohne das geistige Gleichgewicht der Naivetät oder der Ueberlegenheit, als Mann Assessor in einem Collegium ohne eigenes, ihm zuertheiltes Fach und fast ohne Aussicht auf Beförderung, später Hofcavalier bei einem Herzog, aufwartender Kammerjunker bei einer Kronprinzessin, Hofdichter in deutscher, nachdem er Romanzendichter in dänischer Sprache gewesen, endlich seit seinem vierzigsten Jahre Amtmann in den Herzogthümern, drei Jahr in einem geringfügigen, dreizehn Jahr in einem großen und bedeutenden Amt, überall mißvergnügt, bald mit der Art seiner Lebensstellung wie bei Hofe, bald mit Collegen, Umgebungen, gesellschaftlichem Verkehr, wie in den langen Jahren seiner Amtsthätigkeit.

I.

Die Quellen zur Kenntniß von Schack Staffeldts Leben fließen sparsam. Eine nur annähernd erschöpfende Darstellung seiner inneren Geschichte läßt sich nicht geben. Aber das vorliegende Material ist für einen Kritiker hinreichend, die Hauptpunkte zu beleuchten und die Hauptlinien zu ziehen.

Adolf Wilhelm Schack von Staffeldt wurde am 20. März 1769 auf Rügen geboren. Seine Mutter war ein pommersches Adelsfräulein, sein Vater ein deutscher Offizier in dänischen Diensten, der nach seiner Heirath Dänemark verließ und nach Pommern übersiedelte, aber unruhig und unzufrieden, wie er war, bald auf Reisen ging, erst Deutschland und Ungarn, später Schweden, Dänemark und wieder Schweden besuchte, bis er 1761

auf's Neue in's dänische Heer eintrat. Als er im Jahre 1780 starb, hinterließ er seine vier Kinder (drei Söhne, von denen der jüngste der elfjährige Adolf war, und eine achtjährige Tochter) elternlos. In einem Briefe Adolfs an einen der Brüder heißt es: „Unser unglücklicher Vater! Sein Leben war kurz an Jahren, lang an Leiden." Der künftige Dichter machte, unterstützt von braven Verwandten und den einflußreichen Freunden derselben, die Kadettenschule der Kopenhagener Akademie durch und verließ sie in seinem siebzehnten Jahre als Fähndrich. Ueber sein Leben in den Jahren 1786 bis 1792, seinen Dienstjahren als Offizier, wissen wir sehr wenig. Nur sehen wir ihn in seinem zwanzigsten Jahr in zwei auf einander folgenden Streitschriften sich mit einer Leidenschaftlichkeit, die den Fremdgeboren verräth, gegen das Deutschthum in Dänemark aussprechen und seine Vaterlandsliebe an den Tag legen. Die Veranlassungen waren verschiedene. Staffeldts erste polemische Broschüre war gegen einen, kurze Zeit in Dänemark lebenden Charlatan, einen Cagliostro in allerkleinstem Miniaturformat gerichtet, der sich, augenscheinlich mit einem glücklichen Aeußern und einer gewandten Zunge ausgestattet, als Universalgenie, Alchymist und Magiker geltend gemacht hatte. Er scheint den leichtgläubigen, phantastischen Jüngling eine zeitlang vollständig geblendet zu haben. Nächst dem jugendlichen Ausfall gegen das Deutschthum („die Maske abreißen und des Deutschen grinsendes Zerrbild zeigen," „ein Hohngelächter anstimmen, das gleich dem Sturmwind den Elenden aus dem Lande jagt und drohend widerhallt in Deutschlands Thälern"), nächst dem Zorn darüber, daß Pallini gewagt hat „mit erbärmlichem Spott über die dänische Sprache zu reden", ist das einzige Interessante an diesem Actenstück die Charakteristik, die Schack Staffeldt von sich selbst als Jüngling giebt und aus der es sich erklärt, wie ein Gaukler dieser Art sein Zutrauen gewinnen konnte. „Jung und ohne Erfahrung fiel es mir nie ein, daß die Romandichter ihre Welt aus Ideen erbauen: im Gegentheil glaubte ich (man glaubt so leicht, was man wünscht), daß diese Ideenwelten sozusagen nur Uebersetzungen der wirklichen Welt seien. Dieser hervorstechende Zug an der Physiognomie meiner Seele konnte Pallinis Aufmerksamkeit nicht entgehen. Er entdeckte mein Verlangen nach Ueberspannungen und Kolossen . . ."

Die andere Broschüre gehört zum Streit über Baggesens „Holger, der Däne" und P. A. Heibergs „Holger, der Deutsche", der durch eine abgeschmackte Flugschrift der bekannten Frau Friederike Brun hervorgerufen, ohne Rücksicht darauf, was die dänische Cultur Deutschland verdankte, oder welche Einwirkungen die dänische Literatur von ausgezeichneten Deutschen empfangen, nur dem damals in der Gesellschaft herrschenden Aerger über die hochmüthigen, habgierigen Eingewanderten Luft machte, „die nach rechts und links hohnlächelnd zum Scheitel des Landes emporklommen", das heißt, die nie eine Gelegenheit versäumten, das Volk herabzusetzen, in dessen Mitte sie sich durch Hofgunst den Weg zu Macht und Reichthum bahnten. Er nennt hier Dänemark das Land, „wo die Deutschen den Eingeborenen zum

Trotz und Hohn noch obenan am Tisch sitzen, wo deutsche Geburt noch das größte Verdienst ist u. s. w." und bricht aus: „Fort mit dem Feigling, der nicht das Blut in seinen Adern schäumen fühlt, wenn Deutschthum, oder wie man das Ungeheuer nennen mag, seinen eisernen Fuß ihm auf den Nacken setzt."

Man hat, gewiß mit Recht, diesen patriotischen Eifer und Zorn auf den Einfluß zurückgeführt, den Werner Abrahamson, übrigens auch ein deutschgeborener dänischer Patriot, als Staffeldts vieljähriger Lehrer an der Land-Kadettenakademie auf ihn ausgeübt hat: man hat den Zusammenhang dieser kleinen antideutschen Schriften mit der ganzen, in jenem Jahr erwachten, nationalen Reaction gegen den deutschen Einfluß in Dänemark erschöpfend nachgewiesen; was man hier aber vor Allem nicht aus dem Gesicht verlieren darf, ist doch der nicht blos bei Renegaten, sondern überhaupt bei neuen Mitgliedern jeder Nationalität so oft bemerkte Trieb, Geburt und Herkunft dadurch in Vergessenheit zu bringen, daß sie mit ungewöhnlicher Leidenschaft die religiöse und politische Gemeinschaft umfassen, in die sie aufgenommen worden sind. Die Liebe, die ihre Brust erfüllt, ist aber häufig unglücklich, weil die Gemeinschaft selten geneigt ist, sie zu würdigen und zu erwidern.

Im Uebrigen wissen wir von Staffeldts Jugendleben in Kopenhagen eigentlich nicht mehr, als wir durch eine Aeußerung in einem Brief aus Göttingen (1792) erfahren, worin er bemerkt, „trotz ununterbrochener Arbeit und ununterbrochenen Unwohlseins sei er hier doch weit glücklicher als in Kopenhagen, wo er viel gelitten, sehr viel, mehr als seine junge Seele und sein zartgebauter Körper zu ertragen vermochten".

Nachdem er im Jahre 1788—1789 seine ersten dänischen Dichtungen veröffentlicht, hielt er sich mit Unterstützung dänischer Prinzen vom September 1792 bis zum Frühjahr 1793 in Göttingen auf und studirte theils Archäologie und Kunstgeschichte, theils Handels- und Staatswissenschaften. Durch seine Studien im letztgenannten Fach gewann er die Gunst des berühmten Schlözer. Hier schrieb er seine ersten deutschen Gedichte, die von der gleichzeitigen deutschen Poesie, besonders von Schiller beeinflußt, doch bereits Staffeldts eigenthümliche dichterisch-philosophische Begabung verrathen. Bei seiner Rückkehr nach Dänemark zeigte er sich im Besitz einer poetischen Herrschaft über seine Muttersprache, die er nur aufblitzend und vielleicht nie vollständig in seiner Behandlung der dänischen Sprache erreichte. Sein schöner, im Frühjahr 1793 bei der Rückkehr nach Dänemark verfaßter „Gruß an den Sund" beweist, in welchem Grade sich der junge Dichter von der Zeitströmung getragen fühlte und wie gespannt und fragend er dem neuen Jahrhundert entgegensah. Er lautet:

Du, zu dessen stillbespülten Füßen,
Tausend Wimpeln Ruhestatt und Ziel,
Schwellend unter schwerbeladnem Kiel
Zinsbar und beherrscht zwei Meere fließen!

Höre mit den ersten Purpurgüssen
Aus der Sonnenurne, im Gewühl
Froher Schiffender, mein Saitenspiel
Dich, o Sund, mit Wonnetönen grüßen.

Sieh, ich komm' auf rother Wogenbahn,
Von der Zeitquell' säuselt Ahnung nieder,
Ungeborne Zeiten wehn mich an.

Am Gestad' erwacht Erinn'rung wieder,
Meine Kindheit blüht im Zauberbild
Wieder auf dem heimischen Gefild.

Ueber Schack Staffeldts nun folgenden, drittehalbjährigen Aufenthalt in Kopenhagen weiß man sehr wenig, nur soviel nimmt man wahr, daß der junge Premierlieutenant mit mehreren zeitgenössischen dänischen Schriftstellern verkehrte, daß er einzelne dänische Dichtungen in Almanachen veröffentlichte und im Herbst 1794 daran dachte, Schiller einige deutsche Gedichte zur Beurtheilung und möglichen Veröffentlichung zu übersenden oder wirklich übersandte.

In den letzten Tagen von 1795, also in seinem 27. Jahre, trat er mit reichlicher Unterstützung durch Stipendien und aus der Königlichen Kasse eine fast fünfjährige Reise in's Ausland an. Der ausgezeichnete Staatsmann Bernstorff, mit dem Staffeldt früh in Verbindung gekommen zu sein scheint — er preist ihn bereits in seiner ersten antideutschen Broschüre — war bei dieser Gelegenheit augenscheinlich Staffeldts einflußreicher Fürsprecher.

Sein, eigenthümlich genug, deutschgeführtes Reisetagebuch giebt einen interessanten, wenn auch nicht vollständigen Einblick in sein geistiges Leben. Obgleich halbwegs für fremde Blicke, zum Theil sogar für eine spätere Veröffentlichung bestimmt, ist es doch kein literarisches Product. Nicht einmal in einzelnen Theilen läßt es sich mit einem beliebigen Bruchstück aus Ewalds „Leben und Meinungen" oder aus Baggesens „Labyrinth" vergleichen. Es ist ein, oft mit kleinlicher Gewissenhaftigkeit verfaßter, in der Regel trockener und objectiver Bericht über das, was er gesehen, und die Gedanken, die das Gesehene in ihm hervorgerufen. Der Ton ist insofern sehr abwechselnd, als man bald die Aufzeichnungen eines Cameralbeamten, bald die eines katalogisirenden Kunstpedanten, bald wieder die eines ziemlich declamatorischen Poeten zu lesen meint. Es giebt dort mehr beschreibenden Enthusiasmus über Natur- und Kunstschönheiten als frische, herzliche Freude an ihnen. Aber der Grundzug ist überall der Drang nach Aufklärung und jenes Rechtsgefühl, das das achtzehnte Jahrhundert Humanität nannte und das seine eigentliche Religion war. Der Aufklärungseifer gestaltet sich bei Staffeldt individuell als lebhafte Verachtung geistiger Stumpfheit und Befangenheit, und das Rechtsgefühl erhält seinen individuellen Ausdruck in einem etwas altklugen Moralisiren und Verurtheilen. Da es Staffeldts energischem Geiste fast völlig an Gutmüthigkeit fehlte, da sein Witz — wenn er dann und wann durchbricht —

nie launig oder humoriſtiſch, ſondern ſchneidend, faſt cyniſch-ſatiriſch war, ſo mußte er als Moraliſt nothwendigerweiſe im höchſten Grade Rigoriſt werden.

Indeſſen — der Moraliſt war jung und durchaus nicht unempfänglich für ſinnliche Eindrücke und Freuden. Eine lange niedergekämpfte, aber heftige Sinnlichkeit, der er ſich bisweilen überließ ohne ihr einen Platz in ſeinem Syſtem einzuräumen, ſcheint tief in Staffeldts Natur gelegen und eine Rolle in ſeinem Jugendleben geſpielt zu haben. Er ſchämte ſich ihrer nicht gerade, vermochte ſie aber doch weder menſchlich, noch dichteriſch ſchön und harmoniſch zu geſtalten. Schon ſein rein körperliches Wohlbefinden im ſybaritiſchen Wien ſteht in einem drolligen Widerſpruch zu ſeinem harten Urtheil über ſinnliches Wohlleben. Merkwürdiger aber iſt doch der Umſchlag, der in Venedig, wo er ſich ein ganzes Jahr zu bleiben verlocken ließ (vom Herbſt 1797 bis Auguſt 1798), in ſeiner Haltung als jugendlicher Censor morum vorging. Bei ſeinem erſten Aufenthalt in dieſer Stadt (Auguſt 1797) fühlte er ſich nur abgeſtoßen: bei ſeinem zweiten längeren Verweilen iſt er bezaubert. Nach ſeinem erſten Beſuch hatte er eine ſchneidend wahre Schilderung aller Schattenſeiten der italieniſchen Sittenauflöſung gegeben. Nun ging es ihm, wie es Goethe ergangen war, wie es bald darauf Byron ergehen ſollte und nach ihm ſo manchem nordiſchen Genius: daß auf italieniſchem Boden der reizende Senſualismus des Südens ſein Weſen durchdrang und gleichſam ſchmolz. Viele ſeiner ſpäteren Aeußerungen verrathen, daß ſich die ſüßeſten Erinnerungen ſeines Lebens an dieſen italieniſchen Aufenthalt knüpfen. Er widmete das Gedicht „Erinnerungen" einer italieniſchen Freundin und ſchrieb das Gedicht „Apologie" als Widerlegung aller nordiſchen Vorurtheile gegen italieniſche Sittenfreiheit. Der Schluß iſt eine glühende charakteriſtiſche Anrufung der Sonne:

Schaffendes himmliſches Feu'r, des Jahres Kreislauf regierend,
Sinne-entfeſſelnder Gott, Funke des ewigen Seins.
Fern unſerm Blick du verbirgſt dich in ſtürmig nächt'gem Gewölke,
Schmilz dieſen Himmel von Blei, den uns der Winter gewölbt.

* * *

Komme, in Herrlichkeit komm! mit Deinem Gefolge des Südens,
Schimmernde Früchte uns gieb! ſchenk' uns den purpurnen Wein.

Leider war Staffeldts künſtleriſches Naturell allzu abſtract-ſpiritualiſtiſch, als daß dieſer Strahl des „ſinne-entfeſſelnden Gottes" ſeine Poeſie hätte befruchten können. Daß er ſich ſicher davor fühlte, je von der Macht der Sinne beherrſcht und überwältigt zu werden, geht daraus hervor, daß er noch aus Venedig in einem italieniſch geſchriebenen Brief einen Freund eindringlich ermahnt, die geiſtigen Freuden denen vorzuziehen, die die Sinne zu gewähren vermögen.*)

*) Non è necessario il dire a voi che i piaceri dell' intelletto ci accompagnono fin alla tomba, e che i piaceri dei sensi ci abandonano a mezza strada, o ci rendono ridicoli se restano.

Staffeldts religiöse und politische Ueberzeugungen, wie sie sich in seinen Reiseaufzeichnungen und Briefen kundgeben, sind die unter der intelligenten Jugend der Revolutionszeit herrschenden, bei ihm aber empfangen sie eine besondere Färbung durch die Unbeugsamkeit seiner Theorien und die praktische Verständigkeit seines Charakters. Er ist ein erklärter Feind, ja ein Verächter aller geoffenbarten Religion und nährt besonders gegen den Katholicismus einen Haß, der bei jeder noch so geringfügigen Veranlassung zum Ausbruch kommt und nicht einmal durch sein feines Gefühl für den Schönheitsgehalt der romanischen Cultur gemildert wird. Ein Nonnenkloster ist ihm ein Stall für „heiliges Mastvieh, wie die Hunde- und Katzenspitäler des Orients"; alle Priesterherrschaft ist ihm ein Greuel; die kirchlichen Symbole flößen ihm einen Abscheu ein, der sich in der rücksichtslosesten Form äußert; jeder Dogmengläubige ist ihm ein Heuchler oder Geistesschwacher.*) Diese antikirchliche Leidenschaft scheint nicht einmal mit den Jahren sonderlich abgenommen zu haben; noch in seinen letzten Lebensjahren galt er für einen Spötter der positiven Religion und ihrer Dogmen, äußerte sich mit religiöser Begeisterung nur über die Gottesgewalt in der Natur und sagte, vermuthlich um sein Fernbleiben von den öffentlichen Gottesdiensten zu erklären, er bete Gott unter freiem Himmel an. Uebrigens beurtheilt er sowohl später, wie auch schon auf seinen Reisen den Volksglauben wesentlich aus politischen Gesichtspunkten. Aber so offenbar Schack Staffeldts Freigeisterei zu Tage liegt, so schwierig ist es, über seine religionsphilosophischen Ueberzeugungen in's Klare zu kommen. In einem seiner Reisebriefe begegnen wir ihm noch als suchendem, aber zugleich mannhaft strebendem Geiste, der, obgleich schmerzlich berührt durch den Verlust einer vermeintlichen Gewißheit, gegen jeden Selbstbetrug auf seinem Posten ist. Er glaubt nicht mehr an eine wissenschaftlich beweisbare Teleologie und er kritisirt mit Kant, ohne mit den Kantianern glauben zu können. Früher war er von der Unsterblichkeit überzeugt, nun zweifelt er und möchte glauben und weist schließlich alle Beschäftigung mit theoretischen Fragen mit dem männlichen Selbstaufruf zurück, den Muth nicht zu verlieren, sondern zuzugreifen, praktisch thätig zu sein, sich dem großen gemeinsamen Werk: der Veredelung der Menschheit hinzugeben. Und sollte er auch im Labyrinth der Forschung den Glauben an Gott und Unsterblichkeit gänzlich verlieren, so gelobt er sich trotzdem, nie von „den Gesetzestafeln der Vernunft" abzufallen, sondern jede Schuld, die er begeht, in unbestechlicher Selbstkritik zu richten und als unbarmherziger Rächer mit Selbstverachtung und dem Bewußtsein der Schande zu strafen.

Von seiner politischen Seite lernen wir Staffeldt besonders durch das

*) Entsetzliche Unterdrückung des Geistes! Entsetzliche Hierarchie! Der aufgeklärte Europäer frißt noch immer seinen Gott. Eskimo und Kamtschadale spottet seiner! („Beiträge zu Schack Staffeldts Leben" I. 474, man sehe auch den schönen Ausbruch über Joseph den Zweiten I. 363 und die Stelle II. 133, wo die Aeußerungen von einer Heftigkeit sind, die es schwierig macht sie anzuführen).

Concept zu dem Brief kennen, in dem er Bernstorff von der Ausbeute seiner Reise im Juni 1797 ausführlich Rechenschaft ablegt, ein Brief, der politische Reife, Beobachtungsgabe und Urtheilskraft verräth. Staffeldt zeigt sich hier ganz beseelt von den Idealen des Aufklärungszeitalters, voll von Vertrauen und Bewunderung für den aufgeklärten Absolutismus, wie er in Dänemark sich unter dem ausgezeichneten Mann gestaltet hatte, an den der Brief gerichtet ist. Er ist stolz auf die Preßfreiheit in Dänemark, ja er meint, diese Freiheit sei das unfehlbarste Mittel, die Raschheit und den Nachdruck monarchischer Administration mit der Volksthümlichkeit einer demokratischen Verfassung zu vereinen, denn die Preßfreiheit sei „die Mutter einer edlen Tochter, der öffentlichen Meinung, die eben so viel werth ist als Repräsentation, Parlament und Reichstag". Dieses Hervorheben der von der freien Presse und der öffentlichen Meinung ausgeübten Controle als von gleicher Bedeutung mit einem Reichstag, darf Niemanden an einem dänischen Liberalen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Wunder nehmen; konnte man doch noch in dem gegenwärtigen Jahrhundert denselben Zug an einem englischen Conservativen wie Lord Beaconsfield finden; aber darüber muß man erstaunen, daß man dieser Auffassung gerade bei Staffeldt begegnet, der von seiner Jugend bis zu seinem Tode ein so beharrlicher Verächter der „Meinung" war. Es ist freilich klar, daß Staffeldt für seine Person einen Unterschied machte zwischen dem, was er l'opinion publique (das aufgeklärte allgemeine Urtheil) und dem, was er Meinung (annähernd „Zeitforderung") nannte, dennoch aber ist hier ein innerer Widerspruch zwischen dem demokratischen Element seiner politischen Grundanschauung und dem grundaristokratischen seiner übrigen Denkweise.

Sehr drastisch schildert Staffeldt in diesem Brief die Reaction, die er im östlichen Deutschland kennen gelernt hatte. „Ueberall sitzt der unselige Dämon fürstlichen Mißtrauens auf den Thronen, überall bildet man sich ein, den leisen Geistertritt des furchtbaren Gespenstes Jacobinismus zu hören, und stellt Censoren und Angeber auf die Lauer. Ein Strahl des Naturrechts, der auf das düstere Gebäude überlieferter Politik fällt, wird Mordbrand genannt, ein bescheidenes Urtheil über das Verfahren der Herrschenden nennt man Aufruhr," obgleich die Regierungen doch nicht wie die Hierarchie sich für unfehlbar erklärt haben. Er ist nicht mehr wie in seiner frühen Jugend ein Bewunderer der französischen Revolution, die er, wie alle edelsten Geister Europas, bei ihrem Ausbruch mit Jubel begrüßte, aber er meint, es würde doch etwas Gutes aus diesen Greueln hervorgehen, wie aus den schrecklichen Kriegen der Reformationszeit. Nun sei es, wie er sich naiv ausdrückt, eine *Aufgabe* für die Vorsehung, die französische Revolution in Harmonie mit dem Wohl und der Würde der Menschheit zu bringen.

Ueber die Ursachen der Revolution spricht er mit starker selbständiger Urtheilskraft. Nicht den „vollen Köpfen" entsprang sie, sondern den „leeren Magen". Deutschland drohe keine Revolution. Die Masse einer Nation ver-

lange nie politiſche, nur bürgerliche Freiheit und das erſte, was in Deutſchland zu thun ſei, wäre die Verwandelung der Cenſoren in tüchtige Setzer, die der Polizeiſpione in brave Nachtwächter. Ein Vergleich zwiſchen dem damaligen Preußen und Oeſterreich iſt der glänzendſte Theil des Briefes. Einzelheiten der Charakteriſtik haben noch heutzutage Geltung. So heißt es z. B. von Preußen: „Die befehlende Macht muß ſich bemühen reich zu werden, weil die gehorchende es nicht iſt. Die politiſche Exiſtenz des Staats erfordert einen großen Schatz, ein geübtes Heer und einen Vorſteher, deſſen Genie in allen Nerven und Sehnen des Staatskörpers allgegenwärtig iſt.“ Nur wenige, ſehr wenige däniſche Dichter aus der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts haben ein ſolches Verſtändniß für die weltgeſchichtlichen Zuſtände zu ihrer Zeit gehabt. Es iſt daher doppelt zu bedauern, daß die Scheidelinie, die Staffeldt früh ſchon zwiſchen den vermeintlichen Gebieten der Poeſie und der Proſa in ſeinem Geiſt gezogen, es ihm verbot, das Weſentliche ſeines Erfahrungsinhalts in ſeine Poeſie aufzunehmen. Seine Muſe that ein paar Flügelſchläge und verſchwand in's Blaue. Seine Dichtung verhielt ſich zu ſeiner Perſönlichkeit, wie ein Papierdrache ſich zu dem ſpielenden Knaben verhält, der ihn fliegen läßt; er ſteigt und ſteigt und rückt wie ungeduldig an der dünnen Schnur, die ihn mit der Erde verbindet, von der er ſich wegzuſehnen ſcheint. Sehr bezeichnend ſchreibt Staffeldt ſelbſt im Jahr 1807 in einem Brief an Baggeſen, der ſeiner Meinung nach Unrecht that, ſich auf eine poetiſche Polemik einzulaſſen, er für ſein Theil „ſuche ſeine Poeſie von allem Alltäglichen zu löſen und ſeine ideale Sphäre ſo hoch um ihre Achſe zu rollen, daß ſie nirgends mit einem irdiſchen Planeten zuſammenſtoße“. „Vielleicht,“ fügt er mit einem Aufblitzen merkwürdiger Selbſterkenntniß hinzu, „iſt es eine in phyſiſcher Abſpannung begründete Charakterſchwäche, die mich dieſe Colliſion befürchten läßt — gleichviel! ich rette auf dieſe Weiſe doch meinen poetiſchen Luftballon vor jeder Verwickelung mit irdiſchen Dingen.“ Staffeldts däniſche Reiſegedichte ſind faſt ausſchließlich Sonette, tiefſinnige, etwas gekünſtelte Gedankendichtungen, zuweilen von großer Schönheit, aber wegen ihres zuſammengedrängten Stils ſchwer zu verſtehen.

Nachdem Staffeldt, vermuthlich vom Grafen Bernſtoff angeſpornt, ſich für den Staatsdienſt entſchieden und 1801 wahrſcheinlich auf Graf Schimmelmanns Empfehlung zum extraordinären Aſſeſſor ernannt worden war und den Titel Kammerjunker erhalten hatte, diente er im April deſſelben Jahres als Offizier im Studentencorps gegen die Engländer, wurde aber bald darauf aus dem Militärdienſt verabſchiedet und widmete ſich nun ökonomiſchen Studien und der Pflege ſeines poetiſchen Talents.

Da geſchah es im December 1802, daß Oehlenſchlägers erſte Gedichte, einen bisher in der däniſchen Litteratur unerhörten Ton anſchlagend, der Leſewelt plötzlich neue poetiſche Ideale und einen neuen Maßſtab in die Hände gaben. Es iſt kein Zweifel, daß dieſe Gedichtſammlung einen mächtigen Eindruck auf Schack Staffeldt machte, einen mächtigeren, als es möglich geweſen

wäre, wenn er auf seinen Reisen, statt Allerlei zu studiren, der Entwickelung der deutschen Poesie bei Goethe und Tieck mit sympathischem Verständniß gefolgt wäre. Nun gingen ihm — was freilich blos eine Vermuthung, aber keine unbegründete ist — erst durch Oehlenschlägers Gedichte die Augen auf für den großen Aufschwung der Poesie seines Zeitalters. Er, der bisher in seiner Poesie vollständig körperlos, farblos und unvolksthümlich gewesen war, er begann nun sich in Volkslieder zu vertiefen, Romanzen zu schreiben, eine nordische Färbung anzustreben und Goethe und Oehlenschläger zu studiren, häufig auch nachzuahmen. Die Folge war eine mächtige Gährung seiner Phantasie, unter der Alles, was an Eigenthümlichkeit und wirklicher Ursprünglichkeit in seiner Seele lebte, in Schuß gerieth; gleichzeitig machte er so rasche und große Fortschritte in der Behandlung der dänischen Sprache, daß er ein Jahr nach Oehlenschläger (December 1803) seine erste reiche Gedichtsammlung veröffentlichen konnte. Eine beklagenswerthe, unwürdige, aber begreifliche Schwäche — die Befürchtung, man würde ihm Originalität absprechen — veranlaßte ihn, sie mit der nachweisbar ganz unwahren Erklärung zu begleiten, von den in dieser Sammlung enthaltenen Stücken seien nur sechs, die er bezeichnete, nach 1800, also nach Oehlenschlägers Hervortreten, geschrieben.

Staffeldts früheste, unvollkommene Gedichte hatten die Aufmerksamkeit von Kennern erweckt und waren verhältnißmäßig ausführlich und keineswegs unfreundlich beurtheilt worden, diese erste, soviel bedeutendere und originellere Gedichtsammlung aber, die erst ein Bild seines Talents gab, fiel fast unbeachtet zu Boden. Das Publikum empfing sie kalt und sie fand nicht einmal einen Recensenten.

Verschiedene Ursachen wirkten zusammen: die eigenthümliche Abgeschlossenheit seines Geistes, sein Zusammentreffen mit den ersten triumphirenden Werken eines andern, um zehn Jahre jüngeren, ganz frischen und volksthümlichen Dichters, der Mangel einer so vollkommenen Unabhängigkeit von dem großen Nebenbuhler, daß seine Verschiedenheit von ihm in die Augen fallen mußte, endlich die Hauptursache, Schack Staffeldts einzig dastehendes Verhältniß zu der Sprache, in der er dichtete, ein Verhältniß, das man das tragische Schicksal seines Dichterlebens nennen könnte. So viele deutsche Autoren — Klopstock, J. E. Schlegel, Gerstenberg — haben kürzere oder längere Zeit ihr Heim in Dänemark gehabt, so viele der besten neueren Dichter Dänemarks — Ewald, Baggesen, Oehlenschläger, Heiberg, Hertz, Christian Winther — haben, wie es in einer dänisch-deutschen Monarchie natürlich war, ganze Werke, oder einzelne Dichtungen in deutscher Sprache hinterlassen, daß man den entschiedenen Unterschied zwischen der Stellung Schack Staffeldts und derjenigen dieser Dichter zu der Sprache, in der sie ihren Ruhm gewannen, übersehen hat.

Jene schrieben entweder gelegentlich wie Ewald, Heiberg oder Winther eine einzelne deutsche Dichtung, die Deutschland nie vor die Augen kam, oder sie übersetzten mit zweifelhaftem Glück ihre Werke, oder sie verdoppelten sich

kraft einer zersplitternden Geschmeidigkeit, wie Baggesen, alle aber suchten sie ihren Hauptruhm durch Dichtungen in ihrer Muttersprache zu erringen und errangen ihn so.

Mit Schack Staffeldt verhält es sich umgekehrt. Wie Tode und Sander war er Deutscher und wollte Däne sein, aber nur er hat, obgleich deutsch von Geburt, dänische Gedichte geschrieben, die noch gelesen werden. Sein Biograph C. Molbech hat mit unendlichen Wiederholungen auf das fremde Verhältniß Staffeldts zur dänischen Sprache aufmerksam gemacht, um lauter für den Dichter ungünstige Schlüsse daraus zu ziehen und zu beklagen, daß er seiner Muttersprache, die er mit soviel größerer Freiheit und Sicherheit beherrschte, nicht treu geblieben ist. Und doch sollte man meinen, Dänemark könnte stolz und froh darüber sein, der deutschen Literatur einen so feinen und seltenen Geist abwendig gemacht zu haben. Wie kann ein Mann von Herz das wahrhaft Rührende in Schack Staffeldts Liebe zu Dänemark und zu der dänischen Sprache übersehen! Er war deutsch von Geburt, bewegte sich frei, auch dichterisch frei in einer Sprache, deren Leserkreis wohl dreißig Millionen umfaßte und er wurde dänischer Dichter aus Wahl. Niemand würdigte diese Wahl, Niemand dankte sie ihm und doch fuhr er beharrlich fort in einer Sprache zu dichten, in der er nur wenige Jahre seines Lebens gedacht und geträumt hatte, und gab, nachdem seine erste Gedichtsammlung übersehen und todtgeschwiegen worden war, eine noch schönere, noch reichere in derselben Sprache heraus ohne größeren Erfolg. Und zum Danke für seine leidenschaftliche Zärtlichkeit für Dänemark lieferte die dänische Kritik ellenlange Verzeichnisse seiner Sprachfehler und linguistischen Willkürlichkeiten. Armer Dichter, selbst Deinen Nachruhm hat man mit Galle bespien! Und die Hand, die Dein Lebensbild entwarf, versäumte keine Gelegenheit, keinen Vorwand Deinen Ruhm zu vermindern. In dem Grad ist unser Schicksal in des Zufalls Macht.

Und hier, wenn jemals, war wohl Grund vorhanden, nicht nur Dankbarkeit, sondern Mitgefühl, ja Mitleid an den Tag zu legen: Dankbarkeit, denn den Dänen kommt es nicht zu, Schack Staffeldt einen Vorwurf daraus zu machen, daß er ihre Muttersprache der seinigen vorzog; Mitgefühl, denn man hat nur wenig bedacht, was es in Wirklichkeit für einen schaffenden Geist bedeutet, in einer Sprache zu produciren, die nicht unmittelbar und ursprünglich die seine ist. Nur wer es selbst versucht hat, kann sich einen Begriff davon machen. In der Muttersprache ist Vorstellung und Wort, Bild und Bezeichnung, Gedanke und Ausdruck eins; selbst wo der Ausdruck fehlt, oder sich nicht einfinden will, fühlt sich der Schriftsteller als unbedingter Herr desselben, er kann der feinsten Abstufung nachspüren, bis sie seiner Absicht gerecht wird, er kann sie formen, bearbeiten, ableiten, ja er kann sie erfinden und doch immer sicher sein, daß sie aus dem Geist der Sprache geschaffen ist und genau das ausdrückt, was er sagen will. Wie anders ist der gestellt, der in einer fremden Sprache schreibt, selbst wenn er sie so genau

kennt, sie so lange gesprochen und geschrieben hat, wie Staffeldt die dänische. Mag er sich auch vollkommen sicher vor Sprachfehlern fühlen, mögen seine Briefe auch von den Briefen Eingeborener nicht zu unterscheiden sein — und wie wenige erreichen selbst diese niedrigste Stufe — wieviel Stufen sind dann noch zurückzulegen, ehe er dahin gelangt, daß die Worte seinem Ohr genau mit dem Bereich und der Tragweite, dem Laut und den Gedankenverbindungen klingen, wie dem Ohr des Eingeborenen, und wie weit ist er selbst dann noch von dem Punkt entfernt, wo er mit voller Freiheit und Sicherheit einen vertraulichen Ton anschlagen kann ohne platt, einen hochpathetischen Ton ohne schwülstig oder komisch zu werden, oder wo er eine Dialektwendung, ein altes Wort, eine alterthümliche Wortform mit Wirkung gebrauchen kann und überhaupt genau die sprachliche Stimmung, die ihm vorschwebt, hervorzubringen vermag. Er will mit der Sprache malen, der Arme, und er weiß nicht, ob in seinen Augen ihre Farben dieselben wie in denen der Andern sind, er will sie singen lassen und er greift in ihre Saiten mit unsicherer Hand, nie sicher, ob, ihm selbst unbewußt, dem Instrument nicht ein Mißton entschlüpft. Und nun erst in der lyrischen Poesie, die auch nicht den geringsten Mißton duldet! Wenn man bedenkt, daß Staffeldt 1794 ein Gedicht: „An [Paa] den Tod der Erbprinzessin" veröffentlichte, oder daß er in vollem Ernst das dem Wort „Hafen" entsprechende dänische Wort für Ideal einführen wollte, weil er sich einbildete, irgendwo gelesen zu haben, daß es im Schwedischen diese Bedeutung habe, wenn man sieht, daß er bei der Durchsicht und dem Feilen seiner Gedichte Verstöße gegen die Grammatik, nicht zu reden von Germanismen, ungeschickten Wortformen, steifen und holperigen Ausdrücken zu entfernen hatte, daß er, kurz gesagt, in einem beständigen Kampf mit der weichen, geschmeidigen und doch so schwierigen Sprache lag, in der er dichtete, so bewundert man zunächst, daß er überhaupt dann und wann etwas so untadelig Schönes hervorzubringen vermochte, wie es seine besten Gedichte sind.

Schack Staffeldts zweite lyrische Sammlung „Neue Gedichte" erschien 1808 in Kiel, wo er sich seit 1807 aufhielt, um dem Hof, bei dem er eine Anstellung suchte, näher zu sein. Er wurde dem Kronprinz-Regenten empfohlen und wurde erst zum zweiten Hofcavalier des geistesschwachen Herzogs von Oldenburg, der auf dem Schloß von Plön unter der Vormundschaft des Königs von Dänemark lebte, dann zum aufwartenden Kammerjunker der Kronprinzessin ernannt und als diese bald darauf Königin wurde, erhielt er kraft neuer Ernennung eine feste Anstellung in demselben Amt.

Schon auf seiner ausländischen Reise hatte er sich von der vornehmen Welt angezogen gefühlt; er hatte in Wien in den angesehensten Häusern verkehrt und war trotz seines humanitären Unwillens über Geburtsprivilegien mit Leib und Seele Aristokrat; es war daher kein Wunder, daß ein Hofamt, bei der nahen Berührung mit der königlichen Familie, die es mit sich brachte, und der reichlichen Freiheit, die es ihm gewährte, ihm erstrebenswerth er-

ſchien. Er mußte ja außerdem ſein Brot verdienen und von der Poeſie konnte er nicht leben.

Nichtsdeſtoweniger vermochte Staffeldt mit ſeinem ewig ſehnenden, ewig ſtrebenden Geiſt ſich in ſeiner neuen Stellung nicht zu beruhigen. Sie befriedigte ſeinen Arbeitstrieb nicht und demüthigte ihn ebenſo ſehr, wie ſie ihn erhob. „Ein Mann, wie ich, iſt nicht geſchaffen Thüren auf- und zuzumachen," pflegte er zu ſagen. Es war ſeine Dichternatur, die gegen Abhängigkeit und Ceremoniel reagirte. Wie er nicht ganz Dichter hatte ſein können, konnte er nun ebenſo wenig ganz Hofmann ſein. Sein Unglück war, daß er, wie Steffens beißendwahr von ihm ſagte, „Dichter unter den Kammerjunkern und Kammerjunker unter den Dichtern ſein wollte". Ein größeres Unglück aber war es für ihn, daß auch ſeine zweite größere Gedichtſammlung, die ein Jahr nach dem Bombardement Kopenhagens und zu einer Zeit erſchien, da Oehlenſchläger und Baggeſen ſich in das poetiſche Intereſſe der Nation theilten, vollſtändig überſehen und überſtrahlt ward. Sein Talent, das, zart und fein wie es war, der Aufmunterung, ja der fürſorglichſten Pflege bedurfte, begann einzutrocknen. Wenige Jahre ſpäter war Staffeldt unfruchtbar.

Zu ſeinen getäuſchten Hoffnungen auf Dichterruhm kam eine zweite, ebenſo ernſtliche und bittere Täuſchung. Er hegte eine leidenſchaftliche, tiefwurzelnde Liebe für ein junges Mädchen aus vornehmer Familie und dieſe Liebe wurde nicht erwidert. Schon 1805 ſpricht er in einem Brief an ſeine Schweſter davon, daß ſeine liebſten Hoffnungen getäuſcht worden ſeien, 1810 antwortet er ſeinem Bruder auf eine Mahnung, ſich zu verheirathen: „Mein Amt ernährt kaum mich, geſchweige denn Frau und Kinder. Dennoch hätte ich es gewagt, im Vertrauen auf die Gnade meines edlen Königs, wenn Eine gewollt hätte. Aber ſie will nicht, oder kann nicht. Allerdings hat ſie das weder geſagt, noch geſchrieben, aber ſie hat es gezeigt. Du weißt, wen ich meine und nicht vergeſſen kann." Es ſcheint mir nicht ſchwer, aus ſeinen Briefen zu ſchließen, wer die Geliebte war; ihr Name kommt zu häufig und in einer zu bezeichnenden Weiſe in den Briefen an die Schweſter vor. Es war, wie ich annehme, die Hofdame Kammerfräulein Fritze von der Maaſe, dieſelbe, die Oehlenſchläger beſungen hat. Staffeldt kannte ſie, wie er bei ihrem Tod 1823 ſchrieb, ſchon von Kindheit an. „Wir ſpielten zuſammen, wurden dann getrennt, ſahen uns nach vielen Jahren wieder und — wurden durch einen dauernden Freundſchaftsbund vereint."

Dies ſcheint die Hauptleidenſchaft in Staffeldts Leben geweſen zu ſein. Wir begegnen ihm zwar in vielen flüchtigen Verbindungen. Er ſchwärmt und fabelt auf ſeiner ausländiſchen Reiſe von einer Julie, die er in Dänemark zurückgelaſſen, er huldigt in Italien einer Thereſe u. ſ. w.; ſeine Dichtungen tragen Spuren anderer, vermuthlich nicht langlebiger Paſſionen; für das Glück des dauernden Beſitzes aber war er nicht geſchaffen und es wurde ihm nie zu Theil.

Vielleicht erweckte diese unerwiderte Leidenschaft in Staffeldt den Wunsch, den Hofdienst zu verlassen; ein Wunsch, der jedenfalls durch die geringe Aussicht auf rasches Avancement, durch seinen unbefriedigten Ehrgeiz und vermuthlich auch durch das Bedürfniß, seine ökonomische Lage zu verbessern, genährt ward; er war ein schlechter Haushalter und hatte Schulden von seiner Reise her, Schulden, die bei seinem Tode noch nicht ganz bezahlt waren.

Im März 1810 wurde er zum Amtmann in Cismar ernannt, einem Posten, der allgemein als Uebungsschule für angehende Amtmänner galt. Bei Uebernahme dieser, nach damaliger Administrationsweise sehr verantwortlichen Vertrauensstellung besaß er keine der dazu erforderlichen Kenntnisse: er kannte weder die Gesetze der Herzogthümer im Allgemeinen, noch die des ehemaligen großfürstlichen Districts im Besonderen, er brachte weder administrative Fertigkeit und Uebung mit, noch wußte er etwas von der Bevölkerung und ihrem Leben. Aber seinem außerordentlichen Fleiß, seiner Charakterfestigkeit und seinem großen Selbstgefühl gelang es, nach kurzer Zeit seinen eigenen Forderungen gerecht zu werden, und diese waren verhältnißmäßig groß, denn er hegte die höchsten Vorstellungen von der Bedeutung seines Amts. Er betrachtete sich als unmittelbaren Repräsentanten des Königs in seinem District und pflegte bezeichnend genug den Ausspruch Napoleons anzuführen: Les préfets sont des petits empereurs. Anfangs war er fleißig im Actenlesen, später langweilte ihn das allzusehr; er sagte dann, bezeichnend für die unselige Spaltung zwischen seinen Neigungen und seinem Beruf, die überall in seinem Leben hervortritt, er habe sein Leben lang so viel Schönes und Herrliches gelesen, daß es ihm wohl zu vergeben sei, wenn dies Geschmiere ihn anekle.

Kaum in die Administration seines Amtes eingeweiht, war er darauf bedacht, seine Autorität zu heben, ja zu erweitern, und bei seinem gebieterischen Wesen und strengem Rechtssinn gerieth er bald in einen endlosen Streit mit dem Amtsverwalter, der sich zu einer Unterordnung unter den Amtmann, auf der Staffeldt bestand, nicht bequemen wollte. Vermuthlich ist es dieses sein bête noire, worauf Staffeldt sich bezieht, wenn er dem Bruder schreibt: „Ich habe hier nicht den geringsten Verkehr, denn mit X, den ich in so vielen Fällen controliren muß und der im Uebrigen vielleicht der nachlässigste und unredlichste Beamte des Königs ist, kann und mag ich nicht verkehren.“ Man spürt seine strenge Rechtschaffenheit im Nachsatz: „Hier sind Mißbräuche in Schwang, zu denen ich nicht schweigen darf. Wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn meine guten Absichten nicht Widerstand an den schlechten Absichten Anderer fänden, wenn die Beamten, die mit mir demselben Ziel zuarbeiten sollen, nur des Königs Dienst und des Amtes Wohl vor Augen hätten! Das aber ist leider nicht der Fall!“ Noch schärfer und klarer tritt Staffeldts idealer Rechtssinn in einer Briefstelle von 1823 hervor: „Es giebt in der Welt etwas, das ich die unsichtbare Hölle nennen möchte (man spricht ja auch von einer unsichtbaren Kirche) und das ich nicht verstehe,

noch verſtehen will: es iſt ein ſchweigendes Uebereinkommen unter faſt allen Menſchen, nur bis zu einem gewiſſen Grad Recht zu üben. Die Beamten dieſes Landes kennen dieſe Hölle, bauen und wohnen darin — ich nie und nimmer! Hier liegt der Urſprung meines Kummers, meiner unendlichen Hypochondrie!" Ein Mann mit ſo principiellen Begriffen von Recht und Pflicht mußte natürlicherweiſe immer wieder an wirklichen Zuſtänden und Verhältniſſen anſtoßen und die unabläſſigen Reibungen wurden ihm in ſeiner Vereinſamung noch nachdrücklicher fühlbar. Die iſolirte Lage der Amtmannswohnung in einer Entfernung von größeren Städten, die zu jener Zeit in's Gewicht fiel, erſchwerte den Umgang mit den Städtern; die umliegenden Güter gehörten meiſt Familien, die ihren Aufenthalt anderswo hatten. Dieſe Einſamkeit war Staffeldt inſofern nicht unlieb, als er das Bedürfniß fühlte, über ſeiner getäuſchten Hoffnung auf Gegenliebe zu brüten: aber ſeine Tage waren leer. Er ſchreibt 1811 an ſeine Schweſter: „Das Leben hier iſt das freudloſeſte, das ich je geführt habe . . . Pflicht iſt mein Freund und Arbeit meine Gattin." Hierzu kommt, daß er, der in ſeinen dichteriſchen und philoſophiſchen Beſtrebungen den inneren Gegner ſeiner praktiſchen Thätigkeit ſah, eifrig darauf bedacht war, ſeine Ungeeignetheit für die letztere vor keinem fremden Auge zu verrathen. Unverdroſſen arbeitete er daran, jedes äußere Gepräge des Dichters oder Hofmannes abzuwerfen und im Gegenſatz zu beiden ſich barſch und hart zu zeigen. Das fiel ihm anfangs ſchwer genug, ſpäter gelang es ihm nur allzu gut. Sein angeborener Stolz, ſeine Leidenſchaftlichkeit, der er freien Lauf laſſen zu dürfen meinte, ſeine Welt- und Menſchenkenntniß, endlich ſein unverkennbares praktiſches Talent, Alles wirkte zuſammen, ihn in ſeinem inneren Kampf zu unterſtützen. Er pflegte von ſich ſelbſt zu ſagen, er trüge eine eiſerne Maske. Es zeugt mehr von ſeiner Heftigkeit als von ſeiner Feſtigkeit, daß die Bauern der Gegend ihn noch lange nach ſeiner Zeit als Gegenſatz zu ſeinem Vorgänger gleichen Namens „de dulle Staffeldt" zu nennen pflegten.

Als Staffeldt 1813 ſein kleineres Amt in Eismar mit dem Poſten eines Amtmanns von Gottorp-Amt und Oberdirectors von Schleswig vertauſchte, alſo eine für einen zur Amtscarrière veranlagten Mann beneidenswerthe Lebensſtellung erlangte, blieb ſein Gemüthszuſtand ebenſo unnatürlich, traurig, unfruchtbar und für ihn ſelbſt unbefriedigend, wie bisher. Ja man kann ſagen, Staffeldts letzte Lebensjahre bezeichnen nichts, als ſeinen langen Todeskampf als Dichter.

Er legte viel Gewicht auf die Machtvollkommenheit ſeines Amtes, ſtrebte wie in Eismar ſie zu erweitern und kam wie in Eismar in Streit mit allen übrigen Autoritäten. Mit dem Drange, der ihn nie verließ, ſich und ſeinen Beruf in einem idealen Lichte zu ſehen, pflegte er ſein Amt als „das Normalamt" zu bezeichnen. Er war im höchſten Grade genau, hob oft hervor, daß für einen Geſchäftsmann nichts geringfügig ſei, und hatte zum Lieblingsſpruch: „les bagatelles se vengent!" Er war höchſt formell und

ſagte oft, die Form ſei nicht Form, ſondern die Sache ſelbſt; er verwandte die größte Sorgfalt an den ſchriftlichen Ausdruck und entwickelte ſeinen deutſchen Geſchäftsſtil zu einem Muſter an Beſtimmtheit und Präciſion. Und wie er mit der Formvergötterung des Dichters die aus ſeiner Stellung und Stimmung entſpringende Pedanterie adelte, ſo legte er auch etwas von des Dichters idealen und im höheren Sinne naiven Anſicht der Dinge in dem Richterberuf des Amtmannes an den Tag. Seine Uneigennützigkeit war ſo groß, daß er oft aus ſeiner eigenen Taſche Summen hergab, um den Unterſchied zwiſchen Angebot und Forderung der Parteien auszuebnen und ſo einen Vergleich zu ermöglichen.

Aber ſo wenig wie ſeine Geiſtesüberlegenheit vermochte ſeine vollkommene Redlichkeit, ſeine Verachtung jeder Art von Gewinnſucht, ſeine ideale Uneigennützigkeit die Umgebung an ihn zu knüpfen. Dazu fehlte es ſeinem Gemüth allzuſehr an Gleichgewicht, dazu war ſein Stolz zu abweiſend, ſeine Bitterkeit zu rückſichtslos und verletzend. In der Stadt Schleswig glaubte er ſich von Niemandem verſtanden. Einzelne Freunde, die er gewann, wurden ihm zufälligerweiſe bald durch den Tod entriſſen, ſpäter fand er keine Freunde mehr, weil er keine mehr ſuchte. Am geſellſchaftlichen Leben nahm er nicht Theil, da er die Geſellſchaften der Stadt „öde Steppen" nannte. Stolz auf ererbte, angeborene Vorzüge glaubte er in der Provinz keinen Ebenbürtigen finden zu können: es gab da wohl Einzelne von ebenſo altem Adel, aber keinen ſeines Gleichen an Geiſt. So überließ er ſich einer Alle nivellirenden Verachtung. Und je ungeſelliger Selbſtgefühl und Adelsſtolz ihn machten, deſto bitterer wurden ſeine Urtheile über ſeine Umgebung. Er fuhr fort, das däniſche Volk ſehr hoch zu ſtellen, das deutſche gleichfalls, beide Volksſtämme galten ihm für gleich vortrefflich; die gemiſchte Nationalität der Schleswiger verachtete er dagegen auf's Tiefſte, bildete ſich ein, die Bevölkerung der Herzogthümer beſäße nur die Fehler beider Völker, nannte ſie ein charakterloſes, egoiſtiſches, niedrig denkendes Geſchlecht und behauptete beſonders von der Stadt Schleswig, daß eine ſittlich und geiſtig verderbliche Anſteckung von ihr ausginge. Unter dieſer bald bei ihm permanent werdenden Gemüthsverfaſſung überentwickelte ſich ſein früher wenig hervortretender Hang zu beißendem Sarkasmus. In den wenigen Kreiſen, mit denen er noch verkehrte, ſuchte er ſich beſtändig Zielſcheiben ſeiner Ironie. Streitſüchtig und rechthaberiſch, wie er war, konnte er Andersgeſinnte, vermeintliche oder wirkliche Dummköpfe bis zur Ermüdung mit ſeinem höhniſchen Witz verfolgen, offenbare Paradoxen verfechten und wenn ihm im Wortſtreit die Argumente ausgingen, ſich mit Wortſpielen weiterhelfen. Hatte er dann einen Unſchuldigen oder Wehrloſen gekränkt und verletzt, ſo konnte er ſeine Schonungsloſigkeit bitter bereuen und mit thränengefüllten Augen um Vergebung bitten; es war dann und wann gleichſam etwas Dämoniſches in ſeinem Weſen; er war nicht Herr über ſeine Worte.

Bald kam er bei dieſem Benehmen dahin, Alle für ſeine Feinde zu

halten und Allen zu mißtrauen. Und je vereinsamter er sich fühlte, desto aristokratischer wurde er in seiner Denkart. Die schlechten Erfahrungen, die er mit dem Bauernstand gemacht, ließen ihn in diesem Stand nur einen unmündigen, unvernünftigen Gegner jedes Fortschrittes sehen, dem man keine politische Stimme einräumen dürfe. Dagegen pries er die Lehre vom göttlichen Recht der Könige, ja er vertheidigte die blutige Reaction in Spanien. Mehr und mehr Gewicht begann er auf die Unentbehrlichkeit einer auf Grundbesitz sich stützenden Aristokratie zu legen, er eiferte gegen die „Liberalen" und den „Zeitgeist", warnte die Bauern väterlich vor dem Lesen der Zeitungen und haßte das Wort „gebildet", weil es ihm die Gesellschaftsunterschiede zu nivelliren und „das Gemeine" auf den Thron zu setzen schien. Unglücklich wie er sich fühlte und im Privatleben mit der divinatorischen Gabe ausgestattet, kommendes Unglück vorauszusehen — eine Gabe, die allen Menschen eigen ist, deren Natur sie auf Schwarz wetten läßt — sah er nichts als Unglück auch in allem historisch Werdenden.

Alle diese Ausbrüche von Menschenfeindlichkeit entsprangen der Verzweiflung seiner Dichterindividualität über ihren Mangel an Uebereinstimmung mit den Geschäften, zu denen sie verdammt war, mit den „8 bis 9000 Sachen das Jahr rund", die zur Erledigung vorlagen. In ihm wüthete die Verzweiflung über einen nothgedrungenen poetischen Selbstmord, den man mit dem eines Menschen vergleichen könnte, der täglich einen Tropfen langsam wirkenden Giftes zu sich zu nehmen gezwungen wäre. Er fühlte sich als Deserteur aus dem Lager der Kunst. Er ist kein Pfleger der Kunst mehr, nur noch ein Pfleger der „Routine" und „Chikane." Er schreibt an seine Schwester: „Ein Abgrund von Melancholie droht mich zu verschlingen . . . mein Berufsamt verlangt mich ganz und ich gleiche einem zu allerlei Kunststücken, zum Schildwach stehn, Kanonen abfeuern, sich todt stellen abgerichteten Singvogel, der darüber das Singen verlernt hat."

Selbstverständlich fuhr er fort, der Bewegung in der zeitgenössischen dänischen Poesie mit Interesse zu folgen. Er, der gewissermaßen als Oehlenschlägers Nebenbuhler aufgetreten war, der zuweilen sich in eine förmlichen Wettstreit im selben Versmaß über dasselbe Thema mit ihm eingelassen hatte, der ihm im Privatleben vergebens seine Huldigung dargebracht und mit unverdienter Härte abgewiesen worden war, er fühlte sich natürlich während des Streits zwischen Baggesen und Oehlenschläger persönlich zu dem ersteren hingezogen, der außerdem seine dichterische Begabung vollkommen anerkannte. Er spricht sich mit einer kritischen Scharfsichtigkeit, die, früher entwickelt, seiner eigenen Poesie zum Vortheil gereicht hätte, gegen die Wiederaufnahme altnordischer Stoffe und über die nothwendige Beziehung aller Dichtung auf die Gegenwart aus. Es verhält sich mit ihm, wie mit Tegnér, seine Kritik reicht zuweilen weiter als seine Poesie; beide erkennen sie zum Schluß in der Theorie nur noch moderne Stoffe an. Wenn er über Oehlenschlägers bewunderungs-

würdigen „Balder" nur bemerkt, „er vertrüge diese nordischen Götter, die bald Fieber, bald Asthma hätten, nicht", so fühlt man hinter diesem Urtheil zwar das Suchen des Ueberstrahlten nach einem Angriffspunkt; aber es liegt mehr, als man zu seiner Zeit anerkennen wollte, in seiner Kritik, wenn er sagt: „Dieses Marionettenspiel mit der eddaschen Mythologie, diese mit den bekannten ombres chinoises analogen ombres scandinaviennes haben, scheint mir, den Standpunkt der dänischen Poesie heutzutage verrückt; denn die Poesie ist die Blüthe eines Zeitalters und nur so ist sie eine Naturblüthe." Natürlich beschäftigte ihn die Frage am meisten, „ob er vollständig als Dichter vergessen sei" oder nicht. Ich möchte doch wissen, schreibt er an Baggesen, ob das Gemüth, „das sich in meinen Gedichten ausgeseufzt, ausgeweint und ausposaunt, nicht Einen seines gleichen, einen verwandten Geist finden wird, der das Wort für seine verborgensten Gedanken, den Seufzer für seine edelste Sehnsucht in ihnen vernimmt". Dann und wann begegnet ihm, wie bei Ingemann, warme Sympathie, ein vereinzeltes Mal, wie bei Thiele, glühende Bewunderung für seine Gedichte. Der junge J. M. Thiele verherrlichte ihn schon auf der Schulbank in schönen gefühlten Versen und blieb ihm auch als Jüngling treu. In seinen Erinnerungen: „Aus den Jahrbüchern meines Lebens" beschreibt Thiele den 48jährigen Staffeldt, den er im Sommer 1817 bei Friederike Brun traf, die einen aufrichtigen Freund in dem ehemaligen Gegner gefunden hatte, folgendermaßen: „Der Schnitt seines Anzuges war nicht gerade altfränkisch, aber doch weit entfernt von der Mode des Jahres; trotzdem lag eine gewisse Zierlichkeit, oder Steifheit in seiner Toilette, sein Kopf mit dem verwelkten, weder schönen noch geistreichen Antlitz war von kurzgeschnittenem gepudertem Haar umgeben . . . ich, der ich seinen Geist kannte, empfing sofort den Eindruck eines ausgebrannten Vulkans — ein Aschenrest von einem herrlichen Scheiterhaufen. Seine Unterhaltung war im Tonfall deutsch und er sprach das Dänische markirt." Hat man Staffeldts innere Geschichte in diesem letzten Abschnitt seines Lebens verfolgt, so trägt diese Schilderung seines Aeußeren unleugbar das volle Gepräge der Glaubwürdigkeit.

Aber nicht blos mit der heimischen Poesie beschäftigte Schack Staffeldt sich in seinen letzten Lebensjahren. Unter den deutschen Dichtern waren ihm besonders Lessing und Klopstock vertraut, vor Allem schwärmte er für Schiller, den er höher schätzte als Goethe. Bei seiner ausgezeichneten Kenntniß moderner Sprachen las er — und zwar beständig — Dante, Ariosto, Tasso, Shakespeare und unter den neueren Dichtern besonders Byron und Lamartine. Er fühlte sich diesen beiden letzteren verwandt, Byron durch die Zerrissenheit seines Gemüths, Lamartine durch das Aetherische und Reflectirende in seiner Poesie. Mit der größten Spannung folgte er Byrons politischem Auftreten im griechischen Freiheitskampfe, er hoffte ihm als König von Griechenland gehuldigt zu sehen und war schmerzlich ergriffen, als sein früher Tod diese Hoffnung vereitelte. Er selbst schrieb in diesen seinen letzten Jahren nur wenige Gedichte (alle

deutsch) aber sie gehören zu den gefühlvollsten, schönsten und tragischsten, die er gedichtet hat.

Mehr und mehr wurde ihm seine Amtsthätigkeit verhaßt. Er fühlte sich wie an eine Kette geschmiedet und äußerte oft, wenn es ihm die Ehre nicht verböte, würde er das Leben eines Galeerensclaven dem seinen vorziehen. Oft citirte er auch Theklas Worte: „Es geht ein finstrer Geist durch dieses Haus" mit Bezug auf sich selbst und sein Heim. Aeußerungen dieser Art, fügt sein verständiger Biograph Engel hinzu, waren ohne Zweifel der Ausdruck seines tiefsten Gefühls.

Sein Umgangskreis in Schleswig wurde enger und enger; in seinen letzten Jahren sah man ihn selten außerhalb seiner Wohnung, oder des Wirthshauses, wo er zu Mittag zu speisen pflegte, seitdem er sich von seiner Haushälterin betrogen glaubte. Die Abende verbrachte er gewöhnlich allein zu Hause. Da konnte er, besonders im Winter, von dem Gefühl seiner Einsamkeit mächtig ergriffen werden. Nicht selten ließ er unter dem Druck dieses Gefühls alle Zimmer des Stockwerks, das er bewohnte, erleuchten und wanderte in den leeren Räumen bis nach Mitternacht auf und nieder; bei solchen Gelegenheiten soll er oft laut mit sich selbst gesprochen haben, da er sich bei seiner lebhaften Einbildungskraft andere Personen als gegenwärtig vorstellte, mit denen er sich unterhielt. Solche Erscheinungen zeigen sich an denen, die zu Einsamkeit und Schweigen in Zellengefängnissen verurtheilt sind. Nachdem er sich vorsätzlich von der Welt isolirt, schien er im Drang nach Mittheilung sich vollständig darüber hinwegzusetzen, daß Denjenigen, denen er sich ausnahmsweise mittheilte, jede Aneignungsfähigkeit fehlte. Zuweilen ließ er seinen Schreiber, seinen Knecht, oder seine alte Haushälterin holen und hielt ihnen förmliche Moralpredigten, im Sommer versammelte er sie nicht selten um sich im Garten und entwickelte in ihrer Gegenwart Naturbetrachtungen über die sinkende Sonne, die Grasarten, oder seinen Lieblingsvogel, den Storch, der sein Nest auf dem Dach des Hauses hatte, ja er redete den Vogel an und pries ihn in dichterischen Ausdrücken vor diesen Zuhörern — die zu seinem Unglück noch dazu schlechte, untreue, eigennützige Dienstboten waren. Es wird Niemanden wundern, daß er unter diesen geistigen Leiden, die von Nervenschwäche begleitet waren, dann und wann Linderung in starken Getränken suchte.

Ausgeschlossen, wie er sich fühlte, unzugänglich, wie er war, nahm er schließlich von der Gesellschaft der Menschen seine Zuflucht zu derjenigen der Pflanzen. Blumenzucht war sein letzter Trost, seine letzte Zerstreuung. Mit großen Kosten verschaffte er sich schöne und seltene Pflanzen. Oft saß er ganz in Beschauung seiner Blumen versunken. Mit seinem tiefen Haß gegen das Amusische behauptete er: die Menschen seien alle böse und verwerflich, die keine Empfänglichkeit für die Schönheit der Blumen, keinen Sinn für Statuen, Gemälde und Musik hätten. Er meinte, der unverdorbene Mensch müsse auch ohne Bildung einen tiefen seelischen Eindruck von dem Schönen empfangen.

Inzwischen näherte die Auflösung sich. Er war im Grunde längst mit

dem Leben fertig. Schon 1823 schrieb er seinem Bruder: „Ich für mein Theil verlasse dieses Leben gern, denn was habe ich hier zu erwarten? Dürfte ich, vielleicht gegen die Naturgesetze, eine Bedingung stellen, so wäre es die: ohne schwere Leiden. O ich kann Dir nicht sagen, bester, liebster Bruder, wie empfindlich ich gegen körperliche Schmerzen bin! Sie martern mich unsäglich, ja, sie verbittern mich auf's Aeußerste. Hätte ich nur männliche Ausdauer oder weibliche Geduld!" — eine Aeußerung, in der die ganze nervöse Verzagtheit und Unruhe des Lebensmüden zum Ausdruck kommt. Zwei Jahre später heißt es in einem Brief an die Schwester: „Ich habe weder Freund noch Freundin in des Wortes höherer Bedeutung, keine süßen Kleinen, an denen mein Herzensleben sich jung erhielte, keine Verwandte, in deren Liebe es sich so sicher ruht, daß man sich nie allein und verlassen auf Erden fühlt: ein Gefühl wie an einem Abgrund, ohne Licht und Schutz, voller Klagegestöhn und Schreckbildern. Selbst die himmlische Muse verließ mich und faltete alle ihre ausgespannten Himmel zusammen. Ein Sklave der Pflicht keuche ich unter der Last meiner Amtsgeschäfte, 8000 Sachen jährlich strömen auf mich ein und was für Sachen! zu deren Erledigung ich nur einen Secretär und zwei Schreiber halten kann. Und nun meine Gesundheit — meine Gesundheit, sage ich! Meine Kränklichkeit sollte ich mindestens sagen. Ich lasse mich nur bei Hofe sehn und lebe oder, richtiger gesagt, plage mich auf meiner Galeere, dem Amtshaus. Ich will Dich im Voraus, liebe Schwester, darauf vorbereiten, daß ich um meine Versetzung, oder meinen Abschied auf Wartegeld nachsuchen will. Meine Krankheit erfordert dieses nicht leichte Opfer."

Staffeldts Hoffnung, ohne schwere vorhergehende Leiden zu sterben, ging nicht in Erfüllung. In seinem letzten Lebensjahr entwickelte sich ein locales Unterleibsleiden mit so großer Heftigkeit, daß er viele Schmerzen litt. Er suchte Genesung, indem er sich von den Geschäften zurückzog, monatlange Reisen unternahm und sich der Behandlung eines angesehenen Arztes in Kiel unterwarf. Aber das Uebel konnte nur gelindert werden, Herstellung war unmöglich. Nach Schack Staffeldts Rückkehr nach Schleswig im Herbst 1826 nahmen seine Körperkräfte sichtlich ab und nun verlor er allen Lebensmuth. Er konnte in Thränen ausbrechen, wenn er von seinem leidenden Zustand sprach. Gleichzeitig ließ eine nagende Furcht vor Geistesstörung ihm keine Ruhe. An einem seiner letzten Tage, als er sein Haus noch verlassen konnte, stand er auf dem Wall von Gottorp und betrachtete in Gedanken versunken den Sonnenuntergang. Jemand, der zu ihm trat, ließ ein paar Worte über das schöne Schauspiel fallen. Er antwortete: „Ich sehe darin nur ein Bild der Vernichtung."

Vom Schlage getroffen lag er drei Tage in hülflosem Zustande, bei anscheinend schwachem Bewußtsein, ohne andere Pflege als die seiner Haushälterin und seines Dieners, deren rohe Aeußerungen seine letzten Stunden verbittert haben sollen. Er starb am 16. December 1826.

Die Telegraphie in Berlin.

Von

F. Hennicke.

— Berlin. —

I.

Das Haupt-Telegraphen-Amt.

Es leben ſicherlich noch Viele unter uns, die ſich noch gut der Zeit zu erinnern vermögen, da Derjenige, welcher eine telegraphiſche Depeſche erhielt, wie ein Wunderthier angeſtaunt wurde und tagelang gehobenen Hauptes unter ſeinen Mitbürgern einherging. Und nicht mit Unrecht, denn als die elektriſche Telegraphie, von allen anderen europäiſchen Ländern zuerſt in Preußen, im Jahre 1849 in den Dienſt des Publikums geſtellt wurde, da fehlte noch viel, und es dauerte noch lange, ehe ſie eine volksthümliche Einrichtung wurde: das verhinderte ſchon die Höhe der Gebühren, die es nur Wohlhabenden geſtattete, das neue Verkehrsmittel zu benutzen. Es koſtete beiſpielsweiſe ein Telegramm von 20 Worten von Berlin nach Cöln, das jetzt für 1 Mark 20 Pfennig befördert wird, nach dem erſten Tarife von 1849 14 Mark, zur Nachtzeit 28 Mark 50 Pfennige. Auf weitere Entfernungen, auch als ſpäter das ſogenannte Zonenſyſtem eingeführt war, wurden die Gebühren geradezu unerſchwinglich. Erſt die neueſte Zeit ſchuf hierin gründlichſt Wandlung und ſeit der im Jahre 1876 erfolgten allgemeinen Umgeſtaltung der Tarifverhältniſſe durch Einführung des Worttarifs iſt wohl den weitgehendſten Wünſchen auf Vereinfachung und Herabminderung der Telegramm-Gebühren Rechnung getragen worden.

Nachdem die Telegraphie in Bezug auf ihre Betriebsverhältniſſe anfangs der fünfziger Jahre ſozuſagen aus dem Rohen herausgearbeitet worden war,

erhielt sie eine bleibende Heimstätte in dem Hause Französischerstraße 33 c an der Ecke der Oberwallstraße, das noch heutzutage den Zwecken der Telegraphie insofern dient, als in ihm die Telegramm-Annahme, ein Rohrpostamt, ein Fernsprechvermittelungsamt und sämmtliche Büreaus der II. Abtheilung des Reichs-Postamts — der Abtheilung, welche die Telegraphen-Angelegenheiten bearbeitet — untergebracht sind; außerdem enthält das Gebäude im zweiten Geschoß die Dienstwohnung des Ministerialdirectors, welcher die II. Abtheilung des Reichs-Postamts leitet.

Zur Zeit der ersten Einrichtung des bezeichneten Hauses für Zwecke der Telegraphie bot es das Bild eines Knaben, der in den Rock eines erwachsenen Mannes schlüpft: der Kleine mochte sich noch so sehr dehnen und recken, er füllte den ihm zur Verfügung gestellten Raum nicht aus; wer, und wenn er selbst zu den Kundigen gehörte, konnte damals mit Bestimmtheit sagen, daß der Raum je ausgefüllt werden würde! Aber der Knabe, der klein und schwächlich in jene Räume eingezogen war, erwies sich als zum Geschlechte der Riesen gehörig: dem Antäus gleich nahm er aus seiner steten Berührung mit der Erde immer neue Kräfte an, breitete sich immer mehr aus, so daß sein Gehäuse bald zu eng wurde. Glücklicherweise war um diese Zeit (1875) ein Mann an die Spitze der Telegraphie getreten, der den schnelleren Pulsschlag in den Verkehrsadern nicht nur seines Vaterlandes, sondern der ganzen Welt richtig zu würdigen verstand, und ihm, dem Leiter der deutschen Reichspost, dem Generalpostmeister Dr. Stephan, dessen Initiative das Reich, neben anderen Fortschritten auf dem Gebiete des Verkehrswesens, nicht in letzter Linie zahlreiche umfangreiche und großartige Bauten zu danken hat, die sowohl den Anforderungen des Kunstgeschmacks Rechnung tragen, wie sie den Rücksichten auf hygieinische Unterkunft des Publikums und der Beamten entsprechen, verdankt die Reichshauptstadt auch das neue Haupt-Telegraphen-Amt.

In der Jägerstraße, da wo sie am breitesten ist, schrägüber dem Monumentalbau der Reichsbank, erhebt sich ein dreistöckiges Gebäude, dessen Erdgeschoß kräftige Rustikaformen zeigt, auf welche in den oberen Stockwerken in den Fensterpfeilern gekuppelte Säulen, im ersten Stockwerke jonische, im zweiten korinthische aufsetzen. Das Ganze schließt nach Oben in einem breiten Fries allegorischer Knabengruppen von je zwei Figuren ab, die verschiedene auf das Telegraphenwesen Bezug habende Vorgänge darstellen. Auf dem oberen Hauptgesims ist eine Balustrade angebracht, deren Eckpfeiler zwei überlebensgroße Einzelfiguren tragen, deren eine, links, die Post, die andere, rechts, die Telegraphie versinnbildlicht.

Auf dem durchlaufenden glatten Architrav des ersten Stockwerkes in der Mitte ist in großen goldenen Buchstaben die Inschrift angebracht: „Kaiserliches Haupt-Telegraphen-Amt."

Nur diese Inschrift und die Sinnbilder verrathen die Bestimmung des Gebäudes. Kein Spinngewebe von Drähten geht in sein Inneres, kein

Publikum drängt sich vor der stets verschlossen gehaltenen Pforte, um Telegramme aufzugeben — die Telegramm-Annahme befindet sich, wie wir wissen, in der Oberwallstraße — und nur zu bestimmten Stunden sieht man ernstblickende Männer in größerer Zahl an der Thüre Einlaß heischen oder das Gebäude verlassen. Unter ihnen bemerkt man hin und wieder eine Vertreterin des ewig Weiblichen, die dem eintönigen Bilde einige Abwechselung verleiht. Wenn aber die Ankommenden im Hause verschwunden, und die Gehenden von dem Strome der Straßenpassanten aufgenommen sind, da lagert wieder die frühere vornehme Ruhe auf der Physiognomie des Gebäudes und nichts verräth, daß innerhalb seiner Mauern des Menschen Hand jener geheimnißvollen Naturkraft, der Elektricität, die Wege vorschreibt, die sie wandeln soll.

Der Bauentwurf zu dem Haupt-Telegraphen-Amte ist nach Angabe des Geheimen Ober-Regierungsrathes Kind von dem Regierungs- und Baurath Schwatlo aufgestellt worden. Der Beginn der Bauarbeiten erfolgte im Mai 1877, und am 18. November 1878 konnte die bedeutendste Telegraphen-Betriebsanstalt Deutschlands durch den damaligen General-Postmeister, jetzigen Staatssecretair des Reichs-Postamts Dr. von Stephan bereits ihrer Bestimmung übergeben werden.

Das Gebäude ist in Form eines Rechtecks angelegt und umfaßt einen Flächeninhalt von 1052 Quadratmeter. Die ganze regelmäßig-rechteckige Grundfläche ist für den Apparatensaal in Anspruch genommen, in den wir von der Jägerstraße aus eintreten. Dieser Saal ist von der Straße sowie von zwei inneren Seiten durch Fenster und außerdem durch Oberlicht erleuchtet. Parallel den drei Seiten sind Doppelreihen von reichverzierten Säulen angeordnet, welche die Wände der Verbindungsgänge zwischen den einzelnen Räumen in den oberen Stockwerken tragen. Diese Räume mit den vorgelegten Gängen umschließen im Innern des Gebäudes drei Seiten eines rechteckigen Lichthofes, der in halber Höhe des ersten Stockwerkes mit Glasdächern abgedeckt ist und somit im Erdgeschoß als jener durch Oberlicht erleuchtete Theil des Apparatensaales erscheint. Bei einer Seitenbreite von 20 und 43 Meter und 17 Meter Höhe hat der Saal 860 Quadratmeter Grundfläche. In der Mittelhalle, die durch die innere Reihe jener Säulen gebildet wird, sowie an den Wänden entlang hinter der äußeren Säulenreihe sind die Apparate untergebracht. Der Raum zwischen den beiden Säulenreihen ist frei und bildet einen natürlichen Gang. An der Ostseite des Saales, etwas erhöht, steht das große Arbeitspult für die Oberaufsicht und ihre Assistenten, diesem gegenüber an der Westseite der große Umschalter, ein Räthsel für den Uneingeweihten: unzählige Messingschienen in zwei unter rechten Winkeln sich kreuzenden Lagen übereinander, mit unzähligen Löchern versehen, in welche Metallstöpsel eingesteckt werden, um die oberen und unteren Schienen zu verbinden und dadurch die Leitungen, die sämmtlich an diesen Umschalter geführt sind, auf bestimmte Apparate zu legen oder den Apparaten die sichere Zuführung des Stromes aus den elektrischen Batterien zu sichern.

Die letzteren, 7000 Elemente umfassend, sind in den Kellerräumen untergebracht. Diese Zuführungen müssen natürlich durch Drähte erfolgen, aber vergebens sehen wir uns nach ihnen um. So wenig wie wir das mit dem Begriffe der Telegraphie unzertrennbar scheinende Drahtgewebe außerhalb des Hauses wahrgenommen haben, so wenig sehen wir davon im Innern, denn sämmtliche in Berlin einmündende oberirdische Leitungen werden, weit draußen vor der Stadt schon, unterirdisch bis unter das Haus in der Jägerstraße geführt. Wer hier das Pflaster aufdecken könnte, der sähe die zahllosen elektrischen Fäden von allen Richtungen herankommen, sich kreuzen, sich vereinigen, auseinandergehen. Wohl verwahrt („isolirt" nennt es der Techniker) steigen die Drähte in einem großen Schachte bis zum Apparatensaale empor, unter dessen Fußboden sie einzeln vom Umschalter bis zu den für sie bestimmten Apparaten geführt werden; innerhalb hohler Ständer oder in den ausgehöhlten Füßen der Apparattische selbst in die Höhe geführt, werden sie an irgend einer unscheinbaren Klemme festgeschraubt und das völkerverbindende Band ist fertig gestellt, auf dem in geflügelter Eile Botschaften dahineilen über Land und Meer.

Wir befinden uns hier an einer Stätte, wo dem Weltverkehr die unendlichen Bahnen geöffnet sind, wo aber auch der Kleinverkehr nicht minder heimatsberechtigt ist und voll und ganz ebenso berücksichtigt wird wie jener. Ob weit hinten in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen, ob der Sultan von Sansibar sich geweigert hat, deutsche Landerwerbungen anzuerkennen, ob in Oberschlesien die Viehseuche ausgebrochen ist, oder ob in Ostpreußen die Kornpreise steigen: Alles findet hier seinen telegraphischen Wiederhall, Alles wird aufgenommen, bestellt, weiterbefördert, mit derselben Sorgfalt, ob es weit her aus der Fremde kommt oder vom grünen Strand der Spree herrührt.

267 Leitungen sind in den Saal eingeführt und auf Apparate gelegt: 56 davon gehören den großen unterirdischen Linien nach Hamburg, Kiel, Mainz-Straßburg, Cöln-Coblenz-Metz, Breslau, Stettin an; 33 oberirdische Linien dienen dem großen Verkehr mit dem Auslande, 70 dem großen Verkehr im Inlande und der Rest dem Kleinverkehr und der Stadttelegraphie.

Ueber dem Ganzen waltet als leitender Geist ein Director, dem ein Stab von Aufsichtsbeamten zur Seite steht. Das Arbeitspersonal zählt 780 Köpfe: 650 Beamte und 130 Unterbeamte. Die Vertheilung derselben, die zugleich auf den Umfang des Verkehrs schließen läßt, stellt sich folgendermaßen. Es sind im Dienste von 7 Uhr früh bis Abends 9 Uhr: 150 bis 200, von 9 Uhr Abends bis 2 Uhr Nachts: 60 bis 94, von 2 Uhr Nachts bis 7 Uhr früh: 17 Beamte.

200 Morse-Apparate, deren aus verabredeten Zeichen bestehende Schrift vom Streifen weg gleich übersetzt und auf das Telegramm-Formular geschrieben wird, daneben 60 Hughes-Apparate, deren Schrift in sauberem Typendruck, wie aus der Buchdruckerpresse fix und fertig aus dem Apparate hervorgeht, und 15 andere Systeme sind in beständiger Thätigkeit, um das

regelmäßige tägliche Arbeitspenſum von nahezu 20000 Telegrammen zu bewältigen. Das iſt aber nicht Alles. Wenn die parlamentariſchen Körperſchaften in Berlin tagen — und häufig und lange genug ſind wir ja mit deren drei geſegnet — da heißt es, die Zeitungskorreſpondenzen nach allen Richtungen der Windroſe befördern, damit die Bewohner der Provinz rechtzeitig zum Genuſſe der Niederſchläge aus dem geiſtigen Dunſtkreiſe der Parlamente kommen. Die Anzahl der Wörter, die da abtelegraphirt werden, erreicht mitunter, wenn gerade in bewegter Zeit die Geiſter beſonders heftig aufeinander platzen, eine Million; dabei ſind die Stenogramme meiſt nichts weniger als kalligraphiſche Meiſterwerke; kann es da dem Beamten verübelt werden, wenn er das Tagen der geſetzgebenden Körperſchaften nur mit mäßigem Intereſſe begrüßt, dem Auftreten ſolcher Redner aber, deren Redſeligkeit als chroniſch bekannt iſt, mit einem gewiſſen Grauen entgegenſieht? Zumal die Abwickelung der parlamentariſchen Correſpondenz in der Nacht erfolgen muß, deren Schrecken freilich durch eine vorzüglich eingerichtete elektriſche Beleuchtungsanlage gemildert werden.

Das Haupt-Telegraphen-Amt ſteht in directer Verbindung mit 25 Stationen des Auslandes, 584 inländiſchen und 96 ſtädtiſchen Telegraphen-Betriebsſtellen. Von den erſteren ſeien, nach Entfernungen geordnet, genannt: Wien, Amſterdam, Kopenhagen, Brüſſel, Peſt, London, Paris, Chriſtiania, Riga, Petersburg, Mailand und Rom. Die geringſte Leitungslänge dieſer Auslands-Verbindungen, diejenige zwiſchen Berlin und Wien, beträgt 624 Kilometer, die größte, zwiſchen Berlin und Rom 1947 Kilometer. Außerdem iſt aber Berlin noch ein wichtiges Glied in der ſogenannten Indiſchen Linie, die, von London ausgehend, bei Emden deutſchen Boden berührt und von da über Berlin, Warſchau, Zytomir, Odeſſa, Kertſch, Tiflis, Tauris, Teheran in Indien eintritt und bald oberirdiſch, bald unterſeeiſch geführt, ihren Abſchluß erſt in Singapore findet. Auf dieſer Linie geſchah es, daß dem Schah von Perſien bei ſeiner Anweſenheit in Berlin das Vergnügen gemacht wurde, ſich in directe Verbindung mit ſeiner Hauptſtadt — auf eine Entfernung von 5000 Kilometer — zu ſetzen und mit einem ſeiner Würdenträger, den man an den Apparat citirt hatte, zu ſprechen.

Die Lage Berlins im Mittelpunkte Europas macht das Berliner Telegraphen-Amt naturgemäß zu einem Haupt-Factor im Welt-Telegraphen-Verkehr, in welchem es, neben den gleichartigen Einrichtungen in Paris und London, eine erſte Stelle einnimmt, und, dank der Organiſation des deutſchen Telegraphenweſens, immer einnehmen wird.

II.

Das Telegraphen-Amt in der Börſe.

Gleicht der Betrieb des Haupt-Telegraphen-Amtes einem mächtigen Strome, der im breiten Bette majeſtätiſch dahinfluthet, ſo ähnelt derjenige des Tele-

graphen-Amtes in der Börse einem Gebirgswasser, das, dürftigem Quellengebiete entspringend, ärmlich dahinsickert, dann aber plötzlich ungeheuren Zufluß erhält, bedrohlich anschwillt, in tosender Hast weiter eilt, bisweilen sogar seine Ufer überschreitet, um dann wieder, nachdem die Hochfluth sich verlaufen hat, in seinem Unterlaufe das Bild eines Wasserlaufs ohne Wasser zu bieten. Hier ist nichts fest, nichts vorauszusehen, nichts zu berechnen. Sprunghaft steigert sich aus der dem Börsianer unheimlichen Geschäftsstille oder „Fläne", wie der ortsübliche Ausdruck lautet, in Augenblicken politischer oder commerzieller Erregung der Börsenverkehr oft zu einer fabelhaften Höhe, um oft ebenso schnell auf das denkbar niedrigste Maß herabzusinken, die Spuren des erbitterten Kampfes in „Ach's und Krach's" hinterlassend; sprunghaft ist der Telegraph zu folgen gezwungen. Wie weit die Grenzen auseinander liegen, in denen der telegraphische Börsenverkehr sich bewegt, ist am besten aus der Vergleichung zweier Tage des verflossenen Jahres zu ersehen: an einem heißen Julitage, wo Alles Ruhe und Friede athmete, registrirte die Börse ihre geringste Leistung mit 3019 Telegrammen, am 9. April 1885 dagegen gingen die Wogen des Verkehrs hoch; an jenem Tage wurde die Zahl der verarbeiteten Telegramme als die höchste des Jahres mit 9053 Stück vermerkt.

Daß da, wo der Verkehr urplötzlich solche Ausdehnung annehmen kann, ganz außergewöhnliche Betriebsmittel und ganz besondere Einrichtungen erforderlich sind, um, sowohl im Interesse der Telegraphen-Verwaltung als der Börse selbst, Stockungen zu vermeiden, bedarf wohl keiner näheren Begründung. In der That sind auch die Betriebseinrichtungen des Börsen-Telegraphen-Amtes von denjenigen des Haupt-Amtes vielfach verschieden und weichen von den allgemeinen für den telegraphischen Verkehr vorgesehenen Einrichtungen in vielen Beziehungen ganz erheblich ab, wie wir bei einem Besuche dieser Stätte des „auri sacra fames" wahrnehmen werden.

Der eigentliche Börsensaal, der mit einer Pracht ausgestattet ist, wie solche eben nur die Börse bei ihren enormen Einnahmen und bei den großen ihr zur Verfügung stehenden Mitteln anzuwenden in der Lage ist, verdankt seine Entstehung dem vor einigen Jahren verstorbenen Geheimen Ober-Baurath Hitzig, der das Kunststück fertig gebracht hat, diesen Saal nachträglich noch um ein Drittel zu vergrößern, ohne daß die Harmonie seiner Formen im Geringsten gestört worden wäre. Marmorsäulen theilen den Saal, der an Größe und Gediegenheit der Ausstattung seines Gleichen nicht hat, in drei natürliche Abtheilungen, von denen zwei für die Fondsbörse bestimmt sind, die dritte, später hinzugefügte, der Produktenbörse dient. Hieran schließt sich der dem telegraphirenden Börsen-Publikum zur Verfügung stehende Correspondenten-Raum. Neben diesem, nur durch eine Glaswand getrennt, befindet sich der Annahme- und Abfertigungs-Saal des Telegraphen-Amtes, der gleich allen übrigen von der Telegraphie benutzten Räumlichkeiten seitens der Börse unentgeltlich hergegeben ist.

Nach den besonderen Satzungen der Börse wird für das Recht des Börsenbesuchs eine Steuer erhoben, deren Betrag je nach dem Range der Firmen sich zwischen M. 36 und M. 1080 bewegt und jährlich im Ganzen über M. 180 000 einbringen soll. Da hiernach nur gehörig legimitirte und genau bekannte Mitglieder der Kaufmannschaft Zutritt zur Börse erhalten, so gestaltet sich das Telegramm-Aufgabe- und Annahme-Geschäft einfacher und schneller, als es selbst unter Anwendung der bewährtesten Betriebsmittel und Aufbietung zahlreicher Beamtenkräfte möglich wäre. Sämmtliche aufgegebene Telegramme müssen nämlich entweder in Höhe der für dieselben zu entrichtenden Gebühren mit Freimarken beklebt, oder, falls den Aufgebern die nachträgliche Zahlung der Gebühren gestattet ist, mit einem den Namen der Firma tragenden und die Nummer des derselben zugetheilten Contos enthaltenden sogenannten Stundungsstempel versehen sein. Für diejenigen Correspondenten, welche die Stundung der Gebühren nicht nachgesucht haben, und somit gezwungen sind, ihre Telegramme durch Freimarken zu frankiren, ist ein Markenverkauf-Schalter eingerichtet. Zugleich sind in dem Correspondenten-Raume ausführliche Tabellen ausgehängt, aus denen die für jedes Telegramm zu entrichtende Gebühr mit Leichtigkeit ersehen werden kann. Die in diesem Saale dem Börsenpublikum gebotenen Bequemlichkeiten werden vervollständigt durch einen Auskunftsschalter, an welchem zwei geeignete Beamte ausschließlich damit beschäftigt sind, jede gewünschte Auskunft zu ertheilen. Die Aufgabe der Telegramme erfolgt nunmehr, nicht wie sonst allgemein gebräuchlich, an Annahme-Schaltern, deren beispielsweise die Pariser Börse allein 16 nöthig hat, sondern mittels eines im Correspondenten-Raume befindlichen, in den Annahme-Saal des Telegraphen-Amtes mündenden Einwurfskastens. In diesen Kasten wandern die Telegramme, um sofort durch Beamte des Amtes der weiteren Behandlung unterzogen zu werden. Oft werden hier binnen wenigen Minuten 500 bis 600 Telegramme aufgegeben, und wem es vergönnt gewesen ist, in Zeiten besonderer Erregung einen Blick in den Börsensaal zu werfen, der hat sicher geglaubt, beim Thurmbau zu Babel als Gast zugegen zu sein. Da drängt sich plötzlich, sei es bei den Franzosen, oder bei den Lombarden, oder in der Credit-Ecke — das will sagen an denjenigen Plätzen des Börsensaales, wo die genannten Werthe gehandelt werden — eine Menschenfluth zusammen, wie sie wirrer nicht gedacht werden kann. Hinüber, herüber fliegen Bemerkungen, Angebote, Rufe aller Art. Dann wieder wogt es zurück in den Correspondenten-Raum und von da zum Einwurfskasten, oft mit solcher Gewalt, daß Manchem nicht blos vor seelischer Erregung, sondern in Folge rein mechanischer, äußerer Einflüsse die Luft ausgeht. Jeder will der Erste sein. Bei der Hast, mit der in solchen Fällen gearbeitet wird, kommt es häufig vor, daß den aufgegebenen Telegrammen die Adressen, oder die Unterschriften, oder sonstige Angaben fehlen, von denen jeder Börsenbesucher weiß, daß sie für die Beförderung unerläßlich sind. Und wie charakteristisch ist in solchen Fällen oft der Inhalt der Telegramme: Hausse! um 5 Uhr bei

Dreſſel" oder „Alles verloren"; welche Gegenſätze zwiſchen dieſen einfachen Mittheilungen!

Die mittels des Einwurfskaſtens aufgegebenen Telegramme werden demſelben ſofort entnommen, in der Reihenfolge der Aufgabe geordnet und dann, je nachdem ſie für die großen Börſen-Plätze beſtimmt und vom Telegraphen-Amte in der Börſe zu befördern, oder dem Haupt-Amte zur Weiterbeförderung zuzuführen ſind, in zwei Abtheilungen getrennt. Beide Abtheilungen gelangen demnächſt zu einer Stempel- oder Numerir-Maſchine, deren ſinnreicher Mechanismus ſo eingerichtet iſt, daß ein einziger Stempeldruck genügt, jedem Telegramme die laufende Nummer, das Datum und, in Zeitabſchnitten von je 5 Minuten, die Aufgabezeit aufzudrücken. Die derart geſtempelten Telegramme werden hierauf erſt taxirt, d. h. mit der Wortzahl und auf Grund derſelben mit der Taxe verſehen; bei ſtarkem Andrange wird dieſes Geſchäft jedoch erſt nach erfolgter Abtelegraphirung vorgenommen.

Die Taxirung iſt nicht ſelten mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, da die Telegramme häufig, namentlich bei erregtem Börſengeſchäfte, ſo unleſerlich niedergeſchrieben ſind, daß auch die geübteſten Beamten ſie nicht zu entziffern vermögen. Andererſeits bildet die Art und Weiſe, in welcher die Börſen-Correſpondenten das Capitel „Sprachwidrige Zuſammenziehungen und Wortbildungen" beſtändig um haarſträubende Beiſpiele zu bereichern ſtreben, eine Klippe, an welcher ſelbſt ein Daniel Sanders ſcheitern möchte. Daß z. B. „Ruſſenfeſt" nicht etwa ein von Ruſſen veranſtaltetes Feſt, ſondern die Feſtigkeit ruſſiſcher Papiere bedeutet, kann der Verfaſſer dieſer Zeilen verrathen, es iſt ihm auch gelungen zu ermitteln, daß „saumiö" eine Zuſammenziehung des franzöſiſchen Ausdrucks „sauf mieux" iſt, aber er muß es dem Scharfſinne des Leſers überlaſſen, zu ergründen, was ſolche Bildungen wie „Conventaccident", „Effectelement", „Stadttalg" u. dergl. m. beſagen ſollen.

Nicht frankirte Telegramme und ſolche, die nicht mit dem Stundungsſtempel verſehen ſind, werden von der Beförderung ausgeſchloſſen, dagegen werden nicht genügend frankirte Telegramme anſtandslos befördert, die Fehlbeträge natürlich nachträglich eingezogen.

Nachdem die Bearbeitung der Telegramme, ſoweit ſie dem Annahme-Beamten zufällt, beendet iſt, werden die für das Haupt-Amt beſtimmten Telegramme der Rohrpoſt zur Weiterbeförderung dahin zugeführt, die auf dem Börſen-Amte zu befördernden Telegramme dagegen mittels einer mechaniſchen Aufzugs-Vorrichtung in den über dem Annahmeſaal gelegenen Betriebsſaal geſchafft und hier an die entſprechenden Apparate vertheilt. Die Abtelegraphirung erfolgt genau in der Nummerfolge beziehungsweiſe nach der Aufgabezeit; nur die als „dringend" aufgegebenen Telegramme genießen den Vorrang vor allen übrigen.

Das Börſen-Amt hat keine eigenen nach außerhalb führenden Leitungen; es ſteht nur durch unterirdiſch geführte Kabel mit dem Haupt-Amte in Verbindung, welches an dieſe Verbindungsleitungen täglich zu den feſtgeſetzten

Zeiten die für den Börsenverkehr bestimmten Leitungen anlegt und somit die directe Correspondenz zwischen der Berliner Börse und den auswärtigen Plätzen ermöglicht.

Im Einzelnen verkehrt die Börse mittels des Hughes-Typendruck-Apparates: in je 3 Leitungen unmittelbar mit den Börsen in Wien, Frankfurt a. M. und Hamburg, in je 2 Leitungen mit den Börsen in Paris und Breslau und in je einer Leitung mit den Börsen in London, Brüssel, Amsterdam, München, Bremen, Cöln, Leipzig, Hannover, Königsberg in Pr., Magdeburg und Dresden; mittels des Morse-Apparates: in je einer Leitung mit den Börsen in Stettin und Danzig, sowie mit den Telegraphen-Aemtern in Frankfurt a. O. und Posen.

Die Bedienung der vorhandenen 26 Hughes- und 11 Morse-Apparate wird von 63 Beamten wahrgenommen, während die übrigen 37 Beamten der Annahme, Controle und anderen Verrichtungen obliegen.

Daß sämmtliche Apparat-Beamte bei den Anforderungen, die hier gestellt werden, der Klasse A 1 angehören müssen, ist begreiflich, für Schwächlinge ist kein Platz. Der Hughes-Apparat, der dem gewandten Arbeiter Gelegenheit bietet, Erstaunliches zu leisten, ist denn auch hier das Instrument, auf dem mitunter ganz kolossale Erfolge erzielt werden: Durchschnittsleistungen von 150 bis 160 Telegrammen in der Stunde gehören keineswegs zu den Seltenheiten; einzelne Matadore bringen es bis auf 170, ja sogar noch weiter! Zu berücksichtigen ist hierbei freilich, daß die Uebung, im Verkehr der Börsen-Telegraphen-Aemter Bestimmungsort und Wortzahl nicht mitzutelegraphiren, den Verkehr von viel unnützem Ballast befreit und dem Beamten eine wesentliche Erleichterung gewährt.

Der Abtelegraphirung der Telegramme folgt die Prüfung, die sich auf die richtige Weiterbeförderung und auf die Taxirung erstreckt. Zur Eintragung der gestundeten Gebühren sind allein täglich 9 Beamte erforderlich. Vom Stundungsverfahren machen 214 Correspondenten Gebrauch, 88 Procent aller aufgegebenen Telegramme werden gestundet. Die Haftsumme, die von denjenigen Börsenbesuchern, denen die Stundung zugestanden ist, bestimmungsgemäß für einen $1\frac{1}{2}$ monatlichen Zeitraum hinterlegt werden muß, beträgt für einzelne Correspondenten bis 24000 Mark; die Telegramm-Gebühren, die von manchen Firmen in der Zeit eines Monats gezahlt werden, erreichen die Höhe von 15000 Mark. Aus diesen Zahlen kann man auf den Umfang des telegraphischen Verkehrs schließen, der von einzelnen Banken und Finanzgrößen unterhalten wird.

Im Betriebs-Saale kommen auch die von den auswärtigen Börsen hierher gesandten Telegramme an, die nach der Aufnahme am Apparat sofort eine Treppe tiefer expedirt werden, um im Annahme-Saale, der zugleich für die Abfertigung dient, verschlossen und für die Aushändigung an die Empfänger fertig gemacht zu werden. Diese letzte Verrichtung gestaltet sich sehr verschieden

je nach der Zeit. Bis 12 Uhr Mittags wird ein Theil der Telegramme den Adressaten in ihre Wohnungen, Geschäftslokale ꝛc. gesandt, ein zweiter Theil bleibt bis 12 Uhr liegen und wird dann von den Besuchern persönlich abgelangt, ein dritter wird zum Abholen bereit gelegt. Von letzterem Modus machen 140 Firmen Gebrauch, die täglich durchschnittlich 600 Telegramme zwischen 11 und 12 Uhr abholen lassen. Von 12 Uhr ab — dem eigentlichen Börsenbeginne — erfolgt die Bestellung an der Börse. Die von den Beamten verschlossenen Telegramme werden gegen Quittung an Börsendiener übergeben, welche die Adressaten im Saalgetümmel aufsuchen. Für jedes in dieser Weise bestellte Telegramm erhebt die Börse vom Empfänger 25 Pf.

Den Verkehr zwischen dem Börsen-Amte und dem Haupt-Amte, der zur Zeit der ersten Einrichtung der Börse als Annahme- und Ausgabestelle von Telegrammen der Centralstation im October 1862 alle 10 Minuten durch Fuhrwerke vermittelt wurde, besorgt jetzt eine mit zwei Rohrpost-Doppel-Apparaten ausgerüstete Rohrpost-Betriebsstelle. In demselben Raume, in welchem diese untergebracht ist, befindet sich auch eine während des ganzen Tages für jedwedes Publikum geöffnete Telegramm-Annahmestelle. Hier ist der Verkehr besonders in der Zeit von 11 bis 12 Uhr ein äußerst reger. Die Ansammlung von Correspondenten an dieser Stelle ist oft so groß, daß Correspondenten-Raum, Flur, ja die ganze Straße vollgepfropft ist. Hier werden die neuesten Nachrichten und ihr voraussichtlicher Einfluß auf die Stimmung der Börse mit einem Eifer erörtert, den eben nur ein Börsenkundiger zu verstehen in der Lage ist; auf offener Straße werden mitunter die größten Geschäfte abgeschlossen; in dem Gewirre ist es nicht möglich, irgend eine legale Form zu erfüllen: ein Nicken mit dem Kopfe muß oft für die bedeutendsten Abschlüsse genügen; die Ansichten über Dies und Das werden in überzeugendster Weise, manchmal mit geradezu schlagenden Gründen dargethan; hier soll endlich der hauptsächlichste Entstehungsort der so berühmt gewordenen Börsen-Kalauer sein!

Was den Telegramm-Verkehr der Börse anlangt, so ist derselbe seit der im Jahre 1862 stattgehabten Eröffnung dieses besonderen Telegraphen-Amtes stetig gestiegen. Seinen Höhepunkt erreichte er im Jahre 1882 mit 1 700 000 Telegrammen und einer Einnahme von 2 200 000 Mark. Der wirthschaftliche Rückschlag, welcher der sogenannten Gründerzeit folgte, verfehlte nicht seinen Einfluß auch auf den Börsen-Verkehr auszuüben, der erst jetzt wieder den Umfang des Jahres 1882 erreicht hat.

Der ganz plötzliche Einfluß politischer Ereignisse auf den Verkehr wird am besten durch die folgende, der amtlichen Quelle des Archivs für Post und Telegraphie nacherzählte Schilderung veranschaulicht.

Die russischen Werthpapiere sind durch die Berliner Börse in sehr bedeutenden Mengen untergebracht; Coursrückgänge dieser Papiere und alle Vorgänge, die solche herbeiführen können, verfehlen daher niemals ihre Ein-

wirkung auf die Stimmung der Börse. So wurde am 8. April 1885 die Börse durch die Gerüchte einer neu einzuführenden Couponsteuer beunruhigt; dies übte sofort auf den telegraphischen Verkehr bei dem Telegraphen-Amte in der Börse einen derartigen Einfluß aus, daß die Zahl der Telegramme, die sich im Jahre 1884 an jedem Börsentage auf durchschnittlich etwa 4700 belaufen hatte, an diesem Tage auf 6573 stieg. Der Schluß der Börse war besonders lebhaft, weil in Folge der Coursſteigerung, welche schließlich trotz aller Gerüchte eintrat, viele Kaufaufträge nach außen gingen. An Stelle der sicher erwarteten weiteren Coursſteigerung traf am 9. April früh die Nachricht von dem Zusammenstoße der Russen mit den Afghanen ein und führte einen bedeutenden Rückgang der russischen Werthe und fast aller anderen Papiere herbei; an der Börse herrschte eine vollständige Panik, und das Telegraphen-Amt wurde mit Telegrammen überschüttet. Die Correspondenz erreichte in Folge dessen am 9. April eine noch nie dagewesene Höhe: es wurden 5630 Telegramme aufgegeben, 2980 bestellt und 443 im Durchgang bearbeitet, zusammen also 9053 Telegramme erledigt. Von diesen entfielen auf die Stunden von 7—11 Uhr Vormittag und von 4—9 Uhr Nachmittag nur 633 Stück, während die übrigen 8420 Stück in 5 Stunden, zwischen 11 Uhr Vormittag und 4 Uhr Nachmittag theils angenommen und abtelegraphirt, theils aufgenommen und bestellt werden mußten.

Die Schwankungen im Laufe der einzelnen Stunden waren ziemlich beträchtlich, besonders aber war die Telegramm-Auflieferung zur Zeit des Börsenbeginns um 12 Uhr eine ganz außergewöhnliche, denn in der ersten Viertelstunde nach 12 Uhr wurden allein 752 Telegramme, unter denen sich 554 dringende befanden, aufgegeben, also in der Minute durchschnittlich über 50 Stück.

Wie groß die Aufregung und Unsicherheit war, die an jenem Tage an der Börse herrschte, ist auch daraus zu ersehen, daß das Verlangen, eben aufgegebene Telegramme zurückzuziehen, überaus häufig gestellt wurde; in 106 Fällen wurden die vor beendeter Abtelegraphirung aufgefundenen Telegramme von den Aufgebern auch wirklich zurückgezogen.

* * *

Die Befürchtungen, die bei der Einführung der Börsensteuer seitens der Presse für den telegraphischen Verkehr geäußert wurden, sind nicht eingetroffen. Der verhältnißmäßig unbedeutende telegraphische Verkehr, der die Abwickelung kleiner Arbitrage-Geschäfte und das Börsengeschäft bei sehr geringen Coursschwankungen umfaßt, ist in Folge der Börsensteuer naturgemäß zurückgegangen, der allgemeine große Verkehr ist dagegen in keiner Weise beeinflußt worden. Ebensowenig ist die Ursache des thatsächlichen Rückganges der dringenden Telegramme — von 44% im Jahre 1882 auf 35% im Jahre 1885 — in der Börsensteuer zu suchen. Der Grund dieser Erscheinung liegt lediglich darin,

daß bei der Aufmerksamkeit, welche die Telegraphen-Verwaltung dem Telegraphendienste auf der Börse zuwendet, die Beförderung der Telegramme so prompt von Statten geht, daß viele Correspondenten es nicht für nöthig halten, ihre Telegramme als dringliche aufzugeben.

Die zum Telegraphenamte gehörende Fernsprech-Einrichtung, welche an die allgemeine Anlage angeschlossen ist, befindet sich in den unter dem Börsensaale gelegenen Räumen. Von der Mitte des Saales führt eine breite Treppe auf einen breiten Gang, an dessen Seiten sich 28 Fernsprechzellen zur Benutzung für Theilnehmer befinden. Am Eingange sind zwei für Beamte bestimmte Zellen vorhanden. Die daselbst aufgestellten Apparate stehen mit den Correspondenten-Zellen und mit den verschiedenen Vermittelungs-Aemtern in Verbindung. Eine der Zellen ist besonders für den Fernsprechverkehr mit Magdeburg eingerichtet.

Die Benutzung der Fernsprech-Einrichtung steht jedem Börsenbesucher frei. Die Gebühr für eine einmalige Benutzung auf die Dauer von fünf Minuten beträgt 70 Pf. (wovon die Börsen-Verwaltung 20 Pf. für sich in Anspruch nimmt), für eine Verbindung mit Magdeburg 1 Mk.

Es werden durchschnittlich im täglichen Verkehre, der sich auf die Zeit zwischen 12 und 3 Uhr beschränkt, 800 Verbindungen innerhalb der Stadt und etwa zehn mit Magdeburg hergestellt. Dies und die börsentägliche Durchschnittsleistung von 5700 Telegrammen sind die Rechtstitel, mit denen das Telegraphen-Amt in der Berliner Börse seine Bedeutung für Handel und Verkehr der Reichshauptstadt geltend macht.

III.

Stadt-Telegraphie und Rohrpost.

Wer wundert sich heute noch darüber, wenn er die Straßen Berlins durchwandert, daß ihm an jedem der 100 Postschalter der Hauptstadt Gelegenheit geboten ist, Telegramme aufzugeben, und daß der Beamte, der ihm ein Telegramm abnimmt, gleichviel ob dasselbe als Wohnungsangabe des Adressaten eine Straße der Hauptstadt des Deutschen Reichs oder derjenigen von Neu-Süd-Wales trägt, nach Feststellung der Wortzahl ohne Weiteres die Beförderungskosten anzugeben im Stande ist! — Und doch ist kaum ein Menschenalter vergangen, als die Frage noch nicht entschieden war, ob die wenigen vorhandenen Telegraphen-Linien überhaupt der Benutzung durch das Publikum freigegeben werden sollten, und als dies geschehen war, da bot es noch lange Zeit nicht geringe Schwierigkeiten, die Gebühren für Telegramme nach entfernteren fremden Ländern zu ermitteln. Diejenigen, die zu jener Zeit Telegramm-Verkehr mit dem Auslande unterhielten, mögen sich noch erinnern, daß man bei dem Versuche, die Gebühren zu berechnen, in ein Labyrinth gerieth, in dessen verschlungenen Gängen allenfalls der Beamte nach eingehendem

Studium sich zurechtzufinden vermochte, während der Laie diesem Rattenkönig von Zonen und Taxquadraten, Terminal- und Transittaxen hoffnungslos den Rücken kehrte.

Nachdem Preußen im Jahre 1849 zuerst von allen Ländern des festländischen Europas die Telegraphie, die vorher ausschließlich Staatszwecken diente, dem Publikum zugänglich gemacht hatte (die gesetzgebende Versammlung der allzeit an der Spitze der Civilisation marschirenden französischen Nation debattirte über die Zweckmäßigkeit dieser Maßregel für Frankreich noch im November 1850), traten die 25 Telegraphen-Stationen der Monarchie aus ihrer vornehmen Abgeschlossenheit hervor. Während sie bis dahin, für ihre Beschäftigung auf Haupt- und Staats-Actionen angewiesen, ein ziemlich beschauliches Dasein geführt hatten, ging es jetzt in ihren Räumen lebhafter zu, die Gesellschaft, die ein- und ausging, wurde gemischter, gleichwie der Inhalt der abgehenden und ankommenden Depeschen.

Berlin hatte um jene Zeit etwa 400 000 Einwohner, die ein ruhiges, selbstgenügsames Leben führten und jedenfalls nicht daran dachten, daß ihre gute Stadt in wenigen Jahrzehnten eine Vergleichung mit den prunkhaften, reizvollen Hauptstädten der anderen Reiche nicht würde scheuen dürfen. Den Stadt-Verkehr, soweit es sich um den Austausch von Nachrichten handelte, vermittelte die Stadtpost und, in besonders eiligen Fällen, ein Dienstmanns-Institut von jenem Eckensteher-Typus, dem der Genius der Dichtung Unsterblichkeit gesichert hat. Die Stadtpost, obwohl vorzüglich organisirt, konnte nicht viel mehr thun, als die ihr übergebenen Briefe prompt befördern, sie versagte aber ihre Dienste in solchen Fällen, wo man eine Antwort unverzüglich haben wollte, und es blieb dann nichts anderes übrig, als einen expressen Boten anzunehmen. Der Eckensteher indessen bot keine unbedingte Gewähr für solide Ausführung des Auftrages, denn Nante liebte den Ort, wo man einen Guten schänkt, und trennte sich nur schwer von ihm.

Unter diesen Verhältnissen trat die Telegraphie als erstes Mittel des Schnellverkehrs auf den Plan, indem die Central-Telegraphen-Station in der Französischen Straße dem Publikum ihre Pforten öffnete. Es ist bereits weiter oben ausgeführt worden, daß die neue Art der Nachrichten-Beförderung noch geraume Zeit, nachdem sie der allgemeinen Benutzung erschlossen war, weit davon entfernt blieb, einen volksthümlichen Charakter anzunehmen, und daß daran in erster Linie die ungemein hoch bemessenen Beförderungs-Gebühren Schuld waren. So wie dieser Umstand die Ausbreitung der Telegraphie im Allgemeinen hinderte, so ließ er im Besonderen die Stadt-Telegraphie in Berlin nicht aufkommen; dazu kam noch, daß bei den damaligen Verhältnissen Berlins ein eigentliches Bedürfniß für einen besonderen Nachrichten-Schnellverkehr thatsächlich nicht vorhanden war. Im October 1861 wurde zwar eine Telegraphen-Station im königlichen Palais eingerichtet und durch Kabel mit der Station in der Französischen Straße

verbunden, aber sie kann füglich hier nicht in Betracht kommen, da sie dem ausschließlichen Gebrauche des königlichen Hofes diente. Erst das Jahr 1862 sah den Anfang der eigentlichen Stadt-Telegraphie durch Errichtung der Station in der Börse, womit Berlin in den Genuß zweier dem öffentlichen Verkehre geöffneten Telegraphen-Stationen gelangt war. Es dauerte lange, ehe das Interesse der Einwohnerschaft sich der neuen Einrichtung in einem solchen Grade zuwandte, daß die Telegraphen-Verwaltung sich hätte ermuthigt fühlen können, die nicht unerheblichen Kosten für eine Erweiterung des Systems anzulegen. Aber die Rücksicht auf das Gemeinwohl überwog die finanziellen Bedenken, und so wurden im Jahre 1863 bei dem Hof-Postamte in der Königsstraße und später noch in der Landsberger und in der Wallner-Theater-Straße Stationen eröffnet. Von da ab — die politischen Ereignisse von 1866 hatten die Stadt aus ihrem behäbigen Leben aufgerüttelt — nahm die Vermehrung der Stationen eine schnellere Gangart an, so daß schon das Jahr 1870 ein weitverzweigtes Stadt-Telegraphen-Netz vorfand, dessen Maschen allerdings nicht sehr dicht waren.

Den Mittelpunkt bildete die Central-Station in der Französischen Straße 33c. Sie stand durch unterirdisch geführte Kabel mit den Zweigstationen in Verbindung, die, auf 25 vermehrt, über die ganze Stadt und deren nähere Umgebung einschließlich Charlottenburg vertheilt waren. Die gesammte Correspondenz mußte über die Central-Station gehen, dies geschah jedoch meist in der Weise, daß die letztere durch eigens zu dem Zwecke aufgestellte Vorrichtungen — Umschalter genannt — die Zweigstationen, welche Depeschen auszutauschen hatten, direct mit einander verband.

Die (einschließlich der Centrale) 26 Stadt-Telegraphen-Stationen versorgten zuletzt 1874 ein Gebiet von 59,25 Quadratkilometern mit 826 341 Einwohnern (jetzt stehen außer den jüngst eröffneten Verkehrsmitteln: Rohrpost und Fernsprecher, den 1 320 000 Einwohnern allein 90 Telegraphen-Betriebsstellen zur Verfügung), so daß eine Telegraphen-Station auf 2,3 Quadratkilometer und 31 782 Einwohner entfiel. Man kann zweifelhaft sein darüber, ob man sich mehr über die Geringfügigkeit des Verkehrs oder über die Genügsamkeit der Bevölkerung wundern soll. Allerdings fehlte es nicht an Anträgen aus den Kreisen des Publikums auf Vermehrung der Stadt-Telegraphen-Stationen, aber in der Begründung derselben war seltsamerweise nie das Bedürfniß nach erweiterten Verkehrs-Einrichtungen in den Vordergrund gestellt, sondern vielmehr nur die Nothwendigkeit, die Bestellbezirke der einzelnen Stationen kleiner zu machen, da ein solcher von mehr als 2 Quadratkilometer Ausdehnung (an der Peripherie der Stadt gab es Bezirke von mehr als dem doppelten Umfange) für eine Station zu groß sei, als daß Verzögerungen bei der Bestellung der Telegramme vermieden werden könnten. So lange der Verkehr sich in normalen Bahnen bewegte, mochte es angehen, wenn aber plötzlich außergewöhnlichen Verhältnissen Rechnung zu tragen war, was dann? — Dazu krankte die Telegraphie im

Allgemeinen und die Stadttelegraphie im Besonderen an einem Uebel, das ihre Entwickelung ernstlich beeinträchtigte und ihr Gedeihen nach der technischen wie namentlich nach der finanziellen Seite hin hemmte, und das war — der Tarif. War er früher zu hoch gewesen, so erwies er sich jetzt — wir wollen nicht sagen als zu niedrig, aber jedenfals als irrationell. Der Einheitssatz für das einfache Stadttelegramm (20 Wörter) betrug 2½ Sgr., d. i. 25 Pf. Die Taxeinheit von 20 Wörtern war zu hoch, sie ging erheblich über das durchschnittliche Bedürfniß der Länge eines Telegramms hinaus, die Gebühr von 2½ Sgr. aber war zu niedrig, sie deckte nicht die Selbstkosten der Verwaltung, so daß also eine Zunahme der Telegramme nur zur Entstehung eines Deficits bz. der Steigerung desselben führen konnte. Das Publikum aber hielt an dem ihm durch Festsetzung der Taxeinheit von 20 Wörtern gewährleisteten Rechte unverbrüchlich fest. Hatte der Aufgeber eines Telegramms seinen eigentlichen Zweck z. B. mit 12 Wörtern erfüllt, er hätte es für ein Verbrechen gegen seinen Geldbeutel gehalten, wenn er die ihm noch zustehenden 8 Worte dem Staate hätte schenken sollen. Und flugs wurde einer jener hochwichtigen Zusätze gemacht, etwa in folgender Form: „Ihnen und Ihrer lieben Gemahlin herzlichste aufrichtigste Glückwünsche", oder ähnlicher Nonsens, nur um die klaffende Lücke auszufüllen und das Bewußtsein in der Brust zu tragen, für das gezahlte Geld die volle Leistung erhalten zu haben.

Es ist nicht das geringste Verdienst des General-Postmeisters Dr. Stephan, daß er durch Einführung der Worttaxe den Telegraphen-Tarif auf eine einfache und vernunftgemäße Grundlage gestellt hat. Die Wirkungen der grundstürzenden Neuerung, die mit dem 1. März 1876 in Kraft trat, äußerten sich schon im Laufe eines Jahres darin, daß die Durchschnittswortzahl eines Telegramms, die bei Anwendung des früheren Tarifs 18,3 Wörter betragen hatte, nach Einführung des Worttarifes auf 13,33 sank, d. h. die Länge der Telegramme hatte sich um 27% vermindert. Damit war der Betrieb von viel überflüssiger Arbeit entlastet, der Betriebs-Mechanismus wesentlich erleichtert worden.

Für ein Stadt-Telegramm wurden seitdem erhoben: die sogenannte Grundtaxe, eine feste Gebühr von 20 Pf. und für jedes Wort 2 Pf. (seit dem 1. Juli d. J. unter Wegfall der Grundtaxe: 3 Pf. für das Wort, zum mindesten aber 30 Pf. für das gewöhnliche Telegramm.) Gleichzeitig hatte auch in Folge der am 1. Januar 1876 erfolgten Wiedervereinigung der Telegraphie mit der Post eine bedeutende Vermehrung der Stadt-Telegraphen-Stationen insofern stattgefunden, als die meisten der zahlreichen Stadt-Postanstalten durch neue Kabelleitungen an die nunmehr „Haupt-Telegraphen-Amt" genannte Centralstelle angeschlossen und für den Telegraphendienst eingerichtet worden waren, aber inzwischen hatten sich in Berlin Wandlungen vollzogen, die es der Stadttelegraphie, soweit darunter eine Uebermittelung von verabredeten Zeichen auf elektrischem Wege

verſtanden wird, endgiltig unmöglich machten, im Verkehre der Hauptſtadt eine erſte Rolle zu ſpielen.

Der mächtige Aufſchwung, den Berlin ſeit Mitte der ſechziger Jahre genommen hatte, war für die maßgebenden Kreiſe ſchon Veranlaſſung geweſen, durch Vermehrung der Stadt-, Poſt- und Telegraphen-Anſtalten den wachſenden Bedürfniſſen entgegen zu kommen. Die Vergrößerung der zur Hauptſtadt des Norddeutſchen Bundes gewordenen Stadt und die Zunahme an Bewohnern gingen zwar ungewöhnlich ſchnell vorwärts, aber immer noch genügte die Art der vorhandenen Verkehrs-Einrichtungen, es kam nur darauf an, jeweilig ihre Zahl zu vermehren; als aber nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege die neue Reichshauptſtadt beängſtigend ſchnell wuchs und ſie den Weg bis zur Weltſtadt in einigen kühnen Sprüngen zurückzulegen ſich anſchickte, da ſah ſich der Schnellverkehr einer Aufgabe gegenüber, die weder durch vermehrte Beſtell-Einrichtungen ſeitens der Poſt, noch durch die Stadt-Telegraphie gelöſt werden konnte. Es bedurfte eines neuen Mittels, welches die ſchleunige gleichzeitige Beförderung einer größeren Anzahl von Sendungen ermöglichte, im Gegenſatz zur Beförderung auf elektriſchem Wege, bei der jede Sendung für ſich, Zeichen für Zeichen, Wort für Wort, übermittelt werden muß. Dem hervorgetretenen Bedürfniſſe begegnete der General-Poſtmeiſter Dr. Stephan dadurch, daß er im Jahre 1875 die Einrichtung der „Rohrpoſt“ in Berlin anordnete.

Bei der Anlage von Röhrenſträngen für pneumatiſche Beförderung von Sendungen, d. h. durch Luftleere und Luftdruck unterſcheidet man das Radial- und das Polygonalſyſtem. Bei dem erſteren, das gegenwärtig in Berlin angewendet wird, laufen alle Röhrenſtränge ſtrahlenartig in einem Mittelpunkte zuſammen, über welchen ſämmtliche Züge der Zweigſtationen gehen müſſen, während bei dem Polygonalſyſteme, das früher hier Anwendung fand, der von einer Hauptſtation ausgehende Röhrenſtrang eine Anzahl anderer Stationen berührt und dann wieder zur Hauptſtation zurückkehrt. Der Mittelpunkt der Rohrpoſt befindet ſich da, wo das Herz des geſammten telegraphiſchen Lebens in Berlin zu ſuchen iſt, in dem Häuſer-Complexe, der von den Gebäuden Franzöſiſcheſtraße 33c, Jägerſtraße 43 und dem entſprechenden Theile der Oberwallſtraße eingeſchloſſen wird. Von da aus gehen vier Hauptſtränge nach den vier Himmelsgegenden und verſorgen mit Hilfe einiger Seitenlinien ſämmtliche Stadtgegenden Berlins und Umgegend. In den 1 Meter tief unter dem Straßenpflaſter eingebetteten eiſernen Röhren von 65 Millimeter Weite bewegen ſich mit der Geſchwindigkeit von durchſchnittlich 1000 Meter in der Minute Büchſen aus getriebenem Stahlblech, von denen jede etwa 20 Sendungen — Telegramme, Rohrpoſt-Briefe und Karten — aufnehmen kann und die zu 10 oder 12 hintereinander geordnet je einen Zug bilden. Die treibende Kraft wird auf acht Maſchinenſtationen vorbereitet, deren jede mit zwei Dampfkeſſeln und zwei Dampfmaſchinen ausgerüſtet iſt; jede Dampfmaſchine treibt eine Luftdruck- und eine Luftverdünnungs-

Pumpe. Die auf den Maschinenstationen aufgestellten Luftbehälter — große Kessel aus Eisenblech — stehen einerseits mit den Luftpumpen, andererseits mit den Röhren in Verbindung, und die Einrichtung ist so getroffen, daß entweder verdichtete Luft aus den Behältern in die Röhren (Luftdruck) oder verdichtete Luft aus den Röhren in die Kessel strömt (Luftleere).

Durch Signale, die auf elektrischem Wege erzeugt werden, erhält der Beamte des Rohrpost-Amtes die Mittheilung, daß ein Zug nach seinem Amte abgelassen ist. Gleich darauf belehrt ihn ein dumpfer Schlag, daß die Büchsen in die Empfangskammer seines Apparates eingelaufen sind. Er öffnet die letztere, nimmt die Büchsen heraus, behält diejenigen, die die Nummer seines Amtes tragen, ordnet die übrig gebliebenen nebst den neuen von ihm selbst vorbereiteten Büchsen zu einem neuen Zuge, den er dem nächsten Amte zuschickt, nachdem er ebenfalls ein Benachrichtigungssignal vorausgesandt hat.

Die Beförderung der Rohrpostsendungen erfolgt in viertelstündlich aufeinanderfolgenden Rohrpostzügen, dann von den Rohrpost-Aemtern ab durch Eilboten, so daß eine Rohrpostsendung, die einem beliebigen Rohrpost-Amte in einem beliebigen Stadttheile Berlins zur Beförderung übergeben worden ist, frühestens in 10 bis 15 Minuten, spätestens in einer Stunde dem Empfänger ausgehändigt wird.

Mit der Rohrpost werden ferner alle dem Haupt-Telegraphen-Amte von auswärts zugehenden Telegramme denjenigen Stadt-Verkehrs-Anstalten zugeführt, in deren Bestellbezirken die Adressaten wohnen, wodurch das Bestellgeschäft wesentlich beschleunigt wird; umgekehrt benutzen die Stadtstationen die Rohrpost, um die bei ihnen aufgegebenen nach auswärts gerichteten Telegramme dem Hauptamte, von dem aus allein die Abtelegraphirung erfolgt, zu übermitteln.

Die Gebühr für Benutzung der Rohrpost beträgt für Postkarten 25 Pf., für Briefe 30 Pf.; sie ist also, da die Wortzahl unbeschränkt ist, weit wohlfeiler, als diejenige der ehemaligen Stadt-Telegraphie mit ihren Telegrammen von 20 Wörtern. Ein Rohrpostbrief in Wien kostet 20 Kreuzer, in Paris 50 Centimes.

Die Berliner Rohrpost ist von dem Wiener Ingenieur Herrn von Felbinger angelegt worden, von dem auch die „Pneumatische Post" in Wien und die „Tubes pneumatiques" in Paris herrühren, die beide in allen ihren Theilen mit der Berliner Einrichtung übereinstimmen. Die letztere, die einschließlich der für den erforderlichen Grunderwerb hergegebenen Summen einen Kostenaufwand von rund 2 736 700 Mark verursacht hatte, wurde am 1. December 1876 mit 15 Aemtern, 4 Maschinenstationen und 26 Kilometern Röhren eröffnet; jetzt zählt sie 31 Aemter (darunter zwei in Charlottenburg), 8 Maschinenstationen und 52,42 Kilometer Röhren. Sie beförderte in ihrem ersten Betriebsjahre 1 360 874 Sendungen; im Jahre 1885 war die Zahl derselben auf 3 Millionen gestiegen. Wenn man bedenkt,

welch ein Aufwand von Zeit und Kräften erforderlich wäre, um jene 3 Millionen durch Boten zu Fuß oder zu Wagen, oder gar ausschließlich auf elektrischem Wege zu befördern, so leuchtet die Zweckmäßigkeit der Anlage ohne Weiteres ein. Aber vielen Leuten genügt die Briefbeförderung durch Luftdruck nicht mehr: sie ziehen es vor, sich mit ihren Correspondenten von Mund zu Mund zu unterhalten, wozu ihnen der Fernsprecher so bequeme Gelegenheit bietet, und daher kommt es, daß, wenn die Rohrpost auch nach wie vor ihre Bedeutung behält und reichlich in Anspruch genommen wird, doch der Grad der Vermehrung der ihr zur Beförderung übergebenen Sendungen nicht mehr derselbe ist, seit ihr im Fernsprecher ein mächtiger und glücklicher Nebenbuhler in der Gunst des Publikums erstanden ist.

Erinnerungen an Leopold von Ranke.

Von

Georg Winter.

— Marburg. —

Als Ranke vor einem halben Jahre in alter Frische und Rüstigkeit seinen neunzigsten Geburtstag feierte, und als dann zugleich das Erscheinen eines weiteren Bandes seiner „Weltgeschichte" von Neuem glänzendes Zeugniß dafür ablegte, daß sich der greise Forscher noch im Vollbesitz seiner großartigen geistigen Elasticität und Schaffenskraft befinde, da begannen selbst skeptische Naturen der Hoffnung Raum zu geben, daß es dem Altmeister noch vergönnt sein werde, das in hohem Alter begonnene großartige Werk zum Abschluß zu bringen oder wenigstens bis zu jener Epoche fortzuführen, über die wir durch seine früheren Werke eingehend in Bezug auf seine universale Auffassung unterrichtet sind: bis zum Zeitalter der Reformation. Nun ist es doch anders gekommen; noch war er trotz seines hohen Alters erfüllt von großen und weitaussehenden wissenschaftlichen Plänen, mit deren Ausführung er fast bis zu seinem letzten Augenblicke beschäftigt war, noch glaubte er selbst mit der „Weltgeschichte" seine wissenschaftliche Arbeit, die er als eine Art religiöser Mission auffaßte, nicht erschöpft, da wurde er uns mitten aus seinem rüstigen Schaffen heraus entrissen. Wohl mußte man seit Jahren schon auf sein Dahinscheiden gefaßt sein; denn nicht nur hatte er die dem Menschen im Großen und Ganzen gesetzte Lebensgrenze schon um ein Beträchtliches überschritten, sondern er war auch in den letzten Jahren wiederholt von ernsten Leiden heimgesucht worden, die ihn eigentlich niemals vollkommen verlassen haben; aber nun, da, was man schon seit lange, ohne es sich recht gestehen

zu wollen, fürchtete, eingetroffen ist, empfinden doch Alle, welche dem großen Manne nahe standen, den Schmerz um seinen Hingang eben so lebhaft, als wenn sein Tod ein jäher und plötzlicher gewesen, als wenn es nicht ein Neunzigjähriger wäre, den das unerbittliche Geschick seiner unermüdlichen Thätigkeit entrissen hat. Aber nicht auf die, welche durch Bande persönlicher Art mit dem Verstorbenen verbunden waren, ist die Trauer um das Hinscheiden eines Mannes von der geistigen Bedeutung Rankes beschränkt, sie erstreckt sich auf sein ganzes Volk, auf die ganze wissenschaftliche Welt weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus: denn alle Culturnationen der Gegenwart, selbst unser westliches Nachbarvolk nicht ausgenommen, erkennen willig an, daß in Ranke der größte Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts dahingegangen ist. Der Verlust, den die Wissenschaft dadurch erlitten hat, muß als ein so gut wie unersetzlicher bezeichnet werden; denn wenn es Ranke auch wie wenigen vergönnt gewesen ist, seine wissenschaftlichen Resultate in einer literarischen Thätigkeit von schier unvergleichlicher Fruchtbarkeit zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen, wenn dadurch seinen Schöpfungen eine Wirkung für unabsehbare Zeit gesichert ist, so wäre doch der Gewinn, welchen seine epochemachenden Arbeiten der Wissenschaft gebracht haben, ein noch ungleich größerer gewesen, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, seinem historischen Lehrgebäude durch die Vollendung der „Weltgeschichte" gleichsam die Krone aufzusetzen, demselben die nothwendige Ergänzung und den einheitlichen Abschluß zu geben. Wer Rankes Werke mit Aufmerksamkeit und Verständniß liest, dem wird es keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß sie alle von einer universalen, das Ganze der menschheitlichen Entwickelung umspannenden Auffassung durchzogen sind, daß das Bestreben des Meisters, auch wenn er einen räumlich wie zeitlich beschränkteren Gegenstand behandelte, doch immer darauf gerichtet war, auch in dem Besonderen das Allgemeine zu klarer Anschauung zu bringen und durch die Gesammtheit seiner Arbeiten die Summe des großen Werdeprocesses der Cultur der Menschheit verständlich zu machen.

Gerade diese Universalität seiner Auffassung, die auf einer unvergleichlich umfassenden und tiefen Kenntniß der Gesammtheit des geistigen Lebens aller Nationen der Culturwelt beruhte, ist es gewesen, welche seinen Arbeiten ihr charakteristisches Gepräge gegeben und sie hoch hinaus gehoben hat über alle die großen Leistungen, welche die historische Specialforschung unserer Zeit an's Licht gebracht hat. Eine ganze Fülle überraschender und großartiger Gedanken über die der Weltgeschichte immanenten Ideen, durch die der Fortgang der Culturarbeit bedingt wurde, sind in allen seinen Werken verstreut; und da die Geschichtschreibung, wenn sie, wie bei ihm, universalen Gesichtspunkten folgt, in innigstem und lebendigstem Zusammenhang mit allen philosophischen Fragen, welche das menschliche Leben bewegen, steht, so wird man nicht leicht ein philosophisches Problem finden, welches nicht direct oder indirect von Ranke in längerer oder gedrungenerer Form behandelt worden wäre. Ein jüngerer

Forſcher hat ſich, um dem Meiſter zu ſeinem neunzigſten Geburtstage eine Ehrengabe darzubringen, der ebenſo dankbaren als dankenswerthen Arbeit unterzogen, eine Auswahl ſolcher Stellen, in welchen Ranke die allgemeinen, großen Fragen des hiſtoriſchen Lebens behandelt, zu ſammeln und herauszugeben.*) Es iſt eine ſtattliche Sammlung geworden, die man wohl als „Aphorismen zu einer Idee der Univerſalgeſchichte" oder als „Grundſteine zu einer Philoſophie der Geſchichte" bezeichnen könnte. Aber es ſind und bleiben Aphorismen und Grundſteine: das ſtolze Gebäude ſelbſt zu vollenden, iſt dem Meiſter nicht beſchieden geweſen. Selbſt in der Weltgeſchichte in der Form, wie ſie bis zum Schluß des erſten nachchriſtlichen Jahrtauſends vorliegt, glaubte der Verfaſſer dem in ihm ruhenden Ideal einer Philoſophie der Geſchichte noch nicht genügt zu haben. Wie mir von ſeinem Bruder, dem Profeſſor in Marburg, Ernſt Ranke, mitgetheilt wird, trug ſich Leopold mit dem Gedanken, im Anſchluß an ſeine Weltgeſchichte eine beſondere Philoſophie der Geſchichte zu ſchreiben, in welcher er die Ideen, welche ſich ihm bei der Erforſchung der erſteren über das der weltgeſchichtlichen Bewegung zu Grunde liegende Princip aufgedrängt hätten, in ſyſtematiſcher Form darzuſtellen beabſichtigte. In wie hohem Grade ihn dieſer Plan noch in ſeinen letzten Lebenstagen erfüllte, beweiſt ein kleiner Vorfall, deſſen Kenntniß ich ebenfalls der gütigen Mittheilung ſeines Bruders verdanke. Kurze Zeit vor ſeinem Tode, als die Kräfte des Kranken noch nicht allzu ſehr gelitten hatten, erhob er ſich einmal, ohne die Hülfe ſeiner Umgebung in Anſpruch zu nehmen, von ſeinem Krankenlager, um ſich in das ſeinem Schlafzimmer benachbarte Bibliothekszimmer zu begeben. Sein Geiſt war erfüllt von hohen und großen Gedanken über die höchſten Probleme ſeiner Wiſſenſchaft, mit denen er auch, als er die eigentliche Arbeit hatte einſtellen müſſen, unausgeſetzt beſchäftigt war. So in Gedanken verſunken dahinwandelnd, iſt er im Zimmer geſtrauchelt und hingeſtürzt; er hat ſich dabei eine ſo arge Erſchütterung zugezogen, daß ſein Bruder der Ueberzeugung iſt, daß dieſelbe ein weſentliches zu dem tödtlichen Ausgange ſeines Leidens beigetragen habe. Leopold ſelbſt hat ſpäter nach jenem Falle ſeiner Tochter, Frau von Kotze, geſagt, er ſei an jenem Tage von Gedanken von ſolcher Größe und Erhabenheit gleichſam inſpirirt worden, wie er ſie nie ſonſt im Leben ausgedacht habe; jäh', als wenn er von einer lichten Höhe in einen Abgrund hinabſtürze, ſei er aus jenen Ideen durch ſeinen Sturz herausgeriſſen worden.**)

*) Leopold von Ranke. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken. Geſammelt und mit einem Lebensabriß herausgegeben von Arthur Winckler. Berlin, R. L. Prager, 1885. Wie der Titel beſagt, findet der Leſer in dieſem mit liebevoller Pietät zuſammengetragenen Büchlein auch einen kurzen Abriß einer Biographie Rankes, zu der außerdem Heinrich Rankes „Jugenderinnerungen mit Blicken auf das ſpätere Leben" (Stuttgart 1876, 2. Aufl. 1886) wichtige Materialien, namentlich über die Frankfurter Zeit enthalten.

**) Vgl. die Note am Schluſſe dieſer Abhandlung.

Unwillkürlich wurde ich durch diese Erzählung seines durch den Tod Leopolds tief gebeugten Bruders an einen ähnlichen Vorfall aus Rankes früherem Leben erinnert, den ich selbst in der Zeit, da es mir vergönnt war mit dem großen Meister und für ihn zu arbeiten, mit angesehen habe. Es sind jetzt sieben Jahre her; der erste Band der „Weltgeschichte" war soeben im Manuscript abgeschlossen worden, nur die Vorrede fehlte noch. Da erkrankte Ranke sehr bedenklich, so daß man auch damals täglich auf seinen Tod gefaßt sein mußte. Die eigentliche Arbeit, die sonst niemals auch nur einen Tag unterbrochen wurde, mußte Wochen lang gänzlich eingestellt werden. Da erschien eines Morgens Rankes Diener in meinem Zimmer, kurz nachdem ich mich nach dem Befinden des Kranken erkundigt und eine wenig tröstliche Auskunft erhalten hatte, und ersuchte mich in dessen Namen nach seinem Arbeitszimmer herunter zu kommen (ich wohnte im Ranke'schen Hause). Ich beeilte mich, der Aufforderung nachzukommen und fand zu meinem großen Erstaunen Ranke außer Bett und in seinem Arbeitsstuhle meiner harrend. Ich wollte versuchen, ihm deswegen wohlgemeinte Vorstellungen zu machen, da ich wußte, daß der Arzt streng angeordnet hatte, daß der Kranke das Bett nicht verlassen solle. Aber Ranke ließ mich nicht zu Worte kommen, bat mich vielmehr, mich zum Schreiben bereit zu halten. „Ich habe," so ungefähr äußerte er sich, „in der vergangenen Nacht mehrere Fieberanfälle gehabt, so daß ich nicht schlafen konnte. Da habe ich denn die Zeit angewendet, um die Vorrede zu meiner „Weltgeschichte" zu entwerfen; diesen Entwurf will ich Ihnen jetzt dictiren." Darauf dictirte er mir in ununterbrochener Folge die ganze Vorrede zum ersten Bande der „Weltgeschichte" im Wesentlichen in der Form, in welcher sie jetzt vorliegt. Am Schlusse fügte er dann noch hinzu: „Nun, wissen Sie, Herr Doctor, ich kann nicht ermessen, wie lange ich noch zu leben habe, und es könnte vielleicht einmal von Interesse sein, zu wissen, an welchem Tage diese Vorrede niedergeschrieben ist. Bitte, schreiben Sie also an den Rand das heutige Datum!" Ich war damals tief ergriffen von dieser grandiosen Geistesgröße, die noch im Moment der größten Lebensgefahr nur den hohen wissenschaftlichen Idealen lebt, denen sie gewidmet ist. Der oben geschilderte Vorfall aus jüngster Vergangenheit zeigt aber, daß jener gar keine vereinzelte Erscheinung war, daß vielmehr in diesem Geiste eine eingeborene Kraft von staunenswerther Größe war, die der Krankheitszufälle des schwachen und alternden Körpers vollkommen Herr zu werden vermochte.

Aber nicht nur bei solchen einzelnen und außerordentlichen Veranlassungen hat sich diese seine wunderbare Kraft des Geistes über den Körper gezeigt; die ganze Art, wie er in den letzten 1½ Jahrzehnten seines Lebens seiner unausgesetzten und angestrengten Arbeit obgelegen hat, legt beredtes Zeugniß dafür ab. Daß Ranke eben in den Jahren, in welchen der Mensch einer wohlverdienten Ruhe zu pflegen gewöhnt ist, eine ganz besondere Fruchtbarkeit entwickelt hat, daß eine ganze Reihe der glänzendsten Offenbarungen seines

Genius das Licht der Welt erblickt hat, nachdem er schon das siebenzigste Lebensjahr überschritten hatte, davon ist die Welt durch die schnelle Aufeinanderfolge jener Werke selbst unterrichtet worden; seine Schaffenskraft ist zum Gegenstand allgemeiner und ungetheilter Bewunderung geworden, die ihren Gipfelpunkt erreichte, als Ranke im fünfundachtzigsten Lebensjahre mit dem ersten Bande einer im größten Stile angelegten Weltgeschichte hervortrat. Minder bekannt aber dürfte es in weiteren Kreisen sein, unter wie außerordentlich erschwerenden äußeren Umständen sich diese reiche Geistesthätigkeit entfaltete. Ranke durfte seit fünfzehn Jahren selbst weder lesen noch schreiben. Das gesammte ungeheure Material, welches er in seinen Werken benutzte, verarbeitete und zum Theil mit minutiösester Genauigkeit analysirte, mußte ihm von dritter Seite durch Vorlesen zugeführt werden, während er dann Alles, was er schuf, dictirte. Er arbeitete, da *eine* jüngere Kraft der angestrengten Thätigkeit des Greises nicht zu folgen vermochte, stets mit zwei Assistenten, deren einer des Morgens, der andere des Abends 4—5 Stunden ihm zur Seite war.

Der Grund war nicht etwa eine völlige Erblindung; im Gegentheil erstrahlte sein großes, blaues, geistvolles Forscherauge, welches Kaulbach mit vollem Recht das Auge des alten Fritz genannt hat, noch in vollem, hellem Glanze und konnte, wenn der tiefe Denker lebhaft zu sprechen anfing und von gewaltigen Gedanken völlig durchdrungen war, in einem Feuer leuchten, das jedem unvergeßlich sein wird, der es einmal aufblitzen sah. Aber die Sehkraft war doch durch die jahrzehntelangen angestrengten Studien so weit geschwächt worden, daß die größte Schonung unbedingt geboten war. Nicht einmal Briefe hat er in den letzten Jahren selbst geschrieben; auch sie wurde dem Assistenten in die Feder dictirt; nur seinen Namen und in Briefen an besonders vertraute Freunde einen kurzen Gruß hat er hie und da noch eigenhändig geschrieben.

Es läßt sich dem Laien nur schwer anschaulich machen, was es gerade für den Historiker bedeutet, bei seinen Arbeiten auf den Gebrauch des eigenen Auges zu verzichten. Nur ein Geist von der großartigen Spannkraft und der fast wunderbar zu nennenden Gedächtnißkraft Rankes konnte diesen Schwierigkeiten gewachsen sein. Die Uebereinstimmungen und die kleinsten Abweichungen der vorliegenden, zumeist noch dazu in fremden Sprachen abgefaßten Quellen bei bloßem Zuhören herauszufinden und zu erklären, wobei es zumeist auf philologische Akribie in der Auffassung und Deutung einzelner Worte und Redewendungen ankommt, die kritische Analyse ganzer Quellengruppen mit voller Sicherheit vorzunehmen, ohne die einzelnen Quellen gleichzeitig vor Augen zu haben, dazu gehörte in der That eine Fassungsgabe, eine gleichsam intuitive Befähigung zur Erkenntniß des Wesentlichen, wie sie nur wenigen Sterblichen verliehen ist. Diese Kenntniß der Arbeitsmethode Rankes in seiner letzten und fruchtbarsten Lebensepoche gehört in der That dazu, um die Größe seiner einzigartigen Begabung voll und ganz zu ermessen.

Dem Assistenten aber, der dem Meister den Rohstoff seiner Schöpfungen zu übermitteln hatte, eröffneten sich dabei Einblicke in die geheimste Werkstätte dieses reichen Geistes, die gewiß für Alle, die diese Stellung nach einander im Laufe der Jahre innegehabt haben, von bestimmendem Einfluß für das ganze spätere Leben gewesen sind. Mir wenigstens werden die Eindrücke, die ich damals im täglichen Verkehr mit dem größten Meister meiner Wissenschaft empfangen habe, immer unvergeßlich sein.

Gewiß wäre es eine außerordentlich dankbare und ideale Aufgabe, den Lesern dieser Zeitschrift ein zusammenfassendes und erschöpfendes Bild von der wissenschaftlichen Wirksamkeit Rankes zu geben, jetzt, da dieses reiche Leben seinen Abschluß gefunden hat, einen Rückblick auf die Bestrebungen und Erfolge desselben zu werfen. Aber wer wollte das in dem engen Rahmen eines Gedenkblattes in einer Zeitschrift zu unternehmen wagen? Wenn nun diese größere Aufgabe hier nicht gelöst werden kann, so darf ich mich vielleicht der Hoffnung hingeben, auch dadurch ein Kleines zur Kenntniß des reichen Geistes- und Gemüthslebens des Dahingeschiedenen beizutragen, wenn ich es versuche, ein Bild von der Arbeits- und Lebensweise des großen Mannes zu entwerfen, wie es sich mir in den 2½ Jahren meiner Assistententhätigkeit unauslöschlich eingeprägt hat. Es möge mir dann vergönnt sein, diesem Bilde einiges individuelle Leben zu verleihen, indem ich einige rein persönliche Erinnerungen an dasselbe verflechte. Den Vorwurf der Indiscretion brauche ich dabei nicht zu fürchten; denn in diesem ruhigen und fleißigen Forscherleben ist Nichts, was der Verheimlichung bedürfte.

Ich erinnere mich noch deutlich des Moments, da ich den bisher nur aus der Ferne und in seinen Werken verehrten Meister zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht sah. Es war bei Gelegenheit seines sechszigjährigen Doctorjubiläums, das im Jahre 1877 unter allgemeinster Theilnahme festlich begangen wurde. Ich war damals Student in höheren Semestern und gehörte zu der Deputation, welche von den Berliner historischen Seminaren an diesem Tage an den Altmeister der Geschichtschreibung entsandt wurde. Eine sehr ansehnliche Gesellschaft war schon in den Räumen des Hauses versammelt, als wir — sechs an der Zahl — vorgelassen wurden. Unser Wortführer war ein junger Doctor, Wenck (jetzt Professor in Leipzig). In schlichter, herzlicher Rede gab er der Verehrung Ausdruck, die wir Jüngeren ihm, dem Meister, der uns Allen ein strahlendes Vorbild sei, dem wir mühsam nachstreben, entgegenbrächten. Darauf entgegnete Ranke, dessen Frische und Rüstigkeit uns mit freudiger Bewunderung erfüllte, in einer jener improvisirten Reden über Geist und Ziel der Geschichtschreibung, in denen er Meister war. Mit inniger Rührung vernahmen wir seine beredten Worte, in denen er uns die Idealität unseres Berufes auseinandersetzte und an's Herz legte, wie wir neben der Genauigkeit in der Einzelforschung, die eine unerläßliche Vorbedingung jedes wissenschaftlichen Schaffens sei, doch nie versäumen sollten, unseren Blick auf das Ganze der wissenschaftlichen Erkenntniß gerichtet zu halten, zu dem alle

Detailunterſuchung doch nur als eine Vorſtufe betrachtet werden dürfe. Es war derſelbe Geiſt univerſalen Auffaſſens und Verſtehens, den wir in ſeinen Werken bewunderten, der uns auch aus dieſer Rede entgegentönte, die auf uns Alle einen großartigen Eindruck hervorbrachte.

Ich hatte damals noch keine Ahnung davon, in wie nahe perſönliche Beziehungen zu dem Meiſter, zu dem ich eben jetzt zum erſten Mal bewundernd emporgeſchaut hatte, ich bald darauf treten ſollte. Wenige Wochen ſpäter entbot mich mein hochverehrter Lehrer, der zu früh der Wiſſenſchaft entriſſene Karl Wilhelm Nitzſch, am Schluß einer Vorleſung zu ſich in's Sprechzimmer der Univerſität und eröffnete mir dort, der bisherige Aſſiſtent Rankes — ein Candidat Goebel — ſei im Begriff ſeine Stellung zu verlaſſen, um ſein Probejahr als Schulamtscandidat abzulegen; Ranke ſuche einen Nachfolger und habe ihn (Nitzſch) gebeten, ihm einen ſolchen zu empfehlen: ſeine Wahl ſei auf mich gefallen. Er fragte mich dann, ob ich geneigt ſei, die Stellung anzunehmen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß ich ſofort freudig zuſtimmte. Welche beſſere Schule für mein ferneres wiſſenſchaftliches Leben hätte ich mir wünſchen können, als eine gemeinſame Thätigkeit mit Ranke. Es ſchien mir ein beneidenswerthes Geſchick, daß die Wahl meines Lehrers gerade auf mich gefallen war. Wenige Tage ſpäter ſtand ich Ranke gegenüber, um mit ihm über die Bedingungen meines Eintritts zu verhandeln. Daß ich ein zwar nicht eben hohes, aber für einen jungen, noch nicht von der Hochſchule entlaſſenen Mann doch immerhin auskömmliches Gehalt erhalten ſollte, erſchien mir als eine zwar willkommene, aber unverdiente Zugabe zu dem größeren geiſtigen Gewinn, der mir aus meiner Stellung erwachſen würde. Ich mußte mich — wie gern that ich's — verpflichten, mindeſtens ein Jahr lang bei ihm zu bleiben. Im Uebrigen dauerte unſere Verhandlung nicht allzu lange: am nächſten Sonntag — denn Ranke kannte in ſeiner Arbeit keinen Unterſchied zwiſchen Sonn- und Wochentagen — ſollte ich meine Thätigkeit beginnen, nachdem mich mein Vorgänger einigermaßen in dieſelbe eingeführt haben werde. Vor dem Schluſſe dieſer erſten längeren Unterredung, die ich mit ihm hatte, trat dann noch eine ſeiner kleinen Eigenheiten zu Tage, die mir noch ſpäter manche kleine Sorge verurſacht hat. Ranke fragte mich nämlich, ob ich Tabak rauche; er ſchien die Bejahung dieſer Frage vorausgeſehen oder vielmehr dem Tabaksgeruch meiner Kleider entnommen zu haben; denn er fügte gleich hinzu: „Können Sie ſich das nicht abgewöhnen? Ich kann den Geruch des Tabaks abſolut nicht vertragen." Ich war über dieſe Frage einigermaßen erſtaunt, verſprach ihm aber, das Rauchen zwar nicht mir völlig abzugewöhnen, was mir ſehr ſchwer geworden wäre, aber doch möglichſt einzuſchränken, vor Allem aber nie in der Zeit unmittelbar vor unſerer gemeinſamen Arbeit — 9½—2 Uhr Vormittags — zu rauchen. Obgleich ich dieſes Verſprechen mit Rückſicht auf den hochverehrten und auch in ſeinen Eigenheiten zu ſchonenden Mann treulich gehalten habe, hat mir mein Tabaksgenuß doch noch manchen kleinen Verdruß gebracht. Denn Ranke

war gegen diesen Geruch so außerordentlich empfindlich, daß er ihn selbst dann an meinen Kleidern wahrnahm, wenn ich Stunden lang vorher nicht geraucht hatte. Es blieb schließlich nichts übrig, als mir einen besonderen Rock in Rankes Haus zu hängen und denselben stets anzuziehen, bevor ich mich in das Arbeitszimmer hineinbegab. Diese wunderliche Eigenthümlichkeit ließ übrigens Ranke nicht nur mir gegenüber hervortreten — dann hätte sie vielleicht etwas Verletzendes gehabt — sie war ihm so zur zweiten Natur geworden, daß er zuweilen sogar die Rücksichten gesellschaftlicher Höflichkeit, auf die er sonst streng zu halten pflegte, außer Acht ließ. Ich erinnere mich, daß er einst einen ihm befreundeten Universitätsprofessor, mit dem er sich lange und sehr lebhaft unterhalten hatte, beim Abschiede zurief: „Aber Herr Professor, Sie rauchen ja schrecklich stark Tabak.“ Manchem mag das im ersten Augenblick verletzend erschienen sein, aber zürnen konnte man ihm darum nicht: denn man gewahrte deutlich, wie unangenehm ihm selbst die Sache war. Er hat mir einmal gesagt, er begreife gar nicht, wie ein gemüthvoller Mensch in Gottes freier schöner Natur mit einer Cigarre im Munde umherwandeln könne. Ihm werde immer seine ganze poetische Stimmung geraubt, wenn er in den herrlichen Gängen des Thiergartens lustwandele und dann immer und immer wieder so prosaischen Menschen begegne, welche die köstliche Luft mit ihrem Tabaksrauche verderbten.

Doch ich habe mich lange genug bei dieser kleinen Aeußerlichkeit aufgehalten; sie gehörte eben zu jenen kleinen Eigenheiten, die Männern in vorgerückten Jahren anzuhaften pflegen und an die man sich gewöhnen muß. Andere ähnliche kleine Launen haben oft zu den ergötzlichsten Scenen Veranlassung gegeben.

Jetzt aber wolle mich der freundliche Leser in die eigentlichen Arbeitsräume begleiten, die ich bald darauf zum ersten Male betrat. Am ersten Tage war mein Vorgänger noch einmal erschienen, um eine kleine begonnene Arbeit zu beendigen; ich wurde angewiesen, mich einstweilen während einiger Stunden in der Bibliothek zu orientiren. Das war nun freilich ohne besondere Anleitung leichter gesagt als gethan. Rankes Bibliothek war resp. ist nach dem Urtheil von Kennern die größte und werthvollste Privatbibliothek, die in Deutschland existirt. Sie füllte schon damals fünf große Zimmer der geräumigen Wohnung vollständig an, obwohl sie in den vom Boden bis zur Decke reichenden und nicht nur an den Wänden, sondern auch in der Mitte der Zimmer stehenden Repositorien so dichtgedrängt aufgestellt war, daß oft zwei und drei Reihen Bücher hintereinander standen. Erschwerte dies schon außerordentlich die Uebersicht, so wurde eine solche dadurch vollends unmöglich, daß die Bibliothek sich in einer Unordnung befand, die sich kaum beschreiben läßt. Zwar hatte jeder der Assistenten versucht, ein wenig Ordnung in dies Chaos hineinzubringen, aber da dieselben — mit Ausnahme eines Dr. Wiedemann — in der Regel nur ein bis höchstens zwei Jahre bei Ranke verblieben, dann aber in irgend eine feste Stellung hineingingen, so war es vor lauter Anfängen

und Anſätzen zu einer Ordnung nicht gekommen. Außerdem aber ſollte ich bald genug erfahren, aus welchem Grunde gegenwärtig eine ſolche überhaupt nicht durchgeführt werden konnte. Zunächſt aber befand ich mich allein einer Bibliothek gegenüber, die ſchon damals auf etwa 20—25 000 Bände geſchätzt wurde. Daß da von einer auch nur oberflächlichen Orientirung gar nicht die Rede ſein konnte, zumal die einzelnen Abtheilungen durch nichts äußerlich kenntlich gemacht waren, liegt auf der Hand. Erſt ſpäter ſollte ich erfahren, welch reiche Schätze dieſe Sammlung enthielt.

Damals war ich ſehr froh, als ich meinen vergeblichen Orientirungsverſuchen entriſſen und nun endlich in das eigentliche Arbeitszimmer citirt wurde, wo Ranke meiner bereits wartete. Auch hier waren alle Wände vom Fußboden bis zur Decke von gefüllten Bücherrepoſitorien verdeckt; was meine Aufmerkſamkeit aber naturgemäß am meiſten feſſelte, war der in der Mitte des Zimmers ſtehende mächtige Arbeitstiſch, der mit Papieren und zum Handgebrauch beſtimmten Büchern vollkommen bedeckt war; daneben ſtand dann ein kleinerer einfacher Tiſch, auf dem die Schreibutenſilien ſtanden und auf deſſen beiden Seiten hier Rankes großer lederner Armſeſſel, dort der für mich beſtimmte Arbeitsſtuhl ſtanden. Wir ſaßen einander alſo, um einer den anderen leichter verſtehen zu können, unmittelbar gegenüber, wenn Ranke nicht, wie er namentlich beim Dictiren zu thun pflegte, mit dem Rücken an den Arbeitstiſch oder ſeinen Seſſel gelehnt, ſtand. Die Arbeit begann an jenem erſten Tage ſofort mit einem längeren Dictat, in welchem Ranke auf Grund der mit meinem Vorgänger betriebenen Vorarbeiten den Entwurf eines intereſſanten Abſchnittes aus dem Leben Friedrich Wilhelms IV., ſogleich in vollendeter abgerundeter Form fixirte. Das Nachſchreiben nach dem Dictat eines frei ſchaffenden und von ſeinen Gedanken völlig ergriffenen und durchdrungenen Geiſtes war nun keineswegs ſo leicht, wie man anzunehmen geneigt iſt und wie ich ſelbſt vorher angenommen hatte. Strömten Ranke, wie das meiſt der Fall war, die Gedanken in großer Fülle und Schnelligkeit zu, ſo pflegte er zu vergeſſen, daß es unmöglich iſt, ohne ſich der Stenographie zu bedienen, ebenſo ſchnell zu ſchreiben, als geſprochen wird. Mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit ſprudelte er dann die Worte förmlich hervor, und da er leiſe und zuweilen in Folge der mangelnden Vorderzähne ſehr undeutlich ſprach, ſo war es oft unmöglich, ihm zu folgen. Auf der anderen Seite aber war er natürlich im höchſten Maße ungeduldig, ja unglücklich, wenn man ihn in ſeinem Gedanken- und Redefluß unterbrach. Wie oft hat er dann nicht ſein Schickſal beklagt, daß er gezwungen ſei, auf ſolche Art zu arbeiten, aber er verſäumte nie hinzuzufügen, daß das ja nicht etwa ein Vorwurf für mich ſein ſolle, ſondern daß dieſe Schwierigkeiten eben in der Natur der Sache begründet ſeien. In der Regel habe ich es ſpäter dann vorgezogen, ihn nicht zu unterbrechen, ſondern lieber, wenn ich ihn nicht genau verſtanden hatte, einſtweilen eine kleine Lücke zu laſſen, die ich nachträglich nach dem Sinne ergänzte. Ich durfte dies ohne Bedenken thun, da ich wußte, daß das

Manuscript dann doch noch mehrmals auf's Gewissenhafteste von ihm durchcorrigirt wurde.

Nachdem das erste Dictat beendet war, kehrte er dann zum Studium der Quellen zurück. Ich habe schon angedeutet, daß er beim Antritt meiner Stellung mit der Biographie Friedrich Wilhelms IV. beschäftigt war, die dann in der „Allgemeinen deutschen Biographie" und auch separat zugleich mit der Biographie Friedrichs des Großen erschienen ist. Man wird es begreiflich finden, daß gerade die Studien über Friedrich Wilhelm IV., dem er persönlich so nahe gestanden hatte, für ihn von höchstem Interesse waren. Er schwelgte gleichsam in den Erinnerungen an den kunstsinnigen König, und auch der Biographie selbst wird durch die Fülle seiner, aus der eigenen Erinnerung geschöpften Charakterzüge ihr eigenthümlichster Reiz verliehen. Und noch weit mehr solcher Erinnerungen, als er der Aufzeichnung für werth hielt, hat er mir dann während der Arbeit in persönlichem, vertraulichem Gespräch mitgetheilt und mir so Stunden höchster Anregung und Belehrung verschafft. Wie konnte er so feurig und begeistert werden, wenn er das Andenken des genialen, aber in seiner Weltanschauung noch in einer im Absterben begriffenen Epoche lebenden Königs gegen die Angriffe, die gegen ihn gleichzeitig und später gemacht worden sind, vertheidigte! Wie wußte er so nachdrücklich zu erweisen, wie sehr das edle Streben des Königs von Zeitgenossen und Nachlebenden verkannt worden sei, wie wußte er so lebhaft sein erstes Zusammentreffen mit Friedrich Wilhelm zur Zeit, wo derselbe noch Kronprinz war, zu schildern: es war in der Marciana zu Venedig, wo Ranke damals arbeitete und wo ihn der hochbegabte Kronprinz mit seinem Gefolge aufsuchte. Ranke konnte nicht genug rühmen, wie der Kronprinz mit seinem sprühenden Geiste die ganze Unterhaltung zugleich belebt und beherrscht habe. Und mit wie rührend wehmüthigen Worten wußte er dann wieder den tiefen Schmerz zu schildern, der die Seele des Königs erfüllte, als in den Stürmen des Jahres 1848 Alles zusammenzubrechen schien, was ihm bisher heilig gewesen war. Gerade damals hat Ranke mit dem Könige viel verkehrt; den Eindruck, den derselbe in jenen Tagen auf ihn machte, hat er in seiner Biographie in dem treffenden Vergleiche geschildert, der König sei ihm erschienen wie ein hochbegabter, geistvoller junger Mann, der durch einen Zufall im Examen durchgefallen sei.

Aber keineswegs aus solchen persönlichen Erinnerungen allein oder auch nur vorwiegend wurde jene Biographie des Königs aufgeführt. Im Gegentheil, Ranke ließ es sich im höchsten Maße angelegen sein, in den Besitz der authentischen und officiellen Quellen zu gelangen, die ihm dann auch, abweichend von der sonst üblichen Praxis der Archivverwaltung, vom Geheimen Staatsarchiv in seine Wohnung überlassen wurden. Diese Actenmassen, die von ziemlich beträchtlichem Umfange waren, sind die ersten Quellen, welche ich ihm vorzulesen hatte. Da konnte ich denn zum ersten Male jene wunderbare geistige Fähigkeit beobachten, mit der Ranke aus einer Fülle vorliegenden

Materials mit unglaublicher Schnelligkeit das Wesentliche herauszufinden vermochte. Es war das eben die Eigenschaft, die ihn vornehmlich zur Lösung so umfassender Aufgaben, wie er sie sich stellte, befähigte: man möchte sie seinen genialen Spürsinn nennen. Ich muß gestehen, daß mich, den jungen Anfänger, dem die Erfahrung in solchen in's Große angelegten Studien mangelte, im Anfang die großartige Schnelligkeit, mit der er aus dem bloßen Vorlesen aus dicken Convoluten die einzigen Stellen, die für ihn von Erheblichkeit waren, herausfand, in bedenkliche Unruhe versetzte. Ich las ihm die einzelnen Documente, wie sie in den Actenconvoluten vereinigt waren, der Reihe nach vor. Bei sehr vielen Berichten sagte er dann schon, wenn ich ihm die ersten Zeilen gelesen hatte: „Bitte weiter, das brauchen wir nicht." Dann wurde der zuweilen recht umfangreiche Rest des Actenstückes einfach überschlagen und zum nächsten übergegangen, bei dem es dann eventuell wieder so ging, bis er dann plötzlich an irgend einer Stelle lebhaft ausrief: „Halt, das ist von Bedeutung, hiervon müssen wir einen genauen Auszug machen." Dann mußte ich hie und da eine Stelle in das für die Sammlung der Quellen bestimmte Buch abschreiben, oder er dictirte mir ein mehr oder weniger ausführliches Excerpt und fügte alsbald einige kritische Bemerkungen hinzu, die dann im Verein mit den aufgezeichneten Quellenstellen später immer wieder gelesen wurden und schließlich zur Grundlage der Darstellung dienten. Dabei trat dann sein geradezu phänomenales Gedächtniß in glänzendster Weise hervor. Nicht selten kam es vor, daß er nach Wochen sich einer Stelle, die wir aus einem einzelnen Berichte aufgezeichnet hatten, so genau erinnerte, daß er einzelne Sätze fast wörtlich zu citiren vermochte und genau wußte, an welcher Stelle des Collectaneenbuches sie von mir eingetragen worden war. So wurde es ihm möglich, Quellen, ohne sie selbst anzusehen, mit einander zu vergleichen, die er in wochenlangen Zwischenräumen gelesen hatte. Als ich mich erst von dieser unbedingten Zuverlässigkeit seines Gedächtnisses überzeugt hatte, wurde ich nicht mehr wie Anfangs unruhig bei der sicheren Kühnheit seiner Combinationen. Wohl aber vermochte ich es auch dann noch nicht zu fassen, wie er bei bloßem Anlesen irgend eines Berichtes gleich erkennen könne, ob derselbe etwas für ihn Wichtiges enthalte. Hie und da fühlte ich mich verpflichtet, nach Schluß der gemeinsamen Arbeitszeit das eine oder andere Actenconvolut, welches er besonders schnell durchflogen hatte, noch einmal genau durchzulesen und dabei auch alle die von ihm übergangenen Stellen zu berücksichtigen, um nachzusehen, ob ihm nicht doch irgend eine wichtige Nachricht auf diese Weise entgangen sei. Aber fast immer überzeugte ich mich, daß er die wirklich erheblichen Stellen sämmtlich herausgefunden hatte. Die jahrzehntelange Uebung im Durchstudiren der mannigfachsten Archivalien, die er in fast allen europäischen Archiven gesammelt hatte, hatte ihm eben jene für einen Anderen schwer faßbare Fähigkeit verschafft, gleichsam auf den ersten Blick, nach dem Anhören der ersten Wendungen zu erkennen, ob der Inhalt eines Actenstückes für seine Zwecke von Bedeutung sei oder nicht.

Gelang es mir aber ausnahmsweise doch einmal, ihn auf irgend eine Notiz aufmerksam zu machen, die er übersehen hatte, so war er voll des Dankes, wie er denn überhaupt jeden selbständigen Einwand, den man ihm etwa auf Grund eigener Studien machte, gern berücksichtigte und dankbar annahm; nur durfte man natürlich solche Einwände nicht, wie ich das anfangs wohl aus Unerfahrenheit that, während des Dictats selbst vorbringen, da er dann aus dem Zusammenhange seines Gedankenganges gebracht zu werden fürchtete.

Die Materialien, welche er für die Bearbeitung der Biographie Friedrich Wilhelms IV. zu Rathe zog, betrafen namentlich zwei Punkte, welche seine besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen: die Erziehung Friedrich Wilhelms, über welche die aus dem schriftlichen Verkehr der Königin Louise mit dem Erzieher des Prinzen, Dr. Delbrück, erwachsenen Acten ihm vorlagen, und die Einberufung des ersten allgemeinen Landtags im Frühjahr 1847. Hierüber benutzte er namentlich die Berichte, welche die Oberpräsidenten der verschiedenen Provinzen über den Eindruck, welchen das Berufungspatent bei der Bevölkerung gemacht habe, an die Staatsregierung erstatteten. Durch diese sehr eingehenden Berichte, deren einzelne den Umfang kleinerer Denkschriften hatten, wurden ihm seine eigenen Beobachtungen aus jenen Tagen besonders lebhaft in's Gedächtniß zurückgerufen, und er pflegte dann, während ich ihm die Acten vorlas, hie und da eine dieser Erinnerungen einzuflechten. Eine dieser kleineren Erzählungen ist mir besonders lebhaft im Gedächtniß geblieben und verdient vielleicht hier mitgetheilt zu werden.

Um den kleinen Vorfall ganz zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß Ranke seiner politischen Auffassung nach, wiewohl er am Getriebe der Parteien so gut wie niemals activen Antheil nahm, doch zweifellos eine conservative Natur war; nicht als ob er für die Berechtigung der liberalen Idee kein Verständniß gehabt hätte; wer, der seine Werke auch nur flüchtig gelesen, seine Darstellung der englischen Verfassungskämpfe studirt hat, könnte das behaupten? Aber der Grundzug seines Wesens war doch ein conservativer: in den Kämpfen des Jahres 1848 gehörten seine Sympathien zweifellos nicht der Volksbewegung, sondern dem angegriffenen Königthum von Gottes Gnaden. Aber wie er darum doch niemals die extremen Bestrebungen der Absolutisten gebilligt hat, vielmehr ihnen gelegentlich eben so schroff entgegentrat wie den extrem liberalen und demokratischen Richtungen, so hat er mit vorurtheilsfreiem Blick das Verkehrte der Maßregeln eingesehen, welche man ergriff, um der Volksbewegung Herr zu werden; vor Allem aber erkannte er klar die Bedeutung und Kraft der Bewegung, welche vor dem Ausbruch der Revolution die Herzen seiner denkenden Mitbürger durchzitterte, und indem er dieser seiner klaren Erkenntniß klaren Ausdruck gab, konnte es einen Moment geben, in welchem der conservative Mann bei seinen Gesinnungsgenossen den Argwohn erregte, als sympathisire er selbst mit der demokratischen Bewegung. Hierin liegt das eigenthümliche Interesse des kleinen

Vorfalls, den ich hier nach seiner Schilderung, so weit sie mir im Gedächtniß geblieben ist, wiedergebe.

Ranke war kurze Zeit nach dem Erlaß des Patents, durch welches der erste vereinigte Landtag nach Berlin einberufen wurde, mit der gesammten höheren Diplomatie und den Staatsministern in einer Abendgesellschaft bei einem der preußischen Prinzen zusammen. Naturgemäß drehte sich die Unterhaltung hauptsächlich um das eben erlassene Patent, von dem man sich eine große und beruhigende Wirkung auf den Sinn der Bevölkerung versprach. Eben während man diese Maßregel eifrig verfocht und der Ansicht Ausdruck gab, daß dieselbe den Abschluß der Volksbewegung herbeiführen werde, brach Ranke in die Worte aus: „Aber meine Herren Minister, glauben Sie wirklich, daß Sie durch diese Verordnung der Bewegung, welche im Volke nachhaltig und lebendig herrscht, Herr werden können?" Diese Aeußerung, die so ganz der Anschauung der übrigen hier Versammelten widersprach und auch durch die Berichte aus den Provinzen widerlegt zu werden schien, hatte, wie Ranke lebhaft und erregt schilderte, eine für ihn außerordentlich peinliche und unangenehme Wirkung. Als wenn sie plötzlich in nächste Berührung mit einem Demokraten gekommen wären, so wichen Alle, die in der Nähe Rankes standen, scheu vor ihm zurück, und nach kurzer Zeit sah er sich in jener Gesellschaft so isolirt, daß er es vorzog, dieselbe zu verlassen. Erst nach längerer Zeit ist ihm dann die Genugthuung zu Theil geworden, daß man auch in jenen Kreisen erkannte, wie sehr er mit seiner Ansicht im Recht gewesen war. Nach den Märzstürmen von 1848 ist ihm einer der Minister, die damals anwesend waren, auf der Straße begegnet und hat ihm, leicht auf seine Schulter klopfend, gesagt: „Herr Professor, Sie haben damals doch Recht gehabt."

Dieser und andere Vorfälle ähnlicher Art aus jenen aufgeregten Tagen waren ihm noch so lebendig gegenwärtig, als hätte er sie eben erlebt: er wußte sie mit einer Anschaulichkeit zu schildern, daß man sie fast selbst mit zu erleben glaubte. Die Studien aus den Acten, in denen sich jene Tage doch immer nur in reflectirtem Lichte wiederspiegelten, erhielten dadurch ein neues individuelleres Leben.

Aber diese Studien, so intensiv und eifrig sie betrieben wurden, füllten doch keineswegs die stets sehr hoch bemessene Arbeitskraft und Arbeitszeit Rankes völlig aus. Ich erwähnte schon, daß er immer mit zwei Assistenten arbeitete. Während ich ihn in den Vormittagsstunden etwa von $9\frac{1}{2}$—2 Uhr mit meinen schwachen Kräften zu unterstützen hatte, arbeitete am Abend schon seit einer Reihe von Jahren Dr. Theodor Wiedemann mit ihm, der recht eigentlich seine ausschließliche Lebensaufgabe darin zu sehen schien, mit Ranke und für ihn zu arbeiten und der dann auch unter völligem Verzicht auf jede eigene Lebensstellung bis zum letzten Augenblicke ununterbrochen bei ihm ausgeharrt hat. Seine Arbeitsstunden lagen — ebenfalls Sonntags wie an

Wochentagen — Abends von etwa 7 bis gegen 12 Uhr, dehnten sich aber oft auch bis weit über Mitternacht hinaus aus. Wiedemann war namentlich unermüdlich in den sehr mühsamen Arbeiten an Correcturen, die er, soweit nicht besondere Aenderungen vorgenommen werden sollten, allein besorgte, außerdem aber leistete er Ranke unschätzbare Dienste dadurch, daß er, unterstützt von einer außerordentlichen bibliographischen Kenntniß, auf den Bibliotheken die Bücher heraussuchte, die den jeweiligen Studienkreis Rankes betrafen, und ihm dann hie und da selbständig lange Auszüge über Fragen, die ihn besonders interessirten, machte. Ranke selbst besorgte mit seiner Assistenz namentlich die neuen Ausgaben früherer Werke, die beständig neben den in Ausarbeitung befindlichen neuen Arbeiten hergingen. Doch war diese Arbeitstheilung zwischen Wiedemann und mir keineswegs eine stricte. Zuweilen wurden die am Vormittag in Gemeinschaft mit mir begonnenen Studien am Abend mit Wiedemann fortgesetzt, so daß sich dann jeder von uns an der Hand der letzten Quellenexcerpte über den augenblicklichen Stand der Forschung Rankes orientiren mußte, was natürlich oft nicht ohne Schwierigkeiten zu bewerkstelligen war.

Je mehr aber jeder von uns Beiden sich oft durch die Menge der Arbeit abgespannt fühlte, um so mehr bewunderten wir Rankes eiserne Arbeitskraft, der doch eben nicht nur so viel arbeitete, wie wir zusammen, sondern doch vor Allem der ausschließlich Producirende war, während wir ihm nur eine Art höheren, wissenschaftlichen Handlangerdienstes leisteten. Es war in der That staunenswerth, wie der hochbetagte Herr in ununterbrochener Arbeit wirkte und schuf. Bei weitem der größte Theil des Tages, und zwar, seitdem er sich von der Geselligkeit völlig zurückgezogen hatte, jedes Tages ohne Ausnahme, war der Arbeit gewidmet, und zwar so angestrengter Arbeit, wie man sie sonst selten beobachten kann. Nur ausnahmsweise kamen Unterbrechungen von fünf Minuten während der fast fünfstündigen Arbeitszeit vor. Und dazu keinerlei Unterschied zwischen Sonn- und Wochentagen. Nur an einem Abend im Jahre konnte er es nicht erreichen, daß einer von uns mit ihm arbeitete, das war der Weihnachtsabend: den Versuch, uns auch dazu zu bewegen, hat er aber, so lange ich bei ihm war, jedes Mal gemacht. Ich muß gestehen, daß dieser absolute Mangel jeder Unterbrechung der Arbeit mir anfangs doch, so sehr mich meine Stellung sonst befriedigte und anregte, sehr lästig war. Ich konnte so niemals auch nur für einen Tag Berlin verlassen, und gar längeren Urlaub zu erhalten, war mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden, da eine vorübergehende Vertretung durch einen Fremden nur in seltenen Fällen möglich war. Ranke selbst schien kein Bedürfniß der Erholung zu kennen, oder vielmehr, die Arbeit selbst war ihm der höchste Genuß, nach welchem man keiner Erholung bedarf. Genau nach derselben Regel verlief ein Tag wie der andere. Morgens gegen 9 Uhr erhob er sich und nahm sein Frühstück ein; von da an bis gegen 2 Uhr wurde ununterbrochen gearbeitet, dann folgte, wenn es die Witterung irgend

gestattete, ein längerer Spaziergang im Thiergarten, den er noch im höchsten Alter oft sehr weit auszudehnen vermochte und bei dem sein Diener sein ständiger Begleiter war: gegen 4 Uhr wurde das Mittagessen eingenommen, nach welchem er sich etwa 1½—2 Stunden Schlaf gönnte, dann folgte wieder die etwa fünfstündige Arbeitszeit des Abends. Abweichungen von dieser Tageseintheilung oder Unterbrechungen der Arbeitszeit kamen verschwindend selten vor. Besuche, die etwa während der Arbeit kamen, wurden in den meisten Fällen abgewiesen. In wissenschaftlichen Kreisen wußte man das und besuchte ihn nur zu den beiden Tageszeiten, in denen er Besuche annahm; zwischen 1½ und 2 Uhr Mittags nach Beendigung der Vormittagsarbeit, und Abends gegen ½7 Uhr, bevor die Arbeitszeit des Abends begonnen hatte. Ausnahmen wurden fast nur bei Besuchen der allerhöchsten und höchsten Herrschaften des kaiserlichen Hauses gemacht, die nicht selten die stille Behausung des schlichten Gelehrten aufsuchten. Bei solchen Gelegenheiten hoher Besuche kamen dann hie und da die ergötzlichsten kleinen Scenen vor, da Ranke stets im Schlafrock arbeitete (in dem er übrigens auch fast alle Besuche empfing) und die für den Empfang des hohen Besuches erforderliche Umkleidung ihn in die größte Unruhe und Aengstlichkeit versetzte. Sehr häufig wurden ihm die damit verbundenen Unbequemlichkeiten durch die zarte Rücksicht der Besucher erspart, indem dieselben alsbald hinter dem anmeldenden Diener in das Arbeitszimmer eintraten und so den alten Herrn nöthigten, in seinem Arbeitsanzuge zu bleiben. Die Frage, ob ein angemeldeter Besuch im Schlafrock empfangen werden dürfe oder nicht, führte sehr oft zu lebhaften Discussionen mit der braven Wirthschafterin, die dann als letzte Instanz den gerade anwesenden Assistenten anzurufen pflegte. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß es allen Besuchern nur in hohem Maße erwünscht war, wenn sich der alte Herr keine Unbequemlichkeiten auferlegte, und so hatte die Wirthschafterin in den meisten Fällen Recht, wenn sie eifrig den Schlafrock verfocht.

Einmal aber wurde die Arbeitszeit während der Jahre, da ich Rankes Assistent war, durch eine kleine Reise unterbrochen. Es war die letzte, die er unternommen hat; später wollte ihm der Arzt, trotzdem Ranke namentlich zu den Sitzungen der Münchener historischen Commission gern einmal gereist wäre, die Erlaubniß dazu nicht mehr geben. Damals aber erhielt er sie noch und benutzte sie, um einer Einladung des ihm innig befreundeten General-Feldmarschalls von Manteuffel nach seinem Landgute Topper Folge zu leisten. Er nahm zum Erstaunen der Wirthschafterin, die das noch niemals erlebt zu haben behauptete, keine Bücher mit, sondern wollte nur seiner Erholung und dem vertrauten Gedankenaustausch mit seinem Freunde leben. Aber Frau Loppe — so heißt die brave und beispiellos aufopfernde Wirthschafterin, die den alten Herrn mit rührender Sorge pflegte — hatte doch richtig vorausgesehen: er blieb seinem Vorsatze nicht treu. Wie hätte es auch ein Mann von so rastloser Arbeitsliebe 14 Tage lang ohne Arbeit aushalten sollen? Als er zurückkehrte, hatte er mehrere Ueberraschungen für mich bereit.

wie er sich ausdrückte. Einmal eine äußerliche: er hatte sich während seines Aufenthalts in Topper seinen Bart wachsen lassen. Dadurch hatte denn sein geistvolles Gesicht einen ganz andern, aber nicht minder ehrwürdigen Ausdruck erhalten. Aber der Unterschied war groß: man braucht nur die früheren Bilder, namentlich die prächtige Marmorbüste, mit den Photographien aus den letzten Lebensjahren zu vergleichen, um den Unterschied zu empfinden. Er hatte in der That Recht, wenn er mir bei seinem Wiedereintritt in sein Arbeitszimmer zurief: „Nun, Sie werden mich kaum wieder erkennen; ich habe mir meinen Bart wachsen lassen."

Wichtiger und größer aber waren die beiden andern Ueberraschungen, die er uns bereitete. Als er an seiner gewohnten Stelle mir gegenüber Platz genommen hatte, holte er ein umfangreiches, von einer mir unbekannten Hand geschriebenes Manuscript heraus und sagte: „Hier habe ich eine Biographie Friedrichs des Großen, die ich einem schreibkundigen Menschen in Topper in die Feder dictirt habe." Und so war es in der That; ohne irgend ein Buch bei sich zu haben, hatte er die ganze Biographie Friedrichs des Großen, im Wesentlichen bis auf Aenderungen im Einzelnen so, wie sie nachher in der „Allgemeinen deutschen Biographie" erschienen ist, einem fremden, mit den Gesetzen der Orthographie nicht eben sehr vertrauten Manne in die Feder dictirt. Sie war so recht aus dem Vollen seiner umfassenden, aus den früheren Studien über die Fridericianische Epoche erwachsenen Kenntniß geschöpft und machte in dieser Form einen ungemein frischen, ursprünglichen Eindruck. Nur die literarische Note und einige weitere Zusätze hat er dann noch hinzugefügt, natürlich abgesehen von den stilistischen Verbesserungen im Einzelnen, die er mit gewohnter Sorgfalt und mit einer wunderbar objectiven Kritik der eigenen Schöpfung daran vorgenommen hat.

War ich schon durch diese geniale Leistung in das höchste Staunen versetzt, so schlug mir förmlich mein Herz höher, als er mir im Anschluß daran mittheilte, er habe in Topper beschlossen, eine „Weltgeschichte" zu schreiben; er wünsche aber, daß dieser Plan einstweilen noch geheim gehalten werde. Offenbar wollte er später die literarische Welt mit der Ausführung ebenso überraschen, wie mich jetzt mit der Mittheilung des Planes. Man ermißt leicht, von welcher freudigen Bewunderung über den greisen Forscher ich damals ergriffen wurde; denn darüber konnte doch von vornherein kaum ein Zweifel sein, daß, wenn es dem hochbejahrten Manne noch gelingen sollte, den großen Plan, wenn auch nur als Bruchstück, zur Ausführung zu bringen, das so entstehende Werk zu dem Tiefsten und einheitlich Durchdachtesten gehören werde, was bisher jemals über das Problem der Universalgeschichte geschrieben worden war. Anfangs nahm ich an, daß Ranke mehr eine Art Philosophie der Geschichte in kurzer gedrungener Form im Auge habe, da doch nur für eine solche die Aussicht, sie zu vollenden, vorzuliegen schien. Auch wußte ich, daß sich unter seinen Papieren ein kurzer Entwurf einer Universalgeschichte befinde, der ihm dereinst als Grundlage zu den Vorlesungen gedient hatte,

die er in Tegernsee dem Könige Max von Bayern gehalten hatte. Die wenigen Einblicke, die mir in diese grandiose Skizze einer Idee der Universalgeschichte verstattet worden waren, hatten mich mit höchster Bewunderung erfüllt, und so glaubte ich denn, er beabsichtige im Wesentlichen eine Ausführung jener Skizze, eine kurze Darlegung seiner leitenden Ideen über das Ganze der Entwickelung der Menschheit ohne jedes Eingehen in das Detail der Forschung. Aber sehr bald wurde ich darüber belehrt, daß der über Achtzigjährige nichts Geringeres beabsichtige, als eine „Weltgeschichte" im umfassendsten Sinne des Wortes, nicht blos eine Darlegung der universalen Ereignisse, sondern eine erschöpfende Darstellung auf Grund eingehendsten eigenen Studiums sämmtlicher Quellen. Wohl wurde gleichsam als Einleitung jener kurze Entwurf — es war ein mäßig großes, sauber geschriebenes Quartheft in blauer Pappe, welches sich zweifellos noch in seinem Nachlasse vorfinden wird — noch einmal vorgenommen, unmittelbar darauf aber ging er an die umfassendsten Detailstudien in den Quellen zur Geschichte des Alterthums. Ich habe ihn damals nach der Lectüre jenes Entwurfs, der mich in seiner großartigen Einfachheit und gedrungenen Kürze mit Begeisterung erfüllte und mir zu dem Besten zu gehören schien, was in übersichtlicher Form über den großen Gang der Weltgeschichte gesagt werden könne, gebeten, zunächst diesen Entwurf selbst, so wie er da war, drucken zu lassen: denn ich konnte mich einer gewissen Verzagtheit nicht erwehren, wenn ich daran dachte, wie es möglich werden solle, in dieser umfassenden Weise, wie er die Sache jetzt angriff, auch nur einen kleinen Theil des Planes zur Ausführung zu bringen. Daß es ihm noch vergönnt sein werde, fast ein volles Jahrzehnt in voller Rüstigkeit an diesem Riesenwerke zu arbeiten, wagte ich damals nicht zu hoffen. Aber mir selbst war es dann noch beschieden, das Werk unter meiner bescheidenen Mitarbeit bis zur Zeit Constantins des Großen voranschreiten zu sehen und mit immer steigender Bewunderung die geniale Sicherheit zu beobachten, mit welcher er den ungeheuren Stoff in verhältnißmäßig außerordentlich kurzer Zeit zu bewältigen verstand.

Das Werk selbst, dessen sechs bisher erschienene Bände (der siebente befindet sich, im Manuscript fertiggestellt, in seinem Nachlasse) in Aller Händen sind, legt das glänzendste Zeugniß dafür ab, mit welcher Gründlichkeit die Studien dafür von ihm betrieben wurden, wie er sich nicht mit der allein schon gewaltigen Aufgabe begnügte, seine Darstellung voll und ganz auf dem Standpunkt der neuesten Specialforschungen zu halten, sondern, darüber hinausgehend, selbstthätig theilnahm an der weiteren Förderung dieser Detailuntersuchungen, wie er aber daneben oder vielmehr darüber und vor Allem den großen Zusammenhang der Weltereignisse zu verstehen und verständlich zu machen bestrebt war. Diese großen Ideen, welchen er Ausdruck zu geben rang, in steter persönlicher Berührung mit ihm gleichsam in seinem Geiste erstehen zu sehen, das war für mich ein wissenschaftlicher Gewinn, wie er größer kaum gedacht werden kann. Hier offenbarte sich so glänzend wie nie

zuvor seine großartige Begabung, bei liebevollster Versenkung in das quellenkritische Detail der Untersuchung doch immer und unausgesetzt den Blick auf den inneren Zusammenhang der großen Culturentwickelung gerichtet zu halten und nach den umfassendsten Studien über die einzelnen Ereignisse dann doch nur immer diejenigen Momente hervorzuheben, welche für den universalen Fortgang von erheblicher Bedeutung waren. Nach beiden Richtungen hin entwickelte sich damals dieser gewaltigen Aufgabe gegenüber sein Genius zu seinen glänzendsten Manifestationen. Wie oft ist es nicht vorgekommen, daß er, nachdem ich ihm Stunden lang große Partieen aus griechischen und römischen Quellen vorgelesen hatte, unmittelbar im Anschluß daran eine quellenkritische Entdeckung über den inneren Zusammenhang der Ueberlieferungen machte, zu der, wie sich dann später herausstellte, ein anderer Forscher ein ganzes dickes Buch gebraucht hatte. Nicht ohne Staunen bemerkte ich dann, wie ihm von der ganzen Menge vorgelesener Quellenstellen die einzelnen entscheidenden Wendungen so im Gedächtniß geblieben waren, daß er sie in der fremden Sprache fast wörtlich zu citiren vermochte und dann kritische Vergleiche zwischen ihnen anstellte, bei denen es auf einzelne kleine Redewendungen ankam. Diese quellenkritischen Bemerkungen mit den Quellenauszügen selbst wurden dann in besonderen großen Foliobüchern zusammengestellt, die er als ὕλαι (Wälder) bezeichnete; sie enthielten den Rohstoff, aus dem er dann die kunstvolle Darstellung gestaltete. Mehrere dieser scharfsinnigen kritischen Untersuchungen hat er dann in den Analekten der „Weltgeschichte" mitgetheilt; eine ganze Fülle derselben aber blieb in jenen ὕλαι vergraben, deren Studium eine unerschöpfliche Fundgrube tiefer Gedanken und feiner Beobachtungen vor dem Leser enthüllen würde.

Mit freudigem Dank blickte er bei diesen Studien aus den klassischen Autoren auf die Zeit seiner Ausbildung in Schulpforta zurück, der er die gründliche und tüchtige Grundlage seiner klassischen Bildung verdankte, welche ihm auch jetzt, nachdem er Jahrzehnte lang ausschließlich den Studien aus der neueren Geschichte gewidmet gewesen war, nicht versagte. Mit größter Leichtigkeit und nie versagendem Scharfsinn analysirte er die klassischen Autoren in Bezug auf Herkunft und Entstehungsart ihrer einzelnen Nachrichten.

In hohem Maße erleichtert wurden ihm diese Studien dadurch, daß die bei weitem meisten der Bücher, deren er bedurfte, in seiner eigenen reichhaltigen Bibliothek vorhanden waren. So besaß er vor Allem fast alle griechischen und römischen Historiker in vortrefflichen Ausgaben. Auf der anderen Seite aber trat dann hie und da wieder als sehr störendes Hemmniß die in der Bibliothek herrschende Unordnung hervor, deren ich hier noch mit einigen Worten gedenken möchte.

Ich habe schon erwähnt, daß jeder meiner Vorgänger den Versuch gemacht hatte, einige Ordnung in dieses Chaos zu bringen; ja die Ordnung der Bibliothek wurde jedem von ihnen, so auch mir, bei der Anstellung als

eine der Aufgaben bezeichnet, deren Lösung ihm obliege. Auch existirte aus früherer Zeit ein sachlicher Katalog in einem großen Foliobande, doch entsprach derselbe weder dem damaligen Bestande der Bibliothek, der sich seit der Anlage jenes Katalogs um das Zehnfache vermehrt hatte, noch deren Aufstellung, so daß er für eine Neuordnung so gut wie gar nicht verwendbar war. Wie meine Vorgänger, so faßte auch ich anfangs diese Neuordnung sehr ernst auf und arbeitete am Nachmittag, während Ranke spazieren ging, fast täglich mehrere Stunden in der Bibliothek. Und zwar machte ich zunächst nur einen Versuch, die größten Ungeheuerlichkeiten der Aufstellung zu heben. Nicht selten kam es vor, daß der erste Band eines Werkes im Zimmer A, der zweite im Zimmer C oder D stand; in der Reihenfolge, wie sie angeschafft waren, waren sie oft auch aufgestellt worden. Ich begann also damit, die zerstreuten Bände größerer Werke mit einander zu vereinigen. Das ließ Ranke noch gelten und belobte mich sogar wegen meines Eifers. Nunmehr beschloß ich, wenigstens die Abtheilung, welche zunächst für die weltgeschichtlichen Studien gebraucht wurde, klassische Philologie und alte Geschichte, systematisch zu ordnen. Aber da zeigte sich denn bald, woran die Versuche meiner Vorgänger gescheitert waren. Als Ranke eines Tages vom Spaziergange zurückkehrte und bemerkte, wie ich grundsätzliche Aenderungen in der Aufstellung, die bei einer Ordnung eben unvermeidlich waren, vornahm, rief er lebhaft und beinahe entrüstet aus: „Nein, hören Sie, lieber Herr Doctor, das geht nicht an, Sie nehmen mir ja die Bücher aus den Gefachen heraus, in denen sie bisher standen; dann kann ich ja, wenn Sie einmal fortgehen, gar nichts mehr finden.“ Er war eben an die Unordnung der Bücher so gewöhnt, daß er sich mit seinem großen Gedächtniß doch einigermaßen in derselben zurecht fand; er wußte bei den meisten Büchern wenigstens ungefähr, wo sie standen. Er erklärte mir in Folge dessen, daß jedes Buch in dem Gefache, in welchem es einmal stehe, verbleiben müsse; nur innerhalb der Gefache dürfe geordnet werden. Daß auf diese Weise eine Ordnung einer völlig ungeordneten Bibliothek nicht möglich sei, war mir keinen Augenblick zweifelhaft, und so gab ich meine unter diesen Umständen vergeblichen Versuche auf: es blieb Alles beim Alten. Das hatte dann aber natürlich eine Erhöhung der Schwierigkeiten, welche an sich schon mit der gemeinsamen Arbeit verbunden waren, zur Folge. In der Regel war ein Buch, wenn es gebraucht wurde, nicht zu finden. Ich bekam meist einen förmlichen Schreck, wenn mich Ranke während der Arbeit ersuchte, dieses oder jenes Buch zu holen. Denn ich wußte, daß er in der Ungeduld, die Arbeit fortzusetzen, mir selten länger als zwei oder drei Minuten zu suchen Zeit ließ; dann kam er hinter mir her und brach in Klagen aus, daß er durch so lange Unterbrechungen ganz den Zusammenhang seiner Gedanken verliere; das gehe nicht an, wir müßten das Buch ein ander Mal suchen ꝛc. Seine Klage, die er manchmal vernehmen ließ, es müsse wohl ein Kobold in seinem Hause sein, der ihm gerade die Bücher, die er brauche, stets verwerfe, schien

etwas Berechtigtes zu haben; denn wenn z. B. von einer Zeitschrift, von der 100 Hefte existirten, irgend ein Heft gebraucht wurde, so konnte man mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß 99 Hefte da waren, und nur das fehlte, welches gebraucht wurde. Natürlich erschien ihm das dann unerklärlich. Die Sache war aber sehr einfach. Er hatte das betreffende Heft, in welchem irgend ein für ihn wichtiger Aufsatz enthalten war, schon vorher selbst herausgesucht, sich vom Diener oder sonst einem zufällig Anwesenden etwas daraus vorlesen lassen und es dann verlegt. Nach mehreren Tagen fand es sich dann zufällig an irgend einer Stelle, wo man es nimmer vermuthen konnte.

Diese und ähnliche kleine Schwierigkeiten veranlaßten ihn natürlich zuweilen zu den lebhaftesten und scheinbar verzweifelten Klagen, die etwas sehr Peinliches für mich gehabt hätten, wenn ich nicht gewußt hätte, daß sie sich naturgemäß bei allen Assistenten wiederholt hatten. Es kam ihm dann eben nur klar zum Bewußtsein, ein wie großes Hemmniß für ihn darin liege, mit fremder Hülfe arbeiten zu müssen. „O, ich armer Schelm," rief er dann wohl einmal aus, „wenn ich auf einen ganz hohen Berg steige, kann ich mein Unglück nicht übersehen." Aehnliche Aeußerungen der Klage über sein Geschick wiederholten sich so oft, daß ich anfangs glaubte, sie seien dadurch veranlaßt, daß er speciell mit meinen Leistungen unzufrieden sei. Ich konnte nicht umhin, ihm dieses Bedenken einmal offen zu äußern; da beruhigte er mich aber mit Worten warmer Anerkennung meiner schwachen Verdienste, welche mich ebenso überraschten als erfreuten. Seine Klagen gälten, so sagte er dann, nicht meinen Leistungen, sondern seinem Geschick, durch welches seiner Arbeit naturgemäß manche Schwierigkeiten erwüchsen. Auch waren diese Klagen, wie ich dann bald merkte, keineswegs so ernst gemeint, als sie lebhaft geäußert wurden; sie waren ihm gleichsam zur Gewohnheit geworden; er jammerte und klagte manchmal vor sich hin, ohne es selbst zu wissen, so z. B. regelmäßig des Morgens, ehe er mit der Arbeit begann.

Diese oft unarticulirten Klagelaute, welche mich Anfangs sehr beunruhigten, bezogen sich zum großen Theil auch auf seinen körperlichen Zustand, der in den letzten Jahren viel zu wünschen übrig ließ. Namentlich litt er seit lange an einem außerordentlich schmerzhaften inneren Leiden (Blasenleiden), und es war geradezu erhebend anzusehen, wie sein energischer Geist dieser Schmerzen des Körpers Herr zu werden suchte und Herr wurde. Bevor er an die Arbeit ging, wenn er in das Arbeitszimmer eintrat, merkte man ihm wohl an, daß er litt; wie gesagt, er stöhnte und klagte dann oft, daß ich ganz ängstlich wurde. Dann konnte man aber förmlich sichtbar wahrnehmen, wie er mit einem energischen Ruck den schwachen Körper bewältigte. Er schloß dann wohl seine Klagelaute mit den energisch gesprochenen Worten: „Aber nun müssen wir diese Leiden vergessen und uns ganz der Muse widmen!" Und dann gehorchte der schwache Körper widerstandslos dem starken Geiste. Ununterbrochen und ohne jede Aeußerung eines Schmerzes

wurde die Arbeit Stunden lang gefördert; und erst, wenn das letzte Wort des Dictats verklungen war, forderte die Natur wieder ihr Recht; der von einer grandiosen Energie zusammengehaltene Körper klappte förmlich sichtbar zusammen, wie eine zu straff gespannte Feder. Immer und immer wieder hat mich diese staunenswerthe Willenskraft zur größten Bewunderung hingerissen. Ohne sie wäre die beispiellose Fruchtbarkeit des geistigen Schaffens, die fast bis an den Rand des Grabes fortdauerte, unmöglich gewesen.

Und bei allen diesen kleinen Nöthen des Leibes, welche unvergleichliche Munterkeit und Heiterkeit der Seele hat er sich allezeit bewahrt. Wie brachte er allen den großen und kleinen Interessen des Tages Sinn und Verständniß entgegen, wie lebhaft nahm er persönlichen Antheil an dem Ergehen Derer, für welche er einmal ein näheres Interesse gefaßt hatte! Mitten in der Fülle der Studien, welche sich auf die höchsten Probleme menschlicher Erkenntniß bezogen, hat er sich allezeit ein warmes Herz für seine Mitmenschen und vor Allem für das, was seine nächste Umgebung anging, bewahrt. Wie konnte er doch im Kreise seiner Kinder und Enkel so echt menschlich fröhlich und mittheilsam sein, wie nahm er doch so warmen Antheil an Allem, auch dem Kleinsten, was sie und seine sonstige Umgebung betraf. Und welche Fülle von Gemüth legte er oft in den Briefen an den Tag, die er an seine Familienmitglieder oder an seine vertrauten Freunde schrieb. Trotz aller der kleinen Schwächen und Wunderlichkeiten, welche auch diesem großen Mann natürlich anhafteten, mußte man bei längerem Verkehr mit ihm den Menschen ebenso lieben lernen, wie man den Forscher bewundert. Mit dankbarer Freude und inniger Rührung werde auch ich stets des warmen Antheils, den er mir auch, nachdem ich von ihm geschieden war, bewahrte, und der zahlreichen Beweise seines mich beglückenden väterlichen Wohlwollens, welche er mir gegeben hat, gedenken. Gleich mir aber werden alle jüngeren Nachstrebenden, denen er als Forscher wie als Mensch ein leuchtendes Vorbild gewesen ist, sein Andenken in Ehren halten. Was er der Wissenschaft gewesen ist, das voll und ganz zu verstehen, ist Jedem die Möglichkeit geboten, der den epochemachenden Leistungen seines Genius Sinn und Verständniß entgegenbringt. Aber nicht blos seine literarischen Leistungen, sondern auch seine anregenden persönlichen Einwirkungen auf die jüngeren Studiengenossen, die ihm in irgend einer Weise nahe getreten sind, sichern seinem Namen und Wirken die Unsterblichkeit, welche nur den Besten der Nation beschieden ist. Wenn dereinst die Muse der Geschichte die geistige Bewegung unseres Jahrhunderts zu schildern unternehmen wird, dann wird unter Denen, welche dem wissenschaftlichen Leben unserer Zeit Antrieb und charakteristisches Gepräge verliehen haben, der Name Ranke stets unter den Ersten genannt werden. Und je mehr man sich in die reichen und mannigfaltigen Schöpfungen seines unvergleichlich tiefen und vielseitigen Geistes versenken wird, um so mehr wird zur allgemeinen und klaren Ueberzeugung

der Völker werden, was in den Kreiſen ſeiner Fachgenoſſen ſchon längſt eine unbeſtrittene Wahrheit iſt: daß Ranke nicht nur der größte Geſchichtſchreiber des 19. Jahrhunderts, ſondern einer der tiefſten hiſtoriſchen Denker aller Zeiten geweſen iſt.*)

*) Nach der Drucklegung des vorſtehenden Aufſatzes ging mir durch die große Freundlichkeit des Sohnes des Verſtorbenen, des Herrn Paſtors Otto von Ranke in Potsdam, eine von dieſem verfaßte und als Manuſcript gedruckte Broſchüre: „Zu Leopold von Ranke's Heimgang" zu, in welcher vor Allem höchſt dankenswerthe und in ihrer Schlichtheit ergreifende Schilderungen der letzten Lebenstage Ranke's gegeben werden. Hier iſt auch von dem oben (S. 206) erwähnten Vorfalle die Rede, welcher im Weſentlichen ebenſo dargeſtellt wird, wie er mir von Herrn Profeſſor Ernſt Ranke geſchildert worden iſt. Außerdem enthält jene kleine Broſchüre die Anſprache, welche der Sohn am Sarge des Vaters gehalten hat, und die Grabrede des Hofpredigers Dr. Kögel, endlich als Anhang die Beileidſchreiben der Mitglieder des kaiſerlichen und anderer regierender Häuſer, ſowie des Fürſten Bismarck.

Die letzten Weetzow.

Eine märkiſche Studie

von

Philipp zu Eulenburg.

— München. —

„Iſt Ihr Herr Onkel ein umgänglicher Mann?“ fragte der Doctor, und ſein forſchender Blick heftete ſich plötzlich mit einem gewiſſen Intereſſe auf den Baron. „Ich beabſichtige morgen früh nach Weetzow zu fahren.“

Es war ein merkwürdiger Gegenſatz, das unbedeutende, fleiſchige Geſicht des jungen Offiziers mit dem ſchwachen, weißblonden Schnurrbärtchen, und der große, knochige Kopf des jungen Arztes mit dem wuchernden ſchwarzen Barte.

Der Baron ſtreckte ſich behaglich auf dem grünen Sammetſopha des Reſtaurationslocales, während der Kellner eine neue Flaſche Deidesheimer zwiſchen den einwärtsgebogenen Knien entkorkte.

„Mein Onkel,“ erwiderte er, „ſoll ſehr liebenswürdig ſein, wie man ſagt. Ich bin niemals zu dieſer Erkenntniß gekommen! Ein alter Mann, der klapperdürr iſt, ſein faltiges Geſicht glatt raſirt, den ganzen Kopf voll fliegender, graublonder Locken hat, dazu grüne oder braune Tuchröcke in dem unvergleichlichen Schnitt der dreißiger Jahre trägt, mag liebenswürdig ſein oder nicht — ich komme über ſein Aeußeres nicht hinaus! Wenn er außerdem gelegentlich Voltaire anführt oder ein paar lateiniſche Verſe recitirt, die man nicht verſteht, ſo iſt das kein Vergnügen!“

„Sie machen mich neugierig,“ ſagte der Doctor, der ſich während dieſer Schilderung ſein Pince-nez auf die breite Naſe geklemmt hatte.

„Uebrigens finden Sie auch meinen Vetter in Weetzow,“ fuhr der Baron fort.

„So, das wundert mich! — da die Geſellſchaftsdame mich aufforderte zu kommen und nicht Ihr Vetter.“

„Darauf können Sie lange warten! — Briefe schreiben und andere alltägliche Beschäftigungen sind nicht seine Sache. Er könnte flott leben, sich sechs Pferde halten, Diners geben — das Geld hat er dazu! Aber keine Spur! Er läuft allein im Walde herum und soll sogar malen!“

„Wollen Sie damit sagen, daß Ihr Vetter ein schlechter Soldat ist?“

„Nicht das gerade. Er ist ein Soldat ohne Passion. Denn an Schneid fehlt es ihm nicht. Er gewann sogar im vorigen Sommer ein Rennen gegen ganz ansehnliche Gegner. Da hätten Sie ihn sehen sollen! Er lachte unaufhörlich und fand die ganze Sache ‚komisch‘! Damit verdarb er sich wieder den Vortheil, der ihm aus der Situation erwachsen war. Wie kann ein Cavallerie-Offizier ‚komisch‘ finden, ein Rennen zu gewinnen? Sagen Sie selbst? Solche Dinge sind eben nicht komisch — die sind verflucht ernst.“

Der Baron schenkte sich ärgerlich sein Glas voll, während der Doctor sich erhob.

„Es wird Zeit,“ sagte er, „ich habe einen Brief zu schreiben und fahre morgen früh um sechs Uhr nach Weetzow. Auf Ihr Wohl!“ Er leerte sein Glas. „Soll ich Ihren Herrn Onkel grüßen?“

„Natürlich! — mit dem gehörigen Respect — auch den träumerischen Vetter und Fräulein Rutenberg mit ihrer — wie schrieb sie Ihnen doch?“

„Verfinsterte Weltlage.“

„Ja wohl! — ausgezeichnet! — Adieu Doctor!“

— ——— —

Das Herrenhaus in Weetzow lag etwas abseits von dem stattlichen, in massiven Gebäuden aufgeführten Wirthschaftshofe. Sein doppeltes hohes Ziegeldach blickte behaglich durch die Gipfel der alten Linden des Gartens. Zwei grade Alleen, die im rechten Winkel zu dem Hause dem nahen Walde entgegenführten, die beiden Teiche in regelmäßiger Form und die beschnittenen, hohen Buchenhecken, so angelegt, daß sie einen freien Ausblick von der großen Thür des Hauses gestatteten, trugen den Charakter jener gradlinigen Zeit, die dem Rococo voraus ging. Der Garten war ordentlich, aber ohne Luxus gehalten. Der mißglückte Versuch eines Teppichbeetes vor der Thür sprach von gewissen Bemühungen des Gärtners. An dem Hause entlang standen einige Orangenbäume in grünen, defecten Holzkübeln. Augenscheinlich fehlte die sorgende Aufsicht der Herrschaft, aber der alte, pflichttreue Gärtner hielt Alles im Stand, ließ tüchtig das Unkraut aus den Wegen zupfen und mähte auch bisweilen das Gras; nicht zu oft, denn er hatte zwei Kühe in seinem Stall, denen die langen Grashalme besser schmeckten als die kurzen.

Fräulein Rutenberg war schon mehrmals durch die große Hausthür hinaus auf den Weg getreten. Es war ein schöner Junimorgen und sie athmete systematisch die gute Luft tief ein. Aber weder dieses systematische Athmen, noch die sehr specielle Besichtigung des mißglückten Teppichbeetes war der Zweck ihres Gartenbesuches. Sie wartete in Ungeduld auf den Arzt. Der alte Baron war nicht kränker geworden, aber der Doctor

mußte jetzt kommen. Die gute Rutenberg war eine pünktliche Person und im Hause ging Alles nach der Minute — bis auf den alten Baron, der niemals rechtzeitig zu den Mahlzeiten erschien. Welche Qualen der Ungeduld litt die Arme darum! Ihre Leberaffectionen hingen entschieden mit dieser Unpünktlichkeit des Barons zusammen. Darüber war sie sich völlig klar. Mit dieser Unpünktlichkeit, die bisweilen die Eintheilung des ganzes Tages in die größte Verwirrung brachte! Und doch, wie verehrte sie ihn grenzenlos, diesen ritterlichen alten Herrn mit seinen vielen zarten Rücksichten. Es war der große Kampf zwischen Leber und Herz, der in ihr wogte!

Endlich hörte Fräulein Rutenberg das Rollen des herrschaftlichen Wagens auf dem Pflaster draußen im Hof. Dann einen Peitschenknall, und die beiden alten dicken Schwarzbraunen bogen steif und eifrig zwischen den Thorpfeilern in den Garten ein. Vor der Hausthür zischte der alte Friedrich auf dem Bock des altmodischen Wagens in irgend einem Winkel seines zahnlosen Mundes einen besonderen Laut und die dicken Braunen standen prustend still. Wie eine alte gelbe Lederpuppe saß Friedrich auf dem Bock in seinem sandfarbenen Rock und mit dem unglaublich hohen Cylinderhut auf dem Kopf. Der Doctor sprang aus dem Wagen und begrüßte höflich das Fräulein. „Ich habe die Ehre, Fräulein Rutenberg zu sprechen?" sagte er verbindlich.

„Jawohl. Ich bat sie gestern schriftlich um Ihren Besuch, treten Sie näher, Herr Doctor — bitte geradaus — dort ist das Eßzimmer. Ich habe etwas Frühstück herrichten lassen — nach der langen Fahrt, die beiden Herren sind im Garten, sie kommen gleich."

„So scheint der alte Herr nicht ernstlich leidend zu sein," sagte der Doctor, neben Fräulein Rutenberg durch das weiß getünchte große Vestibül schreitend, an dessen Wänden einige alte Oelbilder hingen, Weetzows mit gepuderten Haaren in dunkelbraunen Sammetröcken. Einige weiß angestrichene Rohrstühle, mit krummen Rococobeinen, standen ganz verloren einsam herum. Sonst war nichts in dem kahlen Raum zu sehen.

Als der Doctor an dem Tisch des Eßzimmers Platz nahm, auf dem eine Fülle von ländlichen Genüssen seiner harrte, blieb sein forschender Blick auf einer Leberwurst haften und es setzte ihn in eine gewisse kleine Verlegenheit, daß ein Diener mit einer wunderbaren Haarlocke auf der Stirn, der in Gesellschaft eines uralten, ganz mageren Kammerdieners, der eine fuchsblonde Perrücke trug, ihm sofort gerade von dieser Leberwurst präsentirte.

Fräulein Rutenberg hatte mit ihm an dem Tische Platz genommen, jedoch ohne zu essen. Sie blickte unruhig zum Fenster nach dem Garten hinaus.

„Dort kommen die Herren," sagte sie, „recht langsam! Es ist das erste Mal, daß sich der alte Herr auf den Arm des Baron Gerd stützen muß. Ja, diese schlaflosen Nächte! — es ist schrecklich. Wie soll das nur enden? Er wird jeden Tag körperlich schwächer und geistig erregter. Das hält schon ein Jüngerer nicht aus!"

„Ist diese Schlaflosigkeit durch ein besonderes Ereigniß hervorgerufen?“ fragte der Doctor. Er nahm wieder von der vortrefflichen Leberwurst und dachte einen Augenblick an die „verfinsterte Weltlage“, von der das Fräulein ihm schrieb.

Fräulein Rutenberg sah anders aus, als er sie sich gedacht hatte. Eigentlich ganz vernünftig in ihrem einfachen grauen Kleide mit dem weißen Krägelchen und dem glatten braunen Scheitel.

Das bescheidene Aeußere stand in einem psychologischen Zusammenhange mit ihrer inneren Verfassung. Die mit den Jahren schwindende Liebesbedürftigkeit zieht sich gern und ohne besondere Schwierigkeiten die kleidsame Tracht der Entsagung an. Doch nicht ohne daß der Entsagende viel von „schweren inneren Kämpfen“ spricht.

Auch Fräulein Rutenberg hatte längst der Liebe entsagt und viel von inneren Kämpfen gesprochen. Eine in dem Verhältniß dieser Abnahme stetig wachsende Freude an der Nahrung entschädigt bis zu einem gewissen Grade für die Flucht der freundlichen Liebesgötter. So ließ auch Fräulein Rutenberg in ihrer zunehmenden Freude an der Nahrung der Küche den Vorräthen und dem Obste doppeltes Interesse angedeihen. Darum aß man nirgends besser als bei dem alten Baron. Nirgends waren Früchte besser eingekocht, nirgends gab es solche Bierkarpfen, nirgends solche Leberwurst.

Fräulein Rutenberg war auf die Frage des Doctors nach dem Grunde der Schlaflosigkeit in ein überlegendes Nachdenken versunken. Jetzt machte sie ein ihr eigenthümliches „bedeutendes“ Gesicht. „Die französische Politik regt den alten Herrn ganz entsetzlich auf,“ sagte sie, „ich weiß nicht, was ihn anders so beunruhigen könnte. Er glaubt an Krieg. Ich theile nicht diese Ansicht,“ fuhr sie fort, sich plötzlich lebhaft zu dem Doctor wendend, „obgleich ich an der Leber leide.“

Der Doctor durfte in seiner Eigenschaft als Arzt diese Klage des Fräuleins nicht überhören.

„Sie leiden an der Leber?“ fragte er mit geheucheltem Interesse.

„Leider sehr! Ich möchte Sie später auch um Ihren gütigen Rath bitten.“

Fräulein Rutenberg drückte bei diesen Worten beide Hände ausgebreitet auf die linke Seite ihres Magens. Plötzlich blickte sie mit gesteigerter Aufmerksamkeit hinaus, während sich ihr Hals zu verlängern schien. „Da kommen die Herren,“ sagte sie, sich erhebend, und ging durch die nach dem Vestibül geöffnete Thür hinaus.

„Ja, das ist eine schlimme Geschichte mit dem Herrn Baron,“ sagte der Diener mit der Haarlocke, „kein Schlaf, kein Schlaf!“ Der alte Kammerdiener, der an dem Büffet Rothwein in eine Glaskanne füllte, schnalzte dazu besorglich mit der Zunge.

„Nun, wir wollen schon sehen,“ sagte der Doctor, Fräulein Rutenberg nachgehend.

Vor der Thür langten eben die beiden Herren an. Der Alte ſtützte ſich auf den Arm des Sohnes. Wie merkwürdig ſahen die Beiden aus! Die Schilderung des Herrn Vetters geſtern Abend war nicht unrichtig, aber er hatte nicht geſagt, wie ſchön dieſer ſchlanke junge Mann mit den blonden, kurzen Locken war und welche Augen der eigenthümliche Alte hatte! Der Doctor mit ſeinem forſchenden Blicke war ganz befangen in dem merkwürdigen Lichte dieſer großen blauen Falkenaugen. Das war ihm noch niemals begegnet! Wie dumm dieſer Vetter war, daß er von dieſen Augen nichts erzählte.

„Willkommen, Herr Doctor," ſagte der Alte, den breitkrämpigen, graugelben Filzhut lüftend. „Es war nicht meine Schuld, daß Sie den weiten Weg machen mußten." Er lächelte dazu. „Ich hoffe, Sie haben ein Glas Wein getrunken, wir hatten uns im Garten verſpätet, mein Sohn und ich. Was bringen Sie Neues? Der Krieg iſt nicht erklärt?" Der Alte hatte den Arm des Sohnes losgelaſſen und ſtützte ſich, die ſchmale, magere Hand um den Griff ſpannend, auf den Rohrſtock.

„Nichts, Herr Baron. Die Stimmung in Frankreich iſt eine ſehr erregte. Die Erregung iſt ſogar im Wachſen. Doch das ſind Nachrichten, die Sie vermuthlich aus den Zeitungen ſo gut hier wiſſen, als wir in Berlin."

„Die Erregung iſt im Wachſen," ſagte der Alte nachdenklich und ließ einen Augenblick die großen Augen forſchend auf dem Doctor ruhen. Dann wendete er ſich zu ſeinem Sohne. „Alſo Du richteſt an Krüger aus, was wir eben beſprachen." Dann fuhr er zu dem Doctor gewendet verbindlich fort: „Ich vergaß die Herren bekannt zu machen! Mein Sohn . . ."

Gerd verbeugte ſich leicht und lächelte dabei. Er lüftete auch den grünen Jagdhut und der Doctor bemerkte eine ganze Fülle blonder Locken. Wie muß der Alte den Jungen lieben! Der Menſch hat einen eigenartigen Zauber, wie ein junger Gothenhäuptling ſieht er aus!

Gerd bemerkte den Blick des Doctors. Dieſer abwägende Blick, dieſe Verſtandesſpeculation ſtieß ihn ab. Er wußte freilich ſelbſt nicht, weshalb ihn dieſer Blick unſympathiſch berührte. Inſtinctmäßig aber empfand auch der Doctor das Aufflackern jener Oppoſition. Einnehmend? Nein, einnehmend iſt er doch eigentlich nicht, dachte er. Hübſch, ja! Vielleicht ſogar ſchön, dieſer freche Gothenhäuptling!

„Wollen Sie mich begleiten, Herr Doctor," fragte jetzt der Alte. „Wir gehen in den Garten."

Gerd blickte den Alten beſorgt an. „Nicht zu weit, Vater," ſagte er, „ich bitte Dich."

„Ich werde mir erlauben, den Herrn Baron zu überwachen," ſagte lächelnd der Doctor, und Gerd ſtieg die Röthe auf die Stirn.

Der alte Herr bemerkte den innerlichen Vorgang. Er hätte wollen die Hand Gerds faſſen! Wie ihn dieſe Empfindlichkeit des Sohnes dem fremden Elemente gegenüber ſo unmittelbar wohlthuend berührte! „Wir gehen zu dem

Teiche, Gerd," sagte der Alte, sich wendend. Der junge Mann schritt eilig auf dem Wege zum Hofe fort, elastisch und leicht. Das fiel dem Doctor wieder auf. Er dachte an seine eigenen großen Füße, er war nicht einmal mit sechszehn Jahren so gegangen.

„Ihnen wird das Gehen schwer, Herr Baron?" begann der Doctor, seine Gedanken auf den Alten übertragend.

„Ich bin müde, das ist nicht wunderbar. Ich bin 70 Jahr alt."

„Und Sie schlafen nicht?"

„Nein. Das erstaunt die Leute. Sie meinen, ein Jeder müsse schlafen wie diese Dachsnaturen!"

„Auf die Dauer werden Sie die Schlaflosigkeit nicht ertragen können."

„Nein. Sie werden dieselbe aber auch nicht beseitigen können."

Der Doctor verzog keine Miene bei diesem Angriff.

„Magnetismus dürfte vielleicht eine Wirkung haben," fuhr der Alte fort, „ich weiß nicht, was Sie davon halten?"

Der Doctor zuckte mit den Achseln, während sich die großen, hellen Augen des sonderbaren Alten starr und ernst auf ihn geheftet hatten.

„Ich habe den Magnetismus nicht den Heilmitteln angereiht, mit denen ich zu arbeiten pflege. Sie werden das nicht wunderbar finden."

„Das heißt, Sie verhalten sich seiner Heilkraft gegenüber also ablehnend?"

„Das nicht: ich wünsche nur Vernünftiges von Unvernünftigem geschieden zu sehen."

Der Alte blieb stehen. „Mit anderen Worten: Sie erkennen an, daß der Magnet Eisen anzieht — vielleicht auch ist Ihnen der Begriff thierischer Magnetismus denkbar," sagte er mit leisem Spotte und mit einem Blick, der den Doctor etwas verletzte, „aber etwas complicirtere Aeußerungen des Magnetismus, zum Beispiel die Fähigkeit, die man in Schottland ‚second sight' nennt, die Fähigkeit, in den Augen eines Menschen den nahen Tod desselben lesen zu können, verneinen Sie?"

Diese Fragen sollten gleichgültig erscheinen, und doch war der Alte erregt. Der Doctor betrachtete ihn mit gespannter Aufmerksamkeit. „Ich verneine nicht Alles," sagte er, „ich habe z. B. einen Freund, an dessen Aussagen ich zu zweifeln keine Veranlassung habe. Derselbe ist Arzt wie ich und hat bei einigen Personen, die an der Morphiumsucht litten, die eigenthümliche Wahrnehmung gemacht, daß dieselben während ihres traumhaften Zustandes die Fähigkeit hatten, Ereignisse zu empfinden und mitzutheilen, die sich ohne jeden erklärlichen Zusammenhang mit ihnen an entfernten Orten abspielten. Wie weit hier der Magnetismus hineinspielt, weiß ich nicht. Denn Morphium scheint das bewegende Element zu sein. Ich muß außerdem hierzu bemerken, daß mein Freund eine sehr blühende Phantasie hat."

Der Alte schwieg, er schien unangenehm durch die Schlußäußerung des Arztes berührt zu sein.

Die Beiden waren unterdessen an den Teich gekommen. Der alte Gärtner

mit einem ſtruppigen grauen Bart und ein weißblonder Gartenburſche waren beſchäftigt, Blumentöpfe in ein Beet zu graben. Sie knieten auf dem Raſen. Als der Baron mit dem Doctor langſam vorüber ſchritt, ſtand der Gärtner auf, nahm ſeinen defecten Strohhut ab und ſchritt mit ſeinen mageren, alten Beinen auf ſeinen Herrn zu. Die langen, grauen Haare hingen unordentlich um das gute, freundliche Geſicht, über das ſich ein ſorgenvoller Zug gebreitet hatte.

„Verzeihen der Herr Baron," ſagte er in beſcheidenem Tone, „iſt wohl ſchon eine Nachricht gekommen, daß es mit Frankreich losgeht? Die Leute im Dorfe ſagen ſo."

„Nein," erwiderte der alte Herr, „mir iſt nichts bekannt. Aber es ſieht ernſt aus, Müller; in einigen Tagen werden wir die Entſcheidung haben. Wißt Ihr, Müller," fuhr der alte Baron fort und faßte ſich nachdenklich an die Lippen, „Ihr könnt mit dieſem Herrn da nach Berlin fahren, um Euern Guſtav noch einmal zu ſehen. Mit dem Abmarſch der Truppen geht es nachher ſchnell. Wann wollen Sie zurückkehren, Herr Doctor? Sie werden wohl nichts dawider haben, daß der Gärtner Müller Sie auf dem Bock des Wagens begleitet. Sein Sohn dient bei den Dragonern."

„Durchaus nichts," ſagte der Doctor, „ich gedachte morgen früh abzureiſen, wenn Sie mir gütigſt ein Nachtquartier geſtatten. Ich erlaube mir übrigens zu bemerken, daß Sie den Ereigniſſen vorgreifen, Herr Baron. Der Krieg iſt noch nicht erklärt." Der Doctor empfand es peinlich, daß der Alte auf dieſe Bemerkung nicht einging.

„Ja, Müller," ſagte der Alte langſam und nachdenklich, und legte dem alten Diener ſeine Hand auf die Schulter, „in ſolchen Tagen wird uns klar, was Pflicht heißt. Pflicht gegen das Vaterland, das uns ſchützt und das wir nun einmal ſchützen ſollen. Leichter iſt es, zu dem Schwert zu greifen, als den Sohn zu geben — aber, alter Müller, es iſt doch ſchön, daß wir Preußen ſind."

Dem graubärtigen Gärtner traten Thränen in die Augen und durch die hellen Blicke des Alten zog ein ſo freier, ſtolzer Glanz, daß es ausſah, als rötheten ſich die bleichen Wangen dazu. Der Doctor war eigenthümlich bewegt durch dieſes Gebahren des alten Herrn, durch den Zug edelſter Vaterlandsliebe, der aus ſeinem Weſen ſprach, aber er hatte längſt ſeiner „Sentimentalität" die Exiſtenzberechtigung abgeſprochen und war viel zu ſkeptiſch, um den Reiz einer leichten Gemüthsbewegung genießen zu können. Wenn es nicht zum Krieg kommt, ſo iſt die Scene nur komiſch geweſen, dachte er. Ich conſtatire hochgradige nervöſe Erregung. Der Alte muß ſchlafen! — Mit Chloral wird es gehen.

Der Gärtner war dankend zurückgetreten und die beiden Herren ſchritten wieder neben einander her.

„Uebrigens nehme ich kein Chloral," begann der Alte, als habe er Krieg und Vaterland plötzlich wieder vergeſſen. Der Doctor wunderte ſich über den Zufall des Fortſpinnens ſeiner eigenen Gedanken durch den alten Herrn!

„Dieſes beliebte Mittel hat nicht geholfen, als mir viel harte innere Kämpfe die Nachtruhe verdarben. Es hilft mir heute ebenſo wenig."

„So will ich Ihnen eine andere Narkoſe vorſchlagen: verſuchen Sie an Frieden zu glauben, Herr Baron. Glaube iſt auch ein Betäubungsmittel," ſetzte er lächelnd hinzu.

Der Alte ſchwieg. Eine Erwiderung hätte die Discuſſion über einen Gegenſtand hervorrufen können, den er im Verkehr mit Naturen von des Doctors Art nicht zu berühren pflegte.

Jetzt aber wurde Gerd ſichtbar; er ſchritt in ſeinem ſchwebenden Gange, ſich leicht wiegend, die Lindenallee entlang. Ueber die Züge des Alten ging eine flüchtige Röthe, als er den Sohn erblickte. Hätte der Doctor dieſe Bewegung geſehen, ſo würde er etwa die Bemerkung gemacht haben: Der Liebende erblickt die Geliebte, die Nervoſität iſt eine wachſend hochgradige. Aber der Doctor ſah nicht den rührenden Zug väterlichen Glückes, er fand nur, daß der „junge Gothenhäuptling unverſchämt leichtfüßig" ſchritt.

Als Gerd zu den Herren getreten war, nahm der Alte ſeinen Arm. Die Unterhaltung drehte ſich um wirthſchaftliche Dinge. Der vollblütige Oberinſpector mit ſeinen ſchmutzbeſpritzten Knieſtiefeln erwartete den Baron am Hauſe. Es war eine Anzahl Lämmer eingegangen. In der Fütterung mußte eine Fehler vorgekommen ſein; der Schäfer ſchwur hoch und theuer, daß es ſeine Schuld nicht ſei, aber der Inſpector, der den Schäfer längſt „auf dem Zug" hatte, beſtand auf Entlaſſung deſſelben. Der alte Herr faßte die Sache ziemlich kaltblütig auf, wollte ſelbſt in die Schäferei gehen, verlangte Section durch den Thierarzt, Unterſuchung des Futters, kurz, zeigte ſich vor dem erſtaunten Doctor ſo ruhig, als ſo umſichtiger, klarer Landwirth, daß der Arzt ſeine Diagnoſe auf „allgemeine Nervoſität mit intermittirenden Fiebererſcheinungen" ſtellte.

Die eigentliche Conſultation, die nach dem Mittageſſen ſtattgefunden hatte, lehnte ſich weſentlich an dieſen letzten Gedanken des Doctors. Pulver wurden verſchrieben, die Diät geregelt und jenes taſtende Wechſelgeſpräch geführt, das ein ſicheres Kennzeichen ſchwankender Diagnoſe iſt.

Der Abend in dem Zimmer des alten Herrn, wo auf dem runden Tiſch die hohe Lampe mit dem großen weißen Schirm ſtand, geſtaltete ſich, wie der Doctor fand, gemüthlicher. Das Zimmer trug ein gewiſſes typiſches Gepräge. Der rieſengroße Schreibtiſch mit verblichenem grünen Tuch beſpannt, die Stühle verſchiedenſter Form, ja ſelbſt die Bilder an den, mit dunkelgrauen Muſtern auf hellgrauem Grunde in griechiſchem Stile gemalten Wänden, hatten etwas Perſönliches, dem Weſen des alten Herrn Angepaßtes. Weder der Geiſt der Renaiſſance noch des Rococo war über ihn gekommen. Er ging mit einer gewiſſen großartigen Gleichgültigkeit unter dem Chaos von Möbeln aller Zeiten, die das Schloß enthielt, einher. Friedlich ſah er eine grabbeinige Mahagony-Kommode neben einem reichgeſchnitzten und üppig geſchweiften Lehnſtuhl ſtehen, ohne je darüber nachzudenken.

„Was ist eigentlich schön, Vater?“ hatte ihn in dem großen Salon des ersten Stockwerkes vor Jahren einmal Gerd gefragt, in dem sich ein dunkles Gefühl für Stil zu regen schien. „Der Wald,“ hatte der Alte gesagt, und nie hatte seit jener Zeit den jungen Mann sein Zimmer und der moderne Luxus beschäftigt.

Bei dem Abendessen war es zur Sprache gekommen, daß der Doctor gern ein gutes Glas Rheinwein tränke, und da hatte der alte schwachköpfige Kammerdiener eine Flasche Rüdesheimer Berg aus dem Keller holen müssen. Diese Flasche, und die grünen Gläser dazu, waren in das Wohnzimmer des alten Barons mitgenommen worden und versetzten den kritischen Doctor wegen ihres „ganz hervorragenden“ Inhalts in eine behagliche Stimmung.

Fräulein Rutenberg, die den Doctor in der Dämmerstunde vor dem Abendessen consultirt hatte, hielt ihn nun selbstverständlich für den geschicktesten und gescheutesten Arzt seiner Zeit. Er hatte zu ihrer besonderen Genugthuung eine unbedeutende Leberanschwellung constatirt und sie war deshalb auch mit ihrer Tapisseriearbeit — ein prangendes Rosenbouquet auf schwarzem Grunde mit leuchtenden riesengroßen Veilchen dazwischen — länger bei den Herren geblieben wie gewöhnlich. Sie schenkte ab und zu die Gläser wieder voll, was Gerd mit seiner ritterlichen Höflichkeit nicht dulden wollte. Die Unterhaltung drehte sich in buntem Wechsel um die bewegenden Dinge der Zeit. Die politischen Verhältnisse wurden eifrig erörtert und der Doctor hatte den geistreichen Argumenten des alten Herrn gegenüber einen schweren Stand. Der Alte hatte Alles gelesen, kannte Alles und hatte über Alles nachgedacht. Dazu wechselte die Form seiner Rede unaufhörlich. Bald war er schneidend scharf in seinen feinen Deductionen, bald strömte das freie, herzenswarme Wort von seinen Lippen wie ein frischer, junger Quell. Gerd lächelte dazu und in seinen blauen Kinderaugen flammte es hell auf.

Der Doctor fand den Alten „merkwürdig wenig“ nervös. Lebhaft war er und wirklich liebenswürdig — das wollte er dem Neffen in Berlin mittheilen — aber nervös? nein! — Durchaus gesund. Darauf trank er wieder ein Glas Rüdesheimer Berg.

„Ihre Familie, Herr Baron, ist lange schon in Weetzow angesessen?“ fragte er, als von einer Urkunde die Rede war, die sich in dem dortigen Archiv befinden sollte.

„Urangesessen,“ bemerkte Fräulein Rutenberg, mit einem gewissen Familienstolze in die Unterhaltung eingreifend.

„Das heißt, Ihre Familie würde etwa mit den askanischen Markgrafen eingewandert sein?“ fragte der Doctor weiter.

„Nein,“ sagte der alte Herr, „meine Familie leitet ihren Ursprung von den wendischen Einwohnern des Landes her.“

„Kennen Sie nicht die Familiensage der Weetzows, Herr Doctor?“ fragte Fräulein Rutenberg eifrig.

„Eine Familiensage ist mir nicht bekannt,“ sagte der Doctor nicht ohne Interesse, „aber es würde —“

„Aber es würde Sie intereſſiren ſie zu hören," fiel Fräulein Rutenberg eifrig ein.

Der alte Baron lächelte, doch bemerkte Fräulein Rutenberg nicht den kleinen Spott, der in dieſem Lächeln lag. Er würde ſie ſehr gekränkt haben.

„Gerd, willſt Du die Sage erzählen?" fragte der alte Herr.

Gerd erröthete leicht und der Doctor fand, daß der Gothenhäuptling etwas von der altgermaniſchen Keuſchheit beſaß, die Tacitus zu rühmen wußte.

„Du erzählſt es beſſer, Vater," ſagte Gerd. „Du giebſt den Worten einen gewiſſen Ton, den ich nicht habe."

Der alte Herr legte ſich in ſeinen Seſſel zurück und ſah einen Augenblick nach der Decke hinauf, als dächte er nach. Dann ſtrich er mit der Rechten über ſein Kinn.

„Die Sage iſt im Grunde einfach," begann er.

„Einfach und groß," ſchaltete Fräulein Rutenberg ein, emſig nähend.

„Meine heidniſchen Vorfahren waren Prieſter Swantewits. Als die chriſtlichen Eroberer in das Land zogen, fanden ſie hier in Weetzow den heftigſten Widerſtand. Drüben an dem See, auf der Landzunge, die Sie kennen — Sie ſind am See vorübergefahren, kurz ehe Sie Weetzow erreichten — hatte ſich der Stamm verſchanzt, aber die Chriſten drangen unaufhaltſam vor, ſie waren in zehnfacher Ueberzahl und aller Widerſtand war vergeblich. In den Reihen der Wenden ſtand ihr alter Prieſter, das Opfermeſſer wohl in der Hand, aber nicht thätig eingreifend. Nur Swantewit, den großen Gott, rief er an, und mit ſeinen wallenden, weißen Haaren Alle überragend, ſchrie er ſeine zündenden Kriegsrufe in das Kampfgewühl. Der begeiſterte Alte aber litt in jener Stunde Qualen ohne Gleichen! Er hatte die Gabe, die Zukunft aus den Sternen zu leſen und in den Augen der Menſchen ihren nahen Tod. Er wußte, daß ſein Stamm fortblühen würde unter dem Zeichen des Kreuzes. Die Entſcheidung nahte, die grauenvolle! Er hatte nur einen Sohn, ein zweiter war im Kampf mit den Nachbarn verſchollen, umgekommen. Dieſer eine junge Sohn, den er mit ſeinem Leib deckte, ſollte ein Chriſt werden! Dieſer eine blondlockige, blauäugige, den er liebte, wie ſeinen Gott, wie ſein heiligſtes Heiligthum, der mußte dem Glauben ſeiner Väter abtrünnig werden, um der Sehergabe gerecht zu werden, die in ihm lebte, die ihn nie betrog!"

Der alte Baron ſchwieg einen Augenblick. Er war ſehr erregt geworden und reckte die Schultern zurück, als wollte er die Haltung ſuchen, die er verlor. Der Doctor nahm wieder einen Schluck Rüdesheimer und blickte den Erzählenden ſcharf an. Die Nervoſität des Barons war wieder einmal „hochgradig". Der Alte ſah wahrhaftig aus wie der Wendenprieſter! Genau ſo!

„Die Chriſten drangen in das Lager ein," fuhr jetzt der Alte, der ſich gewaltſam zu faſſen ſchien, fort. „Schon ſtreckten ſie die Hände nach dem Mantel des Prieſters, ſchon meinten ſie den Kranz von ſeiner Stirn zerren zu können, da flammte ein glühender Haß in den blauen Augen des alten

Mannes auf, ein Haß ohne Versöhnung, der letzte große Haß, der mit dem Tode rechnet ohne Schauder, ohne Zagen! Und dem einen Sohn, dem Einzigen, Heiligsten, stieß er das Messer tief in das junge Herz. Mit wahnsinnigem Lachen höhnte er Swantewit. Zu Ende ging sein Geschlecht! Seiner Sehergabe zum Spott starb dieser letzte Sprößling! Kein christlicher Enkel sollte ihn im Grabe verlachen! — Zu Ende! — zu Ende! — und jetzt wühlte das blutige Messer auch in seiner eigenen Brust. Er sinkt mit seinem Priesterkleide über den Leib des todten Knaben hin."

Der alte Baron hatte mit erhobener Stimme gesprochen, in einer Art wilder Begeisterung und voll jugendlichem Feuer. Jetzt schwieg er einen Augenblick, seine Brust hob und senkte sich und seine Blicke ruhten mit dem Ausdruck unendlichen Schmerzes auf Gerd. Dem war die altgermanische keusche Röthe wieder in die Wangen gestiegen. Er lauschte den Worten des Vaters wie innerlich verwandten Klängen. Fräulein Rutenberg hatte die Tapisseriearbeit vor sich auf den Tisch gelegt und hörte mit verklärten Blicken zu. Nur der Doctor machte ein ganz skeptisches Gesicht.

Jetzt fuhr der Baron in der Erzählung fort. Er hatte sich in den Fauteuil zurückgelehnt und sah wieder zu der Decke hinauf wie zu Anfang, er sprach ruhiger, aber noch mit leise bewegter Stimme.

„Die Sehergabe Swantewits hatte den Priester nicht betrogen. Der verschollene Sohn kehrte aus jahrelanger Gefangenschaft heim. Er war Christ geworden und nahm Lehn von den Askaniern. Der ist unser Ahnherr geworden."

„Und die Sehergabe?" fragte der Doctor, der sich zu dieser Frage das Pincenez aufgesetzt hatte.

„Sie meinen, was ich von der Sehergabe halte?" sagte ablenkend der Alte. „Das will ich Ihnen sagen: Die auffälligen magnetischen Aeußerungen, die wir heutzutage natürliche Erscheinungen nennen — soweit wir an sie glauben —," schaltete er mit leichtem Spotte ein, „trugen in alter Zeit den Charakter übernatürlicher Gewalt. Wenn wir dazu die kraftvolle Natur unserer Vorfahren in Anrechnung bringen, in welcher sich ohne Zweifel der Magnetismus viel ursprünglicher äußerte als bei uns, so werden wir begreifen, welche Personen wagen durften sich ‚Seher' zu nennen. Wäre Swedenborg als Wende in grauer Vorzeit geboren, so würde sein Seherruhm bis in unsere Zeiten dringen wie der einer Velleda."

„Es war freilich zu seinem Nachtheil, daß er Voltaires Zeitgenosse werden mußte," erwiderte lächelnd der Doctor.

„Sein Nachtheil? Die Zeit übt keinen Einfluß auf individuellen Werth."

„Sie thun dem nordischen Phantasten viel Ehre an, Herr Baron!"

„Nicht mehr als er verdient. Seine Erscheinung ist sehr bedeutungsvoll in der Zeit, in der der menschliche Geist besondere Triumphe zu feiern meinte. Ich sehe in ihm die Krystallisation der damaligen nervösen Gefühlswelt, während

mir Voltaire als die Kryſtalliſation der nervöſen Verſtandeswelt ſeiner Zeit erſcheint."

„Verzeihen Sie, Herr Baron, das ſieht wie eine Gleichſtellung aus, während doch die Nachwelt längſt ihr Urtheil fällte."

„Die Nachwelt? Sind hundert Jahre die Nachwelt? Die Vertreter Ihrer Geiſtesrichtung, Herr Doctor, pflegen ſonſt mit größeren Zeiträumen zu rechnen. Die Nachwelt hat ſogar mit dieſer Beurtheilung gar nichts zu thun. Die andere Welt wird uns darüber aufklären, wer Recht behält, Voltaire oder Swedenborg."

Der Doctor zuckte mit den Achſeln. „Die ‚andere' Welt!" wiederholte er mit Hohn.

Der Alte ſah als Antwort den Arzt mit ſeinen hellen blauen Falkenaugen durchdringend an. Es lag in dieſem Blick Etwas, das die klugen Doctoraugen nicht recht vertragen konnten. Nicht nur unüberwindlicher Gegenſatz, ſondern etwas Anderes noch. Der Doctor wich dieſem Blicke aus. Man könnte es „ewig" nennen, dachte er, auch „ewiges Nichts". Er lächelte zu dieſer Betrachtung.

Der Alte hatte ſich erhoben. „Morgen früh um ſieben Uhr ſteht der Wagen zu Ihrer Verfügung, Herr Doctor," ſagte er, „ich werde mich von Ihnen verabſchieden, es iſt ſpät geworden."

Der Arzt empfand dieſe Art entlaſſen zu werden wie eine kleine Kränkung, und doch lag wiederum in dem Benehmen des Alten eine vornehme Natürlichkeit, die nicht verletzen konnte. Auch Gerd und Fräulein Rutenberg hatten ſich erhoben. Der junge Gothenhäuptling geleitete den Vater hinaus. Er ſchien, wie der Doctor meinte, beſonders frech zu ſein, obgleich er ihm die Hand reichend ſagte, „wir ſehen uns morgen früh."

Fräulein Rutenberg begleitete den Arzt bis an die Treppe, die zu den Fremdenzimmern hinaufführte. Sie war zerſtreut, denn ſie hatte niemals von Swedenborg gehört und grübelte darüber nach, wie ſie ihre Fragen nach dieſer Perſönlichkeit ſtellen würde, ohne ſich eine Blöße zu geben.

Am folgenden Morgen war der Doctor mit dem alten Gärtner Müller abgefahren, der ſich, ſonntaglich gekleidet, zu Friedrich auf den Bock geſetzt hatte. Er fühlte ſich ſo wichtig auf dem herrſchaftlichen Wagen, daß er momentan ſeinen Guſtav vergeſſen hatte.

Der alte Baron hatte ſich bei der Abfahrt nicht einmal an dem Fenſter gezeigt. Des Doctors Medicin ſtand unberührt auf der Commode. Gegen die „verfinſterte Weltlage" gab es eben nur ein Mittel: den Krieg. Und dieſes bleiche Geſpenſt mit den blutunterlaufenen Augen ſah ihn unverwandt an, Tag und Nacht. Es wollte etwas von ihm, er wußte nur zu gut, was es wollte!

Am Nachmittag ging er mit Gerd zu dem See. Den breiten Sandweg ſchritten ſie entlang, der vor einigen Jahren mit Linden bepflanzt war. Die jungen Bäume blühten gerade und zwiſchen den Bäumchen hindurch

ſah man auf eine Kiefernſchonung. In der Entfernung ſtanden einige Rehe, nach den beiden Männern herüberſpähend. Gerd hatte eine Büchſe auf dem Rücken und an ſeiner grünen Jagdmütze wehte eine graue Kranichfeder. Der Alte in ſeinem verſchoſſenen grünen Tuchrock ſtützte ſich auf ſeinen altmodiſchen Stock. Er ging leidlich rüſtig, aber ſeine Züge waren abgeſpannt und das Auge blickte matt. Gerd plauderte unaufhörlich, faſt wie ein Kind. Er war von ſympathiſchen Empfindungen ſo abhängig, daß er nur in der Geſellſchaft gleichartiger Naturen unbefangen zu ſein vermochte und daß ihn die Gegenwart eines fremdartigen Elementes in unbehaglicher Verlegenheit verſtummen machte. Je mehr ihn darum Freunde zu lieben vermochten, je härter wurde ſein Weſen anderſeits durch die ſeiner Empfindungsweiſe fernſtehenden Menſchen beurtheilt. In ſeinem Regimente hatten ſich für und wider ihn Parteien gebildet. Seine Freunde traten mit Begeiſterung für ihn ein. Nie hatte ſie Herzensgüte und ideale Sinnesart ſo unmittelbar berührt. Seine Gegner kränkte das Schweigen, die freundliche abweiſende Ruhe, die er ihnen entgegengeſtellte. Daß ſie dem „ſentimentalen Bengel“ nicht Dummheit oder Mangel an militäriſchen Eigenſchaften vorwerfen konnten, war ihnen ein ſteter Aerger. Aber Gerd hatte nicht nur einen intereſſanten Verſtand und mehr Kenntniſſe als ſeine grollenden Kameraden, er war auch körperlich ſo friſch und gewandt, er war ein ſo geſchickter Reiter und Jäger, daß er in ſeinem Elemente ſchien, wenn er vor dem Zuge ritt oder die Jagd führte. Er fühlte ſich eben in ſeinem Berufe durchaus zu Hauſe. Daß er dennoch von keinerlei Ehrgeiz gepeinigt war, lag in ſeiner Geſchmacksrichtung, in ſeiner geiſtigen Anlage, die ſich künſtleriſchen Productionen zuwandte. Doch war er noch zu jung, um die Nothwendigkeit einzuſehen, dieſer künſtleriſchen zwingenden Anlage gerecht zu werden. Hätte er den Wunſch des Vaters gekannt, ihn in der Regierungscarrière zu ſehen, würde er ſofort den Soldatenrock ohne jegliches Bedauern ausgezogen haben, aber er kannte eben dieſen Wunſch nicht. Denn der Alte hielt jede Beeinfluſſung des Sohnes für eine Verſündigung an der Individualität, die höheren Gewalten unterſtellt iſt als der väterlichen Autorität.

Das ſorglos heitere Geſchwätz, das Gerd jetzt vollführte, ſchien wie ein Aufathmen nach dem Druck zu ſein, den die Gegenwart des Doctors auf ihn ausgeübt hatte. Der Alte gab nur kurze Antworten, aber er ſchwelgte in dieſem Geplauder. Am liebſten hätte er ſich an den Wegrand geſetzt und nur zugehört ohne zu ſprechen.

„Der Doctor mit ſeiner breiten Naſe iſt mir antipathiſch,“ ſagte Gerd, „das fühlte ich ſofort. Ich möchte mit ſolchen Leuten gern freundlich ſein, aber ich kann es nicht! Vielleicht iſt es auch nicht Unrecht, ſie nicht zu lieben. Ich bin überzeugt, der Doctor liebt mich auch nicht. Auch Dich nicht, Vater! Du biſt ihm zu klug. Verſtandesmenſchen ertragen das nicht. Gemüthsmenſchen ſind darin anders. Sie freuen ſich, wenn ſie Jemand finden, der noch reicheres und ſchöneres Seelenleben hat als ſie ſelbſt. Neid iſt Verſtandesſache. Iſt das nicht auch Deine Meinung, Vater?“

„Es trifft nicht immer zu," meinte der Alte. „Ich kannte einen weichen Gemüthsmenschen, den der Neid verzehrte."

„Er muß sehr gelitten haben," sagte Gerd nach einer Pause. „Bist Du jemals neidisch gewesen, Vater?" fuhr er dann fort.

Der Alte lächelte. „Ich kann mich nicht darauf besinnen."

„Ich glaube es nicht," sagte Gerd. „Ich bin auch nicht neidisch und ich bin wie Du. Warst Du mir wohl ähnlich, Vater, als Du jung warst? Ich meine nicht äußerlich, ich meine in Deinem Wesen. Manchmal ist es mir, als ob ich mich hörte, wenn Du sprichst, und Du sagst bisweilen Dinge, als hätte ich sie mir ausgedacht!"

„Ich war Dir ähnlich," sagte der Alte, und nahm vertraulich Gerds Arm. „Wenn mein Gefühlsleben in Dir wiederklingt, so weißt Du, daß wir uns gleichen. Räume aber diesem Gefühlsleben nicht zu viel Berechtigung ein, weil Du mir gleichen willst. Die Grenze zwischen Gefühlsleben und Schwäche ist eine sehr feine. Behalte diese Linie scharf im Auge."

„Findest Du, daß ich zur Schwäche neige, Vater?"

„Nein. Bis jetzt nicht. Du bist nicht sentimental. Aber Deine Abneigung gegen den prädominirenden Verstand realer Naturen vermag Dich leicht in Extreme zu treiben. Zu den Extremen gehört auch Unklarheit und Mysticismus."

„Was verstehst Du unter Mysticismus, Vater?" fragte Gerd mit Interesse. „Meinst Du, daß man sich den Wirkungen magnetischer Einflüsse verschließen soll?"

„Soweit man es vermag," erwiderte der Alte. „Der Glaube an eine Gewalt bedingt nicht knechtische Unterwürfigkeit. Wir Menschen tragen den Kopf aufrecht und sollen darum auch frei um uns schauen."

Der Sandweg, auf dem die Beiden gingen, senkte sich sanft zu einem kleinen See hinab, dessen jenseitiges Ufer bewaldet war. Erlen und Eichen standen drüben hart am Wasser im hohen Schilfe und darüber zeichneten sich die Gipfel alter Kiefern dunkel an dem blaßblauen, wolkenlosen Himmel ab. In dem Spiegel des blauen, von einigen Silberstreifen durchzogenen Sees waren die tiefgrünen Baumkronen sichtbar. Eine unbewegliche Ruhe lag über dem Bilde. Auch die spärlichen Grashalme und die rothen Nelken, die in dem hellen Ufersande wie Nadeln in einem Kissen steckten, standen regungslos in der Sonne. An einer alten, halb abgestorbenen Erle setzte sich der Alte nieder. Gerd stellte die Büchse an den Stamm und legte sich neben den Vater. Er schob die Hände unter seinen Kopf und sah gerade zum Himmel hinauf.

„Ich bin mir nicht immer klar," sagte er, „wenn ich magnetische Gewalten spüre. In Sympathie und Antipathie, auch in dem Eindruck der

Natur empfinde ich bisweilen außergewöhnliche Wirkung. Aber das mag an äußerlichen Dingen liegen."

„Haſt Du ein Gefühl geheimnißvoller Zugehörigkeit, wenn Du allein im Walde biſt?" fragte der Alte.

„Ja. Ich denke mir, daß Niemand mich verſteht außer Dir. Daß wenn ich die Fähigkeit hätte zu ſagen, was mich bewegt, ich die tiefſten Geheimniſſe der Natur erſchließen könnte."

„Und haſt Du dieſes eigenthümliche Empfinden nicht den Menſchen gegenüber? Bewegt Dich der Blick mancher Menſchen nicht bisweilen ſo außergewöhnlich, wie der Wald Dich bewegt?"

Der Alte ſah nach dieſer Frage voll ängſtlicher Spannung auf den Sohn hin, der immer noch neben ihm im Sande zwiſchen den ſpärlichen Grashalmen lag.

„Nein. Etwas Beſonderes nicht."

Der Alte athmete tief auf.

„Du ſiehſt nicht," ſagte er, „bisweilen — ſehr ſelten — einen — ja wie ſoll ich ſagen? — einen Schleier, und dabei legt ſich um Dein Herz ein Reif —"

Gerd hatte ſich aufgerichtet und ſah den Alten erſtaunt an. Welch ſonderbare Fragen der Vater ſtellte!

„Ich verſtehe Dich nicht ganz," ſagte er. „Wann ſollte ich das empfinden?"

Plötzlich ſchreckte der Alte zuſammen. Er ſtand haſtig auf. Gerd konnte ihm kaum behülflich ſein, ſo ſchnell ging es.

„Kommt dort nicht Jemand den Weg entlang?" fragte er unruhig.

Gerd mit ſeinen ſcharfen Augen blickte aufmerkſam zu dem Weg, der über ſumpfiges Wieſenland am Seeufer entlang hinüber zum Walde führte. Er ſah nichts.

Jetzt trat ein Mann mit einer Dienſtmütze, wie ſie Poſtbeamte tragen, aus dem Walde heraus.

„Ach dort!" ſagte Gerd. „Das iſt der Poſt-Möves. Er wird wohl ein Telegramm bringen."

Gerd ging langſam dem Boten entgegen. Der Alte war wie erſtarrt an der Erle ſtehen geblieben. Nur ſeine Lippen bewegten ſich.

„Eine Depeſche für den Herr Lieutenant," ſagte der Bote.

Gerd nahm ruhig den Brief und öffnete das blaue Couvert. Eine flammende Röthe fuhr ihm über die Stirn und die blauen Augen leuchteten auf.

„Es geht los, Vater!" rief er freudig. Seine ganze Jugendfriſche und Kraft, ſeine ganze Unbefangenheit lag in dem Klange der hellen Stimme. In demſelben Augenblick aber wurde er ſich des Eindrucks bewußt, den dieſe Nachricht auf den Vater machen mußte. Er ſah den Alten neben der trockenen Erle ſtehen. So todt wie der dürre Baum. Ganz regungslos. Nur die

Augen hatten Leben. Unendliche Trauer und ſchweigende Klage blickte ihm entgegen. Gerd ſah krampfhaft auf die Depeſche.

„Der Oberſt telegraphirt, daß ich zu dem Regiment zurück muß," ſagte er, als ob er verlegen wäre. „Vermuthlich wird die Mobilmachung erwartet. Aber ich muß Möves bezahlen."

Er wendete ſich, ohne zu dem Alten aufſehen zu können. Er hatte heftiges Herzklopfen und litt Qualen in dem Gedanken an die Noth des Vaters. Er bezahlte den Boten und brauchte länger wie gewöhnlich, um die Geldbörſe wieder einzuſtecken. Jetzt mußte er ſich wenden. Der Alte ſtand immer noch unbeweglich, unfähig ein Wort zu ſagen, und Gerd wagte immer noch nicht, ihm in die Augen zu ſehen. Er blickte auf ſeine Uhr.

„Den Abendzug erreiche ich nicht mehr," ſagte er, „ich muß morgen früh fort."

Jetzt ſah er endlich dem Vater in's Geſicht, und die Blicke begegneten ſich. Was war das? Welcher Strom von Qualen zog ihm magnetiſch entgegen? Sein Herz ſchnürte ſich zuſammen wie mit einem Reif — ſagte das nicht vorhin der Vater? Und jetzt, dieſer Schleier, der ſich über ſeine Augen breitet? Sind das die hervorquellenden Thränen? Nein, das iſt etwas Anderes. Mein Gott! — der Vater fällt! Er fängt den Schwankenden in ſeinen Armen auf, er läßt ihn ſanft zu Boden gleiten und kniet neben ihm nieder: der arme, arme Vater! Er ſtreicht ihm über die Haare und küßt ihn auf die Stirn. So küßte er ihn damals, als er ein kleiner Knabe war, ſo zärtlich, kindlich!

Jetzt hat der Alte tief aufgeathmet.

„Soll ich Dir Waſſer holen?" fragte Gerd und ſprang elaſtiſch auf die Füße.

„Nein, mein Junge," ſagte der Alte ganz leiſe, „ich danke Dir, es geht ſchon beſſer. Ich bin recht alt geworden," ſetzte er mit einem Verſuch zu lächeln hinzu. „Wir wollen ſtolz ſein, daß Du Deinem König dienen kannſt." Und er ſtreicht dem Sohn über die Wangen und legt ihm die Hand einen Augenblick über die Augen, als wollte er den Blick verbergen. „Hilf mir jetzt, Gerd," ſagte er dann, wir „wollen gehen. Es wird noch Manches zu beſprechen ſein, ehe Du fährſt."

Gerd faßte den Vater kräftig unter den Arm und half ihm auf.

„Jetzt ſtütze Dich tüchtig auf mich, Vater — Du mußt Dich beruhigen! Siehſt Du — man kann freilich erſchoſſen werden, aber ich komme ſchon wieder! — Mir iſt nach Todtſchießen durchaus nicht zu Muth!"

Der Alte antwortete nicht. Er ſchritt langſam und gebrochen am Arm des Sohnes auf dem gelben Sandweg zwiſchen den blühenden Linden hin. Oh! dieſer Duft! So duften Todtenkränze! Er war ganz einſilbig geworden und Gerd erhielt mit Mühe das Geſpräch auf dem Gebiete der Kriegsausrüſtung, die er ſchleunig gebrauchte.

Zu Haus mußte ſich der Alte auf ſein Geheiß eine halbe Stunde niederlegen. Er hatte die Augen geſchloſſen ohne zu ſchlafen. Eine namenloſe Mattigkeit war über ihn gekommen. Gerd ſaß bei ihm in dem Zimmer und ſchrieb einige nothwendige Briefe an Lieferanten von Militäreffecten. Hin und wieder ſah er zu dem bleichen Alten hinüber. Seine Kriegsluſt war in einen böſen Kampf mit der Liebe zum Vater gerathen. Er vermied es von den drohenden Ereigniſſen zu ſprechen und ſprach doch alle fünf Minuten davon. Die Tagelöhner thaten auch das Ihrige dazu, den Alten zu quälen, denn die Arbeit auf dem Felde war in der Erregung über die ſteigende Kriegsgefahr heute früher geſchloſſen und Alles wollte auf dem Schloſſe erfahren, wie es ſtand. Das Gefühl der Zuſammengehörigkeit war lebendig geworden. Jene ideale Brüderlichkeit flammte in den Herzen auf, vor der Alter und Standesunterſchied zurückweicht, jene ideale Brüderlichkeit, die leider nur gemeinſame Noth erzeugt.

Der Alte hatte ſcheinbar ſeine Ruhe wieder gewonnen und gab Auskunft ſo viel er vermochte. Gerd ließ er nicht aus ſeiner Nähe; er ſah ihn unaufhörlich an, aber er blickte ſchnell zur Seite, wenn Gerd ſeine Augen auf ihn richtete. Es war, als ſchämte er ſich einer Schwäche.

So war die Stunde des Abendeſſens gekommen. Fräulein Rutenberg machte wie gewöhnlich den Thee, aber ſie ſprach kein Wort. Die gute Perſon hatte ganz rothgeweinte Augen. Der alte Kammerdiener mit der fuchsblonden Perrücke ſchnalzte ununterbrochen bedauernd mit der Zunge und der zweite Diener war ganz zerſtreut. Er wartete auf die Einberufung zu ſeinem Regiment und vergaß Zucker und Sahne zu reichen. Es war ein entſetzliches Abendeſſen! Dieſe Stille, dieſe gezwungene Unterhaltung, dieſe Appetitloſigkeit!

Aber auch das ging vorüber.

Nun begannen die langen Zwiegeſpräche zwiſchen Gerd und dem Vater in dem Zimmer des alten Barons: Pferde und Ausrüſtungsfragen, Geldangelegenheiten und Correſpondenz. Dann eine lange Pauſe und der Alte ſagte: „Das wäre wohl Alles.“ Nun ſollte man zur Ruhe gehen, aber das letzte „gute Nacht“ war ſo ſchwer auszuſprechen. Es fand ſich immer noch ein Grund, damit zu zögern. Endlich war auch das geſchehen und Gerd ſchritt hinaus. Der Alte hatte ſich gehalten wie ein Held. Ruhig und mild lächelte er dem Sohne noch von der Thür nach, als er die Treppe im Veſtibül betrat. Dann aber ſchloß er haſtig die Thür ab. Jetzt war der Held allein und da war er nichts als ein Menſch wie die Anderen auch. Der Schmerz brach aus ihm hervor, als wenn das toſende Meer die Dämme zerſprengt. Er taumelte hin und her, die dürren Hände krallten ſich krampfhaft aneinander und er warf ſich vornüber auf das Sopha. Sein ganzer Körper bebte, während er das Geſicht gegen die Kiſſen preßte.

„Zu Ende!“ ſtöhnte er, „zu Ende!“

Wie merkwürdig ſchmerzfähig war er noch mit ſeinen ſiebzig Jahren!

Jetzt verſuchte Jemand die Thür zu öffnen.

„Wer ist da?“ fragte der Alte, sich aufrichtend.

Die Stimme des Kammerdieners wurde vernehmlich.

„Der Herr Baron haben abgeschlossen. Befehlen der Herr Baron noch Etwas?“

„Nein,“ sagte der Alte, in die Nähe der Thür tretend, „nein, legen Sie sich. Ich mache selbst die Lampe aus.“

Diese Unterredung hatte ihn momentan aus seiner Stimmung gerissen. Nun ging er, die Hände in die hinteren Rocktaschen gesteckt, auf und nieder. Er versuchte mit sich klar zu werden. Was aber bedeutet das Abwägen von Wahrscheinlichem und Unwahrscheinlichem, von Möglichem und Unmöglichem in solchen Stunden? Er wird wieder erregter und ihn ergreift eine ganz unüberwindliche Sehnsucht nach Gerd. Er muß ihn sehen! Noch kann er ihn sehen, denn erst morgen ist Alles zu Ende. Wenn Gerd nur wirklich schläft — denn er kann ihn doch nicht im Schlaf stören, ihm seinen erregten Zustand zeigen! Im Hause ist Alles still geworden. Der Alte hat die Thür geöffnet und lauscht hinaus. Kein Laut. Er steht überlegend im Vestibül, dann tritt er zurück und setzt sich. Er zieht sich die Stiefel aus. Nun schleicht der alte Mann auf Strümpfen durch das Vestibül. Der Mond scheint hell durch die großen Fenster. Er steigt die Treppe hinauf, die alten breiten Eichenholzschwellen krachen unter seiner Last und er hält im Gehen inne wie ein Dieb. Wie ihm das Herz schlägt! Wie grauenhaft ist diese letzte Nacht mit den Mondscheinlichtern auf den Stufen! Er geht so geisterhaft leise. Jetzt ist er oben angelangt und schleicht den langen Gang mit den weißgetünchten Wänden bis zu Gerds Thür. Sein Herz klopft lebhafter und er zögert. Er sucht sich zu fassen, er möchte sich wieder wenden, aber nein, dicht hinter dieser Thür liegt Gerd und er muß ihn sehen! Er muß es! Wenn nur die Thür und das Schloß gut geölt ist, daß er unbemerkt eintreten kann. Er drückt ganz leise den Griff herab und öffnet die Thür langsam. Der Schlafende bewegt sich im Traum unruhig, aber er erwacht nicht. Der Alte tritt näher an das Bett, der Mond scheint durch das Fenster und er sieht den Sohn liegen, nur in dunklen Umrissen. Er hört den Athem des Schlafenden, er spürt die Nähe des warmen Lebens. Welche unbeschreibliche Sehnsucht, welcher namenlose Schmerz bewegt ihn! O, könnte er diesen Sohn an sein Herz ziehen! Ihn küssen — ihn küssen! Aber da quellen die Thränen aus seinen Augen, er muß schluchzen, und Gerd wendet sich wieder unruhig im Schlafe. Hinaus jetzt! Schnell, denn er darf es nicht sehen, er darf nicht erwachen!

Und der arme Alte schleicht hinaus, er schließt die Thür ganz leise und bricht in ein krampfhaftes Weinen aus. Er stützt sich mit den Händen an den weißgetünchten Wänden des Ganges und schleicht wieder die krachende Treppe hinunter durch die spielenden Mondlichter bis in sein Zimmer. Da löscht er die Lampe aus. Dieser helle gelbe Schein brannte in seinen Augen.

Er setzt sich matt in den großen Stuhl am Fenster und sieht hinaus in den Garten, wo der Mond über der großen Rasenfläche steht. Die sah aus wie ein weiter, trostloser See.

Am nächsten Morgen, früh um acht Uhr, stand der Wagen vor der Thür. Gerds Koffer lag auf dem Bock, und der Diener mit der genialen Haarlocke wartete in einem Reiseanzuge bei dem Wagen. Er hatte früh an demselben Morgen die erwartete Einberufung erhalten. Der alte schwachköpfige Kammerdiener und Fräulein Rutenberg standen in der Thür. Letztere war sehr blaß und sah bisweilen ungeduldig nach der Thür des alten Barons. Der Abschied und der Kummer des alten Herrn machte ihr viel Sorge — aber es war nun wirklich Zeit, daß Baron Gerd fuhr!

Endlich öffnete sich die Thür. Gerd hatte Thränen in den Augen, aber seine Haltung war frisch und kräftig.

Der Alte schien größer wie gewöhnlich; er trug den Kopf aufrecht und in seinen großen blauen Augen leuchtete etwas ganz Sonderbares: Fräulein Rutenberg war ganz erstaunt darüber. Es war wie Stolz oder Freude. Wenn sie gefunden hätte, daß Wahnsinn aus den Augen sprach, wäre sie der Wahrheit vielleicht etwas näher gekommen.

Gerd reichte Fräulein Rutenberg und dem alten Kammerdiener die Hand und sprang eilig in den Wagen. Der Diener stieg auf den Bock und der alte Friedrich sah sich um, ob Alles fertig war. „Vorwärts," sagte Gerd, und die dicken Braunen zogen an.

Der Alte stand in der Hausthür, er hielt in der linken Hand ein rothseidenes Taschentuch. Er nickte Gerd noch einmal langsam zu, als der Wagen sich in Bewegung setzte, dann sah er dem Fuhrwerk nach, bis es durch das Gartenthor verschwand. Gerd wendete sich vorher noch einmal grüßend, aber der Alte bewegte, den Gruß erwidernd, nur unmerklich das rothe Taschentuch. Als er durch die Thür schritt, stolperte er über die Schwelle. Fräulein Rutenberg und der Kammerdiener unterstützten ihn. Er ließ es sich gefallen, ohne zu danken.

In seinem Zimmer setzte er sich wieder in den großen Stuhl, in dem er die Nacht zugebracht hatte. Er sah mit thränenlosen Augen zum Garten hinaus. Ganz regungslos. Plötzlich sprang er mit merkwürdiger, fast jugendlicher Elasticität auf. Eine Röthe war auf seine Stirn gestiegen und er athmete hastig.

Das starre Heldenthum und die Idee des Opfers war wieder einmal unterlegen! Er riß das Fenster auf und rief dem vorübergehenden Gartenburschen zu, der Reitknecht solle sofort satteln, um nach der Bahn zu reiten. Der Alte ging auf und nieder und hatte dabei seine Uhr in der Hand. Er berechnete, ob der Reitknecht Gerd noch auf dem Bahnhof erreichen könne. Gerd sollte zurückkommen, er wollte ihm Alles sagen — dann sollten sie berathen, was weiter zu thun sei.

Nach zehn Minuten warf er sich stöhnend in seinen großen Stuhl. Die Energie zu der Durchführung seiner Schwäche fehlte ihm. Er trieb wie ein Wrack auf dem Meer umher — das Meer war sein Heldenthum. Er war ein steuerloses, erbarmungswürdiges Wrack!

Als der alte Kammerdiener meldete, daß der Reitknecht vor der Thür halte, winkte er mit der mageren Hand. „Absatteln," sagte er, „es ist nichts." Seine Stimme war tonlos und der alte Diener zögerte im Gehen. So sonderbar war der alte Herr noch niemals gewesen!

Der Tag ging hin, ohne daß der Alte etwas zu sich genommen hätte. Fräulein Rutenberg machte einen Versuch, ihn dazu zu bewegen, gab aber bald jede Bemühung auf. „Der Schmerz muß sich erst setzen," sagte sie zu dem kopfschüttelnden Kammerdiener.

Gegen Abend war der Alte wieder in eine Krise gerathen. Er war dieses Mal fast freudig bewegt und glaubte einen Ausweg gefunden zu haben: Er wollte dem Könige schreiben. Noch war der Krieg nicht erklärt, noch konnte auf Verständniß gerechnet werden. Im Augenblick der Kriegserklärung würde sein Gesuch vergeblich sein. Denn der König wollte zu der Armee gehen, das war bekannt, und in der Aufregung des Aufbruchs würde sein Gesuch unberücksichtigt bleiben. Mit fiebernden Pulsen und glänzenden Augen setzte er sich an den großen Schreibtisch. Er nahm einen Bogen in Quartformat und begann ohne Zögern den Brief. Er schrieb:

„Allerdurchlauchtigster König! Großmächtigster König und Herr!

Ew. Majestät nahe ich mich, ein greiser Unterthan, in seines Herzens Bedrängniß! Ew. Majestät werden niemals an der Treue zweifeln, die mich an das Herrscherhaus, an das Vaterland fesselt. Mein Leben war Bürge dafür und das Blut, dem ich entsprossen bin. Mein Vater starb bei Bautzen den Heldentod, mein Großvater focht unter dem großen König. Ich und mein Sohn, die letzten eines Geschlechts, das durch Jahrhunderte dem Herrscherhause seine Dienste weihte, wir zögern nicht, auch jetzt dem Rufe unseres Königs zu folgen! Ein jeder giebt was er zu geben hat. Mein Sohn sein Leben und ich das meine: meinen Sohn!

Menschlich aber ist es, mit dem Willen des höchsten Gottes zu rechnen, wenn wir das Leben unserem Könige, unserem Vaterlande weihen. Der große Gott allein richtet über Leben und Tod. Unbekannt mit dem Schicksal, das Er uns bestimmt, bleibt uns die Hoffnung des Lebens in der Stunde der Gefahr. Jene Hoffnung aber ist mir verschlossen! Eine geheimnißvolle Gabe —"

Der Alte hielt inne. Seine Blicke waren starr auf das Papier gerichtet und er strich sich langsam mit der linken Hand über die feuchte Stirn. Ein neuer, qualvoller Gedanke hatte jenen plötzlichen Hoffnungsschimmer verscheucht,

der ihn erfüllte. Der Beweis der geheimnißvollen Gabe war nur dadurch zu führen, daß sein Sohn wirklich im Kampfe fiel. Denn Niemand wußte von seiner Gabe, Niemand konnte er als Zeugen nennen! Darum mußte der König sein Gesuch zurückweisen, das Gesuch eines Feiglings! Ja, das war es! Und vielleicht würde man gar gegen Gerd den Vorwurf des Mitwissens erheben! Gegen Gerd! Welcher Gedanke! Lieber tausend Mal todt!

Der Alte riß den Brief in Stücken und athmete tief auf, als sei eine schwere Sorge von ihm genommen. Er kehrte zu der Erkenntniß zurück, daß sein Vaterland das Recht hatte, ein Opfer von ihm zu fordern. Aber seine Gedanken gingen weiter: die Modalitäten, unter denen ein Opfer gebracht wird, sind der Gesammtheit gleichgültig. Die Gesammtheit ist grausam. Sie kennt nur Pflichten und selbst ihre Dankbarkeit ist kalt wie Eis! Die Opfer für das Vaterland nehmen in der Geschichte etwas Legendenhaft-Lustiges an; über die Menschen, die keine Opfer bringen geht die Weltgeschichte schweigend fort. Wie wohlthuend dieses Schweigen ist! Großen Verrath brandmarkt allerdings die Geschichte, aber auch das nimmt einen legendenhaft-lustigen Charakter an, wie das Factum eines berühmten Opfers.

Der Alte sammelte wieder seine eilenden Gedanken. Es fiel ihm plötzlich Don Guzman, Spaniens Held, ein. Die Mauren, während sie Tarifa belagerten, hatten seinen kleinen Sohn gefangen, den einzigen, den er besaß. Sie führten das Kind vor die Stadtmauer und verlangten die Uebergabe der Festung. Sie wollten das Kind tödten, wenn er nicht die Festung übergäbe! Don Guzman warf ihnen als Antwort seinen Dolch zu und der Knabe wurde ermordet. Dieser Don Guzman war in der That ein Held, ein grausamer, unerklärlicher Held! Aber was hat in der Weltgeschichte diese Episode von Tarifa zu bedeuten? Nichts. Man spricht nur von Guzman und wie gleichgültig das im Grunde ist! Von Gerd wird Niemand sprechen, so wenig wie von ihm selbst, sie gehen in der Masse unter. Aber der Lohn des Opfers liegt doch wohl in der innerlichen Befriedigung. Eine zerstörte Existenz, ein körperlicher Zusammenbruch mit dem Gefühl innerlicher Befriedigung, welcher Unsinn! Und doch, dieser Don Guzman ist merkwürdig stark!

Der Alte sah in Gedanken die Handlung vor sich. Die gelben zerfallenen Mauern von Tarifa, das grellblaue Meer an der Straße von Gibraltar und drüben die duftigen Zackenberge Afrikas. Er war vor Jahren in Spanien gewesen, nach dem Tode seiner Frau. Gerd war damals ein ganz kleiner Knabe. Wie elend war er in jener Zeit, wie zogen die bunten Bilder des Südens coulissenartig bei ihm vorüber, bei ihm, dem Einsamen! Dann war plötzlich die glühende Sehnsucht nach seinem Knaben in ihm erwacht. Er reiste Tag und Nacht um heimzukommen, um diesen Knaben an sein Herz zu drücken. Diesen Knaben!

So kämpfte der Alte fieberhaft Tag und Nacht. Er kämpfte bis er todtmüde war, bis jenes starre Heldenthum ihn ganz erfaßt hatte, das sich

aus der Verbindung edelsten Sinnes mit geistiger Ermüdung und nervöser Ueberreizung herausbildet. Mit einer Ruhe, die Fräulein Rutenberg geradezu erschreckte, las er die Berichte in den Zeitungen, durchflog er die Verlustlisten nach den Gefechten und Schlachten. Wörth und Weißenburg waren geschlagen. Die große schwarz-weiße Fahne hing auf sein Geheiß aus dem runden Fenster in dem Frontispice des Herrenhauses. In der kleinen Kirche waren Dankgebete gehalten und die Frauen der eingezogenen Landwehrmänner weinten, wenn sie nach vollendeter Arbeit Zeit dazu hatten. Der alte Baron verkehrte mehr wie gewöhnlich in dem Dorfe. Wo durch die Abwesenheit des Hausvaters Sorge entstand, trat er hülfreich ein. Die Leute nahmen seine Theilnahme als selbstverständlich hin und wunderten sich nicht über seine starren Blicke, daß er niemals lächelte und niemals weinte. Sie freuten sich nur, daß er auch „Jemand draußen hatte".

Fräulein Rutenberg war sehr besorgt um den Alten. Sie schrieb mehrfach an den Doctor, der in den Berliner Lazarethen beschäftigt war und nicht daran denken konnte nach Weetzow zu kommen. Er fand den nervösen Zustand des Barons ganz natürlich und verschrieb nach wie vor Chloral, das der alte Herr unter keinen Umständen einnahm.

So kam der Monat August. Vor Metz sollten die Entscheidungsschlachten geschlagen werden. Der Alte war einsilbiger geworden wie bisher. Er verfolgte auf einer Karte genau den Vormarsch der deutschen Truppen, aber er sprach nicht darüber; weder zu Fräulein Rutenberg, noch zu dem Oberinspector, den er doch hin und wieder nach Berlin schickte, wenn das Gerücht einer neuen Schlacht nach Weetzow gedrungen war. Er that es für die Leute, wie er sagte, und um die Verlustlisten schneller zu haben.

Mittags kam regelmäßig die Post. Zu dieser Zeit war er stets in seinem Zimmer, um die fast täglich einlaufenden Briefe von Gerd rechtzeitig zu erhalten. Gerd schrieb voll guter Laune und voll frischen Muthes, aber die Züge des Alten waren wie versteinert, wenn er diese Briefe las.

Nachmittags ging er allein spazieren. Regelmäßig den Sandweg nach dem See, den er zuletzt mit Gerd gegangen war. Gewöhnlich noch weiter, bis auf die Landzunge, wo in der Wendenzeit der letzte Verzweiflungskampf gegen die Christen stattgefunden haben sollte. Auf den Ueberresten zweier Wälle, die die Landzunge gegen das Vorland schützten, standen uralte Kiefern und darunter wucherten Wacholder und Ginster. Oben auf dem Wall, auf einer freien Stelle, von der man zwischen den röthlichen Stämmen der Kiefern über die Gipfel der im Schilf am Ufer stehenden Birken und Erlen zu dem blauen See und dem jenseitigen, bewaldeten Ufer sah, hatte der Alte im Rasen einen Platz, zu dem er immer wieder zurückkehrte. Die Abgeschlossenheit und Stille des Ortes, der sagenhafte Vorgang, in den seine Vorfahren verflochten waren, das leise Rauschen der dunklen grünen Kiefern über sich, das Alles wiegte ihn in Träume besonderer Art. Er fühlte sich los-

gelöst von dem Banne, unter dem er lebte. Sein eigenes Leben, das Leben Gerds schien so fern hinter ihm zu liegen, wie die Gestalt seiner verstorbenen Frau, wie die Gestalt seiner Mutter, und in diese Bilder webte sich die greisenhafte, energische Figur des Wendenpriesters, auch sah er den jungen Priestersohn todt am Wacholder liegen und Gerd dabei. Gerd sah aus, als ob er schliefe, so wie in der letzten Nacht, als er neben seinem Bette stand.

So konnte der Alte stundenlang fortträumen. Sein Hut und sein Stock lagen neben ihm und in der Hand hielt er einen kleinen Spiegel, den er heimlich, ohne Wissen des Kammerdieners, stets mit sich nahm. Er sah bisweilen lange hinein mit den starren, hellblauen Augen, aber er ließ immer wieder mit dem Ausdruck der Ermüdung und Enttäuschung den Spiegel sinken. Er suchte sehnsuchtsvoll in seinen Blicken „das Ende" zu erspähen — sein eigenes Ende!

Am 16. August war er länger als gewöhnlich draußen auf dem Wall. Es war ein schwüler Nachmittag. Ueber den Feldern lag ein Sonnendunst und im Westen stieg langsam eine graue Wolkenwand auf. Der Wald war still wie ausgestorben, kein Vogel sang und kein Käfer summte. Nur in dem hohen Wacholderstrauch neben dem Alten raschelte eine Maus so leise, als wäre sie müde, und unten in dem Schilf des Sees schwamm langsam eine einsame Wildente, hin und wieder mit einem kurzen, plätschernden Laut untertauchend. Der Alte sah ungewöhnlich feierlich aus. Er stand in seinem engen, verschossenen, grünen Tuchrock an den Stamm einer alten Kiefer gelehnt. Hut und Stock lagen wie gewöhnlich im Grase und seine Hand hielt den kleinen Spiegel. Aber er sah nicht hinein, sondern seine Blicke waren in die Ferne gerichtet, geisterhaft leuchtete es in ihnen auf. Er schien mehr zu sehen als den Wald drüben am Ufer und die graue Wolkenwand. War es die alte Wendenschlacht, die er sah? War es ein neuer Kampf?

Die Luft war erdrückend schwül geworden. Die Natur lechzte nach dem erlösenden Gewitter, aber die Sonne senkte sich gluthroth hinter die grauen Wolken und immer noch athmete der Wald schwer und sehnend. Die Stämme der alten Kiefern erglänzten im rosenfarbenen Lichte und auch in den Locken des Alten spielte ein schimmernder Schein.

Da plötzlich faßte er krampfhaft den Spiegel. Er hielt ihn dicht vor seine Augen und seine hohe Gestalt schreckte zusammen. Ein ganz eigenartiger, freudiger Zug breitete sich über sein Wesen. Er schritt eilend, und als habe er neue, jugendliche Kräfte gewonnen, den Weg nach Hause. Hut und Stock hatte er vergessen, nur den kleinen Spiegel hielt er krampfhaft in der Hand. Einzelne Regentropfen fielen schwer auf seinen Kopf, aber er bemerkte es nicht. Auch den Windstoß, der dem losbrechenden Gewitter vorausging, fühlte er nicht. Erst als die Blitze niederfuhren und als der strömende Regen ihn peitschte, schien er zu dem Bewußtsein des Lebens wieder erwacht zu sein. Da war er aber bei dem Dorfe auch schon angelangt. Unter den alten Linden ging er leidlich geschützt; wenn nur die Leute ihn nicht so

erstaunt betrachten wollten! Woher kam denn der alte Herr, ohne Hut und Stock? Und was hatte er in der Hand? Einen Spiegel? Weßhalb einen Spiegel?

Fräulein Rutenberg stand mit dem Kammerdiener spähend in der Hausthür, als der Alte in den Garten trat. Beide stürzten in das Vestibül, um einen Regenschirm zu holen, aber der Alte war so schnell vorwärts geschritten, daß sie mit ihrer Hülfeleistung zu spät kamen. Fräulein Rutenberg war ganz sprachlos über den „Aufzug" des Alten. Er schüttelte sich den Regen von den Aermeln und lächelte dazu. „Ich bin tüchtig durchweicht," sagte er, „ich muß mich umziehen." Und er ging in sein Zimmer, um die Kleider zu wechseln.

In der Nacht war der Alte eifrig beschäftigt, Papiere zu sortiren. Eine große Anzahl davon verbrannte er in dem Kamine.

Schon früh um sechs Uhr an dem folgenden Morgen ging er in dem Garten auf und nieder. Immer und immer wieder die alte Buchenhecke entlang! Er schien sehr unruhig zu sein, blieb bisweilen stehen und athmete tief auf.

Etwa um acht Uhr wurde der Post-Möves an dem Ausgang der Hecke bei dem Hause sichtbar. Der Alte stand in einiger Entfernung und hob seinen linken Arm, als wollte er ein Zeichen geben. Auf das Zeichen hin hielt Möves einen Brief in die Höhe. In demselben Augenblick aber sah er den alten Herrn vornüber zu Boden stürzen, ganz gerade, ohne die Hände abwehrend zu gebrauchen. Voller Schrecken eilte er auf ihn zu. Regungslos lag der Alte auf dem Boden, mitten in dem Heckengang, mit dem bleichen Gesicht auf dem rothgelben Kieswege. Möves wendete den Körper zur Seite, während Fräulein Rutenberg mit Geberden des Entsetzens von dem Hause her gelaufen kam. Sie hatte den Fall von dem Fenster aus gesehen. Möves nahm dem Alten das schwarze Halstuch ab und fühlte nach seinem Herzen. Alles war still. Es war „das Ende".

In dem expressen Briefe, den der Bote gebracht hatte, theilte mit schonenden Worten ein Beamter des Kriegsministeriums, den der alte Herr um Nachrichten bei besonderen Fällen ersucht hatte, dem Baron mit, daß sein Sohn bei Mars-la-tour geblieben sei.

Einige Tage später erhielt der Neffe des alten Herrn, der mit seinem Regiment auf Paris marschirte, einen Brief des Doctors. Derselbe lautete:

Geehrter Herr Baron!

Ich kehre soeben von Weetzow zurück, wo ich leider nur den in Folge eines Herzschlages stattgefundenen Tod Ihres verehrten Herrn Onkels con-

ſtatiren konnte. Fräulein Rutenberg hatte mich unmittelbar nach dem ſo bedauernswerthen Ereigniß telegraphiſch nach Weetzow gerufen. Die große Aufregung der letzten Zeit hat bei der vorhandenen, unglücklichen körperlichen Dispoſition eine Kataſtrophe herbeigeführt, die nur eine Frage der Zeit war. Ein gütiges Geſchick erſparte dem alten Herrn die erſchütternde Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes. Er ſtarb, als der Poſtbote ihm den Brief übergeben wollte, der die Trauernachricht enthielt. Ich bin in den Lazarethen ſehr beſchäftigt und bitte Sie deshalb, die Kürze meiner Mittheilung gütigſt zu entſchuldigen. Indem ich Sie bitte, geehrter Herr Baron, ſtets über mich verfügen zu wollen, bin ich in Hochachtung und Verehrung Ihr gehorſamſter

Dr. M.

P. S. Darf ich Sie als den Herrn der Weetzower Güter begrüßen? Ich höre, daß die Beſitzungen an Sie, als den älteſten Sohn Ihrer verſtorbenen Frau Mutter, gefallen ſind.

Pietro Siciliani.

(1832—1885.)

Von

Emil Pacully.

— Genf. —

Nach Giordano Brunos und Tommaso Campanellas Tode, am Anfange des 17. Jahrhunderts, herrschte in Italien „die philosophenlose, die schreckliche Zeit“: es war die Zeit, wo das Volk unter dem Joche der Jesuiten und der Fremdherrschaft seufzte. Wohl hebt sich eine bedeutende Gestalt aus diesem düsteren Bilde hervor: der Neapolitaner Giambattista Vico, der den so folgenschweren Kampf zwischen Staat und Kirche in seinen historischen und psychologischen Wurzeln zu erkennen suchte und damit die ersten Keime zur Wissenschaft der Gesellschaft legte. Doch unbeachtet und vereinsamt unter seinen Zeitgenossen stehend, war dieser bedeutendste italienische Denker der Neuzeit fast einem Kometen vergleichbar, der erscheint und auch schon verschwindet, ohne eine Spur von sich zu hinterlassen . . . .

Erst kurz vor Anfang unseres Jahrhunderts begegnen wir einer neuen philosophischen Strömung in Italien. Es war die Sinnesphilosophie der Franzosen, welche daselbst unter Condillac in Person ihren Einzug hielt und die glänzendsten Triumphe feierte. Die Befreiung von diesem groben Materialismus war, wie überall in Europa, auch hier das Werk der Kantischen Philosophie. Langsam brach sich dieselbe Bahn: denn erst im Jahre 1808, also vier Jahre nach dem Tode Kants, erschien die erste italienische Uebersetzung seiner Schriften. Aber einmal eingeleitet von Romagnosi und Testa, welcher letztere die Kantische Philosophie als das „Gefängniß des menschlichen Geistes, gezimmert von dem stärksten Kopfe, den seit Aristoteles die Sonne erschaut“, bezeichnete, nahmen die Studien Kants einen raschen Fortgang. Namentlich war es Galuppi, der die Bedeutung der Kantischen Moral scharf und voll erkannte und mit ihrer Hilfe den französischen Materialismus zum Sinken brachte.

Dennoch vollzog sich in Italien nicht die wissenschaftliche Revolution, wie sie von einem tieferen Studium der Kantischen Philosophie zu erwarten war. Das Verständniß der Italiener für Kant blieb eben auf das moralische Gebiet beschränkt; in den kritischen Geist seiner Lehren vermochten sie nicht einzudringen. Allerdings machte Antonio Rosmini das Thema der kritischen Philosophie auch zum Thema seiner Studien. Er gab sich die ernstlichste Mühe, der Entstehung der Erkenntniß nachzuspüren, und er unterschied hierbei nicht nur klar zwischen Materie und Form, sondern suchte auch schon die

Zahl der Kantiſchen Formen zu beſchränken. Doch ſetzte er an deren Stelle nur die an die Scholaſtiker erinnernde angeborene, objective Idee des Seins, deren Anſchauung in uns iſt, und durch die wir die Wahrnehmungen verallgemeinern und zur Erkenntniß erheben.

Damit hatte Rosmini dem Idealismus Eingang verſchafft, der, wurzelnd im Geiſte der Nation ſelbſt, und begünſtigt von den immer mehr um ſich greifenden kühnen Syſtemen eines Schelling und Hegel, in Vincenzo Gioberti ſeinen Höhepunkt erreichte. Indem dieſer die Methode in die unmittelbare Anſchauung des Abſoluten ſetzte und die Formeln aufſtellte: „das Sein erzeugt die Exiſtenzen", d. h. es iſt Subſtanz und Urſache derſelben, „die Exiſtenzen hinwiederum kehren zum Sein zurück", endete er damit, „die Philoſophie als die Wiſſenſchaft Gottes und aller mit Gott in Beziehung ſtehenden Dinge" zu bezeichnen. So war der mittelalterliche Standpunkt wieder heraufbeſchworen und die Philoſophie zur „Magd der Theologie" herabgewürdigt. Zugleich erhielt ſie eine nationale Färbung, denn „Italien, welches das Princip der moraliſchen Einheit der Welt, d. h. das Papſtthum, ſein nennt, iſt die Mutternation des menſchlichen Geſchlechts".

Mit dieſen Lehren, über deren Naivetät wir uns kaum eines Lächelns erwehren können, nahm Gioberti ſeiner Zeit alle Gemüther gefangen! Es war eben eine Zeit der Jugend und des Rauſches, eine Zeit für Poeten, aber nicht für Denker.

Auch bei Mamiani, der einen gemäßigten Idealismus repräſentirte, blickte die poetiſche Natur und das nationale Gefühl überall durch. Wie groß auch die praktiſchen und politiſchen Verdienſte dieſer Männer ſein, welche Bedeutung ſie auch perſönlich und durch ihre Philoſophie für die Einigung Italiens haben mögen, indem ſie dem Volke eine ideale Geiſtesrichtung gaben, ſie befinden ſich nicht auf dem Boden der wiſſenſchaftlichen Philoſophie. Mag auch ihre theiſtiſche Anſicht zum Theil ſehr geläutert ſein, ſo ſuchen ſie doch alle das Daſein Gottes zu beweiſen und ſeine Attribute zu beſtimmen, und ſind alſo in den Kern der von Kant kritiſch begründeten Wahrheit, daß alle unſere Erkenntniß nur auf Erfahrung geht, nicht eingedrungen. Es kann ihnen wohl das Verdienſt, durch Annäherung des Glaubens an die Wiſſenſchaft und durch Niederdrückung des groben kirchlichen Despotismus die wiſſenſchaftliche Philoſophie vorbereitet zu haben nicht ſtreitig gemacht werden; aber ihre philoſophiſchen Gebäude zerfallen in Stücke. Kein Wunder, wenn ſich dieſer Richtung gegenüber der Skeptiker Auſonio Franchi mit der Behauptung erhob, Italien beſitze überhaupt keine Philoſophie und werde auch eher keine beſitzen, als bis es auf die philoſophiſch-religiöſen Lehren des Mittelalters verzichte. Während er die Philoſophie aus ihrem dogmatiſchen Schlummer herausriß und dem kritiſchen Geiſte Bahn brach, zeigten die zahlreichen Anhänger Hegels in Italien, namentlich Vera, Spaventa und Fiorentino, daß eine nationale Philoſophie eine Thorheit ſei und daß die Lebensfähigkeit der italieniſchen Philoſophie von der Annäherung an die geſammte europäiſche Geiſtesrichtung abhänge, eine Wahrheit, zu deren Verwirklichung namentlich das allenthalben in Europa wachſende Intereſſe für Naturwiſſenſchaften führte.

Die italieniſche Philoſophie von heute zeigt ein vielbewegtes, geſtaltenreiches Bild, dem die Spuren der vorangegangenen Zeit auf's lebhafteſte eingeprägt ſind. Da ſind zunächſt die Anhänger der mittelalterlichen Scholaſtik, die kühn, wie nur je, ihr Haupt erheben. Ihnen zur Seite geſellen ſich, nur geringe Unterſchiede aufweiſend, die Anhänger der Gioberti'ſchen Philoſophie. Andere gehören der neuplatoniſchen Philoſophie an, oder repräſentiren einen gemäßigten Idealismus oder erklären ſich für Fortſetzer und Verbeſſerer der Hegel'ſchen Philoſophie. Außerdem hat ſich der Einfluß der poſitiviſtiſchen, mechaniſchen Richtung geltend gemacht. Noch ſei erwähnt, daß es namentlich in der neueſten Zeit an eingehenden Studien über Kant nicht gefehlt hat.

Daß der Einfluß der Naturwiſſenſchaften und die Kantiſche, kritiſche Philoſophie, deren europäiſchen Werth ja die Geſchichte beſtätigt hat, allein vermögend ſeien, der

italieniſchen Philoſophie eine moderne Geiſtesrichtung zu geben, d. h. ſie unabhängig von der Theologie, wie von jedem falſchen nationalen Gepräge zu machen, das iſt der Gedanke, zu welchem die Geſchichte ſelbſt zu führen ſcheint: in dieſem Sinne erkannte die Aufgabe ſeiner Zeit und ſtrebte ihr ſein Leben lang unermüdlich nach Pietro Siciliani. Inwieweit gerade ſeine Perſönlichkeit zur Löſung derſelben geeignet war und inwieweit er ſie thatſächlich gelöſt hat, mag die Darſtellung ſeines Lebens und ſeiner Lehren zeigen.

Am 19. September 1832 wurde Pietro Siciliani zu Galatina in Lecce geboren, und eben da, unter dem herrlichen Himmel Süditalieus (dem klaſſiſchen Lande der Philoſophen), der Heimat Giordano Brunos, Tommaſo Campanellas, Giambattiſta Vicos verlebte er die Tage ſeiner Jugend. In Neapel und Piſa lag er den mediciniſchen Studien ob, doch übte er nach beſtandenem Examen den Beruf des Arztes nicht aus, da ihn Natur und Neigung zur Philoſophie hinzogen. Was ſeine amtliche Stellung betrifft, ſo wurde er zunächſt als Lehrer der theoretiſchen und Moral-Philoſophie an das königliche Liceum Dante in Florenz berufen: danach bekleidete er eine außerordentliche Profeſſur der Anthropologie und theoretiſchen Philoſophie zu Bologna, woſelbſt er im Jahre 1867 „auf Grund hervorragender Berühmtheit“ zum ordentlichen Profeſſor ernannt wurde und bis zu ſeinem Tode blieb.

Den hervorſtechenden Zug ſeines Lebens bildete wohl ſeine natürliche, echt wiſſenſchaftliche, Sokratiſche Beſcheidenheit, die ſich in geeigneten Augenblicken ſehr glücklich mit einer feinen, ſchneidenden Ironie zu verbinden wußte. Aber ſeine lebhafte Kritik galt ſtets nur den Ideen und Principien, niemals den Perſonen. Das Kantiſche Wort: „Laßt Euren Gegner nur Vernunft zeigen und bekämpft ihn nur mit Waffen der Vernunft“, welches zumal in Italien und auch bei Philoſophen, d. h. Männern, welche die Wahrheit zu lieben vorgeben, noch immer nicht ſiegreich durchdringen will, war in ihm verkörpert und vergeiſtigt. Wie er die Geſchichte der Philoſophie gern einem Drama verglich, in welchem der Gedanke zugleich Schauſpieler und Zuſchauer iſt, einem Drama sui generis, in welchem den Knoten zu löſen die Gottheit nicht von oben herabſteigt, ſondern von unten heraufdringt, hervorquellend aus dem Innerſten des Gedankens, aus der Tiefe der Geſchichte, der Forſchung und des menſchlichen Lebens, ſo, ſage ich, galt ihm auch die Geſchichte des Philoſophen, wie des lernenden und ſtrebenden Menſchen überhaupt für ein großes Drama, in welchem die Vernunft unaufhörlich mit der Vernunft im Streite liegt. Daher ergriff er den Sokratiſchen Gedanken von der gemeinſamen Erzeugung des Denkens mit ſo tiefem Verſtändniß und führte ihn praktiſch, im Hörſaal, wie in öffentlichen, von ihm in's Leben gerufenen, pädagogiſchen Conferenzen auf's Wirkſamſte durch; daher ſein Wahlſpruch: „Freier Gedanke in freier Schule“; daher er mit Montaigne dachte: „Wenn mir Jemand widerſpricht, ſo erweckt er meine Aufmerkſamkeit und nicht meinen Zorn; ich wende mich dem zu, der mich belehrt.“

Wie dieſe Einheit im Fortſchritt, dieſes Ringen nach dem Lichte der Wahrheit ſeine geſammte Art zu denken bezeichnete, davon geben ſeine hinterlaſſenen Schriften den ſchönſten Beweis. So weht ſchon aus ſeinen jugendlichen pädagogiſchen Werken der Geiſt einer neuen Periode, welche der italieniſchen Erziehungslehre vergönnt ſein ſollte: das Princip der Autodidaktik und der Begriff der Perſönlichkeit, welche nachmals für ſeine Theorie der Erziehung grundlegend wurden, finden ſich ſchon dort als fruchtbarer Keim; ja es iſt geradezu ergreifend, zu ſehen, mit welcher Gluth er ſchon damals den Gedanken einer Umgeſtaltung der Pädagogik aus wiſſenſchaftlichen, namentlich pſychologiſch-ethiſchen Principien erfaßte, und wie er eine kritiſche Geſchichte der Pädagogik für ein erſtes, unausbleibliches Erforderniß dazu hielt, ein Erforderniß, das er ſpäter aus eigenen Kräften, ohne fremde Beihülfe, erfüllt hat.

Ueberall, im Leben, wie im Denken, galt ihm vernunftgemäße Entwickelung als das beſtimmende Princip, und der Begriff der Evolution, die er als die Mutteridee

des Jahrhunderts bezeichnete, durchzog seine gesammte Philosophie. Mit einer außerordentlichen synthetischen Kraft begabt, wie sie nur den höchsten Geistern eigen zu sein pflegt, wußte er dieses Princip für die Wissenschaften des „Lebens" und der „Psyche", wie für die der Gesellschaft, der Moral und der Erziehung fruchtbar zu machen, ohne daß er sich von demselben zu irgendwelchen metaphysischen Abirrungen verleiten ließ. Davor bewahrte ihn sein bescheidener, nur auf das Gewisse und Wahre gerichteter „Sinn des Maßes", der überall das Gold von nur glänzendem Metalle zu scheiden wußte.

Die Geschichte galt ihm als der erste Probirstein zur Beurtheilung einer Lehre; daher begann er seine grundlegenden Werke stets mit einer geschichtlichen Darstellung der vorhergehenden Verfasser gleichen Gebietes: Nur indem wir die historische Entwickelung kennen und kritisch beurtheilen, vermögen wir uns vor allzu neuen Neuheiten zu hüten, und andererseits wird sich uns da, wo in geschichtlichen Auf- und Niedergange, inmitten des Conflicts eine Theorie beständig, hartnäckig wiederkehrt, selbst im Irrthume ein frischer Hauch von Wahrheit offenbaren. Es ist die Leibnitz'sche „große Art zu denken", der wir hier begegnen, jene umfassende Art zu denken, die neben Leibnitz namentlich Vico, und in der neuesten Zeit Comte und Spencer ausgezeichnet hat, und in der That fühlte sich Siciliani besonders zu diesen Männer hingezogen. Mit Leibnitz theilte er nicht nur den Grundgedanken der Continuität, nicht nur die gewaltige, synthetische Kraft, sondern auch dessen Art von Eklektismus. Nur im Leibnitz'schen Sinne durfte man Siciliani einen Eklektiker nennen, denn wie dieser eignete er sich stets nur das an, was seiner Natur gemäß war; während sich der Eklektiker widerspricht, war in ihm alles Einheit; er wußte, um mit Raphael zu reden, ein Schüler aller und Meister seiner selbst zu sein.

Seine Kenntniß der italienischen, französischen, englischen und deutschen Philosophie war gradezu erstaunlich. Wie er aber mit der historischen und synthetischen Gabe den echt kritischen Geist verband, so war es neben Leibnitz und Vico namentlich die erhabene Gestalt Kants „des Wunderthäters", wie er ihn nannte, die seinen Sinn gefangen hielt und auf den er in seinen Schriften, Vorlesungen und Unterhaltungen mit Vorliebe zu sprechen kam. Daneben hatte er die deutschen Neu-Kantianer eingehend studirt, und in seiner Philosophie, welche er als „kritischen Positivismus" bezeichnete, nahm er vornehmlich zwischen den Positivisten Englands und den Kriticisten Deutschlands seinen Weg.

Dem Kampfgewühl streitender Parteien, welche nur zur Herabwürdigung der Philosophie führen konnte, haben alle Identitätsversuche bisher vergeblich ein Ende zu setzen gesucht, vergeblich, weil sie stets eine systematische Einheit im Auge hatten und den Begriff der Entwickelung, sofern sie ihn dabei anwandten, in metaphysischem Sinne geltend machten. Der kritische Positivismus Sicilianis will daher besser als ein System, vielmehr eine Methode sein, eine Art zu untersuchen, zu studiren, zu forschen; wenn auch der menschliche Geist der metaphysischen Speculation nie entsagen wird, so darf dieselbe doch nicht für mehr gelten, als sie ist, d. h. als Hypothese.

Die Systeme des Spiritualismus und Materialismus sind, weil beide dogmatisch, unversöhnbar. Gedanke und Bewegung sind unzertrennlich, aber weder der Gedanke läßt sich auf Bewegung noch die Bewegung auf den Gedanken zurückführen. Auf dem Gebiete der Methode jedoch ist die ersehnte Vereinigung möglich, nothwendig, ja unvermeidlich geboten durch die fortschreitende Bildung der Wissenschaften; der Theilung der Arbeit muß eine Vereinigung der Arbeit folgen, und eben darin besteht ja eine wesentliche Aufgabe der Philosophie, daß sie in ihrer Eigenschaft als „Wissenschaft der Wissenschaften" die Erfahrungsthatsachen begründe und vollende, die Gesetze derselben aufspüre, ihre wichtigsten Ergebnisse der Kritik unterwerfe und sie zur Einheit des Princips erhebe.

Die Grundwissenschaft der Philosophie ist darum die Psychologie, sie ist die Wissenschaft, in welcher die Gesetze und Principien der Gesellschaft und der Geschichte,

der Kunst und der Religion, der Mythologie und der Philologie, wie jeder Art moralischer und juridischer Wissenschaften Wurzel fassen. Hier ist die wissenschaftliche Philosophie, welche auf dem Boden des „phänomenischen Realismus“ fußt und die „Relativität des Wissens“ zum Princip erhebt, namentlich von den englischen Positivisten auf der einen und von den deutschen Neukantianern auf der andern Seite vertreten, deren gegenseitige Annäherung von der Geschichte selbst bestätigt wird. Die individuelle Angeborenheit der rein subjectiven und die erbliche Angeborenheit der rein objectiven Richtung sind bereits historisch gerichtet, indem der eine Weg zum reinen Idealismus, der zweite zum reinen Materialismus geführt hat. Die dritte, subjectiv-objective Richtung, welche den psychologischen Werth sowohl im Individuum, als in der Rasse, in dem geschichtlichen Entwickelungsgange anerkennt, ist die allein wissenschaftliche. „Wenn der Innatismus eine unleugbare Thatsache ist, so daß es nach den Beweisführungen Spencers und anderer moderner Forscher Niemandem mehr erlaubt sein wird, von einer tavola rasa zu sprechen, so ist doch der erblichen Kraft nicht alles einzuräumen, indem man sie gleichsam zu einer erzeugenden Kraft macht, wie die englischen Philosophen möchten, noch alles dem Individuum und der psychischen, individuellen Beschaffenheit, wie die orthodoxen Anhänger des Kantismus behaupten. In der Species, in der Rasse ist die psychische Uebertragung nur darum möglich, weil sie vor Allem in der psychischen, individuellen Beschaffenheit möglich gemacht worden ist. Wer sieht nicht, daß auf diese Weise der alte Sensismus und der orthodoxe Kantismus überwunden und zugleich der erbliche Innatismus Spencers verbessert wird?“ Die Angeborenheit kann nicht allein mit Hülfe des äußeren, des Gesetzes der Anpassung, wie Spencer behaupten möchte, erklärt werden; man muß vielmehr einen Keim persönlicher Unabhängigkeit, den „persönlichen Factor“ Wundts anerkennen, und hier stimmen ihrerseits Lucas und Littré überein, wenn sie von „individualer Angeborenheit“ und einem „ursprünglichen Factor“ reden. Dieses Zugeständniß müssen die neueren Positivisten machen, wofern sie nicht für dogmatische Metaphysiker gelten wollen.

Wollte man übrigens annehmen, daß die Frage betreffs des „Noumenon“ jegliche Versöhnung zwischen dem wohlverstandenen Kriticismus und dem wohlverstandenen Positivismus ausschließe, so bedenke man nur, daß ja Spencer ein „Unendliches, Unerkennbares“ eingeräumt habe; ja er hat sogar die Bestimmung desselben nicht völlig vermieden, sodaß er sich einer Art von Pantheismus nicht ganz hat entziehen können. Die Relativität des Wissens erfordert jedenfalls, daß wir einen Grenzbegriff annehmen, das was Kant „Ding an sich“ genannt hat, von dem wir aber nichts auszusagen vermögen. Uebrigens sollte es eine nicht der geringsten Entdeckungen unseres Jahrhunderts sein, gewisse Fragen, die doch nur auf Hypothesen hinauslaufen können, offen zu lassen und damit der metaphysischen Speculation gegenüber neutrale Stellung einzunehmen; nur freilich muß diese Neutralität „Neutralität in Waffen“ sein, um jeden, der sich über die von der Vernunft selbst gesetzten Grenzen hinauswagt, in sein Gebiet zurückzuweisen.

Von diesem seinem Standpunkte in medias res aus hat der Philosoph zunächst die Basen zur Neubegründung der Psychologie gelegt: indem er die Einseitigkeit der rein psychologischen, wie der rein physiologischen Methode nachweist, zeigt er zugleich die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer Durchdringung der subjectiven und objectiven Forschung, welche nach Verbesserung und Verneinung der erwähnten Methoden an deren Stelle zu treten haben. Indem, auf dieser Grundlage, die Psyche weder „als fertiger Gedanke“, noch als „bloße Receptivität“ aufgefaßt, sondern als etwas Werdendes, Entstehendes studirt wird, wird die statische Psychologie mit Hülfe der comparativen Methode in eine dynamische, genetische verwandelt; die Wissenschaft der psychischen Thatsachen wird „Psychogenie“.

Die Wissenschaft des „Lebens“ und der „Psyche“ sind unzertrennlich; wie die

Physiologie, im weitesten Sinne genommen, Biologie, d. i. Wissenschaft aller der Herrschaft der Evolution unterworfenen Formen des Lebens geworden ist, so muß in ähnlicher Weise die Psychologie Wissenschaft der Psyche werden, wie diese sich durch die zoologische Reihe hindurch, parallel mit der morphologischen Entwickelung, erzeugt. Wenn schon Herbert Spencers Theorien zufolge Biologie und Psychologie pari passu fortschreiten mußten, so hat doch der englische Philosoph in seiner Auseinandersetzung die eine der andern folgen lassen, und man vermißt auch bei ihm jene Totalität sui generis, auf die sein tief speculatives Genie überall hinzielt.

Dem großen Gesetz der Continuität folgend, muß die Psychogenie zunächst die zoopsychischen Thatsachen berücksichtigen, die sich, seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, kaum genugsam bemerkt, so zahlreich angesammelt haben, nur daß auch hier inmitten dieser kostbaren Einzelheiten der belebende Hauch einer Synthesis fehlt, der sie zur Einheit zu erheben und ihnen die rationelle Form aufzuprägen weiß. Diesem Bedürfniß aber wird man nicht eher gerecht werden können, als bis man zugleich ein zweites Erforderniß erfüllt, nämlich die morphologischen Gesetze der Homologie und Analogie in das psychische Gebiet überträgt.

Das Gesetz der Homologie erfordert „Identität in der Differenz", das der Analogie „Aehnlichkeit in der Verschiedenheit". Die Homologie, welche den morphologischen oder psychischen Typus bewahrt, ist, um mit Goethe zu reden, eine centripetale Kraft, während die Analogie, welche die Abänderungen unter dem Einflusse äußerer Bedingungen hervorbringt, eine centrifugale Kraft ist.

Spencer, der die typischen Gruppen und Untergruppen von morphologischer Natur aufgestellt hat, hat gleichwohl keine Anordnung der verschiedenen Gruppen der Thiere und Menschen unter dem psychischen Gesichtspunkte unternommen; eine solche zoopsychologische Klasseneintheilung nach dem angegebenen Verfahren aber ist unentbehrlich für die endgültige Gestaltung der Psychogenie als Wissenschaft.

Indem so die Psychologie eine wesentlich comparative Form annimmt und sich der genetischen Methode bedient, hört sie auf eine beschreibende, formale Wissenschaft zu sein, so und nur so wird sie uns eine wirkliche „Naturgeschichte der Psyche" geben können. Damit sind zugleich die Basen zur Neubegründung der Sociologie gegeben, als einer Wissenschaft, welche auf den Gesetzen des psychologischen und geschichtlichen Entwickelungsganges beruht und welche darum, der dargelegten Methode folgend, in ähnlicher Weise eine Sociogenie werden kann und muß. Die Wissenschaft des „Lebens", der „Psyche" und der „Gesellschaft" wachsen aus einem Sproß: es sind drei natürliche parallele Schöpfungen, die sich gegenseitig fordern, und alle zusammen stellen sich dar als der Triumph der natürlichen Evolution; aber wie sehr sie auch mit einander verknüpft sind, wie sehr auch dieselben Gesetze in Biologie, wie in Sociologie herrschen, ihre Unterschiede sind unverkennbar, und der Hauptgrund davon liegt darin, daß die Elemente des individualen Organismus dem Ganzen untergeordnet, die des socialen dem Ganzen nebengeordnet sind.

Daß die menschliche Gesellschaft ein Organismus sei und nach Art eines Organismus wachse und sich entwickele, daß die Sociologie ein Ganzes mit der Naturgeschichte bliden müsse, das war der fruchtbare, wahrhaft neue Gedanke Auguste Comtes gewesen, den Spencers Geist großartig umzugestalten und gleichsam zu einem vollkommenen System zu erheben wußte. Aber Comte wollte die Wissenschaft der Gesellschaft vollkommen auf Biologie begründen, und auch Herbert Spencer betrachtet den socialen Organismus nur zu sehr durch die Brille des Biologen und Mechanisten; von der Idee der Continuität so lebhaft ergriffen, daß er nicht selten einem Philosophen der Schelling'schen Schule gleicht, sieht er zumeist nur die analogen und nicht die homologen Beziehungen, d. h. solche, welche die Unterschiede fordern (wenngleich er sich durch Annahme des „Unerkennbaren" und durch den Werth, welchen er dem Individuum beilegt, glücklich widerspricht).

Siciliani seinerseits hält dafür, daß die Bildung der thierischen Gesellschaft nicht ganz unbewußt und völlig instinctmäßig, das Entstehen und die Einrichtung der menschlichen Gesellschaft aber nicht durchaus bewußt und überlegt vor sich gehen. Es ist demnach die Aufgabe der modernen Sociologie, als der „Scienza nuova" des Jahrhunderts, durch das Studium der wirklichen Entstehung der gesellschaftlichen Formen, mit Hülfe der genetischen Methode, zu erkennen, welchen Theil an diesem Werke die Natur, die unbewußte Thätigkeit und das Doppelgesetz der natürlichen Zuchtwahl und Vererbung, und welchen ihrerseits Vernunft, Ueberlegung und Freiheit haben, bis zu welchem Punkte also der denkwürdige Ausspruch Vicos wahr sein möge, „daß die menschliche Willkür, von der vulgären Weisheit (common sense) geregelt, der Baumeister der Welt, der Nationen sei".

Wir treten damit an der gewaltigen Fragen gewaltigste heran, an die Frage nach der moralischen Freiheit als Bedingung und Quelle der Freiheit überhaupt und als sicherste Grundlage jeder politischen und socialen Einrichtung. Im Ganzen nimmt der Philosoph hier die Richtung auf die Kantische Moral, nur daß er zugleich dem Princip der Evolution auch hier das ihm zukommende Recht läßt. Indem er den intelligiblen Charakter des handelnden Subjects und damit den rein formalen, den Verstand determinirenden Willen und das Sittengesetz als kategorischen Imperativ, weil mysteriös und nicht intelligibel, verwirft, behält er vor Allem den Kantischen Gedanken, daß wir unter der Idee der Freiheit, welche nach Siciliani zur treibenden Kraft, zur „leitenden Idee" wird, handeln können, und er zeigt ferner, daß der Wille nicht zwar autonom ist, aber, von der Vernunft motivirt, autonom wird. Das wahre Princip ist auch hier in dem gegenseitigen Durchdringen der beiden psychologischen Functionen, deren eine centripetal, die andere centrifugal ist: Sinn und Vorstellungskraft, welche Verstand, Instinct und Trieb, welche Gemüthsbewegung, Leidenschaft, Willensäußerung werden. Der Verstand, die Bewußtseinsthätigkeit halten die Idee fest, klären und erwärmen gleichsam dieselbe, die ihrerseits nicht ohne Hülfe eines Gefühls zur treibenden Kraft werden kann, und beide zusammengenommen gelangen zur Willensfreiheit, zum Vernunftwillen. So erhebt sich das Individuum zur Würde der Person, das Bewußtsein wird Selbstbewußtsein; das Selbstbewußtsein aber, hauptsächlich unter dem sittlichen Gesichtspunkte, ist eine durchaus persönliche Schöpfung, welche die verhängnißvolle Kette der Vererbung brechen kann. Dadurch unterscheidet sich der Mensch, wiewohl nach Naturgesetzen aus der Thierwelt hervorgehend, gleichwohl typisch von ihr; die natürliche Evolution hört in der menschlichen Sphäre nicht auf, aber sie muß einen wesentlich zwecksetzenden Werth annehmen. Ein gemeinsames Vernunftziel ist es, welches wir erstreben und zu dessen Erreichung der Staat freilich nur ein Mittel ist, weil ohne freie Entwickelung der Individuen, wie Wilhelm von Humboldt endgültig für alle Zeiten erwiesen hat, dasselbe nicht denkbar ist; aber er ist auch ein nothwendiges Mittel, da in dem wechselseitigen Wirken der Individualitäten die Bedingung ihrer Entwicklung liegt. So widerspruchsvoll auch der Charakter unsrer Zeit ist, wir fühlen dennoch inmitten der socialen Uebel dieses Ideal, welches uns erwärmt und erleuchtet, das Ideal des Rechts und der Gerechtigkeit.

Wir alle, die wir Augen im Gesicht und Herz in der Brust haben, wir erkennen und empfinden täglich mehr die Existenz einer socialen Frage in ihrer ganzen Wirklichkeit und Furchtbarkeit, „der Frage der Jahrhunderte und des Jahrhunderts", und zugleich die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen, auf dem Wege der Vernunft zu erreichenden Revolution. Nationalökonomie und Pädagogik sind die beiden wesentlichen reformatorischen Werkzeuge; beide Wissenschaften müssen gleichen Schrittes fortschreiten, aber das ökonomische Mittel ist nur ein äußeres, das moralische, pädagogische ist das innere, wahrhaft wirkungsvolle.

Wie Siciliani die Pädagogik, insofern sie eine wesentlich zwecksetzende Kunst ist, als den goldenen Zweig der Lehre des kritischen Evolutionismus bezeichnete, so bildete

seine pädagogische Wirksamkeit auch die höchste Blüthe seiner eigenen psychischen, geistigen Evolution. Geistige und sittliche Wiedererzeugung der Menschheit und der Nation mittelst der Wiedergeburt des Individuums, Erneuerung des socialen Organismus mittelst Wiederherstellung der socialen Monade, das war das große Ziel, auf das er, mit unglaublichem Aufwand geistiger Kraft und Energie, im Kampf mit der Dummheit und dem Aberglauben, überall und immer hinstrebte, und das er, wenn Thatsachen Wahrheit sprechen, nach höchster Möglichkeit erreicht hat.

Zwei Fragen sind es, die sich in der Pädagogik als die größten und wichtigsten Probleme darstellen; die Frage, welche die Natur der Willenskraft, und die, welche das Ziel der Erziehung betrifft.

Wenn der Mensch, wie wir gesehen haben, die ihm eigenste Eigenheit besitzt, frei zu werden, wenn sein Wille, von der Vernunft geleitet, sich autonom machen kann und wenn sein moralischer Charakter „etwas ist, das sich entwickelt", so folgt daraus einerseits die Möglichkeit einer Vervollkommnung und damit die Möglichkeit und höchste Nothwendigkeit einer Erziehung in den von der Vernunft gesetzten Schranken: und andererseits ergiebt sich, daß die Kunst der Erziehung hauptsächlich darin besteht, eine Reihe von Mitteln wirksam zu machen, um den Charakter wachsen, den „persönlichen Factor" frei hervorquellen zu lassen. Die Gefühle zu mäßigen, die Bewegungen und Leidenschaften zum Guten zu lenken, gleichsam eine zweite Natur kraft der autonomen Natur der Vernunft zu schaffen, mit einem Worte, den moralischen Charakter zu bilden, das ist das nächste, unmittelbare Ziel der Erziehung, und dieses Ziel darf der Staat, welcher als ein juridischer und ethischer Organismus sich nicht nur nach Art jedes anderen Organismus erhalten, sondern, wie Kant sagt, den Ideen der Menschheit und ihrer inneren Bestimmung gemäß fortschreiten muß: dieses unser gemeinsames Ziel darf und muß der Staat kraft des Unterrichts und der Schule jedem einzelnen auferlegen. Das entferntere Ziel dagegen, welches wir davon unterscheiden müssen, nämlich dasjenige, welches mit dem des Lebens zusammenfällt und das keine Wissenschaft feststellen, darum kein König, kein Staat, keine Kirche, kein Vater dem einzelnen vorschreiben darf, dieses muß als Frucht der Autodidaktik aus dem Bewußtsein des Individuums hervorquellen: die Erziehung muß den Menschen nur befähigen, Priester und König seiner selbst zu werden, damit er dieses sein eigenstes Ziel zu erkennen und zu erringen vermöge.

Der Begriff der Persönlichkeit, der Schlüssel der moralischen und juridischen Wissenschaften, ist zugleich der Grundstein der Pädagogik. Man sage auch nicht, daß das Kind noch keine Person sei; es besitzt alle Anlagen des menschlichen Wesens und kraft der Vererbung alle Elemente des historischen, menschlichen Seins. Darum ist sein Wesen heilig und unverletzlich: und man darf diese seine potentiale Persönlichkeit, kraft deren es sich unter den vorhandenen Bedingungen zur Würde des Menschen erheben kann und muß, nicht im Keime erdrücken. Eine wichtige Folge davon ist, daß die Schule außer der Wissenschaft selbst nur eine allgemeine natürliche Moral lehren darf: die Religion dagegen muß frei wachsen in dem Bewußtsein des Kindes. Niemand, weder die Kirche, noch die Familie, haben das Recht, kraft des Compello entraro dem Kinde religiöse Dogmen einzutrichtern, weil sie damit ein anderes höchstes Recht, welches im Kinde ist, das der freien Entwickelung, zu nichte machen. Eben darum, weil die Schule antisystematisch sein soll, muß sie auch weltlichen Charakter haben; dem Staat allein, der gleich der Wissenschaft neutral ist, kommt, in den oben angegebenen Grenzen, das Recht der Ueberwachung des Unterrichts zu.

Was die Vernunft uns dictirt, das sind wir gezwungen anzunehmen, was die Wissenschaft als sicher festgestellt hat, das allein dürfen wir dem Kinde lehren. Nur da, wo man auf geistig entwickelte Menschen einwirkt, namentlich auf den Universitäten, muß Gedanken- und Redefreiheit unbeschränkt sein, „ja ich wollte," sagte Siciliani, „daß auf den Universitäten alle religiösen Confessionen ausnahmslos und mit unum-

ſchränkter Freiheit vertreten ſeien, weil alle das gleiche Recht zur Propaganda- und Proſelytenmacherei haben."

Alſo Lehr- und Lernfreiheit, aber ſoweit ſie ſich mit der Vernunftfreiheit verträgt! Darum muß auch der elementare Unterricht obligatoriſch ſein und dann in aufſteigender Reihenfolge mehr und mehr facultativ werden; es giebt keine Ignoranzfreiheit, wie ſich Siciliani treffend ausdrückt.

Dies ſind in großen Zügen die Grundgedanken der Erziehungsreformen Sicilianis. Frucht der Studien, welche den Menſchen als Individuum und in der Gruppe zum Gegenſtand nehmen, namentlich der Biologie und Pſychologie von der einen, der Moral und Rechtswiſſenſchaft von der anderen Seite, hat er ihnen zugleich ein eigenes, wiſſenſchaftliches Gepräge zu geben vermocht, indem er ſie zur Einheit der Syntheſis brachte.

Wie ſehr er übrigens in ſeinen Erziehungslehren auf Kant zurückgeht, iſt unverkennbar, auch hat er ſelbſt Kant als den Neubegründer der Pädagogik und als ſeinen Führer bezeichnet: aber in Italien der Erſte geweſen zu ſein, der dieſe Ideen wirkſam gemacht, für ſie vom Katheder wie in den Schriften, in der Theorie wie in der Praxis mit glühendem heiligem Eifer gekämpft, unſäglich gekämpft, und ſie endlich zur Einheit des Princips erhoben hat, das wird ſeinen unvergänglichen Ruhm ausmachen. Auch war es ihm noch beſchieden, kraft ſeiner einzig daſtehenden praktiſchen Wirkſamkeit, zu ſehen, wie ſeine Lehren tiefer und tiefer in's Herz des Volkes eindrangen, und, ungeachtet der Gegenanſtrengungen der orthodoxen Geiſter, darin bleibend Wurzel faßten. Es war ihm gelungen, in Bologna ein pädagogiſches Centrum zu gründen, deſſen Ruf in ganz Italien bekannt war. Eine zahlreiche Zuhörerſchaft beiderlei Geſchlechts nahm an ſeinen Vorleſungen Theil, und von weit her ſandten die Provinzen auf Gemeindekoſten ihre Lehrer, denſelben beizuwohnen.

So liegt denn die Philoſophie und das Leben dieſes Mannes, wie ſie ſich wechſelſeitig wiederſpiegeln, klar vor uns: wie die richtig verſtandene Evolution ſein philoſophiſches Princip ausmachte, ſo war auch ſeine Natur aufnehmend und zurückweiſend, plaſtiſch und ſpontan, d. h. ſich bildend im Kampfe mit ſich ſelbſt und der Umgebung, d. h. ſich wahrhaft entwickelnd. Univerſal und doch durchaus individual, international und doch durchaus national, centrifugal und centripetal, nach außen und nach innen gerichtet, wurzelnd in einem geſunden Gefühle der Wirklichkeit, in dem realen Fortſchritte der Geſellſchaft und zugleich in dem Opfer für Vaterland und Menſchheit, in den höchſten Idealen unſerer Gattung, vor Allem in der Tugend als Preis ihrer ſelbſt, ſo war er, ſo wollte er ſein, und ſo war auch ſeine Philoſophie.

Wollte ich dieſen ſeinen Charakter und ſein philoſophiſches Wirken mit einem Worte bezeichnen, ſo würde ich auf ihn im höchſten Sinne das Schiller'ſche Wort anwenden, daß er ſtets „aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen" ſtrebte. Darum hielt ſich ſeine Philoſophie von jeder krankhaften metaphyſiſchen Ausſchweifung fern und wußte überall die glückliche Mitte zu treffen: darum war ſie ihrem Charakter nach weder materialiſtiſch, noch ſpiritualiſtiſch, weder poſitiviſtiſch noch orthodox, weder rein individualiſtiſch, noch rein univerſaliſtiſch, weder peſſimiſtiſch, noch rein optimiſtiſch. Sie war ein Optimismus, aber ein männlicher Optimismus, der beſeelt von dem „Glauben an die heiligen Rechte der Menſchheit" auch im Chaos einen Schimmer des Lichtes entdeckt und, ſich durch jenes hindurchkämpfend, dieſem entgegeneilt und entgegenleitet. So iſt denn auch die endliche Wirkung, die ſeine Lehren und ſeine Erſcheinung in uns zurücklaſſen, eine allgemein erhebende: wir erkennen daraus, daß die Menſchheit und die Völker ihren großen Zielen näher treten.

Die Wiedergeburt Italiens iſt eine Thatſache, daß die Wiedergeburt der Italiener eine zweite wird, hier fühlen wir es. Wer wollte angeſichts dieſer geiſtigen Höhe die italieniſche Nation noch ein „bloßes Volk von Muſikanten" nennen, wer wollte ihm

noch Aufnahme in die höchst civilisirten Staaten verweigern? Wohl finden sich hier noch viel Aberglauben und Dummheit beisammen, wohl sind es gewaltige Probleme, die namentlich auf dem Gebiete der Pädagogik noch ihrer Lösung harren. Aber denken wir auch nur daran, daß die kirchliche Gewaltherrschaft nirgends mehr als in Italien lange Zeit jede freie Entwickelung ertödtet hat und noch zu ertödten sucht, indem sie sich namentlich der Schulen bemächtigte und hier die Vernunft im Keime erdrückte. Wenn nun die Quellen einer heilsamen Umgestaltung der Verhältnisse vor Allem in einer wohlgeordneten, vernünftigen Erziehung liegen, so müssen wir erkennen, daß, wo einmal das belebende, fruchtbar und weithin wirkende Wort gesprochen und die Richtung klar gewiesen ward, damit auch schon die alten und kalten Formen erstorben sind. Nicht mehr auf den lombardischen Feldern, sondern namentlich auf dem Felde der Schule werden die Italiener für Freiheit und Vernunft zu streiten fortfahren.

Ein Lehrer, der Sicilianis Vorlesungen mit Begeisterung gefolgt war, sagte mir: „Italien fehlt nichts als 50 Sicilianis"; aber die 50 000 Lehrer selbst werden die Kämpfer sein, die seine Bahnen weitergehen und seine Ideen den Zielen entgegenführen. Das ist die ethische Lösung dieses seines dramatischen Denkens und Lebens, daß nach dem Fallen des Vorhanges des letzteren die Zuschauer geläutert und gekräftigt zu edlen Zwecken hervorgehen

Autor: Wikipedia

Kaiserpfalz Goslar ist eine Pfalz in der Stadt Goslar. Sie wurde ab 1050 unter Kaiser Heinrich III. errichtet und diente bis 1253 als Residenz der römisch-deutschen Könige und Kaiser. Die Pfalz ist eine der größten und bedeutendsten Profanbauten des Mittelalters in Deutschland. Sie wurde 1868 bis 1879 restauriert und ist heute ein Museum.

Friedrich der Große und die Volksschule.

Friedrich der Große der Hevos der deutschen Volksbildung und die Volksschule
Von Rob. Seidel. Wien und Leipzig, A. Pichlers Wwe. und Sohn.

Eine Monographie über Friedrichs II. Stellung zur Volksschule ist eine dankenswerthe Arbeit, wenn sie mit Unbefangenheit und dem ernsten Streben nach Objectivität des Urtheils unternommen wird. Letzteres soll dem Verfasser nicht abgesprochen werden; allein ob die erste Voraussetzung bei dem vorliegenden Schriftchen zutrifft, ist mehr als zweifelhaft. Die Würdigung der Thätigkeit Friedrichs für die Volksschule wird vorbereitet durch eine Erörterung des Standes des Volksschulwesens unter der Regierung seiner Vorgänger. Das ist ganz in der Ordnung: aber es befremdet sofort, wenn man sieht, wie verschwenderisch die Seidel'sche Darstellung hier mit dem Lobe ist: neben diesem intensiven künstlichen Lichte müssen die Bestrebungen Friedrichs II. für die Volksschule, welche immerhin eben erst Anfänge einer Entwickelung des Schulwesens bezeichnen, um so tiefer, und zwar unverdientermaßen, in den Schatten treten. Das heißt denn doch nicht Geschichte schreiben, sondern Geschichte zurecht machen. Der Verfasser will freilich, wie er versichert, den überschwänglichen Lobrednern des großen Preußenkönigs gegenüber das Interesse der nackten historischen Thatsächlichkeit vertreten; dabei aber verfällt er leider der Scylla ungerechtfertigtster Tadelsucht: an Friedrich dem Großen bleibt kein gutes Haar. Friedrich war tolerant — aber die Ordensgeistlichen in Schlesien als Lehrer hätte er nicht toleriren sollen; er war aufgeklärt — aber er hat die Preßfreiheit nicht eingeführt! Ueberhaupt war Friedrich nichts anderes, als ein „kluger Despot". „Das Wesen des Despotismus — jedes Herrscherthum ist Despotismus — ist persönliche Willkür, Unterdrückung und Ausbeutung". Ob unter einem solchen Gesichtspunkte eine objective Würdigung der Verdienste Friedrich des Großen um das Volksschulwesen möglich ist, wagen wir bescheidentlich zu bezweifeln, ebenso wie wir bezweifeln, ob eine Geschichtsdarstellung unbefangen heißen kann, welche sich Generalisationen gestattet, wie „Noch jeder große Herrscher ist unreligiös gewesen". Doch diese Mängel der vorliegenden Schrift werden vielleicht aufgewogen durch besonders genaue und interessante Details aus der Entwickelungsgeschichte der preußischen Volksschule? Gewiß! Schon im zweiten Capitel lesen wir: „Tüchtige Kenner des preußischen Schulwesens behaupten, daß es in Preußen sogar jetzt noch von Handwerkern besetzte Lehrerstellen giebt." — Wir haben dem nichts hinzuzufügen. M. K.

Eine Geschichte der Ideale.

Adalbert Svoboda. Kritische Geschichte der Ideale. Mit besonderer Berücksichtigung der bildenden Kunst. 1. Band. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Der Verfasser des vorliegenden Werkes unternimmt es, die Geschichte der menschlichen Ideale kritisch darzustellen — wie er selbst betont, vom Standpunkte der modernen Wirklichkeitsphilosophie aus, welche ihre Anschauungen auf den Ergebnissen der Naturwissenschaft, insbesondere der Physiologie, ausschließlich aufgebaut wissen will. Er bekämpft demzufolge auf's eifrigste alle dualistischen Auffassungsweisen, wo sie ihm in der bisherigen Behandlung der philosophischen Grundfragen, oder im Leben und Glauben der Völker entgegentreten. Die ihnen entsprungenen Ideale sind „Wahn- und Irrthumsideale", welche vor den „positiven Idealen" zurückweichen müssen. Die letzteren sind „Ziele des Wissens, welches nur die Autorität der Wahrheit anerkennt, sind Ziele der Sittlichkeit, welche der klaren Erkenntniß menschlicher Rechte und Interessen entquillt, sowie jenes Glückes, dessen Bedingungen die sich selbst gehörende gebildete Gesellschaft durch Bethätigung opferwilligen, edel menschlichen Wohlwollens und durch Verwirklichung vernunftbeherrschter Freiheit aufstellt". (S. 36.)

Auf der Grundlage dieser streng positivistischen Weltanschauung baut sich die Darstellung der Entwickelung der Seelen-, Unsterblichkeits- und Jenseitsidee bei Natur- und Culturvölkern auf, welcher der vorliegende erste Band des Werkes gewidmet ist. Es ist selbstverständlich, daß der Verfasser die hier zur Sprache kommenden Ideen nur als auf Einbildungsvorstellungen beruhende „Wahnideale" betrachten kann; diese Auffassungsweise wird durchgehends kritisch zur Geltung gebracht. Im Uebrigen ist der Gang der Untersuchung der, daß nach einer das Wesentliche hervorhebenden Uebersicht über die in sich oft widerspruchsvolle Entwickelungsgeschichte der Begriffe „Idee" und „Ideale" die Feststellung derselben im oben angegebenen Sinne erfolgt, für dessen Nothwendigkeit aus der Erörterung physiologischer und biologischer Thatsachen Beweise gezogen werden. Der Verfasser bespricht dann das Seelenideal der Naturvölker, in Vergleichung mit demjenigen der Culturvölker; die Seelenvorstellung wird als Wurzel der Unsterblichkeits- und Gottesidee nachgewiesen. Der Einfluß des Seelenglaubens auf Sitte und Sittlichkeit der Völker, wie er namentlich auch in den Grabmitgaben sich ausspricht, wird erörtert, die Verzweigung der urthümlichen Vorstellungen bis in den Glauben und Aberglauben der Culturvölker hinab verfolgt. So führt auf subjectiv-egoistische Ursprungsgründe auch der Unsterblichkeitsglaube der Aegypter des alten Reiches zurück, welcher sich unter priesterlichem Einfluß zu der dogmatischen Form entwickelt, welche die Kunst des mittleren und neuen Reiches bezeugt. Nach der Besprechung des chaldäischen, altindischen, assirischen und eranischen Seelen- und Unsterblichkeitsglaubens wird in besonderer Ausführlichkeit die Seelentheorie der Hellenen behandelt, für deren Kenntniß in den unzähligen sepuleralen Denkmälern ein ausnehmend reiches Material vorliegt. Nach der Meinung des Verfassers hat „nur der Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen es verhindert, daß das glänzend veranlagte Vorvolk der Griechen auch in seiner Philosophie dem Seelenglauben gegenüber sich nicht auf die lichten Höhen der Wissenschaftlichkeit gestellt hat". (S. 281) Reste des urthümlichen Animismus finden sich freilich in Dichtung, Philosophie und Kunst der Griechen allenthalben; dafür legen namentlich die Gräberfunde Zeugniß ab, welche andererseits aber auch beweisen, daß das positive Ideal der edlen Form bei den Griechen zuerst seine mustergültige Ausgestaltung gewonnen hat. — Der Untersuchung der Religions- und Genußideale der Etrusker folgt die Darstellung des Seelenglaubens bei Römern, heidnischen Germanen, Slaven, Litauern und bei finnischen Volksstämmen, hauptsächlich auf die in den Gräbern gefundenen Artefacte gegründet. Eine Charakteristik der Psychologie des Christenthums, der christlichen Ideale der Entsagung und der Seelenzukunft, der Verbildlichung des Geistes, des Jenseits und Gottes auf christlichen Denkmälern beschließen den, wie man sieht, überaus reichen Inhalt des ersten Bandes. — Der zweite Band soll im Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Analyse der Gottesidee, die bildende Kunst der orientalischen Völker, sowie der Griechen und Römer, die Entwickelung der Kunst und deren Verhältniß zur Gottesidee behandeln, während die Ideen- und Kunstbewegung der Renaissancezeit im dritten Bande des Werkes ausführlich geschildert werden soll.

Die Neuheit des Stoffes, welcher in diesem Zusammenhange noch nicht dargestellt worden ist, machen das Buch Svobodas auch für Denjenigen beachtenswerth, der sich mit der scharf ausgesprochenen und die ganze Darstellung durchdringenden materialistischen Tendenz des Verfassers nicht befreunden wird. Größere Knappheit und Uebersichtlichkeit der einzelnen Abschnitte würden die Lesbarkeit und wissenschaftliche Brauchbarkeit des Werkes noch erhöhen. M. S.

Die Religion und die Kirchenbildung.

Das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung. Von Wilh. Bender. Bonn, Max Cohen & Sohn (Fr. Cohen).

Das vorliegende Werk ist kein spezifisch fachwissenschaftliches. Es wendet sich vielmehr auch an den weiteren Kreis aller derjenigen, welchen die Religion nicht bloß als Thatsache gegeben, sondern auch als Gegenstand des Nachdenkens aufgegeben ist. Die Formulirung des religiösen Problems, wie sie hier auf den ersten Seiten geschieht,

läßt keinen Zweifel übrig, was wir im Fortgange der Untersuchung zu erwarten haben. Schon das Motto deutet es an: amica ecclesia, magis amica veritas. Es ist eine klare, rein sachlich gehaltene, allerdings etwas breit angelegte, allem theologischen Parteihader abgewandte Untersuchung des religiösen Phänomens aus historisch-kritischem Gesichtspunkte nach analytischer Methode. In der theologischen Literatur über diesen Gegenstand herrscht der entgegengesetzte Standpunkt vor: man pflegt synthetisch aus dem Wesen der Religion als einem in der Wechselbeziehung von Transscendentem und Geistesimmanentem Gegebenen ihre Erscheinungsformen zu erörtern. Der Verfasser geht von ihren beiden historischen Erscheinungsformen, dem cultischen und dem individuellen Glaubensmomente, aus und erschließt aus ihnen das in ihnen sich manifestirende Wesen der Religion. Die religiöse Erhebung, wie sie im Cultus ihren Ausdruck hat, wird nachgewiesen als eine Bethätigung des Selbsterhaltungstriebes des Menschen: der religiöse Glaube aber als ein Deutungsversuch des Weltganzen in der Weise, wie sie dem Menschen die Erreichbarkeit der wesentlichen Lebenszwecke, seines Ideals vom Leben, für Individuum und Gattung zu garantiren scheint. So zeigt sich die Religion überall als ein „Act freier Erhebung zu der weltleitenden Macht zur Versicherung über die Geltung und die Durchführbarkeit der Lebenszwecke des Menschen."

Es läßt sich unschwer voraussagen, daß das Einbeziehen auch des Christenthums (vergl. besonders pag. 278—299) in den Rahmen dieses natürlichen Religionsbegriffes den Anhängern der hergebrachten Dogmatik sowohl auf katholischer Seite, als auch besonders auf „positiv" protestantischer als eine Verzerrung erscheinen wird. Denn jene werden kaum jemals, unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber sicherlich nicht, aus dem Gedankenkreise der scholastischem Summen der Thomisten und dem der jesuitischen Neuscholastik heraustreten dürfen; bei diesen aber hält, trotz unverkennbarer Einwirkungen Kants und Schleiermachers und nicht weniger Hegels auf die anderen theologischen Anschauungen, der Geist des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, wie ihn beispielsweise L. Hütter und nach ihm die Calovius und Quenstedt repräsentiren, immer wieder fröhliche Auferstehung zu erneutem Ansehn. Sie werden auch alle einstimmig sein darin, daß die Resultate des Verfassers die nothwendigen Consequenzen seien aus seiner methodologischen Auffassung, „daß wir zum vollen Verständniß und zur richtigen Würdigung auch des Christenthums nur auf dem Boden der vergleichenden Religionsgeschichte gelangen können." Und dies ist allerdings ein Punkt, über den sich streiten ließe: es will uns scheinen, als ob wenigstens — von der Hervorkehrung des supranaturalen Offenbarungsglaubens als Ausgangspunktes sehen wir von vorn herein ab — ein tieferes Eingehen auf die psychologische Genesis der religiösen Gefühle für eine Untersuchung, wie die vorliegende reiche Frucht verspräche. Dessen ungeachtet kann das Bender'sche Buch allen, die sich für die darin behandelten Fragen interessiren, selbst wenn sie den Standpunkt des Verfassers nicht theilen, als eine beachtenswerthe Erscheinung auf religionswissenschaftlichem Gebiete empfohlen werden.

M. K.

Eine neue Heinebiographie.

Heinrich Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften nach den neuesten Quellen dargestellt von Robert Proelß. Mit Illustrationen und einem Handschrift-Facsimile. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.

Seitdem die „Memoiren" Heinrich Heines so viel Staub aufgewirbelt haben, ist die Beschäftigung mit den äußeren Lebensverhältnissen des Dichters wieder in den Vordergrund getreten. Es giebt eine ganze sehr zahlreiche Schule moderner Literaten, denen der „größte Lyriker" auch in seinem Charakter außerordentlich sympathisch ist, die aber eine geraume Zeit hindurch ihre Herzensneigung streng verstecken mußten, weil der orthodoxe Wind, wie er z. B. die verdienstlichen Vorlesungen über neuere Literatur von K. Barthel durchwehte, derselben wenig günstig war. Die rein objective Behandlung,

die kritische Sammlung und Sichtung des Materials wurde von den Anhängern wie noch mehr von den Gegnern des Dichters wenig beachtet, so wenig, daß es bisher nur ein einziges Buch gab, nämlich das von Strodtmann, welches die Anfänge einer exacten Heineforschung ahnen läßt. Der äußere Umstand, daß das Campe'sche Monopol der Heine'schen Werke eben erloschen ist und die neu erstehenden Ausgaben zweifelsohne den Wunsch nach einer bequemen, lesbaren, möglichst objectiven Biographie rege machen werden, hat nun den bekannten Dresdener Dramaturgen Robert Proelß zur Abfassung eines derartigen Buches veranlaßt. Der Autor hat den einen großen Vorzug, daß er die Zeitströmungen, unter denen die letzte Hälfte von Heines Leben dahinfloß, noch aus eigener Anschauung kennt, und den anderen, daß der Tod manches Mitbetheiligten ihm eine freiere Sprache gestattet wie seiner Zeit Strodtmann. So wird sein Buch sicher ein werthvoller Fortschritt sein, da das vielfach zerstreute Material der letzten Jahre einmal wieder zusammengetragen, kritisch beleuchtet und, was am dringendsten nothwendig war, gesichtet wird. Eine Verdrängung des vorher genannten Werkes ist nicht beabsichtigt und auch nicht möglich, ebenso wenig, wie bereits ein Abschluß erreicht ist: auch Proelß' Buch liefert nur die Materialien einer dereinstigen Heinebiographie, die noch wesentlich vervollständigt werden können, da noch ca. 1150 an Heine gerichtete Briefe aus dem Besitze von Henri Julia an's Licht treten werden. Auf der Ausnutzung der Briefschaften beruht das Hauptverdienst des Autors: von einer literarhistorischen, geschweige denn ästhetischen Würdigung der einzelnen Heine'schen Schriften findet sich kaum eine Spur, aber die sogenannte äußere Literaturgeschichte erfährt mannigfache Bereicherungen. Die Gesammtauffassung der dichterischen Persönlichkeit, wie sie dem Schriftsteller vorschwebte, charakterisirt am besten der Ausruf (S. 304): „Ja, Romantiker war er und ist er geblieben, und will auch als solcher in seinem Verhältniß zu Religion, Politik und Freiheit beurtheilt sein!" Es mag schwer sein, bei einem Menschen, mit dem man sich so eingehend und liebevoll beschäftigt hat, wie Proelß mit Heine, die tadelnden Worte zu finden, aber die Pflicht der Wahrheit verlangt doch eine schärfere Hervorhebung, als sie dem neuen Biographen vielfach gelungen ist. Heines Feigheit in Ehrenhändeln, seine Ausstoßung aus der Burschenschaft, seine Hochmuth Goethe gegenüber, seine Rücksichtslosigkeit und Undankbarkeit gegen Varnhagen, Gubitz u. A., sein Verhältniß zu seiner Gattin, all das wird zwar berührt, aber zu sehr mit dem Mantel der Liebe zugedeckt. Geradezu entstellt ist aber das Charakterbild des Dichters, wenn man in seinem Schreiben an die Bundesversammlung vom 28. Januar 1836 kein ehrenrühriges Zukreuzekriechen (S. 238) sieht, wenn man sein Buch über Börne zu entschuldigen sucht (S. 286). Gerade diese zu weit gehenden Urtheile zeigen aber, daß Proelß außerordentlich genau seinen Stoff studirt hat, und an Gründlichkeit ist seine Arbeit weitaus allen anderen außer der Strodtmann'schen überlegen. Der Kritiker wie der Literarhistoriker wird sie niemals entbehren können. Von den eigenen literarhistorischen Vermuthungen, die der Verfasser vorbringt, ist die interessanteste die, daß der „Rabbi" vollendet gewesen sei; das Manuscript sei wahrscheinlich in Hamburg mit verbrannt. Der Stil des Proelß'schen Buches ist der aus anderen Schriften desselben genügend bekannte, ziemlich nüchtern und einfach, aber klar und leidenschaftlos. Von den beigegebenen Bildern interessirt am meisten das Portrait von „Mathilde Heine", trotz dieser Beigaben ist das Werk sehr billig und wird schon deshalb die erwünschte Verbreitung finden. F. V.

Bibliographiſche Notizen.

Aus fernen Landen. Novellen von A. Schneegans. Breslau u. Leipzig, Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Drei der Novellen aus der vorliegenden Sammlung ſpielen ſich auf Sicilien ab, deſſen Volksleben Schneegans eifrigſt ſtudirt hat. Hier, wo der Strom modernen Lebens bis auf unſere Zeit kaum Eingang gefunden und Sitten und Gebräuche aus Urväter Zeit ſich in unverfälſchter Urwüchſigkeit erhalten haben, bietet ſich eine reiche Fundgrube für die dichteriſche Production. Schneegans hat mit glücklichem Griff die charakteriſtiſchen Züge des Lebens auf der Halbinſel herausgefunden und novelliſtiſch trefflich verwerthet, ſo den Aberglauben in der erſten Erzählung „San Pancrazio von Evolo“, die wir überhaupt als die gelungenſte der ganzen Sammlung erachten. Mit erfriſchendem Humor erzählt der Verfaſſer die Schickſale des Schutzpatrons von Roccaſtretta, San Pancrazio von Evolo, der ehemals ein alter Heidengott geweſen, bis ihn vor langer Zeit ein Dorfkünſtler durch Pinſelſtriche und Perrücke zu einem chriſtlichen Schutzheiligen umgewandelt hat. Und wie manche Züge des alten Holzbildwerkes noch immer ſeine heidniſche Abkunft verrathen, ſo verrathen ſich in dem Verkehr des Volkes zu ſeinem Schutzheiligen, ſei es, daß es ſich ihm bittend naht oder ihm grollend zürnt, weil er nicht immer das Wohl ſeiner Schutzbefohlenen wahrnimmt, wie er ſollte, echt heidniſche Züge aus der Zeit, „da dies luſtige heidniſche Völkchen duftende Kränze auf der alten Götter Altäre niederlegte und ſingend und lachend und jauchzend durch das ſingende, lachende, jauchzende Leben zog“.

Eine der Novellen behandelt einen Stoff, der bei dem gewählten Schauplatz allerdings nahe liegt, die Blutrache, die nach zwanzig Jahren doch noch zur Ausführung kommt; auch hier verſteht es der Verfaſſer, mit wahrhaft plaſtiſcher Darſtellungskunſt uns das Seelenleben dieſer großen Kinder vor die Augen zu führen.

Eurikleia, die vierte der Novellen, ſpielt in Bulgarien, deſſen Volksleben nicht minder intereſſante, charakteriſtiſche Züge aufzuweiſen hat, die der Verfaſſer mit Geſchick in die breiter angelegte Handlung dieſer Geſchichte hineinzuweben verſtanden. Die Stoffe, die Schneegans behandelt, ſind, wie man ſieht, neu für den deutſchen Leſer, und da auch die Form eine edle iſt, werden dieſe Novellen nicht unbeachtet bleiben. mz.

Cicerone durch das alte und neue Aegypten. Ein Leſe- und Handbuch für Freunde des Nillandes von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig. Deutſche Verlags-Anſtalt, vorm. Ed. Hallberger. 2 Bde.

Paläſtina in Bild und Wort herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe. Stuttgart und Leipzig, Deutſche Verlags-Anſtalt, vorm. Ed. Hallberger.

Beide Bücher ſind neue, nach verſchiedenen Richtungen veränderte Auflagen der bekannten, weit verbreiteten Werke. Dem Cicerone liegt der Text des Prachtwerkes „Aegypten in Bild und Wort“ zu Grunde. Das Prachtwerk konnte naturgemäß nur Eigenthum Weniger, ſehr Wohlhabender werden, der Cicerone dagegen iſt allgemein zugänglich. Zwiſchen dem Erſcheinen des Prachtwerkes und dem des Cicerone liegen 6 Jahre — bei dem rüſtigen Fortſchreiten der ägyptologiſchen Studien ein großer Zeitraum, durch den in einem Werke über Aegypten große Veränderungen bedingt ſind. „Was ſich ſeitdem in Aegypten ereignet, was die ägyptologiſche Forſchung Neues hinzugebracht hat, iſt berückſichtigt worden, und ſo darf das hier gegebene als entſprechend dem Gegenwärtigen Stande unſeres Wiſſens über das alte und neue Aegypten bezeichnet werden.“ Der Cicerone giebt alles Wiſſenswerthe über Aegypten

mit der Gründlichkeit des Gelehrten und in der geschmackvollen Darstellung des hervorragenden Schriftstellers. — Das zweite oben erwähnte Buch ist eine „wohlfeile Ausgabe" des bekannten Lieferungswerkes. Es soll sich von diesem nur durch die geringere Zahl von Stahlstichen unterscheiden. Die eine Lieferung, die uns vorliegt, gestattet kein Urtheil über das Ganze. Wir kommen bei dem Abschluß der Lieferungsausgabe auf das Werk zurück. Im Uebrigen ist Ebers-Guthes Palästina ein seit langer Zeit beim Publikum gut accreditirtes Buch. ab.

Im Lande der Mitternachtssonne. Sommer- und Winterreisen durch Norwegen und Schweden, Lappland und Nord-Finnland. Nach Paul B. du Chaillu, frei übersetzt von A. Helms. Zweite Auflage, kleine Ausgabe. Mit zahlreichen Holzschnitten u. s. w. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn.

Die große Ausgabe dieses schönen Reisewerkes hat einen so glänzenden Erfolg aufzuweisen gehabt, daß die Verlagsbuchhandlung sich entschlossen hat, eine neue und zwar noch weiteren Kreisen Rechnung tragende, kleinere Ausgabe zu veranstalten; dieselbe umfaßt immerhin noch 608 Seiten. Der Verfasser, welcher in den Jahren 1871 bis 1878 zu wiederholten Malen die skandinavische Halbinsel aufsuchte und länger als fünf Jahre Aufenthalt daselbst nahm, bietet in diesem Werke höchst lebendige Schilderungen jener nordischen Gegenden und der so eigenartigen Sitten und Gebräuche ihrer Bewohner. Mit Sprachkenntnissen wohl ausgerüstet, durchstreifte er Sommer und Winter fast die ganze Halbinsel nach allen Richtungen hin, befuhr die meisten der zahlreichen Fjorde, deren Ufer eine Ausdehnung von mehr denn 3000 Meilen besitzen, und bemühte sich, in die charakteristischen Gebräuche der Bevölkerung tieferen Einblick zu gewinnen, in letzterer Beziehung hat er es sich sogar angelegen sein lassen — und dies giebt dem Buche einen besonderen Werth — bis auf die vorhistorische Zeit und die Ueberlieferungen aus der Vikingerzeit zurückzugehen. Das einleitende Capitel ist von dem als praktisch erprobten Reiseführer Dr. Yngwar Nielsen, einem Norweger von Geburt, verfaßt und enthält in übersichtlicher Weise die Hauptreiserouten für Schweden und Norwegen; der vierfache Anhang behandelt historische, klimatologische und Vegetationsverhältnisse, die Schulen, die Staatsregierung, Provinzialverwaltung und Gerichtsverfassung. Was aber dem Werke den Hauptreiz verleiht, das ist die Schilderung des durch Unabhängigkeit, Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit der Sinnesart vor allen Völkern Europas sich auszeichnenden Menschenschlages. Die sehr gelungenen Illustrationen sind zum größten Theile, die Porträts sogar sämmtlich nach eigens für dieses Werk gemachten photographischen Aufnahmen gefertigt. Wir können somit das reizvolle Buch Allen, welche jene nordischen Länder aufzusuchen gedenken, aber auch Allen, welche überhaupt Verständniß für wahrhafte Natur- und Sittenschilderungen besitzen, auf das wärmste empfehlen; es ist ein recht gutes populär-wissenschaftliches Werk. hj.

Lose Blätter aus Brasilien. Von Luise Schenk. Hamburg, Commissionsverlag von Karl Grädeners Buch- und Kunsthandlung (Arnold Ebert).

Die hier gebotenen Einzelschilderungen aus dem Leben und Treiben der Brasilianer, sowohl der Eingeborenen als auch der Eingewanderten, geben zwar keinen vollständigen Begriff von den socialen Zuständen des amerikanischen Kaiserreichs, lesen sich aber sehr angenehm und führen gerade solche Situationen vor Augen, die man in derartigen „Reiseerinnerungen" nur selten finden dürfte. Besonders gut hat uns die kleine Erzählung: „Der Teufel" gefallen. Alle Anerkennung müssen wir auch der Verfasserin für die sehr gelungenen Uebersetzungen aus der portugiesischen Literatur zollen; diese poetische Beigabe erinnert, dem Inhalte nach recht oft an die heitere bilderreiche Sprache der Inder, bringt aber auch die melancholischen Stimmungen des brasilianischen Volkes vortrefflich zum Ausdruck. hj.

Russica. Verzeichniß der in und über Rußland im Jahre 1885 erschienenen Schriften in deutscher, französischer und englischer Sprache. II. Jahrgang. Herausgegeben von F. v. Szczepanski. Reval, Lindfors' Erben.

Bei dem immer wachsenden Interesse für russische Dinge und bei der wenig verbreiteten Kenntniß der russischen Sprache ist diese Zusammenstellung höchst dankenswerth. Es wird auf diese Weise dem des Russischen Unkundigen das gesammte Material vorgelegt, aus dem er seine Kenntniß über das Land schöpfen kann. Der zweite

Jahrgang dieses bibliographischen Verzeichnisses übertrifft den ersten durch große Klarheit in der Eintheilung. Durch Abgrenzung der Gebiete ist dem Interessenten die Uebersicht erleichtert, und es wäre sehr zu wünschen, daß Schriftsteller und Verleger dem Herausgeber dieses Verzeichnisses hilfreich an die Hand gingen, damit sein Unternehmen diejenige Vollständigkeit erreiche, die jeder „Bibliographie" erst den vollen Werth giebt. rl.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Gegründet von Dr. J. H. Fichte und Dr. H. Ulrici, herausgegeben von Dr. A. Krohe, Professor der Philosophie in Kiel, und Dr. R. Falckenberg, Docent der Philosophie in Jena. Verlag von C. E. M. Pfeffer (R. Stricker) in Halle a. S. (Neue Folge, Sonderheft des 87. Bandes.)

Seit der Begründung dieser Zeitschrift durch den jüngeren Fichte und den nun ebenfalls verstorbenen H. Ulrici ist nahezu ein halbes Jahrhundert verflossen. In dieser Zeit haben sich auf geistigem Gebiete mancherlei Gährungs- und Klärungsprocesse vollzogen, und so manches literarische Unternehmen ist nach einem ephemerischen Dasein durch die vorwärts drängende Entwickelung des Geisteslebens verschlungen worden. Für die in Rede stehende Zeitschrift giebt schon die stattliche Reihe von 87 Bänden, zu der sie angewachsen ist, vollgültiges Zeugniß, in wie hohem Grade sie es verstanden hat, bleibend Werthvolles zu bieten, und wie triebkräftig, wie vordem so jetzt noch, die Grundgedanken sind, von denen sie getragen ist und die sie dem Durcheinander der Meinungen gegenüber vertritt. Nichtsdestoweniger muß anerkannt werden, daß unbeschadet ihrer Grundrichtung eine Aenderung in der Art und Weise, wie sie ihre Stellung zu den großen Problemen, die das Geistesleben bewegen, zum Ausdruck bringt, Bedürfniß ist. Das vorliegende Sonderheft des 87. Bandes stellt diese Aenderung in Aussicht: das Princip methodischen Ankämpfens, welches lange Zeit den Charakter der Zeitschrift bestimmt hat, soll, da die von dem Journal vertretene Richtung im Geistesleben der Gegenwart als berechtigter Factor und in manchem Wesentlichen als stimmführend anerkannt ist, weniger in den Vordergrund gestellt, dagegen die Lösung einer durch die unablässig weiterschreitende Entwickelung und kaum noch übersehbare Fülle der in's Detail gehenden Specialforschungen nahegelegte Aufgabe angebahnt werden. Es handelt sich um die Inventarisirung des geistigen Besitzes der Wissenschaft in zweifacher Beziehung: in historischer durch Erörterung des Historischen unter dem den weitesten Ueberblick ermöglichenden Gesichtspunkte einer Theorie der geschichtlichen Phänomene; sodann aber soll — und das halten wir für ein sehr dankenswerthes Unternehmen — „sei es in fragmentarischen Skizzen, sei es in zusammenfassenden Uebersichten eine Orientirung des Lesers über die gegenwärtigen Gedankenbewegungen sine ira et studio" — versucht werden, und diese soll nicht allein den Stand der deutschen Wissenschaft, sondern auch die der zeitgenössischen ausländischen Philosophie in regelmäßigen Semestralrevüen charakterisiren. So würde sich die Zeitschrift in dieser Beziehung zu einer philosophischen Weltrevue erweitern.

Daß sie diese große Aufgabe, soweit dies überhaupt möglich ist, lösen oder doch ihrer Lösung nahebringen werde, dafür bürgt der Name des Herausgebers, Prof. Krohe in Kiel, welcher durch den in die Redaction neueingetretenen Docenten Dr. Rich. Falckenberg in Jena auf's Wirksamste unterstützt wird, wie schon aus dem hier vorliegenden Hefte ersichtlich wird. Dasselbe enthält aus der Feder Falckenbergs einen lebendig, klar und anregend geschriebenen Artikel über die Bedeutung der Philosophiegeschichte und den Charakter der neueren Philosophie, und neben einer Menge kleinerer Besprechungen eine Reihe von Abhandlungen, deren Lectüre wir um ihres hohen Interesses willen für gegenwärtig nicht nur im engeren Kreise der philosophischen Schulen ventilirte Fragen und Bestrebungen unseren Lesern angelegentlich empfehlen dürfen, so eine Arbeit von Rud. Eucken, welche die Philosophie des Thomas Aquinas, die bekanntlich durch Leo XIII. zur officiellen Philosophie der katholischen Kirche erhoben worden ist, hinsichtlich ihres Werthes für die Cultur der Gegenwart kritisch und unparteiisch bespricht, und einen Essay Eduards von Hartmann über Köstlins Aesthetik, der in die gegenwärtig noch lange nicht zum Austrage gebrachte Frage: Form- oder Stoffästhetik? helle Lichter fallen läßt.

Wenn wir somit die altbewährte Zeitschrift auch bei der jetzt eintretenden Reorganisation denjenigen unserer Leser, welche Leben und Entwickelung der geistigen

Interessen nach ihrer Wurzel hin unter die Oberfläche des bunten Gewirres der Meinungen und Erscheinungen des Tages zu verfolgen gewöhnt sind, warm an's Herz legen, so glauben wir, wir erfüllen auch ihnen gegenüber nur eine Pflicht.

mk.

Die vervielfältigende Kunst der Gegenwart. Redigirt von Carl Lützow, Wien. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. Heft II.

Wir haben diesem Werke bei dem Erscheinen des ersten Heftes eine ausführliche Besprechung gewidmet (Heft 107 von Nord und Süd) und können uns darauf beschränken, das Erscheinen des zweiten kurz anzuzeigen. Es enthält die Fortsetzung des geschichtlichen Rückblickes auf die vervielfältigenden Künste in diesem Jahrhundert und speciell auf den Entwickelungsgang der Lithographie, welcher durch zahlreiche in den Text gedruckte Wiedergaben in äußerst belehrender Weise erläutert wird. Außer diesen Text-Illustrationen sind dem Heft noch 6 große Tafeln von hohem Kunstwerthe beigegeben. Das Selbstportrait Amerlings in Radirung von W. Unger, A. Gillis Radirung nach Bouviers „Salvator Rosa", Dupré „Die Barke", radirt von Th. Chauvel, 2 Original-Radirungen, und zwar: Herkomer „The babes in the wood" und Nicoll „Marine," und endlich Tizians „Zinsgroschen" in einem Stich von G. Eilers. Diese graphischen Musterblätter geben zugleich Zeugniß von dem Wettstreit der Nationen auf diesem Gebiete der Kunst.

av.

Die deutsche Malerei der Gegenwart auf der Jubiläums-Ausstellung der königlichen Akademie der Künste zu Berlin 1886. Photogravüre-Ausgabe mit begleitendem Text von Ludwig Pietsch. München, Franz Hanfstängl. 1. Lfg.

Ein Unternehmen wie die diesjährige Jubiläums-Ausstellung ruft naturgemäß zahlreiche literarische Veröffentlichungen hervor, und die lebhafte Bewegung auf dem Gebiete der reproducirenden Künste kann nicht ohne Einfluß auf diese literarischen Erzeugnisse bleiben. „Die deutsche Malerei der Gegenwart" bietet in ganz vorzüglichen Reproductionen die wichtigsten, aus irgend einem Grunde als hervorragend zu bezeichnenden Gemälde der Jubiläums-Ausstellung. Der Text von Ludwig Pietsch beschränkt sich nicht nur auf eine kurze Erläuterung der Bilder. Er giebt auch dem wißbegierigen Leser biographische Details und weiß für den weniger Kundigen auch allgemeine Betrachtungen einzuflechten, welche das Specialgebiet des Malers und das Kunstgenre beleuchten. Das erste Heft enthält 6 Vollbilder und 5 in den Text gedruckte Abbildungen.

av.

Kunst-Handbuch für Deutschland, Oesterreich und die Schweiz. Von Rudolf Springer. Vierte vermehrte Auflage, Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Das allgemein gekannte und lang bewährte Buch liegt wieder in einer vermehrten Auflage vor. Es berichtet genau über alle auf dem genannten geographischen Gebiet vorhandenen Sammlungen, Lehranstalten und Vereine für Kunst, Kunstgewerbe und Alterthumskunde und ist auf diese Weise ein unentbehrlicher Rathgeber und Führer nicht nur für reisende Kunstfreunde, sondern auch für den gelehrten Fachmann. Die sachliche Eintheilung des Buches und die genauen Orts- und Namens-Register machen die Benutzung dieses Führers zu einer ungemein leichten.

av.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Archives de l'anthropologie criminelle et des sciences pénales etc. Paris. No. 2. Sommaire: I. Mémoires originaux. Von Listz. Répartition géographique des crimes et délits dans l'empire allemand. (Avec un tableau et deux cartes.) L. Manouvrier. Les crânes des suppliciés. Observations et notes médico-légales: 1° Desmonts. Meurtre par strangulation: 2° Carle et Benoit. Assassinat suivi de mutilations cadavériques. II. Revue critique.

Auge, Lothar, Was für schlechte Menschen. Polit. Satyre in drei Acten. Leipzig, Oswald Mutze.

Bernard, Jean (Muschi), Isidore von Lohma. Epische Dichtung. Vierte neu durchgesehene Auflage. Mit dem Bilde des Dichters. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes, No. 4. Minna von Barnhelm von Lessing. No. 5. Wilhelm Tell von Schiller. No. 6/7. Der Landprediger von Wakefield von Oliver Goldsmith. No. 9. Goethe, Hermann und Dorothea. No. 10—12. Chamisso, Gedichte. No. 13. Zschocke, Das Abenteuer der Neujahrsnacht. Halle a./S. Otto Hendel.

Biedermann, Dr. Karl., Deutsche Volks- und Culturgeschichte für Schule und Haus. 3 Theile. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Bischof Dr. Kopp. Eine ungehaltene Herrenhaus-Rede. I. und II. Tausend. Berlin, Walther & Apolant.

Böhlau, Helene, Der schöne Valentin. Die alten Leutchen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Borinski, Dr. Karl, Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der literarischen Kritik in Deutschland. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte Auflage. Heft 189—201. Leipzig, Berlin und Wien, F. A. Brockhaus.

Chicagos Schiller-Denkmal. Erinnerungsblatt zur Enthüllungsfeier am 8. Mai 1886. Redig. von Carl Härting. Chicago, Koelling, Klappenbach & Kenkel.

Chrusen, Leute von heute. Fünf Zeitbilder. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Deutsche Encyklopädie. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow. Lief. 10. 11.

Dietz, Dr. Max, Geschichte des musikalischen Dramas in Frankreich während der Revolution bis zum Directorium (1787—1795), Wien, Groscher & Blaha.

Dolmetsch, H, Japanische Vorbilder. Ein Sammelwerk zur Veranschaulichung japanischer Kunstproducte etc. 50 Tafeln nach japanischen Originalmustern. Stuttgart, Julius Hoffmann. Lief. 1. 2.

Ducros, Louis, Henri Heine et son temp (1799 bis 1827). Paris, Firmin Didot et Cie.

Duruy, Victor, Geschichte des röm. Kaiserreichs. Deutsch von Gustav Hertzberg. Leipzig, Schmidt & Günther. Lief. 30. 31. 32.

Dyes, Dr. Aug., Die Krankheiten der Athmungs-Organe und deren Heilung, Berlin, A. Zimmer.

Friedmann, Alfred, Erlaubt und Unerlaubt. Novellen und Skizzenblätter. Minden i. Westf. J. C. C. Bruns' Verlag.

— Aus Höhen und Tiefen. (Ernstes und Profanes.) Der Stadt Wien gewidmet. Mit dem Bilde des Verfassers. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns' Verlag.

Hager, Carl, Die Marschall-Inseln in Erd- und Völkerkunde, Handel und Mission. Mit einem Anhang: Die Gilbert-Inseln Leipzig, Georg Linke.

Hamerling, Robert, Amor und Psyche. Eine Dichtung in sechs Gesängen. Hamburg, J. F. Richter.

— Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. Siebente verbesserte Auflage. Hamburg, J. F. Richter.

Horn, Georg, Der Mohr von Berlin. Roman. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt (vormals Ed. Hallberger). 3 Bde.

Hörschelmann, E. von, Culturgeschichtlicher Cicerone für Italien-Reisende. Erster Band: Das Zeitalter der Früh-Renaissance in Italien. Mit 6 Illustrationen. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Index Annual, The Q. P. — for 1885. Being an index to the Andover Review . . . Nord und Süd . . . etc. etc. Bangor, U. S. A. Q. P. Index, Publisher. Leipzig, K. F. Koehler.

Irrgang, Georg, Die Brüder. Schauspiel in einem Aufzuge. — Lenora, Schauspiel in fünf Aufzügen. — Polopidas. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze.

Karasowski, Moritz, Friedrich Chopin. Sein Leben und seine Briefe. Dritte unveränderte Auflage. Dresden, F. Ries.

Koegel, Fritz, Lotzes Aesthetik. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Korrespondenzblatt des Allgemeinen Deutschen Schulvereins in Deutschland. Inhalt: Nr. 1. Die Magyarisirung in Ungarn III. Tschechische Umtriebe in den deutschen Schulgemeinden Röscha und Wazlav. Die deutsch-evangelische Gemeinde zu Craivo in Rumänien. Brief aus Chicago. — Nr. 2. Die Vereinstage in Chemnitz. Gefährdete Deutsche Gemeinden in Böhmen. Vereinsnachrichten.

Kulturhistorisches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. Herausgegeben von Georg Hirth. Lieferung 42/43. München, G. Hirths Verlag.

Kurtz, Eduard, Thierbeobachtung und Thierliebhaberei der alten Griechen. Vortrag. Leipzig, August Neumanns Verlag. Fr. Lucas.

Lampadius, Dr. W. A., Felix Mendelssohn Bartholdy. Leipzig, F. E. C. Leukart.

Leiter, Friedrich S., Die Steuer der Presse. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens. Wien und Neutitschein, Rainer Hosch.

Lesimple, August, Erlebnisse und Erinnerungen aus dem Musiker-Leben. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Lippert, Julius, Die Culturgeschichte in einzelnen Hauptstücken. II. Abth. Die Gesellschaft: Familie, Eigenthum, Regierung und Gericht. III. Abth. Geistige Cultur-Sprache, Cult und Mythologie. (Das Wissen der Gegenwart XLVII. XLVIII.) Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky.

Memoiren einer arabischen Prinzessin. Zwei Bände. Berlin, Friedrich Luckhardt.

Metz, Adolf, Prof. Lic., Ueber Wesen und Wirkung der Tragödie. Eine Untersuchung. Berlin, Carl Dunker's Verlag (C. Heymons).

Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte gänlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Vierter Band. China — Distanz. Mit 27 Illustrationsbeilagen und 208 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Michaelis, Dr. med. Magen und Lunge in ihren eigenartigen Erkrankungen und gegenseitigen Beziehungen. Für Aerzte und Laien. Berlin, A. Zimmer.

Nordseebäder, Die, auf Sylt, Westerland, Marienlust und Weningstedt. Zweite Auflage. Westerland auf Sylt. Verlag der Direction.

Pauker, Dr. Oscar, das Patronatsrecht im Lichte der Kirchengemeinde- und Synodal-Ordnung vom 10. Sept. 1873. Berlin, F. Heinicke.

Philo vom Walde, A Singvägorle! Aus der Schläsing. Grossenhain i./S., Verlag von Baumert & Ronge (H. Ronge).

Pflug, Ferdinand, Hodica. Vaterländischer Kulturgeschichtlicher Roman in drei Bänden. Rostock, Carl Hinstorff.

Rodenberg, Julius, Bilder aus dem Berliner Leben. Zweite Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.

Romanbibliothek der Deutschen Illustrirten Zeitung. — Bd. I. u. II. Gänseliesel. Eine Hofgeschichte von Nataly von Eschstruth. — Bd. III. Namenlos. Roman von Ch. Lionheart-Zoeller. — Bd. IV. Onkel Hermann. Novelle von Emile Erhard. Berlin, Verlag des Berliner Verlags-Comptoir, Act. Ges.

Sacher-Masoch, L. von, Die Seelenfängerin. Roman. Zwei Bde. Jena, Herm. Costenoble.

Schulz, Albert, Bibliographie de la guerre franco-allemande (1870—1871) et de la Commune de 1871. Paris, H. Le Soudier.

Secrétan, Charles, Das Recht der Frau. Deutsche Ausgabe von Dr. med. Wilhelm Loewenthal. B. Benda. Lausanne und Leipzig.

Stein, Ludwig, Gedichte (1882—1885). Leipzig, Oswald Mutze.

Stieler, Karl, Aus Fremde und Heimat. Vermischte Aufsätze. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

— Durch Krieg zum Frieden. Stimmungsbilder aus den Jahren 1870—71. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Tolstoi, Graf Leo N. Kleine Erzählungen und Kriegsbilder. Aus dem Russischen übersetzt von Wilh. Paul Graff. Berlin, Richard Wilhelmi.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. XIII, No. 1, 2, 3, 4, 5. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer.

Vischer, Robert, Studien zur Kunstgeschichte. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, herausg. von Prof. Dr. Ludwig Geiger in Berlin. Band I. Heft I. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (Wiegandt & Appelhans).

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Dr. W. Koner. XXI. Band, 1. u. 2. Heft. Berlin, Verlag von Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Weimarische Goetheausgabe.

Im Auftrag Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen wird eine monumentale, auch die Tagebücher und Briefe umfassende Ausgabe von Goethes sämmtlichen Werken, der eine dreibändige Biographie folgen soll, veranstaltet. Für diesen Zweck müssen die neu erschlossenen Schätze des Goethearchivs durch die in öffentlichen und privaten Sammlungen weitverstreuten Handschriften ergänzt werden. Alle, in deren Besitz oder Obhut sich Goethesche oder auf Goethe bezügliche Blätter, sowie bisher unbekannte Drucke befinden, werden dringend gebeten, dem großen Unternehmen solche unentbehrliche Hilfsquellen zu eröffnen und zugleich mit dem möglichst genauen Nachweis auch die Bedingungen für die Benutzung freundlichst „An das Goethearchiv in Weimar" einzusenden. In der Ausgabe soll über die Herkunft und Beschaffenheit jedes einzelnen zugänglichen Manuscripts oder Druckes Rechenschaft abgelegt werden.

Weimar und Berlin, Juni 1886.

G. von Loeper. W. Scherer.

Erich Schmidt.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1886er. Frische Füllung. 1886er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58°0 R.
Mühlbrunn .	44°0 R.
Schlossbrunn.	44°0 R.
Theresienbrunn.	43°0 R.
Neubrunn .	49°0 R.
Marktbrunn .	39°0 R.
Russ. Kronquelle	28°0 R.
Felsenquelle .	47°0 R.
Kaiser Karls-Qu.	34°0 R.

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

KARLSBADER
Quell-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*

} *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i/M.
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg.
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabräck,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

September 1886.

Inhalt.

Seite

Friedrich Uhl in Wien.
Sie muß mich küssen. Erzählung. 277

Ch. Seignobos in Paris.
Jules Verne. 299

F. Hennicke in Berlin.
Das Fernsprechwesen. 336

Georg Brandes in Kopenhagen.
Schack von Staffeldt, ein deutsch-dänischer Dichter. II. 349

Karl Braun-Wiesbaden in Leipzig.
Unschuldig verurtheilt. Eine Criminalgeschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert. 372

Alfons Kistner in Königsberg.
Hypnotismus in England und Frankreich. 394

Bibliographie. 404
Bilderlese aus kleineren Gemäldesammlungen in Deutschland und Oesterreich. (Mit Illustrationen.) — Zur Colonialfrage. — Kehrbach's „Monumenta Paedagogica" — Das Helldunkel in der Malerei

Bibliographische Notizen. 411

Hierzu ein Portrait von Jules Verne.
Radirung von J. Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilage zu diesem Hefte
von
A. Hartleben's Verlag in Wien. (Jules Verne's Schriften.)

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXVIII (Juli bis September 1886), wie auch zu den früheren Bänden I—XXXVII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 30 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113

zum Preise von *M.* 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XXXVIII. (Juli bis September 1886)

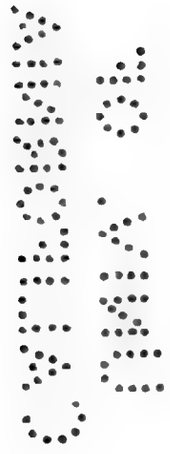
Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXVIII. Band. — September 1886. — Heft 114.

(Mit einem Portrait in Radirung: Jules Verne.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Sie muß mich küſſen.

Erzählung

von

Friedrich Uhl.

— Wien. —

I.

Der Kurfürſt Georg von Hannover hatte im Jahre 1714 den engliſchen Thron beſtiegen. Seine Krönung als Georg I. fand mit großem Glanze am 20. October ſtatt. Der Sohn des Königs, Georg Auguſt, und deſſen Gemahlin Wilhelmine Dorothea Charlotte aus dem Hauſe der Markgrafen von Brandenburg-Anspach, welche den Titel Prinz und Prinzeſſin von Wales annahmen, ſtanden dem Throne zunächſt.

Zu jener Zeit bekleidete die Würde des Lord-Mayors von London Sir William Humphreys. Er gehörte den Whigs an und war ein Mann von liberaler Geſinnung, ehrlich, offen und gutmüthig. Selbſt ruhigen Blutes, erſchien ihm die Ruhe in ſeinem Hauſe und außerhalb deſſelben als das höchſte der Güter. Dabei hielt er darauf, Herr in ſeinem Hauſe zu ſein, und war es auch geblieben inſoweit, daß er wirklich glaubte, es geſchehe, was er wolle. Zu glauben, daß man Herr ſei, iſt faſt eben ſo viel als in Wirklichkeit zu gebieten.

Lady Humphreys war eine große, ſtarke, nicht eben ſchöne Frau, welche die Kunſt verſtand, ihren Mann zu behandeln. Sie ſetzte den Anſichten deſſelben nie Widerſpruch entgegen, verſprach ſtets zu thun, was er wollte, wußte aber in der Zeit zwiſchen Anordnung und Ausführung, ohne daß Sir William es bemerkte, Alles ſo zu wenden, daß in Wirklichkeit geſchah, was ſie wollte. Dieſes Verfahren, ſagt man, gebe die beſten Ehen und beſten Regierungen. Wie Mann und Frau, verhalten ſich Legislative und Executive zu einander. Wenn zwei Willenskräfte einen Zweck erreichen ſollen und nicht,

was auf dieser Welt selten vorkommt, einerlei Willensmeinung sind, so hilft nur der Compromiß. Die Hälfte hier, die Hälfte dort von der eigenen Ansicht abgegeben, so daß zwei Hälften übrig bleiben, macht immer ein gutes Ganzes, das unter den gegebenen Verhältnissen ein Bestes sein kann. Constitutionell regieren lernt man oft in der Ehe.

Das Oberhaupt der Stadt London, der Lord-Mayor, war zu allen Zeiten ein mächtig gebietender Herr. Daß sein Einfluß nicht abnahm, sondern sich noch steigerte in einer Zeit, wo ein neues Herrschergeschlecht den Thron von England bestieg, das sich auf die Whigs, die Partei, welcher der Lord-Mayor angehörte, stützte, war natürlich. Der feierliche Aufzug des Lord Mayors durch die Straßen von London, welcher am 29. October 1714 stattfand, konnte deshalb in seiner Art und seiner eigenthümlichen Bedeutung als Seitenstück zur Krönung des Königs, welche kurz vorher abgehalten wurde, gelten. Dort das Fest des Herrschers, welcher über die Vereinigten Königreiche gebot, hier der feierliche Zug des Stadtoberhauptes, welches dem großen freien Gemeinwesen der Weltstadt London vorstand.

Dem ehemals kurfürstlich hannoverschen Hofe, welchem alle die deutschen Günstlinge Georgs, die dem Scheine seines Sonnenglückes nach London gefolgt waren, angehörten, war die Macht des Lord-Mayors ein Dorn im Auge. Sie sahen diesen und seine Gemahlin mit scheelen Blicken an und wendeten die Waffe, welche ihnen allein zu Gebote stand, gegen das Ehepaar an, den Spott. Der Zug des Lord-Mayors und seiner Gemahlin versprach ihnen ein reiches Feld für denselben zu bieten und bot es auch. Die Gebräuche bei diesem Feste hatten sich in all' ihrer Eigenthümlichkeit, die einem längst verflossenen Jahrhunderte angehörte, erhalten. Der ganze Hofstaat sah dem Schauspiele an den Fenstern eines Privathauses zu und fand, daß das unausgesetzte Hurrah-Rufen und das Wirbeln der Trommeln die Ohren in unerhörter Art beleidige. Die deutschen Herren und Damen meinten, es sei mehr Spectakel als Würde in diesem Schauspiele, und scharfe Glossen, spöttische Bemerkungen, hie und da ein wirklicher Witz flogen von Fenster zu Fenster. Die lächelnden Gesichter leuchteten, als ob ein Glücksfall sondergleichen mit einem Schlage zahlreiche Zufriedene gemacht hätte. Besonders war Lady Humphreys Gegenstand der schärfsten Stiche.

„Ist das wirklich die Lady-Mayoreß?" rief man. „Unmöglich!"

Und in der That gab die Haltung der Lady Humphreys Veranlassung, derart zu sprechen. Die gute Dame litt sehr unter der ungewohnten Schleppe. Trotz ihrer Stärke und Ausdauer wurde sie von der Last des mit Stickereien überladenen langen Mantels fast erdrückt. Dazu gesellte sich das Bewußtsein ihrer Stellung, der Gedanke, daß sie als die erste Frau in London sich den Blicken der versammelten Menge zeige. Sie fühlte sich eine zweite Königin und rief fortwährend dem hinter ihr einherschreitenden Pagen zu: „Hoch die Schleppe! Hoch die Schleppe!"

Einer der hannoverschen Herren machte das größte Glück mit einem

Einfalle, den er laut ausſprach und der wie ein Ball von einem der Anweſenden zum andern flog.

„Ich bezweifle, daß die Dame die Gemahlin des Lord-Mayors iſt. Ich glaube, er hat die Frau ausgeliehen.“

Dieſe Bemerkung wurde in dem Augenblicke ausgeſprochen und wiederholt, als die Lady-Mayoreß eben an dem Hauſe vorbeiſchritt. Sie vernahm die Worte nicht deutlich, bemerkte aber, daß man über ſie lache und ſpotte, und warf einen Blick voll Unmuth nach den Fenſtern. Sir Richard Steele, der Oberintendant der königlichen Stallungen und Gouverneur der Schauſpiele des Königs, welcher ſich in der Geſellſchaft befand, aber nicht in erſter Reihe, ſondern hinter einer der ſchönen hannoverſchen Damen ſtehend, zog ſich, als er den Blick der Lady Humphreys bemerkte, raſch zurück, denn er kannte die Stellung des Lord-Mayors und ſeiner Gemahlin und fürchtete Unannehmlichkeiten für ſich, wenn man ihn in der Geſellſchaft der Spötter bemerke.

„Er hat ſich die Frau ausgeliehen!“ Darüber lachte man noch, als man nach dem königlichen Palaſte zurückgekehrt war; darüber lachten auch der König, ſein Sohn und deſſen Gemahlin, als ſie den Vorfall vernahmen.

II.

Der Lord-Mayor und deſſen Gemahlin, nach beendetem Feſte in ihrem Heim angelangt, zeigten den Kindern und Hausgenoſſen keine ſehr freundlichen Geſichter. Beide waren müde, abgeſpannt, verdrießlich. Ihr einziger Wunſch beſtand darin, aus der drückenden Tracht heraus und in ihre bequemen täglichen Kleider hineinzukommen.

Es giebt Augenblicke im Leben, wo der höchſte Wunſch jedes Sterblichen dahin geht, Ruhe und Bequemlichkeit zu finden. Der Menſch, der ſo oft darnach ſtrebt, Gebieter zu ſein, ſehnt ſich, wenn die Laſt des Herrſchens ihn drückt, am innigſten darnach, nur Menſch ſein zu können.

Als Sir William Humphreys und deſſen Gemahlin wieder in ihrem ſchönen und bequemen Wohnzimmer zuſammentrafen, gaben ſie ſich dem Glücke der Behaglichkeit mit Wonne hin. Dieſes fühlte aber wahrhaft nur Sir William. Seine Gemahlin ſchien zwar ruhig und zufrieden zu ſein, in Wirklichkeit tobte aber ein Sturm in ihrem Innern: die natürliche Folge der Geringſchätzung, die ihr widerfahren, der Kränkung, die ihr zugefügt worden war. Was hatte man geſagt, warum gelacht, warum ſie verhöhnt? Nichts iſt qualvoller als die Unklarheit über eine Beleidigung, die man nicht ganz erfaßt hat, nichts peinlicher als die Unruhe, welche man empfindet, bis man alle Umſtände der Unbill genau kennt, welche einem widerfahren iſt. Der Trieb und das Forſchen nach den Einzelheiten eines Vorfalles, deſſen Opfer man geworden, Klarheit zu gewinnen auf die Gefahr hin, neues Unglück heraufzubeſchwören, erklärt das Verhalten eines in unbeſtimmter Weiſe Beleidigten.

Der Drang, ſich Genugthuung zu verſchaffen, ſteht erſt in zweiter Linie. Die Frage: Was hat man geſagt? beſchäftigte deshalb den Geiſt der Lady Humphreys ohne Unterlaß. Wie es erfahren? war der natürliche Folgegedanke.

Lady Humphreys konnte ſich ihren Gedanken nicht hingeben, ohne daß ſie Sir William einigermaßen ihre innere Bewegung verrathen hätte. Dieſer erhielt aber auf ſeine Fragen nur ausweichende Antworten. Lady Humphreys ſagte, die Ermüdung habe Abſpannung in ihr hervorgerufen.

Sie wollte ihrem Gemahle nicht ſo plötzlich, nicht in dieſem Augenblicke, Kunde von dem Vorfalle geben. Sie wollte erſt die That kennen, bevor ſie einen Entſchluß darüber faßte, wie den Beleidigern entgegenzutreten wäre: dann ſollte Sir William eingreifen, das wie wollte Lady Humphreys beſtimmen.

„Sir William," fragte endlich die Dame ihren Gatten, „ſind Sie mit dem heutigen Tage zufrieden?"

„Sehr," meinte der Lord-Mayor. „Ich habe den Kundgebungen des Volkes entnommen, daß ich mich ſeiner Sympathie erfreue. Die Zurufe waren lebhaft und, wie mir ſchien, recht herzlich. Auch war erſichtlich, daß die vornehmen Kreiſe Antheil an dem Bürgerfeſte nahmen."

„Sie haben vollkommen Recht! Indeſſen, ich glaube bemerkt zu haben, daß Sie unter den Anſtrengungen des Tages nicht minder litten als ich und herzlich froh waren, als der Umzug ſein Ende erreichte. Wenn ich nicht irre, ſtimmen Sie darin mit mir überein, daß dieſe Umzüge denn doch nicht mehr ganz für den heutigen Tag paſſen. Der Widerſpruch der alten Tracht und der neuen Zeit deutet ſchon darauf hin. Andere Zeiten, andere Kleider! Gleichwie man ſich für dieſe Feſte eigens coſtümiren muß, iſt man auch genöthigt, Anſichten und Empfindungen, die nicht in uns entſpringen, ſich zu eigen zu machen. Ich glaube während des Feſtzuges wahrgenommen zu haben, daß wir nicht allein dieſer Anſicht ſind, und es ſollte mich nicht wundern, wenn man über uns, die Hauptperſonen in dem Schauſpiele aus fernen Zeiten, das wir Leute von heute unbetheiligten Zuſchauern boten, hier und da geſpottet hätte."

„Ich kann nicht ganz Ihre Anſichten theilen und habe nichts von dem wahrgenommen, was Sie andeuten. Wenn wir Engländer an den alten Sitten und Gebräuchen, Trachten und Umzügen feſthalten, geſchieht dies aus wahrhaft liberaler Geſinnung. Der Aufzug iſt wohl heute ohne Inhalt und Kern, allein deshalb nicht ohne Bedeutung. Der jährliche Aufzug des Lord-Mayors erinnert an den Tag, wo dieſer zum erſten Male im Vollbeſitze ſeiner neuerlangten Macht und Würde als Oberhaupt einer freien Stadtbevölkerung nach dem Hauſe zog, in welchem unter ſeinem Vorſitze die Bürger über ihre eigenen Angelegenheiten zu berathen und zu beſchließen hatten. Wir thun dies heute in den Kleidern unſerer Vorfahren, denen wir die Freiheiten verdanken, und wie wir die Kleider tragen, ſo ſind wir auch Träger

ihrer Gesinnungen und Gefühle. Hier decken sich Form und Inhalt vollständig. In diesem Punkte ist der wahrhaft Liberale auch der wahrhaft Conservative. Liberal sein, heißt nicht immer nach Neuem streben, das Alte geringschätzen und das Neue hochhalten, weil es neu ist, sondern an dem Errungenen, weil es gut ist, festhalten, es vertheidigen und schützen. Doch sagen Sie, hatten Sie irgend einen bestimmten Fall im Auge, als Sie andeuteten, daß man über uns gespottet?"

„Ich möchte Sie nicht gerne verletzen, nicht den leisesten Unmuth in Ihnen erwecken. Allein es schien mir, daß die hannoverschen Herrschaften, welche mit dem Könige nach London gekommen sind, lächelten, ja, daß einige von ihnen sogar lachten und einander spöttische Bemerkungen zuriefen, als Sie, mein Gemahl, so würdig an dem Hause vorüberschritten, an dessen Fenstern die deutschen Herren und Damen Platz genommen hatten."

„Sie meinen, daß es die Günstlinge des Königs gewesen sind, welche mich als Ziel ihrer Spöttereien erwählten?"

„Ich habe einigen Grund es zu vermuthen und Sie können mir glauben, daß, wenn ich selbst der Gegenstand der Angriffe dieser, wie es scheint, nicht ganz wohlerzogenen Leute gewesen wäre, es mich nicht minder geschmerzt hätte, als wahrnehmen zu müssen, daß mein würdiger Gemahl an dem Tage, wo er in seiner Würde, durch die Massen des freien englischen Volkes, selbstbewußt und erhobenen Hauptes dahin schritt, Lächeln erweckte und Spott erfuhr. Ja, ich füge hinzu, daß es mich wahrscheinlich vollständig kalt gelassen hätte, wenn man mich insultirt haben würde. Allein meinen Gemahl beleidigt zu sehen, das würde ich nicht mit Ruhe ertragen können. Könnten Sie denn nicht erfahren, wer an den Fenstern gestanden ist und was die Gesellschaft gesagt hat?"

Der Lord-Mayor war bei den letzten Worten seiner Gemahlin unruhig geworden und sein Gesicht hatte sich mit Röthe bedeckt. Es stieg der Gedanke in ihm auf, daß nicht nur er, sondern auch seine Gemahlin verspottet worden war, ein Gedanke, welchen die Lady-Mayoreß hervorzurufen sich Mühe gegeben hatte.

„Wenn Sie glauben," sagte er, „will ich ausgehen und einige Herren des Hofes aufsuchen; ich glaube aber nicht, daß uns dies an das Ziel führen wird. Es wird Niemand sich verrathen und auch Andere nicht. Es wäre zu niedrig, zu frivol, ja geradezu empörend, wenn sich die Sache so verhielte, wie Sie sagen. Man darf nicht vorschnell urtheilen. Wir müssen genaue Erkundigungen einziehen. Haben Sie sich getäuscht, desto besser, wenn nicht, so werde ich Mittel und Wege finden, um die Unbill, die uns widerfahren, zu rächen."

„Regen Sie sich doch nicht auf, bleiben Sie ruhig, mein Gemahl. Sie sehen, wie ruhig ich bin. Vielleicht habe ich mich getäuscht und wenn nicht, nun so hat die Sache keine so große Wichtigkeit. Wir sind, was wir sind, und das kann man uns nicht nehmen. Sie sind das Oberhaupt der Stadt,

ich Ihre Gemahlin. Wir sind freie Bürger eines freien Staates, und die Fremden, welche in dieses Land hereingeflogen sind und hier auf unsere Kosten prunken und glänzen, nichts als Schlingpflanzen, die ein sich erhebender Sturm bricht und zu Boden wirft."

„Sie wissen, daß mich nicht so bald etwas aus meiner Ruhe bringt," sagte Sir William Humphreys. „Allein ich darf die Sache nicht so leicht nehmen . . . Wer mich beleidigt, beleidigt nicht nur den Mann, sondern den ersten Bürger von London, das Stadtoberhaupt, welches ebensowenig einen Angriff auf seine Person dulden darf, ohne ihn zurückzuweisen, als auf die Institutionen dieser freien Stadt."

„Wer wird denn aber die Dinge bis zum Aeußersten verfolgen, eine kindische Scene so ernst nehmen?"

„Man muß diesen Spöttereien, diesen Uebergriffen der fremden Elemente gleich im Beginne scharf und energisch entgegentreten, sonst wird die Unsitte zur Gewohnheit und das darf ich nicht dulden. Würde ich schweigen, so könnten sich derlei Scenen bei dem Empfange, welchen wir, Sie und ich, am Hofe zu gewärtigen haben, wiederholen. Ein offener Conflict wäre dann von üblen Folgen für beide Theile, während jetzt eine ruhige Auseinandersetzung das Verhältniß herstellen kann, wie es sein soll und sein muß."

Der Lord-Mayor erhob sich, nahm Abschied von seiner Gemahlin und lenkte seine Schritte nach einem Club-Hause, in dem sich Herren aus den Hofkreisen befanden.

Seine Bemühungen, Gewißheit über den Vorfall, welchen seine Gemahlin angedeutet hatte, zu erhalten, waren indessen fruchtlos. Er hätte sehr scharfe Augen und Ohren besitzen müssen, um aus den leicht verlegenen Mienen und hier und da gewechselten leisen Andeutungen zu erkennen, daß der Vorfall wirklich stattgefunden, und daß die Herren, die er aufgesucht, Kenntniß von den Bemerkungen hatten, welche man über den Lord-Mayor und dessen Gemahlin gemacht. Er kehrte deshalb unverrichteter Sache nach Hause zurück, und der Stachel, welcher in den Herzen des Paares saß, drückte sich immer tiefer ein, so daß Beide eine recht unruhige, qualvolle Nacht zubrachten.

III.

Gewißheit, aber noch größere Erregtheit sollte ihnen der nächste Morgen bringen. In dem gefürchtetsten der zahlreichen Flugblätter, welche zu jener Zeit in London erschienen und eine wahre Plage der Hauptstadt bildeten, so daß der gute Ruf und der Name aller halbwegs hervorragenden Personen tagtäglich in Gefahr stand, in den Koth gezerrt zu werden, war ein Artikel enthalten, welcher die Scene vom vorigen Tage ausführlich und auf die beißendste Art schilderte. Es war nicht angegeben, daß die hannoverschen Damen und Herren die Gemahlin des Lord-Mayors verspottet hatten, daß diese es gewesen waren, welche ausriefen: Er hat sich die Frau ausgeliehen!

Es hieß vielmehr, daß die Bemerkung überall von den Anweſenden, durch deren Reihen der Zug ſich fortbewegte, gemacht worden war, und daß die wenig vornehme Art, in welcher die Lady-Mayoreß ihre Würde trug und ihre fortwährenden Ausrufe: Hoch die Schleppe! alle Verſammelten zu der Annahme gebracht hätten, der Lord-Mayor habe ſeine Gemahlin ausgeliehen. Einige, ſo las man, meinten: er habe dies gethan, weil er keine Frau beſitze und ein Aufzug des Lord-Mayors ohne Gemahlin nie ſtattgefunden habe. Andere fügten hinzu: Vielleicht iſt die Frau des Lord-Mayors von London unwohl geworden und der Lord-Mayor hat, um ſie zu erſetzen, eine fremde Dame als Gemahlin an dem Feſtzuge theilnehmen laſſen, und ſo ging es in dem Pamphlete fort in das Unendliche.

Sir William Humphreys war ſeit jeher ein ausgeſprochener Gegner und Verfolger der Pamphletiſten und Colporteure geweſen. Er hatte ſie mit allen geſetzlichen Mitteln zu erreichen und zur Strafe zu ziehen geſucht, was aber nach den Geſetzen des Landes nur in den ſeltenſten Fällen zum Ziele führte. Ausſchreitungen der Preſſe dieſer Art erkannte Sir William als Gefahr für die Preßfreiheit. Nun ſollte er ſelbſt Zielſcheibe der Bosheit werden. Nein, nicht er ſelbſt, ſondern, was ihn noch mehr erbitterte und verletzte, ſeine Frau, die Lady-Mayoreß von London!

Als ihm des Morgens das Blatt zur Hand kam, war ſein erſter Gedanke, ſeine Frau werde außer ſich gerathen. Er hätte ihr gerne den Vorfall verſchwiegen, allein er mußte befürchten, die Schadenfrohen würden ihr das Pamphlet zuſenden und Lady Humphreys könnte, unvorbereitet, in Folge des Aergers in eine Krankheit verfallen. Deshalb zog er es vor, ſie ſelbſt davon in Kenntniß zu ſetzen, aber außer der Röthe, welche in die Wangen und auf die Stirne der Dame ſchoß, ſchien der freche Angriff keine weitere Wirkung auf ſie zu machen.

„Sie ſehen," ſagte ſie, „daß ich richtig beobachtet habe. Mein Irrthum beſtand nur darin, daß ich Sie und nicht mich für die Zielſcheibe des Witzes der Fremden hielt. Was wollen Sie nun thun?"

„Den Herausgeber des Blattes aufſuchen."

„Kennen Sie ihn?"

„Nicht perſönlich, aber ich weiß, wo ich ihn finde."

„Sie werden doch nicht . . .!"

„Wo denken Sie hin? Allein es giebt Mittel und Wege genug, um einem ſolchen Geſellen beizukommen."

„Ich bin vollkommen mit Ihnen einverſtanden," ſagte Lady Humphreys.

IV.

Sir William Humphreys begab ſich unverweilt in die Taverne, welche den Namen zur „Rothen Kreide" führte. Er wußte, daß dort Mr. Smith, der Herausgeber der kleinen Zeitung, welche der „Gute Ruf" betitelt war,

ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte. Die Taverne war für die Zwecke des Pamphletiſten ſehr günſtig gewählt. Sie nahm die vorſpringende ſchmale Front eines Hauſes ein, das die Ecke einer engen Gaſſe bildete. In dieſe Gaſſe hinein und aus dieſer Gaſſe heraus mußten alle Perſonen kommen und gehen, welche ſich nach dem königlichen Schloſſe und nach dem königlichen Theater begaben. In dieſer Taverne verkehrte Alles, was ſehen und geſehen werden wollte. Hier war die Quelle, aus welcher gutes Bier, feiner Wein und friſche Neuigkeiten floſſen.

An einem der großen Fenſter der Taverne ſaß faſt den ganzen Tag hindurch Mr. Smith. Man konnte ſagen, daß er hier wohnte, aß, ſchrieb, redigirte, kurz, daß er hier ſein Leben in Ruhe zubrachte und das anderer Leute vielfach beunruhigte.

Sir William Humphreys ſchritt geradeaus auf Mr. Smith, den er vom Sehen aus kannte, zu und ſagte: „Kann ich Sie ungeſäumt allein ſprechen?“

„Gewiß, unverzüglich! Wollen Sie die Güte haben, mir in eines der kleinen Zimmer zu folgen.“

„Ich bitte, ſchreiten Sie voran.“

Mr. Smith brachte den Tiſch, an welchem er ſaß, in Ordnung, d. h. er ergriff alle Zeitungen, Papiere und Papierſchnitzel, welche vor ihm zerſtreut aufgehäuft waren, und legte ſie theils unter ſeine Arme, theils ſteckte er ſie in die zahlreichen Taſchen ſeines Rockes und ſeiner Beinkleider. Dieſe waren bereits halb gefüllt geweſen und ſtanden jetzt überreich, ballonartig, von dem Körper des Pamphletiſten ab. Mr. Smith konnte mit dem Weltweiſen ſagen, daß er Alles, was er beſitze, bei ſich trage, ſeinen Kopf und das Material, deſſen er zur Arbeit bedurfte. Er war ein kleiner verwachſener Mann mit ſchwarzem, krauſem Haare, langem, ſchmalem, gelbem Geſichte, langen Armen und langen Händen. Er lächelte ununterbrochen, und dieſes Lächeln hätte man faſt ſchön nennen können, wenn die Mundwinkel ſich nicht ab und zu gar zu tief herabgezogen und die Blicke des ſchönen, tiefen Auges den Mund an Bosheit noch übertroffen haben würden. So glitt er mehr als er ging in ſchwankenden unſchönen Bewegungen dem Lord-Mayor voraus und führte ihn in einen Box, deſſen nicht abgeſchloſſene Höhe zwar keinen vollſtändig ſicheren Aufenthaltsort bot, in dem aber in dieſem Augenblicke die beiden zuſammenkommenden Männer unbelauſcht ſprechen konnten, weil, wie ſich der Lord-Mayor überzeugte, rechts und links keine Gäſte waren.

Als die Herren Platz genommen hatten, der große ſtarke Mann und der kleine Schreiber einander gegenüber ſaßen, ſagte der Lord-Mayor, der ſeine ſtarke Erregung nur ſchwer verbergen konnte:

„Sie wiſſen wohl, was mich zu Ihnen führt?“

„Ja!“

„Sie ahnen, was ich von Ihnen begehren werde?“

„Nein!“

„Nun denn, ſo muß ich es Ihnen ſagen. Sie wiſſen, daß der Angriff

in Ihrem heutigen Blatte auf meine Frau, wenn ich gegen Sie klagbar auftreten würde, unbedingt eine Verurtheilung des Verfaſſers zur Folge hätte."

„Unbedingt, möchte ich nicht behaupten; allein ich gebe zu, daß ich diesmal die Möglichkeit einer Beſtrafung von den Erwägungen, die ich vor Abfaſſung des Artikels anſtellte, nicht ausſchloß."

„Ich will nicht klagen. Es handelt ſich in dieſem Falle nicht darum, wer den Angriff gethan, ſondern wer den Pfeil angefertigt und geſchliffen hat, der Lady Humphreys tief verletzte."

„Sie vermuthen, daß nicht ich ſelbſt der Ohrenzeuge der Bemerkungen über Ihre Gemahlin geweſen bin?"

„Ich bin davon überzeugt. Ich weiß, daß die Stimmen, zu deren Echo Sie ſich machten, nicht aus der Bürgerſchaft Londons kamen, ſondern daß eine beſtimmte kleine Geſellſchaft, die vielleicht Grund haben mag, mich und meine Gemahlin nicht mit wohlwollenden Augen zu betrachten, Urheberin der Schmähungen iſt, die Sie in Ihrem Blatte wiederholten. Können und wollen Sie mir die Perſonen bezeichnen, durch welche Sie beeinflußt wurden?"

„Können? Ja! Wollen? Das hängt von der Erwägung ab, ob es mir mehr Vortheil bringen wird, wenn ich ſchweige oder wenn ich ſpreche."

„Vortheil! Alſo darauf läuft es hinaus? Gut denn, nennen Sie mir die Summe, welche ich erlegen muß, um Ihr Sprechen zu erkaufen?"

„Halt, hochverehrter Herr Lord-Mayor von London. So iſt es nicht gemeint. Kaufen laſſe ich mich nicht. Mich kann man nicht beſtechen. Ich bin für Geld nicht zu haben. Ich diene nur der Wahrheit und vertrete die öffentliche Meinung."

„Was wünſchen Sie alſo, daß ich Ihnen für Ihre Mittheilungen biete? Eine Stelle kann ich Ihnen, das werden Sie ſelbſt zugeben, nicht antragen. Wer würde auch mit Ihnen in einem öffentlichen Amte . . ."

„Halt! In dieſem Tone würden Eure Herrlichkeit mit mir nicht allzulange das Geſpräch fortſetzen. Ich laſſe mich nicht einſchüchtern, ich laſſe mich nicht beleidigen."

„Beleidigungen betrachten Sie wohl als Ihr ausſchließliches Privilegium, oder, um in Ihrer Sprache zu reden, Sie glauben, daß Sie allein das Recht haben, Ihren Mitbürgern die Wahrheit zu ſagen?"

„Beurtheilen Sie mich nicht falſch. Ich bin kein ſchlechter, kein böſer Menſch. Ich bin boshaft von Natur und Journaliſt von Profeſſion. Das iſt Alles. Sehen Sie mich an! Ich bin verwachſen, unſchön, abſtoßend, faſt ekelhaft und wenn man Kleines mit Großem vergleichen kann, ſo ſehen Sie in mir den Richard III. der böſen Zeitungswelt. Bucklig iſt bucklig. Wundern Sie ſich nicht darüber, daß der Gezeichnete wieder ſcharf zeichnet, wenn er die Feder führen kann. Hohn gegen Hohn, Spott gegen Spott. Ich räche mich eben in meiner Art. Wenn ich durch die Gaſſen Londons ſchritt, rief die ganze Welt: Seht den Buckligen! So bin ich dahin gelangt,

die inneren Buckel und Fehler meiner geraden Mitbürger bloszustellen. Sie werden lächeln, wenn ich für mich das Recht in Anspruch nehme, ein Ehrenwort zu besitzen; allein Sie können mir glauben, daß ich die Wahrheit spreche, wenn ich Ihnen sage: ich nehme die Feder nie zur Hand in der Absicht etwas Schlechtes zu thun, etwas Unwahres zu behaupten. Wenn ich das nicht für wahr halte, was ich schreiben will, beflecke ich nicht die Feder mit der Tinte. Ich gehe weiter, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich mir fast immer vornehme, was ich zu sagen habe, sanft, in liebenswürdiger Art abgeschwächt, zu geben, milde zu sein in meinem Urtheile und wohlwollend; allein, und das ist meine Entschuldigung, wenn ich hie und da weiter gehe und vielleicht ein Unrecht begehe: der Dämon der Feder reißt mich fort, die Wahrheitsliebe. Der Drang, Gerechtigkeit zu üben, treibt mich fast mit magischer Gewalt. In solchen Augenblicken führe ich nicht die Feder, die ich zur Hand genommen, sondern die Wahrheit leitet meine Hand. Ich bin von dem Teufel des Zeitungsschreibens besessen. Ich werde hart, scharf, schneidig, bitter, bissig. Ich bin dann nur mit mir zufrieden, wenn ich Alles gesagt habe, was ich weiß, und so scharf, als ich es vermag. Süß und warm wie frisch gemolkene Milch sollte die Flüssigkeit sein, in die ich meine Feder tauchte, und unter der Hand ist sie mir zu Gift und Galle geworden. Das gebe ich zu, das gestehe ich ein."

„Was soll ich Ihnen also bieten? Ein Amt kann ich Ihnen nicht antragen, und Geld wollen Sie nicht."

Mr. Smith lächelte. „Nun, da Sie nicht von selbst darauf verfallen, so will ich Ihnen helfen. Geben Sie mir, was ich brauche, was mein Blatt und mich erhält, wovon ich lebe, geistig und materiell."

„Das wäre?"

„Stoff! Mittheilungen! Eine Notiz! Eine Bosheit gegen die andere. Der Inhalt des heutigen Blattes hat Sie geärgert, sorgen Sie dafür, daß der des morgigen Sie erfreue. Man hat Sie angegriffen; greifen Sie wieder an, für eine Notiz, eine interessante Notiz, thue ich Alles!"

„Das ist unmöglich. — Ich sollte das thun, ich, der größte Feind der Pamphletisten und Colporteure, ich, der sein ganzes Leben lang im Kampfe gegen den Mißbrauch der Presse gestanden ist? Unmöglich!"

„Erhitzen sich Eure Herrlichkeit nicht! Nehmen Sie das Wort unmöglich nicht in den Mund. Nichts ist unmöglich, sofern es in dem Bereiche der Möglichkeit liegt, wenn es kein anderes Mittel giebt, um das zu erreichen, was man will. Der Wunsch, die Spötter, welche Ihre Gemahlin und Sie beleidigt haben, kennen zu lernen, ist überaus natürlich; dieselben offen zur Rede zu stellen, nicht angezeigt, weil Sie keine Zeugen finden würden und weil es auch sonst mit Unzukömmlichkeiten verbunden wäre, wenn der Lord-Mayor von London eines gesprochenen Wortes willen sich mit Spöttern von Rang und Ansehen in einen Streit einlassen wollte, der nur mit den Waffen in der Hand ausgefochten werden kann. Das dürfte einem Manne von Ihrer Stellung kaum erlaubt sein.

Sie ſehen alſo, es bleibt Ihnen nichts Anderes übrig, als die Bereitwilligkeit auszuſprechen, mir gefällig zu ſein, wenn ich Ihnen dienen ſoll."

„Herr, Sie verwandeln den Sitz, den ich Ihnen gegenüber einnehme, zu einer wahren Marterbank."

„Ich begreife, daß Sie empört, entrüſtet ſind. Allein das iſt die Folge des Conflictes, in den ein rechtſchaffener Mann geräth, der gern zeitlebens untadelhaft ſeine Wege wandelt, dem man aber giftig entgegentritt, und der, wenn er zur Abwehr ſchreiten will, nur Gift gegen Gift anwenden darf. Die menſchlichen Pfade, und wären es ſelbſt jene des Lord-Mayors von London, ſind eben nicht immer mit Roſen beſtreut, und will man ungehindert vorwärts ſchreiten, muß man die Steine von ſeinem Wege entfernen."

„Wozu wollen Sie mich bringen? Ich ſoll ſelbſt unter die Pamphletiſten gehen!"

„Das iſt der tragiſche Moment in dem kleinen Drama, deſſen Held Sie und Ihre Gemahlin ſind. Ich bedaure Sie; aber ich kann Ihnen keinen anderen Plan an die Hand geben, ſoll die Sache zu einem für Sie gedeihlichen Schluſſe führen."

„Ich kann mich nicht ſogleich entſchließen."

„Bitte, faſſen Sie raſch und ungeſäumt Ihren Entſchluß. Je länger Sie zaudern und die Sache hinausſchieben, deſto mehr Schmerz wird ſie Ihnen bereiten. Die Rache muß friſch genoſſen werden und Sie werden ſehen, daß auch ein Pamphletiſt Freude bereiten kann."

„Doch nicht Dem, welchen er angreift?"

„Was wünſchen Sie alſo?"

„Ich wünſche zu wiſſen, wer Ihnen die Scene mitgetheilt hat, und wer die Perſonen geweſen ſind, welche über meine Frau ſpotteten?"

„Sind Sie in dem Beſitze von Mittheilungen, welche den Dienſt, den ich Ihnen leiſte, aufwiegen können?"

„Quälen Sie mich nicht. Fragen Sie mich nicht. Sie wiſſen, daß ein Mann wie ich . . ."

„Ich kenne Eure Herrlichkeit und werde Ihnen mittheilen, was ich weiß, ohne daß Sie mir die Ehre erweiſen, Ihre Hand in meine zu legen. Vielleicht thun Sie es . . . ſpäter einmal. Der Herr, welcher mir den Vorfall mitgetheilt hat, war Sir Richard Steele, der Oberintendant der königlichen Hofſtallungen und Gouverneur der Schauſpiele des Königs. Er kam, aufgeſtachelt von der Geſellſchaft, in deren Reihen er an den Fenſtern eines Privathauſes den feierlichen Aufzug betrachtete. In dieſer Geſellſchaft befanden ſich Baron von Berndorf, die Gräfin Sophie Platen, die Gemahlin des Generals Kielmannsegge, Baron von Bothmar und Fräulein Ermengarde Meluſine von Schulenburg, überdies die beiden Mameluken des Königs: Mohamed und Muſtapha."

„Dieſe Paraſiten! Eine ſchöne Geſellſchaft!"

Der Lord-Mayor war außer ſich vor Entrüſtung: „Fräulein von Schulenburg, die Geliebte des Königs!“ In einem Athem machte er dem Pamphletiſten Mittheilungen der pikanteſten Art über die genannten Perſönlichkeiten. Mr. Smith fuhr raſch wie der Blitz mit den Händen in die Taſchen ſeiner Beinkleider, und zog aus denſelben einige Streifen Papier und eine Bleifeder hervor, um die Mittheilungen in Schlagworten zu ſkizziren. Seine Augen funkelten, ſeine Lippen zuckten.

Als der Lord-Mayor ausgeſprochen und Mr. Smith Alles auf das Papier gebracht hatte, ſagte der Pamphletiſt:

„Sie werden mit mir zufrieden ſein. Sie werden von mir hören und leſen.“

„Noch eines,“ ſagte der Lord-Mayor. „Ich ſehe, daß Sie nicht nur Nachrichten entgegennehmen, ſondern auch die Namen Ihrer Mitarbeiter nennen.“

„Ich thue das nur meinem Wahlſpruche gemäß: Neue Mittheilungen haben mehr Werth als alte.“

„Ich möchte aber, daß Sie meinen Namen nicht nennen. Wie kann ich dies erreichen?“

„Wenn Sie mir drei Notizen für eine geben. In dem heutigen Falle haben Sie mir mehr gegeben, als ich verlangte.“

„Kann ich Ihnen glauben?“

„Ich ſchwöre bei dem Dämon der Feder. Eure Herrlichkeit treffen mich immer hier und immer bereit, Ihnen zu dienen.“

„Nein, hier kann ich Sie nicht mehr aufſuchen. Wenn mich Jemand ſähe, würde man wiſſen, daß wir in Verbindung mit einander ſtehen. Einmal war mir der Zufall günſtig, ich will die Gefahr nicht ein zweites Mal heraufbeſchwören.“

„Wenn Eure Herrlichkeit meiner bedürfen, ſo laſſen Sie mich rufen. Ich bin ſtets bereit zu erſcheinen und dürfte ich ſelbſt nur in der Dunkelheit mich dem Hauſe des Lord-Mayors nähern.“

„Gut denn, leben Sie wohl. Ich bin nicht undankbar, und wenn Sie meiner bedürfen, ſtehe ich Ihnen auch mit Anderem als Notizen gerne zu Dienſten.“

„Eure Herrlichkeit belohnen mich mehr, als ich es verdiene!“

V.

Als Sir William Humphreys nach Hauſe zurückkehrte, gab er den Auftrag, Mr. Smith, den er ſo genau beſchrieb, daß ihn der Thürſteher augenblicklich erkennen mußte, ſtets den Eintritt in das Haus zu geſtatten, auch verſtändigte er den Kammerdiener, damit der beſchriebene Herr zu jeder Zeit bei ihm ungehindert aus und ein gehen könne.

Lady Humphreys machte der Gatte über die Schritte, die er unternommen, insoweit Mittheilung, als er es für nothwendig und nützlich hielt. Die Lady erklärte sich mit Allem einverstanden, was ihr Gatte unternähme. Nebenbei warf sie die Frage hin:

„Sir Richard Steele, war er der Erfinder des feinen Scherzes oder nur der dienstfertige Bote und bereitwillige Vermittler des sauberen Geschäftes?"

„Ich habe vergessen, darnach zu fragen," sagte der Lord-Mayor.

„Ich begreife nicht, Sir William, daß Sie sich so sehr der Aufregung hingeben, da es sich doch nur um mich handelt."

„Um Sie, nur um Sie! Wenn die Niederträchtigkeit gegen mich angezettelt worden wäre, würde ich sie ganz einfach ignorirt haben. Aber gegen Sie, eine Dame, meine Gemahlin, das ist es, was mich empört, da kann ich nicht ruhig bleiben!"

„Es freut mich, daß Sie über Mittel und Wege nachgedacht haben, die Spötter zu bestrafen. Diese verdienten eine Züchtigung. Sie könnten, mein Gemahl, was Sir Richard Steele anbelangt, den von Ihnen herstammenden Witz: ‚Seine Pferde stürzen und seine Schauspieler fallen durch', in weiteren Kreisen bekannt machen lassen."

„Es wird geschehen," antwortete der Lord-Mayor, der sich im Augenblicke nicht Rechenschaft darüber geben konnte, ob er wirklich selbst der Autor der boshaften Bemerkung gewesen sei. Indessen, seine Gemahlin hatte es gesagt, und er setzte volles Vertrauen in jede Bemerkung, die sie aussprach. Jedenfalls hatte er wieder einen Beitrag für Mr. Smith. Sir William Humphreys ertappte sich dabei, jetzt fast an gar nichts Anderes zu denken, als Stoff für den Pamphletisten zu sammeln. Er, der größte Gegner der Colporteure, war selbst Pamphletist geworden, mindestens Mitarbeiter eines solchen Blattes! Die Unzufriedenheit mit sich, die er empfand, wurde übrigens bereits durch die Freude, sich an seinen Feinden rächen zu können, überboten. Darum also hatten er und seine Partei so sehr für den neuen König gearbeitet, daß Unmoralität und Uebermuth in der englischen Gesellschaft sich einnisten sollten? Es kam ihm vor, als wäre London ein Haus und als hätte dieses Haus einen Riß von oben bis unten erlitten. Diese Fremden! Er schwur bei sich, ihnen seinen ganzen Haß zu widmen und nicht früher zu ruhen, bis die Schmarotzer aus den vereinigten drei Königreichen wieder verschwunden sein würden.

Diese Erwägungen hatten bewirkt, daß Sir William Humphreys einige Zeit hindurch schwieg. Die Lady beobachtete aufmerksam jede seiner Bewegungen und sagte, als Sir William wieder zu ihr emporblickte:

„Darf ich fragen, welcher Tag für die Aufwartung, die ich der Prinzessin von Wales zu machen habe, bestimmt ist? Ich denke, Sie haben die Güte gehabt, die Angelegenheit in Ordnung zu bringen."

„Das auch noch!" dachte der Lord-Mayor bei sich, antwortete aber: „Gewiß, der Besuch, den die Lady-Mayoreß der Prinzessin von Wales zu

machen hat, soll heute über acht Tage stattfinden. Das Ceremoniell ist genau festgestellt und ich hoffe, es werde sich Alles in herkömmlicher Weise vollziehen."

„Wollen Sie die Güte haben, mir das Programm mitzutheilen?"

„Ich werde Ihnen morgen eine Abschrift desselben durch meinen Secretär überreichen lassen."

„Sie wissen doch, daß eines der Vorrechte des Lord-Mayors darin besteht, daß seine Gemahlin bei den Empfängen durch die Königin oder die neue Prinzessin von Wales von den hohen Damen geküßt wird. Die Lady-Mayoreß ist bei solchen Anlässen die weibliche Hälfte des Lord-Mayors, also ebenfalls die Repräsentantin der Stadt London. Indem man die Lady-Mayoreß fast schwesterlich küßt, erweist man dem Lord-Mayor die höchste Ehre, die einem Bürger Englands zu Theil werden kann. Ich bin überzeugt, daß Sie, Ihrer Stellung gemäß, auch diesmal handeln werden, wie es die Würde und Ehre der Stadt erfordert, deren Wohl Ihnen anvertraut ist. Sie haben sicherlich bereits Sorge dafür getragen, die Gewißheit zu erlangen, daß die Prinzessin von Wales bei der Vorstellung mich küsse?"

„Das ist ja selbstverständlich."

„Ich freue mich, daß unsere Ansichten auch in dieser Angelegenheit übereinstimmen. Ich gebe Ihnen die Versicherung, daß, wenn ich bei Hofe erscheine, die Prinzessin in dem Augenblicke, wo sie mich küssen wird, nicht in die Lage gerathen dürfte zu sagen, daß Sie sich für öffentliche Feste eine Gemahlin ausleihen müssen!"

Diese Worte versetzten Sir William Humphreys wieder in so große Aufregung, als ob die Beleidigung, welche seiner Gemahlin widerfahren war, eben erst vorgefallen sei. Er nahm von der Lady Abschied und sandte nach Mr. Smith. Sir William Humphreys fühlte sich machtlos in dieser schwierigen, ganz ungewohnten Lage. Im offenen ehrlichen Kampfe, in öffentlicher Berathung, in Volksversammlungen, im Streite gegen Einzelne oder gegen die Menge, da war er, der Mann, an seinem Platze, da wußte er durch Reden, durch Gründe, durch seinen Ruf, durch sein ganzes Wesen Eindruck zu machen, die Freunde enger um sich zu schaaren, die Gegner zu überzeugen und bei der Abstimmung zu siegen oder zu fallen, aber unfaßbaren, unsichtbaren Elementen gegenüber fühlte er sich wehrlos. Hier bedurfte er des Rathes, der Hilfe eines Menschen, der für ihn dachte, für ihn handelte, und dieser Mensch war Mr. Smith. Er sandte einen vertrauten Diener in die Taverne zur „rothen Kreide". Nicht lange Zeit darnach trat der Pamphletist lächelnd ein. Er zog aus einer seiner Taschen den Abzug des Artikels, der am nächsten Tage erscheinen sollte, und unterbreitete ihn dem Lord-Mayor. Dieser las.

Sein Antlitz strahlte vor Freude.

„Gut, sehr gut, vortrefflich! Das sitzt, das beißt, das bohrt sich ein! Ganz ausgezeichnet haben Sie das gemacht! Ich gratulire!"

„Ich danke Ihnen!“

„Sie werden aber Ihr Wort halten, Sie werden mich nicht verrathen?“

„Gewiß nicht!“

„Hier habe ich wieder einige kleine Mittheilungen zu Papier gebracht, einige Bemerkungen, welche Sir Richard Steele betreffen, den Oberintendanten der Hofſtallungen und Gouverneur der Schauſpiele des Königs. Wer mit Comödianten umgeht, wird ſelbſt Comödiant. Das hat der Mann bewieſen, und vorlaute Comödianten zu züchtigen iſt ein gutes Werk! Sind Sie einverſtanden mit mir, Mr. Smith?“

„Vollkommen, Euere Herrlichkeit! Ich danke für Ihre Mittheilungen,“ ſagte der Pamphletiſt, während er gierig die Notizen überflog, die ihm der Lord-Mayor überreicht hatte. „Da habe ich ja ein Honorar, das für einige Tage ausreicht.“

VI.

Das Erſcheinen der nächſten Nummer der Zeitſchrift der „Gute Ruf“ war für London ein kleines Ereigniß. Was bis dahin nur Wenige wußten und einander nur heimlich zuzuliſpeln wagten, war nun offenkundig geworden. Der König und das Fräulein Ermengarde Meluſine von Schulenburg waren in Aller Munde. Der Hof, der Adel, die Bürgerſchaft, kurz die ganze Londoner Welt wurde durch das kleine Blatt Papier in Aufregung gebracht. Dieſes ging von Hand zu Hand. Die Preſſen konnten kaum genug Exemplare liefern und Mr. Smiths Caſſirer ſchien gar nicht darauf vorbereitet zu ſein die eingehenden Summen ſicher unterzubringen. Einerſeits Schadenfreude, Entrüſtung bei Anderen war das Reſultat. Der König gerieth in Empörung, Fräulein von Schulenburg weinte und erſchien einige Tage nicht in der Oeffentlichkeit. Der Prinz von Wales ging unmuthig in ſeinen Gemächern auf und ab und die Prinzeſſin, ſo ruhig, ſtill, ſanft und gelaſſen ſie ſich ſonſt gab, vermochte den Schmerz über die tiefe Kränkung kaum zu verbergen. Aus den ruhigen deutſchen Verhältniſſen in das wogende öffentliche Leben Londons raſch verſetzt, hatte ſie ſich noch nicht mit der Unempfindlichkeit gewaffnet, welche Angriffe manchmal Jenem verleihen, der denſelben längere Zeit hindurch ausgeſetzt iſt.

Die große Aufregung dauerte an und wurde noch vermehrt, als am nächſten und zweitnächſten Tage offen oder in Anſpielungen fortgeſetzt Verhältniſſe des Hofes und des hannoverſchen Gefolges enthüllt wurden. Ein wahrer Hagel von Anekdoten und pikanten Notizen raſſelte auf den königlichen Palaſt nieder. Faſt Niemand in demſelben war verſchont geblieben. Am ärgſten wurde außer Fräulein Ermengarde Meluſine von Schulenburg der Oberintendant der Hofſtallungen und Gouverneur der Schauſpiele des Königs, Sir Richard Steele, mitgenommen. Dem Spotte über Pferde und Schauſpiele,

war eine Reihe ähnlicher Bemerkungen beigefügt, wie, daß er die Künstler gleich Pferden behandle; daß der älteste Kutscher im Marstalle besser bezahlt werde als der junge Dichter, dessen Geistesarbeit dem Theater das Leben einhauche u. s. w.

Sir Richard Steele, dessen Verbindung mit Mr. Smith in Hofkreisen bekannt war, wurde bestürmt und beschworen, den Pamphletisten aufzusuchen, um den Namen desjenigen zu erfahren, welcher dem boshaften kleinen Manne die Geheimnisse des Hofes und Hofstaates verrathen habe; denn Alles war wahr, was in dem Blatte der „Gute Ruf" die Hofleute in so üble Lage brachte. Allein Mr. Smith blieb standhaft. Er verweigerte jede Auskunft und wies glänzende Anerbietungen jeder Art zurück. Man hatte einen leichten Verdacht, daß der Lord-Mayor nicht ganz unbetheiligt an den Angriffen sei, daß er sich, gereizt durch den Spott, welchen man über ihn und seine Frau ausgegossen, gerächt habe, allein Gewißheit vermochte man sich nicht zu verschaffen. Einen Proceß anzustrengen war nicht rathsam, denn die öffentliche Verhandlung hätte den Scandal nur noch vergrößert. Man war also absolut rathlos und wehrlos.

In die Zeit der Aufregung bei Hofe fiel das Erscheinen des Lord-Mayors von London, Sir William Humphreys, welcher gekommen war, um bezüglich des Drawing-room, des Empfanges der Lady-Mayoreß von London in den Appartements der Prinzessin von Wales, die letzten Verabredungen zu treffen. Der Ceremonienmeister gab sich diesmal steif in seiner Haltung und knapp in seinen Reden, während er sonst ein äußerst freundliches und zuvorkommendes Wesen gezeigt hatte. Das Verhalten des Hofwürdenträgers war die Folge eines Complottes, das im Palaste gegen den Lord-Mayor und seine Gemahlin, in der Zeit zwischen dem Erscheinen des ersten Pamphletes und jenes des Lord-Mayors, geschmiedet worden war. Sir Richard Steele hatte den Auftrag erhalten, einen Racheplan zu entwerfen, da man annahm, daß der Gouverneur der Schauspiele, der sich so lange Zeit hindurch mit dem geistigen Streite, welcher täglich auf der Bühne ausgefochten wurde, beschäftigt hatte, im Stande sei, einen Gegenzug gegen den Angriff zu ersinnen. Sir Richard Steele aber, welcher seiner Meinung nach mit Arbeit überbürdet und allzusehr angestrengt war, hatte seinem Secretär ausführlich mitgetheilt, was man verlange. Dieser ließ sich genau die Vorgänge schildern. Es war ihm, dem Bühnen-Autor, auch etwas eingefallen, er meinte, daß man sich an dem Lord-Mayor am besten dadurch räche, wenn man die Lady-Mayoreß von Neuem beleidige. Man könne zum Beispiel sagen: „Es sei nicht wahr, daß der Lord-Mayor sich die Dame ausgeliehen, sonst hätte er sich eine schönere ausgesucht!" Der Oberintendant der Hofschauspiele eilte mit diesem geistigen Funde in die Kammer und theilte, wie er sagte, in den Hauptumrissen seinen Plan mit.

Der anwesende Ceremonienmeister, der eben erst von seinem Secretär

ſich das Programm für den Empfang der Lady-Mayoreß hatte überreichen laſſen, rief:

„Nein! Das iſt unſer unwürdig. Ich kenne ein anderes Mittel, durch welches man Lady Humphreys auf das tödtlichſte treffen kann.“

„Laſſen Sie hören, laſſen Sie hören,“ tönte ihm entgegen.

„Die Lady-Mayoreß wird nächſter Tage von der Prinzeſſin von Wales empfangen werden. Es iſt hergebrachte Sitte, daß bei dieſer Gelegenheit die erſte Dame des Hofes die Gemahlin des Lord-Mayors von London küſſe. Nun denn, der Gemahlin eines Mannes, welcher den Hof auf ſo unwürdige Art verleumden läßt, ſoll eine ſolche Ehre nicht zu Theil werden; die Prinzeſſin von Wales darf Lady Humphreys nicht küſſen!“

„Vortrefflich! Ausgezeichnet!“ rief man.

„Aber wenn es hergebrachte Sitte iſt, daß die Prinzeſſin von Wales die Lady-Mayoreß von London in ſolcher Art auszeichnet, wie kann ſie es unterlaſſen, in dieſem Falle Lady Humphreys zu küſſen?“ wurde von Einzelnen eingewendet.

„Das laſſen Sie meine Sorge ſein!“ ſagte der Ceremonienmeiſter und begab ſich in ſein Bureau. Dort angelangt, ließ er ſogleich ſeinen Secretär zu ſich bitten. Er ſetzte ihm den Fall auseinander und beauftragte ihn, Studien in den Archiven zu machen, ob bereits Fälle vorgekommen ſeien, daß eine Königin oder Prinzeſſin von Wales die Lady-Mayoreß von London nicht geküßt hätte. „Aber ich bitte Sie, raſch Ihre Studien zu vollenden,“ ſagte der Ceremonienmeiſter, „die Zeit drängt, der Entſchluß muß bald gefaßt werden. Wenn es nöthig ſein ſollte, verwenden Sie Tag und Nacht zu der Arbeit. Bitte, keine Einwendungen! Ich bedaure unendlich, daß ich nicht ſelbſt die Archive durchforſchen kann, denn ich bin zu ſehr mit Arbeit überbürdet. Ich ertheile Ihnen in dieſem beſonderen Falle die Erlaubniß, Ihr Bett nach dem Palaſte in das neben Ihrem Bureau befindliche Zimmer bringen zu laſſen, damit Sie einige Stunden hindurch der Nachtruhe pflegen können. Auch werde ich den Befehl ertheilen, daß Sie die Mahlzeiten aus der königlichen Küche erhalten.“

Der Secretär verbeugte ſich und meinte in ſeinem Innern: Ein außerordentliches Honorar für die außerordentliche Bemühung hätte von Seite des Ceremonienmeiſters wohl beigefügt werden können. Allein Secretäre dürfen nie einen Widerſpruch wagen, und ſo zog ſich der arme Mann mit ſeiner Aufgabe zurück, die ihn nicht außerordentlich drückte. Er war genau in der Chronik des Hofes bewandert und hätte jetzt bereits dem Ceremonienmeiſter eine Antwort geben können; allein er würde nur ſeinem Anſehen geſchadet haben, denn je längere Zeit er anſcheinend der ihm übertragenen Miſſion widmete, deſto mehr, wußte er, würde er in der Achtung ſeines Vorgeſetzten ſteigen.

Hatte den Lord-Mayor von London gleich bei Beginn der Unterredung mit dem Ceremonienmeiſter deſſen Benehmen befremdet, ſo wurde er im

Verlaufe des Geſpräches noch betroffener. Der Ceremonienmeiſter lenkte das Geſpräch fortwährend von der Hauptſache ab, gab auf alle Fragen ausweichende Antworten und endlich feſtgehalten und gezwungen, eine beſtimmte Auskunft zu ertheilen, ſagte er: Er bedaure, dem Lord-Mayor mittheilen zu müſſen, daß die Frage, ob die Lady-Mayoreß von der Prinzeſſin von Wales bei dem Empfange geküßt werden ſolle oder nicht, noch nicht entſchieden ſei. Es hätten ſich Bedenken und Schwierigkeiten ergeben. Es ſei behauptet worden, daß die Gnade des ertheilten Kuſſes in einzelnen Fällen einer oder der anderen Lady-Mayoreß von London nicht zu Theil geworden ſei. Es könne daher keine endgültige Antwort ertheilt werden, ehe nicht die Angelegenheit gründlich unterſucht worden wäre.

„Ah!“ ſagte Sir William Humphreys. „Meine Gemahlin ſoll alſo nicht geküßt werden?“

„Das will ich nicht geſagt haben. Es iſt ebenſo möglich, daß die Prinzeſſin von Wales die Lady-Mayoreß küßt, als daß ſie dieſelbe nicht küßt.“

„Wann werde ich Nachricht von dem gefaßten Beſchluſſe erhalten?“

„Bis es durch das Studium der Archive genau feſtgeſtellt ſein wird, ob ſich die Prinzeſſin von Wales einer Regel zu fügen habe, ob die einzelnen Fälle, in welchen die Lady-Mayoreß von London nicht geküßt worden iſt, dem Zufalle zuzuſchreiben ſeien, oder ob es von dem Belieben der Damen des königlichen Hofes abhänge, der Lady-Mayoreß einen Kuß zu verabfolgen oder nicht.“

„Darf ich um einen beſtimmten Termin bitten?“

„Wollen Sie nach zwei Tagen mir das Vergnügen bereiten, hier zu erſcheinen?“

„Ich danke, Mylord, ich werde erſcheinen.“

Sir William Humphreys eilte nach Hauſe. Er kannte ſich ſelbſt nicht mehr. Der ſonſt ſo ruhige Mann war jetzt die Unruhe ſelbſt. Er war in einen Wirbel von Empfindungen gerathen. Als er bei ſeiner Gemahlin eintrat, ſah dieſe auf den erſten Blick, daß eine ſchlimme Botſchaft drohe.

„Was iſt vorgefallen?“ fragte ſie.

„Mr. Smith, Mr. Smith! Verzeihen Sie, der Gedanke an den Mann quält mich unaufhörlich! . . . Ich komme ſoeben aus dem königlichen Schloſſe, wo man etwas Unerhörtes gegen uns plant, einen tödtlichen Streich nach unſeren Häuptern führt. Ich erkenne die böſe Abſicht. Man will es dahin bringen, daß die Prinzeſſin von Wales die Lady-Mayoreß von London nicht küßt.“

Die kühle Ruhe der Lady Humphreys verflog bei dieſen Worten wie ein Waſſertropfen, der auf glühendes Eiſen fällt. Sie ſprang auf und rief:

„Was, die Prinzeſſin von Wales will mich nicht küſſen? Sie muß mich küſſen, ſie muß mich küſſen!“

„Das ſage ich auch,“ meinte der Lord-Mayor. „Die Prinzeſſin

von Wales muß meine Frau küſſen! Das laſſe ich mir nicht bieten! Soll das der Lohn für die Dienſte ſein, die ich geleiſtet habe? Wer mich ehren will, muß meine Gemahlin ehren; wer meine Gemahlin beſchimpft, beleidigt mich tödtlich!"

Lady Humphreys wollte erwidern: „Ich bin vollkommen mit Ihnen einverſtanden." Allein ſie brachte die Antwort nicht über ihre Lippen. Sie war aus ihrer herkömmlichen Art geworfen worden und wiederholte nur fortwährend die Worte: „Sie muß mich küſſen! Laſſen Sie nach Mr. Smith ſenden!"

„Mr. Smith? Sie haben Recht."

Der Lord-Mayor von London ſandte nach dem Pamphletiſten, der ſein geheimer Rath, ſein zweites Ich geworden war. Doch dieſer war trotz ſeines Scharfſinnes und ſeiner ausgebildeten vielſeitigen Bosheit nicht im Stande, ſogleich Rath zu ertheilen. Er war wie alle Journaliſten einſeitig. Die Erfindungsgabe derſelben liegt nur in dem Kreiſe kleinerer oder größerer Bosheiten. Sie verſtehen es, zu ärgern, zu kränken, aber einen verwirrten Knoten zu entwirren, oder an der Hand ausgebreiteter, vielſeitiger Kenntniſſe Neues zu erſinnen, iſt ihnen ſelten gegeben. Der Rath des Mr. Smith beſtand daher nur darin, daß er den Lord-Mayor anſpornte, die Hofkreiſe von Neuem durch pikante Enthüllungen zu verletzen.

„Das würde Alles verderben, die Hofkreiſe nur noch mehr gegen uns erbittern!" rief der Lord-Mayor. „Wir würden gefährden, was wir erreichen wollen. Die Prinzeſſin von Wales würde meine Gemahlin nie küſſen, wenn ich den Prinzen von Wales oder ſie ſelbſt verletzte, das heißt, wenn Sie die Herrſchaften neuerdings angriffen."

„Mit Vergunſt, Euer Herrlichkeit! Sie kennen die Welt und die Zeit nicht vollſtändig. Was man nicht erbitten kann, vermag man zu ertrotzen. Was Einem nicht freiwillig gewährt wird, erzwingt man. Wenn man nicht geliebt wird, muß man ſich gefürchtet machen. Gefürchtet ſein, heißt mächtig ſein!"

„Ich muß geküßt werden, ich muß geküßt werden!" rief die Lady-Mayoreß, in deren Gegenwart die Unterredung Sir William Humphreys mit Mr. Smith ſtattfand. „Mr. Smith hat vollkommen Recht!"

Der Lord-Mayor, der ſeine ruhige Ueberlegung verloren hatte, gab ſich den Scheingründen des Journaliſten gefangen und erzählte dieſem Alles, was er von dem Prinzen von Wales und deſſen Gemahlin wußte. Die Prinzeſſin verhalte ſich ſtets ruhig, duldſam, gelaſſen, freundlich und liebenswürdig gegen ihren Gemahl, dem ſie anſcheinend ſeinen eigenen Willen laſſe, aber der Prinz von Wales, welcher ſeiner Meinung nach ſtets thue, was er wolle, werde von ihr gelenkt wie eine Marionette.

Der Lord-Mayor hätte bei dieſen Worten bemerken können, daß ſeine eigene Gemahlin ſich verlegen abwandte, allein er war ſo ſehr bei der Sache,

daß er nur die dunklen Augen des kleinen, boshaft lächelnden Journaliſten ſah, oder nach deſſen ſchreibfertigen Fingern blickte.

„Und der Prinz von Wales? . . .“ rief blinzelnd aufblickend Mr. Smith.

„Der Prinz von Wales iſt die Pedanterie und Goldliebe ſelbſt. Der Mann iſt eine lebendige Uhr oder vielmehr der Sclave ſeiner Uhr. Die Uhr iſt ihm Alles, die genaue Zeiteintheilung ſein Leben! Man erzählt, daß er eines Tages vor der Thüre einer Dame, für die er große Zuneigung fühlte, die Uhr in der Hand, ſo lange geſtanden ſei, bis der Minutenzeiger genau auf ein Haar die Zeit beſtimmte, welche er für ſeinen Beſuch angegeben hatte. Dieſelbe Dame, welche in Folge dringender Bitten dem Prinzen einen Beſuch zugeſagt hatte, fand denſelben vor einem Tiſche, auf dem ſich eine Schüſſel mit Goldſtücken gefüllt, befand. Der Prinz hatte die Hemdärmel aufgeſtreckt und wühlte, unbekümmert um die erſchienene Dame, im Golde. ‚Wenn Sie nicht aufhören, königliche Hoheit, werde ich mich augenblicklich entfernen!‘ ſagte die Dame. Nur durch den entſchiedenen Entſchluß der Dame, ihn zu verlaſſen, ließ ſich der Prinz beſtimmen, vom Golde zu laſſen und die Unterhaltung mit der Lady aufzunehmen.“

Anekdoten dieſer Art erzählte der Lord-Mayor in Menge, während die Lady-Mayoreß hin und her ſchritt, ſich mit dem Fächer haſtig Kühlung zufächelte und manchmal Bewegungen machte, als ob ſie die Schleppe, durch welche ſie bei dem Umzuge ſich ſo ſehr bemerkbar gemacht hatte, noch trüge.

„Mr. Smith hat Recht,“ ſagte ſie. „Und ich ſehe, daß Sie mich lieben, mein Gemahl. Das wird wirken, das muß wirken! Die Prinzeſſin von Wales muß mich küſſen!“

VII.

Das Pamphlet erſchien und die Wirkung deſſelben überbot noch jene der früheren Flugblätter. Allein die von dem Pamphletiſten, dem Lord-Mayor und der Lady-Mayoreß beabſichtigte Wirkung ſtellte ſich nicht ein. Im Gegentheil, der Hof war noch mehr erbittert. Die hannoverſchen Herren und Damen triumphirten und ſchürten das Feuer. Selbſt die ſonſt ſo ruhige Prinzeſſin von Wales in Erbitterung zu ſetzen war ihnen gelungen und da der Secretär des Ceremonienmeiſters ſeine Arbeit beendet hatte und dieſelbe in dem Sinne der Hofkreiſe ausgefallen war, wurde beſchloſſen, daß die Prinzeſſin von Wales die Lady-Mayoreß von London nicht küſſen ſolle.

Dieſe Nachricht erhielt der Lady-Mayor, als er bei dem Ceremonienmeiſter erſchien. Er wurde von ihr getroffen, als ob ein Beil auf ſeinen Nacken niedergefallen wäre. Er ſchwieg einige Zeit hindurch und raffte ſich endlich zu der Frage auf:

„Wie will man dieſe Beleidigung für mich und meine Gemahlin begründen?“

„Ich bitte," ſagte der Ceremonienmeiſter, „eine Beleidigung iſt durchaus nicht beabſichtigt. Ich bitte in dieſe Abſchriften Einſicht zu nehmen. Sie werden daraus erſehen, daß die Königin von England und die Prinzeſſin von Wales nicht zu allen Zeiten und nicht bei jeder Gelegenheit die Gemahlin des Lord-Mayors von London geküßt haben. Der letzte Fall, der treu und ſorgſam in die Annalen des Hofes eingetragen worden iſt, kam vor noch nicht allzulanger Zeit vor. Ihre Majeſtät die Königin Anna hat bei einer Gala in der City die Lady-Mayoreß von London nicht geküßt und ſo wird denn Ihre königliche Hoheit die Prinzeſſin von Wales auch Lady Humphreys nicht küſſen."

Sir William Humphreys verließ, ein gebeugter und gebrochener Mann, den Palaſt. Als loyaler Unterthan mochte er nicht zur Rebellion, wenn auch nur in dem kleinen Kreiſe, in welchem ſich die ſtrittige Frage bewegte, ſchreiten. Den Gedanken, daß die Lady-Mayoreß von London verweigere, vor der Prinzeſſin von Wales zu erſcheinen, vermochte er nicht zu faſſen.

Als er zu Hauſe angelangt war und ſeine Gemahlin in ihrer Aufregung ausrief: „Wenn man mich nicht küſſen will, ſo ſoll man mich auch nicht ſehen! Ich werde mit keinem Schritte den Palaſt betreten!" überkam ihn das volle Bewußtſein der Verantwortlichkeit ſeiner Stellung. Die Mannes-würde erwachte in ihm und er hatte plötzlich die Ruhe, durch welche er ſich einſt ausgezeichnet, wieder gefunden. Er dachte nicht mehr an Mr. Smith, nicht an die Empfindungen ſeiner Gemahlin, er unterdrückte alle Bitterkeit, welche ſeinen Buſen füllte, und ſprach:

„Kein Wort weiter über die Kußfrage, liebe Frau! Die Entſcheidung des Hofes iſt gefällt. Das Herkommen iſt gegen uns. Wir müſſen uns beugen, wir müſſen uns fügen. Geſetz und Geſetzlichkeit vor Allem. Meine Aufgabe iſt es, das Recht hochzuhalten. Wir werden Unrecht nicht leiden, aber auch nichts unternehmen, was uns den Vorwurf zuziehen könnte, daß wir Unrecht gethan. Sie werden die Güte haben, ſogleich alle Anſtalten zu treffen, um an dem beſtimmten Tage vor der Prinzeſſin von Wales zu erſcheinen. So glänzend als möglich, aber ich bitte Mylady, auch ſo würdig als möglich! Mir will es vorkommen . . . Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen. Der Ehrgeiz, welcher die Hochgeſtellten und Mächtigen manchmal weitertreibt, als ihnen ſelbſt lieb iſt, hat uns, wie ich glaube, einen ſchlimmen Streich geſpielt. Dieſem ſoll kein zweiter folgen!"

So kam es denn, daß die Lady-Mayoreß mit vollem Pompe in den königlichen Palaſt fuhr, dort ihrem Range gemäß empfangen wurde, ſich vor der Prinzeſſin von Wales tief verbeugte, von dieſer mit einigen freundlichen Worten ausgezeichnet wurde, ſich ernſt und würdig benahm und wie ſie gekommen, zurück nach ihrem Hauſe begab.

Die Prinzeſſin von Wales hatte ihrer Umgebung aufgetragen, während des Empfanges den vollen Ernſt und die Würde des Hofes aufrecht zu er

halten und nicht durch ein einziges Kräuseln der Lippen die gekränkte und gedemüthigte Lady-Mayoreß neuerdings zu verletzen.

In den Abendstunden, nachdem die Lady-Mayoreß sich von den Mühen des Tages erholt und ihre innere Ruhe einigermaßen wiedergefunden hatte, fuhr eine Equipage an ihrem Hause vor. Der gravitätische Kammerdiener trat eiliger, als es seine Gewohnheit war, in den Salon und meldete:

„Ihre königliche Hoheit die Prinzessin von Wales läßt anfragen, ob die Lady-Mayoreß von London sie empfangen wolle?"

Die Lord-Mayoreß sprang auf und eilte rasch durch die Vorgemächer, dann über die Treppe hinab. Der Kammerdiener war an den Wagen der Prinzessin von Wales getreten und hatte gemeldet, daß es der Dame des Hauses zu großer Ehre gereichen werde, wenn die Prinzessin demselben die Auszeichnung erweisen wolle, einzutreten.

Die Prinzessin von Wales, eine liebenswürdige schöne Frau in den besten Jahren, reichte huldvoll lächelnd der Lady-Mayoreß die Hand, verfügte sich an ihrer Seite in den Salon und sprach mit Lady Humphreys in der anmuthigsten Art. Sie bedauerte, daß sie den Lord-Mayor nicht getroffen habe, und bat die Lady-Mayoreß, deren Kinder herbeirufen zu lassen. Sie machte, als dieselben, frische, gesunde, schöne Knaben, erschienen waren, der Lady Complimente über die kleine Schaar, welche das Haus mit gesundem, fröhlichem Leben erfülle.

Die Prinzessin von Wales erhob sich, um Abschied zu nehmen, und als Lady Humphreys sich tief verbeugte und, beglückt und gerührt, ihr die Hand küßte, küßte die Prinzessin die Lady-Mayoreß auf die Stirne.

Als der Lord-Mayor von London nach Hause kam, fand er dasselbe in Aufruhr, von heller Freude erfüllt. Lady Humphreys erzählte ihm den sie und sicherlich auch ihn, wie sie sagte, befriedigenden Vorfall und rief am Schlusse ihres Berichtes triumphirend aus: „Und sie hat mich doch geküßt!"

„Aber Niemandem gegenüber ein Wort davon!" sagte der Lord-Mayor.

„Es soll nicht einmal," schloß Lady Humphreys lächelnd, „Mr. Smith die Begebenheit erfahren!"

Jules Verne.

Von

Ch. Seignobos.

— Paris. —

Kürzlich begleitete Alles, was Paris in der Welt der Politik, der Schriftsteller und Künstler Ausgezeichnetes besitzt, einen Mann zu seiner letzten Ruhestätte, der sich einst durch seine Theilnahme an den Parteikämpfen, zugleich mit Thiers, Girardin, Victor Hugo im Jahre 1852 die Ehre der Proscription zugezogen, der jedoch als er starb, nur Bedauern zurückließ und an seinem Grabe Beweise allgemeiner Sympathie fand.

Dieser Todte, für den (ein höchst seltenes Ereigniß!) die gesammte Presse nur Lobeserhebungen hatte, war Jules Hetzel, ein Journalist und Schriftsteller, der im Jahre 1848 Generalsecretär der republikanischen Bewegung war.

Bei seinem Tode war der Politiker vergessen, kaum erinnerte man sich noch der ersten Werke des Schriftstellers, aber jeder begrüßte in ihm den Gründer und geistigen Urheber der vorzüglichen Zeitschrift „Le Magasin d'éducation", das zwanzig Jahre lang zugleich Eltern und Kinder entzückt hat.

Und indem man sich in Gedanken zurückversetzte, überschaute man das, was den unvergleichlichen Erfolg dieser Sammlung herbeigeführt: die entzückenden Illustrationen Fröhlichs, welche mit so vieler Natürlichkeit und zugleich Feinheit die naive Grazie und den unwiderstehlichen Reiz der Kindheit wiedergeben, die humoristischen, geistreichen und zugleich gefühlvollen Artikel Hetzels selbst, der sich unter dem Pseudonym Stahl verbarg, die zugleich klaren und anziehenden Lectionen Macés über Naturgeschichte, Physiologie, Arithmetik, die in so angenehmer Weise in amüsante Erzählungen gekleidet sind, vor allem aber erinnerte man sich der wunderbaren Erzählungen von Jules

Verne, denen eine unerschöpfliche Einbildungskraft immer neue interessante Elemente verlieh und die seit so vielen Jahren den Hauptreiz des Magasin d'éducation bilden.

Diejenigen, welche diese Erzählungen kennen, haben sie wiederlesen wollen: die anderen, die sehr viel weniger zahlreich sind, haben sie kennen lernen wollen, und so sind die Werke Jules Vernes heute in allen Händen.

Durch einen sonderbaren Zufall lenkte zu derselben Zeit ein Ereigniß, das tragisch hätte enden können, die Aufmerksamkeit noch mehr auf den berühmten Schriftsteller: man erfuhr plötzlich, daß, als er eines Tages in Amiens, seinem gewöhnlichen Wohnorte, nach Hause zurückkehrte, ein von Wahnsinn befallener Neffe einen Revolverschuß auf ihn abgefeuert hatte. Die Kugel hatte ihn so stark am Bein verwundet, daß er lange Zeit das Bett hüten mußte. Seit der Zeit sieht man Jules Vernes Bild am Ehrenplatze in allen Buchhändlerschaufenstern, bei allen Journal- und Kunsthändlern und Photographen.

In einem solchen Augenblick scheint es auch für uns von großem Interesse zu sein, die Werke dieses Autors, deren zahllose Auflagen Zeugniß ablegen für ihren dauernden und universellen Erfolg, zu studiren.

Jules Verne ist in der verschiedensten und widersprechendsten Weise beurtheilt worden.

Als die Académie française im Jahre 1872 seine „Voyages extraordinaires" krönte, sagte Potin, ein Mitglied des Instituts und ausgezeichneter Professor an der Sorbonne, indem er von diesem Buche sprach: „Die in den Feenmärchen verwendeten Wunder werden durch eine wunderbare Neuheit ersetzt, zu denen die neuesten Entdeckungen der Wissenschaft das Material liefern. Das geschickt erregte und unterhaltene Interesse wird im Dienste der Erziehung verwendet. Mit dem Vergnügen gelernt zu haben, trägt man auch den Wunsch nach Wissen, die Wißbegierde, aus ihrer Lectüre davon."

Andererseits schreibt Zola in einem Artikel über die zeitgenössischen Romanschriftsteller über Jules Verne: „Dieser schreibt nicht gerade Romane, er macht aus der Wissenschaft ein Drama, schwingt sich zu phantastischen Einbildungen auf, indem er sich dabei auf neue, wissenschaftliche Errungenschaften stützt. Es sind aber doch Romane und noch viel abenteuerlichere und phantastischere als unsere."

Der öffentliche Geschmack ist dieser Populariſirung der Wissenschaft hold. Ich will hier nicht über das Genre streiten, das nach meiner Ansicht die Kenntnisse der Kinder verfälscht; ich für meinen Theil ziehe den kleinen Däumling und Dornröschen vor. Aber ich muß nothgedrungen den geradezu überraschenden Erfolg zugeben. Jules Verne ist augenblicklich wohl der Schriftsteller, dessen Werke am meisten in Frankreich gekauft werden. Jedes seiner Bücher: „Fünf Wochen im Ballon", „Die Reise um die Welt in achtzig Tagen", „Die Kinder des Capitän Grant" und andere sind zu hunderttausenden von Exemplaren verkauft worden. Sie sind in den Händen aller Kinder, in allen Familien-Bibliotheken haben sie einen bevorzugten Platz, darum ist der ungeheure Absatz auch erklärlich. Das ist übrigens von gar

seiner Bedeutung in der heutigen, literarischen Bewegung. Fibeln und Katechismen erreichen ebenfalls einen großen Umsatz.

Der letzte Ausspruch ist hart: fühlt man sich aber nicht ein wenig von Bitterkeit durchdrungen, wenn man diesen Wettstreit um die Zahl der Auflagen sieht?

Wie dem auch sei, die nähere Untersuchung der Werke selbst wird uns über die Richtigkeit dieses Urtheils aufklären.

I.

Jules Verne ist am 8. Februar 1828 zu Nantes geboren, steht also im 59. Jahre. Seine Kindheit, seine Jugend sind durch nichts Besonderes ausgezeichnet. Nachdem er seine klassischen Studien im Collège seiner Vaterstadt absolvirt hatte, kam er wie viele junge Leute aus dem wohlhabenden Bürgerstande nach Paris, um dort seine Erziehung zu vollenden, und besuchte die Vorlesungen an der Ecole de droit ebenso wie die an der Sorbonne und dem Collège de France.

Aus diesen, im Fluge erhaschten Stunden bei den berühmten Professoren der wissenschaftlichen Facultät schöpfte er die allgemeinen wissenschaftlichen Kenntnisse, die in seinen verschieden Werken den Canevas bildeten, auf dem seine Phantasie Muster stickte.

Diese Einbildungskraft, seine Haupteigenschaft, ließ den jungen Studenten sich auch nicht zu lange Zeit in juridische Studien und in die weisen Commentare der Pandekten und den Code Civile versenken, sondern riß ihn bald zur literarischen Thätigkeit hin.

Verne fühlte sich zuerst vom Theater angezogen, zu dem er übrigens verschiedene Male zurückgekehrt ist und welches er nie vollständig aufgegeben hat. Diese Wahl wird keinen seiner Leser in Erstaunen versetzen, wenn sie an das dramatische Gefühl denken, das in allen seinen Werken herrscht, an den geistvollen ergreifenden Ton der Gespräche, welche einen der Hauptreize bilden, an die Kunst der Inscenirung, die auf jeder Seite durchbricht, und endlich auch an sein Talent, interessante Personen zu schaffen, die in allen Lagen und Fährlichkeiten ihren Charakter bewahren.

Wie alle jungen Leute begann Jules Verne damit, Verse zu schreiben. Sein erstes Werk war ein Lustspiel in einem Act „Ailles rompues", welches 1850 im Vaudeville aufgeführt wurde. Er war damals 22 Jahre alt, und in diesem Alter schon ein Stück auf einem der Haupttheater in Paris aufführen zu sehen, ist gewiß ein ungewöhnliches Glück.

Diesem Debüt folgten mehrere Librettos zu komischen Opern: Colin Maillard mit Michel Carré 1851, Les Compagnons de la mezzolaine 1855, l'Auberge des Ardennes 1860.

Ein Opernlibretto erhält seinen Werth erst durch die begleitende Musik, Vernes Librettos hatten nur einen Achtungserfolg, der seinen Namen nicht hervorhob. Noch hatte er seine rechte Bahn nicht gefunden.

Um dieſe Zeit hatte die Amneſtie, welche dem italieniſchen Kriege folgte, einem Verbannten von 1851 die Thore Frankreichs wieder geöffnet, und als er in ſein Heimatland zurückgekehrt war, verzichtete er gänzlich auf die Theilnahme an der Politik, um ſich ganz ſeinem Berufe, dem Buchverlage, zu widmen. Dieſer Verbannte war Hetzel, von dem wir am Anfange dieſer Studie geſprochen haben.

Kaum war er nach Paris zurückgekehrt, ſo bemerkte er eine Lücke in der franzöſiſchen Literatur, und daß ein zahlreicher, intereſſanter Theil des leſenden Publikums, nämlich der jüngſte, in der damaligen Literatur keine zugleich lehrreiche und unterhaltende Geiſtesnahrung fand, die ſowohl ſeinem Alter als ſeinem Geſchmack entſprochen hätte.

Auf lange Zeit können Feenmärchen, das Entzücken der Kinderwelt, den Bedürfniſſen einer Zeit nicht genügen, in der man ſchnell leben will und welche die Bücher wie Raum und Zeit verzehrt. Die Zahl der alten Erzählungen iſt bald erſchöpft und in einem von Natur ſkeptiſchen Lande, in dem nationale Sagen faſt gänzlich fehlen, kann man nicht daran denken, neue zu ſchreiben, welche die Achtung vor der Tradition und den Sitten der Vergangenheit gegen eine geringſchätzende Gleichgültigkeit ſchützen ſollen.

Früher las man wenig und langſam, und las wiederholt: Robinſon Cruſoe, der Robinſon Suiſſe und andere Werke dieſes Genres genügten, um die jungen Geiſter mehrere Jahre lang zu beſchäftigen. Dann ſchrieb man ihrem Verſtändniß angepaßte Geſchichten, die nur kleine, moraliſche Romane waren, zugleich begannen die unendlichen Serien der abenteuerlichen Reiſen Guſtav Aymards, des Capitäns Mayne Reid, die zuerſt zwar intereſſant waren, aber ſich doch ſchließlich immer in demſelben Kreiſe bewegten, und dieſelben wenig verſchiedenen Sujets fingen auch bald an, eine ermüdende Gleichgültigkeit hervorzurufen.

Für die Jugend wollte nun Hetzel ein Werk ſchaffen, das, von den erſten Pariſer Künſtlern illuſtrirt, die verſchiedenen Arten von Werken, welche bis dahin die Gunſt des kindlichen Publikums beſeſſen, vereinigte und neue Elemente einführte, die daraus eine ganz originelle Schöpfung machten.

Da er wußte, daß die Liebe zum Wunderbaren dem Menſchen beſonders in ſeiner Kindheit angeboren iſt, ſo wollte er dieſem natürlichen Inſtinct Rechnung tragen und, ohne auf die phantaſtiſchen Ereigniſſe der Märchen zurückzukommen, wollte er die Wiſſenſchaft amüſant, romanhaft und dramatiſch machen. Er beauftragte alſo Jean Macé und Jules Verne, neue Mittel zu erfinden, um ſeine jungen Leſer zu erobern.

Dieſe Schöpfung Hetzels war das Magasin d'éducation, das zuerſt im Jahre 1862 erſchien; hier wurden die meiſten Werke Jules Vernes veröffentlicht und ganz beſonders dasjenige, welches den Reigen eröffnete und ſeinen Ruf begründete, nämlich „Fünf Wochen im Ballon".

Der Autor und die Zeitſchrift machten ſich gegenſeitig ein Vergnügen, Verne, indem er die Leſer durch den Reiz ſeiner Erzählungen feſſelte,

und das Magasin d'éducation, indem es den Namen eines bis dahin unbekannten Autors, der von nun an von dem Hetzels unzertrennlich ist, in ganz Frankreich, ja in der ganzen civilisirten Welt verkündete.

Mit diesem Tage beginnt eine neue Epoche für Jules Verne, er hat das ihm convenirende Genre gefunden, in dem er alle seine glänzendsten Eigenschaften entwickeln kann, und indem er zwanzig Jahre hindurch einen durchschlagenden, unerschöpflichen Erfolg hatte.

In mehr als einer Beziehung nähert er sich den früheren Jugendschriftstellern. Wie in manchen Reiseerzählungen führt er die Beschreibung eigenthümlicher oder unbekannter Länder, Völker, Thiere und Pflanzen ein, dramatische Abenteuer und Gefahren, denen die Helden seines Buches durch ihren Muth oder die Hülfsquellen einer erfinderischen Einbildungskraft entrinnen.

Wie in Robinson Crusoe und im Robinson Suisse zeigt er die menschliche Thätigkeit im Kampfe mit der materiellen Welt und läßt sie durch ausdauernde Energie über die zuerst unübersteiglich scheinenden Hindernisse triumphiren. In diesen älteren Erzählungen aber konnte der Mensch nur auf sich selbst zählen, er hatte sogar noch nicht einmal gelernt, sich die Wissenschaft dienstbar zu machen und Dampf und Elektricität für den Hausgebrauch zu gewinnen. Heute ist das Gebiet ein viel größeres, und Jules Verne erzählt auf jeder Seite von Erfindungen, die tausend Mal erstaunlicher sind, als die aller Robinsons. Durch die Klarheit, Schnelligkeit und das Malerische seiner Erzählungen erinnert Verne an Alexander Dumas, dem er auch in Bezug auf den Schwung, die Heiterkeit und den Geist seiner Gespräche ähnelt, noch mehr aber nähert er sich ihm durch seine wunderbare Phantasie, die glänzendste, welche Frankreich seit dem Verfasser der „Drei Musketiere" und des „Grafen von Monte-Christo" hervorgebracht hat.

Durch gewisse Züge hat Verne auch eine entfernte Aehnlichkeit mit Edgar Poe; wie er, kam auch er dahin durch genaue, detaillirte Beschreibungen, durch scharfe, auf exacten Ziffern beruhende Rechnungen, durch physikalische oder chemische Theoreme den unmöglichsten Thatsachen, den phantastischsten Schöpfungen seiner fruchtbaren Einbildungskraft den Schein einer wissenschaftlichen Gewißheit zu verleihen. Gleich dem amerikanischen Schriftsteller verstand er es, den entscheidenden Punkt zu verhüllen, wo die Kette des wissenschaftlichen Raisonnements durch eine gewagte Hypothese oder die Anwendung einer Erfindung, deren Stunde noch nicht geschlagen hat, durchbrochen wird.

Ist dieser Punkt erst glücklich überwunden und den Blicken des durch das Interesse an der Erzählung absorbirten Lesers verschwunden, so verkettet und schließt sich das übrige auf die einfachste Weise an. Das erste Werk Jules Vernes dieser Art war: Cinq semaines en ballon und der getreue Typus fast aller folgenden. Indem wir dasselbe analysiren, geben wir unseren Lesern ein Bild von seiner literarischen Methode.

II.

Das Buch wird mit der Sitzung einer englischen geographischen Gesellschaft eröffnet.

Die Exposition ist heiter, durch geistreiche, satyrische, amüsante, aber jeder Bosheit entbehrende Gespräche belebt. Verne findet ein Vergnügen darin, die wissenschaftlichen Gesellschaften zu verspotten und sich auf Kosten der Gelehrten von Profession, deren lächerliche Wunderlichkeiten er mit komischer Verve hervorhebt, lustig zu machen.

Die meisten seiner Erzählungen beginnen mit einem lebhaften, anregenden Exposé, das die Neugierde des Lesers, ohne seine Aufmerksamkeit zu ermüden, anstachelt und ihm den lebhaften Wunsch einflößt, in der Lectüre fortzufahren und die Folge der Ereignisse kennen zu lernen.

Hier handelt es sich um einen englischen Gelehrten, Dr. Samuel Fergusson, der sich erboten hat, Afrika in seiner ganzen Breite von Westen nach Osten zu durchziehen, um die Entdeckungen der verschiedenen Forscher miteinander zu verbinden.

Wenn auch der Autor seinem Muthe volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so läßt doch Vernes spottsüchtiger Geist keine Gelegenheit vorübergehen, sich zu üben.

„Niemals", sagt er, „wurde er durch irgend etwas in Verlegenheit gesetzt, selbst nicht durch seine erste Gabel, die bekanntlich Kindern viele Schwierigkeiten verursacht."

Samuel Fergusson hatte einen Freund, und Verne erklärt die ergebene Freundschaft, die beide mit einander verbindet, auf folgende Weise: „Die beiden jungen Leute hatten nie Gelegenheit gehabt, sich gegenseitig das Leben zu retten oder sich irgend welchen Dienst zu erweisen, darum verband sie eine unerschütterliche Freundschaft."

Dieser Freund Richard oder Dick Kennedy ist eine Hauptperson in der Erzählung, von Anfang bis zu Ende verläßt er den Doctor nicht eine Minute. Es ist ein offener, entschlossener, eigensinniger Schotte, ein großer Jäger, großer Fischer und ein Schütze von außerordentlicher Geschicklichkeit, welche in der Erzählung eine große Rolle spielt. In den schwierigsten und gefährlichsten Augenblicken rettet eine wohlgezielte Kugel in das Auge eines Löwen oder eines Elephanten die Situation.

Dieser eigensinnige Schotte beschließt dem Doctor nicht zu folgen, ja ihn sogar an der Abreise zu hindern, und mit dieser Absicht begleitet er ihn nach Zanzibar und findet sich plötzlich auf dem Ballon eingeschifft, ohne Widerstand geleistet zu haben.

In Jules Vernes Erzählungen sind immer wenigstens drei unerläßliche Personen; hier ist der Diener des Doctors, Joseph Wilson, mit seinem Verkleinerungsnamen Joe genannt, die dritte, ein Irländer mit einer Affengeschwindigkeit begabt, die im Ballon zu einer kostbaren Eigenschaft wird und

ſeinem Herrn ſo abſolut ergeben, daß ſich dieſe Ergebenheit oft mit der größten Einfachheit und ohne jegliche Anſtrengung bis zum erhabenſten Heldenmuthe ſteigert. Dieſer Typus iſt Jules Verne beſonders vertraut, er ſcheint dem jungen Volke zeigen zu wollen, daß man durch die Wiſſenſchaft und durch das Herz gleich groß ſein kann, und daß durch uneigennützige Ergebenheit die einfachſten und unwiſſendſten Menſchen mit den ausgezeichnetſten Gelehrten gleich hoch ſtehen können.

Dieſer treue Diener, dem wir überall begegnen, bringt durch ſeine naiven, bald originellen und unerwarteten Fragen und Bemerkungen das heitere, komiſche Element in das Buch; ohne ihn würden wir keins jener Geſpräche haben, welche die Erzählung animiren, wechſelvoll machen und dramatiſiren, und ihr Bewegung und Leben verleihen. Er iſt der Freitag Robinſons, der Sancho Panſa Don Quixotes.

Nachdem ſo die Perſonen vorgeſtellt ſind, läßt der Verfaſſer durch den Doctor Ferguſſon mit allen möglichen techniſchen Ausdrücken ſein Ballonſyſtem erklären. Der Gelehrte berechnet mit der peinlichſten Genauigkeit das Gewicht der Reiſenden, des Ballons, der Gondel, die Kubikmeter Luft, die Kraft, die gelegentlich nothwendig werden könnte, damit der Ballon ſich in höhere Luftſchichten erhebe. Er dringt in die genaueſten Details über die Conſtruction ſeines Aeroſtaten ein, deſſen Größe er faſt bis auf einen Fuß nach Höhe und Umfang berechnet. Um ihn zu füllen, bedient er ſich des Waſſerſtoffgaſes, welches er ſich ganz nach Belieben im Ballon ſelbſt verſchafft, indem er ihn durch einen Apparat dem Waſſer entzieht, das er mit ſich nimmt und deſſen Vorrath er leicht erneuern kann.

Zu jeder Zeit kann er die vorhandene Kraft dieſes Gaſes erhöhen oder vermindern, indem er es erwärmt oder wieder erkältet, im erſteren Falle ſteigt der Ballon, im zweiten ſinkt er herab. Der Doctor wendet ſein Syſtem folgendermaßen an: „Die Ausdehnung und Zuſammenziehung des Gaſes im Aeroſtaten nach Belieben, das iſt mein Mittel, das keine Verlegenheit bereitenden Flügel, keinen mechaniſchen Motor erfordert. Ein Ofen, um meine Temperatur-Veränderung hervorzurufen, ein Löthrohr, um ihn zu erhitzen, das iſt weder unbequem noch ſchwer.“

Auf dieſe Weiſe kann der Doctor nach Belieben ſteigen oder ſinken und in den verſchiedenen Luftſchichten die paſſende Windſtrömung ſuchen, er hat auch Ballaſt mitgebracht und im Nothfalle kann er ihn auswerfen und die Schnelligkeit ſeines Aufſtieges vermehren. Er weiß auch, daß zu einer beſtimmten Zeit jedes Jahr die Paſſatwinde von Oſten nach Weſten wehen und daß ſie den Ballon genau in der von ihm gewünſchten Richtung treiben werden.

Selbſtverſtändlich vergißt Ferguſſon weder das Thermometer, um den Wärmegrad zu bezeichnen, noch das Barometer, um die Höhe zu meſſen, noch die Magnetnadel, um ſich zu orientiren, er ſorgt auch dafür, die auf

den kleinſten Umfang reducirten, nothwendigen Lebensmittel mitzunehmen, für den Fall, daß er ſie ſich auf der Erde nicht verſchaffen könnte.

Er verſieht ſich auch mit einem Bunſen'ſchen Brenner, mit deſſen Hilfe er ſich elektriſches Licht verſchaffen kann. Dies wie die Sonne leuchtende Licht, das plötzlich vom Ballon ausgeht und mitten in der Nacht das Land weithin erhellt, ſpielt eine große Rolle auf der Reiſe und übt auf die Bewohner des Innern eine bezaubernde Wirkung aus.

Wie man ſieht, widerſpricht nichts von alledem den phyſikaliſchen Geſetzen, als Theorie ſcheint es unangreifbar und doch würde die Praxis ſehr ſchwierig, vielleicht unmöglich ſein. Aber man kann dem Autor ſchon einige Conceſſionen machen und haben wir dies einmal zugegeben, ſo kann uns nichts mehr in Erſtaunen verſetzen, man muß ihm bis zum Ende folgen.

Die Reiſenden verlaſſen Zanzibar, um nach einer Luftreiſe von fünf Wochen, die durch Fährlichkeiten und Abenteuer jeder Art unterbrochen wurde, in Senegal anzukommen.

Neben dieſen meiſt dramatiſchen, aber auch zuweilen komiſchen Vorgängen erzählt Verne die früher im Innern Afrikas ſtattgefundenen Forſchungsreiſen, deren Schwierigkeiten und Reſultate er in das rechte Licht ſetzt, zeichnet die von den Reiſenden eingeſchlagenen Routen und zeigt die Lücken, welche noch zwiſchen den einzelnen Punkten exiſtiren.

Mit lebhaften Farben ſchildert er die ſchon bekannten Theile Afrikas, ſeine Gebirge, Seen, Flüſſe, ſeine Sonne, ſeine Wüſten, ſeine üppige Vegetation, ſeine anmuthigen, fremdartigen oder wilden Thiere, Antilopen, Hippopotamen oder Löwen, er haucht den theils wilden, theils halbciviliſirten Völkerſchaften Leben ein und ſetzt ſie in Bewegung.

Plötzlich trägt ſich dann inmitten dieſer Beſchreibungen ein Ereigniß zu, welches die Einförmigkeit der Luftſchifffahrt unterbricht. Einmal geht man auf die Antilopenjagd und verſchafft ſich ausgezeichnete Coteletts zum Frühſtück, ein ander Mal kommt die Reihe an die Flußpferde, ſpäter begegnet man unerwartet am Rande einer Quelle einem Löwen und einer Löwin, mit denen man Mann gegen Mann kämpfen muß, und in einem dieſer Fälle, im Augenblick der höchſten Gefahr, rettet eine Kugel Kennedys die Reiſenden, beinahe als es ſchon zu ſpät war.

Soviel vom Tragiſchen, betrachten wir jetzt das Komiſche: ein ungeheurer Elephant verwickelt ſich mit ſeinen Zähnen in den Anker des Ballons: im vollen Galopp läuft er davon und dient ſo dem Doctor und ſeinen Gefährten als Zugthier. So lange ſie eine nackte Ebene durchraſen, iſt die Sache recht amüſant, ſie wird aber ſehr ernſt, als am Horizont ein großer Wald auftaucht, dem der Elephant in ſcharfem Laufe zuſteuert und deſſen Bäume den Ballon jedenfalls in Stücke reißen werden.

Es iſt unmöglich den Anker zu löſen, der Lauf geht ungehindert raſend fort, die Flintenſchüſſe ritzen den Elephanten, aber ſie halten ihn nicht auf.

Endlich, als er eben den Wald erreicht, trifft ihn eine Kugel in's Auge, und die Gefahr ist vorüber.

Joe bedauert sehr, daß er die sehr werthvollen Zähne nicht mitnehmen kann, aber er tröstet sich, indem er den Rüssel, einen wirklichen Leckerbissen, brät.

Nach dem Elephanten kommen die Affen, dann die Neger, die Mondanbeter sind. Als der Ballon rund und leuchtend vom Himmel herabsteigt, halten diese ihn für den Mond selbst, sie richten Gebete an die Reisenden, bringen ihnen Opfer dar, beten sie wie Götter an, ersuchen sie, ihren König zu heilen, der infolge einer Krise von eingewurzeltem Alkoholismus im Sterben liegt. Unglücklicherweise stirbt der König, der wahre Mond schwebt plötzlich am Horizont herauf, die Anbetung verwandelt sich jetzt in Wuth und den Europäern würde es sehr schlecht gehen, wenn nicht der Ballon sie schnell in die Lüfte erhöbe. Das geht so rasch vor sich, daß der Hauptzauberer, der am meisten gegen die Europäer erbittert war, plötzlich, an der Gondel hängend, bis zu einer Höhe van 100 Metern über die Hütten seines Stammes emporgehoben wird; erst nach einer gewissen Entfernung läßt der Doctor den Ballon sich senken, und der Zauberer erwartet nicht einmal die Nähe der Erde, um seine unfreiwilligen gymnastischen Uebungen durch einen kühnen Sprung zu beenden.

Ein anderes Mal wird eine andere Entführung bewerkstelligt, diesmal handelt es sich aber um einen Franzosen', einen Missionär, den man leider zu spät seinen Henkern entreißt, denn schwer verletzt stirbt er in den Armen seiner Retter.

Alle diese Ereignisse werden in höchst malerischer, lebhafter, bald phantastischer, bald komischer Form erzählt. Zu dieser letzteren Kategorie gehört auch die Geschichte Joes, der beim Belasten des Ballons plötzlich bemerkt, daß der Ballast goldhaltiges Quarz ist, in dem das Gold fast ganz rein vorkommt, und er glaubt, daß sein Glück gemacht ist. — Aber seine Freude ist nur von kurzer Dauer; bald muß der Fahrt wegen Ballast ausgeworfen werden, und nun muß man sehen, was für einen verzweifelten Widerstand der arme Bursche leistet, was für Einwendungen er erfindet, was für ein Herzeleid er jedesmal empfindet, wenn er einen Theil seines Vermögens opfern muß.

Wir müssen noch hinzufügen, daß das Opfer doch schneller und eiliger vollzogen wird, als es sich um seine eigene Person handelt. So wird der Ballon plötzlich von einem Zuge Condors angegriffen, und von dem Schnabel eines der Thiere durchlöchert. Mit Windeseile sinkt er dem Tschad-See zu, der sich gerade unter ihnen befindet. Schnell wirft man Ballast aus und was die Gondel sonst beschwert, aber das Sinken nimmt so rapid zu, daß man nicht hastig genug werfen kann, um den Fall zu vermeiden. Da, ohne ein Wort zu sagen und ohne daß man seine Bewegung zurückhalten könnte, läßt sich der brave Joe in den See fallen, indeß der erleichterte Ballon emporsteigt und seine Fahrt fortsetzt.

Man kann sich wohl denken, daß eine so sympathische, so wichtige Person nicht auf diese Weise enden kann. Nachdem er tausend ihm von Wasser, Krokodilen, Schlangen, Hunger und Eingeborenen drohenden Gefahren entronnen ist, wird er einige Tage später von den Reisenden des Ballons bemerkt und wieder aufgenommen, als er, gänzlich erschöpft, den ihn verfolgenden Arabern fast in die Hände fiel.

Der Verfasser vergißt keinen der dem afrikanischen Continent eigenthümlichen Charakterzüge, noch die Gefahren, denen man dort begegnen kann. Mehrere haben wir bereits angedeutet, fügen wir noch hinzu: Fieber, Wassermangel in der Wüste und die Qualen des Durstes, Samoum, heftige Gewitter mit entsetzlichen Donnerschlägen, denen der Ballon nur entgeht, indem er sich über dieselben erhebt. Die lang andauernde Windstille, welche das Vorwärtskommen hindert und die Vorräthe erschöpft, die Heuschreckenwolken, Brandtauben, deren glühenden Flug sie nur vermeiden, indem sie sich in die höchsten Luftschichten erheben.

Die ernstesten Gefahren entstehen aber erst zu Ende der Reise, als Fergusson und seine Begleiter in Timbuktu ankommen und Senegal berühren. Dort werden sie von feindlichen Völkerschaften umgeben, durch verschiedene Zufälligkeiten zerbricht das Löthrohr, das Gas wird kalt und der Ballon sinkt schnell herab. Die Reisenden werfen nach und nach ihren Ballast, ihre Instrumente, ihre Vorräthe aus, durchschneiden endlich die Stricke der Gondel und klammern sich an das Netz des Ballons an.

Sie halten sich für gerettet, denn sie haben nur noch den Niger zu kreuzen, um die französischen Besitzungen zu erreichen. Aber als sie an den Ufern des Flusses und den Wasserfällen ankommen, ist der Ballon vollständig schlaff, es ist unmöglich, den Fluß zu durchschwimmen, schon tauchen am Horizont ihre Feinde auf und angesichts des Hafens sollen sie scheitern, als dem Doctor eine geniale Idee kommt. Er erinnert sich, daß die ersten Ballons mit warmer Luft gefüllt wurden. Sofort machen sich die drei Reisenden an's Werk, indem sie unter dem Ballon brennbare Stoffe entzünden, und bevor noch die Eingeborenen Zeit gehabt haben heranzukommen, ist der Ballon genügend gefüllt, um sie über den Fluß zu tragen.

Dort werden sie von französischen Offizieren empfangen und alle zusammen nehmen über die Ankunft der Engländer und des Ballons Protokoll auf. Natürlich werden Tag und Stunde sorgfältig bezeichnet. Das ist übrigens immer in Jules Vernes Erzählungen der Fall. Er ermangelt auch nie Länge und Breite sehr genau zu notiren und die durchlaufenen Entfernungen mit mathematischer Genauigkeit zu messen. Er zählt die Namen der Journale, Revüen und Gelehrten auf, welche über die verschiedenen näheren Umstände der Reise, ihre Ursache, ihren Zweck, ihre Bedingungen u. s. w. irgend welche Aeußerung gethan haben.

Die Genauigkeit dieser Details verleiht der Erzählung einen ganz besonderen Zug von Wahrheit und Wirklichkeit.

Die Analyse dieser ersten Reise genügt, um von dem Genie und den literarischen Eigenschaften Jules Vernes eine ganz genaue Vorstellung zu geben.

Ueber die anderen Werke, die zu zahlreich sind, als daß man sie in allen ihren Einzelheiten prüfen sollte, wollen wir uns weniger breit auslassen.

III.

Die Reise durch Afrika im Ballon enthält nicht durchweg wirkliche und mögliche Ereignisse, aber hat man erst gewisse Dinge zugegeben, so tritt die von Jules Verne erzählte Reise, mit Ausnahme der von der Einbildungskraft des Verfassers geschaffenen Episoden, nicht aus dem Rahmen der gewöhnlichen Reisen heraus, man hat es mit wirklich existirenden und schon von anderen Forschern besuchten Ländern zu thun.

Die Werke, welche diesem ersten folgten, Voyage au Centre de la Terre, De la Terrre à la Lune und Autour de la Lune (diese beiden letzteren sind nur zwei Theile eines Werkes) versetzen die Leser nicht nur in unerforschte und unbekannte, sondern höchstens auf den Flügeln der Phantasie erreichbare Regionen; diese aber findet hier einen weiten Spielraum.

Wie ihre Titel besagen, besucht J. Verne in dem einen das Innere der Erde, das er von Island bis zum Stromboli erforscht; in dem anderen reist er nach dem Monde, kann aber nicht hinaufkommen, und so macht er nur die Runde und betrachtet ihn aus der Vogelperspective.

Der „Reise in das Innere der Erde", geht eine der heitersten und amüsantesten Prologe voran. Ein gelehrter Professor aus Hamburg, Dr. Lidenbrock, entdeckt plötzlich in einem alten isländischen Manuscript, das vor fünf oder sechs Jahrhunderten geschrieben worden, eine mit Runen bedeckte Pergamentrolle, die auf den ersten Blick gar keinen Sinn hat.

Nach langen Studien und einer Reihe fruchtloser Anstrengungen entdeckt Axel, der Neffe und Schüler des Doctors, in dessen Mund auch die Erzählung der Reise gelegt ist, durch einen glücklichen Zufall das Geheimniß und nach langem Zögern theilt er seinem Onkel seine Entdeckung mit. Die geheimnißvollen Schriftzüge sind eine Notiz eines alten isländischen Alchimisten, die folgendermaßen lautet: „Steige hinab in den Krater des Yocul von Sneffels, den der Schatten des Sekataris an den Calenden des Juli liebkost und, kühner Reisender, Du wirst den Mittelpunkt der Erde erreichen: was ich gethan habe — Arne Saxmussen."

Sofort will der Professor nach Island abreisen, denn, wie er seinem Neffen erklärte, der Sneffels ist ein erloschener Vulcan auf Island (Yocul bedeutet Vulcan in der Sprache des Landes) und der Sekataris ein benachbarter Pic.

Er rechnet darauf, Axel mit sich zu nehmen. Dieser, dem es wenig darum zu thun ist nach dem Mittelpunkt der Erde zu gehen, versucht ihm

die Unmöglichkeit dieſes Unternehmens auseinanderzuſetzen, aber Lidenbrock findet auf alles eine Antwort und gerade in dieſen wiſſenſchaftlichen, etwas phantaſtiſchen Demonſtrationen zeichnet ſich Jules Verne ganz beſonders aus. Hier iſt es beſonders die innere Wärme, die ihn in Verlegenheit ſetzt, darum leugnet ſein Held ſie auch einfach, indem er ſich auf verſchiedene Autoritäten ſtützt; alle Augenblicke kommt er auf der Reiſe auf dieſe Frage zurück, aber da er nicht ganz offen mit allen bisher ſanctionirten Ideen brechen kann, ſo hält ſich der Neffe des Profeſſors in der Reſerve und denkt, daß er die Theorie von der inneren Wärme mit Thatſachen, von denen er Zeuge geweſen iſt, durch andere Hypotheſen verſöhnen kann.

Als der Neffe, beſonders durch ſeine Couſine Grüben überzeugt iſt, die für ihn nach dem Ruhm des Gelehrten ſtrebt, um ihn nach ſeiner Rückkehr heirathen zu können, fährt man alſo nach Kopenhagen und von dort nach Island.

Dieſer ſehr kurze Theil der Reiſe wird in höchſt maleriſchen Ausdrücken erzählt, bietet aber ſonſt nichts beſonders Intereſſantes. Bemerkenswerth iſt jedoch der geniale Zug, den der Autor dem Doctor Lidenbrock verliehen; dieſer nöthigt nämlich ſeinen Neffen alle Tage auf die äußerſte Spitze des Maſtbaumes zu ſteigen, um, nach ſeinen verſchiedenen Ausdrücken „Abgrund-, Schluchten- oder Schwindelſtunden zu nehmen".

Die Reiſe auf Island iſt überreich an amüſanten Beobachtungen, aber alles das iſt nur ein Hors d'oeuvre, und man ſehnt ſich zum Krater des alten Vulcans zu kommen, weil dort das Neue und Unbekannte beginnt.

Bis jetzt waren nur zwei Perſonen vorhanden, der Ueberzeugte und der Skeptiker, der eine mit Widerſprüchen, der andere mit Antworten gerüſtet; jetzt kommt der Dritte, der ihnen, ohne zu raiſonniren, überallhin folgt, und zugleich mit allen materiellen Dingen und mit der Hinwegräumung aller Schwierigkeiten der Reiſe beauftragt wird. Es iſt ein Führer, Hans Bjelke, der es übernommen hat, Lidenbrock überallhin zu führen unter der Bedingung, jeden Sonnabend Abend eine gewiſſe Anzahl von Rixdalern zu bekommen. Selbſt in der drohendſten Gefahr wandert er ruhig und kalt vor den Reiſenden her, er denkt garnicht daran, irgendwelche Einwendung zu machen, und am Ende jeder Woche läßt er ſich ſeinen Lohn auszahlen, der für ihn eine Sache von großer Wichtigkeit iſt. Treu und gewiſſenhaft erfüllt er ſeinen Contract, alles übrige iſt ihm gleichgültig. Ihn ſetzt keine Schwierigkeit in Erſtaunen, keine Gefahr kann ihn zurückhalten: er ſoll führen und darum führt er.

Schon in der Reiſe im Ballon haben wir dieſen Typus geſehen, ebenſo werden wir in einem anderen Werke einen Diener ſehen, der ſich in's Meer ſtürzt, weil ſein Herr hineingefallen iſt, und der ihm in die verzweifeltſten Situationen folgt, weil er in ſeinem Dienſte ſteht, und dieſer ihm nicht geſtattet, ſich von ſeinem Herrn zu entfernen. Jules Verne weiß dieſen inſtinctiven Cultus der profeſſionellen Pflicht, dieſe ſpontane, natürliche, faſt unbewußte Ergebenheit mit großem Vortheil auszunutzen.

Am Rande des Kraters beginnt die originelle Reise. Die oben sehr weite Oeffnung bildet eine Art von kreisrundem Amphitheater, wie man sie in den erloschenen Kratern des Vivarais und der Auvergne sieht, allmählich verengert sie sich, die Neigung ist nur unbedeutend, so daß man leicht hinabsteigen kann.

Ist man aber auf dem Grunde des Trichters angelangt, so befindet man sich plötzlich vor zwei weiten gähnenden Oeffnungen, die wie ein Pic heraufragen; das sind zwei Schornsteine des alten Vulcans. Welchen soll man wählen? Man muß warten, bis der Schatten des Sekataris ihn bezeichnet. Jetzt hat sich die Sonne seit mehreren Tagen verborgen, soll man auf das Unternehmen verzichten? Plötzlich erscheint sie und der Schatten des Pics streift den Rand eines der beiden Schornsteine; dort also muß man hinabsteigen.

Natürlich ist der Doctor mit allen möglichen, unumgänglich nothwendigen Instrumenten und Apparaten versehen, Chronometer, Barometer, Thermometer Manometer, Magnetnadel u. s. w. Das ist bei allen Reisen der Fall, darum wiederholen wir es nicht. Die Reisenden haben auch für mehrere Monate Proviant bei sich, Wasser für einige Tage, Waffen, Pulver, Hacken, Beile, Hämmer, Aexte, eisenbeschlagene Stöcke, seidene Strickleitern, Stricke u. s. w. Was nicht gerade sehr zerbrechlich oder sehr kostbar ist, wird einfach in das Loch geworfen, unten wird man es schon wiederfinden. Das Uebrige wird in drei Bündeln auf die Schultern der Reisenden geschnallt, und nun steigen sie an einem langen Tau, das mit Knoten versehen und um einen Lavablock gerollt ist, hinab. Die beiden Hälften desselben halten sie in der Hand. Sind sie bis zu einer gewissen Tiefe hinabgestiegen, so halten sie an und wiederholen die Operation.

Das Hinuntersteigen ist, wie man sich denken kann, sehr aufregend und dauert zehn Stunden, was einer Höhe von 2800 Fuß entspricht. Endlich steht man auf festem Boden. Axel glaubt schon das Ziel der Reise erreicht zu haben, als sein Onkel ihm beweist, daß sie erst am Fuß des Sneffels, also auf dem Niveau des Meeres angekommen sind, und daß darum die Reise nach dem Mittelpunkt der Erde noch gar nicht angefangen hat.

Am nächsten Tage beginnen sie das wirkliche Hinabsteigen, durch eine Seitengallerie, einen unregelmäßigen, aber im Ganzen nicht steilen Abhang, welcher den unterirdischen Grotten in den Sevennen oder den Kärthner Alpen entspricht. Nun treten wir mitten in die Geologie hinein, wir wohnen der allmählichen Bildung der verschiedenen Schichten, Pflanzen Thiere u. s. w. bei, später sehen wir die Thiere aus der Urzeit selbst.

Die Gallerie sinkt, steigt, sinkt wieder hinab, hat man sich nicht verirrt? Der Wasservorrath geht zu Ende und kein Anzeichen ist vorhanden, daß man sich einem Terrain nähert, in dem man ihn erneuern könnte. Schon lange ist es erschöpft, der Muth ist gänzlich gesunken, da hören sie plötzlich ein fernes Brausen von fließendem Wasser, sie wenden sich dorthin, das Geräusch wird stärker, der Strom fließt seitwärts, ist aber durch eine Granitwand von

ihnen getrennt. Hier legt sich der brave Hans in's Mittel, dessen geschickt gehandhabte Hacke bald einen mächtigen Wasserstrahl herausspringen läßt — die Reisenden sind gerettet. Das Wasser hat eine Temperatur von 100° und schmeckt eisenhaltig, aber diese mineralische Beimischung macht es nur um so heilsamer und bald ist es abgekühlt. Aus Dankbarkeit nennt man den neuen Wasserlauf den „Hansbach", und indem sie seinem natürlichen Laufe folgen, dient er Denjenigen, welche ihm das Leben gegeben, als Führer.

Vierzig Tage lang setzen sie die Wanderung fort, dann wird sie durch ein dramatisches Ereigniß unterbrochen. Axel hat sich, ohne es zu bemerken, von seinen Gefährten getrennt; indem er sich ihnen zu nähern glaubt, entfernt er sich nur immer weiter; er bemerkt, daß der Fluß verschwunden ist, seine Lampe ist erloschen, er ist verloren in dem Schweigen der Nacht, nichts antwortet seiner rufenden Stimme — plötzlich hört er einen unbestimmten Laut im Felsen, er nähert sich, erkennt die Stimme des Doctors, der ihn ruft, und er antwortet freudig.

Durch dieselbe geleitet, steigt er rasch einen steilen Abhang hinunter, gleitet aus und kommt endlich zerquetscht und besinnungslos unten an.

Als er wieder zum Bewußtsein zurückkehrt, befindet er sich an der Seite seines Onkels, er glaubt, daß sie auf die Erde zurückgekehrt sind, denn er bemerkt Tageslicht, er hört das Sausen des Windes und Rauschen des Meeres, in welches sich kalte und warme Flüsse ergießen und dessen gegenüberliegendes Ufer das Auge nicht entdecken kann. Nach oben verliert sich der Blick in dem vagen Azur der Luft, ohne daß man den Dom bemerkt, der sich über die ungeheure Wasserfläche wölben muß. Das Ganze wird von einem eigenthümlichen Licht erhellt, das vielleicht ein elektrisches Phänomen sein kann.

Uebrigens gleicht dieses Licht keineswegs dem der Sonne, es ist überall gleichmäßig verbreitet, erhellt die fernsten Winkel, wirft keinen Schatten und ist von sanfter wohlthuender Klarheit, welche an das Elysium Virgils erinnert. Jules Verne erklärt uns dasselbe natürlich in unbestimmter Weise, durch verschiedene physikalische Theorien, die nur Hypothesen sind.

Wie dem auch sein mag, das Meer hat schon einen Namen, den Lidenbrocks, empfangen, wer würde dem gelehrten, muthigen Professor diese Ehre streitig machen? und die Stelle, an der man sich befindet, soll der Grübenhafen heißen.

Hans erbaut mit Hülfe fossiler Bäume ein Floß, und bald schiffen sich die Reisenden nach unbekannten Gegenden ein.

Diese phantastische Fahrt versetzt uns in die ältesten geologischen Perioden — eine ganze verschwundene Welt ist dort lebendig und herrschend geblieben. Die Fische, welche man fischt, gehören fossilen Arten an, man wohnt riesenhaften Kämpfen mit Ichthyosauren und Plesiosauren bei, man geht um einige tausend Jahrhunderte zurück.

Auch hier fehlen die Ereignisse nicht — hier plötzlich ein Geyser, ein

Vulcan, der heiße Waſſerſäulen hoch hinaufwirft, weiterhin ein Gewitter, das viel ärger iſt als die auf der Erde und das Floß zertrümmert an die Küſte wirft. Aber auf dieſer Küſte findet der Doctor plötzlich in den Felſen gegraben die runiſchen Schriftzüge wieder, welche den Namen Arne Saxmuſſen bilden, des gelehrten Isländers, deſſen Anfangsbuchſtaben ihm zu wiederholten Malen als Führer gedient und ihn ermuthigt haben.

Endlich treten die Reiſenden in eine neue Gallerie ein. Plötzlich wird ihnen der Weg durch einen ungeheuren Felsblock verſperrt. Man muß ihn mit Pulver ſprengen.

Hans hat das Floß wieder ausgebeſſert; ſie flüchten ſich auf daſſelbe und man entfernt ſich vom Ufer, um der furchtbaren Exploſion zu entgehen, die den Felſen zu Staub zermalmen wird. Aber als die natürliche Mauer verſchwunden iſt, entdecken ſie einen Abgrund, in den das Meer ſich ſtürzt, indem es das Floß mit ſich fortreißt.

Plötzlich aber hört es auf zu ſinken, es beginnt ſogar zu ſteigen und zwar in eine immer wärmer werdende Atmoſphäre. Doctor Lidenbrock erkennt ſie, mit einer unwiderſtehlichen Gewalt werden ſie in die Nebenöffnung eines eben im Ausbruch begriffenen Vulcans getrieben. Stoßweiſe ſteigen ſie ſchnell empor, endlich befindet ſich Axel, der Erzähler, der das Bewußtſein verloren hat, am Abhange eines Berges auf dem Boden liegend.

Sie ſind am Rande eines Vulcans, aber welches? anſcheinend in nördlichen Regionen, denn ſie ſind ja immer nach Norden gewandert. Sie treffen einen jungen Bauer, fragen ihn auf Isländiſch, Däniſch, Deutſch, Engliſch — er bleibt ſtumm; erſt auf eine italieniſch geſtellte Frage antwortet er: Stromboli.

So befinden ſich die Reiſenden alſo im äußerſten Süden Italiens und doch hat die Magnetnadel immer nach Norden gezeigt.

Als ſie nach Hamburg zurückgekehrt waren, heirathete Axel Fräulein Grüben, Hans kehrte nach Island zurück, und der Profeſſor würde vollkommen glücklich geweſen ſein, wenn nicht der unbegreifliche Irrthum der Magnetnadel die Heiterkeit ſeiner Seele getrübt hätte. Eines ſchönen Tages bemerkte Axel, daß die Pole der Magnetnadel vom Gewitter verſchoben worden waren, die Nordnadel iſt nach Süden gerichtet und umgekehrt, alles iſt erklärt und der Doctor iſt zufrieden geſtellt.

IV.

Die Reiſe nach dem Monde iſt nicht weniger phantaſtiſch als die vorhergehende. Der erſte Theil „De la terre à la lune“ iſt gänzlich der Expoſition des Planes gewidmet, den Widerſprüchen, welche er hervorgerufen, den Polemiken, Wetten, Discuſſionen der Gelehrten, der Unterſuchung der zum Erfolg unvermeidlichen Bedingungen, endlich den Vorbereitungen zur Abreiſe.

Dies Exposé ist wie immer lebhaft, malerisch, geistreich; amüsante Scenen stellen gewisse originelle Seiten des amerikanischen Charakters in helles Licht.

Die Mitglieder des Gun-Club, eines nach dem amerikanischen Kriege gegründeten Artillerie-Clubs, haben die Idee, sich mit dem Monde in Verbindung zu setzen, indem sie ihm eine Kanonenkugel zusenden. Eine zu diesem Zweck eröffnete Subscription ergiebt 30 Millionen.

Nach der Angabe des Conservatoriums zu Cambridge muß die Kanone so aufgestellt werden, daß sie dem Mond im Zenith gegenübersteht, um ihn gerade im Augenblick seiner Erdnähe zu erreichen; die geographischen Punkte und Daten sind auf das Genaueste angegeben, ebenso der Umfang der Kanone und der Granate, die Quantität der Schießbaumwolle zur Ladung u. s. w.

Als die Kanone unter den Augen des Präsidenten des Clubs, Barbicane, des Majors Elphiston und des Secretairs Morton, gegossen ist, kommt ein Franzose dazu, ein phantastischer Pariser, ein Künstler, ebenso geistreich als kühn, der um die Erlaubniß ersucht, in die Kanonenkugel eingeschlossen zu werden, um den Mond zu sehen und den Satelliten der Erde kennen zu lernen. Michael Ardan wird mit Jubel begrüßt, und im Triumph herumgetragen; er versöhnt den Präsidenten Barbicane mit seinem Todfeinde, dem Capitän Michell, und bestimmt sie, sich mit ihm in das Geschoß einschließen zu lassen.

Die Form der Kugel wird verändert, sie wird cylindrisch-conisch, und man versieht diese Art von Luftwaggon mit mächtigen Federn und Wänden, welche den zu erwartenden Stoß beim Abfeuern dämpfen sollen. Sie versorgen sich mit Proviant auf ein Jahr, mit Wasser für einige Monate, mit Gas auf einige Tage; ein automatischer Apparat soll den zur Erneuerung der Luft nothwendigen Sauerstoff hervorbringen.

Zur bestimmten Stunde schiffen sich die drei Reisenden in dem Geschoß ein, welches nun in den Raum hinausgeschleudert wird und den Augen der Zuschauer von Rauch umhüllt verschwindet. Trotz dem auf dem Felsengebirge aufgestellten, riesigen Teleskop verschließen ihnen Nebel in der Atmosphäre die Aussicht, plötzlich aber verkündet ein Telegramm von dem neuen Observatorium, daß das Geschoß in den Mondkreis eingedrungen ist und sich wie ein Trabant um das Nachtgestirn bewegt.

Natürlich beschäftigt man sich mit dem Schicksal der Reisenden, und alle stellen ihre Vermuthungen auf und machen ihre Bemerkungen.

Der zweite Theil des Buches „Um den Mond" beginnt mit dem Eintritt der Reisenden in die Granate und erzählt Alles, was sich in dem „Aluminium-Waggon", so nennt ihn Jules Verne, zugetragen hat. Der Waggon ist sehr behaglich, gepolstert, mit kreisrunden Divans möblirt und mit Wasserschichten versehen, die sich zwischen den Wänden befinden, um den Stoß beim Abfeuern abzuschwächen.

Eine amüſante Unterhaltung geht dem Augenblick voran, in dem ein elektriſcher Funke eben die Schießbaumwolle in Brand ſtecken will, die Exploſion findet ſtatt, was geſchieht? — Die cylindriſch-coniſchen Wände widerſtehen in bewunderungswürdiger Weiſe, nicht ein Riß, nicht eine Beule. Unter dem gewaltig aufflammenden Pulver hat ſich die Granate nicht im Geringſten verändert, ſie hat ſich nicht in einen Aluminium-Regen aufgelöſt, wie man fürchtete.

Nur die bewegliche Scheibe iſt bis zum Anguß hinuntergeglitten, nachdem die Wände zertrümmert ſind, und das Waſſer abgefloſſen iſt. Im Innern iſt nur geringe Unordnung entſtanden, die drei Reiſenden haben aber das Bewußtſein verloren und kommen erſt allmählich zu ſich.

Sind ſie abgefahren? Sie haben nichts von der Exploſion gehört, ein Lichtloch wird geöffnet, man iſt wirklich im Himmelsraum.

Michell, der drei Wetten zu 3000 Dollars jede mit Barbicane gewettet hat, giebt zu, daß er ſie verloren hat und zahlt ſofort 9000 Dollars gegen eine vorſchriftsmäßige Quittung von Barbicane aus.

Aber warum hat man denn den Knall nach einem ſo furchtbaren Kanonenſchuß nicht gehört? Barbicane findet den Grund: weil der Schall langſamer geht als die Granate.

Kaum ſind ſie abgeſchoſſen, ſo begegnen ſie einem Aſteroiden, einem unendlich kleinen Satelliten der Erde, den die Aſtronomen nicht kennen, und den Verne zu ſeinem Zwecke erfindet. Sie entgehen dem Schrecken einer Colliſion — denn ſie hatten bereits die Folgen einer Pulveriſirung oder des Schmelzens infolge der Wärme berechnet, aber ſie ahnen, wie gefährlich eine ſolche Nachbarſchaft für die Reſultate ihrer Reiſe werden kann.

Für den Augenblick beſchäftigen ſie ſich damit, den Himmel, die Sterne, die immer kleiner werdende Erde, den ſich rapid vergrößernden Mond zu betrachten. Selbſtverſtändlich benutzt Jules Verne den Augenblick, um ſehr heitere aſtronomiſche Begriffe zu behandeln, er geht ſogar noch weiter, und widmet einer algebraiſchen Demonſtration der für die Granate nothwendigen Schnelligkeit, um den Mond von der Kanone aus zu erreichen, ein ganzes Capitel.

Eine immer lebhafte, heitere, intereſſante Unterhaltung entſpinnt ſich zwiſchen den Reiſenden, in der ſie alle möglichen auf Erde, Sonne, Mond, Planeten, Sterne, Kometen, Licht, Wärme, auf centripetale und centrifugale Kräfte bezüglichen Fragen und Hypotheſen berühren.

Verne hält eine ſehr amüſante Vorleſung über Phyſik und Kosmographie, ſowie er in ſeiner Reiſe nach dem Mittelpunkt der Erde eine Vorleſung über Geologie gehalten hat.

Er untermiſcht dieſelben mit unvorgeſehenen Zufälligkeiten: ſo eine Scene der Trunkenheit, durch das Oxygen veranlaßt, deſſen Hahn man unvorſichtig genug offen gelaſſen hat, der Tod eines Hundes, deſſen Leichnam in den Raum geworfen wird und welcher der Granate wie ein Trabant folgt u. ſ. w.

In der Zwischenzeit spielen die Reisenden Domino oder Schach, und Verne erklärt, warum sie, obgleich sie in dem Geschoß hinausgeschleudert worden sind, doch dessen rasenden Gang nicht wahrnehmen.

Als sie auf dem Punkt, wo die Anziehungskraft der Erde, und die des Mondes zusammentreffen, angekommen sind, bemerken Barbicane und seine Begleiter, daß sie ihr Gewicht verloren haben, denn in jeder Stellung schweben sie in der Luft. Bald siegt die Anziehungskraft des Mondes, das Geschoß fällt gegen den Mond zu, zuerst durch eine unmerkliche Bewegung, dann mit immer beschleunigter Schnelligkeit.

Barbicane ist befriedigt: Die unglaubliche Schnelligkeit der Granate hat ihn über die gefährliche Linie hinweggetragen, nun zweifelt er nicht mehr, daß der Luftwaggon nicht wieder auf die Erde zurückkehren und durch die Anziehung unbeweglich gemacht werden könnte. Er muß also nur noch seine Vorsichtsmaßregeln mit Rücksicht auf seine Ankunft auf dem Mondglobus treffen.

Aber bald bemerkt er, daß das Geschoß nicht mehr den geraden Weg verfolgt, sondern sich in schiefer Linie bewegt; nach langen unfruchtbaren Nachforschungen über die Ursache der Abweichung erinnert er sich plötzlich des auf dem Wege angetroffenen Asteroids, dessen Anziehungskraft auf den Lauf des Geschosses in solcher Weise gewirkt haben muß.

Jetzt werden sie in die Mondbahn hineingerissen, aber durch die Centrifugalkraft vom Monde ferngehalten, werden sie nun so im Raume schwebend verharren?

Auf alle Fälle muß man aber darauf verzichten, den Mond selbst zu erreichen, doch sehen die Reisenden ihn aus nächster Nähe, fahren um ihn herum, und nun beginnt eine Forschung wie im Panorama, und in der Vogelperspective ziehen Gebirge, Meere, Inseln und Continente des Mondglobus an ihnen vorüber. Das Gemälde ist glänzend und interessant, und jedes Detail stützt sich auf Beobachtungen einer wissenschaftlichen Autorität.

Indem Jules Verne die Mondlandschaften schildert, trägt er auch dafür Sorge, die Eigenthümlichkeiten der Atmosphäre zu beschreiben, den Druck der Temperatur, die Länge der Tage und Nächte (354½ Stunde), welche unsern Satelliten auszeichnen.

Nach dieser Untersuchung erklären die Reisenden, die sich zu einer wissenschaftlichen Commission vereinigt haben, um das Protokoll sofort aufzunehmen, einstimmig: 1. Daß der Mond nicht bewohnbar sei; 2. daß er in einer früheren Epoche bewohnt worden sei.

Das ist sehr schön, aber sie fangen jetzt an, sich über ihr Geschick zu beunruhigen, und nun beginnen auch die amüsanten und originellen Gespräche zwischen den immer unbewegten Amerikanern und dem immer heiteren Franzosen wieder, deren Schluß selbst in der ernstesten Lage unwiderruflich derselbe ist: Ist es nicht Zeit zum frühstücken?

Man beschließt also alle Anstrengungen zu machen, um den Mond zu erreichen und hofft dorthin in dem Augenblick gelangen zu können, wo das

Geschoß bei seiner Umdrehung wieder auf dem neutralen Punkte zwischen der Erd- und Mond-Anziehungskraft ankommt. Dort wird Abfeuern von Raketen genügen, um die Kugel in die gewünschte Richtung zu treiben.

Die Operation wird ausgeführt; aber plötzlich bemerkt Barbicane, daß der Culot der Granate der Erde zugewendet ist, ihr wird man mit einer von Secunde zu Secunde wachsenden Schnelligkeit zueilen.

Jetzt wird die Erzählung unterbrochen, und der Autor versetzt uns nach den Vereinigten Staaten, wo eben ein Schiff damit beschäftigt ist, das Log an einer außerordentlich tiefen Stelle auszuwerfen, da sehen die Seeleute plötzlich eine Feuerkugel vom Himmel fallen, die mit einem furchtbaren Geräusch in das Meer stürzt.

Niemand zweifelt daran, daß dies die Granate der Reisenden sein müsse. Sogleich werden alle Schritte zu ihrer Rettung gethan, die J. Verne mit allen Einzelheiten der angewendeten Apparate beschreibt.

Natürlich durchsuchen die geschicktesten, kühnsten Taucher den Grund des Oceans an den durch Boyen bezeichneten Orten und deren Umgebung, nirgends eine Spur der Granate.

Sie verzichten auf die Nachforschungen. Da plötzlich bemerken sie eine sonderbare Form auf dem Meere, das Geschoß. Sie nähern sich und hören, daß die Reisenden ruhig Domino spielen.

Nach der Erzählung der Rückkehr im Triumph endet das Buch mit der Annonce einer Commandit-Gesellschaft (limited) mit einem Capital von 100 Millionen Dollars unter dem Namen Société de communications interstellaires. In der Annonce zeigt sich wieder der echt amerikanische Zug der Vorsicht, indem schon im Voraus im Falle eines Bankerotts der commissarisch bestellte Richter und Concurs-Vertreter bezeichnet werden.

V.

Hier unterbrechen wir die chronologische Ordnung, um nicht aus dem Gebiet der Phantasie herauszutreten, und gehen zu den Jahren 1865—1870 über, in denen Jules Verne Vingt mille lieues sous les mers veröffentlicht hat.

Bei der Eröffnung des Buches ist die ganze Welt mit einem merkwürdigen Phänomen beschäftigt, das man auf dem Meere in den von einander entferntesten Gegenden beobachtet hat. Verschiedene Male hat man eine ungeheure, bald dunkle, bald leuchtende Masse gesehen, die sich mit fabelhafter Schnelligkeit fortbewegt, die manchmal Wasserstrahlen von ungeheurer Höhe emporschleudert, bald aus dem Ocean auftaucht, bald unter dem Wasser schwimmt und dessen Natur Niemand bestimmen kann. Gelehrte, Revüen, wissenschaftliche Gesellschaften disputiren darüber und endlich kommt man zu der Ansicht, daß es ein riesiges ungeheures Thier von der Art des Narwal ist, und man rüstet eine Expedition aus, um sich desselben zu bemächtigen.

Dieser von einem amerikanischen Admiral befehligten Expedition schließt sich ein Professor des naturwissenschaftlichen Museums in Paris, M. Arounax, an, in dessen Mund auch die Erzählung der Reise gelegt ist. Er wird von seinem Diener Conseil begleitet, der zwar skeptisch und stets tadelsüchtig, ihm aber bis zum Heroismus ergeben ist, und wie wir schon früher gesagt, seinem Herrn in die gefährlichsten Lagen folgt. Das gewöhnliche Personentrio wird durch einen kanadischen Matrosen vervollständigt, der in allen Leibesübungen sehr geschickt ist, vorsichtig, entschlossen, mit einem über Alles erhabenen Muthe begabt, immer zu Allem bereit, aber immer unzufrieden.

Die Theilnehmer an der Expedition zeigen zuerst sehr viel Eifer und Hingabe, aber soviel sie auch die Meere durchkreuzen, nirgends, selbst nicht einmal am fernen Horizont, bemerken sie den geheimnißvollen Narwal. Endlich sind sie entmuthigt und im Begriff auf die Unternehmung zu verzichten, da wird das Ungeheuer plötzlich signalisirt. Sie stürzen auf dasselbe zu, wollen es harpuniren, aber die Harpunen gleiten ab, man greift es mit Kanonenschüssen an, die Kugeln aber verwunden es nicht und wie zum Spott spritzt es ungeheure Wasserstrahlen in die Luft. Bald bemerkt man, daß es kein Thier ist, sondern eine Art von Schiff, das sich ganz nach Belieben bewegt, sich bald der Oberfläche nähert, bald in die Fluthen versinkt. Als wollte es die Reisenden nur necken, kommt es heran, entfernt sich, macht die Runde um die Fregatte und fährt in bestimmter Entfernung vor ihr her.

Auf die Gefahr hin, in die Luft gesprengt zu werden, verfolgt der ungeduldige Capitän es mit vollem Dampf bis zu zehn Atmosphären, aber plötzlich wendet sich das Ungeheuer um und ein entsetzlicher Zusammenstoß erfolgt. Der Professor stürzt in's Meer, Conseil springt ihm nach, da, wie er sagt, sein Dienst ihm nicht gestattet, seinen Herrn zu verlassen, und er rettet ihm durch seinen Muth und seine Ergebenheit das Leben.

Nach langen Anstrengungen retten sie sich auf eine Art von Inselchen, wo Ned Land, der kanadische Matrose, der im Augenblick des Zusammenstoßes ebenfalls über Bord geschleudert worden war, sich zu ihnen gesellt.

Vergebens suchen sie die Fregatte am Horizont, sie ist verschwunden. Sie müssen also auf dieser Insel elend zu Grunde gehen und Hungers sterben. Plötzlich aber bemerken sie, daß die Insel metallisch, beweglich und bewohnt ist.

Nach einigen Stunden der Ungewißheit und Sorge werden die drei Schiffbrüchigen plötzlich durch eine unbekannte Kraft in einen inneren Raum gezogen, der ganz schwarz und hermetisch geschlossen ist. Jetzt aber erhellt ein blendendes elektrisches Licht ein elegant eingerichtetes Zimmer, ein gutes Mahl, von einem stummen Mayor-Domus servirt, stellt ihre erschöpften Kräfte bald wieder her, und Kleider aus unbekannten Stoffen ersetzen ihre vom Meer abgenutzten Gewänder.

Eine geheimnißvolle Persönlichkeit ertheilt Allen Befehle. Die Reisenden versuchen englisch, deutsch, französisch, lateinisch u. s. w. zu sprechen. — Er scheint keine dieser Sprachen zu verstehen und hüllt sich in ein beunruhigendes

Schweigen, indem er seine Gäste mehrere Tage lang in vollständiger Einsamkeit läßt.

Endlich erscheint er wieder; in ausgezeichnetem Französisch — die anderen Sprachen spricht er ebenso gut — sagt er, daß er das Recht hätte, sich gewisser Personen zu entledigen, die nur gekommen wären, um seine Geheimnisse auszuspioniren, aber nach reiflicher Ueberlegung habe er es vorgezogen, sie auf seinem Schiffe zu behalten unter der Bedingung, daß sie ihn nie verlassen würden, für das letztere würde er übrigens selbst sorgen.

Er theilt seinen gezwungenen Gästen mit, daß sein Schiff der Nautilus heiße und er Capitän Nemo. Da er mit der Gesellschaft im Kriege lebe, weder Familie noch Vaterland besitze, so habe er sich in den Schooß der Meere geflüchtet, wo er in vollständiger Unabhängigkeit und Freiheit lebe.

Er macht dem Professor Aronnax die Honneurs in seiner unterseeischen Wohnung, zeigt ihm seine Salons, sein Arbeitszimmer, seine Bibliothek, sein Piano und seine Partituren, seine Gemäldegallerie, seine Sammlungen, Apparate, Maschinen, wissenschaftlichen Instrumente u. s. w. Mit der größten Genauigkeit setzt er ihm das System seiner Einrichtung auseinander.

Das Schiff hat die Form einer Cigarre, heute weiß man, daß es die Form der Torpedos ist. Der Capitän Nemo erklärt dessen ganze Construction, deren einzelne Stücke in den verschiedensten Werkstätten Europas gearbeitet und dann auf einer wüsten Insel rasch zusammengesetzt worden sind, um das Geheimniß der Unternehmung zu bewahren.

Was nun die Mittel betrifft, welche dem Capitän die Verwirklichung des Projects gestattet haben und ihm dazu dienen, noch ferner seine außerordentlichen Bedürfnisse zu befriedigen, so sagt er zuerst nicht, woher er sie nimmt, im Verlaufe der Erzählung aber erklärt er, daß er sie aus dem Goldhaufen der famosen Gallionen Vigos nimmt, die im Jahre 1502 Gold aus Amerika nach Spanien trugen.

Alles wird durch Elektricität bewegt, die, wie der Capitän sagt, Wärme, Licht, Bewegung und Leben ist. Diese Elektricität wird mit Hülfe der Bunsen'schen Elemente durch ein Amalgam von Natrium und Quecksilber erzeugt; das Quecksilber nützt sich nicht ab und das Natrium ist unerschöpflich, weil das Meer soviel man will davon liefert. Auch an Steinkohle fehlt es nicht, man findet sie in unendlichen Mengen.

Vermittelst äußerst genauer Berechnungen, die Jules Verne wiedergiebt, hat der Capitän das Gleichgewicht seines Schiffes und das Volumen des Wassers, welches es deplacirt, mit einer mathematischen Genauigkeit berechnet; er kann also nach Belieben untertauchen und steigen, wozu er Pumpen von außerordentlicher Kraft anwendet, die in einem Augenblick Reservoire, je nachdem sie mit Wasser oder Luft gefüllt sind, füllen oder leeren, und dem Schiffe dadurch eine Bewegung nach oben oder nach unten mittheilen. Diese Pumpen sind es auch, welche die schon erwähnten furchtbaren Wasserstrahlen emporsenden. Ein System schiefer Ebenen bringt die anderen Bewegungen her-

vor. Die außerordentliche Kraft der Maschine aber erklärt Jules Verne nicht; er beschränkt sich darauf zu fragen, ob sie vielleicht „der außerordentlichen, durch Rollen eines neuen Systems erhaltenen Spannkraft" entlehnt sein könnten, oder „der Transmission, welche ein System von unbekannten Hebeln in's Unendliche verstärken könnte", und fährt fort ohne zu antworten.

Da dies angenommen ist, so geht alles Uebrige von selbst: Die Elektricität bringt Licht, Wärme und Bewegung hervor; sie hält eine Uhr in Gang, die besser ist als ein Chronometer, und die Fahrgeschwindigkeit des Schiffes, die leicht auf 50 Meilen pro Stunde gebracht werden kann, berechnet, sie liefert auch alles Nothwendige für Zimmer und Küche. Selbstverständlich wird die Luft immer durch Ventilatoren erneuert, die jeden Morgen an der Oberfläche des Meeres arbeiten.

Ein an dem Schiff befestigtes Canoe dient zur Promenade, und in diesem Falle bleibt es durch einen Telegraph mit dem Nautilus in Verbindung. Hier ist Jules Verne nun schon etwas veraltet, heute würde er sagen durch ein Telephon, auch manche andere Entdeckung hätte von ihm bereits ausgenutzt werden können.

Fenster aus Bergkrystall, das durchsichtiger ist als Glas und härter als Diamant, wodurch es den ungeheuren Druck des Wassers ertragen kann, lassen das Auge sich bis in die Tiefen des Meeres versenken, die durch mächtige Strahlen von elektrischem Licht erleuchtet werden.

Um die täglichen Bedürfnisse zu befriedigen, liefern die Walfische eine vortreffliche Milch, ohne von Muscheln, Fischen, Crustaceen u. s. w. zu sprechen. Schildkrötenfilets und Delphinleber ersetzen vollkommen das Fleisch des Schlachtviehes, aus Algen extrahirt man Liqueure, Parfüms, aus Muscheln Purpur und andere leuchtende Farben, mit geringen Kosten werden ausgezeichnete Confitüren aus Meeranemonen hergestellt und endlich liefern gewisse Algenarten selbst vorzügliche Cigarren. Die Stoffe werden aus dem Byssus der Muscheln gewebt, aus den Walfischbärten werden Federn gezogen und Tinte wird aus der Flüssigkeit bereitet, welche die Tintenschnecke oder Sepia absondert.

So mitten unter Büchern und naturwissenschaftlichen Sammlungen findet der Professor endlich Geschmack an der Reise, Conseil classificirt die Gegenstände, wie er es im Museum gethan hat, nur Ned Land sehnt sich nach dem Lande und träumt immer von einer Entweichung entweder durch List oder durch Gewalt.

Capitän Nemo führt den Nautilus durch alle Meere der Welt. Das giebt Jules Verne Gelegenheit, die unterseeischen Wunder in einer Reihe malerischer, lebhafter Bilder, durch heitere geistreiche Unterhaltungen unterbrochen, zu zeigen und den Leser mitten unter die Thiere und Pflanzen, welche den Meeresgrund bewohnen, zu führen. Diese Gemälde sind sehr zahlreich, aber da sie sehr verschieden sind und dramatische oder komische Episoden sie unterbrechen, so lassen sie die Langeweile nicht aufkommen.

So führt uns der Autor das Meer zwischen den Azoren, Canarischen Inseln und dem Capverde vor und seine Blutfarbe, dann den Golfstrom und die Meeresströmungen, Neu-Guinea und seine Klippen, den Pol und seinen sechs Monate dauernden Tag, die submarinen vulcanischen Ausbrüche, Korallen, Sternkoralle, Perlen, die Wälder des Meeres, seine Flora und seine Fauna.

Manchmal läßt der Capitän Nemo seine Reisenden auf wüsten Inseln Polynesiens landen, um dort Paradiesvögel, Papageien und das wilde Schwein zu jagen, und Kokusnüsse und die Frucht des Brotbaumes zu pflücken.

Zuweilen lädt er selbst sie ein, ihn auf Jagdpartien in den unterseeischen Wäldern in Schwimmwämmsern und mit einer Provision von durch mehrere Atmosphären comprimirter Luft und mit Apparaten, die ihnen das elektrische Licht liefern, zu begleiten, man jagt mit Windbüchsen, die tödtliche elektrische Kapseln auswerfen. Die Elektricität schützt den Nautilus auch vor Ueberraschungen während seines Aufenthaltes in der Nähe des Landes, sobald der Angreifende das Schiff berührt, wird er sofort von einer elektrischen Ladung zerschmettert.

Es sind glänzende Beschreibungen in dem Buche. Mit wirklicher poetischer Glut erzählt Jules Verne von den Wundern des Meeres, dem wahren Reservoir des Lebens. Es ist herzbewegend, wie er den Capitän Nemo einen der Seinigen in einem Walde von Polypengehäusen, dem Friedhof des Nautilus, begraben läßt, wo sich bereits mehrere Bodenerhöhungen befinden, die langsam von den Absonderungen der Sternkoralle bedeckt werden und das Grab der Schiffsmannschaft unverletzlich machen.

Unter den dramatischen Ereignissen, die besonders ergreifend erzählt werden, wollen wir den Kampf mit Haifischen, Walfischen und Pottfischen und besonders mit der Riesen-Tintenschnecke hervorheben, und in anderer Weise, die Fahrt unter den Eisbänken, bei ihrer Rückkehr vom Pol, als sie ihren Luftvorrath nicht erneuern können und die Mannschaft fast erstickt.

Trotz den vielen Geheimnissen und manchen Eigenthümlichkeiten hat man bisher nichts an dem Capitän auszusetzen gehabt, bis er eines Tages, als er von einem ihm die Durchfahrt versperrenden Schiffe angegriffen wird, sich mit dem Ausdruck wüthenden Hasses, in einem Wuthanfall entschließt, das Schiff, dessen Nation ihm so viel Leid zugefügt hat, in den Grund zu bohren.

Eine schreckliche Scene folgt und die drei Reisenden wollen den Versuch machen, mit Hülfe des Canoes zu entfliehen. Im Augenblick aber, wo sie dasselbe losmachen und sich vom Nautilus trennen, tritt dieser in den Malstrom, den entsetzlichen Abgrund der skandinavischen Meere, ein.

Vor ihren Augen verschwindet er in den Wellen, sie selbst aber werden an die skandinavische Küste geworfen, wo Fischer sie aufnehmen und von wo aus sie nach Frankreich zurückkehren. Von dem geheimnißvollen Capitän, den sie mit dem Nautilus im Malstrom begraben glauben, haben sie nichts mehr erfahren.

War dies für Jules Verne die endliche Lösung? oder wollte er seinen Helden, wie gewisse Romanschriftsteller unserer Tage, zu neuen Abenteuern auf einem anderen Schauplatze zu neuem Leben erwecken?

Zuerst hat man in den folgenden Werken des Autors vom Capitän Nemo gar nicht sprechen hören, obgleich seine schützende Thätigkeit sich unter einer geheimnißvollen, wunderbaren Form so sehr fühlbar macht, daß sie die Neugier auf's Lebhafteste erweckt.

So in der Ile mystérieuse (Geheimnißvollen Insel), einer Insel Lincoln, die von amerikanischen Proscribirten, welche dort in einem Ballon scheitern, in den Meeren Polynesiens entdeckt worden ist. Wie Robinson Crusoe und der Robinson Suisse gelingt es ihnen, sich nach und nach alle zum Leben nothwendigen Gegenstände zu verschaffen, sie jagen, fischen, bauen sich eine luftige Wohnung, züchten Thiere, säen Getreide, bauen erst eine Pirogue, dann ein wirkliches Boot, werfen eine Zugbrücke über einen Fluß, richten einen Fahrstuhl ein, eine Mühle, einen Telegraphen, machen sich Stoffe aus gefilzter Wolle u. s. w.

Alles das wird in malerischer, lebhafter Weise erzählt und durch heitere amüsante Gespräche unterbrochen, die um so abwechselnder sind, als die zufällig auf der Insel versammelten Sprechenden sehr verschiedenen Gesellschaftsklassen angehören. Es sind hier ein Ingenieur, ein Seemann, ein Journalist, ein Student und ein Neger, zu denen man noch einen Hund und einen Affen rechnen muß, weil sie eine sehr interessante Rolle in der Geschichte spielen.

Alle diese Eroberungen werden aber nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren gemacht. Die Ansiedler müssen gegen die Elemente, gegen Thiere, Krankheiten und später gegen die in Piraten verwandelten Verbrecher kämpfen.

Jedesmal, wenn die Hindernisse unübersteiglich scheinen oder die Gefahr zu groß, tritt irgend ein geheimnißvoller, unerwarteter Zufall ein, der die Sache in's Gleis bringt. Eine Kiste mit Waffen und allerlei Werkzeugen wird an das Ufer geworfen, ein Canoe löst sich ganz allein ab, um sich an der Stelle zu befinden, wo es nothwendig ist, eine brennende Schiffslaterne erscheint plötzlich auf einer Anhöhe, um den Verirrten als Führer zu dienen, gerade als einer der Ansiedler aus Mangel an der nothwendigen Medicin an einem gefährlichen Fieber sterben wird, langt plötzlich, man weiß nicht woher, ein Vorrath von schwefelsaurem Chinin an, kostbare Mittheilungen und Rathschläge werden aus Flaschen herausgezogen, die sie am Ufer finden, wohin sie wunderbarerweise immer zur rechten Zeit gelangen, im Augenblick, als eine Piratenbrigg mit Kanonen auf die diesmal unwiderruflich verlorenen Ansiedler feuert, wird diese plötzlich wie durch eine Explosion emporgehoben und dann mit ihrer ganzen Mannschaft in das Meer gestürzt.

Die Colonisten können nicht mehr daran zweifeln, daß auf der Insel ein unbekannter Beschützer über ihnen wacht. Sie wünschen ihm ihre Dankbarkeit zu bezeigen und machen sich daran, ihn aufzusuchen; sie durchwandern

die Insel nach allen Richtungen, durchwühlen alle Winkel und verzichten schon darauf, das Geheimniß zu entdecken, ja, sind schon geneigt, es zu leugnen, als sie plötzlich eine Depesche erhalten, die sie an das äußerste Ende der Telegraphenleitung ruft. Dort finden sie die Anweisung vor, dem Draht zu folgen, und wirklich, eine ganz neu errichtete Linie führt sie über Berg und Thal, über steile, an das Meer grenzende Felsen, bis in das Meer selbst, aber der Draht zeigt ihnen bei der Ebbe eine Oeffnung, durch welche sie zu einer ungeheuren Höhle kommen, wie man sie ähnlich in verschiedenen Ländern findet.

Im Hintergrunde dieser Höhle steht der Nautilus in seinem ganzen ehemaligen Glanze, er wird aber nur noch von Capitän Nemo bewohnt, der seit drei Jahren den Colonisten als Vorsehung gedient und sie nie aus dem Auge verloren hat; er war es auch, der mit einem Torpedo die Piratenbrigg in die Luft gesprengt hat.

Vor seinem Tode möchte er noch seine Lebensgeschichte erzählen, und die Colonisten erfahren Folgendes:

Der Capitän Nemo war der indische Prinz Dakkan, ein Neffe Tippo-Sahibs. Sein Vater, der unermeßlich reich war, hatte ihn, als er zehn Jahre alt war, nach Europa geschickt, wo er in allen Zweigen der Wissenschaft, in Literatur und Kunst unterrichtet wurde und das er in allen seinen Theilen, mit Ausnahme von England, kennen lernte. Diesem letzteren hatte er einen unversöhnlichen Nationalhaß geschworen.

In seine Heimat zurückgekehrt, verheirathete er sich mit einer reizenden Indierin, die ihm zwei Kinder schenkte, er verließ sie, um sich an dem Aufstande von 1857 zu betheiligen, und erfuhr, daß seine Frau, seine Nichte, seine Kinder getödtet worden waren. Da Indien unterjocht war, Prinz Dakkan weder Vaterland noch Familie besaß, so sagte er, der sich in die Berge geflüchtet hatte, der Gesellschaft Lebewohl und wurde der Capitän Nemo „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer" (Vingt mille lieues sous les mers).

Nach der Abreise der drei Passagiere war er noch einige Zeit umhergeschifft; aber da seine Begleiter nach und nach gestorben waren, er selbst allein, schon bejahrt, müde und matt war, so hatte er sich in einen der unterirdischen Häfen auf der Insel Lincoln zurückgezogen und hatte die Anstrengungen der Colonisten mit Interesse verfolgt.

Er will mit dem Nautilus auf dem Meeresgrunde ruhen, den Colonisten übergiebt er eine mit Diamanten gefüllte Kassette und nimmt ihnen das Versprechen ab, nach seinem Tode die Hähne, welche die Reservoire mit Wasser füllen, zu öffnen. Dies geschieht auch schon am nächsten Tage, als der Capitän den letzten Seufzer ausgehaucht hat: man sieht den Nautilus langsam unter die Fluthen tauchen, die er mit Phosphorglanze erleuchtet, bis er in der Tiefe des Meeres verschwindet, wo er dem Capitän als Grab dient.

Vor seinem Tode hat dieser dem Anführer der Colonisten noch Mittheilungen gemacht, die darauf hindeuten, daß eine unterseeische Eruption stattfinden wird, und ihnen auch Anweisungen gegeben, wie sie die schädliche Wirkung vermeiden können. Es gelingt den Amerikanern sich zu retten, aber die furchtbar verwüstete Insel ist nur eine öde Klippe und diesmal müssen sie zu Grunde gehen, weil sie keine Hülfsquelle haben, als eine Benachrichtigung, welche der Capitän Nemo auf einer benachbarten Insel zurückgelassen hat, die Brigg des Lords Glenarvan, des Retters der Familie des Capitäns Grant (wir werden bald zu dieser Geschichte kommen) herbeiführt. Sie kehren alle nach den Vereinigten Staaten zurück und setzen dort die auf der „Geheimnißvollen Insel" begonnene Freundschaft fort.

VI.

Die Bücher, in denen der Einbildungskraft und Phantasie Jules Vernes freier Spielraum gelassen wird, sind immer auf wissenschaftliche Thatsachen gegründet und sind unserer Ansicht nach diejenigen, welche von dem durch Jules Verne mit so vielem Erfolg geschaffenen, neuen Genre eine genaue Vorstellung geben.

Die meisten seiner anderen Werke ähneln mehr oder weniger anderen vor und nach ihm abgefaßten Reisewerken, nur daß sie malerischer, belebter und schwungvoller geschrieben sind.

Nicht etwa, daß diese Arbeiten weniger Erfolg gehabt hätten, mehrere von ihnen sind sogar mehr gelesen worden als alle diese und haben zahlreichere Auflagen erlebt, gerade weil die wissenschaftlichen Wunder eine minder große Rolle darin spielen, und die jungen Leser den Wechselfällen der Reise besser folgen konnten, während sie früher immer eine Vorlesung über Physik, Geologie oder Kosmographie mit in den Kauf nehmen mußten.

Von der „Illustrirten Geographie Frankreichs", die Jules Verne in Verbindung mit M. Th. Lavallée veröffentlicht hat, wollen wir nicht sprechen, es ist ein Schulbuch. Wir wollen uns auch nicht bei „La Découverte de la terre" aufhalten, die nur eine dramatisirte Erzählung der maritimen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts ist, ebensowenig bei den „Grands navigateurs" des 18. Jahrhunderts, den „Voyageurs du 19ième siècle". Trotz der interessanten Erzählung sind diese Bücher doch nur eine Darlegung und Populariſirung der schon bekannten Thatsachen; wenn sie dennoch beliebt sind, so verdanken sie dies nur ihren Vorgängern, und haben nur eine vierte oder fünfte Auflage erlebt, während viele andere die dreißigste überschritten und „Le tour du monde en 80 jours" bereits die sechzigste erlebt hat.

Um so viel wie möglich dem Geschmack seiner Leser nachzukommen, hat er die Werke reiner Phantasie wechselnd gehalten, d. h. unmögliche Reisen mit der Erzählung von möglichen unterbrochen. So ist auch die Veröffentlichung der früher analysirten, typischen Werke durch andere unterbrochen worden, nämlich:

Capitän Hatteras, Die Kinder des Capitäns Grant, Das Land der Pelze und Abenteuer dreier Russen und dreier Engländer.

„Les enfants du capitaine Grant" haben außerordentlich dazu beigetragen, den Namen Jules Verne zu verbreiten. Zu der Zeit gab es in Frankreich nicht eine Familie, in der man nicht den Namen dieses Capitäns aussprechen hörte, ein Name, der damals so populär war, wie es selbst die bekanntesten Helden Alexander Dumas, z. B. d'Artagnan und Monte-Christo, nicht gewesen sind.

Der Capitän Grant aus Glasgow, der nach Australien gegangen ist, um sich dort ein neues schottisches Vaterland zu gründen, ist plötzlich spurlos verschwunden.

Man weiß nicht, was aus ihm geworden ist, als man plötzlich im Bauche eines in den Meeren Schottlands gefangenen Haifisches eine Flasche findet, die ein Document enthält, von dem nur noch einige Bruchstücke übrig sind, auf denen man die Worte liest: „Grant 137 —"

Die geographische Länge ist nicht bekannt, wohl aber die Breite und so wird es sich darum handeln, dem Grad bis zum Ende zu folgen. Einige auf den Fragmenten noch leserliche Buchstaben geben noch andere Fingerzeige, so glaubte man den Namen Patagonien zu lesen, und erst nachdem man das ganze Land nach allen Richtungen durchforscht, sah man, daß man sich getäuscht hatte.

Da man es von der Admiralität nicht hatte erreichen können, ein Schiff zur Aufsuchung des Capitän Grant, der nicht im Dienste der englischen Regierung gestanden, auszurüsten, so unternahm es ein Schotte, Lord Glenarvan, eine Expedition zu leiten, und er reiste mit den Kindern desselben zur Aufsuchung ihres Vaters ab.

Die Reise wird durch die komische Lage eines französischen Gelehrten sehr erheitert, der bei der Abfahrt in Eile herbeigestürzt kam, und zu spät bemerkte, daß er sich im Postdampfer geirrt hatte; Lord Glenarvan bietet ihm mehr als einmal an, ihn auszuschiffen, jedesmal aber findet er, daß das Land schon zu sehr erforscht sei, und nach wiederholten Weigerungen kommt er endlich dahin, die Expedition bis zum Ende mitzumachen.

Bevor die Reisenden den Capitän wiederfinden, durchforschen sie Polynesien, durchziehen sie Australien unter den größten Schwierigkeiten und ernsthaften Gefahren, werden von einem Matrosen verrathen, der sie irre leitet und den sie auf einer wüsten Insel verlassen. Dieser reuige Verräther spielt in der Ile mystérieuse, deren glückliche Lösung wir bereits angegeben haben, eine große Rolle. Diese Lösung dient übrigens zwei Werken zu gleicher Zeit.

Jules Verne hat außerdem Sorge getragen, nicht nur das Genre seiner Erzählungen, sondern auch ihren Schauplatz zu variiren.

Mit dem „Capitän Hatteras" reist man in die Polarländer, mit „Den Kindern des Capitän Grant" nach Australien, dann kehrt man im „Land

der Pelze" nach dem Norden zurück, während man sich mit „den drei Russen und drei Engländern" nach dem Süden Afrikas begiebt.

Wie wir schon oben gesagt haben, ist das, was Jules Verne vor anderen Schriftstellern, den Verfassern von Reiseerzählungen, auszeichnet, sein dramatisches Talent, seine Kunst der Inscenirung, die Schöpfung von Personen, welche seine Erzählung beleben, in Bewegung setzen und sie mit ihren Gesprächen erheitern.

Uebrigens sind die Typen dieser Personen nicht sehr verschieden, denn sie reduciren sich auf zwei oder drei, die unter verschiedenen Namen und Gestalten immer ziemlich dieselbe Rolle spielen.

Jules Verne zeichnet sich auch dadurch aus, daß er es versteht, die Neugierde seiner Leser durch undurchdringliche Geheimnisse, oder besondere Umstände, oder unvorhergesehene Ereignisse zu reizen. So bleibt zum Beispiel der Capitän Hatteras während eines Theiles der Reise unsichtbar und übersendet seinem Vertreter seine Befehle durch einen Hund, der ihm versiegelte Billets überbringt. Erst in dem Augenblick, in dem sein Vertreter in einer zu großen Gefahr den Kopf verliert, erscheint plötzlich der Capitän aus einer bisher verschlossenen Kajüte und übernimmt den Oberbefehl.

Schon oben haben wir gesagt, daß Lord Cardigen das Document, welches ihn auf Capitän Grants Spur bringt, im Bauche eines Walfisches findet.

Im „Lande der Pelze" erbaut ein Offizier im Dienste der Hudsonsbai-Gesellschaft am äußersten Ende der Besitzungen der letzteren ein Fort. Ein Gelehrter, der dorthin gekommen ist, um eine totale Sonnenfinsterniß zu beobachten, findet sie nicht total. Aber das Observatorium kann sich doch nicht in seinen Berechnungen getäuscht haben, folglich kann das Fort nicht unter dem angegebenen Breitengrade liegen. Und doch hatte der Offizier sehr genau die Lage berechnet.

Was ist denn vorgegangen? Der nur durch Eis gebildete Boden hat sich nach und nach vom Continente losgelöst und ist dadurch beträchtlich von der ursprünglichen Lage abgewichen. — Hier beginnt nun eine Reihe von Versuchen, um aus der Gefahr, der man entgegengeht, herauszukommen. Bis zuletzt stehen eine englische Reisende, eine Frau, der es nie an guten Einfällen und gutem Rath fehlt, ihre ihr absolut ergebene schottische Dienerin und eine junge, durch einen Bären auf wunderbarer Art gerettete Eskimo-Frau dem Offizier bei.

Nach tausend Fährlichkeiten gewahrt man das Land und schon winkt das Heil, als man bemerkt, daß das Inselchen nur noch eine Eisscholle ist, daß es zusehends schmilzt und sich an seiner Oberfläche verringert, es muß im nächsten Augenblick mit den Reisenden, welche es trägt, im Meere verschwinden.

Plötzlich deutet der Gelehrte, der seit der Sonnenfinsterniß schweigend und theilnahmslos geblieben ist, ein Mittel zur Rettung an. Er läßt die

Ränder der Eisscholle durch die Pumpen stark mit Wasser begießen, diese gefrieren von neuem und die Reisenden haben Zeit, das Land zu erreichen.

In der Erzählung „Die Abenteuer dreier Russen und dreier Engländer" im südlichen Afrika, hat der Autor die Scene in das Jahr 1854 während des Krimkrieges verlegt. Engländer und Russen sind damit beschäftigt, einen Erdmeridian zu messen, Freundschaften und Antipathien haben sich zwischen ihnen gebildet. Da erfahren sie plötzlich, daß der Krieg zwischen England und Rußland erklärt worden ist, jetzt giebt es weder Antipathien, noch Freundschaft, es sind Feinde, die sich trennen, indem sie sich die Hand geben, und die ihr Werk in verschiedenen Regionen fortsetzen.

Aber in einem Augenblick, wo die Russen von Wilden angegriffen werden und in Gefahr sind, gesellen sich die Engländer zu ihnen, um den gemeinschaftlichen Feind zurückzustoßen, dann, als der Kampf vorüber ist, drückt man sich wieder die Hände und wird wieder Feind.

Ein zerstreuter Rechner giebt auch zu verschiedenen amüsanten Scenen Veranlassung. Eines Tages haben sie ihn verloren, nach längerem Suchen finden sie ihn am Ufer eines Sees sitzend, von Krokodilen bewacht, die ihn sich zur Beute ausersehen haben. Er ist ganz in seine Berechnungen vertieft, die ihm einen unendlichen kleinen Fehler in einer Logarithmentafel enthüllen.

Ein anderes Mal findet man ihn ganz athemlos, verwirrt, die Stimme versagt ihm, durch einige abgerissene Worte giebt er zu verstehen, daß ihm sein Register verschwunden ist, das Register, in dem alle Resultate ihrer täglichen Operationen enthalten sind, und ohne welches man die Arbeit von neuem anfangen müßte. Affen haben den Raub begangen und das Register auf einen Baum getragen und nun muß man den Eifer des Professors sehen mit dem er ihnen nachjagt, und den Muth, mit dem er Mann gegen Mann kämpft, um sein kostbares Document wieder zu erobern.

Die „Ville flottante" (schwimmende Stadt) ist nur die Erzählung von einer Ueberfahrt des Great Eastern, die durch die Monomanie eines Reisenden, der durchaus einen Schiffbruch mitmachen will, erheitert, und durch eine romantische Episode dramatisch gemacht wird, die ziemlich gewöhnlich wäre, wenn nicht Jules Verne eine Lösung durch ein sehr originelles Duell gefunden hätte. Die beiden Duellanten kämpfen auf dem Schiffe während eines Gewittersturmes; der eine hält an und läßt plötzlich seinen Degen fallen, der andere will ihn eben mit dem seinigen durchbohren, als er wie vom Blitz getroffen niederstürzt; die Spitze des Degens hat das elektrische Fluidum angezogen und geleitet und ihn sofort getödtet.

Les Forceurs de blocus ist auch eine romantische Periode aus dem amerikanischen Kriege, la jangada, ist die Erzählung einer abenteuerlichen, dramatischen Reise an den Ufern des Amazonenstroms, der „Capitaine de quinze ans" (der 15jährige Capitän) ist die Geschichte eines jungen Mannes, der von der ganzen Bemannung eines Walfischbootes allein übrig geblieben ist und dem es gelingt, dasselbe infolge seiner Entschlossenheit, seiner

Initiative und ſeines Muthes nach Hauſe zurückzuführen. Der „Chancellor“ iſt das Journal eines Reiſenden an Bord eines Schiffes, das mit einer Ladung Baumwolle und pikrinſaurem Kali von Charlestown nach Liverpool fährt. Unterwegs fängt die Baumwolle Feuer und glimmt langſam fort; trotz aller Anſtrengungen aber gelingt es ihnen nicht, den Brand zu löſchen oder auch nur zu begrenzen. Endlich ſcheitert das Schiff an einer Klippe, um den Flammen und der drohenden Exploſion zu entgehen. Ein Floß wird erbaut, bald aber fangen die Schiffbrüchigen an wie auf der Meduſa Hungers zu ſterben, bald ſehen ſie das ſchreckliche Ende vor ſich, als plötzlich einer von ihnen bemerkt, daß das Meerwaſſer an gewiſſen Stellen ſüß iſt. Nur ein großer Fluß kann ſo das Meerwaſſer zurückdrängen; in der That iſt es der Amazonenſtrom, an deſſen Mündung ſie denn auch bald landen.

Die „Tribulation d'un jeune Chinois en Chine“ iſt ein philoſophiſcher Roman, deſſen Schauplatz das himmliſche Reich iſt. Hier hat nun Jules Verne wieder Gelegenheit, China, ſeine Bewohner, ſeine Sitten u. ſ. w. zu beſchreiben. Es handelt ſich darin um einen jungen Chineſen, der mit allen Gaben ausgeſtattet, mit Vermögen und allem möglichen Glück begabt, vom Spleen befallen iſt und ſich tödten will. Sein Lehrer, der Philoſoph, Wang, verſöhnt ihn mit dem Leben, indem er ihn allen möglichen Gefahren und Unglücksfällen ausſetzt.

Die doppelte, weniger neue als wahre Schlußfolgerung iſt die, daß das Unglück nothwendig iſt, um das Glück ſchätzen zu lernen, und das ganze Geheimniß Menſch zu ſein iſt, für Andere zu arbeiten.

Auch bei einigen andern, wenig hervorragenden oder geradezu langweiligen Werken wollen wir uns nicht aufhalten, wie die „Cinqcents millions de la Begune“, eine ſociale und politiſche Allegorie, in welcher der Autor melodramiſche Mittel verwendet, die ſonſt nur jenen populären Romanſchriftſtellern in Pfennig-Journalen eigen ſind, denen es mehr um Geld als um Ruhm zu thun iſt.

Einigen ſeiner Werke — und es kann ja nicht anders ſein — merkt man ſchon die Ermüdung an. Aus derſelben Mine kann man nicht zwanzig Jahre lang einige fünfzig Bände ziehen, ohne daß man ſich endlich erſchöpft, und ohne daß ſich in die letzten Werke Wiederholungen oder Erinnerungen an die früheren einſchlichen.

Aber die auf einen ſo langen Zeitraum ausgedehnten Publicationen, die überdies durch den Wechſel der Länder und Ereigniſſe unterbrochen werden, haben dieſen unvermeidlichen Fehler kaum bemerkbar werden laſſen und Jules Verne hat es immer verſtanden, ſich die Gunſt ſeines jungen, übrigens immer wieder erneuerten Publikums zu erhalten.

VII.

Wir haben bisher zwei Werke bei Seite gelaſſen, um uns mit ihnen in einem beſonderen Capitel zu beſchäftigen, zwei Werke, die einen doppelten

Erfolg gehabt haben, nämlich als Romane für die Lectüre und als Stücke auf der Bühne: „Le Tour du monde en 80 jours“ und „Michell Strogoff“. Während mehrerer Jahre haben diese unter der Mitwirkung Dennérys, eines der geschicktesten dramatischen Autoren, für's Theater bearbeiteten Stücke im Châtelet große Menschenmassen angezogen und nicht einen Tag lang hat der Erfolg abgenommen.

Das Sujet zur Reise um die Welt in 80 Tagen ist sehr einfach: im Verlaufe einer in einem Club in London stattfindenden Unterhaltung wetten zwei Engländer um eine Million, daß es möglich sei, in 80 Tagen die Reise um die Welt zu machen. Einer von ihnen, Phileas Phogg, wettet, daß er, wenn er von London abreist, durch Europa, Afrika und Asien geht, über Amerika vor Ablauf des 80. Tages zurückkommen werde.

Er wird von einem französischen Diener Passepartout begleitet, welcher die heitere Person und der Spaßmacher des Stückes ist; sehr häufig ist er es, der durch eine wunderbare, unerwartete Initiative Hindernisse, welche den Erfolg der Wette in Frage stellen könnten, zu beseitigen oder abzuwenden versteht.

Eine andere komische Person ist ein englischer Detective, der, durch eine falsche Spur irregeführt, auf das Schiff stürzt und Mr. Phogg, den er für den Urheber eines sehr beträchtlichen, kürzlich verübten Diebstahls hält, verfolgt. Durch das Versprechen einer bedeutenden Prämie angeeifert, will er ihm so lange in einiger Entfernung folgen, bis es ihm gelingt, ihn im Namen des Gesetzes zu verhaften.

Der zwischen Passepartout und dem Detective ausgebrochene Kampf wird von malerischen und häufig höchst komischen Ereignissen unterbrochen.

Die Hindernisse häufen sich auf dem Wege der Reisenden, manchmal verlieren sie Zeit, dann muß man sie mit verdoppelter Schnelligkeit wieder einholen, sie unterdrücken Entfernungen und erfinden unbekannte Transportmittel. Die Hindernisse sind verschiedener Art, manchmal sind Unglücksfälle die Ursache der Verzögerung, ein anderes Mal sind es Angriffe mit bewaffneter Hand, z. B. der Sioux im Felsengebirge, manchmal werden sie durch Gefühle der Menschlichkeit der Reisenden veranlaßt, so verlieren sie in Indien einen Tag, weil sie nicht zugeben wollen, daß man eine Wittwe auf dem Scheiterhaufen ihres Mannes verbrennt.

Trotzdem der Verlust an Zeit wieder eingebracht worden ist, so ist doch der festgesetzte Termin um einen Tag überschritten worden, und die Wette würde verloren gewesen sein, wenn nicht Jules Verne die geniale Idee gehabt hätte, den Unterschied der Stunden mit den Längengraden dazwischen treten zu lassen.

Die Reisenden gingen nach Osten, d. h. der Sonne entgegen; in dem Maße, in dem sie vorwärts eilten, blieb die Stunde des Landes nach der von London zurück, auf der Mitte der Reise waren die neun Tagesstunden

der Nacht schon voraus, als es in London Mitternacht war, war es auf den malayischen Inseln Mittag.

Als die Reise um den Globus beendet war, betrug der Unterschied 24 Stunden, d. h. einen ganzen Tag, der für die Wette festgesetzte Termin ist also pro facto um ebenso viel verlängert, und Phileas Phogg kommt in der letzten Minute, in dem Augenblick im Club an, wo seine Niederlage bestätigt werden soll. Jetzt hört er seinen Triumph erschallen und empfängt den Einsatz der Wette.

Michael Strogoff war von Anfang an bestimmt, einem anständigen Volksdrama zum Rahmen zu dienen, welches das Publikum ebenso wohl durch die überraschenden Abenteuer des Helden, als durch die malerische Ausstattung interessiren sollte. Die Handlung trägt sich in verschiedenen wenig bekannten Ländern zu, von denen jedes ein Tableau liefern konnte, in dem man seine malerischen Seiten, den allgemeinen Anblick, die ethnischen Typen, Costüme u. s. w. finden konnte.

Das Hauptthema, welches dann durch tausend dramatische Ereignisse complicirt wird, ist an sich sehr einfach. Michael Strogoff, ein Courier des Czaren, wird von dem Kaiser beauftragt, dem in Irkutsk und Sibirien commandirenden Großfürsten eine wichtige Depesche zu überbringen. Die Tartaren sind in die russischen Provinzen eingefallen, und die kaiserliche Botschaft kann einen großen Einfluß auf die Resultate der Campagne haben.

Strogoff spart keine Anstrengung, keine Opfer, um zur rechten Zeit zu kommen.

Aber ein Russe, ein Verräther, Namens Ogareff, hat sich an die Tartaren verkauft, deren Führer und Hauptanführer er geworden ist. Er schlägt die Truppen seines eigenen Landes, macht eine große Zahl von Gefangenen, unter denen sich auch Michael Strogoff befindet, der zuerst unbekannt bleibt, dann sich aber selbst verräth, indem er sich auf Ogareff in dem Augenblicke wirft, wo seine Mutter, die sich weigert, ihn zu erkennen, den ersten Knutenhieb empfangen soll.

Ogareff ergreift den Courier, bemächtigt sich des Briefes des Zaren und läßt Michael Strogoff mit einem glühenden Eisen, mit dem man ihm vor den Augen vorbeifährt, blenden. Dann wendet er sich nach Irkutsk, wo er zum Besten der Tartaren den kaiserlichen Courier, dessen Namen er angenommen, spielen will.

Des Gesichts beraubt, findet dieser eine junge Russin, Namens Nadia, die ihren nach Sibirien verbannten Vater aufsuchen will, und er hofft, Ogareff noch zu überholen. Beide erleben eine Reihe von Abenteuern, entgehen unzähligen Gefahren, doch gelingt es Ogareff, vor ihnen zum Großfürsten zu gelangen und sich ihm als Michael Strogoff vorzustellen.

Als dieser mit Nadia nach Irkutsk kommt, ist der Verräther gerade im Begriff, den Tartaren die Stadt zu überliefern, und um die Sache zu erleichtern, hat er einen Theil der Stadt angezündet. Sofort werfen sie sich

auf den gefrorenen Fluß und unter den lodernden Flammen gelangen sie in den Palast.

Dort, im heißen Kampfe mit Ogareff, der ihn immer für blind hält, zeigt Strogoff plötzlich, daß er sehend ist, denn er trifft ihn in's Herz. Er erklärt Nadia, daß der Anblick der schlechten Behandlung, die man seiner Mutter zu Theil werden ließ, ihm die Augen so mit Thränen gefüllt hatte, daß, als das glühende Eisen seine Augäpfel berühren wollte, die Thränen sich in Dampf verwandelten und so seine Augen bewahrten. Trotzdem hatte er Alle an seine Blindheit glauben lassen, weil er daraus gegen die Feinde des Czaren hatte Vortheil ziehen können.

Michael Strogoff kommt zum Großfürsten, wird erkannt, erzählt den Verrath Ogareffs, ertheilt Fingerzeige, wie man die Tartaren abwenden könne; als dann die Russen gesiegt haben, heirathet er Nadia, deren Vater begnadigt wird, findet seine Mutter wieder und Alle kehren nach St. Petersburg zurück.

Die Erzählung wird durch das Dazwischentreten zweier Journalisten belebt, der Eine, ein Engländer, Harry Blunt, der Andere, ein Franzose, Alcide Jolivet, die sich zuerst aus Brotneid hassen, dann aber intime, unzertrennliche Freunde werden; die unzerstörbare Kaltblütigkeit des Ersteren, die sorglose, geistreiche Heiterkeit des Letzteren geben alle Augenblicke der Folge von dramatischen Ereignissen eine pikante Wendung.

Trotz dieser unglaublichen Productivität scheint Jules Verne sich doch noch nicht müde zu fühlen, denn er hat nie aufgehört zu schreiben. Unter seinen letzteren Werken sind es ganz besonders zwei, in denen die gute Laune und die phantastische Verve des Autors freien Spielraum gehabt haben.

Der „Etoile du Sud" (Südstern) ist die Geschichte eines wunderbaren durch einen jungen Ingenieur im Kaffernlande gefundenen Diamanten. Weil der erstere zu arm war, konnte er ein junges Mädchen, welches er liebte, nicht heirathen. Der Diamant wird auf nicht weniger als 50 Millionen geschätzt. Plötzlich verschwindet er bei einem Diner, der Verdacht fällt auf einen Kaffern, welchen der Ingenieur lange unter besonderen Fährlichkeiten sucht und verfolgt. Als er ihn endlich erreicht, findet er, daß dieser ihn nicht hat, sondern daß ein zahmer Strauß, den das junge Mädchen sehr lieb hat, ihn hinuntergeschluckt hat. Auf keinen Fall will sie ihn tödten lassen, selbst nicht um der 50 Millionen willen. Endlich willigt sie ein, daß man ihm einen Einschnitt in den Magen macht, und der Diamant wird nebst andern harten Gegenständen herausgezogen. Man feiert ein neues Fest; der Diamant wird auf einer Estrade ausgestellt, plötzlich aber birst er auseinander und verschwindet, Jules Verne erklärt, durch welches chemische Phänomen das geschehen ist, und der Ingenieur heirathet trotzdem das junge Mädchen.

Die „Ecole des Robinsons" ist eine ungemein heitere Skizze. Ein sehr reicher Amerikaner hat eine von der Regierung der Vereinigten Staaten ver-

auctionirte Insel gekauft. Sein Sohn soll ein reizendes junges Mädchen heirathen, er will aber nicht eher, als bis er eine Reise um die Welt gemacht hat.

Da der Vater seinen Widerstand nicht besiegen kann, so geht er scheinbar auf seine Ideen ein und schifft ihn auf einem Schiffe ein, das erst nach mehrjähriger Fahrt nach Hause zurückkehren soll. Aber der Capitän hat seine Instruction empfangen, er scheitert geschickt an der von dem Amerikaner gekauften Insel, und weiß es so einzurichten, daß nur der junge Mann und ein Tanzlehrer an's Land kommen, und sich für schiffbrüchig halten.

Alles ist so vorbereitet, daß sie nach und nach die Gegenstände, wie sie dieselben gebrauchen, um Robinson Crusoe nachzuahmen, finden; zur rechten Zeit erscheint auch sogar ein Neger, um die Rolle Freitags zu spielen. Wilde Thiere, Tiger, Löwen erscheinen plötzlich auf den Felsen, aber der Neger befreit sie aus der Entfernung durch ein paar schöne Flintenschüsse von ihnen — die Thiere waren ausgestopft.

Alles geht gut, bis ein überbotener Concurrent, der auch gern die in Frage stehende Insel erworben hätte, sich für seine Niederlage rächen will, indem er dieselbe unbewohnbar machen will. Zu diesem Zweck führt er diesmal wirklich lebendige wilde Thiere ein. Die Geschichte scheint sehr tragisch zu werden, als der Vater dazwischen tritt, die Tiger und Löwen tödten läßt und den Sohn, der auf lange Zeit von den Reisen um die Welt geheilt ist, nach Hause zurückführt.

Das letzte Werk Jules Vernes ist „Mathias Sandroff", ein Roman, der zuerst im Feuilleton des „Temps", wie früher die Reisen um die Welt, und dann in drei Bänden erschien.

Das ist der wirkliche Abenteuerroman, in dem sich die außergewöhnlichsten und dramatischsten Ereignisse häufen, und wo die Leser unter den erstaunlichsten Gefahren in die verschiedensten Länder geführt werden. Hier fehlt nichts, weder die ungarischen, verrathenen, zum Tode verurtheilten Patrioten, noch die Verräther (ein so kosmopolitisches Trio wie nur möglich, denn es wird von einem Ungarn, einem Spanier und einem Tripolitaner gebildet), welche sich verbinden, um die Lage einer jungen Waise auszubeuten, noch Todte, die wieder auferstehen, noch Staaten, die umgestaltet werden, Mädchen, welche ihre Väter und Namen wechseln, und Arme, die Millionäre werden.

Mathias Sandroff ist einer dieser ungarischen Patrioten, der alle seine Gefährten umkommen sieht und selbst fünfzehn Jahre für todt gilt. Seine Tochter, Sara Sandroff, wird von einem gewissen Silas Tholendal, dessen Namen sie trägt, aufgenommen, und einer der drei Verräther, der Tripolitaner Sarcany, will sie heirathen, um das Vermögen ihrer Familie zu reclamiren. Aber das junge Mädchen widersteht, weil es dem Andenken eines jungen Patrioten, Peter Báthany, der in Ragusa füsilirt worden war, treu bleiben will. Um ihre Einwilligung zu erzwingen, läßt Sarcany sie entführen und nach Tetuan in Marokko schaffen und von dort nach Tripolis.

Sandroff iſt inzwiſchen der Doctor Antopirtt geworden, hat im Syrtenmeer eine Colonie Antopirtta gegründet, hat eine Flotte von elektriſchen Schiffen erbaut, die ſich mit einer wunderbaren Schnelligkeit bewegt, hat allen Unterdrückten Aſyl gegeben und hat unermüdlich nur ein Ziel im Auge, die Strafe der Verräther.

Dieſe ſollen eben füſilirt werden, als ſie durch eine Exploſion in die Luft geſchleudert werden. Sara Tholendal iſt wieder Sara Sandroff geworden, heirathet Peter Báthany, der nicht wirklich todt war, und der Doctor Antopirtt ſetzt ſein philanthropiſches Werk fort.

Dieſes letzte Werk, in dem man an vielen Stellen die brillanten Eigenſchaften Jules Vernes wiederfindet, haben ſeinem Autorruhme nichts hinzugefügt.

VIII.

Jules Vernes Werke ſind in alle Sprachen überſetzt worden und haben überall denſelben Erfolg gehabt wie in Frankreich. Wie alle ſolche, die mehr durch Erfindung und Phantaſie wirken, als durch Originalität des Stils, haben ſie in der Ueberſetzung nichts verloren.

Ich will aber damit durchaus nicht ſagen, daß M. Jules Vernes Stil nicht ſeine unbeſtreitbaren guten Eigenſchaften habe, wie Klarheit, Verſtändlichkeit, Lebhaftigkeit und zuweilen ſogar Glanz und Pracht. Er läßt deutlich ſehen, was der Autor, ohne Anmaßung, Manier, noch Ueberladung erzählt; er iſt einfach, natürlich, zuweilen pikant und geiſtreich. Die Kritik fordert er nicht heraus; nur hat er in der Form nichts Eigenthümliches, man könnte ihm Alexander Dumas in ſeinen guten Tagen an die Seite ſtellen.

Ein anderer Grund, warum Verne den Fremden gefallen konnte, iſt der, daß keine ſeiner Erzählungen irgend welche nationale Eigenliebe verletzte, daß alle Völker durch ſympathiſche Perſönlichkeiten dargeſtellt wurden, und das allgemeine Gefühl, welches aus denſelben hervorleuchtet, iſt der Wunſch, die Völker durch die immer wachſende Entwickelung der Wiſſenſchaft einander zu nähern.

Ebenſo wie keine Nationalität ſich verletzt fühlen konnte, ſo war es auch mit der Religion; oft tritt der Gedanke an Gott dazwiſchen, aber ohne daß die Einzelheiten eines Cultus ſich beſonders aufdrängten. Ueberall wird das religiöſe Gefühl angeregt, allen Religionen die höchſte Achtung bezeigt; vergebens würde man in den fünfzig Bänden Vernes ein Wort, einen Scherz, eine Anſpielung finden, welche irgend einen Gläubigen verletzen könnten.

Freilich hat dieſe Unparteilichkeit, dieſe Art von Neutralität bei dem, was man das Gute und das Böſe, die Wahrheit und den Irrthum nennt, die ultra-katholiſche Preſſe im höchſten Grade erregt, aber dieſer Proteſt der ultramontanen Unduldſamkeit lohnt kaum der Beachtung.

Die Werke Jules Vernes haben noch eine andere unbestreitbare und für Familien unschätzbare gute Eigenschaft, sowohl im Auslande, wie in Frankreich; daß man sie nämlich ohne Ausnahme von der ersten bis zur letzten Seite von jungen Mädchen lesen lassen kann, ohne daß ihre Schamhaftigkeit auch nur im Geringsten verletzt würde.

Hetzel las Wort für Wort alles, was im Magasin d'éducation veröffentlicht wurde, und gestattete nicht einmal einen zweifelhaften Ausdruck.

Das ist seit Jahren in der französischen Literatur etwas sehr Seltenes geworden; kaum wird es wohl einen Roman geben, den man einem jungen Mädchen in die Hände geben könnte. Selbst die ernsthafte Revue des deux mondes kann nicht mehr im Salon, wo sich die Familie versammelt, aufliegen, diese kann die darin veröffentlichten Romane nicht mehr ohne vorhergehende Sichtung gemeinsam lesen.

Die meisten heutigen Schriftsteller denken von dieser Keuschheit der Feder, die sie gern Heuchelei oder Ohnmacht nennen, sehr gering. Aber man ist nicht böse, unter dieser „gewürzten und zerrissenen" Literatur, welche sich überall in den Schaufenstern der Buchhändler breit macht, einen Autor zu finden, dessen Name schon allein eine Garantie für die Anständigkeit ist, und dessen Bücher man ohne die Befürchtung, auch nur ein unpassendes Wort darin zu finden, kaufen kann.

Wie viele unserer heutigen Schriftsteller verdanken nicht den Erfolg ihrer Werke dem ungesunden Reiz skandalöser Enthüllungen oder ausschweifender Gemälde, welche den Instincten der menschlichen Natur am meisten schmeicheln. Anderen ist es gelungen, indem sie an die politischen Leidenschaften, an den socialen Haß appellirten und zum Klassenkriege antrieben.

Jules Verne hat immer nur die ehrlichsten, natürlichsten und großmüthigsten Gefühle in Thätigkeit versetzt, Ergebenheit, Gehorsam gegen die Pflicht, Muth, Menschlichkeit, Vaterlandsliebe, Liebe zur Wissenschaft bilden die Grundlage aller seiner Erzählungen. Die Leser leben darin, wie in einer moralisch gesunden Atmosphäre, an die sie sich allmählich gewöhnen, und außerhalb welcher sie nicht mehr leben können. Ist das nicht besser als diese den Cloaken und schlechten Oertern entlehnte Luft, mit denen viele moderne Romane vergiftet sind?

Das Leben Jules Vernes ist ehrenhaft und rein gewesen wie seine Schöpfungen, und seine Berühmtheit hat ihm keine Veranlassung zu Uebersponnenheiten oder Excessen gegeben. Arbeit, Familie, Freundschaft, einige Reisen haben es ganz erfüllt. Er lebt jetzt vollständig zurückgezogen in Amiens, wo er dem zu Anfang dieser Studie erwähnten Mordversuch ausgesetzt war.

Das durch seine Feder ehrlich erworbene Vermögen hat ihn in den Stand gesetzt, sich eine elegante Yacht bauen zu lassen, auf der er, sobald er es wünscht, wie einer seiner Helden frei und unabhängig ganz nach seiner Phantasie reisen kann.

In reizender Weiſe hat ſein Bruder eine unter ſolchen Bedingungen an der Küſte Norwegens ſtattgefundene Reiſe erzählt.

Uebrigens hat Jules Verne nie den Verſuch gemacht, die Welt mit ſeiner Perſon zu beſchäftigen, noch von ſich ſprechen zu machen, nie hat er es verſucht, indem er den populären Leidenſchaften ſchmeichelte, eine politiſche Stellung zu erringen, die ſeinen Ehrgeiz hätte befriedigen können.

Wie die Bücher, ſo der Menſch; ſie gebieten Achtung und flößen Sympathie ein, mit ihnen lebt man gern wie mit Freunden, die man immer mit Vergnügen wiederſieht, beſonders wenn man das Verlangen ſpürt, einen Augenblick die Langeweile und die traurige Wirklichkeit des Lebens zu verlaſſen.

Gewiß kann Jules Verne — und er ſelbſt würde am meiſten über dieſe Zumuthung erſtaunt ſein — nicht zu den erſten unſerer modernen Romanſchriftſteller gezählt werden, er begnügt ſich mit einem beſcheidenen, ſehr ſchönen Platze. Als Souverän aber herrſcht er in einem Reiche, das er ſelbſt geſchaffen, und das kein anderer wagen dürfte ihm ſtreitig zu machen. Er hat lebhaften Enthuſiasmus erregt, hat glühende Bewunderer gefunden, die Académie Française und der Staat ſelbſt haben ihm die ſchmeichelhafteſte Auszeichnung zu Theil werden laſſen, ein würdig erworbenes Vermögen hat ihm die Behaglichkeit und Unabhängigkeit ſeines Lebens geſichert. Iſt das nicht ein wohlgelungener Lebenslauf, der Vielen als Beiſpiel dienen und Viele ermuthigen kann?

Das Fernsprechwesen.

Von

F. Hennicke.*)

— Berlin. —

Im Oktober 1877 gelangte von Amerika die erste Kunde von der Erfindung eines Fernsprech-Instrumentes nach Europa, welches mit dem Telegraphen in Wettbewerb eingetreten sei und demselben bereits einen Theil des gewonnenen Bodens abgerungen habe; aber noch klang durch die europäischen Berichte über diesen neuesten Fortschritt auf dem Gebiete des Fernverkehrs ein leiser Zweifel an der Erfüllung der wachgerufenen Erwartungen, sowie eine Warnung vor übertriebenen Hoffnungen hindurch. Diesmal jedoch behielten die Nachrichten aus dem Dorado der Erfindungen Recht: das Problem der „Sprech-Telegraphie", lange schon in den Köpfen zahlreicher Erfinder theoretisch fix und fertig, war gelöst und thatsächlich in die Praxis übersetzt worden.

Als der glückliche Erfinder wurde der amerikanische Taubstummenlehrer Graham Bell, Professor an der Bostoner Universität, genannt.

Es ist hier nicht der Ort, die Ansprüche des Herrn Bell und seines fast gleichzeitig mit ihm als Erfinder auftretenden Landsmannes Elisha Gray in Chicago auf ihre Berechtigung zu prüfen; nur so viel mag erwähnt werden, daß, als das „Telephon" genannte Instrument in Deutschland bekannt wurde, man sich erinnerte, daß der Versuch, Töne durch elektrische Stromimpulse nach einem entfernten Orte fortzupflanzen, bereits im Jahre 1861 von einem Deutschen, Philipp Reis, Lehrer am Garnier'schen Knabeninstitute in Friedrichsdorf bei Homburg v. d. H., mit Erfolg gemacht und in einem am 26. October desselben Jahres im physikalischen Verein zu Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrage der Oeffentlichkeit mitgetheilt worden war. Aber, wie schon so oft, war

*) Schluß der im vorigen Hefte unter dem gemeinsamen Titel: „Die Telegraphie in Berlin" begonnenen Artikelreihe.

auch in diesem Falle ein Samenkorn deutscher Culturarbeit auf den unfruchtbaren Boden einer gelehrten Gesellschaft gefallen: in der Fremde, namentlich von amerikanischen Physikern aufgenommen und sorgsam weiter entwickelt, wurde 16 Jahre später die ursprünglich deutsche Erfindung von amerikanischem Boden nach Deutschland zurückverpflanzt.

Die Einrichtung des in seiner ersten Form ungemein anspruchslos auftretenden Instrumentes darf als bekannt vorausgesetzt werden. Eine dünne Eisenplatte, gegen welche gesprochen wird, geräth durch die Schallwellen in Schwingungen und beeinflußt einen Magneten in der Weise, daß das magnetische Fluidum bei der Annäherung der Eisenplatte mehr gegen das in ihrer Nähe befindliche Pol-Ende gezogen wird, bei der Entfernung gegen den Mittelpunkt des Magneten dagegen wieder zurückströmt. Dieses Hin- und Herströmen des magnetischen Fluidums erregt in den den Magneten umgebenden Drahtumwindungen, deren Enden mit der Leitung in Verbindung stehen, elektrische Ströme, welche sich durch die Leitung zum fernen Telephon fortpflanzen und dort genau dieselben Aenderungen hervorrufen, die im Magneten des ersten Telephons durch die Schwingungen der Eisenplatte entstanden waren. Diese feinen Bewegungen reichen hin, die Tonfülle sowie die Klangfarbe des gesprochenen Wortes wiederzugeben.

Wie bei der Telegraphie, so werden auch bei der Telephonie große Wirkungen durch die einfachsten Mittel hervorgebracht. Dort liefern einige dünne Platten von Kupfer und Zink, die in einer Säure stehen, genügende Kraft, unsere Gedanken in fast unmeßbarer Zeit Tausende von Meilen weit fortzutragen, hier erzeugt eine dünne Scheibe aus Eisenblech, die durch Schallwellen in Schwingungen versetzt wird, elektrische Ströme, durch welche unsere Stimme deutlich erkennbar entfernten Freunden hörbar wird; fürwahr, daß solche wunderbare Erfolge mit so einfachen Mitteln erreicht werden, das ist einer der größten Triumphe moderner Wissenschaft!

Gleich nachdem durch amerikanische Fachzeitschriften über die neue Erfindung Näheres bekannt geworden war, richtete die deutsche oberste Telegraphenbehörde an den Ingenieur der Western Union Telegraph Company, Herrn George B. Prescott in New-York, das Ersuchen um Ueberlassung einiger Nachbildungen des beim Patentamte in Washington hinterlegten Telephons. Noch ehe eine Antwort hierauf erfolgen konnte, überreichte der Vorsteher des Londoner Central-Telegraphen-Amtes, Herr Fischer, der zufällig nach Berlin gekommen war, dem General-Postmeister Herrn Dr. Stephan zwei Bell'sche Telephone als Geschenk. Die mit denselben angestellten Versuche ergaben die Verwendungsfähigkeit der Instrumente bis auf 61 Kilometer. Die an den Apparaten später angebrachten Verbesserungen haben die Grenzen ihrer Verwendung erheblich erweitert; innerhalb der zunächst ermittelten Grenzen aber den neuen Apparat dem öffentlichen und privaten Verkehre binnen kürzester Frist im vollsten Umfange dienstbar gemacht zu haben: dieses Verdienst fügt sich als ein neues Blatt dem Ehrenkranze ein, den die Anerkennung der Mit-

welt um den Namen des genialen Leiters der deutschen Post- und Telegraphen-Verwaltung, des General-Postmeisters Dr. von Stephan, geschlungen hat. Am 9. November 1877 erstattete er dem Reichskanzler Fürsten Bismarck über das Telephon, das später im amtlichen Stil „Fernsprecher" genannt wurde, einen Bericht, der nach Darstellung der angestellten Versuche folgendermaßen schließt: „Weiter ist es die Absicht, Telephone auf allen denjenigen Postorten aufzustellen, an welchen noch keine Telegraphen-Anstalten sich befinden, um von dort die aufgegebenen Depeschen an die nächste Telegraphenstation hinüberrufen zu lassen, während bisher stets ein Bote geschickt werden mußte. Wenn diese Maßregel, welche schon in den nächsten Tagen um Berlin und Potsdam in's Werk gesetzt werden soll, gelingt, dann würden wir, da die Kosten sehr gering sind, die Zahl der Reichs-Telegraphen-Aemter ganz erheblich vermehren können."

Nachdem der Fürst mit dem aufgestellten Plane sich einverstanden erklärt hatte, erfolgte schon am 12. November die Eröffnung des ersten Fernsprech-Amtes für den öffentlichen Verkehr in Friedrichsberg bei Berlin. Hiermit war der Fernsprecher als Telegraphen-Apparat offiziell anerkannt: der Erlaß einer „Dienstanweisung für den Betrieb von Telegraphenlinien mit Fernsprechern" folgte (am 28. November) auf dem Fuße, und bis Ende dieses denkwürdigen Monats wurde die Einrichtung von weiteren 18 Fernsprech-Aemtern angeordnet. Inzwischen war der Apparat am 25. November auch dem Kaiser vorgeführt worden und hatte das lebhafteste Interesse nicht allein des hohen Herrn, sondern auch der ganzen kaiserlichen Familie erregt.

Von da ab wendete sich die allgemeine Theilnahme dem neuen Apparate in einem Maße zu, wie dies in der Geschichte der Telegraphie ohne Beispiel ist. Gelehrte und Ungelehrte, Beamte und Private, kurz alle Welt bemächtigte sich der neuen Erfindung, zunächst natürlich um sie zu verbessern, und bald brachte jeder Tag der Telegraphen-Behörde Vorschläge zu Verbesserungen, die oft von einem beneidenswerthen Mangel an Verständniß zeugten, während die Väter der neuen, recht oft nacherfundenen Ideen in herrlichen Träumen von Ruhm und klingendem Lohn schwelgten. Die Erfindungswuth hat wahre Ungethüme von Apparaten erzeugt, die freilich zumeist bald in den wohlverdienten Ruhestand der Rumpelkammer eingetreten sind; die Geschichte des Verkehrswesens ist über sie zur Tagesordnung übergegangen: möge der Staub ihnen leicht sein!

Lobenswerther waren jedenfalls die Bemühungen, die ihren Ausdruck in dem Bestreben fanden, das Fremdwort „Telephon", ehe man sich an maßgebender Stelle für „Fernsprecher" entschieden hatte, durch einen deutschen Ausdruck zu ersetzen. Was kam da nicht Alles zum Vorschein! Sirene, Klangstab, Tonleiter, Tonträger, Tonformer, Drahttöner, Beller (nach dem Erfinder Bell, oder hat der Verdeutscher gewußt, daß „bellen" im Alt-Friesischen soviel wie „ausrufen" bedeutete?) mögen als Musterproben aus der Legion von Vorschlägen genügen; „Snütken und Oehrken" nannte ein plattdeutscher

Landsmann recht ſinnig das neue Inſtrument: die mehr draſtiſche als elegante Bezeichnung „Quaſſelſtrippe“ lebt als Ergebniß der ſpecifiſch Berliner Verdeutſchungs-Verſuche im Munde des Volkes fort.

Die Zahl der ſeit November 1877 neu eingerichteten Telegraphen-Anſtalten mit Fernſprechbetrieb beläuft ſich zur Zeit auf über 3000, und Deutſchland kann ſich rühmen, mit dieſem Vorgehen den Vortritt vor allen anderen Nationen genommen zu haben.

* * *

Weſentlich länger dauerte es, ehe der Fernſprecher ſowohl in Deutſchland als überhaupt in Europa, in den Dienſt des großſtädtiſchen Verkehrs geſtellt wurde. Nach dieſer Richtung erfaßte der praktiſche Sinn der Amerikaner ſofort die hervorragende Bedeutung des neuen Apparates, deſſen Bedienung weder Vorkenntniſſe noch Vorbereitung erforderte, für das Geſchäfts- wie für das öffentliche und Privat-Leben, und ſchon im Jahre 1878 bildeten ſich, zuerſt in New-York, dann in den meiſten bedeutenderen Städten der Vereinigten Staaten Privat-Geſellſchaften, die durch Herſtellung von Verbindungen zwiſchen Privathäuſern, induſtriellen Anlagen u. ſ. w. den Fernſprecher dem öffentlichen Verkehr dienſtbar machten. Zu Anfang des Jahres 1880 waren nach amerikaniſchen Zeitungsnachrichten bereits über 30 Städte im Beſitze von Telephone Exchanges; um nur einige Beiſpiele anzuführen, ſollte die Zahl der durch Fernſprech-Leitungen mit einander verbundenen Häuſer in Cincinnati 800, in Chicago 1200, in San Francisco 2000 und in New-York ſogar 4000 betragen.

Wunderbarer Weiſe blieben die maßgebenden Kreiſe Berlins, von vereinzelten Ausnahmen abgeſehen, dem neuen Verkehrsmittel gegenüber lange Zeit kühl bis an's Herz hinan. Sei es, daß ſie den von deutſchen Zeitungen wiedergegebenen Berichten transatlantiſcher Blätter nicht vollen Glauben ſchenkten, dieſelben vielmehr für üppige Schößlinge jener amerikaniſchen Pflanze, „Humbug“ genannt, hielten, ſei es, daß ſie von der Einrichtung für Berliner Verhältniſſe keinen dem Koſtenpunkte entſprechenden Nutzen erwarteten, kurz, bis faſt in die Mitte des Jahres 1880 hinein hatte die Berliner Handelswelt in ihrer Allgemeinheit noch keine Schritte gethan, um ſich ein Verkehrsmittel zu ſichern, das bereits in vielen größeren Städten des europäiſchen Auslandes ſich eingebürgert hatte und vermöge der Vortheile und Annehmlichkeiten, die es bot, ſich immer weiter ausbreitete. Zwar hatten ſich einige Privatunternehmer gefunden, die, ähnlich wie dies in Amerika, England Frankreich und Belgien geſchehen war, ſich erboten, Fernſprech-Anlagen in größeren Städten Deutſchlands herzuſtellen und auf eigene Rechnung zu betreiben, aber hiergegen erhob die Reichs-Telegraphen-Verwaltung, geſtützt auf Art. 48 der Reichs-Verfaſſung: „Das Poſtweſen und das Telegraphenweſen werden für das geſammte Gebiet des Deutſchen Reiches als einheitliche Staatsverkehrs-Anſtalten eingerichtet und verwaltet“, mit der Bemerkung Ein-

ſpruch, daß ſie (die Verwaltung), „ſoweit und wo immer ein wirkliches Bedürfniß zur Herſtellung von Fernſprech-Anlagen hervorgetreten ſei, die Sorge für die Befriedigung dieſes Bedürfniſſes ſelbſt übernommen habe und dies auch ferner zu thun gedenke.“ Zunächſt ſchien aber Berlin einer Fernſprech-Einrichtung immer noch nicht zu bedürfen, und beinahe hätte das gewerbfleißige Mülhauſen i. Elſ. der Reichshauptſtadt den Rang abgelaufen, als das Reichs-Poſtamt dadurch die Initiative ergriff, daß es am 14. Juni 1880 durch eine Bekanntmachung Diejenigen, welche einer für Berlin geplanten Fernſprech-Anlage als Theilnehmer beitreten wollten, einlud, ſich zu melden. Die jährliche Gebühr für jede Sprechſtelle bei einer Leitungslänge bis zu 2 Kilometer war auf 200 Mark (ſpäter 150 Mark) feſtgeſetzt, für jeden weiteren Kilometer oder einen Theil deſſelben 50 Mark mehr; als Gegenleiſtung verſprach das Reichs-Poſtamt: durch die Fernſprechleitung die Verbindung zwiſchen der Behauſung des Theilnehmers und der Reichs-Telegraphen-Anſtalt herzuſtellen und es dem Theilnehmer durch Aufſtellung der nöthigen Apparate zu ermöglichen, ſich jederzeit (im Sommer von 7, im Winter von 8 Uhr früh bis 9 Uhr Abend) direct mit jedem anderen Inhaber einer Sprechſtelle zu unterhalten. In der Jahresgebühr waren auch die etwa nöthig werdenden Koſten für Inſtandhaltung der Einrichtung einbegriffen.

Die Anmeldungen gingen nur ſpärlich ein — der gewiſſenhafte Erzähler ſcheut ſich faſt mitzutheilen, daß innerhalb 6 Monaten nach jener Bekanntmachung in der Reichshauptſtadt ſich nicht mehr als 94 Theilnehmer gefunden hatten — aber die oberſte Telegraphenbehörde, in der Annahme, daß bei der großen Bevölkerungsziffer und dem regen induſtriellen und kommerziellen Verkehr Berlins eine allgemeinere Betheiligung eintreten müſſe, ſobald erſt die Vortheile und Annehmlichkeiten der neuen Verkehrseinrichtung in weiteren Kreiſen Beachtung gefunden haben würden, ſchritt dazu, die Ausführung der Fernſprech-Anlage für Berlin in's Werk zu ſetzen.

Jeder Theilnehmer erhielt zwei Fernſprecher, einen zum Hören, den anderen zum Sprechen. Der letztere iſt in einem kleinen Kaſten derart untergebracht, daß die Schallöffnung des Apparates in einem Ausſchnitte in der Vorderwand des Kaſtens erſcheint; ebendaſelbſt befindet ſich ein Ebonitknopf, der dazu dient, den Signalapparat der Telegraphenſtation und weiterhin denjenigen des jeweiligen Korreſpondenten in Bewegung zu ſetzen; ein eigener Weckapparat befindet ſich an dem Kaſten. Der zum Hören beſtimmte Fernſprecher muß bei ruhender Korreſpondenz auf einem aus der Vorderwand des Kaſtens hervorſtehenden, das Ende eines zweiarmigen Hebels bildenden Haken hängen, denn das Gewicht des Fernſprechers dient dazu, das im Innern des Kaſtens befindliche Hebel-Ende gegen eine über demſelben befindliche Contactſchraube zu drücken, welche in leitender Verbindung mit dem Weckapparat ſteht. Nur unter dieſer Bedingung kann der letztere in Bewegung geſetzt und damit der Wunſch nach einer Unterhaltung zu erkennen gegeben werden. Wird der Fernſprecher dann aus dem Haken herausgenommen, ſo zieht eine Spiral-

feder den hinteren Hebelarm gegen eine unterhalb angebrachte Kontaktschraube und stellt damit die Sprechleitung her: die Unterhaltung kann beginnen. Eine kleine in einem Schränkchen aufgestellte, aus Leclanché-Elementen bestehende elektrische Batterie für die Weckerleitung vervollständigt die in der Behausung eines jeden Theilnehmers nöthige Einrichtung.

Für die Vermittelung des Verkehrs auf den Fernsprechleitungen sollten zunächst zwei Centralstellen (Fernsprech-Vermittelungsämter) in der Französischen Straße 33c und in der Mauerstraße 74a dienen, in welche die oberirdisch über die Dächer der Häuser hinweg gespannten Drahtleitungen eingeführt wurden. Jede dieser Centralstellen wurde, neben den erforderlichen Fernsprechsystemen, mit einer Vorrichtung ausgerüstet, die für jeden Theilnehmer einen besonderen Signalapparat enthielt.

Der Betrieb gestaltet sich nun folgendermaßen. Jeder Inhaber einer Fernsprechstelle ist mit einer Liste versehen, in der sämmtliche übrige Theilnehmer alphabetisch mit ihren Namen und daneben mit den ihnen zugetheilten Nummern aufgeführt sind. Wünscht ein Theilnehmer mit einem anderen zu sprechen, so drückt er auf den Knopf seines Apparatsystems und sendet dadurch aus der bei ihm aufgestellten Batterie einen elektrischen Strom zur Centralstelle. Dieser bewirkt, daß dort eine Messingplatte, unter welcher die Nummer des Rufenden steht, zum Abfallen gebracht wird; der diensthuende Beamte verbindet sofort seinen Fernsprecher mit der betreffenden Leitung und meldet sich mit den Worten: „Hier Amt.“ Hierauf äußert der Rufende seinen Wunsch, indem er die Nummer und den Namen desjenigen nennt, mit dem er sprechen will. Der Beamte antwortet, sofern die Leitung nach dorthin frei ist: „Bitte, rufen!“ und stellt mittels einer biegsamen Leitungsschnur, an deren beiden Enden sich Metallstöpsel befinden, die gewünschte Verbindung her. Der Theilnehmer, der die Korrespondenz einleiten will, drückt wiederum den Knopf und setzt in Folge dessen den Weckapparat seines Korrespondenten in Bewegung. Letzterer nimmt seinen Fernsprecher vom Haken und meldet sich, und zwar mit dem im Verzeichniß eingetragenen Namen, denn der Anrufende, dem nach einem Gespräch mit dem Bankgeschäft Tausendmark & Co. verlangt, kann, wenn er auf seinen Ruf die Antwort: „Hier Neumann“ erhält, unmöglich wissen, daß Herr Neumann ein Angestellter jenes Bankgeschäftes und zur Bedienung des Fernsprechers erlesen ist. Dem genannten Herrn ist also zu rathen, gleich: „Hier, Tausendmark & Co.“ zu antworten. Ebenso empfehlen wir Herrn Neumann, während der Unterhaltung den zum Hören bestimmten Fernsprecher am Ohre zu behalten, weil er dann, während er selbst spricht, sofort wahrnimmt, wenn sein Gegenüber ihn unterbricht. Eben so wichtig ist es, daß er nach Beendigung des Gesprächs den Hör-Apparat wieder in den Haken einhängt, weil er sonst, wie oben gezeigt ist, sich von der Korrespondenz selbst ausschließt, aber auch sein Gegenüber, das die Unterhaltung eingeleitet hat, vergesse nach Beendigung derselben nicht, in kurzen Zwischenräumen dreimal, je etwa zwei bis drei Sekunden lang den

Knopf zu drücken, zum Zeichen, daß die Vermittelungs-Anſtalt die Verbindung wieder aufheben kann. Die Vernachläſſigung dieſer ſcheinbaren Kleinigkeiten rächt ſich bitter an dem Schuldigen. Der Fernſprechverkehr iſt für ihn nur eine Quelle reichlichen Aergers und geringen Nutzens,

„Du aber angeſchloſſ'ner Mann,
Biſt allermeiſt ſelbſt Schuld daran!"

wie der Volksdichter Queva ſingt.

Schon bei der erſten Anlage war den oft vorkommenden Fällen, in denen Theilnehmer, die nicht an ein und daſſelbe Vermittelungs-Amt angeſchloſſen waren, in Unterhaltung zu treten wünſchten, dadurch Rechnung getragen worden, daß beſondere Leitungen zwiſchen den Centralſtellen gezogen wurden, die ausſchließlich dem bezeichneten Zwecke dienten. Ein Beiſpiel wird dies anſchaulicher machen. Will die Sprechſtelle 449 in der Leipzigerſtraße 75 (zum Vermittelungs-Amt Mauerſtraße 74 gehörig) mit der Stelle Nr. 69 in der Franzöſiſchenſtr. 48 (Vermittelungs-Amt Franzöſiſcheſtr. 33 c) in Verkehr treten, ſo werden, nachdem der Theilnehmer in der Leipzigerſtraße ſeinem Vermittelungs-Amte die Nummer ſeines Korreſpondenten angegeben hat, ſeitens der Aemter ohne weiteren Zeitverluſt die nöthigen Verbindungen vermittelt, und die Unterhaltung erfolgt auf folgenden zu einer zuſammenhängenden Sprechleitung gewordenen Theilſtrecken: Stelle Leipzigerſtraße 75 — Amt in der Mauerſtraße 74 — Verbindungsleitung — Amt in der Franzöſiſchenſtraße 33 c. — Stelle Franzöſiſcheſtraße 48.

* * *

So war alſo am 12. Januar 1881 in Berlin die Stadt-Fernſprechanlage mit 94 Theilnehmern und 193 Fernſprechſtellen, die, auf zwei Vermittelungsämter vertheilt, durch 1320 Kilometer Drahtleitung unter einander verbunden waren, in die Erſcheinung getreten.

Zunächſt hatten ſich nur größere Geſchäfts- und Bankhäuſer betheiligt, während die kleineren Firmen ſowie Privatleute erſt die praktiſche Wirkung der neuen Verkehrs-Einrichtung abwarten zu wollen ſchienen. — Sie hatten nicht lange zu warten: in kaum ſechs Monaten war die überaus große Leiſtungsfähigkeit des Fernſprechers in ſeiner Rolle als Vermittler des Nachrichten-Austauſches nicht nur für Handel und Verkehr, ſondern auch für die Bedürfniſſe des Privatlebens ſo überzeugend dargethan, war die Erkenntniß der durch das unſcheinbare Inſtrument gebotenen Vortheile derart in alle Geſellſchaftskreiſe gedrungen, daß bis zum 1. Oktober bereits 500 neue Beitritts-Erklärungen abgegeben wurden. Unter den neuen Theilnehmern befanden ſich außer den oberſten Reichs- und Staatsbehörden: Handlungshäuſer, Fabriken und Waarengeſchäfte, Transport-Unternehmungen, Verſicherungs-Geſellſchaften, Zeitungs-Expeditionen, Künſtler-Ateliers, Buchdruckereien, Brauereien, Färbereien, Gaſthöfe, Konditoreien, Apotheker, Aerzte, Architekten, Rentner, Rechtsgelehrte, Patentanwälte u. ſ. w. u. ſ. w.

Bald ging das Reichs-Postamt einen Schritt weiter, indem es bei dem Telegraphen-Amte im Börsengebäude Fernsprechzellen einrichtete, von denen aus die Börsenbesucher während der Börsenzeit sich mit ihren Comtoirs oder Wohnungen in Verbindung setzen konnten. Ebenso wurden bei einigen Verkehrs-Anstalten in der Stadt „öffentliche Fernsprechstellen" der Benutzung übergeben, durch welche Jedermann gegen Entrichtung einer Gebühr von 50 Pf. in den Stand gesetzt wurde, sich mit jedem Theilnehmer fünf Minuten lang zu unterhalten.

Mit dem nächsten Jahre (1882) nahm die Betheiligung an der Fernsprech-Einrichtung in Berlin eine ganz ungeahnte Ausdehnung an, und es war für die Behörde keine leichte Aufgabe, allen an sie herantretenden Wünschen gerecht zu werden. Die Stützpunkte auf den Dachfirsten wurden verdoppelt, verdreifacht, die aufgebrachten Leitungen zählten bald nach hunderten, das Liniennetz verdichtete sich immer mehr und zog in der Nähe der (jetzt auf sieben vermehrten) Vermittelungs-Aemter seine Maschen schließlich so dicht zusammen, daß des Himmels Blau nur noch in schmalen Streifen durch das dicke Spinnengewebe hindurchblickte; da mußte auch Derjenige, der sich der neuen Einrichtung gegenüber lange spröde verhalten hatte, die Ueberzeugung gewinnen, daß mit ihr ein vollberechtigter Faktor in den großstädtischen Verkehr eingeführt worden war.

Die Berliner Anlage erstreckt sich auf die Orte der Umgegend: Charlottenburg, Westend, Rixdorf, Weißensee, Pankow, Friedrichsfelde, Rummelsburg, Ludwigsfelde, Friedenau und Grünau; sie ist ferner mit den ähnlichen Anlagen in Potsdam, Steglitz, Groß-Lichterfelde und Cöpenick unmittelbar verbunden; endlich ist eine Fernsprechverbindung zwischen den Börsen in Berlin und Magdeburg (178 Kilometer) hergestellt worden. Die Zahl der Theilnehmer in und um Berlin beläuft sich auf 6000, mehr als tausend harren noch des Anschlusses, die Länge der Drahtleitung beträgt 10000 Kilometer, 30 Börsenzellen dienen dem Börsen-Verkehre, 11 öffentliche Fernsprechstellen in Berlin und je eine in Potsdam, Charlottenburg, Pankow und Rixdorf stehen Jedermann zur Verfügung.

Für den Betrieb dieser umfangreichen Anlage, der bis Ende 1885 vom Haupt-Telegraphen-Amte mit besorgt worden war, ist vom 1. Januar 1886 ab eine besondere Verkehrs-Anstalt neu geschaffen worden, das Stadt-Fernsprechamt in der Heiligegeiststraße 30/31, das, von einem Director verwaltet, ein Personal von 53 Beamten und 175 Hilfsarbeitern beschäftigt, und zwar ganz und voll beschäftigt, denn auf den sieben Vermittelungsämtern Berlins werden täglich im Durchschnitt rund 80000 Verbindungen hergestellt, d. h. 5714 in der Stunde, 95 in der Minute. Auf jeden Theilnehmer kommen durchschnittlich täglich 15 Verbindungen, das macht für eine Verbindung noch nicht ganz 3 Pf.

Hiermit sind wir bei der Gebührenfrage angelangt, die seiner Zeit für Berufene und Unberufene, Kenner und Nichtkenner, in der Presse vielfach

das Thema von meist wenig wohlwollenden Besprechungen abgegeben hat. Das geringe Interesse, das anfänglich seitens des Publikums der Stadt-Fernsprech-Einrichtung entgegengebracht wurde und das in der ersten Zeit seinen Ausdruck in der geringen Theilnehmerzahl fand, diente als Folie für die Angriffe, die unmittelbar gegen die vom Reiche in Anspruch genommene Regalität des Fernsprechwesens, mittelbar gegen die Höhe der Gebühren gerichtet waren. Es fehlte nicht an Hinweisen auf ausländische Staaten, England, Frankreich u. a., in deren Hauptstädten Privat-Gesellschaften schon großartige Fernsprech-Anlagen hergestellt hätten, für deren Benutzung bedeutend mäßigere Gebühren als in Deutschland erhoben würden.

Was den Vorwurf eines zu hohen Tarifes betrifft, so ist darauf zu erwidern, daß die deutsche Verwaltung, unter Befolgung der maßgebenden wirthschaftlichen Interessen, die Gebühren derart bemessen hat, daß nicht nur die Selbstkosten der Einrichtung Deckung finden, sondern auch ein mäßiger Ueberschuß erzielt wird. Würde damit, fragen wir, eine Privat-Gesellschaft sich begnügen, die auf Gewerbeprofit angewiesen ist, deren Existenzbedingung fette Dividenden sind! Oder hat man je von einer Aktien-Gesellschaft gehört, die um der schönen Augen des Publikums willen unter den Selbstkosten gearbeitet hätte? Was den Hinweis auf das Ausland anlangt, so macht die nachstehend abgedruckte Uebersicht Jedermann den Vergleich und ein eigenes Urtheil möglich.

Für die Benutzung einer Fernsprechleitung bis zur Länge von zwei Kilometer wird erhoben:

	Mark.
in Deutschland	150
= Belgien	160—200
= Frankreich	
die Privatgesellschaften erheben	
in Paris	480
in der Provinz	120—160
der Staat erhebt	136—160*)
= Großbritannien**)	
die Privat-Gesellschaften erheben	
in London	220
in den übrigen Orten	200—400
der Staat erhebt	
in London (nur Privat-Gesellschaften)	
in den übrigen Orten	165
= Italien	100—140
= Niederland	136—204

*) Diese Gebühren erhöhen sich noch dadurch, daß die Theilnehmer die Herstellungskosten der Einrichtung tragen und die Apparate selbst beschaffen müssen.

**) Auch zu den hierunter angegebenen Sätzen tritt noch die Miethe für die nöthigen Apparate ꝛc.

	Mark.
in Oesterreich-Ungarn	180—300
= Rußland	560
= Schweden	128—216
= der Schweiz	120—200
= Spanien	200

Wenn wir hinzufügen, daß Deutschland, welches außer der Schweiz allein von Anfang an das Fernsprechwesen in staatliche Verwaltung genommen hat, nicht nur mit der Zahl der Städte mit Fernsprech-Einrichtungen (92) an der Spitze marschirt (Großbritannien erscheint daneben mit 89, Schweden mit 51, die Schweiz mit 30, Frankreich mit 20, Italien mit 18, Belgien mit 12, Oesterreich-Ungarn mit 10, Rußland mit 7), sondern daß es auch mit der Zahl seiner Fernsprechstellen (16500) alle anderen Länder Europa's übertrifft (Großbritannien hat deren 15500, Schweden 10000, die Schweiz 5000, Frankreich 10000, Italien 7000, Belgien 5000, Oesterreich-Ungarn 4500 und Rußland 3000), wenn wir ferner bemerken, daß von denjenigen Ländern, welche die Ausbeutung des Fernsprechers Aktien-Unternehmungen überlassen haben, die meisten bald der Privatwirthschaft überdrüssig geworden sind, und, namentlich in England, Frankreich, Italien und Rußland die Staatsverwaltungen sich entschlossen haben, theils selbst Fernsprech-Anlagen einzurichten, theils die Privat-Gesellschaften auszukaufen, und daß, wo das erstere geschehen ist (England, Frankreich), die Gebühren sofort weit niedriger gestellt worden sind, als die von den Aktien-Unternehmungen erhobenen, so dürfte die Behauptung, daß der Staatsbetrieb die Entwickelung des Fernsprechwesens hindere und die Benutzung der Einrichtung vertheure, auf ihren wahren Werth zurückgeführt sein.

* * *

Die Frage, ob die Berliner Anlage unterirdisch durch Kabelleitungen, oder oberirdisch unter Verwendung von blankem Draht herzustellen sei, war zu Gunsten der oberirdischen Führung vornehmlich durch die Erwägung entschieden worden, daß jene ungleich höhere Anlagekosten erfordere, und daß eine spätere, voraussichtlich doch unvermeidliche Erweiterung des ursprünglich angelegten Leitungsnetzes nicht nur technische Schwierigkeiten bieten, sondern auch, z. B. durch wiederholtes Aufreißen des Straßenpflasters, weitere bedeutende Unkosten verursachen würde. Als Stützpunkte für die Drahtleitungen wählte man eiserne Rohrständer mit Querträgern, an denen die Isolirköpfe befestigt wurden. Der Draht war 2,2 Millimeter starker verzinkter Stahldraht.

Auf Grund der ersten Anmeldungen, die sich über die ganze Stadt erstreckten, war der Bauplan in allen Einzelheiten festgestellt worden, und nun begannen die Telegraphen-Beamten, denen die Bau-Ausführung übertragen war — wie überhaupt die Telegraphen-Verwaltung alle ihre Bauten von

eigenen Beamten herstellen läßt — ihre Thätigkeit damit, die Einwilligungen derjenigen Eigenthümer einzuholen, deren Häuser oder Grundstücke für die Anbringung von Stützpunkten dienen sollten. Die Reichs-, Landes- und Stadt-Behörden hatten zu demselben Zwecke vorher schon mit der größten Bereitwilligkeit die öffentlichen Gebäude zur Verfügung gestellt.

Da es sich um eine Einrichtung handelte, die den Einwohnern in ähnlicher Weise zu Gute kommt, wie die Gas- und Wasser-Anlagen, insofern, als die Wohnungen solcher Häuser, über welche die Fernsprechlinien geführt sind, leicht an das Netz angeschlossen werden können, so war bei dem Gemeinsinne der Berliner Hauseigenthümer von vornherein anzunehmen, daß sie die Anbringung der Stützpunkte auf ihren Grundstücken bereitwillig gestatten würden, eine Erwartung, die auch im Allgemeinen nicht getäuscht worden ist. Im Besonderen freilich ab und zu. Wenn aber in einem Linienzuge 30 Stützpunkte vorgesehen sind, so kann das Widerstreben eines einzigen Hauspaschas sehr unangenehm werden, ja unter Umständen, wenn z. B. sein sechsstöckiges Heim sich weit über die bescheideneren Behausungen seiner Nachbarn erhebt und ein Ueberspannen unmöglich macht, zu einer kostspieligen, weitläufigen Aenderung des ganzen Planes nöthigen. In der ersten Zeit, als die Sache noch neu war, hatten die Leiter der Bau-Ausführung manchen harten Strauß zu bestehen, und es mußte mitunter eine demosthenische Beredtsamkeit aufgewendet werden, um einen widerwilligen Eigenthümer zum Nachgeben zu bewegen. Der Eine fürchtete für sein Dach, der Andere mußte erst seinen Rechtsbeistand zu Rathe ziehen, der Dritte weigerte sich, die Drähte über sein Haus hinwegspannen zu lassen, indem er, gleich dem Staate, der, an das Meer grenzend, sein Hoheitsrecht 2 Meilen in die See hinein in Anspruch nimmt, die Luftsäule über seinem Grund und Boden auf 2 Meilen als sein Eigenthum betrachtete. Auch Bedenken, die in das Gewand der Menschenfreundlichkeit gekleidet waren, wurden geltend gemacht. So, wenn ein in seinem Bezirke als einflußreich bekannter ehrenfester Bürger, der sich aus kleinen Verhältnissen zu Wohlstand und städtischen Ehrenämtern emporgearbeitet hatte, es ablehnte, der Sache förderlich zu sein, weil die Fernsprech-Einrichtung dazu angethan sei, den Dienstmännern und Anderen, die Botengänge verrichteten, ihren Verdienst zu verkümmern. — Noch naiver war jene steinalte Frau da draußen, wo die letzten Häuser sind, die lange nicht bewogen werden konnte, ihr Haus, das, einsam in Gemüsegärten stehend, als das Zwischenglied zwischen der eigentlichen Stadt und einem der Vororte zum Zweck der Anbringung eines Stützpunktes geradezu unentbehrlich war, dazu herzugeben, weil in der obersten Kammer, unmittelbar unter den projektirten Drähten, ihre Töchter (auch schon älteren Jahrgangs) wohnten, die dann gezwungen wären, Alles, was gesprochen würde, mit anzuhören, und, so schloß sie, „wer bürgt dafür, daß nicht auch mitunter unanständige Gespräche geführt werden!“ Der Beamte hatte unglücklicher Weise um Erlaubniß gebeten, den „Sprechdraht“ an dem Hause anbringen zu dürfen. Erst nach

langem Zögern und nachdem sie die bestimmte Erklärung erhalten hatte, daß der Sprechdraht das gesprochene Wort nur Demjenigen zutrage, für den es bestimmt sei, ließ sie von ihrem Widerstande ab.

Nachdem solchergestalt die Bahn für den ersten Linienzug überall freigemacht war, begann die eigentliche Arbeit im Spätherbst 1880 mit Befestigung der Stützpunkte auf den Dächern und Aufbringung der Drähte, und wenige Monate später wurde die Berliner Fernsprech-Einrichtung aus der Taufe gehoben: gerade kein sehr kräftiges Kind, aber entwickelungs- und widerstandsfähig gegen die ersten Kinderkrankheiten, die sich in Form mancher Widerwärtigkeiten komischer und ernster Art bald einstellten. Das findige Mädchen für Alles machte die willkommene Entdeckung, daß die verzinkten Drähte keinen Rost absetzten und sparte sich in dem wirthschaftlichen Drama „Große Wäsche" das Ziehen der Leinen: sie hing die nasse Wäsche einfach über die Leitungen und bewirkte dadurch die allerschönste Verwirrung, denn die durch die feuchten Wäschestücke in leitende Verbindung gesetzten Drähte übertrugen die elektrischen Strömungen auf einander, und aus der Unterhaltung, die auf diesen Leitungen geführt ward, wurde ein Tohuwabohu bester Art. Bittere Klagen über mangelhafte Verständigung erreichten die Vermittelungs-Aemter, eine Arbeiter-Colonne wurde mobil gemacht, suchte, fand und beseitigte das Hinderniß, und der Führer, ein bärtiger Leitungs-Revisor, hielt der Hausfee eine ernste Standrede, die indeß erst dann einen Eindruck auf Jene hervorbrachte, als der Mann des Gesetzes in Gegenwart der Herrschaft an der Hand der einschlägigen §§ des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich überzeugend dargethan hatte, daß für diese Art der Betheiligung an der Fernsprech-Einrichtung die Absitzung der Kosten nicht nur gestattet, sondern sogar obrigkeitlich verordnet sei. — Dann wieder wurde durch wissenschaftlichen Unverstand ein Sturm im Wasserglase erregt. In einer Fachzeitschrift für das Bauwesen erschien ein Artikel, in welchem ausgeführt war, daß die Drähte der Fernsprech-Anlage die atmosphärische Elektricität anzögen, und daß jedes mit einem Stützpunkte versehene Haus in Gefahr schwebe, vom Blitze getroffen zu werden, es sei denn, daß es durch einen Blitzableiter geschützt würde. Gezeichnet war der Artikel mit einem Namen, dessen Träger, vermöge seiner hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Physik in der gesammten wissenschaftlichen Welt, speciell in telegraphischen Kreisen wegen der von ihm aufgestellten und nach ihm benannten Gesetze über Stromverzweigungen, in hohem Ansehen steht. Die Tagespresse, selbst diejenige des Auslandes, bemächtigte sich des Artikels, schlachtete ihn aus und machte die Herzen der Unglücklichen, über deren Häuptern die Telephondrähte hinzogen, erzittern. Die Behörde, die mit Anträgen auf Entfernung der Leitungen überschüttet wurde, war der Sache schon näher getreten und konnte den Geängstigten bald mittheilen, daß der Verfasser des Artikels nicht der berühmte Professor K., sondern ein Berliner Blitzableiter-Fabrikant gleichen Namens sei, der für sein Geschäft nur die große Trommel gerührt hatte.

Risum teneatis amici! Die Gemüther beruhigten ſich, zumal bekannt wurde, daß jedes Haus, auf dem ein Stützpunkt angebracht wird, zugleich mit dieſem ein metallenes Erdſeil erhält, welches etwaige Blitzſchläge zur Erde abzuleiten beſtimmt iſt. Nachdem während einer Reihe von Jahren die ſtärkſten Gewitter über Berlin niedergegangen ſind, ohne Schaden zu thun, iſt Jeder, was den Kundigen längſt kein Geheimniß mehr war, davon überzeugt, daß die über den Häuſern hinziehenden Drähte gerade den beſten Schutz gegen Entladungen der atmoſphäriſchen Elektricität bilden. — Kurz, das Satyrſpiel hat der ernſten Arbeit nicht gefehlt, ſie aber nicht aufgehalten, denn ſchon jetzt, nach fünf Jahren ſeit der erſten Einrichtung der Fernſprech-Anlage, hängt über Berlin eine ſolche Maſſe Draht, daß eine weitere Vermehrung der oberirdiſchen Leitungen nicht gut angängig iſt, und daß, um alle Diejenigen, die ſich noch zur Theilnahme gemeldet haben und noch melden werden, zu befriedigen, auf eine andere Art des Anſchluſſes, entweder durch Erd- oder durch Luftkabel Bedacht zu nehmen ſein wird.

Noch ſind nicht vier Jahrzehnte verſtrichen, ſeit die elektriſche Telegraphie in Berlin ihre erſte Heimſtätte gefunden. Nur ſchwer gelingt es ihr, in den erſten zwei Jahrzehnten feſten Fuß zu faſſen. Sie iſt und bleibt ein Luxusgegenſtand, kein Bedürfniß. Welche Wandlung aber in der zweiten Hälfte jenes Zeitraumes! Aus den zwei Stadt-Telegraphen-Stationen werden Hunderte, doch auch ſie genügen bald nicht mehr, den in fieberiſcher Haſt pulſirenden Verkehr des aus einer Militär- und Beamtenſtadt zur Fabrik-, Induſtrie-, Reichshaupt- und Weltſtadt gewordenen Berlins zu bewältigen. Wiſſenſchaft und Technik wetteifern, Verkehrs-Einrichtungen zu ſchaffen, die des Mittelpunktes des Deutſchen Reiches würdig ſind, und in Kurzem öffnen Rohrpoſt- und Fernſprecher dem Nachrichten-Beförderungsdienſte neue Bahnen.

Was noch vor 20 Jahren undenkbar ſchien, heut iſt's Ereigniß: die Telegraphie, dieſes jüngſte Kind des raſtloſen Verkehrs, hat im Alltagsleben das volle Bürgerrecht erworben, ſie iſt eine unentbehrliche, ſtets bereite, zuverläſſige und verſchwiegene Helferin im Getriebe der Großſtadt geworden.

Schack von Staffeldt,

ein deutsch-dänischer Dichter.

Von

Georg Brandes.

— Kopenhagen. —

II.

Der entscheidende Grundzug in Schack Staffeldts Dichterpersönlichkeit ist der: er war ein Idealist.

Jene Auffassung vom Wesen der Dichtkunst, die sich selbst als Idealismus bezeichnet und noch heutzutage die Sympathien Vieler besitzt, obgleich sie nur noch kraft- und principienlos auftritt, beherrschte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die dänische Poesie. Gegenwärtig pflegt sie in der nordischen Literatur nicht mehr in Dichterwerken, sondern als richtende und verdammende Kritik an den Tag zu treten. Sie ereifert sich über Worte und Einzelheiten. Stattet ein Schriftsteller seinen Dialog mit einigen nöthigen oder unnöthigen groben Reden aus, berührt ein Dichter ein Laster oder eine Krankheit, die bisher als aus dem Gebiet der Kunst verbannt galten, so läßt der Idealismus von sich hören und ruft den Irrenden zu seinen Pflichten gegen das Schöne und das Ideal zurück.

Das Principielle dieses Standpunktes wird indessen nie mehr berührt. Man scheint die Grundanschauung, aus der diese Urtheile und Warnungen entspringen, vergessen zu haben, eine Ansicht, die noch vor einem Menschenalter Allen vertraut war und die dänische Literatur insofern beherrschte, als sie keinen bewußten Gegner fand. Wie uneinig Oehlenschläger und Baggesen, oder Oehlenschläger und Heiberg, oder Heiberg und Ingemann, oder Heiberg und Hauch auch sein mögen — in ihrer Grundanschauung als poetische Idealisten verstehen sie sich vollständig. Huldigt dieser oder jener Dichter (wie Blicher in seinen Novellen) anscheinend einer anderen Poetik, so geschieht das unbewußt; er hält sich für ganz eben solch einen Idealisten wie

seine Zeitgenossen und wird dennoch mit Gleichgültigkeit oder Schweigen von den Bannerträgern gestraft. Heiberg nennt ihn nie in seinen Werken.

Der poetische Idealismus geht von dem Grundgedanken aus, es sei nicht die Sache der Kunst, die Wirklichkeit nachzuahmen. Die sogenannte Naturnachahmung als poetisches Princip ist der Feind, den er bekämpft. Er macht die scheinbar gesunde und richtige Ansicht geltend, könne die Kunst nichts als die Wirklichkeit nachahmen, so sei sie überflüssig. Wozu bedürfen wir einer Wiederholung? Wir haben ja eine weit bessere, weit lebendigere Wirklichkeit außerhalb der Kunst. Nein, die Aufgabe der Poesie sei im Gegentheil, uns von der Wirklichkeit mit ihren alltäglichen Sorgen, ihrer Häßlichkeit und ihrem Schmutz hinweg in eine andere, höhere Welt zu tragen, wo wir das Alles vergessen.

Aber der Idealismus hat sich historisch eines doppelten Fehlers schuldig gemacht.

Erstens carikirte er seinen Gegner; er übersah, daß es unter den Anhängern des Naturstudiums nicht Wenige gab, die das Princip keineswegs so erfaßten, als handle es sich blos um einen zufälligen, rohen Abguß eines Stückes Wirklichkeit, sondern die der Individualität des Künstlers das weitestmögliche Recht einräumten, den Stoff mit seinem Geist und seiner Gemüthsstimmung zu durchdringen.

Zweitens überschätzte der Idealismus die dichterische Phantasie. Er sah in der Einbildungskraft, die nichts vermag, als die Erscheinungen der Wirklichkeit umzubilden und weiter zu entwickeln, eine göttliche, aus dem Nichts schaffende Kraft. Er bezweifelte nicht, daß man das Studium der Wirklichkeit ruhig überspringen könne, die innere Quelle der Phantasie sprudelte ja unaufhörlich.

Lange galt die ganze Gegenwart als mit zu jener Wirklichkeit gehörig, die zu niedrig war für die Kunst. Oehlenschläger schilderte theils Götter, die über des Menschenlebens niedere Bedingungen erhaben waren, theils Seekönige und Jarle, Helden und Liebhaber, die die Helden und Liebenden unter den Zeitgenossen in Schatten stellten. Nicht einer der Hauch'schen Romane schildert seine Zeit. Kein dänischer Dichter ließ sich herab sie zu studiren und keiner bemerkte, daß das, was wirklich menschlich an jenen Göttern, Helden und Vorzeitsmenschen war, ausschließlich den Beobachtungen entsprang, die der Autor gewöhnlich halb unfreiwillig an seinen Zeitgenossen gemacht hatte.

Stellte der Dramatiker eine niedere Wirklichkeit dar, so forderte der Idealismus, daß sie beständig von einer höheren, übernatürlichen durchkreuzt würde (Heiberg: „Die Elfen", „Siebenschläfertag"), und jene höhere Welt, die die Naturgesetze und die tägliche Ordnung aufhebt, ist noch in Hostrups, im Uebrigen so lebenswahren Lustspielen „Die Nachbarn" und „Meister und Lehrling" erhalten. Die Vaudevillen Heibergs erweckten einen Sturm von Entrüstung. Man bekämpfte diese übermüthigen Phantasiegeburten als in der Kunst unzulässige Wirklichkeitsbilder. Und einer gleichen Opposition von Seiten mehrerer damaliger rechtgläubiger Idealisten begegneten die Novellen der

Frau Gyllembourg. Freilich, es war Damenarbeit, hübsch und fein, in seiner Art ja auch idealistisch und es verurtheilte die Gegenwart — aber es schilderte sie und das war schlimm; an diesen vierzigjährigen edlen Herren in weißer Weste, an diesen ritterlichen, leidenschaftlichen Legationsattachés, an diesen jungen, feinfühlenden Frauen entdeckte man ein beginnendes Wirklichkeitsstudium, das den Vertretern des älteren Geschlechtes zuwider war und das erst später von so verschieden gearteten Schriftstellern wie Saint-Aubain, Karl Bagger, M. Goldschmidt, je nach ihrer Eigenthümlichkeit aufgenommen wurde.

Wenn irgend möglich lebte man von der historischen Legende, wie Ingemann in seinen Romanen oder von der Luft wie Paludan-Müller in seinem „Amor und Psyche" oder vom Duft des Troubadourstils und Heldenliedes, wie Herz in „König René's Tochter" und „Svend Dyrings Haus". Selbst wo die Wirklichkeit sich so unwiderstehlich hervordrängte, wie in Paludan-Müllers „Adam Homo", war es nur, um verurtheilt und wieder aus dem Gesicht verloren zu werden. Und trat einmal ein Legendendichter wie Ingemann, oder ein Märchendichter wie Andersen in ihren Romanen („Die Dörfler", „Die zwei Baroneſſen") mit den Zeitgenossen in Berührung, so sah Niemand darin ein Zeichen der Zeitströmung oder einen Bruch mit dem idealistischen Princip: denn an den allermeisten Dichtern traten die idealistischen Sympathien so stark mit realistischen Tendenzen vermischt hervor, daß es unmöglich war, das Princip in seiner Reinheit zu erfassen.

Schack Staffeldt ist der einzige unter den dänischen Dichtern dieses Jahrhunderts, an dem man den strengen Idealismus unverfälscht und ungeschwächt in seinem Wesen und seinen Consequenzen studiren, und in seinem Kampf mit einer kräftigen Individualität beobachten kann. Ihm war der Idealismus begeisterter Ernst.

Der Idealismus ist in dieser Gestalt eine deutsche Erscheinung. Nie hat er durch eine Reihe von Jahren eine andere Philosophie und Poesie als die deutsche beherrscht; er war in der dänischen Poesie unbekannt, so lange sie unter Holberg von deutschem Einfluß unberührt blieb, er blüht in dem Augenblick auf, da Klopstock durch Ewald auf sie einzuwirken beginnt, da Oehlenschläger von Schiller und Tieck, Hauch von Tieck und Schelling, Heiberg von Hegel beeinflußt wird, und er tritt am durchsichtigsten und reinsten in Schack Staffeldt hervor, der deutsch von Geburt und dessen Muttersprache die deutsche war.

Es giebt keinen tieferen germanischen Geist in der dänischen Literatur. Bei all seiner Vaterlandsliebe war er seiner ganzen Anlage nach ein Deutscher und das hieß damals soviel wie ein geborener Ultra-Idealist.

Man bemerkt es bereits in jener schon angeführten Broschüre gegen Pallini an der Aeußerung, die seine Auffassung vom Verhältniß des Romandichters zur Wirklichkeit darlegt. Nach seinem eigenen Geständniß glaubte er ursprünglich die Wirklichkeit in den Romanen und der Poesie seiner Zeit

zu finden. Auf einmal geht es ihm auf, wie ganz anders die Wirklichkeit beſchaffen iſt, als in jenen Romanen. Aber ſtatt ſich nun für die Nothwendigkeit und Berechtigung einer Poeſie zu entſcheiden, die die Jugend nicht irre führt, ſondern ihr ein wahres Bild des Lebens giebt, zieht er bei ſeiner idealiſtiſchen Beanlagung daraus nur den Schluß, daß die Wirklichkeit mit ihrer Brutaliattän ſerhalb des Rahmens der Poeſie liege und keinen Stoff für dieſelbe abgebe.

Darum fiel ſein Leben in zwei getrennte Hälften auseinander: eine Wirklichkeit ohne Poeſie und eine Poeſie ohne Wirklichkeit. Er ging, wie er an Baggeſen ſchrieb, darauf aus, ſeine idealiſtiſche Weltkugel ſo hoch um ihre Achſe zu rollen, daß ſie mit keinem irdiſchen Planeten zuſammenſtoßen könne; das heißt: er ließ alles Nichtpoetiſche, das ihn als Menſchen intereſſirte, zurück, ſobald er ſeinen poetiſchen Ballon beſtieg.

Er vermochte trotz ſeiner vielſeitigen Begabung weder ſeine realen Studien, noch ſeine vielen Kenntniſſe ſeiner Poeſie zu Gute kommen zu laſſen; er geſtattete ſeiner antikirchlichen Leidenſchaft nicht in ihr das Wort, er ſchloß ſeine politiſchen Ideen, ſeine Fortſchrittsbegeiſterung von ihr aus, wie er ſeinen Senſualismus von ihr auszuſchließen bemüht war.

Kein Wunder, daß das Verhältniß zu einer ſo eingeſchnürten, eng umgrenzten Poeſie einen ſo reich begabten, vielſeitigen Geiſt nicht zu befriedigen vermochte.

Er konnte und wollte ſich nicht damit begnügen, allein Dichter zu ſein. Er ſtrebte beſtändig in das, was er Proſa nannte, hinaus, ſuchte und erlangte verſchiedene Aemter und ſaß zuletzt bis an den Hals in „Proſa“. Proſa, das heißt Wirklichkeit, war der Stoff, deſſen er bedurfte, ſein tägliches Brot daraus zu kneten, das Material, das er begehrte, ſeinen Einfluß, ſein bürgerliches Anſehen daraus zu formen; an und für ſich aber, ohne Rückſicht auf die Sättigung, die es ſeinen Bedürfniſſen und ſeinem Ehrgeiz gewährte, hegte er einen wahren Abſcheu davor. Die Proſa war ihm das Grobe und Gemeine; ein Kennzeichen hoher Seelen war es, ſich darüber zu erheben; in der Poeſie hatte ſie ganz und gar nichts zu ſchaffen. Es iſt leicht zu verſtehen, daß Staffeldt mit dieſem Naturell jede noch ſo hyperidealiſtiſche Theorie der Poeſie mit Leidenſchaft einſaugen und bereit ſein mußte, derſelben in ſeinen Gedichten Ausdruck zu verleihen, ſelbſt wenn die Dichter, in denen er ſie zu finden glaubte, wie Schiller z. B., der Wirklichkeit in ihren Werken weit mehr Raum gaben, als man aus ihren Theorien ſchließen könnte. Er ging dabei von einer äſthetiſchen Vorſtellung aus, die man ohne Uebertreibung die unglückſeligſte nennen kann, auf die ein Dichter verfallen könnte: Beobachtung, Wiedergabe, Erfaſſung und Geſtaltung der Wirklichkeit ſeien etwas dem Weſen der Dichtkunſt Widerſtreitendes, ja ſeien ſelbſt als Grundlage einer Dichtung unannehmbar. Er hegte die Ueberzeugung und huldigte dem Satz: das Leben als ſolches ſei kein Gegenſtand für die Poeſie, der wahre Dichter nähre ſich nur von Träumen, ſtarre nur nach dem Unſicht-

baren, ringe nur nach dem Unerreichbaren, baue nur Luftschlösser und habe das Material, aus dem er sie errichte, gerade so gut zur Hand, ob er in einer Wüste zu Hause oder von dem vollen Menschenleben umgeben sei.

Wenn er trotzdem einer der ausgezeichnetsten Lyriker der nordischen Literaturen geworden ist, so geschah es trotz seiner verderblichen Poetik kraft seiner seltenen poetischen Begabung. Und es ist äußerst interessant zu verfolgen, wie er, nachdem er von der Wirklichkeit tabula rasa gemacht, aus seinem Innern eine eigene Poesie zu erschaffen sucht. Es gelingt ihm und wir sehen ein ganzes poetisch-philosophisches System sich vor unseren Augen erbauen.

Wenn die ganze äußere Wirklichkeit geschleift ist, was bleibt dann für den Dichter übrig? Nichts anderes als seine poetische Sehnsucht. Schack Staffeldt war ein sehnender Geist und seine Poesie war die Dichtung der Sehnsucht. Wir sehnen uns Alle nach dem Glück, der Unterschied beruht nur auf der Vorstellung, die wir je nach unserer Natur uns von ihm machen. Schack Staffeldt war ein hochstrebender Geist; er strebte nach idealer Vollkommenheit. Damit erhebt er sich über die Masse schmachtender, sehnender Naturen. Er war zugleich ein durchaus rationeller Geist, dessen Vollkommenheitsbegriff sich nicht aus positiv religiösen, supranaturalistischen Voraussetzungen gebildet hatte. Seine Schwärmerei war die eines Philosophen, sein Widerwille gegen die Wirklichkeit der eines Metaphysikers oder metaphysischen Romantikers, nicht der eines Gläubigen oder Theologen. Dadurch unterscheidet er sich von der Masse der weichen oder unklaren nordischen Schwärmer wie Ingemann oder Hauch. Er stammt in gerader Linie von Ewald ab, aber er war nicht ein großes, krankes, liebenswürdiges Kind wie er, nicht wie er Dichter durch und durch, nicht wie er reiner Genius. Seine Schwärmerei war die eines Jünglings, doch sie hatte kein freies Spiel in seiner Seele, sie ward bewacht und gewissermaßen eingeschlossen von der harten Festigkeit eines Mannes; sie sprudelte nicht friedlich wie eine Quelle, sie stieg mit gewaltsamem Schwung in die Luft wie ein Springbrunnen, den von allen Seiten eine Steineinfassung von steifem, etwas abstoßendem Charakter umgiebt. Nur in seiner Poesie durfte sie zum Ausbruch kommen und deshalb bemächtigte sie sich ihrer fast ganz.

Hätte man indessen Schack Staffeldt gesagt, das, wonach er sich im Grunde sehne, sei gar nichts Anderes als die Wirklichkeit, so hätte er das sehr übel aufgenommen, denn mit der wollte er eben nichts zu schaffen haben.

In dem Gedicht „Höheres Leben" heißt es:

Wer auf das Wirkliche Kunst und Künstlerleben will gründen,
Gleicht jenem Gärtnersmann (sicher von Sinnen er war),
Der mit dem Gipfel gepflanzt in's Erdreich die sprossenden Pflanzen
Und sie verdorren sah, ohne den Grund zu verstehn.
Ist doch das Bild der Wurzel des Dings im ewigen Leben,
Während die Körper selbst fallen wie wechselndes Laub.

Es verbirgt ſich in dieſem warmen Erguß, der dem Denker Schack Staffeldt alle Ehre macht, eine Lebensanſchauung, die dem Dichter höchſt gefährlich werden mußte. Denn dieſer, meint Schack Staffeldt, ſolle ſeinen Blick auf das ewige platoniſche Urbild der Dinge, nicht auf das einzelne Ding ſelbſt heften; er ſolle ſich einzig und allein in das Ich vertiefen, das wie in Fichtes „Anweiſung zu einem ſeligen Leben" aufgefaßt wird. Wie aber ſoll das bunte Leben der Erde dann ſeine Dichtung durchdringen können?

Im „Dichterbekenntniß" heißt es noch ausdrücklicher:

Auf, Dichter, werft das Irdiſche von Euch,
So wird das Himmliſche Euch aufwärts tragen,
In's Reich der Kunſt, wie in des Glaubens Reich
Dringt unbefleckter Sinn nur durch Entſagen.

Es handelt ſich alſo nach ſeiner Meinung für den Dichter darum, ſich jeder Berührung mit dem, was irdiſch iſt, zu enthalten. Ja das Irdiſche würde ſeine Poeſie nur „beflecken". Sie ſcheint ſich dann nur um ſich ſelbſt drehen und ganz an ſich ſelbſt zehren zu müſſen — eine Vermuthung, in der man ſich durch die „Dichterprobe" beſtärkt fühlt, ein Gedicht, in dem es heißt, daß, wer wiſſen will, ob ihn die Natur zum Dichter geweiht hat, an den Buſen der Wüſte fliehen muß. Vermöge er dort die Harfe zu ſchlagen, dann habe er ſich als dichteriſcher Genius bewährt.

Der arme Staffeldt, deſſen poetiſcher Genius ſeine Jugendjahre nicht überlebte und nicht einmal die Einſamkeit von Cismar und Schleswig ertrug, würde die Wüſtenprobe ſchlecht beſtanden haben, wie günſtig ein ſo öder Aufenthalt für eine Poeſie der Sehnſucht auch ſonſt ſcheinen möchte.

Denn ſich ſehnen, das that er. Er ſehnte ſich wie der Durſtende, der ſich einen kühlenden Trunk vorſpiegelt, wie der Liebende, der die Geliebte brünſtig entbehrt und Alles, was er ſah: jedes Naturſchauſpiel, Alles, was er hörte: jedes ſchöne Lied, jede herrliche Menſchenſtimme, Alles, was er dachte: ſeine platoniſchen oder Schelling'ſch-metaphyſiſchen Grübeleien, ja ſelbſt Alles, was er empfand: ſeine Gefühle, die ſich auf einen beſtimmten erreichbaren Gegenſtand richteten und erwidert wurden, Alles mündete für ihn in jene Sehnſucht aus — eine wunderliche, wehmüthig träumeriſche, in ihrem Keim ganz unbeſtimmte Sehnſucht. In dem Gedicht „An das Herz" heißt es bezeichnend, daß er ſelbſt nicht zu ſagen vermag, was von ſeinem verzehrenden Sehnen begehrt wird.

Die Muſik des Meeres und Windes, das Licht des Mondes und des Sternenhimmels verlocken ihn zu Schwärmerei. In dem Gedicht „Der liebe Betrug" heißt es, wenn er den Mond das Hünengrab beſcheinen ſehe, vergehe er vor Sehnſucht.

Dieſes Element vager, unbeſtimmbarer Schwärmerei, dieſes fließende Element in Schack Staffeldts Sehnſucht, unterſcheidet ihn ſcharf von einem zeitgenöſſiſchen Dichter, der, wie er, reiner Lyriker mit einem ausgeprägt

philosophischen Hang war und wie er noch in jungen Jahren verstummte. Ich meine Hölderlin, der genau ein Jahr nach Staffeldt (März 1770) geboren wurde und 32 Jahr alt in Wahnsinn verfiel. Auch Hölderlins Gedichte sind von Sehnsuchtsstimmung getragen, auch sie sind gedankenreich und durchaus wirklichkeitsfremd, aber bei Hölderlin kann man kurz und bestimmt angeben, wonach er sich sehnte und zwar von seinem ersten Gedicht bis zu seinem letzten bewußten Seufzer: es war das alte Hellas, wie er es sich träumte, mit seiner herrlichen Sonne, seinem Schönheitsleben, seinem vollendeten Freisinn. Hölderlin entspricht in der deutschen Literatur dem, was André Chenier in der französischen ist. Aber während dieser Jünger des Theokritos und des Lucretius kraft seiner hellenisch-französischen Abstammung besonders das Scharfbegrenzte, Fein-Sinnliche des Atticismus verstand, dasselbe, was ein Catullus sich aus ihm aneignete, verhält sich Hölderlin religiös zum Griechenthum und von seinen Lippen steigen deutsch-griechische Hymnen empor. Sein Ideal ist ein bestimmtes, quasi-historisches: es ist leichter zu bezeichnen, als das Schack Staffeldts, aber es ist enger und minder interessant, das Ideal eines ärmeren und weniger tiefsinnigen Geistes.

Auch bei Staffeldt kann es ausnahmsweise den Anschein haben, als gälte seine Sehnsucht der Vorzeit, besonders dem nordischen Mittelalter; das ist indessen nur in den Gedichten der Fall, wo er nicht ganz er selbst ist, sondern sich unter Oehlenschlägers Einwirkung einen ihm fremden Geist anzueignen versucht hat („Die Vorfahren", „Künstlersehnsucht"). Gewöhnlich ist es etwas Jenseitiges, wonach er sich sehnt, und um sich diesen Drang zu erklären, verweilt er in seinem Gedanken- und Traumleben mit Vorliebe bei der Vorstellung einer himmlischen Präexistenz. So heißt es im „Platonismus": als unser Geschlecht aus der Gemeinschaft der Geister in das Gefängniß der Sinne verstoßen ward, folgte uns das Gedächtniß unserer Heimat hinab in den Stand der Knechtschaft und wurde am Rande des Grabes zu Ahnung und Sehnsucht. Alles, was uns auf Erden eine Weile fesseln und gewinnen könne, sei nur eine Mahnung, ein Schimmer der verlorenen Seligkeit unseres früheren Daseins. Die Bedeutung der Phantasie und Dichtkunst beruhe darauf, daß sie dieses Bild vor uns herzaubern. — Auf dem Grund dieses, zum poetischen Gebrauch festgehaltenen Glaubens erbaut Staffeldt seine Metaphysik der Liebe. Ueberall kommt er in den verschiedensten Gleichnissen darauf zurück, daß die Liebenden ursprünglich Eins waren. Die „zwei Tropfen" fallen vom Himmel als einer und werden auf Erden wieder zu einem. An „Lina" singt er:

Hälfte meines ersten Wesens, eh'
Wir herab aus bessern Welten sanken.

Schön und tief heißt es in dem Gedicht „Erinnerung an Lilla" nach der Schilderung des Abends und der Blumenlaube, in der die Liebenden sich fanden:

Da strömte eine Lebenswelle,
O Weltenherz, aus dir hervor,
Hin durch der höh'ren Wesen Chor
An unseres Bewußtseins Schwelle.
Und wie im Doppelblitz umschlangen
Im Kusse uns're Seelen sich
Und Zwillingsknospen gleich umfangen
Lustathmend uns're Sinne sich.

Es ist diese ursprüngliche Gemeinschaft, die die Sehnsucht der Seelen nach einander erklärt, und diese Sehnsucht selbst ist höherer Natur als ihre Befriedigung. Denn das ist das tief Eigenthümliche an Staffeldts Erotik: wie brennend seine Begierde auch ist, er vermag durchaus nicht zu besitzen, kaum einen flüchtigen Augenblick lang das Glück des Besitzes zu genießen, ehe er es durch tausend nagende, zehrende Reflexionen zu untergraben beginnt. In der „Erinnerung an Lilla" und im „Sonettenkranz", den zwei Gedichtcyclen, in denen er mit größtem Erfolg, augenscheinlich auf Grundlage eigener Erlebnisse, den Lebenslauf einer erotischen Leidenschaft geschildert hat, erreicht der Liebende kaum das angestrebte Ziel seiner zehrenden Sehnsucht, so reißt er sich los aus den Armen der Geliebten und stürzt sich kopfüber in qualvolle Betrachtungen, wie rasch die Zeit enteilt, wie bald das Alter kommt, die Leidenschaft abkühlt und die Freude unmöglich macht; denn, heißt es, nur die Begierde der Götter ist ewig; rund um uns herum vergehen die größten Werke, noch größer aber ist der Untergang in unserem Innern. Im letzteren Gedicht begnügt er sich mit diesem wahren, seinem Wesen entsprechenden Schluß; im ersten verdirbt er sich die Wirkung durch einen überflüssiger Weise hinzugedichteten Abschnitt von Lillas Treulosigkeit, der als gemacht, nicht erlebt empfunden wird und jedenfalls mit dem Plan oder der Idee des Gedichts nichts zu schaffen hat.

Bei dieser Unfähigkeit, dauernd zu besitzen und wirklich zu genießen, mußte das Phantasiebild der Ersehnten ihm heiliger und schöner sein, als sie selbst, eben weil es ungreifbar und lustig ist. Deshalb verweilt er lange mit Genuß beim Abdruck der geliebten Gestalt im Grase („Lina") oder in der Kissen ihres Lagers („Sonettenkranz"), deshalb malt er sich ihren Besitz in der Phantasie aus („An Seraphine").

Im Gedicht „Am See" heißt es analog von seiner Freude über eine schöne Gegend: In den bilderreichen See niederstarrend möchte ich vergehen vor seltsamer Sehnsucht. Tief in dem stillen Azur winkt mir eine andere Natur, ein anderer Himmel; Alles ist hier ätherisch und idealisch wie die erste Gestalt der Dinge.

Wie die deutschen Romantiker verweilt Staffeldt mit Vorliebe bei dem Spiegelbild der Landschaft im Wasser; es ist als Bild idealer als die wirkliche Landschaft.

Unendlich charakteristisch ist es daher auch, daß er, der selbst so viel von

Endymion hat, nicht nur drei Mal die Endymionsmythe behandelt („Der zweite Endymion", „Die Nachtigall und das Nachtveilchen", „An die Phantasie"), sondern sich die Endymionsage so vorstellt, daß Luna sich dem Geliebten nicht wirklich hingiebt; er besitzt sie nur im Traum, nachdem die Göttin, über ihn gebeugt, einen Kuß auf seine Lippen gedrückt hat.

Bei einer solchen Scheu vor der Wirklichkeit, einer solchen Furcht vor dem Besitz mußte die Sehnsucht nach dem „Idealen und Aetherischen" als solchem ihm heilig, ja das einzige Heilige sein.

Er hat sie in unzähligen, verschiedenen Formen gepriesen. Er hat sie z. B. als christliche, sinnlich-mystische Sehnsucht in der „Heiligen Therese" geschildert und er verherrlicht sie im „Ganymed" als heidnische, aber ebenso heilige Sehnsucht nach dem Allvater. Dieser Ganymedes ist eben so weit verschieden von dem ruhigen Jüngling Thorwaldsens wie von Rembrandts burleskem Buben. Er ist auch die junge Schönheit nicht, die Zeus liebt, nein, er wird von einem unendlichen Drang verzehrt, für den er „weder Namen noch Bild" zu finden vermag. Er nennt seine Einsamkeit den geweihten Tempel eines edlen Verlangens. Er antwortet seiner Gattin, die ihn anfleht, auf Erden zu bleiben:

Das Weltall streb' ich zu umfassen;
Nur ew'ge Schönheit mich beglückt.

Und eine ähnliche Antwort giebt auch bei Staffeldt der vom Himmel gefallene Thautropfen seiner irdischen Anbeterin („Die Lilie und der Thautropfen").

Nichts wirkt daher so berauschend, so bezaubernd auf diesen Dichter, wie der Ausdruck himmelanstrebender Sehnsucht. Sein Gedicht „An die nächtliche Sängerin" beweist es.

Darum bezeichnet er in dem Gedicht „Der Kranz" die Sehnsucht als den Kern seines eigenen Wesens und darum heißt es als erschöpfender Ausdruck für Staffeldts Lebensansicht in dem philosophischen Gedicht: „Das Eine", alles Schöne vergehe, damit der Geist sich nicht mit der Erniedrigung hier begnüge, sondern in ewiger Sehnsucht glühe. „Der höchste Aufschwung des Geistes ist Sehnsucht."

Aus diesem Grunde offenbart auch in Oehlenschlägers „Vaulundurs Sage" Eigil, der augenscheinlich in Schack Staffeldts Bild geschaffen ist, in folgendem Erguß sein Wesen:

„Ich habe keine Hoffnung und werde nur von einem bangen Sehnen weit, weit in die Welt hinaus getrieben. Deshalb bin ich auf Reisen gegangen, deshalb starrt mein Blick stundenlang in den leeren blauen Himmel, deshalb ist der Stein in meinem Helm blau und deshalb war das Gewand meiner Gattin blau; die kraftlose, dunkle, zehrende Sehnsucht ist meine Walküre."

Dennoch that Oehlenschläger Staffeldt Unrecht, wenn er nichts weiter in ihm zu finden glaubte, „als unklare, ungewisse, irrende Sehnsucht, die

ſelbſt nicht weiß, was ſie will, und weder Tag noch Nacht Ruhe hat, ſondern beſtändiger Bewegung und Veränderung unterworfen iſt wie das Waſſer, und ohne Ende und Ziel iſt wie der weite Himmelsraum." (Vaulundurs Sage.) Denn dieſe Sehnſucht war trotz ihrer Namenloſigkeit weder pfadlos, noch ziellos. Sie war ſich indeſſen nur ausnahmsweiſe ihres Ziels bewußt.

Für ſich begehrte Schack Staffeldt die volle, ideale Entwickelung ſeines Weſens als Menſch und Künſtler, die vollſtändige Entfaltung aller Gaben, die er nur fragmentariſch beſaß. Alles Stückwerk war ihm ein Kummer, innere Zerriſſenheit ein Greuel, und er fühlte ſein Inneres getheilt und ſeine Gaben in Bruchſtücke zerſplittert.

Nach außen begehrte er eine höhere Wirklichkeit, die eine der erwünſchten inneren Verwandlung entſprechende Veränderung erfahren: eine andere Natur, in der Stückwerk, Kälte, Lebloſigkeit, Unperſönlichkeit einem romantiſchen Leben gewichen war, das wiederum nichts war, als eine Spiegelung des Lebens in ſeinem eigenen Herzen.

In dem vollendet ſchönen Gedicht „Die Weihe" erzählt er, wie er eines Abends am Sund ſehnſuchtsvoll in die Tiefe ſtarrte, da ſtieg bei Sonnenuntergang die Muſe vom Himmel und reichte ihm mit brennendem Kuß die Harfe. Und plötzlich verwandelte ſich ringsumher die Natur. Die Winde begannen zu reden; aus den bleichen Wolken riefen die Geiſter; ein liebendes, warmes Herz ſchlug im All — aus Allem winkte ihm ſein eigenes Weſen.

Für jene andere Natur aber, nach der er ſich ſehnte und von der er zuweilen einen Schimmer auffing, ſchuf er ſich ſchon früh ein Symbol. Sie war die Blüthe der Natur, die Natur- oder Lebensblume. Im Gedicht „Der Kranz" heißt es mit ſtarker Hervorhebung des Wortes: Unter den Weltkindern verlor ich mich kummervoll, ſie ſchufen Blendwerk aus dem Blattgold der Meinungen und wühlten viehiſch die Wurzel des Lebens auf; vergeblich fragte ich, wo die Blume ſtehe.

Im „Reich der Liebe" wird die Liebe die erſte Mutterblume genannt, aus der ſich die höhere und niedere Natur von Anbeginn entwickelt hat.

Unter dem Einfluß der deutſchen Romantik ſchmolz dann dieſes Symbol mit dem berühmten, myſtiſchen Sinnbild der deutſchen romantiſchen Schule „der blauen Blume" zuſammen. In einem hübſchen kleinen Bruchſtücke, das man unter Staffeldts Papieren fand, heißt es:

Das All war eine Blume,
Die Luft der Kelch,
Der Stengel die Erde,
Die Sterne der Staubfäden Spitzen;
Und auf des Kelches Grund
Saßen die Engel und ſchlugen Harfen.

Und ringsum in Staffeldts Poeſien kommen Aeußerungen vor, die darauf hindeuten, wie tief dieſes Bild ſich ſeinem Geiſte eingegraben. Im „Prometheus" heißt es, die ganze Natur ſchiene ſich zu einer einzigen Blume

vor ihrem Gotte entfaltet zu haben. In „Künſtlerſehnſucht“ giebt der Dichter ſeinem Schmachten nach den Herrlichkeiten der Vorwelt Ausdruck und ſchließt mit den Worten: Der Himmel ſelbſt mit ſeinem Sternengold auf lichtblauem Grunde ſcheine ihm ein grenzenloſes Vergißmeinnicht. In dem tiefſinnigen Gedicht „Verwandlungen“, das eine weit bedeutungsvollere Idee hat, iſt das Bild wieder aufgenommen und folgendermaßen erweitert:

Es iſt der Alliebe Vergißmeinnicht,
Das ſich aus dem Ganzen gründet,
Zum Becher wölbt ſich des Aethers Licht,
Das Kreuz iſt aus Sternen gegründet,
Zum Stengel hebt ſich die Erde empor,
Als Duft entſtrömt ihm der Seelen Chor.

Doch dieſe Bilderſprache, die, wenn auch nicht genau ſo von Anderen angewendet, doch an Andere erinnert, iſt es nicht, worin Staffeldt am originellſten iſt. Wo ſeine Individualität ſich am freieſten und urſprünglichſten entfaltet, da ſchildert und preiſt er die unſichtbare mit den Sinnen nicht zu erfaſſende All-Einheit, die er entbehrt und nach der er ſich ſehnt, unter Symbolen, unter denen kein Anderer ſie je angebetet. Man darf ſagen, er hat ſich nach und nach ſelbſt ſeine Religion gebildet. Ihm war die All-Einheit genau das, was der Gläubige unter Gott verſteht, und ſein brennendes Verlangen nach dem All-Einen, ſeine Verehrung für daſſelbe, ſein Entzücken, ſo oft er einen Schimmer von ihm in irdiſcher Form, einen Klang von ihm in irdiſchen Tönen zu erfaſſen glaubt, iſt ein Zeugniß des Hen-kai-pan-Fanatismus, der ſeine Seele erfüllte und der, weit entfernt, blos ein poetiſcher Cultus zu ſein, ſich ſeiner augenſcheinlich ganz bemächtigt hat und deshalb bei den verſchiedenſten Veranlaſſungen in ſeiner Poeſie aufleuchtet.

Daß Staffeldt die däniſche Natur nur ſelten ſchildert, beruht darauf, daß die Natur, von der er träumt und redet, die Natur als Ganzes, das Univerſum iſt. Gegenſtand ſeiner Geſänge iſt die Naturkraft, die der Verwandlung zerſchmetterndes Rad mit ſolcher Gewalt treibt, daß „Jahrhunderte wie Tropfen verſpritzen“, und die Naturnothwendigkeit, die „das Weltgeſetz in der rechten, den Fluß der Zeit in der linken Hand“ jeden Gedanken in der Seele der Denker ſchafft und den Willen der Heroen ſich unterwirft (ſiehe die Gedichte „An die Naturkraft“, „Nothwendigkeit“). Zuweilen verherrlicht er die Natur als kalte, zwingende Nothwendigkeit ohne ſie zu lieben; zuweilen wundert man ſich über den Ton ſeiner an ſie gerichteten Hymnen, denn der wenig tröſtliche Inhalt — die gleiche Knechtung des Menſchen, des Sterns und des Wurms — ſcheint in Streit zu ſtehen mit der begeiſterten Form.

An Staffeldts Verhältniß zur Natur ſind zwei Entwickelungsſtufen wahrnehmbar, die der gleichzeitigen Entwickelung der deutſchen Philoſophie entſprechen. Anfangs ſtellt ſich der Dichter der äußeren Natur kalt und fremd gegenüber; nach Fichte'ſcher Weiſe fühlt er ihr gegenüber nur ſein eigenes Ich, und je ſtärker ſie lärmt und ſchreckt, deſto mehr. Weit entfernt

ſie zu beſingen, wo ſie am furchtbarſten und erhabenſten iſt — wie am Krater des Aetna, oder während eines Gewitters in den Alpen — fühlt er vor ihr nur die Andacht in ſeiner Bruſt, die ihn über Todesangſt und Feigheit erhebt. Weit entfernt mit der Natur zu verſchmelzen, behauptet er in ſolchen Gedichten nur ſeine Menſchengröße ihr gegenüber. In der „Dichterphantaſie" heißt es z. B.: „In die rothe Höllenlohe des Aetna ſchauſt Du mit heroiſcher Apathie wie ein Kind auf glühende Kohlen."

Doch in weit zahlreicheren und bedeutenderen Gedichten, die Staffeldts definitive Gefühls- und Denkart bezeichnen, ſtellt er ſich ganz auf den Standpunkt Schellings. Die Einheit des Alls unter ſcheinbarer Verſchiedenartigkeit, das Ineinanderübergehen und Ineinanderſchmelzen aller Phänomene, die große Harmonie in der Natur hört nicht auf ſeine Reflexion und ſeine Einbildungskraft zu beſchäftigen.

Eine Landſchaft ſpricht ihn nur an, wenn ſie die ganze Fülle der Allnatur oder der Zeit in ihrem engen Rahmen zu umſchließen ſcheint. So heißt es z. B. in dem Gedicht: „Ausſicht über das Arnothal", wo die Gegend einem „Ocean von Fruchtbarkeit gleichend", ihm wie die „verborgene Werkſtatt" der Natur erſcheint:

Heilige Allmutter, Du biſt hier.
Dieſe Hügel, Deine Brüſte heben
Mit Genüge ſich für alles Leben.

Und parallel hinſichtlich der Zeit heißt es in „Abendfeier", dem heiligen Frieden der Abendlandſchaft gegenüber ſehe die Phantaſie die ungeborne Zukunft vom Himmel herabſteigen und die begrabene Vorzeit ſich aus der Erde erheben.

Und wie ihn die Landſchaft auf's Höchſte entzückt, wo ſie phantaſtiſch aufgefaßt, ihm das All zu umſpannen ſcheint, ſo erfreut er ſich an den einzelnen Erſcheinungen in der Natur in demſelben Maße, wie ſie getrennte Gegenſätze in einander zu ſchmelzen und ein Bild des Ganzen zu geben ſcheinen.

So reißt ihn in den „Erinnerungen" der Anblick einer Frucht, die zugleich einer Pomeranze und einem Pfirſich gleicht und ihm eine Verſchmelzung von Kunſt und Natur zu ſein ſcheint, zu ehrfurchtsvoller Bewunderung hin, ſo begeiſtert ihn ein ungewöhnlich milder September, der in ſeinen Augen den Zauber des Frühlings mit der eigenen herbſtlichen Schönheit vereinigt, zu einem Wonneerguß („An den Septembermonat"). So entzückt ihn auch der Anblick eines Apfelbaums, der zugleich Blüthen und Früchte trägt („An einen Apfelbaum") zu folgendem ekſtatiſchen Flug:

Schönes Heſperiens Bild, Verſchmelzung von Anfang und Ende,
Nicht blos Heſperiens Bild — Ewigkeitsſinnbild biſt Du.
— — — — — — — — — — — — — —
O vergönne es mir mit ſchonendem Druck Dich zu pflücken,
Daß ein Heſperien ich halte in glücklicher Hand.
Daß mein Auge in Dir das ewige Eine beſchaue,
Denn das Herrlichſte nur ſenket im Bild ſich herab.

Und in seiner Freude über diese seltene Erscheinung fragt er die Natur:

Brach aus der Kette der Ring, an dem du den Winter befestigt?
Bot den beladenen Korb über die Schulter von Eis
Lächelnd dem Frühling der Herbst, und werden die üppigen Träume,
Welche die Sehnsucht empfing und im Gesange gebar,
Körper gewinnen und hier sichtbarlich unter uns wandeln?
Dir unmöglich ist nichts, o Geist, der in Weltengestaltung
Ewig ein anderer scheint, ewig sich gleich offenbart.

Diese für Staffeldt so eigenthümliche, philosophisch-poetische Glückseligkeit, sobald er den polaren Gegensätzen des Alls, wie Frühling und Herbst, oder den verschiedenen Entwickelungsstadien der Natur wie Blume und Frucht vereinigt begegnet, erklärt auch eine Seltsamkeit, die sonst an dem strengen Moralisten und leidenschaftlichen Hasser des Katholicismus besonders anstößig und sonderbar erscheinen mußte. Ich meine Schack Staffeldts Maß und Ziel überschreitende Begeisterung für den Kastratengesang in den katholischen Kirchen. Den Gesang des Kastraten Crescentini stellt er auf dieselbe künstlerische Höhe mit Raphaels sixtinischer Madonna. Er bricht dabei in die Worte aus: „Es ist nicht wahr, solche Töne kommen nicht aus den Lungen, sie entstehen in des Herzens innerstem Heiligthum. So müssen die Engel singen, oder sie müssen es von Crescentini lernen."

Man versteht die Staffeldt selbst augenscheinlich unbewußte Ursache, wenn man in seinem Sonett an einen anderen Kastraten Marchesi („Nach einer schmelzenden Arie") liest:

Frauenreiz und Mannesheit klang
Ideal aus deinen Himmelsliedern;
Wie sich zweierlei Geschlecht umschlang
Reizend einst in Libers jungen Gliedern.

Es war der Verein von Männlichem und Weiblichem in einer Menschenstimme, das Ineinanderschmelzen der zwei stets getrennten Geschlechter zu melodischer Einheit, was ihn bezauberte und ihm nicht blos das geistige Gleichgewicht, sondern die künstlerische Urtheilskraft raubte. Er vergleicht selbst den Eindruck mit dem der harmonischen Verbindung männlicher und weiblicher Formen in der Bacchusgestalt. Und wirklich finden wir ihn von der plastischen Verschmelzung der Geschlechtsgegensätze eben so entzückt wie von jener musikalischen. Der Hermaphroditismus war eines der Symbole, in denen er das All-Eine sich entgegentreten fühlte. Ein großes Zwitterwesen war ihm jene natura naturans, das Ziel der Sehnsucht, in dem die Sehnsucht gestillt wird. Deshalb heißt es in dem Gedicht „In Canovas Werkstatt":

Seliges Zwiegeschlecht,
Hermaphroditos,
Sehnsuchterlöstes Bild
Ewiger Einheit.

Und darum nennt er in „Dichterbekenntniß" das Naturell als ſolches ohne Weiteres „den großen Allhermaphroditen".

Daß aber der Dichter ſolchermaßen beſtändig jenem großen Zwitter der Naturgottheit, entgegenſchmachten muß, vermag Staffeldt zum Schluß — und das iſt die Krönung ſeines eigenthümlichen poetiſch-metaphyſiſchen Syſtems — ſehr gut zu erklären. Des Dichters Sehnſucht nach dem Gott iſt nämlich nichts anderes als der Drang der Gottheit, im Geiſt des Dichters ſich ihrer ſelbſt bewußt zu werden.

In dem „Genius" heißt es kurz und bündig: Poeſie iſt eingeſchränkte Ewigkeit, Alles im Einen; die Gottheit iſt Poeſie, die Zeit der Rahmen.

Das Gedicht „In Canovas Werkſtatt" culminirt in dem Erguß:

Heilige Kunſt!
Des Ewigen Selbſterkenntniß
In dem Endlichen!
Strahle aus der unendlichen
Selbſtliebe,
Die das Ganze zuſammenhält.

Und im „Dichterbekenntniß" iſt der Gedanke, hegeliſch-ſpeculativ vor Hegel, in ſeiner Nacktheit ſo ausgedrückt: Wie könnten Millionen Lorbeerſpendender Hände die Kunſt dafür belohnen, daß in ihren hohen Werken der große Allgeiſt ſich in uns erkennt und wir uns in ihm erkennen. Durch die Kunſt funkelt der Blick des Allgeiſtes, in unſerm Innern tagt er zum Bewußtſein.

Was iſt das Anderes, als der Hegel'ſche Satz: Des Menſchen Bewußtſein von Gott ſei Gottes Selbſtbewußtſein! Das Vorhegelſche, Romantiſche, Schelling-Staffeldt'ſche darin iſt nur, daß die Phantaſie, nicht der Gedanke das Medium dieſes Gottesbewußtſeins iſt.

Schon mit Fichte hatte in der deutſchen Philoſophie die Vergötterung der Phantaſie angefangen. Erſt durch die Einbildungskraft, behauptete Fichte, würde die Welt, die wir erfaſſen, für uns zu einer wirklichen Welt; von der ſchöpferiſchen Einbildungskraft ging nach ſeiner Lehre die ganze Wirkſamkeit des menſchlichen Geiſtes, ſein Erkennen und ſein Wollen aus; denn die Einbildungskraft iſt, als das ſich ſelbſt hervorbringende Streben des Ichs in das Unendliche, der Trieb, der von Fichte als die innere Kraft des ſtrebenden Ichs bezeichnet wird. Schon von Fichte wurde es überſehen, daß die Phantaſie keineswegs, wie Staffeldt ſie beſtändig nennt, ein „Geſtaltungsvermögen" iſt, ſondern nur ein Vermögen der Umbildung und Umgeſtaltung. Ihre Thätigkeit hat ja nur die Form, nicht den Inhalt der Vorſtellungen zum Gegenſtand. Von Schelling wurde die Ueberſchätzung der Phantaſie erſt recht in Syſtem gebracht. Schellings Naturphiloſophie war ja in Wirklichkeit nicht Naturerkenntniß und Naturwiſſenſchaft, ſondern Naturpoeſie, eine von der Einbildungskraft geſchaffene, ſpäter in Begriffe umgeſetzte Naturtheorie. Novalis verrieth das Geheimniß in dem romantiſch-parodoxalen Satz: Die Phyſik ſei die Lehre von der Phantaſie.

Für Staffeldt hat die dichterische Phantasie die Bedeutung, daß sie in geistiger Weise die Verschmelzung der Extreme des Alls, der Materie und des Geistes bewerkstelligt; denn die Phantasie ist es, die in der Bildhauerkunst den todten Stein zum lebenden Idealbild verwandelt, durch die Liebe den Menschen mit dem Menschen und durch die Andacht den Menschen mit dem All vereint. Von ihr heißt es in dem Gedicht „An die Phantasie": Aus der Versteinerung der Formen und über die Ufer der Einzelwesen strebe der Drang der Liebe: Andacht allein sei Alleben, Allvereinigung und ewige Allselbstliebe!

Und wie es diese Beseelung, dieses Aufthauen alles erstarrten Egoismus und Einzeldaseins ist, was der Phantasie ihren hohen Rang giebt, so hat alles Mächtigste in der Natur: der Frühling unter den Jahreszeiten, das Wasser unter den Elementen, das Gesetz der Metamorphose unter den Naturgesetzen, keine andere Bedeutung; denn der Frühling thaut alles Erstarrte auf, das Wasser läßt sich in keiner Einzelform binden und die großen, gesetzmäßigen Formverwandlungen in der Natur weisen deutlich auf die Gleichartigkeit alles Stoffs und die Einheit aller Formen hin. In Staffeldts „Frühlingshymne" heißt es: An dem Himmelsfeuer des Frühlings berauschen sich brünstig alle Wesen und die ganze Natur strebt, sich aus der erstarrten Umarmung der Form zu befreien.

Die im Norden berühmte „Hymne an das Wasser", mit deren Analysirung sich Heiberg ein Verdienst erworben, enthält denselben Gedanken über dieses Element, das alle Tropfen zum Meer vereint und wenn es eine Weile zu Eis erstarrt gewesen, mit der Sonne im Bund die Versteinerung bekämpft und der „Allvereinigung" zustrebt.

Im Gedicht „Die Verwandlungen" endlich nimmt Staffeldt eines der häufigsten Motive des Volksliedes auf, die magische Verwandlung, die durch ein Wunder eine Gestalt mit einer andern vertauscht. Bald wird nämlich im dänischen Volkslied ein schönes Weib in einen Baum, bald in einen Wurm, bald in einen Vogel, bald in eine Hirschkuh verwandelt, bald erst in eine Hirschkuh, dann in einen Falken, oder erst in einen Lachs, dann in ein Schwert, dann in eine Hirschkuh. Schon die Ordnung, in der die Naturreiche einander folgen, zeigt die Entfernung von Staffeldt. Er mit seiner philosophischen Naturbetrachtung läßt die Verwandlung als ein Steigen durch die Naturreiche, als ein großes Symbol von dem Streben der Natur nach vollkommener Form vor sich gehen. In seinem Gedicht wird der harte Karfunkel zur Rose, die Rose zum Vogel, der Vogel zur herrlichen Jungfrau. Die Verwandlung beginnt mit der Erweichung der Verhärtung und Versteinerung, Staffeldts Lieblingsgedanke, und endet damit, daß die Thierhaut zu den Füßen der schönen Menschengestalt fällt. Das ist nicht die phantastische Naturbetrachtung des Volksliedes; man erblickt in der Ferne Darwin. Und das Gedicht culminirt in diesem warmen Pantheismus:

Alles in Einem, Eins im All,
Der Pulsſchlag des Einen klopft überall,
In allen Lebensgeſtalten.
Der Athem der Liebe iſt ſtark genung
Zu ſprengen ſelbſt die Verſteinerung
Und Leben aus ihr zu entfalten.

In Schack Staffeldts Naturauffaſſung iſt ein keimendes, wiſſenſchaftliches Element. Jedem Naturſchauſpiel gegenüber, bei dem er verweilt, gedenkt er des natürlichen Werdens durch die lange Reihe der Formveränderungen. Selbſt die Schönheit der Blumen, die äußerlichſte, die Sinne am meiſten durchdringende in der Natur, erinnert ihn an das Naturgeſetz, das hinter ihr liegt. In einem Gedicht: „An die Natur" läßt er die Blumen zur Sonne ſagen: „Die du uns ausgeſtrahlt, nimm uns wieder zu dir. Strahlen von dir ſtiegen wir nieder zur Erde und hüllten uns zu farbigen Blumen ein." Was iſt das anders, als das Naturgeſetz vom Uebergang der Wärme in Kraft, der Kraft in Wärme, nur in dem vierten, asklepiadeiſchen Metrum, ſtatt in einer mathematiſchen Formel ausgedrückt!

Aber dieſe Eigenthümlichkeit an Staffeldts Blick für die äußere Natur iſt auch die Urſache, daß das Schauſpiel, das vorzugsweiſe auf ihn wirkt, ein ganz anderes iſt, als die Aecker und Hügel, die Wälder und Belte Dänemarks. Was ihn an der Natur feſſelt, das ſind die ſeltenen Erſcheinungen, die er auf Reiſen trifft, die ſonderbaren Naturbildungen, welche ſeinem äußeren Auge jene All-Einheit in der Allverwandlung, jenes Aufthauen des Verſteinerten gleichſam verwirklichen, auf das ſein inneres Auge beſtändig geheftet war. Ich erinnere mich noch, mit welchem Erſtaunen ich in früher Jugend bei der Beſchäftigung mit Schack Staffeldt nach der Lectüre des Sonetts: „In einer Tropfſteingrotte" auf ein zweites „In einer Tropfſteingrotte" und gleich darauf auf ein drittes „In einer Tropfſteinhöhle" ſtieß. Nimmt denn das kein Ende? dachte ich. Aber nein! Das nächſte hieß: „In einer Tropfſteingrotte mit einem Naturtempel" und dann folgte: „Das Reich des Wahnſinns. In einer Tropfſteingrotte." Jetzt wundere ich mich nicht mehr. Die Tropfſteingrotte iſt Staffeldt das handgreifliche Symbol des All-Einen; hier, wo der Stein im Begriff iſt, ſich in Thau und Dunſt zu verwandeln und wo der Tropfen zur Architektur erſtarrt erſcheint, hier hat der grübelnde Dichter ſich heimiſcher, gehobener gefühlt, als in den däniſchen Buchenwäldern oder am Strand des Sundes. In einem dieſer Sonette bricht er ergriffen aus:

Immer ſcheidets ſichs im Untergehen,
Und vereint zu neuem Leben ſich.

In einem andern ſtaunt er über den Verein von Zufall und Vernunft, der hier den Teig des Steins geknetet, in einem dritten ſpricht er die Ahnung aus, daß Geiſter, das harmoniſche Fallen dieſer Steinthautropfen belauſchend,

zur Erfassung des „Welt-Ideals" eingeweiht werden könnten. Thatsächlich war das Naturideal, wie er es auffaßte, für ihn an diesem Ort verwirklicht.

Es würde indessen eine allzuenge und unpoetische Vorstellung von Schack Staffeldts lebendigem Natursinn geben, wenn man ihn als ausschließlich eingenommen von Sondererscheinungen in geschlossenen Grotten schilderte. Dieser Sinn hat seinen frischesten lebendigsten Ausdruck in solchen Productionen gefunden, wo er sich frei entfalten und in des Dichters Naturphilosophie und Naturreligion übergehen konnte, ohne daß des Bildes „angeborne Jugendröthe in kränklich fahler Ueberlegung starb", und ohne daß ein isolirtes Naturphänomen zum Natursymbol erhoben wurde. Man lese das Gedicht „Der Frühling", nicht blos in dieser Hinsicht Staffeldts bezeichnendstes, sondern zugleich sein volltönendstes, sprachlich und rhythmisch vollkommenstes Gedicht.

Die prachtvolle Schilderung, die hier vom Winter in seinem Kampf gegen den Frühling, von der Schlacht zwischen den Titanen und den Amorinen gegeben wird, schließt mit den Worten: „Natur ist wieder Braut", die die Idee der Dichtung ausdrücken. Dann wird in einer Einzelstrophe geschildert, wie beim Nahen des Frühlings das Auge des Dichters hellsehend wird, wie er das Einzelne im Ganzen verschwinden, die Gestalten sich an einander knüpfen und zur Einheit sammeln sieht. In drei unvergleichlichen Strophen folgt nun die Beschreibung des Liebesverhältnisses zwischen Sonne und Erde. Erst die Zeit keuscher, wehmüthiger Sehnsucht; dann die Steigerung der Sehnsucht zur feurigen Begierde, Der Freiwerber ist verschwunden, der Liebhaber tritt an seine Stelle, die Liebende glüht und schmachtet. Der Geliebte ist Bräutigam geworden. Er und die Braut haben ihr Stelldichein. Dann folgt das große mystische Hochzeitsfest: die Verschmelzung des Alls in Liebe. Die letzte Strophe ist der mächtigen Befruchtung geweiht, die des Naturlebens Selbstverwandlung beflügelt, den Uebergang in höhere Formen, die Beseelung des Leblosen bewirkt, dem Stummen Sprache giebt und unter dem Klang der Sphärenharmonien das Leben in Ewigkeit auflöst.

III.

Schack Staffeldts Leben war unglücklich und leer, seine Poetik war falsch, seine Philosophie ist veraltet; nichts bleibt von ihm, als eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte und von diesen werden nicht viele auf die Nachwelt kommen. Doch das ist nicht das Wesentliche, sondern daß er überhaupt einige wenige Poesien von unvergänglicher Schönheit hervorgebracht hat. Ein menschliches Wesen, selbst ein ungewöhnlich begabtes, ist etwas so Vergängliches, daß es immer eine Art Wunder ist, wenn überhaupt etwas Unvergängliches in ihm seinen Ursprung hat.

Zu dem vergänglichen Theile von Schack Staffeldts Production rechne ich vor Allem jene seiner Gedichte, deren Sprachform durch viele fremde Elemente, oder durch des Dichters Kampf mit dem Material undurchsichtig geworden ist. Sein merkwürdiges Verhältniß zur dänischen Sprache, als einer angeeigneten, mit der er sich stets zum Experimentiren versucht fühlte — bald durch die Trennung zusammengehöriger Worte, bald durch Anwendung unbrauchbarer schwedischer Ausdrücke, überhaupt durch stilistische und grammatikalische Willkürlichkeiten — bietet ein Seitenstück zu Baggesens genialer, aber rücksichtsloser und undänischer Sprachbildnerei. Staffeldt hatte die Sprache sozusagen außer sich als sein Material: er grämte sich wie ein Philolog über verlorene wirkungsvolle Wortformen, und ärgerte sich wie ein in einer fremden Sprache bewanderter Ausländer über schleppende und klanglose Endungen. Es ist höchst bezeichnend, daß er als junger Mann auf Abrahamsons Aufforderung „unserer Sprache verlorenen Dativ sang", in einem „Der Dativ" betitelten Gedicht und daß er später in einem kleinen scherzhaften Poem „An Else" eine der beschwerlichsten Endsilben der dänischen Sprache brandmarkte. Wie wenig er doch im Grunde in der dänischen Sprache heimisch war, wird am besten durch den Umstand bewiesen, daß er trotz seines Abscheus vor „Else" doch dieselbe Endung in einer Reihe von Worten, wo sie nicht hingehört, gebrauchte.

Nicht viel weniger als seine ausländische Geburt hat sein Hang zu abstracten und mythologischen Ausdrücken, seine Neigung, eine oft nur wenig gefestigte Gelehrsamkeit an den Tag zu legen, dazu beigetragen, die Wirkung vieler seiner Gedichte abzuschwächen. Er konnte nur wenig Latein und gar kein Griechisch, nichtsdestoweniger wimmeln besonders seine Jugendgedichte von klassischen Redensarten, deren bloßer Accent zuweilen die Unwissenheit des Schreibenden verräth. Staffeldt betont z. B. Evöe, Orgie, und verwechselt possirlich genug Druiden und Dryaden.

Ein längeres Leben kann ich meines Theils zunächst jener Gruppe Staffeldt'scher Gedichte nicht prophezeien, die man mit einem Collectivnamen seine Balladen nennen könnte, nicht blos weil sie häufig bestimmte Vorbilder, bald bei Oehlenschläger, bald bei Goethe haben, sondern weil die ganze Kunstrichtung Staffeldt fremd war und er sie sich nur aneignete, um den Modegeschmack der Zeit zu befriedigen. Fast lächerlich wird der ultrarationalistische Staffeldt, wenn er in Balladen wie „Der achte Sohn", oder „St. Jörgen vom See" sich mit dem Hexenglauben und Heiligencultus der Romantiker einläßt, oder in Gedichten wie „Die Zeiten" sich einer Verherrlichung der Romanzia, des Mittelalters, der Kreuzzüge in Schlegel'schem Stil ergiebt, so daß er — Josephs des Zweiten leidenschaftlicher Bewunderer — sich in der Vorrede zu den „Neuen Gedichten" gegen „eine Tendenz zum Katholicismus" vertheidigen muß. Hin und wieder gelingt ihm zwar ein Gedicht in Romanzen- oder Balladenform, wie der von Goethes „Sänger" stark beeinflußte „Troubadour", aber was er Originales und Bleibendes hervorgebracht hat, ist rein lyrischer Natur.

Ich will zum Schluß kurz andeuten, welchen Inbegriff von Stimmungen, Gefühlen und Reflexionen er beherrscht, welche Art von Schilderung und Selbstschilderung auf rein lyrischem Gebiet zu seiner Verfügung steht.

Seine Grundstimmung ist verklärte Wehmuth. Das Gebiet der Gefühle, die er auszudrücken vermag, ist nicht sehr umfangreich. Unter seinen Empfindungsgedichten ragen die erotischen, unter diesen nur die erotisch-sehnsüchtigen hervor. Es ist Staffeldt eigenthümlich, daß er mit Vorliebe und am Vorzüglichsten das Gefühlsleben des Wartenden unmittelbar vor dem Stelldichein mit der Geliebten schildert. Zwei schöne Gedichte haben den Titel: „Auf eine verabredete Zusammenkunft."

Aber weit mehrere und gerade seine besten Gedichte könnten denselben Titel führen. In ihnen allen ist die Schilderung der Naturumgebungen harmonisch verschmolzen mit der Erwartung der Geliebten. So in den schönen Sonetten, die in den unglücklichen Hexameterrahmen eingefaßt sind, der „Lina" heißt. Man lese z. B. das Sonett, in dem sich die Befürchtung verräth, die Geliebte könnte vom Stelldichein ausbleiben, oder das Sonett „Lina kommt", das die Freude der Erwartung schildert.

Im höchsten Grade eigenthümlich ist endlich unter den erotischen Gedichten das metrisch so schöne „An die nächtliche Sängerin": eine Dame, die der Dichter nie gesehen und nur der Stimme nach kennt und die ihn anzieht durch die doppelte Macht des Geheimnisses und der Melodie.

Nächst den erotischen Gedichten sind alle jene vorzüglich, die Naturbeschreibungen enthalten. Obgleich Staffeldt bei seiner überwiegenden Reflexion sein descriptives Talent nie zu entwickeln strebte, gelangen zuweilen Beschreibungen ihm wie wenigen anderen dänischen Dichtern. Man lese die Schilderung einer italienischen Mondscheinnacht in dem Gedicht „Unter Lillas Fenstern", mit den bezeichnenden Linien:

O keusches Licht der Nacht,
In deinem Engelslächeln
Sprießen die Blumen der Phantasie
Zu einem Eden.

Mondscheinlandschaften, Abendbilder, Sonnenuntergänge liegen am besten für Staffeldts Stimmung und Talent. Er liebt und malt das sterbende Licht. Ein vollendetes, für Staffeldt absolut eigenthümliches Natur- und Stimmungsbild giebt das kurze Gedicht „Im Herbst".

Reine, ungemischte Beschreibung kommt bei Staffeldt nicht vor. Die Reflexion findet sich, wie in dem letztgenannten Gedicht, gewöhnlich gleich nach der Beschreibung ein, um alsbald in Lyrik überzugleiten. Solche Gedichte bilden daher den Uebergang zu Staffeldts rein reflectirenden Dichtungen, wie die großen philosophischen: „An die Naturkraft", „An die Natur" u. s. w.

Was diese Gedichte zu Poesie macht, ist die Anschaulichkeit, mit der seine Phantasie das an und für sich Unkörperliche zu schildern vermag. Mit voll-

endeter Plaſtik treten z. B. ſolche Perſonificationen, wie „Erinnerung“ und „Vergeſſen“ hervor. Von der erſteren heißt es:

Im Mondſchein ſaß Erinnerung am See,
Und welke Blätter warf ſie in die Wellen.

Die andere wird in den meiſterlichen Zeilen gemalt:

Stummes Vergeſſen mit dem Neſſelkranz
Und einem Spinngeweb als Schmuck und Schleier.

In dieſem Punkte erhebt ſich Staffeldt weit über die Deutſchen, beſonders über Schiller, dem er ſonſt ſo nahe ſteht und von dem er ſo viel gelernt hat, und nähert ſich ſeinen Zeitgenoſſen unter den Engländern, die er nicht gekannt haben kann. An Keats erinnert z. B. der Anfang des Gedichtes „Aufforderung“ mit der folgenden Allegorie:

Mit einem Kranz von dürrem Stroh um's Haupt,
Das Mäher in den Furchen liegen ließen,
Verfälſcht' Gewicht und Maß in ſchlaffer Hand,
So ſchwebt zur Erde mit geknickten Schwingen
Die Mittelmäßigkeit in trägem Flug.

Dieſelbe Stimmung kommt mit gleicher Energie in einem Fragment zum Ausdruck, das auf die Dänen gemünzt ſcheint und ſo beginnt:

Mit Sanftmuth prahleſt du, geſunknes Volk,
Prahlſt mit dem ſtaub'gen Kranz des Mittelwegs,
Der ſchwer, gleich einem Eiſenring ſich ſchließt
Um deine matten Schläfen? Wache auf!
Erröthe über deiner Kraft Verluſt.
Es iſt der Mittelweg das wahre Nichts,
Und fahler Tod das Gleichgewicht der Kräfte.

Ein anderes reflectirendes Gedicht „An das Glück“ erinnert in Stil und Rhythmus auffallend an Shelley.

Von den großen Gedichten an's Univerſum iſt „An die Naturkraft“ trotz ſchöner Einzelheiten zu lang und unüberſchaubar, das ſpätere und kleinere „An die Natur“ dagegen iſt ein meiſterliches Gedicht. Das Thema iſt zwar philoſophiſch und abſtract; in der Art, wie es behandelt wird, tritt aber die Natur vor den Leſer in ſichtbarer Frauengeſtalt, den Sternenkranz im Haar, „den Ring der Goldadern um die Knöchel gewunden“.

Einen bleibenden Werth werden endlich jene Gedichte oder Gedichtſtellen bewahren, wo Schack Staffeldt direct ſich ſelbſt geſchildert hat. Ich denke hierbei nicht an jene Stellen, in welche er allen Nachdruck auf ſein Genie, ſeine Begabung und ſeinen Dichterwerth gelegt hat. Dieſe ſind mir geradezu unausſtehlich. Die alberne Vergötterung des Dichterberufs an ſich und ihres Trägers, die an ihnen hervortritt, iſt vielleicht das Veraltetſte an Schack Staffeldts Production und reicht in der Regel hin, den modernen Leſer in

ein Mauseloch zu jagen. Entsetzlich ist es schon, eine Reihe Titel wie die folgenden zu lesen: Dichterbekenntniß, Dichterprobe, Dichterwerth, die Dichter, Dichterphantasie, Dichtergelübde, An einen jungen Dichter, Des jungen Dichters Klage u. s. w. Wir befinden uns, wo in diesen Productionen das allgemeine Selbstgefühl zu Worte kommt, beständig an der Grenze des Größenwahnsinns, ja in einem hinterlassenen Bruchstück, wo die Selbstanbetung der Dichter durch die allgemein menschliche Fähigkeit, sich selbst im Spiegel der Natur zu betrachten, begründet wird, schlägt dieser Wahnwitz in hellen Flammen aus. Der Dichter brauche nur zu wollen — heißt es — und die Pracht der Natur verdorre auf den ersterbenden Hügeln und Wiesen. Er wolle wieder, und der ewige Frühling mit Unschuld und Frieden gehe über die Erde.

Nein, ich denke an jene Stellen in Schack Staffeldts Gedichten, wo sein wahres, sein menschliches und gebrechliches Wesen an den Tag tritt mit seinen Täuschungen, seinem Sehnen und Streben. So an einer Stelle im „Dichtergelöbniß", wo er sich augenscheinlich gegen die Beschuldigung vertheidigt, Oehlenschläger nachzuahmen, und sich selbst eine minder glänzende, aber ebenso eigenthümliche Begabung zuerkennt.

Persönlicher und bescheidener sind die Schlußverse in „Des jungen Dichters Klage":

Schloß zwei Welten nicht mein Reich zusammen?
War mein Leben herrlich nicht gedacht?
Hier der Dienst der Kunst vor reinen Flammen,
Dort die Pflicht, die uns zum Bürger macht.
Zwischen Alltagslast und Dichterwahn,
Zwischen Erd' und Himmel ging die Bahn.

Aber bis zum Reißen überspannte
Meines Lebens zarten Faden ich.
Altarflammengleich mein Geist verbrannte
Und mein Mark verzehrt' in Thränen sich.
Wiss' es, Sterblicher, mit bittern Wehen
Büßt es, wer der Schönheit Reich gesehen.

In diesen Zeilen ist des Dichters doppeltes Unglück, die Spaltung seines Lebens zwischen bürgerlichem und dichterischem Streben und die Unzulänglichkeit seiner künstlerischen Mittel, ausgesprochen. Dasselbe Gefühl kommt mit gleich großer, gleich poetischer Wehmuth in dem Gedicht „An den Frühling" zum Ausdruck, am schönsten aber doch vielleicht in der zwischen 1815 und 1817 gedichteten Reihe deutscher Sonette. Namentlich sind zwei vom 15. Januar 1817 datirte, die den Titel „Selbstprüfung" führen, eigenthümlich und gefühlt. Sie lauten:

I.

Verblüht ist's Blümlein und das Lied verklungen,
Mein Lenz ist schon, mein Sommer bald dahin,
Dort kommt der Herbst mit neblicht trübem Sinn —
Was ist es nun? Was hab ich denn errungen?

Verſchmähend der Gemeinheit Huldigungen,
Klang ich von kühnem Liedern im Beginn,
Und bin als Mann, ach! mir nicht zum Gewinn,
Mit Recht und Wahrheit muthig durchgedrungen.

Doch blühet draußen nicht, was ich geſä't,
Was hätt' ich denn im innerſten Gemüthe
Erreicht an Lebensfrucht und Hoffnungsblüthe?

Ward endlich mir Genüge, wenn auch ſpät?
Wie? oder hab' an Zukunft ich gewonnen,
Was, ach! mir an Vergangenheit zerronnen?

II.

Was iſt mir an Vergangenheit zerronnen,
Da meine Saaten nicht da draußen blühen?
Das wunderſüße innre Regen, Glühen,
Des Blüthenalters wundervoller Bronnen,

Und all die unausſprechlich ſüßen Wonnen:
Der Kunſt und Liebe ſeliges Bemühen,
Der Glaub' an Freund und Menſchheit, und die frühen,
Die zarten Ahnungen, eh' was begonnen;

Das Alles iſt nicht mehr, nur da geweſen,
Beſinnung hat ſich klar und ſcharf entfaltet,
Und von mir ſelber grauſam mich geſpaltet.

Nun ſehn' ich mich nach meinem Zwillingsweſen,
Gleich Pollux in dem Schattenreich danieden,
Von ſeinem tagumſtrahlten Freund geſchieden.

Es finden ſich Zeilen darin, die an Heines damals noch ungeborenen Stil heranklingen. Schade nur, daß ſteife Danismen hier die Wirkung abſchwächen, wie Germanismen ſo oft ſeine däniſche Sprachform fleckten.

So kam ſeines Lebens letzte Periode, in welcher die Worte, die er einſt in Italien unter einer augenblicklichen Verſtimmung ſchrieb, zu bleibender Wahrheit wurden, nämlich daß er in jedem erſchlafften Nerv den Tod empfinde.

Es kamen Augenblicke, wo er die Natur anflehte, jeden unnützen Wunſch, jede Erinnerung an entſchwundene Tage von ihm zu nehmen, ſein „Nervenſaitenſpiel" zu brechen, — bis endlich der Tag erſchien, da er wie „der Sterbende" in ſeinem Gedicht ausbrach:

Heiliger Allgeiſt!
Hier draußen will ich
Empfangen des letzten,
Verathmen des letzten
Lebenshauchs Wehen,
Einmal noch trinken
Aus deinem blauen,
Stets umgewandten,
Grundloſen Becher,
Aus welchem du ſpendeſt
Tageslicht und Thau.

Schack Staffeldts Name ist heutzutage, obgleich bekannt und angesehen, der großen nordischen Lesewelt wenig mehr als ein Name. An einzelnen begeisterten Fürsprechern hat es ihm nicht gefehlt. Im Jahre 1820 wurde ein plumper Versuch, ihn zu verherrlichen, in einer Broschüre unternommen, die den Titel „Natur und Kunst" führte und die geschmacklose Dedication: „Schack Staffeldt. Geheiliget werde Dein Name", trug. In Ehren ist sein Name gehalten worden, aber volksthümlich wurden seine Gedichte deswegen nicht. Nach seinem Tode spielte Heiberg seinen Namen gegen Oehlenschläger aus, verherrlichte seinen Tiefsinn, pries seinen Ernst und seine philosophische Bildung und hob seine rein lyrische Begabung als ein Talent allerersten Ranges hervor. Staffeldt fand dann leidenschaftliche Bewunderer wie Kaalund, der ihn in schönen Versen verherrlicht hat, er fand auch Nachäffer, wie einen gewissen Deichmann, dessen Gedichte nur Nachklänge der seinen enthalten. Aber unpopulär war und blieb er. Das liegt in der Art seiner Begabung. Als halber Nichtdäne stand er außerhalb des innigen Zusammenhanges, der die dänische Poesie mit dem dänischen Wesen und der dänischen Natur verknüpft. Und doch ist er mit beiden verbunden.

Man denke an eine jener Mondscheinnächte, wie der dänische Sommer deren jährlich fünf oder sechs hat, eine Sommernacht am Sund, entzückend mit ihrem rothen Schimmer über dem Meer im Norden, hell von Mondenstrahlen, dufterfüllt und noch warm von der Sonne des Tages, mit ihrer reinen blonden Luft, die die Lungen erquickt und süßer, inniger als Wein berauscht, eine der Nächte, in denen das Weib Sehnen, der Mann Begierde fühlt, und in denen das Herz weit mehr als die Sinne schmachtet.

So oft ich an Schack Staffeldt denke, fällt eine solche Nacht mir ein. Ihre Schönheit ist die Schönheit bei ihm, denn ihm war Schönheit nicht so sehr die von innen ausgeprägte Form, als der äußere, über Gestalten und Formen geworfene Schimmer, jener überirdische Schimmer, der verklärend, leicht färbend, wie Silberglanz auf der Natur liegt. Ihre Stimmung ist seine Stimmung, eine mystische Schwärmerei, die das Irdische und Ueberirdische in einer Brautnacht der Schönheit in eins verschmolzen schaut, und ihr Verlangen ist sein Verlangen — eine Sehnsucht, die in einem nordischen Mondenstrahl schmachtet und zittert.

ihm nicht zu helfen; und man verſtand damals beſſer Wunden zu ſchlagen, als ſie zu heilen.

Obgleich der Graf ſich nichts vorzuwerfen hatte, fand er es doch räthlich, ſich nach England zurückzuziehen, von wo er nur, um den Hugenotten zur Hülfe zu eilen, nach Frankreich zurückkehrte, woſelbſt er Gelegenheit hatte, in Rouen, in der Normandie, in Navarra, im Languedoc u. ſ. w. ſich militäriſch auszuzeichnen, und kaum dem Blutbad der Bartholomäusnacht zu entgehen im Stande war. Auch bemühte er ſich, wiewohl vergeblich, in England Hülfe zu werben für die Stadt und Feſtung Rochelle, welche der Herzog von Anjou belagerte. Als nun ein Waffenſtillſtand zwiſchen dem König und den Hugenotten und eine Amneſtie für die Letzteren zu Stande kam, ſtellte er ſich der Königin Maria von Medici in Erwartung ritterlicher Behandlung zur Verfügung. Dieſe aber ließ ihn in ein elendes Gefängniß werfen und ihm den Proceß machen wegen des Todes des Königs Heinrichs II.

Die Richter wußten aber, obgleich man alle Grade der Folter anwandte, keine Schuld auf ihn zu bringen. Da erhob man eine neue Anklage, weil er Rochelle mit Hülfe der Engländer habe entſetzen wollen. Das ſei, ſo behauptete man fälſchlich, in dem Generalpardon nicht mit einbegriffen. Er wurde verdammt, auf einer Kuhhaut nach der Richtſtätte La Grève geſchleift und daſelbſt auf das Rad geflochten zu werden. Er und ſeine Familie ſollten des Adels und aller Güter verluſtig gehen. Dies Urtheil wurde 1574 vollzogen. Er ſtarb mit großer Standhaftigkeit, obgleich man ihn ſchon vorher durch die Tortur ſchrecklich zugerichtet hatte. Seinen Nachkommen gelang es, ihr Vermögen in England zu erhalten und zu vermehren, und die Grafſchaft Mongommery wieder zu erwerben. Sie baten bei dem Hofe um Gnade und wurden, da ſie den proteſtantiſchen Glauben abſchworen, als reuige Sünder mit Freuden aufgenommen und in ihre Würden und Güter wieder eingeſetzt. Von nun an waren ſie ſehr eifrige Katholiken, vergaßen, wie der Graf Gabriel geendet, und ſpielten wieder eine Rolle, wenigſtens bei Hofe.

In dem Jahre 1687, alſo vor beinahe zweihundert Jahren, wo unſere Geſchichte anhebt; wohnte der Graf Franz von Mongommery, ein Nachkomme des etwa hundert Jahre früher auf das Rad geflochtenen Grafen Gabriel, in Paris, um ſich dort an der Gunſt des Hofes zu ſonnen. Nur ausnahmsweiſe wohnte er in der Normandie, oder auf einem ſeiner andern in der Nähe von Paris gelegenen Landſitze.

Montag, den 22. September 1687, war der Graf mit ſeiner Gemahlin und mit ſeinem Almoſenier, dem Abbé Franz Gagnard, und mit ſeiner Dienerſchaft nach ſeinem Landſitze Ville-Bouſſin in der Nähe von Paris gegangen in der Abſicht, dort bis zum Freitag zu bleiben. Sie kehrten aber ſchon einen Tag früher wieder. Der Graf hatte nämlich irgendwo am Weißzeug rothe Flecke wahrgenommen, die er für Blut hielt; und da er ſehr abergläubiſch war, ſo hatte ihm dies einen ſolchen Schrecken eingeflößt, daß er

Hals über Kopf wieder zurückkehrte. Der Graf und die Gräfin kamen in der Kutsche. Eine Stunde darauf kamen der Almosenier, der Page und der Kammerdiener des Grafen. Letztere waren geritten. Nach Ankunft der Letzteren bemerkte man, daß ein kleiner Saal im Erdgeschoß, in welchem diese Leute schliefen, offen stand und die Thür nur angelehnt war, obgleich sonst während der Abwesenheit des Grafen und seiner Leute dieser Raum verschlossen war, und der Abbé und Almosenier Gagnard versicherte, den Schlüssel zweimal umgedreht und dann mitgenommen zu haben.

Das war am Donnerstag den 25. September 1687.

Am folgenden Tag, am Freitag, machte der Graf dem Herrn Deffita, dem obersten Criminalbeamten in Paris, welcher den Titel „Lieutenant Criminel du Châtelet" führte, die Anzeige, während seiner, des Grafen, dreitägiger Abwesenheit auf dem Lande habe man in seiner Wohnung einen Reisekoffer mit Gewalt erbrochen und daraus 13 000 Livres in Silber, 11 500 Livres in Gold, in spanischen Doppelpistolen nämlich, ferner 100 Stück neu geprägte scharf geränderte Louisd'ors, sowie endlich eine Halsschnur von Perlen, im Werthe von 4000 Livres, gestohlen.

Der „Lieutenant Criminel" gerieth in Aufregung über einen so großen Diebstahl bei einem so hochstehenden Manne. Er beschloß, die Sache mit dem größten Eifer in die Hand zu nehmen und nicht eher zu ruhen, als bis er den Dieb ermittelt und dem Grafen Mongommery wieder zu seinen Sachen verholfen habe. Er begab sich sofort mit dem Procurator des Königs (Procureur du Roi) und einem Polizei-Commissar zum Zweck der Untersuchung in die Wohnung des Grafen.

Ich schreibe nicht, um Sensation zu erregen oder die Neugierde und Ungeduld des geneigten Lesers auf die Folter zu spannen, sondern um die Schwäche und Hülflosigkeit menschlicher Gerechtigkeit in das richtige Licht zu setzen, damit man die nöthigen Lehren daraus ziehe und die Justiz besser mache.

Deshalb will ich hier gleich vorausschicken, daß der Criminal-Lieutenant sich durch seinen Feuereifer und durch die Sucht, sich einem großen Herrn mit Erfolg dienstbar zu erweisen, auf eine falsche Spur führen ließ, welche er mit eben so viel Unverstand als Hartnäckigkeit festhielt, dergestalt, daß er gegen alles Uebrige blind ward und die wichtigsten Untersuchungshandlungen versäumte. Dies führte dazu, daß man einen Unschuldigen folterte und auf die Galeeren schickte, wo er alsbald in Folge der grausamen Mißhandlungen seinen Tod fand; daß man eine unbescholtene Familie ihres Oberhauptes, ihres Vermögens und ihrer Ehre beraubte; und daß die wirklichen Schuldigen erst nach fünf Jahren — weniger durch die Thätigkeit der Untersuchungsrichter, als durch eine Reihe eigenthümlicher Zufälle, in deren Zusammentreffen man das Werk der zwar verspätet aber gerecht waltenden Vorsehung erblickte — ermittelt und bestraft wurden — zu einer Zeit, wo es schon zu spät war, die früheren Mißgriffe der Richter alle wieder gut zu machen.

Der wirkliche Dieb und Anſtifter des Diebſtahls war nämlich der Abbé Gagnard, auf welchen nicht der geringſte Verdacht fiel, weil er im Vertrauen des Grafen viel zu hoch ſtand, und weil er ja auch abweſend war, während die Sachen geſtohlen wurden. Die Ausführung des Diebſtahls hatte er einem ſchlechten Subject übertragen, einem ehemaligen Soldaten, Abenteurer und Verbrecher, Namens Beleſtre, mit welchem ihm die Neigung zu geheimen Orgien zuſammengeführt hatte. Dieſer Menſch hatte nach Anleitung des Abbé, während dieſer mit dem Grafen auf dem Lande war, den Diebſtahl ausgeführt, war aber durch die verfrühte Rückkunft geſtört worden, bevor er noch Alles aus dem Haus geſchafft hatte. Ein Theil der Beute ſteckte im Bette des Abbé; und der Dieb hatte, als er die Ankunft des gräflichen Ehepaares vernahm, ſchleunigſt ſeine Perſon in Sicherheit gebracht, unter Zurücklaſſung des Geldes. Auch hatte er in der Eile der Flucht die Stubenthüre, welche er mit einem Nachſchlüſſel geöffnet hatte, nicht wieder geſchloſſen. Deshalb fand man, wie ich bereits bemerkt habe, die Thüre bei der Rückkehr offen. Man hat auch die Geldſäcke in dieſem Zimmer vorgefunden; und der Abbé Gagnard, welcher ſpäter Alles geſtanden, verſicherte, er würde damals, wenn man ihn bei der Viſitation gleichſam in flagranti ergriffen und zur Verantwortung gezogen hätte, nicht die Stirne gehabt haben, zu leugnen.

Ich werde darauf wieder zurückkommen, wenn ich die ſpäteren Ereigniſſe erzähle. Zunächſt muß ich die Hergänge vom September 1687 darſtellen und wodurch man auf die falſchen Spuren gerathen.

Dazu muß ich im folgenden Capitel eine kurze Schilderung des damaligen Paris, des Hauſes in der alten Rue Royale, in der Nähe der im Jahre 1789 — etwa hundert Jahre ſpäter — niedergeriſſenen Baſtille und der Bewohner des Hauſes geben.

II. Der Schauplatz der That.

Das Paris von 1687 war himmelweit von dem heutigen unterſchieden.

Schön waren ja auch damals ſchon die Paläſte des Königs nebſt den dazu gehörigen Ziergärten, Parks und Promenaden. Schön war eine Anzahl von öffentlichen Gebäuden und Kirchen. Schön war die Seine-Inſel ſowie die beiden Ufer des Fluſſes im Mittelpunkt der Stadt.

Aber das Uebrige war häßlich, namentlich derjenige Theil der Stadt, wo das eigentliche Volk wohnt. Da ſah man lange, enge und winkelige Straßen; elende Häuſer von Holz, Fachwerk und Stroh, die eine, im Vergleich zu ihrer ſchlechten Beſchaffenheit ganz unverhältnißmäßige Höhe hatten, und zum Theil recht baufällig waren; ſchlecht genährte Menſchen; Unglückliche mit Beulen und Wunden, und eine Menge kleiner Kinder, welche außer dem Schmutze, der ſie bedeckte, faſt nichts auf dem Leibe trugen.

Um es kurz zu ſagen, wie Berlin erſt ſeit 1866, ſo iſt Paris erſt ſeit 1789 eine ſchöne Stadt geworden. Damals, 1687, war Paris hübſch für

die winzige Minorität der Privilegirten, aber ein übeler Aufenthalt für die übrigen Menschen.

Auch die nächste Umgebung des stattlichen Hauses der Rue Royale bestand aus bösen Spelunken. Dort trieb der Abbé Gagnard sein lichtscheues Wesen, von dem man natürlich in der Wohnung des Grafen Mongommery nichts wußte. Da galt er für heilig, und man kannte nicht sein Verhältniß zu dem Verbrecher Belestre.

Das Haus Rue Royale hatte ein Erdgeschoß und darüber drei Stockwerke. Es gehörte einem reichen Grundbesitzer, der nicht darin wohnte. Früher war das ganze Haus an einen Herrn Lorenz Guillemot d'Anglade vermiethet. Da derselbe aber Vermögensverluste erlitten und dadurch genöthigt wurde, sich einzuschränken, so hatte er sich auf die beiden oberen Stockwerke zurückgezogen; Erdgeschoß und erster Stock waren seitdem zuerst an einen Herrn Grimaudet und nachdem dieser ausgezogen, an den Grafen Mongommery vermiethet. Während Grimaudet hier wohnte, war ihm sein Tafelsilber gestohlen worden. Der Dieb hatte, wie man vermuthete, den Schlüssel zum Haupteingang mitgenommen, welcher seitdem fehlte. Es war nicht gelungen, den Dieb zu ermitteln. Auf die Hausgenossen einen Verdacht zu werfen, war Niemand eingefallen.

Das Erdgeschoß bestand aus drei Abtheilungen, deren jede einen besonderen Eingang nach einer Gallerie hatte, welche zu dem Thor des Hofes führte. Die eine dieser Abtheilungen hatten Gagnard, der Almosenier des Grafen, der Page und der Kammerdiener zu ihrem Quartier; die beiden andern dienten zu verschiedenem häuslichen Gebrauche. Diesen drei Eingängen gegenüber, auf der linken Seite der Gallerie, war eine Treppe, die zu den Zimmern des Grafen und der Gräfin, eine Treppe hoch, führte. Hier kam man zuerst in ein Vorzimmer, auf dieses folgte ein Wohnzimmer, an welchem ein Cabinet war, worin Geld und Kostbarkeiten aufbewahrt wurden.

In diesem Cabinet lagen gerade damals verschiedene Säcke mit Geld, das der Graf kurz vorher eingenommen hatte, nämlich 13 Säcke von je 1000 Livres in Silbergeld, ein Sack mit 11 500 Livres in spanischem Golde, und ein Sack mit 100 Rand-Louisd'ors, in den Jahren 1686 und 1687 geprägt. Alles dies war, nebst einem Perlenhalsbande, in einem Reisekoffer verschlossen.

Im zweiten und dritten Stocke des Hauses wohnte also Lorenz Guillemot von Anglade mit seiner Gattin, Franziska von Saint-Martin. — In einem Nebengebäude auf der anderen Seite des Hofes waren noch einige Zimmer, in welchen die Schwester des Herrn von Anglade, eine Schwägerin der Gräfin, einige Stickerinnen, die für den Grafen arbeiteten, und die Kammerfrau der Gräfin ihre Wohnung hatten.

So viel von den Räumen.

Von den Bewohnern derselben kommen der Graf von Mongommery und Sieur d'Anglade in erster Linie in Betracht.

Der Graf Franz hatte alle Fehler eines Grand-Seigneur, aber nicht die Tugenden eines ſolchen. Er war weder Gelehrter noch Soldat, ſondern lebte von den Einkünften ſeiner Güter. Er liebte namentlich nicht heroiſche Thaten. War doch ſein berühmter Ahn Gabriel um ſolcher willen auf das Rad geflochten worden. Dies ließ ſich Franz zur Abſchreckung dienen. Er zog einen geſchäftigen Müßiggang vor.

Er hatte einen ſehr ungleichen Charakter. Sehr verſchwenderiſch für ſein eigenes Vergnügen, war er ſparſam für Andere. Zuweilen ſogar geizig und ohne Delicateſſe in Geldangelegenheiten. Er legte den größten Werth auf ſeine Stellung bei Hof und in der Geſellſchaft und entfaltete, um letztere zu wahren, einen erheblichen Luxus, auch in Betreff der Dienerſchaft.

Da er für ſehr fromm und gläubig gelten wollte, hielt er ſich ſogar einen Abbé als „Almoſenier", obwohl man von ſeiner Mildthätigkeit nicht viel wußte. Dieſer Abbé Gagnard war dem Grafen geiſtig überlegen. Er übte einen großen Einfluß auf denſelben. Der Abbé galt für das Muſter eines glaubensſtrengen und ſittenreinen Prieſters. Insgeheim aber huldigte er der Libertinage.

Der Graf pflegte Jedem Alles zu verſprechen und Keinem irgend Etwas zu halten. Seine Vermögensverhältniſſe hätten glänzend ſein können, aber ſie waren ſchlecht geregelt. Denn der Graf neigte allzu ſehr zur Indolenz und Unordnung. Nur zuweilen wurde er heftig und dann kannte ſein blinder Eifer keine Grenzen.

Die Gräfin war gutmüthig und leichtſinnig. Ihr Sinnen und Trachten war nur darauf gerichtet, ſich nach Kräften zu amüſiren. Den Launen und den Eigenheiten ihres Mannes pflegte ſie ſich mit Reſignation unterzuordnen weil ſie ihm keine Kinder zu ſchenken vermochte.

Sprechen wir nun von dem Sieur d'Anglade. Er galt für einen Edelmann und für einen Mann von großem Vermögen. In Wirklichkeit war er weder das Eine noch das Andere. Er war ein Mann von niederer Herkunft und beſaß nur ein beſcheidenes Vermögen, aus dem er jedoch eine hübſche Rente herauszuſchlagen wußte. Er war kaum im Stande, über ſeine Eltern befriedigende Nachricht zu geben, geſchweige denn ſechzehn Quartiere nachzuweiſen. Er beſaß einen alten Steinhaufen, den man das „Chateau d'Anglade" nannte, und danach hatte er ſich, oder man ihn „Sieur d'Anglade" betitelt. Er verhielt ſich dagegen nicht abwehrend. Denn, ſagte er ſich im Stillen, eine adelige Familie des Namens Anglade giebt es nicht in ganz Frankreich; und wenn ich mir dieſen Namen aneigne oder gefallen laſſe, ſo begehe ich an Niemandem ein Unrecht. Der berühmte Abenteurer und Memoirenſchreiber Jacob Caſanova, in Vielem ein Prototyp des achtzehnten Jahrhunderts, bediente ſich derſelben Entſchuldigung, als man ihn fragte, mit welchem Rechte er ſich Sieur de Seingalt nenne. Man nahm es früher nicht ſo genau mit dergleichen und unſer Sieur d'Anglade würde unangefochten als Edelmann gelebt haben und geſtorben ſein, wenn er nicht

unſchuldigerweiſe zum Gegenſtand einer Unterſuchung gemacht worden wäre, in welcher man darauf aus war, ſein Herz und ſeine Nieren zu erforſchen, ohne daß man, abgeſehen von jener Schwäche der Eitelkeit, irgend etwas Unehrenhaftes an ihm oder an ſeiner Familie zu entdecken vermochte.

Bis dahin, d. h. bis zum September 1687, herrſchte nicht der geringſte Zweifel darüber, daß Herr von Anglade ein Edelmann ſei ſo gut wie jeder Andere. Er hatte die Umgangsformen eines ſolchen und dabei ſtolze, ſogar hochfahrende Manieren, was dem alten Parlamentsadvocaten Gayot de Pataval, der ſelber ein vornehmer Herr war, als er 1733 dieſen Fall zum erſten Mal juriſtiſch darſtellte, veranlaßte, eine ſinnreiche Bemerkung einzuflechten:

„Wirklich von Geburt vornehme Leute haben das Bewußtſein dieſer Stellung und fühlen daher durchaus kein Bedürfniß, ſich durch Aeußerlichkeiten und Eitelkeiten noch höher hinaufzuſchrauben. Aber ein Mann, dem das Geſchick dieſe Stellung verſagt hat und der vom Ehrgeiz verzehrt wird, iſt hochnaſig bis zur Dummheit. Seine falſche Größe iſt eine wirkliche Kleinheit. („Ca fausse grandeur est une vraie petitesse.“)

In der That hatte Herr von Anglade die Schwäche, welche man als die „der kleinen Hunde“ bezeichnet, weil es dieſen kleinen Thierchen viel Vergnügen und Ehre dünkt, mit den großen Hunden zu gewiſſen Verrichtungen mitlaufen zu dürfen; und es war ihm wirklich gelungen, in der beſten und vornehmſten Geſellſchaft zugelaſſen und ſogar dort angepumpt zu werden. So ſchuldete ihm z. B. der Duc de Grammont 6000 Livres auf Handſchein.

Der Sieur d'Anglade hatte eine ſchöne und große Wohnung, er hielt Dienerſchaft, Wagen und Pferde, beſuchte die vornehmſten Spielclubs und wachte überall mit mißtrauiſchen Argusaugen darüber, daß man ihm die Ehre anthat, die er bedurfte.

Auch mit dem Grafen Franz von Mongommery und deſſen Gemahlin pflogen die Anglades Umgang, obgleich derſelbe nicht gerade einen ſehr vertraulichen Charakter annahm. Anfang September hatten die Mongommerys die Anglades eingeladen, ein paar Tage mit ihnen auf ihrem Edelſitz Ville-Bouſſin zuzubringen. Die Einladung war anfangs angenommen, nachträglich jedoch wieder abgelehnt worden, ſo daß der Graf mit den Seinen allein reiſte. Vor der Abreiſe hatte ſich Herr von Anglade den Hausſchlüſſel des Grafen ausgebeten, weil er während der fraglichen Tage jeden Abend außerhalb ſpeiſen werde. Gleichwohl hatte er am 22. und 23. zu Hauſe geſpeiſt.

Am Tage der Rückkehr des Grafen, Donnerstag den 25. September, hatte Herr von Anglade auswärts ſoupirt, und zwar bei der Präſidentin Robert. Er kam erſt um elf Uhr Abends nach Hauſe. Die Abbés de Villars und de Fleury, welche dort mitgeſpeiſt hatten, gaben ihm das Geleite nach Hauſe; und da die Drei hörten, der Graf und die Gräfin ſeien zwei Stunden vorher vom Lande zurückgekehrt und befänden ſich noch im Speiſeſaale, ſo ließen ſie ſich melden, um wegen der glücklichen Rückkehr ihre Aufwartung zu machen. Sie wurden angenommen. Man holte auch noch die Frau

von Anglade aus dem zweiten Stocke herunter, und man ſaß bis nach Mitternacht in einer angenehmen und belebten Unterhaltung. Als man ſich trennte, war es bereits Freitag, und an dieſem verhängnißvollen Freitag machte der Graf von Mongommery die Entdeckung und die Anzeige des Diebſtahls, und der „Lieutenant Criminel du Châtelet" erſchien in dem Hauſe der Rue Royale zur Unterſuchung.

III. Die falſche Spur.

Als der Lieutenant Criminel durch den Grafen von den Umſtänden unterrichtet worden war, welche ich in den früheren Capiteln erzählt habe, als er vernahm, daß die Kammer, in welcher der gewaltſam geöffnete Koffer ſich vorfand, nach wie vor wohl verſchloſſen befunden worden war, daß Herr und Frau von Anglade die Einladung nach dem Landſitze des Grafen, welche ſie zuerſt angenommen, nachträglich abgelehnt hatten; daß ſich dieſelben von dem Grafen, bevor er abreiſte, den Hausſchlüſſel hatten geben laſſen; daß Herr von Anglade, der ſonſt jeden Abend ausgegangen, während der Abweſenheit des Grafen zu Hauſe geblieben und ganz gegen ſeine Gewohnheit auch zu Hauſe ſoupirt hatte; daß Herr von Anglade wußte, daß der Graf Mongommery dieſe großen Summen Geldes eingenommen und da liegen hatte (denn der Graf hatte dies ſelber dem Sieur d'Anglade berichtet und Dieſer hatte ſogar Jenem verſprochen, ihm behülflich zu ſein bei deren anderweitiger Placirung); daß endlich bei dem Herrn Grimaudet, dem früheren Aftermiether des Herrn von Anglade, ein großer Diebſtahl verübt worden war, ohne daß es gelang, den Dieb zu entdecken: richtete der Criminal-Lieutenant ſeinen Verdacht ſofort ausſchließlich gegen die Anglades.

Dieſe Schlußfolgerung, welche ihn von allen weiteren Nachforſchungen, die ſich nicht in derſelben Richtung bewegten, abhielt, war eine übereilte.

Denn wenn man, was nicht geſchah, den Verdächtigten über alle dieſe Verdachtsgründe gehört hätte, ſo ließ ſich ein Jeder derſelben bis zu einem gewiſſen Grade entkräften.

Allerdings muß es prima vista auffallend erſcheinen, daß Anglade die Einladung des Grafen zuerſt annimmt und dann ablehnt. Indeſſen, wenn er ſtehlen wollte, würde er ſofort abgelehnt haben, und außerdem gab es einen beſonderen Grund für die Aenderung der Entſchließung. Nämlich folgenden:

Am 2. September hatte die Schweſter des Grafen Mongommery in der Abtei von Panchemont ihr Gelübde als Nonne abgelegt. Zu dieſer Feierlichkeit waren auch Herr und Frau von Anglade eingeladen worden. Nach der Feierlichkeit fand ein Eſſen ſtatt. Zu dieſem ſuchte man nur die Frau von Anglade zurückzuhalten. Ihn ließ man gehen. Sein mißtrauiſches und leicht verletzbares Gefühl fand darin eine Kränkung. Dies war die Urſache, warum er die bereits gegebene Zuſage für den Landaufenthalt in Ville-Bouſſin wieder zurücknahm. „Sa fausse grandeur était une vraie

petitisse", und dies Mal sollte seine falsche Ambition verhängnißvoll für ihn werden.

Die Geschichte mit dem Hausschlüssel war eben so wenig bedenklich. Sonst führte denselben der Thürhüter des Grafen. Derselbe war für die paar Tage beurlaubt. Statt dessen wurde das Schlüsselamt einem Diener des Herrn von Anglade anvertraut. Jedenfalls aber bedarf Jemand, der ja ohnedies schon im Hause wohnt, nicht des Hausschlüssels, um im Hause zu stehlen.

Niemand kann es auffallend finden, daß Herr von Anglade an einigen Tagen ausnahmsweise einmal zu Hause soupirt hat. Gewiß wußte Herr von Anglade, daß der Graf Mongommery die große Summe Geldes eingenommen hatte. Allein es wußten es auch zahlreiche andere Personen, z. B. der Abbé Gagnard. Der Graf pflegte überhaupt mit seinem Reichthum zu renommiren.

Endlich wegen des früheren Diebstahls hatte weder der Bestohlene, Herr Grimaudet, noch sonst irgend Jemand einen Verdacht gegen die Familie Anglade.

Der Criminal-Lieutenant beschloß, eine allgemeine Haussuchung in allen Räumen und bei Allen, welche in dem Hause wohnten und sich aufhielten, zu halten. Dieser Beschluß war nicht zu tadeln; denn es war nicht unwahrscheinlich, daß ein Hausgenosse bei dem Diebstahl mitgewirkt habe.

Allein, wie wir sehen, vollzog der Beamte seinen Beschluß nur theilweise.

Nachdem er den Beschluß verkündet, waren es Herr und Frau von Anglade, welche baten, bei ihnen mit der Haussuchung den Anfang zu machen. Der Criminalbeamte that dies. Man untersuchte jeden Raum und jeden Behälter im zweiten und dritten Stockwerk, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Dann stieg man hinauf auf den Speicher. Die Frau von Anglade stieg nicht mit. Sie war, so sagte sie, von der langen und anstrengenden Procedur zu sehr ermüdet. Sie war guter Hoffnung.

Auf dem Speicher fand der Criminalbeamte in einem Koffer mit Leinwand in der That Goldmünzen. Es waren neue Rand-Louisd'ors mit dem Gepräge von 1686 und 1687. Es waren 70 Stück. Sie waren in ein Papier gewickelt, das eine Zeichnung trug, die mit einem Stammbaum Aehnlichkeit hatte.

Der Graf Mongommery erklärte sofort mit unziemlicher Hast und ohne alle Ueberlegung, das seien seine Louisd'ors und das sei sein Stammbaum. Besondere Kennzeichen, warum diese Münzen die seinigen seien, wurden von ihm weder verlangt noch gegeben. Es war aber in den beiden letzten Jahren eine große Anzahl solcher Louisd'ors ausgeprägt und in den Verkehr gebracht worden. Eben so wenig hat eine Prüfung des Stammbaums oder sagen wir lieber: des angeblichen Stammbaumes, stattgefunden. Man hat den Inhalt der Zeichnung und Beschreibung nicht festgestellt. Es konnte sonach eben so gut auch irgend ein anderer Stammbaum sein, wenn es überhaupt ein Stammbaum war, was nicht ermittelt wurde.

Statt alles Das zu unterſuchen, begnügte man ſich mit der übereilten Verſicherung des Grafen.

Der Criminal-Lieutenant erklärte:

„Da dieſe Münzen und dieſes Papier nach der Verſicherung des Grafen geſtohlen ſind, ſo muß ich Beides mit Beſchlag belegen. Mein Herr, zählen Sie ſelbſt die Münzen nach, bevor ich ſie an mich nehme.“

Herr von Anglade kam dieſer Aufforderung nach. Er zählte die Münzen in großer Aufregung und ſagte dabei: „Ich zittere.“

Die Dienerſchaft, welche zugegen war und dies hörte, raunte dem Criminalbeamten zu: Herr und Frau von Anglade ſeien auch am Donnerſtag Abend, als ſie die unerwartete Nachricht erhielten, Mongommerys ſeien ſchon wieder da, wie verſteinert geweſen. Der Beamte ſchien auf dieſen Dienſtbotenklatſch hohen Werth zu legen.

Herr und Frau von Anglade wußten nicht ſofort anzugeben, woher das Geld rühre, und verwickelten ſich in einige Widerſprüche, indem der eine Ehegatte Umſtände angab, von welchen der andere erklärte, daß er ſich deſſen nicht entſinne.

Als ſie nun wieder die Treppen hinunterſtiegen und an das Zimmer kamen, worin der Almoſenier, der Page und der Kammerdiener ſchliefen, erlaubte ſich die Frau von Anglade, den Criminal-Lieutenant Deffita darauf aufmerkſam zu machen, daß man bei der Rückkehr des Grafen dies bei der Abreiſe verſchloſſene Zimmer offen gefunden habe.

„Ich meine,“ ſagte ſie, „man muß ſich an den Kammerdiener halten und vor Allem hier ſuchen, vielleicht wird man in ihm den Thäter entdecken.“

„Welch ein Unſinn!“ rief der Graf. „Der Kammerdiener war mit mir auf dem Lande und iſt erſt geraume Zeit nach mir zurückgekehrt. Wie kann man einen Verdacht auf ihn werfen? Wann ſoll er es denn gethan haben? Nein, nein, gethan hat es der, welcher meine Rand-Louisd'ors in meinen Stammbaum gewickelt hat. Wer das Eine genommen, hat auch das Andere geſtohlen.“

Der Lieutenant Criminel ſchien dem beizuſtimmen, gleichwohl wurde das Zimmer unterſucht und man fand unter dem Bette des Abbé Gagnard verſteckt ſechs Säcke mit Silbergeld, welche der Graf als ihm geſtohlen anerkannte. Fünf Säcke enthielten ein jeder Tauſend Livres. In dem ſechſten fehlten an dieſer Summe nur 219 Livres.

Man ſollte denken, dieſer Fund hätte dem Verdacht des Criminalbeamten eine andere Richtung geben ſollen. Merkwürdiger Weiſe aber beſtärkte er denſelben nur in ſeinem falſchen Verdachte. Er ſagte ſich:

„Woher weiß die Frau von Anglade, daß hier der Raub verborgen war, wenn ſie ihn nicht ſelbſt hierher verſteckt hat? Offenbar ſind ſie und ihr Mann bei dem Diebſtahl geſtört worden und haben deshalb dies proviſoriſche Verſteck gewählt, aus welchem das Geld abzuholen ſie durch die verfrühte Rückkehr des Grafen gehindert wurden. Vielleicht hat man auch das

Geld nur deshalb hier verborgen, weil man hoffte, damit den Verdacht auf eine falsche Spur zu lenken. War es nicht die Frau von Anglade, welche auf Visitation dieses Zimmers drang, weil sie wußte, daß man hier die Säcke mit Geld finden werde? Allerdings war dies ein etwas verzweifeltes Mittel. Allein sie griff ja auch erst dann zu demselben, nachdem man auf dem Boden die gestohlenen Rand-Louisd'ors gefunden."

Der Graf bestärkte den Criminalbeamten in dieser vorgefaßten Meinung.

„Meine Leute, der Abbé, der Page und der Kammerdiener, sind während der drei Tage nicht aus meinen Augen gekommen. Ihre Rückkehr erfolgte später als die meine. Wann hatten sie also Zeit, einen Diebstahl zu begehen? Nein, nein, ich richte meine Anklage nur gegen die Anglades und behaupte, daß sie es gethan haben. Ich stehe für meine Leute, daß sie mit dem Diebstahl nichts zu thun haben."

Dies genügte, um bei dem Lieutenant Desfita jeden Zweifel zu heben. Wie konnte er eine andere Meinung haben, als die des Grafen? Er trat auf Herrn von Anglade los, sah ihm starr in die Augen und sprach die seltsamen Worte:

„Einer von uns, mein Herr, entweder Sie oder ich, muß den Diebstahl begangen haben."

Er fand es nun überflüssig, die Haussuchung fortzusetzen und die Inhaber jenes Zimmers, den Abbé, den Pagen oder den Kammerdiener zu vernehmen. Er verfügte die Verhaftung der Eheleute Anglade. Als man den Mann bei seiner Aufnahme in das Gefängniß körperlich visitirte, fand man bei ihm 17 gewöhnliche (nicht geränderte) Louisd'ors und eine spanische Doppelpistole (in Gold).

Der Criminalbeamte hob die letztgenannte Münze triumphirend in die Höhe.

„Da haben wir," so rief er, „nunmehr auch dieses Corpus delicti! Die geränderten Louisd'ors haben wir auf dem Speicher, die silbernen Livres unter dem Bette gefunden. Es fehlten nur noch die spanischen Doppelpistolen. Nun haben wir auch eine von diesen. Quod erat demonstrandum!"

Der edle Graf von Mongommery verstand zwar kein Latein. Aber er nickte lebhaften Beifall.

IV. Der Justizmord.

Die Untersuchung ging nun ihren Gang. Aber sie förderte nichts wesentlich Neues zu Tage. Man suchte Herrn und Frau von Anglade in Widersprüche zu verwickeln, namentlich in Betreff der auf dem Boden gefundenen Louisd'ors, was auch bis zu einem gewissen Grade gelang. Man ermittelte, daß Beide niedriger Herkunft waren, und daß sie zu Unrecht für Edelleute gegolten, oder sich dafür ausgegeben hätten. Man ermittelte, daß ihr regelmäßiges Einkommen nur 1950 Livres pro Jahr betrug, daß sie aber mehr brauchten und doch keine Schulden hätten. Namentlich in dem gänzlichen

Mangel an Schulden fand der Criminal-Lieutenant einen wichtigen Verdachtsgrund. Gleichwohl aber bemühte er sich auf der anderen Seite festzustellen, Herr von Anglade sei dem Spiel und dem Wucher ergeben, was dann wieder das Vorhandensein anderer Einnahmequellen und den Mangel an Schulden erklärt haben würde.

Die Untersuchung drehte sich beinahe gar nicht mehr um den Diebstahl in der Rue Royale, sondern um das ganze Leben, um die bürgerliche und gesellschaftliche Stellung des Ehepaares Anglade und dergleichen. Daß irgend ein Anderer den Diebstahl begangen haben könne, galt für unmöglich.

Der Graf von Mongommery verstärkte den Verdacht dadurch, daß er, wie dies das damalige französische Recht gestattete, sich in den Registern des Gerichtes als Ankläger gegen die Anglades einschreiben ließ, womit er eine Art Bekräftigung der Anklage und eine Verantwortung dafür übernahm, indem er sich als Civilpartei und Nebenkläger legitimirte.

Inzwischen schmachteten die Anglades im Gefängniß, — er im „Châtelet" und sie im „Fort l'Evêque". Herr von Anglade führt die beweglichsten Klagen: Er sitze in einem dumpfen unterirdischen Raume, zu welchem die Luft keinen Zutritt habe; und obgleich er von Natur schwach und seit Jahren schon krank sei, habe er doch kein Lager, als etwas halb verfaultes Stroh, und keine Nahrung als hartes schwarzes Brot, von welchem er jedoch nicht einmal so viel erhalte, als nöthig sei, um seinen Hunger zu stillen.

Seine Frau liege in einem ähnlichen Loche. Man habe keinerlei Rücksicht darauf genommen, daß sie guter Hoffnung war, als die Verhaftung erfolgte. Die Folge sei eine verfrühte Niederkunft gewesen, welche sie an den Rand des Grabes gebracht habe.

Endlich habe man ihr die Gesellschaft ihres einzigen Kindes gestattet, eines Mädchens von fünf Jahren, das seiner Mutter nach Kräften beisprang, wenn sie ihre Ohnmacht-Anwandlungen hatte. Man verweigerte ihr jeglichen Beistand. Weder ein Arzt, noch ein Priester, noch ein Vertheidiger wurde zu ihr gelassen. Darauf wurde das Kind todtkrank, und dann erst wurde ein Arzt zugelassen. Auf dessen Bitten wurden die Gefangenen in ein anderes Gefängniß gebracht, das wenigstens ein Fenster hatte und einen Ofen. Das Fenster wurde jedoch so fest verstopft, daß es nicht mehr möglich war dasselbe zu öffnen, so daß die Gefangenen beinahe erstickt wären in dem Kohlendampfe, der keinen Ausweg mehr hatte.

Herr von Anglade erhob wegen dieser unwürdigen Behandlung und wegen des einseitigen Ganges der Untersuchung Beschwerde beim Parlament, dem obersten Pariser Gerichtshofe. Er verlangte einen anderen Richter, als den Criminal-Lieutenant Taffita, welcher sich von vorn herein fest gefahren hatte und ganz unter dem Einfluß des leidenschaftlichen Grafen Mongommery stand.

Das Parlament zog den Criminal-Lieutenant zur Verantwortung. Herr von Anglade faßte Hoffnung. Mit Unrecht. Was vermochte der, eines

jeden Beistandes und Verkehrs mit der Außenwelt beraubte Gefangene gegen seinen mächtigen Ankläger Mongommery und gegen den Criminalrichter Daffita, welchem alle Behörden zur Verfügung standen und dessen Versicherungen das Parlament Glauben schenken mußte, — kurz, der Alles in einer Person war: Ankläger, Untersuchungsrichter, Richter und Gefängnißdirector, und der namentlich in seiner letztgedachten Eigenschaft die Gefangenen unter seinem Griffe hatte.

Unter diesen Umständen war es nicht zu verwundern, daß das Parlament die Beschwerden des Herrn von Anglade verwarf und Herrn Daffita als Richter bestätigte. Daffita machte nun sofort Gebrauch von seiner neu befestigten Stellung. Er erkannte gegen Anglade „die peinliche Frage", d. h. die Folter. Anglade ergriff auch hiergegen Beschwerde. Allein das Parlament bestätigte nicht nur die Verfügung, sondern verschärfte auch noch dieselbe durch den Zusatz: „manentibus indiciis."

Diese verhängnißvolle Clausel hatte folgende Bedeutung: In der Regel unterwarf man den Angeklagten der Folter entweder, um von ihm seine Mitschuldigen zu erfahren — ein Fall, der hier nicht vorlag — oder um die unvollständigen Beweise durch sein Geständniß zu ergänzen und erst dadurch eine Verurtheilung möglich zu machen. Ueberstand er die Folter ohne zu gestehen, dann ließ man ihn laufen.

Jene Clausel aber wollte besagen: Es solle dem Angeklagten nichts helfen, auch wenn er die Folter überstehe, sondern es soll in diesem Falle weiter gegen ihn procedirt werden. Er soll also der Folter unterworfen werden „vorbehaltlich der Anzeichen und Beweise". Das war die Folter in ihrer ganzen blutigen Härte, ohne den kleinen Schimmer einer möglichen Rechtswohlthat, welcher sich sonst daran knüpfte.

Herr von Anglade wurde darauf der Folter bis zu ihren äußersten Graden unterworfen. Ich will diese empörenden Grausamkeiten hier nicht schildern, sondern mich darauf beschränken zu sagen: Anglade verließ nach achttägigen Martern die Folterkammer mit blutenden, verrenkten und gebrochenen Gliedern, aber mit dem Bewußtsein der Unschuld, welches ihm die Kraft gab, allen Qualen zu widerstehen, ohne ein Geständniß zu machen, d. h. ohne die Unwahrheit, wie man es von ihm verlangte, zu sagen.

Am 16. Februar 1688 sprach der Parlaments-Gerichtshof sein Urtheil. Es ging dahin:

„Der Gerichtshof verwirft alle Beschwerden und Appellationen gegen die Verfügungen des Châtelet und erkennt zu Recht:

„Anglade wird verurtheilt, ergriffen und geführt zu werden nach der Galeere des Königs, um daselbst während des Zeitraumes von neun Jahren als Ruderknecht der gedachten Majestät zu dienen; die Saint-Martin aber (damit war die Frau Anglade gemeint) wird auf neun Jahre verbannt aus der Haupt- und Residenzstadt Paris und ihr auferlegt, diesen Bann zu wahren, bei Meidung der durch die Declaration des Königs angedrohten

Strafen; zugleich wird ſie verurtheilt, 3000 Livres Buße an den König zu bezahlen. Sie, in ſolidariſcher Gemeinſchaft mit Anglade, wird ferner verurtheilt, dem Grafen von Mongommery 25 673 Livre zu bezahlen: desgleichen ihm zurückzugeben das Perlen-Halsband oder ihm ſtatt deſſen die Summe von 4000 Livres zu zahlen; Alles jedoch abzüglich der Summe von 5780 Livres (in den Säcken), welche ſofort dem edlen Herrn von Mongommery ſind ausgehändigt worden, der 70 geänderten Louisd'ors, die bei Gericht hinterlegt ſind, der ſpaniſchen Doppelpiſtole und der 17 gewöhnlichen Louisd'ors, welche laut Protokoll am 26. September 1687 dem Anglade im Gefängniß abgenommen wurden. Endlich werden der Anglade und die Saint-Martin in alle Unterſuchungs- und Gefängnißkoſten verfälligt, auch in diejenigen, welche gegen Maſſin und Robert erwachſen." (So hießen nämlich die Bedienten des Herrn von Anglade, welche man ebenfalls in das Gefängniß geworfen hatte.)

Damit der edle Herr und Graf von Mongommery, der die Verurtheilung der Anglades ſo eifrig betrieben, ſeinen Zweck ganz ſicher erreiche, wurde noch ſorgfältig hervorgehoben, daß ſeine Entſchädigungsforderung an dem Gut nicht nur, ſondern auch an dem Leib der Verurtheilten (d. i. durch Schuldhaft) zu vollſtrecken ſei, und daß dieſer Gläubiger den Vortritt habe auch vor der an den König zu leiſtenden Strafe.

Der höchſte Gerichtshof erkannte an, daß in Ermangelung eines Geſtändniſſes auf die ordentliche Strafe, welche das Geſetz für einen ſo großen und ſo raffinirten Diebſtahl androht, nämlich auf den Strick, nicht erkannt werden könne; dazu reichten die Beweiſe doch nicht aus: wohl aber reichten ſie aus, um auf eine außerordentliche Beſtrafung nach Maßgabe des Beweiſes — „poena extraordinaria pro modo probationis" — zu erkennen. Davon, daß, wenn die Beweiſe nicht ausreichen, man überhaupt auf gar keine Strafe — weder auf eine ordentliche noch auf eine außerordentliche, weder auf den Strick noch auf die Galeeren — erkennen dürfe, davon waren damals die Juriſten noch nicht zu überzeugen. Sie würden dieſe Meinung, an deren Richtigkeit heute Niemand mehr zweifelt, für ein höchſt gefährliches und revolutionäres Hirngeſpinnſt erklärt und in ihrer Verwirklichung den unfehlbaren Untergang von Thron und Altar, von Recht und Gerechtigkeit erblickt haben.

Herr von Anglade war auf der Folter ſo fürchterlich zugerichtet worden, daß er in eine ſchwere Krankheit verfiel. Der Prieſter ſpendete ihm die Sterbeſacramente und forderte ihn auf zu einem reuigen Bekenntniß ſeiner Sünden. Bei dieſer Gelegenheit erklärte Herr von Anglade, im Angeſicht des Richterſtuhls Gottes, auf das Feierlichſte mündlich und ſchriftlich, er ſei unſchuldig an dem Diebſtahl, er wolle aber nach dem Beiſpiele des Erlöſers ſeinen Feinden ihre Grauſamkeiten verzeihen.

Am 1. Mai 1688 wurde Anglade mit den anderen Galeerenſträflingen an eine gemeinſame große Kette geſchmiedet, um ſo nach dem Bagno in Marſeille escortirt zu werden.

Man mußte ihn jedoch bald wieder losſchmieden. Denn ſein von der Folter zerſtörter Körper war nicht im Stande, eine Bewegung zu machen. Man transportirte ihn nunmehr auf einem Karren und mußte ihn Abends ab- und Morgens wieder hinaufheben. In Marſeille wurde er in das Bagno-Hoſpital abgeliefert. Er kam nicht wieder zu Kräften. Er beklagte unaufhörlich das traurige Schickſal ſeiner Frau und ſeines Kindes. Sein eigenes trug er mit frommer Ergebung. Er iſt am 4. März 1689 im Bagno geſtorben unter feierlichen Betheuerungen ſeiner Unſchuld.

Die „ordentliche" Strafe des Todes vermochte man nicht gegen ihn auszuſprechen, deshalb beraubte man ihn auf dem Wege der „außerordentlichen" Strafe ſeines Lebens.

V. Die richtige Spur.

Der edle Graf Mongommery ließ inzwiſchen das Urtheil an dem Vermögen Anglades vollſtrecken. Deſſen Beſitzthümer wurden für den Grafen gepfändet und, wie dies bei Zwangsverſteigerungen zu gehen pflegt, zu Schleuderpreiſen veräußert. Auch ſagt man, der Graf habe unabläſſig auf ſchleunige Abführung des Sieur d'Anglade nach dem Bagno gedrungen, obgleich derſelbe noch nicht von den Folgen der Folter wieder hergeſtellt war. Ja, er habe ſich, als ſein Drängen von Erfolg war, an dem Weg aufgeſtellt, um ſeinen ehemaligen Haus- und Geſellſchafts-Genoſſen mit den übrigen Galeeren-Sclaven an der gemeinſamen Kette vorüber führen zu ſehen. Er ließ die Frau und die Tochter der Armuth zur Beute werden.

Die Nachricht von dem Tode des armen Herrn von Anglade empfing er mit Freuden. Vielleicht dachte er an die frivole Redensart: „Wenn die Menſchen todt ſind, ſo pflegen ſie es auf längere Zeit zu bleiben." Jedenfalls hatte er ſein Geld wieder. Er betrachtete alſo die Geſchichte für definitiv beendet.

Er ſollte ſich irren.

Kurze Zeit nach dem Tode des unglücklichen Sieur d'Anglade liefen anonyme Briefe um, die ſich mit dem Diebſtahl vom September 1787 beſchäftigten.

Der Briefſteller erklärte, daß er im Begriffe ſtehe, ſich im Kloſter zu begraben, daß er aber das Bedürfniß fühle, vorher ſein Gewiſſen zu entlaſten und zu erklären, der Herr von Anglade ſei an dem ihm zur Laſt geſetzten Diebſtahl vollkommen unſchuldig, die Diebe ſeien ein gewiſſer Veleſtre, Sohn eines Lohgerbers in Mans, und ein Prieſter Gagnard, ebenfalls aus Mans gebürtig, Almoſenier des Grafen von Mongommery; eine Frau Namens La Comble vermöge nähere Auskunft zu geben.

Der Lieutenant Criminel erhielt einen ſolchen Brief; er übergab ihn dem Polizei-Gefreiten Desgrais zur weiteren Verfolgung. Die Gräfin Mongommery erhielt ebenfalls einen und verheimlichte denſelben. Ein Privatmann, Herr Loyſillon, erhielt einen dritten. Die Anhänger des Grafen erklärten, Alles das ſeien nur Winkelzüge der Frau d'Anglade.

Die Nachforſchungen nach Beleſtre und Gagnard ergaben Folgendes:

Beleſtre hatte ſich als junger Menſch bei einem Morde betheiligt, er hatte fliehen müſſen und ließ ſich dann als Soldat anwerben; als ſolcher deſertirte er, nachdem er ſeinen Sergeanten erſtochen hatte; dann in das Land wieder zurückgekehrt, trieb er ſich vagabundirend umher, bald in Mans, bald in Paris und Umgegend, ſtets ohne Mittel und in Lumpen; mit dem Abbé Gagnard hatte er von Jugend auf perſönliche Verbindungen; mit einem Schlag ſchien dem verkommenen Menſchen das Glück zu lächeln; er trug reich geſtickte Kleider und warf mit Gold um ſich, endlich hatte er ſich ein Gut in der Nähe von Mans gekauft für 10 000 Livres.

Gagnard ſtammte, wie bemerkt, ebenfalls aus Mans und war der Sohn eines Häſchers am dortigen Gefängniß, wie Beleſtre der eines verarmten Handwerkers. Sie waren Beide mit einander in Elend und Verkommenheit aufgewachſen. Gagnard hatte durch das Wohlwollen eines alten Prieſters einigen Unterricht erhalten. Dann war er nach Paris gegangen und hatte ſich durch Meſſeleſen in der Heiliggeiſt-Kirche ärmlich durchgeſchlagen. Hierauf hatte er den Dienſt beim Grafen von Mongommery erhalten, der ihn ernährte, aber nicht viel Geld abwarf. Gleichwohl lebte er, nachdem er dieſen Dienſt verlaſſen, ſehr üppig, warf mit dem Geld um ſich, ſchaffte ſich koſtbare geiſtliche Gewänder an und unterhielt mit einem Mädchen ein Verhältniß, das ihn viel koſtete. „Denn," ſagte der alte Parlaments-Advocat, „er verſah ſie auf das Reichlichſte mit Schmuck und mit Kleidern, mit Stickereien und Treſſen, mit Spitzen und Bändern, mit Schärpen und Schleifen, — kurz, mit all jenem Glanz und Flitter, wie ihn unſer Zeitalter erfunden, zum Vergnügen der Frauen und zum Verderben der Männer."

Auf Grund dieſer Anzeichen, welche ſchwerer in das Gewicht fielen, als die gegen den unglücklichen Anglade, wurde ein Haftbefehl gegen Beleſtre und Gagnard erlaſſen. Der Himmel ſelbſt ſchien nunmehr an der Rechtfertigung der Unſchuld zu arbeiten. Die beiden Schuldigen liefen gleichſam von ſelbſt der Juſtiz in den Rachen. Gagnard war bei einem Mord zugegen und wurde mit den andern Betheiligten in das Châtelet abgeführt; und Beleſtre wurde auf Grund eines Steckbriefes verhaftet, welcher ſchon vor drei Jahren erlaſſen worden war wegen eines von ihm an einem Kaufmann begangenen Schwindels und Diebſtahls.

Man vernahm nun auch die in den anonymen Briefen genannte Frau La Comble, welche früher mit Beleſtre gelebt und dann dem Abbé Gagnard als Kupplerin gedient, ſonſt aber keinerlei Gemeinſchaft mit deren verbrecheriſchem Treiben gehabt hatte:

Dieſelbe ſagte aus:

„Unmittelbar vor dem Diebſtahle bei dem Grafen Mongommery beauftragte mich Beleſtre, in ſeine Wohnung zu gehen und dort ſeine Papiere, und was ſonſt ihn verrathen könne, wegzunehmen und bei mir zu verwahren. Er ſagte: Ich habe mit dem Abbé Gagnard einen großen Coup vor und

muß, wenn da was ſchief geht, eine Zeit lang verſchwinden. Alsbald nach dem Diebſtahl aber zeigte er mir einen Haufen Gold- und Silber-Münzen und ein ſehr koſtbares Perlenhalsband. ‚Siehſt Du,‘ ſagte er lachend, ‚das iſt all für uns.‘ Auf meine Fragen, woher er das habe, ſagte er: ‚Gewonnen im Spiel.‘ An demſelben Tage mußte ich ihm hundert Stück funkelneue geränderte Louisd'ors in einen ledernen Gürtel einnähen. Ich ſagte ihm dabei: ‚Wem Du all das abgewonnen, den haſt Du doch gewiß recht unglücklich gemacht.‘ ‚Ah bah,‘ erwiderte er, ‚dieſe Leute haben auch ohne das genug; und überhaupt iſt doch eigentlich alles Vermögen gemeinſam, und man muß es nur verſtehen, ſich ſein Theil davon anzueignen.‘

„Eines Tages ſpäter ging ich mit ihm im Luxemburg-Garten ſpazieren. Plötzlich ſagte er: ‚Jetzt geh fort, denn jetzt kommt Jemand, mit dem ich abzutheilen habe.‘ Ich war neugierig, wer das ſei, und ſah mich noch einmal um, als ich wegging. Es war der Abbé Gagnard.“ So die La Comble.

Die beiden Verdächtigen, hierüber befragt, widerſprachen einander. Beleſtre erklärte, es habe ſich um einen gemeinſamen Spielgewinn gehandelt. Der Abbé leugnete, jemals irgend eine ſolche Gemeinſchaft mit Beleſtre gehabt zu haben.

Weiteres Beweismaterial ergab ſich durch einen glücklichen Zufall.

In der Unterſuchung gegen Beleſtre wegen jenes an einem Kaufmann verübten Diebſtahls wurde der Angeſchuldigte confrontirt mit einem Zeugen. Er hatte die Unklugheit, ſich mit dieſem Zeugen zu zanken, wobei er unter Anderem auch bemerkte, er habe den Zeugen in verdächtiger Geſellſchaft geſehen, nämlich in der des Abbé de Fontpierre, ſowie der Herren Giraut, de la Roque und la Fonds.

Der Procurator des Königs ließ dieſe Leute ermitteln und laden. Sie lieferten die ſchwerſten Belaſtungsbeweiſe in Bezug auf den Diebſtahl bei dem Grafen von Mongommery.

Der Abbé von Fontpierre bekannte, er ſei der Urheber der erwähnten anonymen Briefe, er habe Umgang gepflogen mit dem Abbé Gagnard und durch dieſen auch Beleſtre kennen gelernt, Beleſtre habe ihm mit ziemlich deutlichen Worten den Diebſtahl bei Mongommery eingeſtanden und ihm das geſtohlene Geld gezeigt, namentlich die hundert Stück neugeprägten Rand-Louisd'ors; eines Tages habe er den Abbé Gagnard beſuchen wollen, Beleſtre ſei bei demſelben geweſen; deshalb habe er ein wenig gezögert einzutreten, zumal da die Herren zu Tafel geſeſſen. So habe er deren Unterhaltung gehört, ohne geſehen zu werden.

„Nun, mein Freund,“ habe Beleſtre zu Gagnard geſagt, „nur gegeſſen, nur getrunken, wir haben den Genuß davon, daß der Marquis auf der Galeere iſt.“

Gagnard habe geſeufzt und erwidert:

„Wie ich ihn bedauere; er war ein braver Mann und hat mir viel Freundſchaft erwieſen.“

„Immerhin," habe darauf Beleſtre geſagt, „aber haben denn gerade wir Urſache, einen Menſchen zu beklagen, deſſen Unglück unſer Glück iſt?"

Gagnard habe auch den Beleſtre gewarnt, dem Abbé Fontpierre zu viel Vertrauen zu ſchenken, „derſelbe wäre im Stande zu ſchwatzen".

„Wenn ich das wüßte, würde ich ihn kalt machen," entgegnete Beleſtre.

Darüber ſei die La Comble gekommen, um Wein zu bringen. Mit dieſer ſei er hineingegangen. Die Zwei ſeien anfangs betreten geweſen aus Furcht, daß er etwas gehört habe; dann aber habe ſich die Unterhaltung um andere Dinge gedreht. Später habe ihm Beleſtre auch den Nachſchlüſſel gezeigt, womit er bei Mongommery die Räume geöffnet.

Durch die anderen Zeugen wurde ermittelt, daß Beleſtre aus der Anfertigung falſcher Schlüſſel ein Gewerbe gemacht hat. Er hatte verſchiedenen Perſonen geſagt, Schlüſſel in Wachs abdrücken und dann nachmachen, das ſei das beſte Mittel, reich zu werden. Einem Zeugen hatte er einen Haufen Gold- und Silber-Münzen gezeigt und dann einen Schlüſſel mit den Worten: „Dieſer Schlüſſel hat mir zu all dieſen Schätzen verholfen. Das iſt der goldene Schlüſſel."

Kurz, jede Vernehmung ergab eine neue Belaſtung für Beleſtre und Gagnard. Zugleich lieferte ſie den Beweis, wie leicht es geweſen wäre, ſchon im September 1687 oder bald danach den wahren Sachverhalt zu entdecken, wenn nicht der Unterſuchungsrichter mit unbegreiflicher Verblendung einer falſchen Spur gefolgt wäre, während das Auffinden der geſtohlenen Säcke mit Geld unter dem Bette des Abbé Gagnard einen klaren Fingerzeig gab, wo der Thäter zu ſuchen.

Merkwürdiger Weiſe ergab es ſich nämlich, daß ſchon während man hartnäckig gegen die Anglades procedirte, es in der Verbrecherwelt und den mit ihr in Berührung kommenden Kreiſen vollſtändig notoriſch war, daß Beleſtre und Gagnard den Diebſtahl bei Mongommery verübt hatten. Selbſt bis nach Mans drang dies Gerücht, und es iſt ſchwer zu begreifen, wie ganz allein dem Polizei-Lieutenant des Königs das unbekannt bleiben konnte, was in dem Kreiſe, wo man hätte nachforſchen müſſen, Jedermann wußte.

Die beiden Verbrecher waren anfangs ſehr dreiſt. Sie ſtellten ſich auf den formellen Standpunkt: „Was man denn wolle, die Sache ſei ja rechtskräftig entſchieden."

Frau von Anglade intervenirte jedoch und verlangte in ihrem und ihrer Tochter Namen Reviſion des ergangenen Urtheils.

Dagegen circulirte eine gedruckte Denkſchrift zu Gunſten von Gagnard und Beleſtre, welche man von dem Grafen von Mongommery inſpirirt glaubte.

Das Gericht griff zu dem damals ſo beliebten Auskunftsmittel: es ſpannte Beide auf die Folter. Beleſtre widerſtand derſelben. Gagnard legte ein unumwundenes Geſtändniß ab: er habe von dem vorhandenen Gelde und dem Ort der Aufbewahrung durch den Grafen ſelber, der ihm Alles anvertraute, Kenntniß erhalten; er habe in Folge ſeiner heimlichen Ausſchweifungen

Schulden gehabt, auch nicht ewig in einer dienenden Stellung verbleiben wollen, sein Umgang mit Beleſtre, der die hohe Schule des Verbrechens hinter ſich hatte, habe ihm das bequeme Mittel geboten, durch dieſen das Verbrechen begehen zu laſſen zu einer Zeit, wo ihn, den Abbé, ſein Aufenthalt auf dem Lande vor jedem Verdacht hätte ſchützen müſſen; er habe dem Beleſtre die Schlüſſel gegeben, dieſer habe Wachsabdrücke gemacht und danach die Nachſchlüſſel gefertigt und den Diebſtahl begangen; den Ertrag hätten ſie gleichheitlich getheilt, nur die Perlenſchnur habe Beleſtre als Vorantheil erhalten. Dieſer, Beleſtre, habe auch durch ſeine Renommiſterei und Geſchwätzigkeit die Sache an den Tag gebracht. Er, der Abbé, habe keine ruhige Stunde mehr gehabt. Schon als man das geſtohlene Geld unter ſeinem Bette gefunden, habe er geglaubt, nun ſei er verloren. Wenn man ihn damals gefaßt hätte, würde er ein Geſtändniß abgelegt und den armen Anglades ihr hartes Schickſal erſpart haben. Nunmehr füge er ſich mit Ergebung in ſein Schickſal und tröſte ſich mit der Hoffnung, daß er, wenn auch zu ſpät und nur zum Theil, ihnen könne Genugthuung verſchaffen. Er betrachte ſeinen Tod als eine unzureichende Sühne für den Tod des armen, unglücklichen und braven Herrn von Anglade.

Als man dieſes Geſtändniß dem Beleſtre mittheilte und den Gagnard mit ihm confrontirte, ſah Beleſtre ein, daß keine Rettung mehr für ihn war, und beſtätigte die Angaben des Abbé auch ſeiner Seits durch ein unumwundenes Geſtändniß.

Das Erkenntniß, welches darauf erging, verurtheilte den Gagnard und Beleſtre wegen des am 25. September 1687 bei dem Grafen von Mongommery begangenen Diebſtahls zum Tode, und Beide wurden gehenkt.

VI. Die Sühne.

Nachdem die Gerechtigkeit endlich die wahren Schuldigen in der Perſon des Gauners und Vagabunden Beleſtre und des Abbé Gagnard getroffen, beantragte die unſchuldig Verurtheilte, Frau von Anglade, in ihrem und ihrer Tochter Namen Reviſion des gegen ſie und ihren verſtorbenen Gemahl ergangenen ungerechten Urtheils. Der Staatsrath, der für die Vorfrage competent war, verfügte die Reviſion und trug dieſelbe dem Parlament auf.

Bei dieſem beantragte Frau von Anglade, es möge jenes Urtheil aufheben, das Andenken ihres ſeligen Gemahls von dem auf demſelben ruhenden Makel befreien und den Grafen von Mongommery wegen ſeiner grundloſen und, entweder aus Bosheit oder doch mit äußerſter Fahrläſſigkeit, Frivolität und Gewinnſucht erhobenen Anklage und der daraus erwachſenen ſchrecklichen Folgen zu voller Schadloshaltung verurtheilen.

Dieſe Schadloshaltung habe ſtattzufinden:

1. wegen Tödtung des Oberhauptes und des Ernährers der Familie Anglade;
2. wegen rechtswidriger Aneignung des Vermögens derſelben und wegen

Verſchleuderung der Mobilien und der Güter durch die von dem Grafen erwirkten Zwangsverſteigerungen;

3. wegen der der Frau von Anglade und deren Tochter zugezogenen Verhaftung und der in einem abſcheulichen Gefängniſſe erduldeten Qualen und Entbehrungen;
4. wegen der erlittenen Verbannung, verbunden mit Störung und Vernichtung der bürgerlichen und wirthſchaftlichen Stellung;
5. wegen erduldeter Armuth und unverſchuldeten Elends;
6. wegen Kränkung der Ehre einer ſchuldloſen Familie.

Was den letzten Punkt anlangt, ſo kann ich hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es auch unſerer heutigen Geſetzgebung noch nicht gelungen iſt, für eine ſolche Kränkung der idealſten Güter des menſchlichen Lebens die ſtrenge Würdigung und einen Maßſtab für die hiergegen aufzuerlegende, an den Verletzten zu zahlende Buße zu finden.

Die Verhandlungen über die Frage der Schadloshaltung durch den Grafen ſind von dem größten juriſtiſchen Intereſſe. Namentlich heute, wo in Deutſchland die Frage der Schadloshaltung unſchuldig Verurtheilter auf der Tagesordnung ſteht und nicht wieder davon abgeſetzt werden wird, bevor man eine der Gerechtigkeit entſprechende Löſung gefunden. Ich behalte mir vor, an einem anderen Orte auf dieſe Verhandlungen zurückzukommen.

Es war der Frau von Anglade nicht ſchwer, die Rechthaberei und Selbſtüberſchätzung des Lieutenant Criminel nachzuweiſen, und wie derſelbe lediglich aus Connivenz gegen den vornehmen Grafen gehandelt, welcher durch die hochfahrende Erklärung: „Für meine Leute ſtehe ich ein," der Unterſuchung die falſche Richtung gegeben.

Eben ſo leicht war es, die Fahrläſſigkeit, die Frivolität, die Hab- und die Rachſucht des Grafen nachzuweiſen, der ſich ganz ſeinen böſen Leidenſchaften überlaſſen habe und deshalb haftbar ſei für alle ſchlimmen Folgen, die daraus erwachſen.

Der Graf hatte die Stirn, jede Schadloshaltung zu verweigern und ſich hinter den Unterſuchungsbeamten und die Richter zu verſchanzen. Möge das Urtheil falſch ſein, ſo habe doch nicht er, ſondern das Gericht hierfür aufzukommen; er habe nichts gethan, als Anzeige von dem Diebſtahl gemacht und ſeine Vermuthungen ausgeſprochen; wenn das beſtraft werde, dann werde man die Leute abſchrecken, einen Diebſtahl anzuzeigen, und die Verbrecher würden ſich voller Strafloſigkeit erfreuen.

Die Frau von Anglade wies nach, daß der Graf weit mehr gethan, als Anzeige machen; er habe den Unterſuchungsbeamten gefliſſentlich auf eine falſche Spur geleitet; und wenn ſolche Anzeigen nicht beſtraft würden, ſo werde man frivole Anklagen hervorrufen, indem man deren Urheber einer jeden Verantwortlichkeit überhebe.

Am 17. Juni 1693 ſprach das Parlament folgendes Urtheil:

„Wir erklären den Herrn von Anglade für unſchuldig an dem Dieb-

ſtahl, deſſen er vor ſeinem Tode beſchuldigt worden war, und ſprechen zugleich ſeine Ehegattin von der wider ſie vormals erhobenen Anklage völlig frei. Die wider beide Eheleute verfügte Verhaftung, ſowie Auspfändung und den Verkauf ihrer Habſeligkeiten erklären wir für widerrechtlich, und befehlen zugleich, daß ihre, in die Regiſter der Gefängniſſe des Châtelets des Fort l'Eveque und des Parlaments eingeſchriebenen Namen ausgeſtrichen und unleſerlich gemacht werden ſollen. Die Frau von Anglade ſoll ſogleich in den freien Genuß alles, bisher mit Arreſt belegten, ihr und ihrem verſtorbenen Ehegatten zugehörigen beweglichen und unbeweglichen Vermögens wieder eingeſetzt, die verfügte gerichtliche Sequeſtration aufgehoben und ihr der vollkommene Beſitz ihrer ſämmtlichen Güter ohne weitere Verfügung kraft dieſes Urtheils eingeräumt werden.

„Den Grafen von Mongommery verurtheilen wir, der Wittwe des Herrn von Anglade 11 775 Livres 10 Sols für ihre verkauften Mobilien, 8250 Livres für die eingezogene fünfjährige Rente von Bayonne, auf's Jahr 1650 Livres gerechnet, und 770 Livers, als den Werth der in dem Protocoll des Commiſſär Regnaut vom 25. September 1687 bemerkten 70 Louisd'or, zu erſetzen. Ueberdies iſt der Graf ſchuldig, die Zinſen ſowohl von den 11 775 Livres, von dem Tage an da er ſie empfangen hat, als auch von 8250 Livres, ſowie ſie Jahr vor Jahr an ihn ausgezahlt worden, zu erſtatten. — Doch ſolle vorher 2143 Livres 12 Sol 6 Deniers, die der Graf von Mongommery mit Bewilligung des Herrn von Anglade und ſeiner Gattin ſowohl an ihre Bedienten als an andere Gläubiger ausgezahlt hat, und 2000 Livres, welche der Frau von Anglade als Alimentengelder, einem Urtheil von 25. Junius 1692 gemäß, von der Sequeſtratioscommiſſion ausgeliefert worden ſind, von der oben angegebenen Summe abgezogen werden. Auch wird der Graf von Mongommery und ſeine Gemahlin ferner verurtheilt, die Summe von 6000 Livres, die der Herzog von Gramont dem Herrn von Anglade auf eine Obligation ſchuldig war, ſammt den Zinſen davon von dem Tage an, da der Graf dieſes Geld eingezogen hat, der Frau von Anglade zu entrichten.

„Zu Bezahlung aller dieſer Summen, an Capital und Intereſſen, wird alſo der Graf von Mongommery, bei Vermeidung perſönlichen Arreſtes, hierdurch angewieſen. Es wird ihm aber zur Berichtigung derſelben eine zweijährige Friſt verſtattet, ſo daß er die eine Hälfte mit Intereſſen nach Verfluß des erſten, die zweite Hälfte, auch mit Intereſſen, am Ende des zweiten Jahres abtragen kann. Während dieſer Friſt ſoll die Frau von Anglade alles Klagens wider den Grafen, falls er die Bezahlung gehörig entrichtet, ſich enthalten. Sollte aber der Graf nach Verfluß des erſten Jahres die gebührende Zahlung nicht entrichten, ſo iſt ſie berechtigt, ſogleich auf Schuldhaft anzutragen, und auch gegen ſeine Gemahlin ſich aller Rechtsmittel zu bedienen.

„Indeß ſoll der Graf von Mongommery und ſeine Gemahlin gehalten

ſein, der Frau von Anglade binnen einem Monat, von der Eröffnung dieſes Urtheils an gerechnet, 3000 Livres zu ihrem Unterhalt zu bezahlen. Doch ſoll dieſe Summe bei der Hauptzahlung des erſten Termins wieder abgerechnet werden. Die Frau von Anglade behält aber das Recht, im Fall dieſe Alimentengelder nach Verfluß eines Monats nicht ausbezahlt wären, den Grafen und ſeine Gemahlin durch gehörige Rechtsmittel dazu anhalten zu laſſen.

„Den weiteren Anträgen wird nicht ſtatt gegeben.

„Uebrigens iſt der Graf von Mongommery ſchuldig, alle ſowohl durch den Criminalproceß beim Châtelet, als auch in der Appellationsinſtanz verurſachten Koſten zu bezahlen und zu erſtatten.

„Endlich verordnen wir auch, daß dieſes Urtheil überall, wo es gewöhnlich und erforderlich iſt, vorgeleſen, bekannt gemacht und öffentlich angeſchlagen, und der Inhalt deſſelben in die Regiſter der Gefängniſſe, wo die Namen des Herrn von Anglade und ſeiner Gattin verzeichnet waren, eingetragen werden."

Der ſchwer gekränkten Frau von Anglade und ihrer Tochter wurden alſo ihre Hauptanſprüche aberkannt.

Wie konnten auch die nämlichen Richter, welche ſich zu Mitſchuldigen des Grafen Mongommery gemacht hatten, denſelben verurtheilen?

„Wird nicht," fragt ein alter franzöſiſcher Rechtsgelehrter „der Schutz der Unſchuld und die Schadloshaltung unſchuldig Verurtheilter, ſei es durch den Staat, ſei es durch den ungerechten Ankläger, ſo lange eine Chimäre bleiben, ſo lange es für dieſe Fragen nicht eine beſondere Inſtanz giebt, welche auch die Frage prüft, ob nicht auch den Richter, welcher Unſchuldige verurtheilt, eine Schuld und eine Strafe zu treffen hat? Würde nicht eine ſolche Einrichtung dem ſonſt vollkommen unabhängigen Richter ein größeres Gefühl ſeiner Würde geben, und ſeiner Verantwortlichkeit gegenüber dem Staat, der Geſellſchaft und ſeinen Mitbürgern?"

Für die Tochter des Opfers einer falſchen Rechtſprechung, für Fräulein von Anglade, wurde bei Hof eine Collecte veranſtaltet, welche mehr als 100 000 Livres eintrug. Sie heirathete in der Folge einen Herrn von Effart.

Anſtatt Gerechtigkeit, gewährte man Gnade. Statt einen wirkſamen Rechtsanſpruch gegen den falſchen Ankläger zu ſtatuiren, beſchränkte man ſich darauf, ihn zu zwingen, das rechtswidrig Verſchluckte wieder auszuſpeien. Statt der Genugthuung durch ein Urtheil erfolgte eine Bettel-Collecte; und obgleich die Procedur die ſcandalöſeſten Mißſtände enthüllt hatte, nahm man doch daraus keine Veranlaſſung, die Geſetzgebung und die Rechtſprechung zu reformiren.

Auf die Unthaten von 1689 folgte die Revolution von 1789.

Introduction to Fourier Transformation

„die gleichsam durch eine schmerz- und harmlose psychische Vivisection wunderbares Licht in die Geheimnisse der menschlichen Natur werfen". Von solchen Streiflichtern läßt der Verfasser darauf im Verfolg seines eigentlichen Themas — Kritik einiger herrschenden metaphysischen Ansichten über die Merkmale des Begriffs der menschlichen Persönlichkeit — einige aufblitzen und sie sind es, die uns hier vor Allem interessiren. In die philosophische Streitfrage einzugehen würde uns zu weit führen.

Drei Merkmale menschlicher Persönlichkeit, freier Wille, zusammenhängende Erinnerung und „homogener Charakter" werden auf Kraft gegenüber einem analytischen Experiment geprüft. Und zwar betrachtet der Verfasser nur eine Untersuchungsform, den hypnotischen Zustand, „une véritable vivisection morale" — nach dem Ausdruck eines französischen Gelehrten, des Professor Beaunis — aber eine Vivisection, die dem Betroffenen nicht nur nicht schadet, sondern, wenn wir dem Verfasser glauben, oft sogar allerlei heilsame Wirkung bringt, wie wir nachher sehen werden.

Eine Frage drängt sich auf, ehe wir zu den Ergebnissen der Experimente selbst kommen, die Frage: sind die dabei Betheiligten glaubwürdig? Waren die Untersuchenden verläßliche Gelehrte? Haben wir nicht etwa Simulation seitens der Untersuchten zu argwöhnen? Myers selbst erhebt diese Fragen und beruhigt kritische Gemüther durch den Nachweis, daß erstens die meisten jener Untersuchungen von namhaften Männern der Wissenschaft, zumeist französischen Aerzten und Professoren der Universität Nancy ausgingen, daß zweitens selbständige eigene Experimente ganz analoge Resultate ergaben, desgleichen Untersuchungen, welche die englische Gesellschaft für psychische Forschungen anstellen ließ: daß ferner er — Myers — als Augenzeuge den Experimenten des „erfahrensten aller lebenden Hypnotiseurs, Prof. Dr. Liébault in Nancy, der seit fünfundzwanzig Jahren an mehreren tausend Personen den Hypnotismus praktisch ausgeübt hat," im Bürgerhospital zu Nancy und in Dr. Liébeaults Privatpraxis beigewohnt habe, wobei ihm gestattet war, an den hauptsächlichsten „Subjecten" (den der Prüfung unterworfenen Personen) eigene Untersuchungen anzustellen, die ihre Bestätigung durch weitere Experimente an der Salpetrière zu Paris fanden. Dies im Verein mit dem Umstand, daß keine einzige competente, bei den Untersuchungen gegenwärtige Person Zweifel gegen Glaubwürdigkeit der Betheiligten erhoben hat, berechtigt den Verfasser, wie er sagt, „die erzielten Resultate als positive Errungenschaften für die Wissenschaft hinzustellen".

Nunmehr können wir uns zu den Experimenten selbst wenden. Es handelt sich zunächst um solche, welche den menschlichen freien Willen beleuchten. Ein Individuum wird nur theilweise eingeschläfert, worauf Myers zu ihm sagt: „Jetzt können Sie Ihre Augen nicht öffnen." Die Augen bleiben geschlossen. „Lachen Sie jetzt!" Er lacht. „Jetzt heißen Sie Nebucadnezar. Also wie heißen Sie?" „Nebucadnezar." Nunmehr erweckt, wird der Kranke gefragt: „Nicht wahr, Sie mußten so antworten, wie es Ihnen vorgesagt wurde?" „Durchaus nicht." ist die Antwort, „ich that nur, was mir gefiel. Die Augen schloß ich, weil ich müde war, Sie anzusehen Ich lachte über Ihr absurdes Vertrauen in Ihre Kraft. Nebucadnezar nannte ich mich, um die Antwort Ihrer Narrheit anzupassen." — „Sehr wohl. Nun aber ist der Scherz vorüber und Sie sollen nunmehr, wenn Sie können, das nicht mehr thun, was Ihnen gesagt wird." „Einverstanden." — Dem auf's Neue Hypnotisirten wird wieder die Frage nach seinem Namen vorgelegt. Er schweigt. Um Antwort gedrängt, sagt er zögernd und langsam: „Nebucadnezar." Er wird aufgeweckt und motivirt seine Antwort so: „Ach, als die Zeit kam, meinte ich, ich könnte mich ebensogut Nebucadnezar nennen, wie sonst Etwas."

Hierin erkennt Myers eine Trübung des Willens: der Hypnotisirte mußte die vorgezeichnete Antwort geben, fühlte, wie des Hypnotiseurs Wille Kraft über ihn gewann und behielt nur gerade noch eine curiose Art Halbglauben in seine eigene Wahlfreiheit. Schwieriger war solche Willensbezwingung gegenüber einem wohlerzogenen und an Selbst-

beherrschung gewöhnten Individuum: eine Dame setzte dem Ansinnen Myers, etwas Ungereimtes, Unverständiges zu thun, viel halbbewußten Widerstand entgegen. Eines Tages, als sie sich im Zustand des magnetischen Schlafes befand, schärfte ihr Myers ein, sie solle nach dem Erwachen zusammen mit einer anderen Dame an dem Malen einer Skizze, worin Ziegel vorkamen, weiter arbeiten und jene Ziegel solle sie blau malen. „Blau ist die schönste Farbe für Ziegel; Sie werden sie blau malen," wurde ihr zwei Mal vorgesagt. Erweckt behielt sie, wie gewöhnlich, nichts von alledem in Erinnerung. Bald darauf nahm sie die Skizze vor und sagte zu der anderen Dame: „Es geht wohl kaum, diese Ziegel blau zu malen?" „Warum blau?" — „O, es kam mir nur in den Sinn, das würde hübsch aussehn," lautete die etwas schüchterne Erklärung. Man sagte ihr darauf die wahre Veranlassung jener Regung und sie bemerkte weiter, die Worte „blaue Ziegel, blaue Ziegel!" wären ihr durch den Kopf gegangen und die alberne Vorstellung von der guten Wirkung der Farbe hätte solche Macht über sie gewonnen, daß sie jenen kindischen Vorschlag nicht zurückzudrängen vermochte.

Andere Fälle zeigen vollständige Illusion der Willensfreiheit: die erzwungene Handlung erscheint nach dem Erwachen aus dem hypnotischen Zustand dem Betreffenden aus eigener Regung entsprungen; setzt man ihn zur Rede, so erfindet er eine Motivirung: so war im Hospital zu Nancy einem Hypnotisirten aufgegeben worden, nach dem Erwachen den Regenschirm des Dr. X. zu nehmen, und damit zwei Mal die gedeckte Gallerie auf- und abzugehen. Alles geschieht so. Gefragt, warum er mit dem Schirm dort gehe, antwortet er: „C'est une idée! je me promène parfois." „Aber warum nahmen Sie Dr. X.s Schirm?" „O, ich glaubte, es wäre der meinige, ich werde ihn wieder hinstellen."

Waren dies lauter triviale Fälle — welche die einfache Kraft der Einschärfung zeigen sollen, ohne daß ein Moment der Aufregung dazu träte — so kann der übergeleitete Gedanke auch weniger harmloser, ja geradezu verbrecherischer Art sein und doch wird ein „gutes Subject" blindlings gehorchen, und zwar nicht nur während des hypnotischen Zustandes, sondern darüber hinaus: Die erhaltene Weisung wird vollzogen, während im Uebrigen die Person durchaus normal sich befindet. Ein juristischer Professor, Liégeois (Verfasser einer Schrift über die hypnotische Anregung in ihren Beziehungen zum bürgerlichen und Criminalrecht 1884), veranlaßte Patienten des Dr. Liébault zu Diebstahls-, Meineids- und Mordversuchen und zum Ausstellen von Quittungen über große Geldsummen, die er ihnen niemals geliehen hatte. Alles dies ging übrigens in Gegenwart des Commissaire Central von Nancy vor sich. Hören wir, wie der Herr Professor seinen Freund P. fast umbringen läßt. „Ich versah mich," erzählt er selbst, „mit einem Revolver und mehreren Patronen. Um dem Subject, das ich auf's Gerathewohl aus den fünf oder sechs damals in Herrn Liébaults Haus befindlichen Somnambulen ausgewählt hatte, die etwaige Auffassung, es handle sich um einen Scherz, fern zu legen, lud ich einen der Läufe und schoß ihn im Garten ab, worauf ich eine Karte zeigte, die der Ball durchlöchert hatte. In weniger als einer Viertelminute legte ich Madame G. den Gedanken nahe, Herrn P. durch einen Pistolenschuß zu tödten. Mit vollständiger Gelehrigkeit rückte die Dame vor und feuerte auf Herrn P. den Revolver ab. Sofort von dem Commissaire Central verhört, gestand sie mit völligem Gleichmuth ihr Verbrechen ein. „Sie habe Herrn P. getödtet, weil sie ihn nicht habe leiden können. Sie kenne die Folgen. Sie werde in die andere Welt gehen so wie ihr Opfer, das sie — in der Hallucination — in Blut gebadet vor sich liegen sah. Man fragte sie, ob nicht ich es sei, der sie zum Mord angetrieben habe. Sie erklärte: „Nein, sie allein sei schuldig und werde die Folgen tragen."

In gleicher Weise veranlaßte Professor Liégeois ein junges liebenswürdiges Mädchen, auf ihre Mutter ein Pistol abzuschießen, von dem sie nicht wissen konnte, daß es ungeladen war; ferner sich selbst vor dem Untersuchungsrichter anzuklagen, daß sie eine Freundin mit dem Messer ermordet hätte. Sogar längere Zeit, Stunden oder Tage

nach der hypnotiſchen Anregung oder Einredung, mag für Ausführung der That beſtimmt werden: Profeſſor Liégeois gab einem anderen Subject ein Papier mit weißem Pulver, welches er als Arſenik bezeichnete, und hieß ihn daſſelbe nach der Rückkehr zu Hauſe in Waſſer aufgelöſt ſeiner Tante geben. Abends kam die Nachricht von dieſer Tante, daß ihr Neffe in der That das Pulver ihr gereicht habe. Der Thäter hatte in dieſem Falle den Vorgang vergeſſen und wollte nicht glauben, daß er auf eine geliebte Verwandte einen Mordverſuch gemacht habe.

Jeder Leſer — falls er dem hier Berichteten Glauben ſchenkt — wird hier nun zunächſt eine Regung der Empörung fühlen. Zugeſtanden, jene Kraft des Hypnotiſeurs exiſtire, iſt es erlaubt, ſolche verbrecheriſche Vorſtellungen in eine andere, mehr oder minder krankhafte Seele zu ſenken? Iſt nicht vielleicht ſchon die Thatſache des erhaltenen Anreizes zum Verbrechen genügend, die moraliſche Natur des „Subjectes“ zu afficiren? Ferner: Liegt nicht die Gefahr nahe, einen ſo verhängnißvollen Einfluß zu üblen Zwecken gebraucht zu ſehn? Ohne dieſe Bedenken in Abrede zu ſtellen, beruhigt Myers etwaige ängſtliche Landsleute mit dem Hinweis, daß jene „Subjecte“ des Profeſſor Liégeois erleſene Specimina einer ſenſitiven Nation geweſen wären: Angehörige des robuſten engliſchen Stammes würden vielleicht einen ſo weit gehenden Einfluß des Hypnotiſeurs nicht erfahren haben. Zudem, ſo bemerkt er, giebt es eine wirkſame, von den franzöſiſchen Gelehrten empfohlene Vorſichtsmaßregel: fühlt ein Subject ſich allzu ſenſitiv, ſo laſſe es ſich von einem zuverläſſigen Freunde hypnotiſiren, welcher ihm einſchärfen muß, daß kein Anderer nach ihm dies zu thun im Stande ſein ſoll. Damit hat die magnetiſche Kraft ihr Gegengift gegen ſich ſelbſt gegeben.

Die eminent juriſtiſche Bedeutung der Möglichkeit ſolcher Fälle, wie ſie oben erzählt ſind, iſt von dem Profeſſor zu Nancy nachdrücklich hervorgehoben worden: der Richter wird künftig angeſichts irgend welcher unaufgeklärten oder unmotivirten Vergehen ſich die Frage vorzulegen haben, ob nicht am Ende jene Thaten im ſomnambulen Zuſtand begangen ſind. Die Annales Médico-psychologiques von 1881 und die Revue scientifique von Ende 1883 berichten von zwei Fällen, in welchen angeklagte Perſonen als unſchuldig entlaſſen worden ſind, weil ſie hypnotiſirt worden waren und der Richter den Beweis als gegeben anſah, daß die That im unbewußten Zuſtand geſchehen war.

Unter den weiteren Mittheilungen des Engländers ſind nur noch einige, welche die Möglichkeit, daß die Ausführung einer hypnotiſchen „Eingebung“ nach Belieben auf Tage und ſelbſt Monate aufgeſchoben werden kann, darthun ſollen. Hier werden unſrer Gläubigkeit nun die unbedingt ſtärkſten Zumuthungen gemacht. Man vernehme folgenden von Profeſſor Bernheim — ebenfalls einem Mitgliede der pſychiſchen Schule zu Nancy — herrührenden Bericht (in ſeiner Schrift „De la suggestion dans l'état hypnotique, 1884): „Im Monat Auguſt fragte ich S., einen alten Soldaten, während des hypnotiſchen Zuſtandes: ‚An welchem Tage der erſten Octoberwoche werden Sie frei ſein?‘ — ‚Am Mittwoch.‘ ‚Gut, an dieſem Tagen werden Sie bei Dr. Liébault verſprechen: dort finden Sie den Präſidenten der Republik, der Sie mit einer Medaille und einer Penſion beſchenken wird.‘ Weiter ſagte ich ihm Nichts und nach dem Erwachen war ihm jede Erinnerung verſchwunden. Am 3. October ſchrieb mir Dr. Liébault Folgendes: ‚S. iſt ſoeben bei mir geweſen; er ging gerade auf meinen Bücherſchrank zu und machte eine reſpectvolle Verbeugung; dann hörte ich ihn das Wort ‚Excellenz‘ ausſprechen. Bald darauf erhob er ſeine rechte Hand und antwortete: ‚Merci Excellence!‘ Er wandte ſich wieder nach dem Bücherſchrank, grüßte und entfernte ſich. Die Zeugen dieſes Auftrittes fragten mich natürlich, was das für ein Tollhäusler ſei. Ich antwortete ihnen, er ſei durchaus kein Tollhäusler, ſondern ſo vernünftig wie ſie oder wie ich; nur eine fremde Perſon in ihm habe gehandelt.‘“

So unerhört dieſe Darſtellung klingen mag, ſo iſt es nicht der erſte derartige Fall, welchen die „Pſychiker“ verzeichnen. Der Münchener Philoſoph Dr. Karl Du Prel — allerdings ein Gläubiger, der in ſeinem vor wenigen Monaten erſchienenen, auch

für den Skeptiker ungemein anregenden Werke „Die Philoſophie der Myſtik“ dieſe und ähnliche Erſcheinungen zur Grundlage eines vollſtändigen wiſſenſchaftlichen Syſtems gemacht hat — behauptet folgenden Fall verbürgen zu können: „Hanſen — der bekannte jüngſt verſtorbene Magnetiſeur, der ſo großes Aufſehen erregt hat — hatte in Wien die Bekanntſchaft einer Familie gemacht, in der der Mann für den Magnetismus ſehr empfänglich war. Sie waren an einem Mittwoch, zwei Tage vor der Abreiſe Hanſens, zuſammengekommen, und es war verabredet, am Freitag ein letztes Mal zu ihm zu gehen. Als nun aber Hanſen den Mann in Somnambulismus verſetzt hatte, ließ er ſich auf Verabredung mit den übrigen von ihm verſprechen, ſchon Donnerſtag fünf Uhr Nachmittags zu ihm zu kommen. Erweckt wußte er nichts mehr davon und ſagte noch beim Abſchiede: Freitag ſehen wir uns wieder! Am Donnerstag fiel es ihm plötzlich ein, Hanſen zu beſuchen: nachdem aber ſeine Frau von der Verabredung für Freitag ſprach, blieb er wieder ruhig. Nachmittags beim Spazierengehen kam er wieder auf ſeinen Vorſchlag zurück, den die Frau in gleicher Weiſe abwehrte. Als es aber fünf Uhr ſchlug, ließ er ſeine Frau auf der Straße ſtehen und lief zu Hanſen. Erſt an der Thür deſſelben frug er ſich, was er denn thue, und wurde verlegen, bis ihn Hanſen mit den Worten anredete: „Ich habe Sie erwartet,“ und ihn aufklärte.

Hören wir noch den franzöſiſchen Profeſſor Beaunis, der auf Grund zahlreicher Experimente die Möglichkeit ſolcher Willensübertragung gleichfalls betont: „Ich kann — ſo heißt es in ſeiner Schrift L'experimentation en psychologie par le somnambulisme provoqué' — zu einem Hypnotiſirten während ſeines Schlafes ſagen: In zehn Tagen werden Sie dies zu der und der Stunde thun,' und ich kann den Inhalt meiner Einſchärfung in einem verſiegelten Brief niederlegen. Zu der bezeichneten Stunde führt das Subject genau den Befehl aus, überzeugt, daß er ſo aus Gutdünken handelt und nach Belieben anders hätte handeln können: und doch, wenn ich ihn den Brief öffnen laſſe, ſo findet er die That bezeichnet, die ihm vor zehn Tagen vorgeſchrieben worden war.“

Wie nahe das Problem der menſchlichen Willensfreiheit im Allgemeinen durch ſolche Vorgänge — welche die fachmäßige Wiſſenſchaft natürlich, bevor ſie ein Verdict abgiebt, noch eingehend zu prüfen haben wird — berührt wird, liegt auf der Hand. Eine dem menſchlichen Stolz wenig ſchmeichelhafte Ausſicht ſcheint ſich hier aufzuthun. Auch Myers — dem wir auf ſeine philoſophiſchen Deductionen nicht folgen wollen — gelangt zu einem der Willensfreiheit ungünſtigen Reſultat. „Eine freiwillige Handlung — ſagt der Franzoſe Ribot — iſt nur eine Reflexhandlung des ganzen Organismus. . . Die ſogenannte freie Wahl iſt lediglich der Schiedsſpruch einer Jury, welche nur ausſagt, auf welcher Seite die gewichtigeren Argumente liegen, ohne ſelbſt eins derſelben zu unterſtützen.“

Der Münchener Du Prel, anknüpfend an jenen Beſuch des Hypnotiſirten bei Hanſen, bemerkte dazu: „Das magnetiſche Verſprechen wirkt trotz der Erinnerungsloſigkeit nach dem Erwachen als dunkler Trieb zur Handlung fort, die ſcheinbar der Freiheit entſpringt, der man ſich aber nicht entziehen kann. Der Wille jenes Herrn, dem Verſprechen nachzukommen, kam aus der transcendentalen Region — nach Du Prel beſteht das menſchliche Subject aus zwei Perſönlichkeiten: ſo wie das unſern Sinnen ſich ergebende Weltbild („das Bewußtſein“) nicht die Welt ſelbſt, ſondern nur das Product der Reaction unſerer Sinne iſt, und das „Ding an ſich“ noch hinter ſich hat, ſo hat das Selbſtbewußtſein ein „Ich“ hinter ſich, welches für uns transcendental, unfaßbar iſt und über das Selbſtbewußtſein ebenſo hinausragt wie die Welt über das Bewußtſein — alſo aus dieſer transcendentalen Region ſtammte der Wille jenes Wieners, dem Verſprechen nachzukommen, und erzeugte die Reproduction der Vorſtellung eines Beſuchs bei Hanſen, die aber vom Tagesbewußtſein nicht als Erinnerung erkannt wurde. Der philoſophiſche Kern des Problems liegt alſo darin, daß von unſerem transcendentalen Ich, einem erkennenden und wollenden individuellen Weſen, das außerhalb der Sphäre unſeres Selbſtbewußtſeins liegt, in unſerem Leben der Antrieb zu Handlungen

kommen kann, die wir für freie Entschlüsse halten: denn zunächst hinter der Handlung liegt der Wille des Magnetisirten, dem Versprechen nachzukommen, und es ist erst ein zweites Problem, daß dieser durch einen übermächtigen fremden Willen hervorgerufen wurde."

Wenn durch die bisher angeführten Ergebnisse hypnotischer Experimente das Problem der Willensfreiheit eine neue Beleuchtung erhält, so bedroht das von Myers weiter Berichtete noch andere hergebrachte metaphysische Anschauungen. Ein Hauptargument für die Identität der menschlichen Persönlichkeit ist immer die Continuität des Gedächtnisses gewesen. Dem gegenüber soll durch den Hypnotismus — wie schon zum Theil aus obigen Beispielen hervorzugehen schien — die Thatsache des *alternirenden Gedächtnisses* bewiesen werden, die früher nur für gewisse Krankheitszustände zu belegen war. Wieder stehen die Experimente der Schule von Nancy im Vordergrund. Professor Beaunis berichtet (Revue philos., Juillet 1885): „Fräulein A. E. war gerade bei Professor Liébault erschienen. Sofort bei ihrem Eintritte sagte ich: ‚Innerhalb einer Minute werden Sie dort die beiden Büsten (Thiers und Veranger) vertauschen.' Es geschah, und einen Augenblick darauf hatte die junge Dame den ganzen Vorgang vergessen. Frau H. A., die mit ihr gekommen war, bemerkte: ‚Wahrhaftig, ich hätte das nicht gethan.' ‚Sehr wohl,' sagte ich, ‚in einer Minute werden Sie einen Sou aus meiner Westentasche nehmen und in Ihre Tasche stecken.' Nach Ablauf der Minute erhob sich Frau H. A. zögernd, nahm einen Sou aus meiner Westentasche und steckte ihn ein. Gleich darauf sagte ich zu ihr: ‚Leeren Sie Ihre Tasche.' Sie sah mich überrascht an, that es aber und fand beim Ausbreiten des Inhaltes den Sou, den sie einen Augenblick betrachtete und dann in ihre Börse steckte. ‚Der Sou gehört nicht Ihnen,' sagte ein Anwesender, ‚Sie haben ihn eben von Herrn Beaunis genommen.' Sie konnte sich auf Nichts besinnen und war durchaus nicht überzeugt, daß der Sou ihr nicht doch gehörte."

Nach der Behauptung der englischen und französischen Psychiker kehrt die Erinnerung an solche Handlungen, die unter dem Einfluß der von einer vorhergehenden Hypnotisirung noch angegriffenen Nerven unbewußt begangen worden sind, in nachfolgenden hypnotischen Zuständen zurück, auch sonstige vermeintliche Erlebnisse, deren Vorstellung durch die Magnetisirung hervorgerufen worden ist, kehren in der Erinnerung bei nachfolgender Hypnotisirung zurück. Myers selbst nahm, wie er erzählt, ein auf die Feststellung dieser Thatsache zielendes Experiment am 31. August 1885 an der genannten Frau H. A. vor, nachdem Professor Liébault diese hypnotisirt hatte. „Ich ersuchte den Professor," berichtet er, „ihr zu sagen, daß sie um sieben Uhr dieses Abends mich in ihrem Salon erscheinen sehen und von mir einige Complimente hören würde, sowie den Wunsch, Herrn A. — falls dieser anwesend — vorgestellt zu werden. Sie wurde sodann aufgeweckt und erinnerte sich an Nichts von dem, was ihr gesagt war. Am 1. September schickte man unter irgend einem Vorwand Prof. Liébaults Dienstmädchen zu Frau A., welche sogleich sagen ließ, einer der englischen Herren — sie beschrieb mich — habe Abends vorher um 7 Uhr vorgesprochen. Am 2. September kam Frau A. wieder zu Liébault. Ich spielte auf meinen vermeintlichen Besuch an, worauf sie sehr erstaunt dreinschaute und bemerkte, sie hätte mich sicherlich nicht gesehen. Wir fragten sie sodann, ob sie des Dienstmädchens, das am 1. September den Gang gethan hatte, sich erinnerte; allein obwohl deren Verweilen einige Zeit gedauert hatte und durch einen oder zwei unbedeutende Zwischenfälle markirt war, hatte so gut wie Nichts in Frau A.'s Gedächtniß gehaftet. Es war noch als ob es eine Verlängerung des „*Traumes*" wäre; das Gespräch, welches ihre Gedanken eine Zeitlang dem Vorgang der Hallucination zugewendet hatte, gehörte thatsächlich mehr zu dem hypnotischen als dem normalen Strom ihres Daseins. Ich hypnotisirte sodann selbst Frau A. und fragte: ‚Haben Sie mich gesehen, seitdem ich Ihnen zuletzt bei Professor Liébault begegnete?' — ‚Gewiß: Sie sprachen am 31. August um sieben Uhr bei mir vor.' — ‚Führte mich Jemand in's Zimmer oder daraus heraus?' — ‚Nein, Sie traten allein herein.

Kein Diener oder sonst Jemand war für die Hallucination angegeben worden, daher wurde nur meine Gestalt gesehen.

‚War Herr A. zu Hause?' — ‚Nein, ich war allein.'

Dies traf sich schlecht, sonst würde Frau A. sicher den vermeintlichen Besucher ihrem Gatten vorgestellt haben.

‚Was sagte ich?' — ‚Sie dankten mir sehr höflich für mein Erscheinen bei Prof. Liébault.' — ‚Wissen Sie, daß Sie soeben noch meinen Besuch in Abrede gestellt haben?' — ‚Unmöglich; ich entsinne mich Ihres Besuches sehr deutlich.' — Der Hallucinationsbesuch, wie man sieht, war im hypnotischen Zustand vorgezeichnet worden, obwohl er im wachen Leben verwirklicht wurde. Er gehörte also eigentlich zum Traumgedächtniß und schwand bald aus der wachen Erinnerung wie ein Traum."

Noch wunderbarer läßt sich ein Bericht an, welchen Professor Beaunis an die ohnlängst gegründete „Société de Psychologie Physiologique" erstattete (s. Revue philos. Sept. 1885): „Am 14. Juli 1884 richtete ich an das hypnotisirte Fräulein A. E. folgende — in meinem Tagebuch damals wörtlich verzeichnete — Einschärfung: ‚Am 1. Januar 1885, früh 10 Uhr, werden Sie mich sehen. Ich werde Ihnen ein glückliches Neujahr wünschen und dann verschwinden.'

Am 1. Januar 1885 befand ich mich in Paris. Ich hatte zu Niemand von dieser Einschärfung gesprochen. An demselben Tage erzählte Fräulein A. E. zu Nancy einer Freundin — sie hat es nachher auch Professor Liébault und mir erzählt — folgendes Erlebniß. Um 10 Uhr Vormittag befand sie sich in ihrem Zimmer, als sie ein Klopfen an der Thür hörte. Sie rief „Herein" und zu ihrer großen Ueberraschung sah sie mich eintreten und hörte mich ihr ein glückliches Neujahr wünschen. Ich entfernte mich fast augenblicklich und obwohl sie aus dem Fenster sah, um mich gehen zu sehen, erblickte sie mich nicht. Zu ihrem Erstaunen bemerkte sie auch, daß ich einen Sommeranzug trug, in der That denselben, den ich während der Einschärfung angehabt hatte, die so nach einer Zwischenzeit von hundertzweiundsiebzig Tagen sich herausarbeitete."

Hieran anknüpfend erzählt nun Myers selbst: „Ich war begierig zu erfahren, wie weit Fräulein E.'s Erinnerung an den eingebildeten Besuch dem Beweis, daß derselbe niemals stattgefunden, widerstanden hätte. Am 2. September fragte ich sie: ‚Glauben Sie immer noch, daß Professor Beaunis am 1. Januar zu Ihnen kam?' ‚Gewiß ist er jenen Morgen zu mir gekommen.' ‚Aber Sie wissen doch recht gut, daß er Ihnen Hallucinationen hervorruft, und daß dies eine solche war; daß er überhaupt zu jener Zeit nicht in Nancy war?' ‚Er ist gewiß zu mir gekommen, war die Antwort: diesmal war es keine Einbildung.' Unmöglich ihr es auszureden. Die Hallucinationsvorstellung hatte durch einen so langen Zeitraume der Incubation fortbestanden, daß das wachende Gehirn, wenn ich mich so ausdrücken darf, schließlich sie annahm und sich assimilirte.

Nachdem so die Erinnerung ebenso wenig wie die Willensfreiheit für Myers zum Beweis der menschlichen Persönlichkeit sich ausreichend gezeigt hat, untersucht er — nicht ganz streng logisch fortschreitend, wie er selbst zugesteht — die Wirkung der Hypnotisation auf die Charakterbildung, eine Wirkung, „die nicht länger als ein Gegenstand der Speculation, sondern als einer von praktischer Wichtigkeit anzuerkennen ist". Von dem Satze ausgehend, daß der Hypnotismus ebenso wie die moralische Erziehung, im Wesentlichen eine hemmende Procedur (process of inhibition) ist, gelangt er zu dem Schlusse, daß wir die hemmende Kraft des Gehirns durch den Hypnotismus stärken können, ungefähr wie wir sie durch Opium oder Alkohol schwächen.

Neu wird dem Leser dabei nun vor Allem auch die folgende „entschieden Behauptung" sein, daß der hypnotische Zustand nicht per se eine krankhafte Erscheinung ist. Er ist ebenso wenig krankhaft, wie der Schlaf krankhaft ist und es kann gezeigt werden — Myers beabsichtigt dies noch zu thun — daß er in gewissem Sinne sogar ein höherer Zustand ist als der gewöhnliche Zustand des Schlafes oder des Wachens. Wir müssen ferner auf eine Seite die grotesken Anekdoten stellen, die angeführt wurden,

um zu beweisen, wie weit hypnotische Empfänglichkeit gehen mag. Sie gleichen den Experimenten mit einem neuen Heilmittel, die seine gefährlichen Eigenschaften in's Licht setzen und seine zu verwendende Dosis feststellen sollen, bevor es in die gewöhnliche klinische Praxis eingeführt wird."

Zur Stütze dieser Ansicht wird nun der „moralische Ton" des Somnambulen angeführt, wie er sich ergiebt, wenn man letzteren ungestört, *ohne* hypnotische Einschärfung läßt. „In einigen wichtigen Punkten zeigt sich das gerade Gegentheil von Trunkenheit. Alkohol — offenbar weil es die höheren hemmenden Centren lähmt — macht den Menschen prahlerisch, sinnlich, zänkisch. Hypnotisirung hat eine entgegengesetzte Wirkung. Es ist eine streitige Frage, ob ein „Schlafwandler" jemals eine Unwahrheit gesagt hat" u. s. w.

Nachdem wir so vorbereitet sind, kommt Myers zum Hauptpunkt seiner Ausführungen, der *moralfördernden* Kraft des Hypnotismus! Nichts Geringeres vermag nach ihm eine richtige Behandlung dieses Zustandes, als zur moralischen Besserung beizutragen; kurzum, der Hypnotismus ist im Stande, *den Menschen tugendhaft zu machen*.

Die Fälle, die zur Grundlage dieses kühnen Satzes dienen, sind folgende. Ein gewisser M. D. war ein starker Raucher und Biertrinker. Wie nun Richet (der Verfasser von „L'homme et l'intelligence") mit Erfolg durch hypnotische Eingebung einem Invaliden zu Appetit verhalf, hypnotisirte Professor Liébault — so berichtet Professor Beaunis in der Revue philos. — jenen M. D. und schärfte ihm ein, nicht mehr zu rauchen und kein Bier mehr zu trinken. Der Patient befolgte gelehrig dies vorgeschriebene Programm und erreichte so das Resultat, welches die Vorstellungen seiner Familie und seine eigenen Bemühungen vergebens erstrebt hatten. Einige Hypnotisirungen und Einschärfungen waren ausreichend.

Einen anderen Fall hatte Dr. Perronet. Er flößte einem Gewohnheitstrinker einen Widerwillen gegen Spirituosen ein, der einige Monate später, zur Zeit seines Berichtes, noch vorhielt. Doch ist in solchen Fällen oft eine gelegentliche Erneuerung nöthig, wie Liébault an zwei Beispielen zeigt. Ein dem Trunk ergebener Arzt blieb drei Monate nach der hypnotischen Einschärfung enthaltsam: allein der Trieb zu trinken stellte sich wieder ein und er erneuerte seinen Besuch bei Liébault nicht. Ein ander Mal wurde ein träger Junge zu diesem Moralkünstler geführt und erhielt die Einschärfung, hinfort ein Muster an Fleiß zu sein. Wirklich arbeitete der Junge einige Monate hindurch stramm — in Folge eines Antriebes, den er ebensowenig begriff, wie er ihm Widerstand leisten konnte — und rückte rasch zum Primus auf. Dann verlor die Einschärfung (*suggestion*) an Kraft und er weigerte sich hartnäckig, eine neue Hypnotisirung über sich ergehn zu lassen, da ihm die unfreiwillige Heldenrolle keineswegs behagt hatte. Seine Mutter war schwach genug, ihm nachzugeben." Vermuthlich — so meint Myers — hat sie manche englische Mutter auf ihrer Seite, die den Grundsatz „lieber frei als nüchtern!" als für den Sohn Albions angemessen aufrecht erhält, und den plausiblen Einwand geltend machen kann, daß man Tugend nicht auf dem Wege ärztlicher Operation in den Schädel bekommt, und daß eine Besserung nicht viel werth ist, die nicht auf moralischer Anstrengung beruht.

Nach dem, was Myers als Augenzeuge beobachtet hat, glaubt er die hypnotische Eingebung als „nahezu unfehlbar" für derartige Zwecke bezeichnen zu dürfen und zögert, ihrer Kraft eine Schranke zuzuerkennen: „Wir halten den Hermesstab," meint er, „den wir nur noch nicht zu schwingen gelernt haben." So glaubt er, daß viele Fragen, welche die religiöse Welt in einem Sinn, die materialistische Welt in einem anderen für gelöst hält, erst jetzt eigentlich anfangen in den Gesichtskreis der Wissenschaft zu treten. Er behauptet, erst jetzt beginnen wir den ersten Elementen gewisser Probleme näher zu treten, „welche so manche Geistliche mit einer Predigt, so manche Philosophen mit einer Formel, so manche Physiologen mit einem Lächeln oder Achselzucken gelöst haben."

Die gleichen unliebſamen Anzeichen des Gegentheils von innerer Befriedigung und Zuſtimmung hat, ſo fürchte ich, mancher Leſer inzwiſchen kundgegeben, als er ſich der Zumuthung gegenüber ſah, den bisher gemeldeten höchſt wunderbarlichen Experimenten und Ergebniſſen der jungen Wiſſenſchaft „Experimentalpſychologie" Glauben zu ſchenken. Die Einwendungen, die ſich zu Dutzenden gegen das Gemeldete aufdrängen, ſollen hier nicht erhoben werden. Es iſt klar, daß der Werth jener Ausführungen unſeres Engländers ſteigt und fällt mit der beglaubigten Sicherheit aller die Experimente begleitenden Umſtände. Erſt wenn über allen und jeden Zweifel hinaus feſtgeſtellt ſein wird, daß lediglich competente vorurtheilsfreie Männer der Wiſſenſchaft als Handelnde und Zeugen bei den Experimenten betheiligt geweſen ſind, daß die Möglichkeit des Betrugs, der Selbſttäuſchung von dieſer oder jener Seite als abſolut ausgeſchloſſen bezeichnet werden muß, erſt dann wird das Publikum des neunzehnten Jahrhunderts Darlegungen ein aufmerkſam Ohr ſchenken, welche eine ſo fundamentale Umwälzung in unſeren gewohnten Anſchauungen herbeizuführen verſprechen und Perſpectiven eröffnen, die uns ſchwindeln machen können.

Immerhin ſind auch bei uns Beſtrebungen kenntlich, welche denen jenſeits der Vogeſen und des Canals nicht ſo ganz unähnlich ſcheinen. Auf die Bedeutung einer Experimentalpſychologie hat vor Allem der genannte Münchener Philoſoph Du Prel hingewieſen. Auch er iſt unabhängig von der Bewegung in England ſo weit gekommen — um hier nur an die letzterwähnten ſeltſamen Experimente anzuknüpfen — daß er „an einer pädagogiſchen Verwerthung des Somnambulismus nicht mehr zweifelt" Alle Pädagogik, die gründlich verfahren will — ſagt er in ſeiner „Philoſophie der Myſtik" — läuft darauf hinaus, dem Vorſtellungskreis eines Individuums durch den erzieheriſchen Willen eines anderen einen beſtimmten Inhalt zu geben. In der Abrichtung der Thiere wird hierzu die Ideenverbindung benutzt. In der Kindererziehung wird dieſe Verbindung ſogar zwiſchen Wachen und Schlafen hergeſtellt. Wenn nämlich ein Kind für Verunreinigung ſeines Bettes im Schlafe beſtraft wird, ſo rechnen wir darauf, daß die Vorſtellung der Strafe auch im Schlafe ſich mit dem Drange zur Entleerung verknüpft, und dieſes Mittel wird nicht fehlſchlagen. Muratori ſagt: „Durch den während des Wachens gefaßten Vorſatz, gewiſſe Handlungen, die wir träumend zu begehen pflegen, ſchlechterdings nicht wieder zu begehen, entwöhnen wir uns von dieſen Handlungen im Traume. Die Idee des Vorſatzes wird von der Phantaſie zugleich mit der Idee der zu begehenden Handlung, weil wir beide bei Tag miteinander aſſociirt hatten, ganz natürlich wiederum erweckt. Die Idee des Vorſatzes veranlaßt leicht auch eben den Affect, mit dem wir ihn wachend gefaßt und wiederholt hatten. Und dieſer Affect wird uns entweder erwecken oder uns doch Beſonnenheit genug gewähren, um dem Reiz zur Wiederholung der verabſcheuten Handlung zu widerſtehen.

Von hier bis zur magnetiſchen Erziehung iſt nur ein Schritt. Da der ſomnambule Zuſtand verbunden iſt mit Unterdrückung des ſinnlichen Lebens, ſo können die auf dieſer Sinnlichkeit beruhenden Inſtincte und Neigungen durch häufige Anwendung des Magnetismus und durch Unterwerfung des fremden Vorſtellungsvermögens unterdrückt werden. Charpignon behandelte eine Somnambule, welche Kaffee im Uebermaß zu trinken pflegte und dieſer Gewohnheit nicht entſagen mochte, trotzdem ihre Krankheit ſich darauf zurückführen ließ. Er brachte ſie davon ab durch ein energiſches in der Kriſe ertheiltes Verbot und den feſten Willen, daß ſie wachend eine förmliche Abneigung gegen dieſes Getränk faſſen ſollte . . . Der Einfluß des Magnetismus auf die Sinne wie auf die Gedanken des Somnambulen iſt nicht zu leugnen und dieſer Einfluß kann im ſchlimmen wie im guten Sinne benutzt werden. Derſelbe Charpignon kannte ein Mädchen, daß ein ungeregeltes Leben mit ihrem Magnetiſeur führte und das er auf beſſere Wege zu bringen beſchloß. Im Somnambulismus ging ſie auf ſeine Wünſche ein, empfand, was bis dahin nicht der Fall war, heftige Reue über ihre Lebensweiſe und faßte die beſten Vorſätze. Erwacht war ſie ausgelaſſen wie immer.

Der Besserungsproceß hielt jedoch nur so lange an, bis sie wieder mit ihrem früheren Magnetiseur zusammentraf und sich von ihm einschläfern ließ. Von diesem Tage an war kein Unterschied mehr zwischen ihren Vorsätzen im Somnambulismus und im Wachen. Einen ähnlichen Versuch, aber mit besserem Erfolge, stellte Deleuze an."

So weit Du Prel. Zur Unterstützung jener Auffassung des Münchener Philosophen ließen sich noch eine Reihe weiterer, von Anderen berichteter und ähnliche Resultate ergebender Fälle anführen, allein wir wollen davon absehen. Das, was wir vor Allem festgestellt zu sehen wünschen müssen, liefern sie uns doch nicht: eine in jeder Beziehung befriedigende, erschöpfende Kritik der begleitenden Umstände, den unumstößlichen Beweis, daß Betrug und Selbsttäuschung unmöglich hineinspielen konnten. Solch einen Beweis — dafür oder dagegen — können uns nur methodisch geführte Untersuchungen anerkannter Männer der Wissenschaft geben. Darum sind die Bestrebungen der von dem Professor der Physik in Dublin, Barrett, im Jahre 1882 zu London gegründeten englischen „Gesellschaft für psychische Forschungen", dem Principe nach durchaus zu billigen, wenn auch die Ausführung, das „Wie" ihrer Thätigkeit noch manchen Angriffen — wie jüngst dem Preyer'schen — eine Blöße bietet. Gilt es doch erst die rechte Methode der Untersuchung zu finden. Die Aufgabe, welche die Gesellschaft sich gestellt hat, alle mit dem Hypnotismus u. s. w. zusammenhängenden Probleme — durch Sammlung, Prüfung und Vorlegung von Beweismitteln und von Materialien zur Geschichte dieser Gegenstände u. dgl. — ohne Voreingenommenheit und Vorurtheile in Angriff zu nehmen und in demselben leidenschaftslosen Geiste zu behandeln, welcher der Wissenschaft es ermöglicht hat, nicht weniger dunkle Probleme zu lösen," muß Preyer selbst als gerechtfertigt anerkennen. Wenn wir hören, daß die Gesellschaft, die im Herbst 1882 hundert, Anfang 1885 fünfhundertundzwanzig Mitglieder umfaßte, darunter Parlamentsmitglieder, Geistliche, Aerzte und andere Männer der Wissenschaft, so Alfred Russel, Wallace, den berühmten Biologen und Nebenbuhler Darwins (als Ehrenmitglied), ferner eine Reihe Professoren der Naturwissenschaften, wie der Chemie, der Astronomie, auch Physiker, wie Barrett in Dublin, Balfour Stewart, Professor an Owens College in Manchester, Lord Rayleigh von der Universität Cambridge, sogar einen Physiologen, den Professor Bowditch von Harward Medical School in Boston — so darf uns keine falsche Scham mehr abhalten zu bekennen, daß immerhin in den Wirkungen und dem Wesen des Hypnotismus ein discutirbarer Gegenstand vorliegt.

Ein Wort, welches der Philosoph des Unbewußten, Eduard von Hartmann, jüngst gesprochen hat — allerdings in Beziehung auf ein anderes Gebiet, den Spiritismus, mit dem die von uns betrachteten Fälle nichts zu thun haben — scheint mir hier am Platze zu sein. „Ich bin außer Stande," sagt er in seinem neuesten Buch, einer Schrift über den Spiritismus, „über die ungewöhnlichen Erscheinungen ein Urtheil abzugeben, halte aber die bis jetzt vorliegenden Zeugnisse der Geschichte und der Zeitgenossen in ihrem Zusammenhang für eine ausreichende Beglaubigung der Annahme, daß es im menschlichen Organismus noch mehr Kräfte und Anlagen giebt, als die bisherige exacte Wissenschaft erforscht und ergründet hat, und für eine hinlänglich dringende Aufforderung an die Wissenschaft, in die exacte Untersuchung dieses Erscheinungsgebietes einzutreten. Dagegen halte ich mich allerdings für zuständig, ein bedingungsweise geltendes Urtheil über die aus diesen Erscheinungen im Falle ihrer Realität zu ziehenden Schlußfolgerungen abzugeben; denn dies ist recht eigentlich die Aufgabe des Philosophen, während er das thatsächliche Material seiner Schlußfolgerungen und Inductionen sich von den exacten Wissenschaften liefern lassen muß."

Das ist wohl auch der Standpunkt, welchen der Denkende unter den Laien bis auf Weiteres den aus Frankreich und England gemeldeten sensationellen Erscheinungen aus dem Gebiete des Hypnotismus gegenüber einnehmen wird.

Nat Rev Neurol. Author manuscript; available in PMC 2014 May 01.

Published in final edited form as:
Nat Rev Neurol. 2013 May ; 9(5): 277–291. doi:10.1038/nrneurol.2013.63.

Neuroimmunology of Stroke: Clinical and Translational Implications

Josef Anrather[1] and Costantino Iadecola[2]

[1]Department of Neurology, Weill Cornell Medical College, New York, NY 10065, USA

[2]Feil Family Brain and Mind Research Institute, Weill Cornell Medical College, New York, NY 10065, USA

Hafenstadt und den holländischen Großstädten. Der Wohlstand Hamburgs und der ununterbrochene Verkehr mit Holland brachte naturgemäß den wechselwirkenden Einfluß auch auf dem Gebiete der Kunst hervor. Viele namhafte holländische Künstler nahmen auf kürzere oder längere Zeit in Hamburg Aufenthalt und in noch viel höherem Maße war Holland für die jungen Künstler Hamburgs ein vielgesuchtes Ziel. Die Kunstsammlungen Hamburgs bevorzugten die holländische Kunst, ja sie wurden hauptsächlich in Holland gebildet. Heut sind die meisten dieser hamburgischen Sammlungen in der „Kunsthalle" vereinigt: nur eine, aber die wichtigste von allen, ist noch Privateigenthum, die des Herrn Johannes Wesselhöft.

Die Sammlung ist hauptsächlich Werken aus der Blüthezeit holländischer Malerei gewidmet, schließt aber auch die anderen Schulen nicht aus und besitzt von allen Werke ersten Ranges. Wir nennen nur David Teniers, Frans Snyders, Frans Hals, Ruysdael, viele Werke Rembrandts und seiner Schüler u. s. w.

Die hervorragendsten und charakteristischsten dieser Werke werden uns in der „Bilderlese" in vorzüglichen Reproductionen, theils selbständigen Radirungen, theils Holzschnitten im Text geboten. Die Gemälde aus der Oldenburger Gallerie sind von Kuhn, Eilers und Onken, die der Wesselhöft'schen Sammlung von Hecht ausgeführt.

Der Text von Wilhelm Bode vereinigt meisterhaft die Bedürfnisse des größeren kunstfreundlichen Publikums und die Anforderungen einer strengen wissenschaftlichen Methode — eine Leistung, der uneingeschränktes Lob gezollt werden muß.

Die Bilderlese ist das erste Werk, welches die reproducirenden Künste in dieser systematischen Weise verwerthet, und verdient die Anerkennung und das Interesse aller Freunde der Kunst. A. V.

Zur Colonialfrage.

Roscher und Jannasch, Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung. Leipzig, C. F. Winter.

Bei der Actualität der Colonialfrage war es ein sehr zeitgemäßes Unternehmen, eine neue, dritte Auflage von Roschers „Colonien" zu veranstalten, da die früheren, lediglich für die Gelehrtenwelt bestimmt und auch nur in dieser verbreitet, heut wenig zugänglich, zudem von den Fortschritten der Wissenschaft und der Ereignisse des letzten Menschenalters überholt und insofern einigermaßen veraltet sind. Um das Werk auf diejenige Höhe zu heben, welche dem gegenwärtigen Stande der Dinge entspricht, hat sich Roscher nicht begnügt, seine eigene, historisch-theoretische Arbeit mit wesentlichen Berichtigungen und Bereicherungen auszustatten, sondern sich überdies veranlaßt gesehen, noch einen ebenbürtigen Mitarbeiter heranzuziehen und diesem die Behandlung unserer heutigen Stellung zu den unmittelbaren praktischen Problemen in einem ganz neuen Abschnitt zuzuweisen. So zerfällt das Buch nunmehr in zwei selbständige, nur vermittelst der Einheit des Gegenstandes zusammenhängende Theile von wesentlich verschiedenartiger Tendenz, welche wiederum eine entsprechende Abweichung der Darstellung bedingt; der eine hat einen descriptiven, methodisch dogmatischen, der andere einen mehr analytischen und so zu sagen programmatischen Charakter.

Roscher classificirt in den „Grundzügen einer Naturlehre der Colonien" die Hauptarten neuer Besiedelungen: Eroberungs- (speciell Militär-), Handels-, Ackerbau- und Viehzuchts-, „Pflanzungs"-, „Cultivations"- und „Culturberufungs"-Colonien, und zeigt als Hauptursachen der Auswanderung: Ueberfüllung an Menschen, an Capital, politische Unzufriedenheit und religiöse Begeisterung, conform den vier Hauptgebieten des menschlichen Lebens: Familie, Eigenthum, Staat und Kirche. Er bespricht sodann die materielle, geistige und wirthschaftliche Lage und Bedeutung der Colonien, das Verhalten der mutterländischen Regierungen im Allgemeinen und die Colonialrevolutionen; schließlich erörtert er ausführlich die Hauptcolonialsysteme: Das spanisch-portugiesische, das in der Ausbeutung für den Fiscus und die Beamtenaristokratie gipfelte; das

englisch-französische, die strikte Durchführung des Merkantilismus; das der Handelscompagnien; das freie Colonialsystem in Nord-Amerika und die deutsche Auswanderung.

Die eigenartigen Vorzüge von Roschers wissenschaftlicher Methode und Schreibart sind hinlänglich gekannt und geschätzt. Aus der quellenden Fülle detaillirten thatsächlichen Stoffes, welchen er auf Grund seiner staunenswerthen Belesenheit beherrscht und in gesichteter Auswahl und gewissermaßen künstlerischer Anordnung vor dem Leser ausbreitet, entwickelt er im Wege ungezwungener Abstraction und vorsichtiger Generalisirung eine geschlossene Reihe wissenschaftlicher Lehrsätze und praktischer Grundsätze, welche so in dem doppelt gefugten Unterbau reichster Lebenserfahrung und strenger Denkthätigkeit unerschütterlich zu wurzeln scheinen. Die Mannigfaltigkeit, der fremdartige Reiz und das populäre Interesse des Stoffes erhöhen den Werth eines Buches, das, getreu dem Horazischen: **et prodesse et delectare!** gleicherweise angelegt ist, den Laien belehrend zu unterhalten, wie den Fachmann unterhaltend zu belehren.

Der letzte neue Abschnitt „Die deutschen Aufgaben der Gegenwart" stammt aus der Feder von Dr. jur. et phil. Robert Jannasch, einem Schüler des Leipziger Altmeisters, der als Verfasser zahlreicher, zum Theil preisgekrönter theoretischer und statistischer Schriften, als Vorsitzender der Berliner handelsgeographischen Gesellschaft, als Gründer und Leiter der Wochenschrift „Export", des handelsgeographischen Museums und der deutschen Exportbank zu Berlin, sowie Angesichts seiner hervorragenden Verdienste um die deutschen Ausstellungen in Australien und Brasilien und die brasilianische Ausstellung in Berlin, wie kaum ein Zweiter berufen erschien, auf diesem seinem Specialgebiet seine maßgebende Stimme laut werden zu lassen und die Ergebnisse seiner Studien und Erfahrungen mit denen seines früheren Lehrers zu vereinigen.

Mit Wärme befürwortet Jannasch den Eintritt des Reichs in eine deutsche Colonialpolitik und überhaupt energischere und systematische Betheiligung durch Staat und Private an den Aufgaben einer extensiveren Wirthschafts- und Culturpolitik als eine historische Nothwendigkeit. Die bisherige deutsche Auswanderung und Ackerbau-Colonisation wird von ihm nicht auf Uebervölkerung, sondern hauptsächlich auf agrarische Uebelstände zurückgeführt, und sollte staatlich überwacht, nach deutschen, thunlichst selbstständig zu regierenden Colonien geleitet, und durch öffentliche Organe und private Gesellschaften organisirt werden. In zweiter Linie empfiehlt er die Handelscolonien durch geeignete Maßregeln zu fördern, in deren sachliche Würdigung einzugehen sich hier verbietet. Es genüge, auch diesen Abschnitt des Buches, der auf den gründlichsten, den ganzen Erdkreis umfassenden Forschungen in der neuesten Geschichte und Statistik ruht wiederholt der allgemeinsten Beachtung angelegentlich zu empfehlen. P. H.

Kehrbach's „Monumenta Paedagogica."

Monumenta Germaniae paedagogica. Schulordnungen, Schulbücher und pädagogische Miscellaneen aus den Landen deutscher Zunge. Unter Mitwirkung einer Anzahl von Fachgelehrten herausgegeben von Karl Kehrbach. Band I, Braunschweigische Schulordnungen I. Berlin, A. Hofmann u. Co.

Schon im Augustheft 1884 wurden die Leser dieser Monatsschrift auf ein literarisches Unternehmen aufmerksam gemacht, welches den durch seine vortrefflichen Ausgaben von Kant, Fichte und Herbart berühmt gewordenen Gelehrten Karl Kehrbach seit länger als zehn Jahren andauernd beschäftigt, nämlich auf die Begründung „eines Nationalwerkes, welches die Vergangenheit des ganzen deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens aus den Quellen selbst erstehen lassen soll". Die schwierige Aufgabe, welche sich Kehrbach gestellt hat, und die er mit einer großen Zahl von Fachgelehrten zu lösen hofft, besteht also darin, von dem gesammten pädagogischen Leben des Mittelalters und der Neuzeit ein möglichst ausführliches Bild zu geben. Zu diesem Zwecke gedenkt er alle wesentlichen Urkunden, welche sich auf diese gewiß höchst bedeutsame Erscheinung des deutschen Volkslebens beziehen und größtentheils noch handschriftlich oder in seltenen Drucken in den Archiven und Bibliotheken verborgen liegen, an's Tageslicht zu fördern

und dadurch für die Entstehung einer wahrhaft gediegenen Schulgeschichte nutzbar zu machen. Das herbeizuschaffende Material wird um so großartigere Dimensionen annehmen, als nicht blos Schulordnungen, Schulgesetze, Visitationsprotokolle, Besoldungsacten, Schulbücher u. s. w. berücksichtigt werden sollen, sondern auch pädagogische Miscellaneen, d. h. Abhandlungen zur Pädagogik, Schulreden, Acten über Erziehung einzelner Personen, z. B. der Fürsten, sowie zusammenfassende Darstellungen ganzer Perioden und Monographien bedeutender Pädagogen zur Veröffentlichung gelangen werden. Wir haben es hier demnach mit einem Werke zu thun, welches an genialer Weitschichtigkeit hinter dem vom Freiherrn vom Stein begründeten, von Pertz u. A. fortgeführten Meisterwerke der **Monumenta Germaniae historica** nicht weit zurückstehen und eine ganz unentbehrliche Ergänzung desselben bilden wird. Wie wir erst durch die „historischen Monumente" mehr Klarheit in die scheinbar so verworrenen geschichtlichen Verhältnisse unserer deutschen Vorzeit bekommen haben, so werden wir auch erst durch die „pädagogischen Monumente" über die thatsächlichen Zustände des früheren Schulwesens befriedigende Auskunft erhalten; ich meine, daß selbst die jüngst erschienenen, höchst beachtenswerthen Arbeiten von Kämmel, Stein und Paulsen in gar manchen Punkten eine Modification erfahren werden. Was aber die Hauptsache sein dürfte: unzweifelhaft wird die genauere Kenntniß der voraufgegangenen Entwickelungsphasen der deutschen Schulverhältnisse die weitgehendsten Folgen für unsere jetzigen, vielfach ganz unhaltbar gewordenen Zustände auf diesem Gebiete nach sich ziehen. Darüber aber ein andermal!

Der erste Band der **Monumenta paedagogica** enthält die Schulordnungen der Stadt Braunschweig vom Jahre 1251—1828 und ist von Friedrich Koldewey, dem Director des Realgymnasiums daselbst, verfaßt. Die Einleitung (CCV Seiten) giebt einen Ueberblick über die Entwickelung des Schulwesens in der Stadt Braunschweig und verbreitet sich über alle nur irgend wie wissenswürdigen Ereignisse auf dem Gebiete des Schullebens, während die dann folgenden 51 Documente (602 Seiten) mit bibliographischen Nachweisen und textkritischen Bemerkungen versehen sind. Das Glossar am Ende des Werkes wird dem, der des Niederdeutschen nicht mächtig ist, eine willkommene Beigabe sein. Der Herausgeber schließt den ersten Theil seiner Arbeit mit einer Schulordnung vom Jahre 1828 und verzichtet auf den Abdruck der weiteren Gesetze, weil dieselben für jeden leicht zugänglich und von geringerer Wichtigkeit sind. Der zweite Theil des Koldewey'schen Werkes wird das Schulwesen in den übrigen Theilen des Herzogthums in Berücksichtigung ziehen und in nicht allzu langer Zeit zur Ausgabe gelangen. Die ganze Art, wie der Verfasser seine Aufgabe aufgefaßt und zur Darstellung gebracht hat, findet unseren lebhaftesten Beifall, und wir wünschen nur, daß ihm die zweite Hälfte derselben in gleicher Weise gelingen möge! Uebrigens befinden sich bereits vier weitere Bände der **Monumenta paedagogica** unter der Presse, von denen wir schon jetzt auf zwei hindeuten wollen: Auf die Schul- und Studienordnungen der Gesellschaft Jesu vom gelehrten Jesuitenpater G. M. Pachtler und auf die Geschichte des mathematischen Unterrichts im deutschen Mittelalter (bis 1525) von Professor S. Günther in Ansbach.

Wir empfehlen zum Schluß das großartige und von Kehrbach mit der selbstlosesten Hingebung übernommene und geleitete Nationalwerk auf's Angelegentlichste! H. J.

Das Helldunkel in der Malerei.

W. Seibt, Studien zur Kunst- und Culturgeschichte. III. IV. Helldunkel. 1. Von den Griechen bis zu Correggio. 2. Adam Elsheimers Leben und Wirken. Mit Elsheimers Bildniß radirt von J. Eißenhardt. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

In dem 3. und 4. Heft seiner „Studien" behandelt G. W. Seibt, wie ihr gemeinsamer Titel andeutet, die Entwickelung jener Malweise, welche man im Allgemeinen unter der Bezeichnung „Helldunkel" versteht. Seibt geht dabei von dem gewiß richtigen und fruchtbaren Gedanken aus, daß man hierunter nicht eine zufällige und mehr oder

weniger äußerliche Manier der Lichtgebung und Farbenwahl, ſondern eine durchaus naturnothwendige und im Weſen der Malerei begründete Richtung der Kunſt zu denken habe, welche für ihre auf den Zauber von Licht- und Farbenſtimmung gegründete Schöpfungen eine gleich principielle Würdigung zu beanſpruchen habe, wie die auf lineare und plaſtiſche Schönheit gerichtete Kunſtweiſe. Die Vereinigung beider Richtungen in ihrer vollkommenſten Ausbildung kann daher in der Praxis nie erreicht, und ſollte alſo auch in der Theorie nicht gefordert werden; Raphael auf der einen, Correggio und Rembrandt auf der andern Seite bezeichnen in gewiſſem Sinne unvereinbare Gegenſätze! Die Geſchichte des Helldunkels nun wird im erſten Heft von der Malerei des Alterthums bis zu Correggio geführt, deſſen Genie jenen Ideen mit einem Schlage zum überwältigenden Ausdruck verhalf, welche in der Theorie am glänzendſten vor ihm Lionardo ausgeſprochen hatte, deſſen Praxis durch den Irrweg des Realismus von der Erreichung des ihm ſelbſt vorſchwebenden Ideals abgelenkt worden war. Die zweite Abhandlung iſt einem der intereſſanteſten Vertreter des Helldunkels, dem Frankfurter Maler Adam Elsheimer, gewidmet. Elsheimer, der eigentliche Vorläufer Rembrandts, als Künſtler wie als Menſch eine gleich anziehende Perſönlichkeit, iſt in ſeiner hohen Bedeutung für die Kunſtentwickelung zuerſt von Wilhelm Bode (Jahrb. d. preuß. Kunſtſammlung I. 1880.) erkannt und eingehend gewürdigt worden. In der vorliegenden Schrift werden die Umſtände ſeines Lebens mit kritiſcher Genauigkeit geprüft und die zum Theil haltloſen Aufſtellungen Bodes mannigfach berichtigt. Zugleich werden auch die nachweisbaren Daten über die mit Elsheimer im Zuſammenhang ſtehenden Frankfurter Künſtler Hans Grimmer, Philipp Uffenbach, Johann Elsheimer (ſeinen Bruder) und ſeinen hingebungsvollen Freund Hendrik Goudt von Utrecht ſichergeſtellt.

Möchten die liebevollen Unterſuchungen Seibts, denen man gelegentliche Weitſchweifigkeiten gern nachſieht, bald ihre weitere Fortſetzung finden. M. S.

Bibliographiſche Notizen.

Deutſches Leben und deutſche Zuſtände von der Hohenſtaufenzeit bis in's Reformationszeitalter dargeſtellt von Karl Fiſcher. Gotha, Friedrich Andreas. Perthes.

Das vorliegende Buch gehört zu der Reihe polemiſcher Schriften, welche Janßens Darſtellung der Reformation in ſeiner Geſchichte des deutſchen Volkes hervorgerufen hat. „Die gewaltige Geiſtesbewegung (ſagt Fiſcher), welche im 16. Jahrhundert die chriſtliche, insbeſondere die deutſche Welt erſchüttert hat, hat lange Zeit bei vielen als eine weltgeſchichtliche Wundererſcheinung gegolten, welche geheimnißvoll in ihren Urſachen, überirdiſch rein in ihren Trägern, unermeßlich groß in ihren Wirkungen geweſen ſei. Es konnte nicht fehlen, daß ein Rückſchlag gegen dieſe Auffaſſung und Darſtellung eintrat, indem man nun jene Erſcheinung nicht blos ihres himmlichen Gewandes entkleidete, ſondern ſie in niedrigſter Knechtgeſtalt hienieden wandeln ließ.“ Gegen beide Auffaſſungen wendet ſich Fiſcher. Er ſieht in der Reformation das Reſultat einer 300jährigen Arbeit, welche in der Hohenſtaufenzeit begonnen und ſich über alle Gebiete des deutſchen Lebens, des wirthſchaftlichen, ſocialen, kirchlichen und politiſchen ausgebreitet hat. Damit iſt zugleich die Tendenz und die Anlage des Buches gekennzeichnet. In einer Reihe anziehend geſchriebener Capitel behandelt er die entſcheidenden Aeußerungen des öffentlichen und privaten Lebens, Handel und Verkehr, Rechts- und Gerichtsweſen, Stände und Berufe, Univerſitäten und Schulen, Literatur und Wiſſenſchaft u. a. m. Es wäre zu wünſchen geweſen, daß der Verfaſſer ſeine Behauptungen oder die vorgebrachten Beiſpiele durch Quellenangaben belegt hätte; das Fehlen derſelben legt die Vermuthung nahe, daß vielfach nur Quellen zweiter und dritter Hand benutzt ſind. l.

Geschichte des Elsasses. Von Ottokar Lorenz und Wilhelm Scherer. Dritte verbesserte Auflage. Mit einem Bildnisse Jakob Sturms von William Unger. Berlin, Weidmann.

Wenn die Verfasser es in der Vorrede betonen, daß einer Geschichte des Elsasses in weit höherem Grade das Interesse des Lesepublikums entgegenkomme als jeder andern deutschen Provinzialgeschichte, so hat ihr Buch den Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung gebracht, denn es war bei seinem Erscheinen im Jahre 1870 sofort vergriffen, sodaß im folgendem Jahre schon ein Neudruck nothwendig wurde. Jetzt, nach 14 Jahren, erscheint es abermals und zwar mit bedeutenden Verbesserungen. Nicht nur ist in den Anmerkungen die neuere Literatur nachgetragen worden, sondern der Text hat gleichfalls zahlreiche Berichtigungen erfahren, daneben auch ansehnliche Erweiterungen. Von letzteren genügt es hier auf die eingehende Schilderung der elsässischen Städte im 14. Jahrhundert hinzuweisen, zu der die reichen Schätze des Straßburger Archivs das meiste beigesteuert haben. Daß in historischer Hinsicht aber immer noch Mängel, ja sogar im Einzelnen Fehler sich finden, ist ein schwerer Vorwurf, den die wissenschaftliche Kritik Herrn Professor Lorenz in Jena gemacht hat, und den dieser hoffentlich nicht lange auf sich sitzen lassen wird.. Die Leistung seines Berliner Mitarbeiters ist eine vollendete, die Schilderungen der elsässischen „Mönchs- und Ritterdichtung" des Mittelalters, der Historiker und Mystiker des 13. resp. 14. Jahrhunderts, der Prediger und Satiriker von Geiler von Kaisersberg an bis zu Thomas Murner, der Straßburger Schule unter Johannes Sturm u. s. w. bis zu der des jungen Goethe, sind tiefgehend und erschöpfend. Man staunt über die Fülle hervorragender Geister die dieser eine Winkel Deutschlands hervorgebracht hat. Für den Literarhistoriker wird das Buch demnach künftig eine werthvolle Fundgrube sein, deren Benutzung ihm ein Register, das Stichproben aushält, wesentlich erleichtert.

Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. Von Dr. Erwin Bälz, Prof. der klin. Med. in Tokio. Yokohama.

Sie rücken uns immer näher, diese intelligentesten der Ostasiaten. Bisher mit großem Geschick und unermüdetem Eifer empfangend, lernend, strebend, nacheifernd — fangen die Japaner schon an zu den Forschungen der Naturwissenschaft achtungswerthe Beiträge zu liefern. Und je mehr dies der Fall ist, je mehr sie uns menschlich näher treten, um so werthvoller sind Studien wie die vorliegende. Ist auch für die wissenschaftliche Anthropologie das Studium jeder Race und jedes Volkes von gleicher Bedeutung, so werden doch Lücken in der Kenntniß der Beschaffenheit und Zustände begabterer Völkergruppen doppelt empfunden. Der Verfasser gehört zu denjenigen Pionieren deutscher Cultur in Japan, die ziemlich gleich im Anfange dieser merkwürdigen Aufraffungsbewegung der Japaner dorthin kamen, und er kennt Land und Leute genau, wovon bereits frühere Arbeiten mehrfach Zeugniß abgelegt haben. Das vorliegende Werkchen ist ausgezeichnet durch ein reiches, mit aller technischer Sorgfalt vorbereitetes Messungsmaterial und durch eine Fülle von Beobachtungen über Haut und Haare und ihre Pflege, über Bau, Gang und Haltung, wobei in fesselnder Schreibweise ästhetische Bemerkungen miteingeflochten werden.

jl.

Ploß, Dr. H. Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 2 Bände. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Knapp ein Lustrum ist es her, daß die wissenschaftliche Welt demselben Verfasser für sein durch umfassende Gründlichkeit wie durch reichste Mannigfaltigkeit gleich ausgezeichnetes Werk über „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker" 2. Aufl. 1884 einmüthig Dank gewußt hat, und schon überreicht er ihr ein neues Denkmal staunenswerthen Fleißes, unermüdlichen Sammelns. Ein Denkmal! Denn inzwischen ist der bescheidene Leipziger Arzt von seinem Arbeitsfelde abberufen worden! Ploß' Bedeutung für die Ethnologie unserer Tage darf nicht unterschätzt, sie kann vielleicht nicht hoch genug geschätzt werden; ein so reiches Material haben nur Wenige zusammengetragen, und die liebevolle Vertiefung, mit der er es unter strenge Gesichtspunkte und mit vergleichender Methode concentrirt hat, ist einzig in ihrer Art. Wie schon in seinem Werke über „das Kind" finden wir auch in dem vorliegenden über „das Weib" das ganze anthropo-, socio-, ethnologische Wissen der früheren und der gegenwärtigen Forschungsepochen

regiſtrirt, verarbeitet, man kann ſagen: ausgebeutet. Wer über Weſen und Leben des Weibes, des Individuums wie des Geſchlechts, in der Vorzeit oder jetzt, aus irgend einem Zeitalter oder Volke oder Lande Auskunft haben will, — hier wird er eine unerſchöpfliche Fundgrube haben. Der Stoff bietet oft der Darſtellung aus naheliegenden Gründen ſpröde, ſchwierige Seiten — aber der Leſer wird, ſelbſt wo die Nudität nicht verhüllbar war, den ernſten Sinn des Autors ſtets vor Augen haben. Jeder Gebildete wird das Werk, wie wir ſchon bei der Beurtheilung der erſten Lieferungen ſagten, mit größtem Intereſſe leſen und reiche vielſeitige Belehrung davontragen: dem Arzt, dem Culturhiſtoriker, dem Anthropologen wird es unentbehrlich ſein. jl.

Rheiniſche Gärten von der Moſel bis zum Bodenſee. Bilder aus alter und neuer Gärtnerei von Ludwig Freiherr von Ompteda. Mit 55 farbigen Abbildungen im Text. Berlin, Paul Parey.

Ein größeres Publikum wird leider wenig Gelegenheit haben, ſich mit einem Prachtwerke, das ausſchließlich der höheren Gartenkunſt gewidmet iſt, zu beſchäftigen, und dennoch muß man dies von ganzem Herzen bedauern, denn Alles, was an den Ufern unſeres grünen Rheins vorgeht oder ſich auf ihn bezieht, pflegt ein beſonderes Intereſſe im ganzen Vaterlande zu erwecken, auch wenn es in weniger eleganter Form mitgetheilt wird, als eine ſo vornehme Natur wie der Freiherr v. Ompteda dies thut. Seiner prächtigen Ausſtattung nach ſcheint aber das dem Großherzoge Friedrich von Baden gewidmete Buch vor allen Dingen für die ariſtokratiſchen Leſer berechnet zu ſein, für diejenigen, denen dieſe „rheiniſchen Gärten" gehören, oder die ſie als gern geſehene Gäſte ihrer Beſitzer genießen können. Seitdem der Fürſt Hermann v. Pückler-Muskau den Gartenſport zuerſt im Großen getrieben hat, gehört derſelbe zu den traditionellen Beſchäftigungen des hohen Adels auch in Deutſchland, wie es in England ſchon früher der Fall geweſen war. Der Verfaſſer hat ſelbſt ſich eingehend mit Obſt- und Blumengärtnerei beſchäftigt, ſo daß er hierdurch das kritiſche Auge des Fachmannes gewonnen hat, er iſt ferner vermöge ſeiner geſellſchaftlichen Stellung in den geſchilderten Anlagen durchaus heimiſch geworden und er hat durch ſeine Studien auf hiſtoriſchem Gebiete auch die Fähigkeit erlangt, ſeine Bilder zu culturhiſtoriſchen Gemälden zu vertiefen. Er führt uns rheinaufwärts von den herrlichen, durch Ihre Majeſtät die Kaiſerin in's Leben gerufenen Rheinanlagen bei Koblenz bis zur Inſel Mainau am Bodenſee. Auf dieſer weiten Strecke ſind zahlreiche wundervolle Ruhepunkte, deren wir hier nicht gedenken können. Einer der herrlichſten unter ihnen iſt eine Privatanlage, die Beſitzung des Herrn Eduard von Lade, Villa Monrepos bei Geiſenheim, als Gartenkunſtwerk vielleicht die vollendetſte Schöpfung längs des Stromes, die in anderen Theilen unſeres Vaterlandes viel zu wenig bekannt iſt. Mit Wehmuth lieſt man die Schilderung des Schloßgartens zu Biebrich, „einer grünen Ruine", die hoffentlich bald wieder neu auferſtehen wird. Ueberall erregen die ſchön ausgeführten Lichtdrucke im Text des Leſers Bewunderung und — Sehnſucht. fv.

Aus dem Kleinleben. Erzählungen von H. Villinger. Lahr, M. Schauenburg. (Mit dem Porträt der Verfaſſerin.)

Mit herzlicher Freude muß es jedes Mal begrüßt werden, wenn ſchriftſtellernde Frauen ſich nicht an hohe philoſophiſche oder literariſche Probleme wagen, ſondern in dem ihnen von der Natur zunächſt angewieſenen Gebiete des Hauſes und des Familienlebens bleiben. Die in Karlsruhe lebende Verfaſſerin des vor uns liegenden kleinen Büchleins hat ſich deſſen befleißigt, ja ſie vermeidet faſt ängſtlich jeden Ausblick aus der engen ſchwäbiſchen Welt, in der ſie ihre Geſchichten ſpielen läßt. Sie bedient ſich zuweilen ſogar des Localdialekts, ſo daß wir „Dorfidyllen" begegnen, die mit Anzengruber'ſchen oder Roſegger'ſchen Geſchichten concurriren. Ob ſie freilich dabei nöthig gehabt hätte uns mehrfach Lumpenſammler, Karrenſchieber, Vagabunden vorzuführen, ſoll dahin geſtellt bleiben, jedenfalls hat ſie es verſtanden, immer unſer Mitgefühl für ihre Figuren hervorzurufen. Ein Zug reiner, inniger Menſchenliebe geht wie ein rother Faden von einer Novellette zur anderen hinüber. Wen vermöchte der Eskimo aus Württemberg, „der lebendige Fiſche frißt, damit ſein Kind ein ehrlicher Menſch werde," nicht zu rühren, oder die Geſchichte des Knaben und ſeines treuen Hundes „Ben", oder endlich das Leben des alten Landbriefträgers Knebel, der ſeinen Sohn nicht als Trunkenbold im Munde der Leute wiſſen

will und deshalb lieber mit eigener zitternder Hand Briefe fälscht, in denen jener als guter Sohn und getreuer Bräutigam erscheint. Das Beste steht hier, was auch nicht gerade häufig vorkommt, am Schluß: Die beiden Geschichten „Das heilig' Dirndl" und „Die Narren-Rosel" sind Musterstücke, erstere für das Studium des Volkes und seines Seelenlebens, letztere als psychologisches Gemälde. Hoffentlich bietet die Verfasserin noch recht viele solche Skizzen „aus dem Kleinleben." fv.

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Alexander, Mrs., Ihr ärgster Feind. Erster Band. (Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek. II. Jahrg. Bd. 21.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Blum, Hans, Hallwyl und Bubenberg. Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen. Leipzig, C. F. Winter.

Blumenthal, Hans, Die wichtigsten Arbeiten des Sortimenters. Iglau, Selbstverlag des Verfassers.

Bolm, A., Geschichtskalender. Ein Tagebuch der Geschichte und Biographie. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrter bearbeitet und herausgegeben. Zweite Ausgabe. Mit einem Schlüssel zur Weltgeschichte. Berlin, F. Schönemann.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. 202. bis 207. Heft. Schleifen — Sibirien. Leipzig, Berlin und Wien. F. A. Brockhaus.

Delbrück, Hans, Historische und politische Aufsätze: I. Die historische Methode des Ultramontanismus. Berlin, Walther & Apolant.

Fischer, Conrad, Friedrich der Grosse als Erzieher seines Volkes. Ein Gedenkbuch zum 100. Jahrestage seines Todes 17. August 1786. Mit einem Vorwort von Dr. Joh. Chr. Gottlob Schumann. Trier, Heinr. Stephanus.

Gedichte einer Fürstin. Uebers., mit Anmerkungen versehen und herausgegeben von Fritz Hirschmann. Zürich, Orell Füssli & Co.

Grimm, Dr., Der wirthschaftliche Werth von Deutsch-Ostafrika. Berlin, Walther & Apolant.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1885-1886. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung.

Lessings sämmtliche Werke. Herausgegeben von Carl Lachmann. Dritte aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage besorgt durch Franz Muncker. Zweiter Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Luckner, Mathilde Gräfin, Ich und Nicht-Ich. Leipzig, Eugen Peterson.

Maurel-Dupeyré, M., Le Procès-Verbal de la vie. Paris, Maison Quantin.

Michel, Carl, Die Gebärdensprache dargestellt für Schauspieler sowie für Maler und Bildhauer. I. Theil. Die körperliche Beredtsamkeit: Gebärden — Seelenzustände — Stimme — Rollenstudium — Spielen. II. Theil. Mimische Darstellungen in 94 Photographien. Köln, M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung.

Nordau, Max, Les Mensonges conventionnels de notre civilisation. Ouvrage traduit sur la douzième édition allemande par Auguste Dietrich. Douxième édition. Paris, W. Hinrichsen.

Mugrave, Curt A., Die bevorstehende Revolution in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Berlin, Walther & Apolant.

Robert, W., Der Traum als Naturnothwendigkeit erklärt. Hamburg, Hermann Seippel.

Rohden, Dr. med. Ludwig, Wandertage eines Arztes. Norden und Norderney, Hermann Braams.

Roskoschny, Dr. Hermann, Europas Colonien. Nach den neuesten Quellen geschildert. Leipzig, Grossner & Schramm. Lief. 50-60.

Rustmann, W., Alte Steine in neuer Fassung. Bilder und Sagen aus der Provinz Hannover. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Solano, Arw., Contorrock und Consulatsmütze. Eine Erzählung aus dem überseeischen Leben. Hamburg, Carl Grädeners Buchhandlung (Arnold Ebert).

Süpfle, Prof. Dr. Th., Geschichte des deutschen Cultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der literarischen Einwirkung. Erster Band. Von den ältesten germanischen Einflüssen bis auf die Zeit Klopstocks. Gotha, E. F. Thienemanns Hofbuchhandlung.

Weiss, J. J., Au pays du Rhin. Metz — Hombourg les bains — Autour de Hombourg — Francfort — Strassbourg et l'Alsace. Paris, G. Charpentier & Cie.

Wolf-Südhausen, Julius, Hinter der Leinwand, (Maler's Modell). Aesthetische Skizze. Zürich. Verlags-Magazin (J. Schabelitz.)

Zernin, Gebhard, Erinnerungen an Dr. Joseph Victor von Scheffel. Darmstadt und Leipzig, Eduard Zernin.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1886er. Frische Füllung. 1886er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel	58° R.
Mühlbrunn	44° R.
Schlossbrunn	44° R.
Theresienbrunn	48° R.
Neubrunn	49° R.
Marktbrunn	39° R.
Rum. Kronquelle	28° R.
Felsenquelle	47° R.
Kaiser Karls-Qu.	34° R.

Carlsbader TRINKKUR im Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

KARLSBADER
Quell-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*

} *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i/M.
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Neununddreißigster Band.

(Mit Portraits in Radirung: Leo XIII., Hieronymus Lorm, Friedrich Bodenstedt.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 59. Bandes.

October. — November. — December.

1886.

Seite

A. Andrea in Neapel.
Ein Christus. Erzählung. 139

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.
Die heiligen Stätten in ihrer Bedeutung für Rußland. 301

H. Dechend in Marburg.
Ein französisches Ränkespiel in Deutschland zur Zeit Napoleon I. 334

Julius Duboc in Dresden.
Der Bauernphilosoph Konrad Deubler. 322

Philipp zu Eulenburg in München.
Drei Skizzen. (Am Sonntag, wenn der Flieder blüht. — Ein Brief. — Eine Spazierfahrt.) 111

Eduard von Hartmann in Berlin.
Das Problem der Verbindung der Künste in der modernen Aesthetik. 22

A. von Heyden in Berlin.
Ein Costümwerk. 105

Karl Jaenicke in Breslau.
Justine Dankmar. Novelle. 244 349

J. Jastrow in Berlin.
Die Marienburg. Ein ostdeutsches Denkmal. 166

Ulfr. Kalischer in Berlin.
Ludwig van Beethoven in Berlin. 199

Heinrich Kruse in Bückeburg.
Der Californier. Eine Seegeschichte. 277

Paul Lindau in Berlin.
Sommertage in Wien und Umgegend. 81
Verbrechen oder Wahnſinn? Das Schulmädchen Marie Schneider. 231

Hieronymus Lorm in Dresden.
Die Metaphyſik zu Ende des 19. Jahrhunderts. 147

Raphael Löwenfeld in Breslau.
Hieronymus Lorm. 218

Wilhelm Lübke in Karlsruhe.
König Ludwig II. und die Kunſt. 70

Guſtav Meyer in Graz.
Ein Ausflug nach Argolis. 308

Siegmund Münz in Rom.
Leo XIII. 48 183

E. Weſtkirch in Hannover.
Suſe. Novelle. 1

Bibliographie 123. 267. 405

Bibliographiſche Notizen 133. 274. 411

October 1886.

Inhalt.

Seite

L. Westkirch in Hannover.
Suse. 1

Eduard von Hartmann in Berlin.
Das Problem der Verbindung der Künste in der modernen Aesthetik. 22

Sigmund Münz in Rom.
Leo XIII. I. 48

Wilhelm Lübke in Karlsruhe.
König Ludwig II. und die Kunst. 70

Paul Lindau in Berlin.
Sommertage in Wien und Umgegend. 81

A. von Heyden in Berlin.
Ein Costümwerk. 105

Philipp zu Eulenburg in München.
Drei Skizzen. (Am Sonntag, wenn der Flieder blüht. — Ein Brief. — Eine Spazierfahrt.) 111

Bibliographie. 123
Bilder-Atlas der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. (Mit Illustrationen.) — Neue Erzählungs-Literatur. — Anthropologische Studien.

Bibliographische Notizen. 133

Hierzu ein Portrait von Papst Leo XIII.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilage zu diesem Hefte
von
Pürr, Alphons in Leipzig. (Für Bücherliebhaber und Kunstfreunde)
Engelhorn, J. in Stuttgart. (Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.)

Stanford Libraries

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXIX. Band. — October 1886. — Heft 115.

(Mit einem Portrait in Radirung: Papst Leo XIII.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Suſe.

Von

L. Weſtkirch.

— Hannover. —

Unter dem Schwarm geputzter Spaziergänger, welcher an ſchönen Sonntagnachmittagen aus der inneren Stadt hinauswogte nach der Allee und den königlichen Gärten, war kaum Einer, der nicht mechaniſch einen Blick in die kleinen, lächerlich niedrigen Fenſter eines windſchiefen Häuschens geworfen hätte, das, ein Ueberbleibſel aus längſt vergangenen Tagen, die Reihe moderner Paläſte unterbrach, welche die Hauptſtraße ſäumten. Ein weiter Garten dehnte ſich dahinter aus und unter ſeinen hohen Bäumen halbverſteckt lag das Herrſchaftshaus, Thüren und Fenſter mit Holzläden und Eiſenriegeln mürriſch verſchloſſen gegen die neue Zeit, welche 1866 hereingebrochen war und den Beſitzer des Grundſtücks in's Ausland getrieben hatte.

Es gab nicht eben etwas Beſonderes hinter den zwei der Straße zugekehrten Fenſterchen der ehemaligen Portierswohnung zu ſehen. Vor dem einen ſtanden ein paar Blumentöpfe und darüber ſchaukelte ſich ein Zeiſig in ſeinem runden Bauer. Hinter den Scheiben des anderen pflegte ſchier unbeweglich eine alte Frau in ſauberem Sonntagsſtaat zu ſitzen, das Strickzeug in der Hand, die blinkende Kaffeekanne auf weiß gedecktem Tiſchchen vor ſich, — die Sonntagskanne, die in ihrer weiten Bauchung auch noch für die eine oder andere Gevatterin, welche etwa zu einem Sonntagnachmittagſchwatz vorſprechen mochte, willkommenen Labetrunk barg. Das Stübchen blinkte von Sauberkeit bis zum fernſten Winkel; darum verſchmähte es auch die Frau, ſich mittelſt kleiner vor die Scheiben geſpannter Gardinen vor den Blicken der Neugierigen zu ſchützen. In ihrer Jugend war dergleichen nicht Sitte geweſen und ſie brauchte ſich nicht zu ſchämen.

So vermochten aufmerksame Beobachter eines Tages in der Tiefe des Gemaches einen hellen Punkt zu entdecken, der früher nicht vorhanden gewesen war und der sich nahe über dem Boden ziemlich ruhelos hin- und herbewegte. Nach und nach wurde er größer und wie die Wochen und Monate hingingen, streckte sich allmählich ein kleines Näschen über den Rand des weißgedeckten Kaffeetisches empor und noch ein wenig später erschien ein ganzes von röthlich braunen Kraushaaren umstandenes Kinderköpfchen neben der weitbauchigen Kaffeekanne.

Es gehörte einem Enkelkind der Alten. Sein Vater war irgendwo weit weg gestorben in Schande und Noth. Nun wuchs es auf zwischen der Großmutter Truhen und Spinden und seine glatten Rosenwangen stachen seltsam ab von ihrem, einem erfrorenen Apfel gleichenden Gesicht, in das frühere Jahre schon so viele Runzeln gezeichnet hatten, daß kein Raum mehr für die Runzeln kommender übrig blieb.

Einmal brachte das Kind sich aus der Volksschule einen Gefährten mit, Christian Pott, eines Sammetscheerers Sohn aus der nahen Fabrik. Er schützte die furchtsame Suse vor den Angriffen ihrer gemeinsamen Schulkameraden; dafür lehrte sie ihn lesen. Und von da ab hockte der blasse, dickköpfige Knabe Tag für Tag neben ihr auf dem Schemel. Die Fibel hielten sie zwischen sich und buchstabirten mit rothen Gesichtern: „a = a: b e n d = bend = abend; e = e, l e n d = lend = elend.“ — — Der Knabe tippte mit dem kurzen, dicken Finger auf das Wort und schlug seine vorstehenden Ochsenaugen zu Suse auf.

„Du — was ist denn das: Elend?“

Auch die kluge Suse war in Zweifel.

„Armuth, Noth, Hunger, Kummer nennt man so,“ erklärte die alte Frau über ihre Arbeit weg.

Christian buchstabirte befriedigt weiter. Suschen aber hielt plötzlich den Athem an vor Erregung und ihre Augen wurden starr.

„Höre, Christian, jetzt weiß ich's!“ —

Aus dem schattenhaften Wust verdämmerter Erinnerungen aus erster Kindheit war jäh ein Bild in ihr lebendig geworden, scharf umrissen, grellfarbig, in greifbarer Deutlichkeit. Das war das wurmzerfressene Bett, in welchem der Papa sich hin- und herwarf, abwechselnd zwischen starrer Ruhe und wildem Toben. Sie sah die verwaschenen Blumen des Bettüberzuges, den feuerlosen Herd, den leeren Milchnapf. Das Fenster war mit einem Lappen verhangen: durch ein Eckchen Scheibe, welches derselbe freiließ, fiel ein Sonnenstrahl blendend auf das Brüderchen, das sonderbar still und unbeweglich lag, nicht lachte und nicht einmal schreien wollte. Sie fühlte noch die schaurige Kälte seines Händchens, das sie in ihrer Angst ergriffen hatte. Sie sah den bärtigen Mann in die Stube treten, sah ihn die geballten Fäuste gegen ihren Vater schütteln, — sie selbst, deren wortloses Entsetzen sich beim Anblick eines Menschen in wildes Schluchzen löste, zornig von sich stoßen, —

hörte ihn die Thür zuſchlagen, ſeine ſchweren Schuhe die Treppe hinabſtampfen, — — dann folgte wieder die grauenvolle, öde Stille. — — Das war das Elend! — —

„Was haſt Du nur?“ brummte der Junge verdrießlich darüber, daß ſie ihm nicht half.

Suſe ſchauerte zuſammen und wickelte die Arme in ihre Schürze.

„Ich fürchte mich.“

„Dumme Gans! Ich bin ja bei Dir,“ beruhigte Chriſtian.

Aber das Kind blieb verſtört und in der Nacht weckte es durch ſein Weinen die Alte.

„Großmutter, — das Elend! — Siehſt Du, dort ſteht's! — Es kommt — — es will mich greifen!“

Die Alte zündete Licht an, leuchtete in alle Ecken der Kammer, kochte Kamillenthee, ſchüttelte die Kiſſen auf und hielt ihrer Enkelin heiße Hände, bis das Kind ſich beruhigte und wieder einſchlief. Sie aber ſchlief in dieſer Nacht nicht mehr.

„Wenn's nur gut geht mit der Suſe,“ klagte ſie am nächſten Sonntag der ſie beſuchenden Gevatterin. „Das Mädchen hat einen gar ſo ‚einbildneriſchen‘ Kopf.“

Doch ihre Enkelin gab ihr keine neue Veranlaſſung zur Sorge. Sie wuchs heran, ein Mädchen wie alle anderen, höchſtens daß ſie einen tieferen Widerwillen gegen Dunkel, Staub, Unordnung und Häßlichkeit bekundete als die meiſten Ihresgleichen; aber dieſe Eigenheit äußerte ſich zunächſt nur nach ihrer guten Seite, indem ſie das heranwachſende Kind veranlaßte, ſich und die Wohnung der Großmutter tadellos ſauber zu halten und auf's Zierlichſte herauszuputzen. Ein wahres Feſt gewährten Suſe immer die Tage, an welchen das Herrſchaftshaus zum Lüften und Scheuern geöffnet wurde. Da konnte ſie ſtundenlang in den mit altmodiſcher Eleganz ausgeſtatteten Räumen herumwandern, die Vergoldungen, die Kronleuchter, die ſeidenen Ueberzüge der Prunkgemächer anſtaunen. Hatte ſich ihr Auge endlich an dem Glanz einigermaßen erſättigt, dann träumte ſie ſich zur Eigenthümerin all dieſer Herrlichkeit und ſpielte Königstochter zur Verzweiflung des guten Chriſtian, welcher durchaus den Königsſohn abgeben ſollte und doch zwiſchen den Porzellanſchäferinnen, Vaſen und weitbeinigen Seſſeln weder zu gehen noch zu ſtehen wußte.

Als die Kinder eingeſegnet waren, zogen des Knaben Eltern fort. Der alte Pott glaubte eines Tages zu entdecken, daß ſeine Begabung zum Reden die zum Sammetſcheeren noch weit überſteige und eilte ſein Talent in der Hauptſtadt zu verwerthen. Vorher aber gab er ſeinen Jungen einem Schuſter in die Lehre, an demſelben Tag, an welchem Suſe in ein Modemagazin eintrat, um das Putzmachen zu erlernen.

Während nun das Mädchen ſich zwiſchen den Federn, Blumen, Spitzen und duftigen Tüllwolken recht in ſeinem Element fühlte, verdarben des

Knaben Fäuste auch den plumpsten Arbeiterschuh, welcher denselben zum Schaden seines Besitzers anvertraut wurde. Seine unausgewachsenen Goliathsglieder wollten sich dem Zwang der engen Werkstatt in keiner Weise anbequemen: er wurde schweigsam, verbittert und als Suse ihm eines Tages im Zorn erklärte: sie würde nie einen Schuster heirathen, denn die hätten immer schwarze Gesichter und in ihren Wohnungen rieche es nach Pech und Leder, — da war Christian plötzlich auf und fort. Ein Schiffscapitän, hieß es, habe ihn mitgenommen zur See.

Suse weinte ihm erst bittere Thränen nach, dann ärgerte sie sich, daß er von ihr hatte gehen können und gab sich redlich Mühe, den „dummen Jungen" zu vergessen. Das war aber nicht leicht. Mit jedem Winkel ihrer traulichen Wohnung, mit jeder frohen und trüben Kindheitserinnerung war der Knabe verwachsen und Suse ertappte sich noch oft dabei, wie sie wehmüthig den geblümten Napf anstarrte, aus welchem einst ihr Spielkamerad seinen Kaffee gelöffelt hatte und der nun mit anderen porzellanenen Raritäten auf der Großmutter Kommode stand.

Die Jahre gingen hin. Da wollte es eines Sonntags die alte Frau Schmieding bedünken, als würfen weit öfter als in früheren Zeiten menschliche Köpfe ihre Schatten durch die niedrigen Fenster über ihren Strickstrumpf. Und da sie nun darauf achtete, waren's fast immer dieselben Köpfe, — Köpfe aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen, pomadisirte, frisirte, geschorene, gelockte, gestriegelte, struppige, — aber bärtig waren alle.

Die Alte ließ ihre Arbeit sinken, starrte ihre Enkelin an und sah mit Verwunderung zum erstenmal statt des Kindes ein vollerwachsen Mägdlein vor dem Spiegelchen am Fensterpfeiler stehen und sich zum Sonntagsausflug putzen, zierlich und graziös wie der Zeisig drüben im Bauer, welchem das feine Geschöpfchen auch sonst gar ähnlich sah. In ihren nahe zusammenstehenden braunen Augen schimmerten wie in denen Hänschens goldige Reflexe. Kurz und weich wie die Flaumfedern um den Schnabel des Thierchens standen ihr die Haare um die niedrige Stirn: ganz wie ein Schnäbelchen streckte das kecke Näschen sich vor, an der Wurzel gefleckt von einigen blassen Sommersprossen, und von einem Kinn war bei dem Mädchen freilich kaum mehr als bei dem Vögelchen zu gewahren.

„Schau, schau," murmelte die Alte, „ist doch keine so dumme Mode, die mit den kurzen Gardinen." Und am nächsten Tage verhüllte auch sie die unteren Scheiben ihrer Fenster.

Es half nicht viel. Wenn Suse aufstand, guckte ihr Vogelköpfchen keck über der Großmutter wohlgewaschene und gestopfte Vorsichtsmaßregel hinweg auf die Straße. Und sie stand oft auf, denn als echte Evastochter fand sie Gefallen an den ihr dargebrachten Huldigungen.

Da war vor Allem ein Herr Heinichen, der ging, ritt und fuhr an dem Häuschen vorüber. Er hatte es ja dazu! — Zwar saß er auf seinem Reitpferd, wie eine Wäscheklammer auf der Leine, und sein englischer Traber

capricirte ſich unter ſeiner Hand zum Schrecken aller Spaziergänger darauf, im Zickzack zu galoppiren, — aber es machte ſich doch! — — Vor zehn Jahren war Herr Heinichen noch Laufburſche geweſen, jetzt nannte er ſich Agent, kaufte und verkaufte Häuſer, baute ſich auch ein eigenes, gleich um die Ecke in der neuen Straße. Solch ein Haus gab's in der weiten Stadt nicht mehr! Der ganze deutſche Parnaß hatte ſich auf ſeiner Front Rendezvous gegeben. Von Roſenguirlanden umrahmt ſtreckten ſämmtliche Componiſten und Dichter in haut-relief die Köpfe unter den Fenſterſimſen hervor. Auf den Balconecken thronten Goethe und Beethoven. Aus der oberſten Giebelſpitze hart unterm Dach aber lugte Richard Wagner mit wehmüthig-ſpöttiſchem Ausdruck unter dem Mützenſchirm hernieder auf ſeine Collegen. Er hatte es gut: er war der Einzige, welcher im Trockenen ſaß, während Schnee und Regen unbarmherzig die grauen Cementgeſichter der Anderen peitſchten.

„Alles meine eigene Idee!" pflegte Herr Heinichen ſeinen Bekannten zu verſichern, wenn er ſo wie heut, die Hände in den Taſchen, vor ſeinem werdenden Palaſt ſtand. „Bildung war mich immer die Hauptſache."

Und jetzt ſchoß er aus dem dämmerigen Thorweg hervor und riß mit graziöſer Schwenkung den Hut von ſeinem geraden Scheitel.

„Mich zu empfehlen, Frau Schmieding! Wie geht's, Fräulein Suſe? — Ja, man hat allerwegen ſeine Arbeit! — Des Herrn Auge, — Frau Schmieding! Sie verſtehen! — Die verfluchten Kerls" — er meinte die Handwerker — „machen ſonſt Alles verkehrt. — Sind gerade heut die Treppenſtufen gelegt. Können ohne Gefahr hinaufſpazieren, meine Damen, wenn's beliebt, den Schwindel einmal von innen zu betrachten."

Suschen brannte vor Neugier. Und wie ſtaunte ſie erſt, als ſie nun eintrat! Das ging ja noch über die Pracht der gräflichen Villa in ihrem Garten. Schon die Einfahrt mit den bemalten Glasſcheiben ihrer Thorflügel und der bunten Steinmoſaik des Bodens, — dann die ſchwarzen Marmorplatten auf zierlich durchbrochenem gußeiſernen Geſtell, welche die Treppe bildeten, — die roth und blau gekleideten Genien an den Wänden des Treppenhauſes — ach! und der fußdicke Stuck an den Decken der Gemächer, mattgrau und golden und roth — und die ſorgfältig gearbeiteten Parquetböden! — Und das Ganze ſo luſtig und ſonnig und licht! Dazu der ſtattliche Herr Heinichen ſelber, der Alles ſo freundlich erklärte und mit den Tauſenden um ſich warf, als wären's Rechenpfennige! — Suſe wurde ganz ſchwindlig: — das war ein aparter Menſch! — — Freilich, er hätte ſich die Zähne einmal putzen können; — und befremdlich blieb's, daß er den Daumen immer in's Armloch ſteckte und den linken Fuß in die Hand nahm, ſo oft er ſich auf einem Fenſterſims oder einem Haufen Bretter niederließ; aber das waren gewiß beſonders vornehme Manieren. Denn mächtig vornehm war Herr Heinichen geworden, ſeit ſie ihn mit rothgefrorenen Ohren die Petroleumkannen des Materialwaarenhändlers gegenüber hatte austragen ſehen, — das mußte wahr ſein! —

Frau Schmieding ging bald. Ihr war's zu zugig droben. Auch mochte sie den neugebackenen Hausbesitzer nicht leiden. Aber Suse blieb noch und bewunderte die marmornen Wannen der Badestube, die Wasserleitung, die elektrischen Klingeln. Dann rollte Herr Heinichen die am Boden liegenden Tapetenstücke auf. Das war erst eine Pracht! Da gab es rothe mit Gold und so dick wie Leder, — auch wirkliche Ledertapeten, gelb und braun, — und eine Spitzentapete mit hellblau; die schönste aber war die mit Rosenguirlanden und Paradiesvögeln auf gelblichem Grund.

„Die soll in das ‚Buduwar' meiner Frau," sagte Herr Heinichen.

Suse that verwirrt. „Wollen Sie denn heirathen?"

Und Heinichen gab ihr einen bedeutsamen Puff in die Seite und lachte überlaut. „Es könnte sich so machen, Fräulein Suse."

Da kam ein Nachbarkind die Treppe heraufgelaufen.

„Sie sollen nach Hause kommen, Suse, sagt die Großmutter. Der Christian wäre da, der Christian Pott von der See!"

Suse schrie hell auf. Im Augenblick war die ganze Villa sammt dem vornehmen Herrn Heinichen für sie versunken. Sie nahm sich nicht einmal Zeit, ihm zu danken; sie sah weder rothe noch blaue Genien und die vielbewunderten Marmorstufen dünkten ihr jetzt nichts als ein Mittel, um rasch hinunterzukommen. Athemlos stürzte sie in der Großmutter Stube.

„Christian! liebster Christian! Ist es denn wahr? — Bist Du — Sind Sie —" Sie stockte und diesmal war ihre Verwirrung echt.

Der stramme, selbstbewußte Matrose, dessen Wachstuchhut beinahe an die Zimmerdecke streifte, sollte ihr Christian sein! Die treuen, ehrlichen Augen, ja, die waren's freilich noch, aber das Gesicht um sie her hatten Sonne und Wind gebräunt und geröthet, die schlotterigen Glieder waren fest und stark und geschickt geworden in tüchtiger Arbeit, so daß ihrer keines dem Manne mehr im Wege stand. — Suse fühlte es mit heißem Erröthen; die ganze Verehrerschaar, die auf dem Asphalt vor den Fensterchen ihr zu Gefallen lief, fiel ab gegen die Persönlichkeit ihres Jugendgespielen.

Und der Heimgekehrte zog Suse an's Fenster, nahm ihr Gesicht zwischen seine beiden Hände und betrachtete sie fast ängstlich, bis sie sich ein Herz faßte und errröthend die Augen zu ihm aufschlug. Da löste ein frohes Lächeln die Spannung in seinen Mienen.

„'s ist die Alte! — Gott segne Dich, meine Suse."

Frau Schmieding kam geschäftig herein.

„Ist das Mädchen nicht gewachsen, Christian?"

„Nedne, nein. Ging mir allzeit bis zur Achselhöhle — und das thut sie noch."

„Aber sauber ist sie doch geworden?"

„Ei, das war sie. Und sie ist's geblieben."

Er zog eine Halskette hervor, zierlich aus getrockneten Kernen und geſchnitzten Knochen gearbeitet. „Die kommt von China, Suſe. Ich habe ſie Dir mitgebracht.“

Und als Suſe die Hände zuſammenſchlug vor Freude und vor dem Spiegel das neue Schmuckſtück umprobirte, lachte Chriſtian fröhlich:

„Hat ſich ſchon als Kind gern mit Ketten behängt, Großmutter! und wenn es nur Ketten aus Kuhblumenſtielen waren. Iſt unſere alte Suſe!“

Die Großmutter aber mahnte zum Mahl, denn Chriſtian mußte zur Nacht weiter. Er befand ſich eigentlich auf dem Wege zu ſeinen Eltern, hatte es jedoch nicht über ſich vermocht, an der Stadt vorüberzufahren, in welcher Suſe und ſeine liebe „Großmutter“ Schmieding wohnten. Nun trieb ihn die Unruhe, ob und wie er die Seinen finden würde, von denen er in all den Jahren keine Nachricht erhalten hatte.

Da war's nur gut, daß die Großmutter ſich darauf verſtand, die Menſchen herzhaft auszufragen. So erfuhr man doch über Tiſch, wo und wie er zeither gelebt hatte, daß es ihm auf der See wie nirgends ſonſt gefalle und er im nächſten Frühjahr ſein Steuermannsexamen zu machen gedenke! — Suſe hätte nicht um die Welt gewagt, ſelbſt eine Frage an den ſo plötzlich über ſie hinausgewachſenen Spielkameraden zu richten.

Die letzte halbe Stunde brachten ſie im Garten zu. Der prangte im ſchönſten Frühlingskleid. Unter den mächtigen Irisbüſchen, deren Wachsthum ſeit Jahrzehnten keine ordnende Hand mehr beſchränkte, ſchaukelten Hunderte von Blumen. Das Dämmerlicht des ſcheidenden Tages verlieh den matten Farben ihrer Blätter einen zauberhaft überirdiſchen Schimmer; die Fliederbüſche bogen ſich unter der Laſt ihrer Blüthenſträuße, die Goldregentrauben hingen ſchwer hernieder, daneben leuchteten gefüllte Kirſch- und Mandelblüthen; Primeln und Maiglöckchen ſchmückten den Boden und das Gaisblatt duftete faſt betäubend um die Laube, in welcher die Beiden ſaßen auf dem alten Lieblingsplatz wortlos und glücklich.

„Suſe,“ begann Chriſtian endlich leiſe, — „nicht wahr, ſo'n zwei Jährchen könnten wir noch warten? — Dann — da oben am Strande giebt's ſchmucke Häuschen, hab' mir ſchon welche angeſehen, — ſo bei Bremen herum; — ſind ſauber wie ein Schiffsdeck und accurat wie ein Schmuckkäſtchen — — — Und Siebenſachen auf die Commoden zu ſtellen bring' ich Dir ſchon genug mit, ſeltenere als ſie Euer Graf in ſeiner verſchloſſenen Villa dort hat! — — — Und im Winter da käme ich allemal ſelber zu Dir.“

Das Mädchen horchte hoch auf. „Ja, Chriſtian, wovon redeſt Du denn?“

„Von — — wenn wir zwei Mann und Frau ſein werden, natürlich! Das ſteht doch feſt, ſeit wir ganz klein waren!“

Und da er das Staunen in ihrem Antlitz las, ergriff ihn eine jähe Angſt, er faßte mit ſchmerzendem Druck ihre Hand.

„Suse — Suse, das mußtest Du wissen! — Sag' nicht, daß Du's nicht gewußt hast! — Hab' ich doch all die Jahre an nichts gedacht als an Dich! — Da sieh!" Mit zitternden Händen zog er ein kleines Taschenbuch hervor. „Da ist noch der Buchzeiger mit dem Heiland d'rauf, den Du mir zur Einsegnung geschenkt hast. Das Papier ist kraus geworden und das Christusbild verwischt. — Ich hab's allerwegen auf dem Herzen getragen und einmal da ist's übel durchweicht worden im Salzwasser. Damals hat eine See mich über Bord gerissen; eine Boje bekam ich zum Glück just im Versinken zu packen. — Aber nimmer wär's mir gediehen mich so lange daran fest zu halten, bis sie ein Boot klar gemacht hatten, wenn ich nicht an Dich gedacht hätte, Suse, und daß ich lebend heimkommen müsse zu Dir — Suse, sag' mir, daß Du's begreifst und einsiehst, daß wir Zwei zusammengehören!"

Da schlang Suse unter Lachen und Weinen beide Arme um seinen Hals. „Du lieber, närrischer Mensch, Du!"

Sie war zeitlebens ein furchtsam Ding gewesen und ein Entschluß ward ihr schwer. Da war's ihr schon recht, daß man sie nahm und nicht erst lange fragte, ob sie wollte. Wo auch hätte sie sich geborgener fühlen können als in den starken Armen ihres alten Beschützers?

Am Sonntag nach der Kirche besuchte Herr Heinichen die alte Frau Schmieding. Er redete dies und das und zuletzt schlug er das linke Bein über die Lehne des Sessels, auf welchem er saß, balancirte auf der rechten Hand seinen Spazierstock und murmelte zur Zimmerdecke hinauf:

„Wenn Sie sich etwa wegen Fräulein Susens Zukunft ängstigen sollten, Frau Nachbarin — zum Beispiel — ich könnte mich gegebenen Falls vielleicht herbeilassen, Ihnen diese Sorge abzunehmen — das heißt ich meine nur so —"

Er sprach immer sehr gewunden, wenn es sich um ein Geschäft handelte, das hatte er bei seinen Käufen und Verkäufen als vortheilhaft erprobt.

Frau Schmieding nickte freundlich. „Die Sorge um Suse hat mir schon ein Anderer abgenommen, Herr Nachbar."

Heinichen ließ den Spazierstock sinken und that einen leisen Pfiff. „Der Christian? — Der Ausreißer? — Scherz oder Ernst? — Ernst? — Wahrhaftig? — — Nu, wissen Sie, Frau Schmieding, es pressirt mir ja nicht. Du lieber Himmel! Man hätte schon die Wahl! — habe nun aber einmal einen Narren an dem schmächtigen Persönchen gefressen. Und ich kann mir's ja leisten! Hab' Gott sei Dank nicht nöthig groß auf's Geld zu sehen. — Schulkamerad, Jugendgespiel — — Nu, natürlich, so etwas will seine Zeit haben! Ich kann warten — Suse ist ein verständiges Mädchen, — sehr verständig! Wenn sie Vergleiche anstellt —" Und nun entrollte er der strickenden Frau ein glänzendes Bild seiner Lage, seines Besitzes, seiner Hoffnungen. Die nickte immer gleich freundlich dazu: „Glaub's schon" und „ja,

Sie ſind ein reicher Mann.“ Heinichen merkte aber doch, daß ſie etwas gegen ihn habe und er fragte, was es ſei.

„Lieber Himmel! ich bin eine altmodiſche Frau, Herr Heinichen. Das Kraut, das ungeſät auf meinen Gartenbeeten aufſprießt, iſt ſelten etwas nütze; von dem Gelde, das dem Menſchen ohne Arbeit zuwächſt, halte ich auch nicht viel.“

„Geld iſt immer ein willkommenes Kraut,“ kicherte Herr Heinichen, indem er aufſtand. „Nun, ich kann warten.“

Suſe zwitſcherte die nächſten Tage im Hauſe herum, wie ein Vögelchen, wenn es Frühling werden will. Sie ſaß den Rücken gegen ihr geliebtes Fenſter und lernte die Schnitzereien der chineſiſchen Halskette auswendig, oder begann Briefe an ihren Chriſtian, von denen ſie nicht wußte, wohin ſie ſie adreſſiren ſollte. Es that auch nicht noth. Schon nach wenigen Tagen war Chriſtian wieder bei ihr, aber der Jubelſchrei erſtarb auf ihren Lippen, als ſie ſeine verſtörte Miene wahrnahm. Er hatte ſeine Eltern in Berlin nicht gefunden. Nach langem Umherfragen brachte er in Erfahrung, daß dieſelben vor Jahresfriſt in ihre alte Heimat zurückgekehrt ſeien. Der Vater war inzwiſchen freilich noch weiter verzogen, — nach einem Lande, wohin bis jetzt weder Poſt noch Eiſenbahn führt. Und die Mutter — —

„Es ſteht ſchlecht mit ihr,“ ſagte Chriſtian. „D'rum mein' ich, Suſe, Du kämeſt am beſten gleich mit. Elternſegen iſt ein gewichtig Ding, ſelbſt wenn — —“ Er ſprach nicht aus.

Suſe zitterte wie ein Pappelblatt im Winde. Ein Krankenbett — ein Sterbebett! — das der Anfang ihrer Verlobung, welche ſie ſich als eine Kette von eitel Glück und Freude ausgemalt hatte. Sie hatte nie einen Menſchen ſterben ſehen. Das Grauen trieb ihr kalte Tropfen auf die Stirn. „Muß — ich — mit?“ ſtammelte ſie.

„Ja, Suſe, komm.“

Und die Großmutter nahm ſchon das Umſchlagetuch aus der Commode. „Es muß ſein, Suſe. Aber ſei ruhig, ich begleite Euch.“

Da klammerte ſich das Mädchen feſt an die Hand der alten Frau und ſo ſchritten ſie durch den Garten. Chriſtian erbarmte ihre Angſt und er wollte ſie tröſten. „Es ſieht in dem Zimmer von Mutter nicht gerade ganz accurat aus — Du mußt nicht erſchrecken, Herz.“ Da erſchrak Suſe ſo ſehr, daß ihr faſt die Füße verſagten.

Durch die hintere Gartenpforte ging es in das enge, gewundene Gäßchen, das faſt nur von Fabrikarbeitern bewohnt wurde, und weiter durch ein dumpfiges, feuchtes Vorderhaus über einen glitſchigen Hof die wacklige Holztiege hinauf. Wie ſtumpf und dreiſt die arbeitgebeugten Geſtalten auf Flur und Treppe ihnen nachſtarrten! Und wie es ringsum roch nach Armuth und Schmutz, nach verdorbenen Häringen und ſchlecht geſpülter Wäſche. Droben aber geſchah Suſe etwas Sonderbares.

Ihr war, als müsse ihr Geist zurückwandern, lange, lange Jahre — — Das Alles hatte sie ja schon einmal erlebt! — Damals war der Bettüberzug rothgeblümt gewesen, jetzt zeigte er ein blaues Muster; der Lappen vor dem Fenster war nicht grün, sondern gelb — dennoch blieb es dasselbe. Ja, sie kannte diese ausgetretenen, staubbedeckten Dielen, das wüste Durcheinander auf Stühlen und Tischen, das Christians ungeübte Hand nicht sogleich zu lichten vermocht hatte, den Fuseldunst, die starre Gestalt in den Kissen, die jetzt bei des Sohnes leiser Berührung herumfuhr und aus stieren, schwimmenden Augen verständnißlos in's Leere starrte.

Christian prallte entsetzt zurück. „Mutter! Du hast doch nicht —!"

Das Weib lachte häßlich auf. „Freilich, habe ich," lallte sie und zog triumphirend eine leere Branntweinflasche unter der Decke hervor. „Hast mich verkommen lassen in Noth und Hunger — Du. — Willst mir den letzten Trost nehmen?!"

Christian sah sich in dem leeren Zimmer um, wer seiner Mutter diesen schändlichen Dienst habe erweisen können.

Sie mißverstand seinen Blick. „Suchst vielleicht die neue wollene Decke, die Du mir gekauft hast — he? — Hab' sie umgetauscht, mein Junge — wärmt innerlich besser!"

„Laß das jetzt, Mutter," mahnte Christian. „Sieh, ich habe Dir meine Braut mitgebracht, damit Du uns segnest —"

„Braut?" unterbrach die Frau mit schwerer Zunge und suchte neugierig an Christian vorbei zu sehen. „Das junge, glatte Ding? — Komm her, junges Ding!"

Und als Frau Schmieding die Willenlose an das Bett schob, packte sie mit ihren feuchten mageren Fingern des Mädchens Hand und deutete auf Christian.

„Schlechter Sohn! — Vagabundirt in der Welt umher — läßt seine arme Mutter auf dem Stroh — Wird Dir's nicht besser machen! — Laß Dir rathen, junges Ding — gewöhne Dich bei Zeiten an den Freund da!" Sie wies auf die Flasche. „Ist ein milder Freund, hilft für Hunger und Durst, für Sorge und Herzeleid — Ist besser als Mann und Kind — besser — glaub mir, besser —" Sie sank ermattet zurück und ließ Susens Hand fahren. „Wenn Du ein guter Sohn bist — gieb mir — zu trinken —"

Suse sah und hörte nichts weiter. Christian trug sie mehr in ihre Wohnung, als er sie führte. Er war untröstlich über den Auftritt bei seiner Mutter und den Zustand, in welchem er seinen Liebling sah.

„Es ist nicht Deine Schuld, mein Junge," tröstete Frau Schmieding. Suse sagte nichts. Kalte Schauer schüttelten sie. Die Großmutter brachte sie zu Bett. Der Arzt verschrieb einen beruhigenden Trank; dennoch lag sie die Nacht und die folgenden Tage im Fieber und unter den quälenden Bildern, welche ihren Geist erfüllten, kehrte vor allen anderen das eine wieder und wieder: sie sei vom Elend gezeichnet, gehöre ihm zu eigen und

müſſe ihm zuletzt verfallen, hoffnungslos, rettungslos. In körperlicher Erſcheinung trat die Ausgeburt ihrer Furcht vor ihre kranken Sinne, als eine fledermausartige Rieſengeſtalt die dunklen Kammerecken einnehmend; ſie rang verzweifelnd mit dem Geſpenſt in ihren Fieberträumen.

Und Frau Pott war todt und ſie wurde begraben und Suſe wußte nichts davon. Als Chriſtians Urlaub zu Ende war und er fort mußte auf ſein Schiff, ſaß ſie zum erſten Mal im Lehnſtuhl auf. Er hielt ihre Hände, küßte ſie und ſprach von künftigen ſchönen Zeiten; ſie lächelte dazu — aber nur mit den Lippen. Aus ihren braunen Augen waren die goldigen Reflexe verſchwunden und je ehrlicher und ernſthafter er zu ihr redete, um ſo wehmüthiger ſchauten dieſe Augen drein.

„Auf Wiederſehen!“ rief er ihr zuverſichtlich zum Abſchied zu, ſie aber ſchwieg. Und als ſeine hohe breite Geſtalt aus dem Thürrahmen, in welchem er ſich zum letzten Mal nach ihr umgeſchaut hatte, verſchwunden war, brach ſie in ein wildes Schluchzen aus. Sie wußte, daß es kein Wiederſehen für ſie Beide gab.

Ihr Körper genas, nicht ihre Seele. Die konnte den Eindruck am Bett der kranken Frau nicht überwinden.

Was halfen ihr nun die ſtarken Arme, in welchen ſie ſich geborgen geglaubt hatte für alle Zeit? Was Chriſtians redliches Herz? Seine Mutter war im Elend geſtorben, verdorben, trotz ihm! Er würde ſie ebenſo wenig ſchützen können vor dem ekelhaften grauen Geſpenſt, das ſie in ihrer überreizten Phantaſie ſchon glaubte herankriechen zu fühlen. — Und konnten denn ſtarke Arme, und konnte denn ein tapferes Herz nicht ſchützen vor dem Elend, dem Ding, das ſie auf Erden am meiſten fürchtete, mehr als Sünde und Krankheit und Tod, ſo mußte ſie einen Schutz ſuchen, der mächtiger war.

Während ſie alſo grübelte, ging Herr Heinichen täglich an den kleinen Fenſtern vorüber, von ſeiner Wohnung hin zum Neubau und vom Neubau zurück nach ſeiner Wohnung, und Suſens Augen folgten ihm: Herr Heinichen hatte, was mächtiger war als ſtarke Arme und ein redliches Herz! An der Schwelle ſeines Palaſtes mußte das Elend umkehren; das wohnte nicht in ſolch lichten weiten Räumen unter fußdickem Stuck, zwiſchen Goldtapeten und neben maſſiven Geldſchränken. Dort konnte ihr furchtſames Herz wieder ruhig ſchlagen — dort fand ſie einen ſicheren Zufluchtsort.

Und als ſie wieder auf die Straße gehen konnte, putzte ſie ſich mit beſonderer Sorgfalt und kam mit Herrn Heinichen an der Hand zurück.

„Großmutter, das iſt mein Verlobter.“

Die alte Frau war ſprachlos vor Schreck.

Herr Heinichen aber lächelte ſelbſtbewußt. „Was hab' ich Ihnen geſagt, Frau Nachbarin? Hab' ich nicht geſagt, ich kann warten? — Nu, ich habe gewartet.“

Vergebens beſtürmte Frau Schmieding nach dem Weggang des Bräutigams

ihr Enkelkind mit Vorwürfen, Mahnungen, Fragen. Suse hatte nur eine Antwort: „Ich kann nicht anders."

Aber sie schloß sich in ihre Kammer ein und schrieb einen langen Brief an Christian. Darin waren viele Buchstaben von Thränen verwischt und zum Schluß hieß es: „Das Eine bitte ich Dich heilig, Christian, wünsche mir nichts Böses! So wahr ich hoffe, daß Gott mir verzeihen möge, ich habe Dich nicht betrügen wollen! Nie kann ich einen Menschen so lieb haben, wie Dich — aber — ich möchte nicht sterben, wie Deine Mutter gestorben ist. — Vergieb mir. Es ist die Angst, die entsetzliche Angst."

Als dieser Brief dem längst auf dem Meer schwimmenden Schiff Christians nachgeschickt war, wurde Suse wieder ruhiger und zuletzt ganz heiter. Bald erzählten die Bürger sich von der prächtigen Hochzeit des reichen Herrn Heinichen, der sich's „leisten konnte", die arme Suse Schmieding heimzuführen. Im weißseidenen Schleppkleide war die Braut zur Kirche gefahren und der Champagner floß in Strömen. Und dann zog Suse ein in das prunkvolle neue Haus und nun kamen ein paar wunderschöne Wochen, während welcher sie Christian beinahe vergaß.

Manches freilich erwies sich doch anders, als sie sich's gedacht hatte, zum Beispiel gleich Goethe und Beethoven, die von außen den Balkon so prächtig zierten. Für den Schleuderpreis, den Heinichen im Accord zahlte, hatte ihr Bildner nicht für nöthig erachtet, ihnen die Hinterköpfe gebührend zu frisiren und so warens, von innen besehen, ein paar unförmliche Cementklumpen. Nun, dieser Mangel ließ sich mittelst blühender Topfgewächse verbergen.

Schlimmer war's schon, daß bei den täglichen Ausfahrten, welche Suse über Alles liebte, die Leute auf der Straße so scheel und gehässig an ihr und ihrer Equipage hinaufsahen. „Das sei Neid," tröstete Herr Heinichen, „und könne als solcher einem vernünftigen Menschen nur schmeichelhaft sein." Aber Suse empfand nicht so vernünftig. Ihr furchtsames Gemüth glaubte fest an die Wirksamkeit böser Blicke und Wünsche. Da sie noch als die schlichte, arme Suse Schmieding zu Fuße ging, hatte doch Jeder sie freundlich angeblickt, warum waren ihr nur die Menschen als Suse Heinichen so feind? — Das wurde je länger je schlimmer. Sie würde die Straßen der Stadt völlig gemieden haben, wenn ihr Mann nicht zornig erklärt hätte, „um vor den Bauern und Fuhrleuten auf der Landstraße zu prunken halte er keine Equipage".

Heinichen war auch anders, als sie sich ihn gedacht hatte. Bis zum Unsinn verschwenderisch vor den Augen der Welt, knauserte er im Haushalt um den Pfennig. Er ging viel und unregelmäßig aus und es kamen wunderliche Leute auf sein Bureau. Je nach dem Stand seiner Geschäfte zeigte er sich ausgelassen lustig oder in übelster Laune. Gegen letztere besaß Suse in ihrer großen Furchtsamkeit freilich den wirksamsten Schild. Sie wagte nicht zu widersprechen, sie mied ihn, wenn er seine bösen Stunden hatte, so daß der Frieden zwischen ihnen ungetrübt blieb.

Den erſten wirklichen Verdruß bereitete der jungen Frau wenige Monate nach ihrer Verheirathung ihre Magd, ein fleißiges, geſittetes Mädchen, welches Suſe von früheſter Kindheit an kannte und das nun plötzlich vor ſie hintrat und ihr den Dienſt kündigte, ohne andere Gründe angeben zu wollen als „eine Veränderung ſei bisweilen gut für die Dienerin wie für die Frau und Madame Heinichen thue ja wohl überhaupt beſſer, ein älteres, geſetzteres Mädchen zu miethen".

„Wie ſie darauf komme?" fragte Suſe betreten. „Sie habe ſich doch immer mit ihrer Arbeit zufrieden gezeigt."

„Je nun — das ſeien nur ſo ihre Gedanken."

Sie ging und eine Andere trat an ihre Stelle. Die blieb gar nur zwei Wochen und ſchied ebenfalls mit dem Rath, Suſe möge eine ältere Perſon in's Haus nehmen. Dem aber widerſetzte Heinichen ſich: „er könne die alten Jungfern nicht leiden."

Weil die von ſeiner Frau gemietheten Mägde ſämmtlich nicht aushalten wollten, begab er ſich ſelbſt auf die Suche und brachte ein vollbuſiges, rothärmiges Geſchöpf in's Haus, vor deſſen frechem Blick Suſe bis in's Herz erſchrak.

Die neue Magd fing gleich an Schränke und Tiſche in der Küche nach ihrem Geſchmack herumzurücken, und als Suſe Einwendungen erhob, ſtemmte ſie den Arm in die Seite und ſchrie: „Der Herr habe ſie gemiethet und ſie brauche Niemandem zu gehorchen als dem Herrn!"

Heinichen aber redete ſeiner Frau freundlich zu: „Das Mädchen müſſe ſich am längſten in der Küche aufhalten: da möge ſie ihm nicht wehren, ſich's darin auf ſeine Art behaglich zu machen," und Suſe gab nach. Sie hatte Kopf und Herz voll von wichtigeren Dingen, da ſie in wenigen Wochen ihr erſtes Kind erwartete.

Eines Abends kehrte ſie mit frohbewegtem Herzen von ihrer Ausfahrt heim. Heinichen hatte ſie nicht begleitet; da durfte ſie denn hinausfahren weit in den Wald, wo kein böſer Blick ſie traf, wo die Vögel eben ſchüchtern ihr altes Frühlingslied probirten, ob's noch gelingen wollte; wo die Sonnenſtrahlen frei durch die noch unbelaubten Aeſte ſpielten und jedes Sandkorn am Wege aufflimmern ließen wie einen Edelſtein, wo an den mächtigen Buchen die erſten bräunlichen Knospen ſprießten, jede einzelne eine Hoffnung auf den kommenden Sommer und wo ihr eigen Herz aufſchwoll und mit dem ergrünenden Wald um die Wette Knospen ſüßer Hoffnungen trieb für ſich und das kleine Geſchöpf, das in dieſer Frühlingsluft in's Leben treten ſollte.

Der Wagen hielt. Da löſte eine weibliche Geſtalt ſich von der Gitterpforte des Vorgartens. Suſe erkannte die Frau trotz der hereinbrechenden Dämmerung, trotz des Ausdruckes von Verſtörung in ihren Geberden und Mienen. Eine Beamtenwittwe war's, die ab und zu ihre Großmutter zu beſuchen pflegte, eine rechtliche Frau. Sie hatte ſich in einem Leben voll

Arbeit und Entbehrung ein paar tausend Thaler erspart; ihr einziger Sohn, Subalternbeamter wie sein Vater, bezog einen bescheidenen Gehalt; er heirathete eine hübsche, fleißige Frau und die Familie führte ein glückliches, zufriedenes Leben, bis es vor einigen Jahren — Niemand begriff, aus welchem Grunde — dem Sohn in den Sinn gekommen war, sich ein elegantes Haus an der Hauptstraße zu kaufen. Von da an ging es bergab mit Wohlstand und Glück.

Als die Alte Frau Heinichen aus dem Wagen steigen sah, kreischte sie auf und schüttelte ihr die Fäuste entgegen.

„Wagst Du's mir unter die Augen zu treten in dem gestohlenen, seidenen Plunder?! — Verflucht sollst Du sein! und Dein Putz! — und Deine Karosse! und Dein Haus und Dein Mann! — Der vor Allem! — und —"

Suse mußte sich an den Schlag klammern, daß sie nicht umsank vor Entsetzen. „Frau Berger, — was haben wir Ihnen zu Leid gethan?!"

„Was der da drinnen mir zu Leid gethan hat? — Wenn Du's wirklich nicht weißt, laß Dir's sagen: der da drinnen, das ist der Teufel! — Ich hatte einen Sohn — einen guten Sohn, das kann ich vor Gott bezeugen! — und eine Schwiegertochter jung und schön wie Du und zwei liebe Enkelkinder — Und wenn wir nicht im Ueberfluß lebten, — die Zufriedenheit saß mit an unserem Tisch: wir haben keinen König beneidet. — Da kam der da drinnen, der Teufel! über unsere Schwelle, redete meinem Sohn zu, das prächtige Haus zu kaufen — und wie mein Hermann ihn staunend fragt, wovon er's denn bezahlen solle, erbietet er sich ihm das Geld vorzuschießen — aus Freundschaft, um meinem Sohn zu dem herrlichen Geschäft zu verhelfen — der Blutsauger! — Und mein armer, dummer Junge ließ sich betölpeln. Etwas Geschriebenes war auch gleich zur Hand mit vielen fremdländischen Wörtern — Unsereins kennt sich darin nicht aus. Das mußte mein Sohn unterzeichnen — Hernach, da merkte er es freilich, wie er betrogen war! — Nach drei Monaten — Weib! nach drei Monaten! kam der Henkersknecht und forderte sein Geld zurück ‚weil er's brauche, weil er's nach dem Contract jederzeit fordern dürfe' — Und so hat er sich an unsere Fersen gehängt und uns ausgesogen mit Wechseln und Wucherzinsen all diese Jahre. Meine Habe ist hin — das Glück, der Friede unseres Hauses ist hin — Meinen Sohn haben sie von Amt und Brot gejagt, weil die Sorgen ihm seinen armen Kopf verrückten, so daß er nicht wußte, was er schrieb — Und nun ist er fort — hat sich wohl gar ein Leid angethan in der Verzweiflung — Meine Schwiegertochter ist bettlägrig worden vor Kummer — Und heut hat Dein Mann die kranke Frau und mich und meine zwei Enkel aus dem Hause werfen lassen, das nun ihm gehört —"

Suse fuhr zitternd in ihre Tasche. „Ich werde mit meinem Mann reden, Frau Berger. Nehmen Sie dies für die erste Noth."

Aber das Weib stieß die Börse zurück, daß sie unter die scharrenden Hufe des Trabers rollte. „Almosen nehm' ich nicht von — einem Diebe! — Und wenn er mich dafür in's Zuchthaus bringt, — ich sag' es noch-

mals und wieder und immerfort: ein Dieb iſt er! ein Räuber! ſchlimmer als die, welche armen Reiſenden im Wald auflauern. Verflucht ſei er und Alles, was ſein iſt!"

Mit wankenden Knieen flüchtete Suſe in's Haus. Auf dem Flur trat ihr Mann ihr entgegen.

„Biſt Du bei Troſt, daß Du Dich auf der Straße ausſchimpfen läſſeſt! — Die ganze Nachbarſchaft läuft zuſammen."

Suſe zog ihn in die Stube und erzählte mit fliegenden Worten.

„Die Bergers können mich gar nichts anhaben," meinte Heinichen, gemüthlich die Hände in die Rocktaſchen bohrend. „Ich habe das Geſetz für mir."

„Aber die unglücklichen Menſchen!"

„Geſchäft iſt Geſchäft. Einer muß der Verlierer ſein. Sei Du froh, daß wir's nicht ſind.

„So willſt Du nichts für ſie thun?"

„Ja. Wegen Hausfriedensbruch und Beleidigung will ich die Alte belangen."

„Heinichen."

Er faßte ihr Handgelenk und ſah ihr mit überlegenem Spott in die Augen. „Klüger wär's ſchon, mein Schätzchen, wenn Du Dich fein ſtill halten wollteſt. Dies Haus hier gefällt Dir ganz wohl — Oder etwa nicht? — Ich meine faſt, Du wäreſt ſonſt nicht meine Frau geworden. Pferd und Wagen ſcheint auch nach Deinem Geſchmack und wenn ich Dir Putz oder Süßigkeiten mitgebracht habe, iſt Dir's nie zuwider geweſen. — Biſt Du denn wirklich ſo einfältig, zu glauben, all dieſe ſchönen Dinge würden dadurch erworben, daß man ſich als Wohlthäter der Menſchen aufſpielt?!"

Und als er ihr todtenbleiches Geſicht ſah und das Entſetzen, das aus ihren unnatürlich erweiterten Augen ſprach, ſchüttelte er den Kopf: „'s iſt zu dumm!" und ging hinaus.

Suſen aber faßte von Stund an ein Grauen vor dem Reichthum um ſie her und ihm, der ihr dieſen Reichthum gegeben hatte. Nicht blos die Leckerbiſſen, ſelbſt das Brot an ihres Mannes Tiſch widerſtand ihr, ſchien ihr ſalzig zu ſchmecken nach den Thränen der Unglücklichen, aus welchen es gewonnen war. Die Roſenguirlanden ihres Boudoirs ekelten ſie an, ſeit ſie die Saat des Jammers kannte, aus der ſie in ſo friſchen Farben erblüht waren. Die Paradiesvögel ſchienen ihr höhniſche Fratzen; auf Rache lauernde Geſpenſter die Reliefköpfe an der Hausfront; ſie wagte nicht mehr den Fuß auf ihre perſiſchen Teppiche zu ſetzen und wenn ein Windſtoß gegen die Scheiben fuhr, ſchrak ſie zuſammen. Das heißbegehrte Haus war für ſie zum verzauberten Schloß geworden, das bei dem erſten unvorſichtigen Wort mit einem Donnerſchlag verſinken mußte, Nacht und Entſetzen zurücklaſſend. Nie wieder ſeit jenem Abend fuhr ſie aus. „Es bekomme ihr nicht," log ſie und drückte ſich im ſchlichteſten Kleid und geſenkten Auges durch die ſtillſten Gaſſen; ſie wußte ja nun, was die Blicke der Leute ſagen wollten.

Endlich kam der Tag, an welchem sie einem kümmerlichen Knäblein das Leben gab und die Wartefrau wunderte sich nicht wenig über den seltsamen Ausdruck, mit welchem Suse ihren Erstgeborenen anstarrte, so himmelweit verschieden von der Miene strahlenden Glücks, die sie bei anderen Müttern kannte.

Frau Schmieding kam auch und betrachtete den neuen Weltbürger mit Kennermiene. „Freilich wohl nur ein schmächtiges Bürschchen, — aber es fehlt ihm ja nichts."

„Doch," sagte Suse leise. „Ein rechtschaffener Vater."

O, wenn es Christians Sohn hätte sein dürfen! — Jetzt erst fühlte sie ganz, wie sehr sie ihren Jugendgespielen liebte.

Herr Heinichen kam nicht viel in das Zimmer seiner Frau: er fürchtete sie aufzuregen. Desto mehr hielt er sich in der Küche auf; es wäre ja wahrlich Zeitverschwendung gewesen, zu den Mahlzeiten für ihn allein im Eßzimmer zu decken. Die Magd machte sich auch die Abwesenheit der Frau zu Nutze und saß Nachmittags mit ihrer Näharbeit auf dem Balcon. Manchmal gesellte sich dann Heinichen zu ihr; der Balcon war ja groß genug; aber die Nachbarn redeten doch.

Und Einiges von diesen Gerüchten drang bis zu Suse; wohlmeinende Klatschschwestern trugens ihr bei den Wochenbesuchen zu mit dem steten Zusatz, „sie dürfe das nicht dulden, sie müsse Abhülfe schaffen, — das sei sie sich schuldig". Aber Suse drehte schweigend das Gesicht nach der Wand. Abhülfe schaffen — sie! — Sie fühlte sich matt und schwach zum Sterben.

Sobald sie wieder ausgehen konnte, wurde der Knabe getauft, — nicht im Hause, wie Suse gewünscht hatte, sondern in der Kirche und am Sonntagsnachmittage. Auch bestellte Heinichen die Wagen, — die elegantesten, die in der Stadt zu haben waren, lauter Glaskutschen — um eine Viertelstunde zu früh, so daß die Pathen und Gäste mit dem in Spitzen und Seide gewickelten Täufling noch in den Schlußgesang des Nachmittag-Gottesdienstes hereinbrachen und alle Frommen der Gemeinde Heinichens Erstgeborenen in seinem Glanz anstaunen konnten. Geräuschvoll stellte die Gesellschaft sich unten im Kirchenschiff auf, der stolz dreinschauende Vater, die blasse Mutter, die dicke Hebamme mit dem Held des Tages auf dem Arm, die befrackten Pathen und seidenrauschenden Pathinnen.

Es ging ein Gemurmel durch die Reihen der Andächtigen und viele Köpfe wandten sich.

In der letzten Bank kauerte vorgebeugt eine alte Frau mit zerzaustem grauen Haar. Die hatte nicht viel auf die Worte des Predigers geachtet, sondern starr auf einen Fleck geschaut und ihren eigenen düsteren Betrachtungen nachgehangen; aber bei der Unruhe um sie her hob auch sie mechanisch das Gesicht und wie sie dicht neben sich den glänzenden Schwarm erblickte, fuhr sie von ihrem Sitz auf und riß ein paar Weiber mit sich.

„Seht," zischte sie hohnlachend, mit ihren Knochenfingern auf den blassen

Täufling deutend, deſſen blutloſes Geſichtchen in dem fahlen Kirchenlicht in der That faſt bläulich erſchien, „ſeht her! So werden die Sünden der Väter heimgeſucht an den Kindern! Seht den elenden Wurm in den ſeidenen Kiſſen! — Seht die Aermchen, ſeht die Todtenlarve! — Das iſt Heinichens Kind! Gott hat ihn geſchlagen; er hat mir den Sohn genommen, drum kann ſein Sohn nicht leben.“

Mit Mühe gelang es dem Kirchendiener, die Raſende hinauszubringen, aber ſchon drängten ſich die Inſaſſen der nächſten Bänke neugierig herzu — Heinichen durfte zufrieden ſein mit dem Aufſehen, das die Taufe ſeines Erſtgeborenen hervorrief. Aber die Worte der Alten fraßen ihm doch am Herzen, ſo ſehr er bemüht war, äußerlich unbefangen zu erſcheinen. Sein Vaterſtolz war auf das Empfindlichſte gekränkt und ſein Weib war es, welchem er dieſe Kränkung zumeiſt nachtrug. Faſt mit Haß blickte er zu ihr hinüber, die, kaum fähig ſich auf den Füßen zu halten und von Fieberſchauern geſchüttelt, an der Altarbrüſtung lehnte. Wie hatte ihm dies ärmliche Figürchen, dies Vogelgeſicht je gefallen können! — Er war ihrer längſt überdrüſſig.

Als die heimkehrenden Wagen in der Thorfahrt hielten, kam die rothärmige Magd, welche unterweilen ein glänzendes Gaſtmahl gerichtet hatte, der Geſellſchaft entgegen.

„Es iſt auch ein Brief angekommen für die Frau,“ berichtete ſie mit frechem Augenaufſchlag. „Und viele kurioſe Marken ſind darauf — muß von weit her ſein.“

Suſe haſtete die Treppe hinauf in ihre Kammer. Eben brachte man den Täufling zur Ruhe. Auf dem Tiſchchen neben ſeiner Wiege lag Chriſtians Brief. Sie riß ihn an ſich. Mochte er Haß und Fluch enthalten, — er kam von einem geraden, treuen Herzen!

„Das iſt wohl ein ſchweres Ding, Suſe, was Du mir angethan haſt,“ ſchrieb Chriſtian in ſeiner ungelenken Weiſe, „und habe es nicht für möglich gehalten, denn ſonſt hätte ich nicht dem Klaas Hinderſen, was mein Maat iſt, einen ‚Steifen‘ bezahlt aus Freude, weil ich Deinen lieben Brief ſah. Und wenn ich nicht Gott fürchtete, — es wäre wohl aus und gar mit mir geweſen an dem Abend; denn ich hab' nun Niemand auf der Welt, daß ich die Hund' auf den Gaſſen beneiden muß, weil die doch wiſſen, wohin ſie gehören. Ich bitte Dich aber um Alles, liebe Suſe, Du darfſt Dir keine Sorgen machen um mich. Es gehet mir wohl. Und iſt nun auch ſchon ganz gut. Und denk' doch ja nicht, daß ich könnt' einen Haß auf Dich werfen oder Dir Arges wünſchen. Wenn Du auf mich hätteſt warten mögen, Suſe, — mein Leben hätt' ich dran geſetzt Dich glücklich zu machen, deß iſt Gott mein Zeuge! Aber Er hatte es wohl beſſer mit Dir im Sinn, denn ich bin nur ein plumper Menſch und viel zu ſchlecht für Dich — — Und das ſollſt Du wiſſen, Suſe, das beſte Glück der ganzen Welt, das wünſch' ich Dir! —

Und die chinesische Halskette mußt Du behalten, weil ich kein Mädchen habe, dem ich sie schenken könnte. Und ich bin gesund und Du darfst Dich nicht um mich grämen.

Und grüße mir auch die Großmutter.

Dein

gedenkender

Christian Pott."

Diese unerwartete Milde war zuviel für Suse. Graue Nebel wogten vor ihren Augen, mit einem Aufschrei brach sie an der Wiege zusammen.

Niemand kam Ihr zu Hülfe. Drunten tafelten die Gäste, die Wartefrau, welche das Kind zu Bett gelegt hatte, war tactvoll gegangen, als sie sah, daß die Frau allein zu sein wünschte. So dämmerte schon der Abend, als sie aus ihrer Ohnmacht erwachte. Mühsam richtete sie sich auf die Kniee auf und suchte sich zu besinnen. Von unten schallte Gläserklingen herauf, Gelächter und das Schwirren weinentfesselter Zungen — — Jetzt tappten schwere, ungleiche Schritte über den Flur — himmlische Allmacht!

Heinichen! — Schwankend, die Serviette in den Halskragen gesteckt, mit weinrothem Kopf stand er in der offenen Thür. Er war schwer betrunken — von seinem verbissenen Aerger fast so sehr wie vom Champagner.

„Herunterkommen sollst Du," herrschte er mit lallender Zunge, „auf der Stelle herunterkommen! — Ist das eine Wirthschaft! — Haus voll Gäste — Frau läßt sich nicht blicken — Liest Briefe, Liebesbriefe — Wirst Du roth? — — Her mit dem Wisch!" — Um das Schreiben zu fassen taumelte er auf die Wiege zu und fiel fast darüber.

Suse warf sich schützend zwischen ihn und den Knaben.

„Gieb doch Acht, Heinichen."

Da packte er sie bei den Schultern und schüttelte sie in plötzlich ausbrechender Wuth. „Ich weiß Alles! — Schlechtes Weib! — Von dem Ausreißer ist der Brief — von Deinem alten Schatz! — Mich betrügst Du nicht! Du — Du —

Und mit dem Fuß nach ihr tretend, schrie er ihr all die Schimpfnamen zu, die der Wein und seine natürliche Rohheit ihm auf die Zunge legten.

Als am Abend dieses Tages Frau Schmieding, welche ein- für allemal den Festen des reichen Herrn Heinichen fern blieb, die Thür ihres Häuschens schließen wollte, sah sie auf den Treppenstufen eine regungslose Gestalt kauern, in der sie, zu Tod erschreckend, bei schärferem Hinblicken ihre Suse erkannte. Sie hob sie auf, brachte sie in ihre trauliche Stube, nahm ihre Hände, sprach ihr trostreich zu und starrte zwischendurch entsetzt auf den breiten, rothen Streifen, der über Susens Schläfe und Wange lief.

Und endlich öffnete Suse die Lippen, lächelte herzzereißend und sprach, während sie die Alte mit einem Blick ansah, den Jene nimmer vergessen konnte, so lange sie lebte:

„Glaube mir, Großmutter, es ist Alles Bestimmung. Mir war das Elend

beſtimmt von Anbeginn und ich hab' mir's ſelber bereiten müſſen, — — wie ich ja auch in der Schule habe erzählen hören, daß in heißen Ländern das Vögelchen, dem eine Schlange nachſtellt, ihr gerade in den Rachen fliegen muß aus ſchierer Angſt. — — Mit mir war's nicht anders. — Und könnte doch ſo anders ſein, wenn ich ein wenig Muth gehabt hätte! — O, mein Glück! Mein verſpieltes Lebensglück!" Ein trockenes Schluchzen zerſchnitt ihr die Rede.

Frau Schmieding brachte ſie in ihres Mannes Haus zurück; ſie ließ es willenlos geſchehen und lebte die nächſte Zeit in ſich gekehrt an der Wiege ihres Kindes. Auf dem Balcon behauptete die Magd ihren Platz. „Dort ſei Raum für zwei," meinte Heinichen, aber Suſe wollte nicht theilen. Sie blieb auf ihrem Hinterzimmer, oder ſchob mit eigener Hand ihren geſchmähten Knaben in ſeinem Korbwägelchen hinüber nach dem Garten der Großmutter, wobei ſie ängſtlich beſorgt war, die blauen Vorhänge über ihm zuſammenzuziehen, damit kein böſer oder höhniſcher Blick ſein armes, blaſſes Geſichtchen treffe. Seit dem Auftritt in der Kirche verbarg ſie ihn vor jedem Menſchenauge.

Drüben kauerte ſie ſtundenlang regungslos zwiſchen dem ſchlafenden Kinde und den Irisbeeten, ließ dann und wann einen Blüthenſchaft durch die Finger gleiten oder bewegte leiſe die Lippen, als ob ſie redete, aber es kam kein Laut darüber. Und es war juſt die ſchlimmſte Zeit, denn wieder bogen ſich ringsum die Büſche unter der Laſt ihrer Blumen und jede einzelne erzählte ihr von Chriſtians Liebe und ihrem Verrath.

Dabei wurden ihre Augen täglich größer und ſtarrten die zu ihr Redenden bisweilen mit ſo irrem, verſtändnißloſen Blick an, daß ihnen der Faden der Rede ſtockte.

Nur für ihr Kind zeigte ſie noch Intereſſe, manchmal ſogar leidenſchaftliche Zärtlichkeit; aber wenn es die winzigen Fingerchen regte, wenn ein ſchwaches Lächeln ſein Mündchen verzog und ein Etwas in dieſer Bewegung, in dieſem Lächeln ſie an Heinichen mahnte, konnte ſie aufſchreiend die Hände an die Schläfen preſſen und mit ſtockendem Herzſchlag, todtenblaß vor dem hülfloſen Geſchöpf zurückweichen in dem entſetzlichen Gedanken, daß ihr einziges Kind eines Tages vor ihr ſtehen werde brutal und herzlos, ſeines Vaters Ebenbild. — —

Aber das Kind regte ſich nicht mehr viel. Immer ſeltener wurde ſein mattes Lächeln. Die Wochen gingen hin, es wollte nicht gedeihen und eines Tages war der ſchwache Lebensfunke in ihm völlig erloſchen.

Suſe ſaß mit gefalteten Händen ſtill an der Wiege. Sie weinte nicht, aber ſie litt auch nicht, daß man ihr ihren Liebling nehme, noch willigte ſie drein ſich niederzulegen, als die Nacht kam.

Beim Schein einer trüb flackernden Kerze hielt ſie die Todtenwache und Niemand war bei ihr. Zu ſpäter Stunde, wie das nun ſchon ſeine Gewohnheit war, kam Heinichen nach Haus. Der ging in das Sterbezimmer

seines Kindes und zu der stumm dasitzenden Frau. Was er zu ihr sprach, das hat kein Anderer gehört; vielleicht war es ein Trostwort nach seiner Art, vielleicht eine neue Schmähung. Aber die Nachbarn wurden jäh aus dem Schlaf geschreckt durch lautes Reden in dem Haus mit der klassischen Front und sie hörten mit Staunen die Stimme der schweigsamen, jungen Frau durch die Nacht und die Mauern dringen, so daß sie die Worte erfaßten: „Das Elend, — ich hab' es kennen gelernt von Angesicht! — Nicht die Noth ist's, nicht die Entbehrung! — Das Elend, — das bist Du! Du! Bankerott an Allem, was den Menschen zum Menschen macht! — —"

Noch vor Tagesanbruch fuhr Heinichens Coupé in rasendem Tempo nach einem Arzt. Er selbst ging die nächsten Tage mit verbundenem Kopf. Ein Zahngeschwür, sagte er, plage ihn. Es muß wohl nach außen aufgebrochen sein, denn als er die Binde ablegte, blieben deutliche Narben zurück, die erst völlig verschwanden, als er sich einen Bart darüber wachsen ließ.

Suse aber ward noch an dem nämlichen Morgen in eine Heilanstalt gebracht: sie war hoffnungslos irrsinnig. —

„Und dort, mein Junge," erzählte einige Jahre später Frau Schmieding dem sonnverbrannten Steuermann, der seinen Wachstuchhut nervös zwischen den Fäusten zermalmend vor ihr stand, „dort hat sie noch ein paar Wochen so hingelebt, wenn Tag und Nacht stumpfsinnig auf einen Fleck starren ein Leben heißen kann. Ich habe sie oft besucht. Es war zum Herzerbarmen mit ihr. Dann und wann fuhr sie erschreckend zusammen und schrie: ‚Das Elend!' und nickte mit dem Kopf und wimmerte leise: ‚Das ist das Elend'. — und kannte keine Seele. — Deine chinesische Halskette, das war ihr liebstes Spielzeug. — Und einmal hat mir der Director schreiben lassen, ich solle rasch kommen, wenn ich — Du verstehst schon. Da fand ich sie in ihrem Bett ausgestreckt und sie schien zu schlafen. Plötzlich schlug sie die Augen zu mir auf, die waren sonderbar schwarz und groß wie bei einem sterbenden Rothkehlchen und sie kannte mich. ‚Großmutter,' sagte sie, ‚ich glaube, Christian kommt.' Dabei lächelte sie, — so glücklich; — ich wollte Du hättest es gesehen. Darnach aber war's gleich vorbei — Und war auch am besten so. Ich mußte unserem Herrgott danken bei allem Jammer. Hätt' ihr kein längeres Leben wünschen mögen! — Und Heinichen hat ihr einen gar kostbaren Gedenkstein setzen lassen auf unserem neuen Friedhof, das ist wahr. Ihr Kind liegt gleich daneben — Du findest ihr Grab leicht, wenn Du —"

Der Mann schüttelte abwehrend den Kopf und ließ seine großen Augen längs der Stubenwände rollen, nach einer Ableitung suchend für seine Rührung, und sah doch fast nichts vor dem feuchten Nebel, der sich zwischen seine Lider gedrängt hatte.

„Großmutter Schmieding," stammelte er endlich mit wunderlich belegter Stimme, „ich sehe Eueren Zeisig nicht. Ist der auch todt?"

„Der alte wohl," nickte die Frau. „Aber die Suſe hatte mir in ihrer guten Zeit einen neuen geſchenkt in einem goldenen Bauer; — damit iſt's mir ſeltſam ergangen. Weiß nicht, ob ich kernfeſte Perſon von all dem Herzeleid auf meine alten Tage auch noch die neumodiſche Nervenkrankheit bekommen hab', oder war's am Ende nur, daß ſeine kecken Augen mich gar zu ſehr gemahnten an ein Paar andere Augen, die mich auf dieſer Welt nicht mehr anſchauen werden, — gewiß iſt: ich mocht ſein Tiriliren in keiner Weiſ' mehr hören; hab' ihm drum, wie der Frühling kam, das Thürchen aufgethan. Und war ihm gar nicht leid. Iſt eilig dort auf den Baum geflogen. Ich bang' mich auch nicht um ihm. Der ſchaut dem Hunger und dem Ungemach beherzt in's Angeſicht, wie ich ſelbſt es auch Zeit meines Lebens gehalten hab'. Ueber ſolche hat das Elend keine Gewalt. Wer ſich aber vor ihm fürchtet, dem ſpringt's unverſehens auf den Nacken — Selbiges pflegte ſchon mein Vater ſelig uns Kindern zu — Willſt Du fort? — Und haſt noch nicht einmal ausgetrunken? — Nun, behüt' Dich Gott, mein Sohn. Und zergräm' Dich nicht zu ſehr. War nur ein arm furchtſam Ding, die Suſe! — Ihr iſt wohl nun."

Das Problem der Verbindung der Künste in der modernen Aesthetik.

Von

Eduard von Hartmann.

— Berlin. —

Das Problem einer organischen Vereinigung oder Verschmelzung der Künste ist in Bezug auf die Vocalmusik und die Oper schon im vorigen Jahrhundert mehrfach berührt worden, aber in einer mehr populär raisonnirenden Form. In wissenschaftlicher Gestalt ist dasselbe meines Wissens zuerst von dem Schellingianer Ast in seinem „System der Kunstlehre" (1805) behandelt worden, obwohl auch hier noch vielfach tönende Phrasen statt philosophischer Erörterung geboten und das principiell Ergriffene aus Mangel an logischer Consequenz doch zum Theil wieder fallen gelassen wird. Die Musik stellt das Ideale, Subjective, die Innerlichkeit und Eigenheit des Affectlebens dar und ist deshalb (im Gegensatz zu den bildenden Künsten) Kunst der Empfindung; die Poesie vollzieht in der Sphäre der idealen oder geistigen Phantasieanschauung die Einheit der Anschauung und Empfindung oder des Realen und Idealen und ist deshalb gesättigt mit jener realen Wesenheit oder anschaulichen Objectivität, von welcher die Musik nur den idealen Empfindungsreflex auszudrücken vermag (§ 98, 108). Die Poesie vermag die Innerlichkeit nur *mittelbar* durch ideale Schilderung des die Empfindung anregenden Gegenstandes oder durch Beziehung der Empfindungen auszudrücken, und verlangt deshalb nach Ergänzung durch die Musik, welche die geheimsten und tiefsten Saiten des Gemüths *unmittelbar* berührt und die innersten Regungen desselben wiederspiegelt; ebenso verlangt aber auch die Musik nach Ergänzung durch die Poesie, weil sie zu ihren nur innerlich

verbleibenden Empfindungen die anschauliche Gegenständlichkeit hinzubringt (§ 98). Bei dieser einträchtigen Verbindung, aus welcher die vollendetste Harmonie des Göttlichen und Menschlichen oder die Verklärung des Menschen in den Strahlen der Gottheit hervorgeht, spielt die Musik oder Musenkunst als Dolmetscherin der tiefsten ewigen Sehnsucht die Rolle des weiblichen Princips und umspielt als Musengesang die goldenen Locken des ätherischen Sonnengottes Apollon, der so als Gott der Poesie das männliche Princip dieser Vereinigung repräsentirt (§ 98). In dieser Vermählung müssen aber beide verbundenen Künste gleich absolut sein, und keine darf der andern dienen, weil die Harmonie nur aus wirklich entgegengesetzten (und darnach gleichberechtigten) Gliedern entspringt (§ 99). — Diese völlige Gleichsetzung in jedem Punkte des Kunstwerkes ist eine Ueberspannung, welche nur von schädlichem Einfluß sein kann, weil sie diejenigen, welche sie als unberechtigt erkennen, ohne sie als Ueberspannung von dem an sich berechtigten Princip der Verbindung der Künste zu sondern, zu dem Irrthum verleitet, mit der Widerlegung dieser Ueberspannung, die nicht schwer hält, auch das berechtigte Princip selbst mit widerlegt zu haben. Ast ist zu dieser Ueberspannung dadurch gelangt, daß er das ästhetisch unberechtigte Uebergewicht der Poesie im Recitativ und das ästhetisch unberechtigte Uebergewicht der Musik in der Arie erkannte (§ 99) und nun das relative Uebergewicht einer Kunst über die andere schlechthin verwerfen zu müssen glaubte, weil er nicht verstand, dasselbe auf ein ästhetisch berechtigtes Maß zurückzuführen.

Wenn nach dem Gegensatz von Kunst der Empfindung und Kunst der (Phantasie-) Anschauung bemessen die Musik als der ideale, die Poesie als der reale Bestandtheil in der Vereinigung beider erscheint (§ 98), so kehrt sich das Verhältniß um, wenn man die Vereinigung nach dem Gegensatz der sinnlichen Wahrnehmbarkeit und reinen Geistigkeit der übermittelten Anschauungen und Empfindungen betrachtet: dann erscheint nämlich die Poesie als der Geist oder das unsichtbare Centrum, der absolute Bildungstrieb oder die lebendige Idealität des Gesammtkunstwerkes, und die übrigen Künste (bildende Kunst, Musik und Mimik) sind im Gesammtkunstwerk der Oper nur der Körper oder der reale Organismus oder der Leib der poetischen Seele (§ 106). Wenn die Poesie die ideale Einheit aller Künste in der rein geistigen Sphäre der Phantasiereproduction genannt werden kann, und die Mimik in gewissem Sinne als die reale Einheit der bildenden und tonischen Künste in der sinnlichen Sphäre der empirischen Wahrnehmung betrachtet werden kann, so ist erst die Oper die reale Einheit aller (sowohl der realen wie der idealen) Künste, insofern sie die Einheit der realen und der idealen Künste genannt werden kann, in welcher Leib und Seele der Kunst zu einer Kunstform vereinigt uns vorgeführt werden (§ 106). Deshalb glauben wir in der Oper im heiligen Garten der Musen selbst zu wandeln, indem in ihr die Poesie als absolut ideale Centralkunst sich eine Zauberwelt verschafft, deren Elemente die Elemente der Kunst an sich, d. h. die Künste, sind (§ 106). Schon

das Drama ist ein solches Gesammtkunstwerk, insofern es Einheit der Mimik und der dramatischen Poesie ist, deren erstere die reale Einheit des Plastischen und Musikalischen, Objectiven und Subjectiven, der Anschauung und Empfindung, Gestaltenbildung und Affectschilderung ist, und deren letztere die ideale Einheit derselben, in Gestalt der epischen und lyrischen Poesie ausgeprägten Gegensätze ist (§ 106, 100). Was die Oper vor dem Drama voraus hat, führt Ast an dieser Stelle nicht näher aus; es ist aber aus dem oben über die Vereinigung von Poesie und Musik Gesagten deutlich genug zu entnehmen, wie diese nähere Ausführung gelautet haben würde.

Solger (1815) beschränkt sich in seinem „Erwin" noch auf die Andeutung, daß im christlichen Leben der musikalische Gottesdienst in kühn emporstrebenden Gotteshäusern, umgeben von religiösen Bildern, die vollständigste ideale Verbindung der Künste darstellt, wie das hellenische Drama dereinst die vollständigste reale Verbindung derselben darstellte. Die dieser Bemerkung zu Grunde liegende Verwechselung zwischen ästhetischer und religiöser Gefühlsschwelgerei entspricht ganz dem Standpunkt der Romantiker, deren viele zur Befriedigung eines blos ästhetischen Bedürfnisses katholisch wurden, oder doch sich einen christlichen Glauben andichteten, von dem sie in Wahrheit weit entfernt waren.

Der dritte, welcher die Verbindung und Vereinigung der Künste zu einem „Gesammtkunstwerk" im positiven Sinne behandelt hat, ist Trahndorff (1827). Nach seiner Lehre ist dieselbe nicht nur eine Möglichkeit, sondern ein allen Künsten ursprünglich innewohnendes Strebensziel, welches aus der organischen Einheit des inneren Lebens der Kunst entspringt (Aesthetik II. 312). Das Streben auf dieses Ziel hin kann ausgehen entweder von den „plastischen", d. h. bildenden Künsten der Ruhe oder von den teleologisch-sittlichen (oder, wie Schleiermacher sagen würde: den redenden) Künsten der Bewegung. Im ersteren Falle versucht man es mit der Verbindung von Skulptur und Malerei, und kommt damit zu bemalten Statuen oder Wachsfiguren, vermengt aber damit zwei Gebiete, die im starren ruhenden Erscheinungsgebiet streng gesondert bleiben müssen. „Soll die Bildsäule das Leben der Farben annehmen, so muß sie zugleich auch eine andere Erscheinungsart des Lebens annehmen," weil anderenfalls das Leblose nicht ein Bild des Lebens, sondern ein Bild des erstarrten, erloschenen Lebens, d. h. des Todten, Leichenhaften giebt (214—215). Versucht man diesen widerlichen Eindruck des Todten dadurch zu vermeiden, daß man lebende Menschen nimmt, aber den bestimmtesten Ausdruck ihres Lebens, die Bewegung, hemmt, so setzt man an die Stelle der ästhetischen Illusion oder des ästhetischen Scheines, in welchem das Wesen der Kunst besteht, den wirklichen Betrug, und redet sich selbst vor, daß das pulsirende Leben ein wirklich erstarrtes sei (I. 217). Außerdem ist der mimische Ausdruck der lebenden Bilder auch im besten Fall höchst unvollkommen, weil er, wie beim Charaktertanz, mehr die Geberde als das Mienenspiel betrifft und nicht aus dem Festhalten einer von innen heraus durchlebten Situation und aus einer

von innen heraus a priori erzeugten Mimik, sondern aus empirischer Technik stammt und niemals von Störungen frei sein kann (II. 282—283). Für den mimischen Ausdruck leistet die Wachsfigur immer noch mehr als das dem Tanze näherstehende lebende Bild, oder genauer: Bild des erstarrten Lebens (II. 319).

Während also Trahndorff im Allgemeinen sowohl bemalte Statuen wie lebende Bilder als unkünstlerisch verwirft, will er sie doch für einen bestimmten Fall gelten lassen, nämlich als Staffage im landschaftlichen Rundgemälde, das so zum Raum für das darin waltende Leben werde. In dem so entstehenden Panorama sieht er das Gesammtkunstwerk der bildenden Kunst, das freilich zu seiner Zeit noch ein bloßes Postulat war (II. 316—320). Aber er zeigt auf keine Weise, inwiefern das Unkünstlerische, das er in den Wachsfiguren und lebenden Bildern nachgewiesen hat, im Panorama auf einmal verschwinden soll, und er schließt selbst mit dem Geständniß, daß ein nach seinen Forderungen ausgeführtes Panorama „den Schauenden mit einer leblosen Welt umfassen würde, in welcher er ängstlich, wie befangen in dem Bilde eines erloschenen Lebens bei festgewordenen Formen, erwarten müßte, ebenfalls mit zu erstarren" (II. 322). Danach bleibt das Panorama eine unkünstlerische Befriedigung der roheren Schaulust, auch abgesehen davon, daß es über das einseitige Gebiet der bildenden Kunst nicht hinauskommt. Es bleibt also auch bei Trahndorff nur ein einziges wahrhaftes Gesammtkunstwerk übrig, daß einerseits wirkliches Kunstwerk ist, andererseits die Künste umfaßt: die Oper (II. 315—316). Eine nähere Ausführung hat er diesem Gesammtkunstwerk ebensowenig wie die übrigen ästhetischen Systematiker gewidmet.

Schopenhauer begnügt sich damit, die Oper für „eine unmusikalische Erfindung zu Gunsten unmusikalischer Geister" zu erklären, „als bei welchen die Musik erst eingeschwärzt werden muß durch ein ihr fremdes Medium" (Parerga 2. Aufl. II. 466). Sie ist entsprungen aus der barbarischen Ansicht, daß der ästhetische Genuß sich erhöhe durch Anhäufung der Mittel, Gleichzeitigkeit ganz verschiedener Eindrücke und Verstärkung der Wirkung durch Vermehrung der wirkenden Massen und Kräfte, während doch schon eine Kunst für sich allein, und insbesondere die Musik den ungetheilten und unzerstreuten Geist zu ihrer Auffassung verlangt (ebd. 464—465).

Nach Schleiermacher (1833) soll die künstlerische Productivität ursprünglich eine sein (im „inneren Kunstwerk"), die sich erst nach der Art, wie sie als Erscheinung wirklich werden kann, in verschiedene Zweige (Künste) theilt (Aesthetik 155); deshalb müssen diese einzelnen Zweige auch wiederum die Tendenz haben, „in einer Organisation eins zu werden"; denn das Gattungsbewußtsein ist immer das höhere des einzelnen Lebens, und dieses schließt die Richtung auf eine solche Organisation (der Künste) ein, in welcher das Einzelwesen (Einzelkunstwerk) wieder aufgehoben ist in die Gesammtheit (172). Das Höchste in der Kunst ist deshalb „eine Vereinigung aller Künste

zu einer gemeinschaftlichen Leistung" (167). Schleiermacher äußert sich (abgesehen von der architektonischen Umschließung) weder über die Art und Weise der Organisation der Künste zu diesem Gesammtkunstwerk, noch über die Schwierigkeiten, welchen diese Vereinigung begegnet, und den Abbruch, welchen sie den Einzelkünsten thut. Daß die Künste sich in den untergeordneten Gattungen mehr sondern, beim Aufsteigen zu größeren Productionen sich vereinigen (166), ist eine Behauptung, die weniger Anspruch auf Wahrheit hat, als ihr Gegentheil.

Was Ast, Trahndorff und Schleiermacher aus speculativem Gesichtspunkt als Postulat hingestellt hatten, das suchte R. Wagner in seinem theoretischen Hauptwerk „Oper und Drama" (1. Aufl. 1851) als Ergebniß der geschichtlichen Entwickelung einerseits der Oper und andererseits des Dramas abzuleiten und in seinen Grundzügen näher zu bestimmen. Er unterscheidet in der Geschichte der Oper drei Perioden, die erste, in welcher der Sänger herrscht und dem Componisten die Beschaffenheit der von ihm auszuführenden Arien dictirt (Oper und Drama 2. Aufl. S. 10, 16), die zweite, in welcher der Componist herrscht und dem Sänger wie dem Dichter Gesetze dictirt (19), und die dritte, in welcher der Dichter herrscht und den empfänglichen Componisten liebend befruchtet (100—106, 215—216). Dichter und Componist brauchen keineswegs eine Person zu sein, aber sie müssen in Liebe verbunden sein wie ein leitender älterer und ein bestimmbarer jüngerer Freund (329); der Musiker darf keinen selbständigen Inhalt bieten wollen, sondern nur den musikalischen Ausdruck zu dem ihm vom Dichter gebotenen Inhalt (214, 216). Denn die Musik soll nur Mittel des Ausdrucks, der dichterische Gehalt des Dramas aber Zweck dieses Ausdrucks sein (9), und es war der Fehler der bisherigen Oper: „daß jenes Mittel des Ausdrucks aus sich die Absicht des Dramas bedingen wollte" (93). Daß Wagner die Oper in dieser ihrer dritten Periode nicht mehr Oper, sondern musikalisches Drama nennen will, erscheint als unwesentlich; eine solche Entgegensetzung in der Bezeichnung wäre höchstens dann gerechtfertigt, wenn die Oper mit dem Uebergewicht der Musik und diejenige mit dem Uebergewicht der Poesie als zwei neben einander berechtigte Kunstgattungen zugestanden würden, nicht aber, wenn die Oper erst in dieser dritten Periode zu ihrer ästhetischen Berechtigung und künstlerischen Wahrheit gelangt.

Wagner unterscheidet sehr wohl zwischen Künsten, welche ihrer Natur nach der Vermischung unfähig sind, und solchen, welche zu derselben hingedrängt werden. Zu den ersteren rechnet er Malerei und Poesie, Malerei und Musik (111); zu den letzteren Musik und wirkliches Drama (nicht Literaturdrama), d. h. die naturgemäße Verbindung von dramatischer Poesie und Mimik (111, 117). Er bekämpft alles, was von der Versenkung und Vertiefung in den poetischen Eindruck abziehen kann, so z. B. die vordringliche Pracht der Decorationen und die Effecte der Theatermaschinerie, den Gesangschor auf der Opernbühne (54—55, 311), ja sogar das Zusammensingen der Darsteller im Ensemble. In dem ersten Punkte hat er entschieden

Recht, und es ist nur zu bedauern, daß er in diesem einzigen Punkte in seinen Schöpfungen sich dazu hergegeben hat, der Schaulust der Masse Zugeständnisse zu machen. In den letzten beiden Punkten hat er Unrecht, da nicht nur das lyrische Ausklingen der angeschlagenen Stimmungen ein offenes Miteinandersingen von Chor und Darstellern, sondern auch das innerliche Verarbeiten der Motive vor der Action ein verstecktes Gegeneinandersingen von Chor und Darstellern, oder von mehreren monologisirenden Darstellern zuläßt. In Bezug auf den Chor ist er im Parsifal endlich wieder dazu gelangt, seine unrichtigen Grundsätze zu verleugnen, in Bezug auf das Ensemble ist es sicher, daß seine Werke mit Ensembleſätzen diejenigen ohne solche unabhängig von dem sonstigen relativen Werthe beider überleben werden, und daß er sich einem bedauernswerthen theoretischen Irrthum zu Liebe des wirksamsten Ausdrucksmittels der dramatischen Musik, der charakteristischen Stimmführung im Ensemble, grundlos beraubt hat. Die praktische Unhaltbarkeit seiner theoretischen Deductionen zu Gunsten des Stabreims als der einzig berechtigten Form der Textdichtung (207, 243—252) hat er in seinem letzten Werke ebenfalls thatsächlich eingeräumt.

Wagner wendet sich mit Recht gegen die „historische Oper" als gegen eine Verirrung (55—60), und lobt statt dessen die ungezwungen natürliche, liebenswürdige und geistreiche komische Oper der Franzosen (84), wobei man nur das Lob der deutschen komischen Oper (z. B. Dittersdorfs und Lortzings) vermißt. Das wahre und eigentliche Gebiet der ernsten Oper findet er ebenso richtig nicht in der Geschichte, sondern im Mythos (200), welcher die stärkste Verdichtung des Inhaltes auf seinen idealen Kern gestattet (192, 202). Diese an Schelling erinnernde Behauptung ist für die Oper ganz richtig, wenn man Mythos im weitesten Sinne versteht, also Märchen- und Sagenstoffe, sowohl die überlieferten als die vom Dichter frei erfundenen, mit darunter befaßt; es fällt dann das mythische Gebiet wesentlich mit demjenigen zusammen, welches die romantische Oper schon lange in Beschlag genommen hat. Auch das ist richtig, daß in diesen mythischen Operndichtungen das Wunder seinen Platz behauptet (193, 194), wenn auch die Ansicht Wagners zu weit geht, daß es der wesentliche und unentbehrliche Angelpunkt der Oper sei. Principiell irrthümlich ist an alledem zunächst nur das, daß Wagner seine für das musikalische Drama richtig aufgestellten Behauptungen auf das Drama überhaupt erweitern will, und demgemäß auch im recitirenden Drama den geschichtlichen Stoffen ihre Berechtigung abspricht, dem Wunder eine solche zuspricht, obwohl dasselbe den Kern der dramatischen Motivation, die autonome Selbstbestimmung der Handelnden, zerstört.

Was der Dichter im Mythos auf seinen innersten Kern verdichtet hat (die poetische Idee), soll der Musiker durch sein Ausdrucksmittel wieder auflösen, zur höchsten Fülle ausdehnen und durch die idealisirend verstärkte Tonsprache (Gesang) den verstärkten Motiven des Mythos gerecht werden, so daß dieselben nun im musikalischen Gefühlserguß auch dem Gefühl des Hörers wirklich aufgeschlossen und nahe gebracht werden (254, 256, 212—214).

Mit andern Worten: die dramatiſche Concentration der poetiſchen Idee muß als Gegengewicht eine lyriſche Entfaltung erhalten; denn die Lyrik iſt Anfang und Ende der Dichtkunſt (204). Es iſt klar, daß der Dichter durch ſeine Geſtaltung des Textes dem Muſiker zu dieſer Ausbreitung des Gefühlsergusſes Gelegenheit geben muß, da dem letzteren ja jede ſelbſtändige, vom Text unabhängige Bewegung verſagt ſein ſoll. Daraus folgt, daß auch der Dichter ſchon dem dramatiſch concentrirten Stoffe in der Oper eine lyriſche Entfaltung geben muß, weit mehr als es im recitirenden Drama ſtatthaft iſt; und daraus folgt wieder, daß in der lyriſchen Ausbreitung der Oper Ausdrucksmittel lyriſchen Charakters zuläſſig ſein müſſen, welche im Drama unzuläſſig ſind, z. B. Enſemble und Chor, ja ſogar unter Umſtänden Tanz. Dies alles kommt bei Wagner nicht zu ſeinem theoretiſchen Recht, weil er immer nur aus dem Begriff des Dramas deducirt, um die näheren Beſtimmungen des muſikaliſchen Dramas, oder der vollkommenen Oper zu gewinnen.

Wagner erhebt es mit Recht zum Princip der Opernmelodie (man kann allgemeiner ſagen: der dramatiſchen Geſangsmelodie), daß ſie idealiſirte Ausbildung des Rhythmus und Tonfalls der gefühlvollen Rede (Sprachmimik) ſein ſoll (288—289), und tadelt die bisherige Opernmuſik, daß ſie die aus der Tanzweiſe ſelbſtändig entwickelte Inſtrumentalmelodie unorganiſch auf den ihr widerſtrebenden Wortvers übertragen habe (228–232). Das iſt zweifellos richtig; nur darf man nicht überſehen, daß auch die von Wagner geforderte Wortversmelodie in jeder Epoche der muſikgeſchichtlichen Entwickelung eine andere ſein muß nach Maßgabe des von der Entwickelung der Inſtrumentalmelodie erreichten Standpunkts. So unäſthetiſch es iſt, die ſelbſtändig erfundene Inſtrumentalmelodie einem ihr widerſtrebenden Texte aufzuzwingen, ſo unumgänglich iſt es doch, daß der Muſiker ſeine Wortversmelodie von vornherein in einer dem Niveau der Inſtrumentalmelodie ſeiner Zeit entſprechenden Geſtalt erfindet, und dies wird ihm um ſo leichter werden, je mehr die Inſtrumentalmelodie ſeiner Zeit bereits durch die Geſangsmelodie beſtimmt und dieſer angeähnlicht iſt. Es iſt principiell ebenſo möglich, zu einer als Geſangsmelodie concipirten wortloſen Melodie einen ſich vollſtändig mit ihr deckenden und organiſch zuſammenſchließenden Text zu dichten, als zu einem Text eine Geſangsmelodie zu ſetzen, und in dem Falle, daß Dichter und Componiſt eine Perſon ſind, können beide Arten der Entſtehung durcheinander laufen. Manche unſerer Inſtrumentalmelodien ſind aber ohne Recht ſolche wortloſe Geſangsmelodieen. Unſere beſſeren Operncomponiſten ſind ohne ſolche Reflexion ſchon ohnehin zu den hier geforderten Reſultaten gelangt, wenigſtens in den beſonders gelungenen Theilen und Stellen ihrer Compoſitionen: es darf nachgerade als anerkannt gelten, daß Wagners „fliegender Holländer" dem Marſchner'ſchen „Hans Heiling" und Wagners „Lohengrin" der Weber'ſchen „Euryanthe" weit näher ſteht, als er ſelbſt gedacht hat, und auf dem Gebiet der komiſchen Oper hat vor Wagner der Dichtercomponiſt Lortzing ſtellen-

weise eine sehr gelungene Durchdringung von Text und Gesangsmelodie erzielt. Wenn nicht die Conception der Gesangsmelodie durch die ihr vorangehende geschichtliche Entwickelung der selbständigen Instrumentalmelodie musikalisch befruchtet würde, so bliebe die musikalische Idealisirung der Sprachmimik auf einem Niveau stecken, auf welchem von Musik in unserem heutigen Sinne des Worts noch gar nicht die Rede sein könnte. Wenn Wagner dies hätte anerkennen wollen, so hätte er aber zuvor oder zugleich auch den selbständigen ästhetischen Werth der Instrumentalmusik anerkennen müssen, und dagegen sträubte er sich gerade.

Selbst in der Besprechung des Opernorchesters bleibt er dem Grundsatz treu, daß alles auf die Dichtung und ihren Inhalt ankomme und die gesammte Musik sich nur als Mittel des Ausdrucks zu ihr verhalte. Deshalb erklärt er jede Instrumentation für fehlerhaft, welche die Aufmerksamkeit von dem Gegenstand des Ausdrucks ab- und auf sich als Mittel des Ausdrucks hinlenkt; gerade die allerreichste Orchestersprache ist nur dazu da, um nicht beachtet zu werden und blos als harmonisch bewegte See mit dem auf ihr steuernden Nachen der Wortversmelodie organisch Eins zu sein (344, 289—290). Den orchestralen Theil der Oper deutet Wagner ziemlich einseitig als Interpretation der dramatischen Mimik, wie Gesangsmelodie Interpretation des unausgesprochenen poetischen Gehalts sein soll (293--296): er denkt dabei an die verdeutlichende Orchestersprache in vorbereitenden Momenten schweigender Ruhe der Darsteller, oder in der Vorbereitung auf eintretende Personen oder Naturscenen vermittelst der Leitmotive und der Tonmalerei (308). Daß die Tonmalerei in der Oper, wo sie zur stimmungsvollen Illustration anschaulicher Scenerien und Vorgänge dient, um vieles berechtigter ist und einen breiteren Spielraum hat als in der reinen Instrumentalmusik, wo sie erst eines Programmes bedarf (306 bis 307), kann man Wagner bereitwillig zugeben; aber gerade daraus folgt doch, daß sie wenigstens zeitweise auch in der Oper einen gewissen Spielraum zur selbständigen Entfaltung als reine Instrumentalmusik erhalten kann. Die symbolisirende Verwendung von Leitmotiven aus früheren oder späteren Gesangsstellen erscheint dabei keineswegs ausgeschlossen, aber auch durchaus nicht als nothwendige Bedingung eines wirksamen Ausdrucksvermögens und jedenfalls fehlt in solchen Momenten der Nachen des Gesanges auf der wogenden See des Orchesters. Zwar muß der Musiker in solchen rein orchestralen Theilen noch immer der Absicht des Dichters dienstbar bleiben und auch hier auf selbständige, dramatisch unmotivirte Abschweifungen verzichten (319—320) aber nichts hindert ihn doch, den Absichten des Dichters hier mit rein musikalischen, d. h. von jeder Rücksicht auf Wortsprache befreiten Ausdrucksmitteln gerecht zu werden. Wenn somit das Orchester in der Oper in mancher Hinsicht zu höheren und weiteren Aufgaben berufen ist, als Wagner theoretisch annimmt, so kann man ihm doch nicht einräumen, daß in ihm allein der Chor der griechischen Tragödie seine gefühlsnothwendige Bedeutung zurückgelassen habe (311). Selbst die bloße Wiederholung eines

Refrains durch den Chor kann von der größten dramatischen Wirkung sein, wie Wagner selbst es beispielsweise im ersten Act seines Tristan nach dem Liede Kurwenals gezeigt hat.

Man kann die ästhetische Theorie Wagners als den ersten Versuch ansehn, dem Gesammtkunstwerk der Oper in einer ästhetisch veredelten Gestalt die Ehre des wahren Gesammtkunstwerkes zuzuerkennen, und diesem Gesammtkunstwerk den höchsten Platz im Gebiete der menschlichen Kunst zu erkämpfen. Man wird nur bedauern müssen, daß er diese an und für sich berechtigte Ansicht durch Herabsetzung und Verkleinerung der einfachen Künste, speciell der Dichtkunst und Instrumentalmusik, zu beweisen versuchte, und man wird in diesem unberechtigten Hinausschießen über das Ziel den eigentlichen Grund der heftigen und erbitterten Gegnerschaft erkennen dürfen, welche Wagners Theorie hervorrief, wenn die Gegner sich auch meistens über dieses Motiv unklar waren. Nicht, wie diese glauben, in Wagners Hochstellung des Gesammtkunstwerks der Oper steckt sein principieller theoretischer Irrthum, sondern in seiner Verkennung der unersetzlichen Bedeutung und unerschütterlichen Berechtigung der Einzelkünste *neben* dem ersteren. Das Gesammtkunstwerk der Oper steht in seiner ästhetischen Berechtigung viel zu sicher und in seinem ästhetischen Werth viel zu hoch, um durch Verkleinerung seiner Concurrenten sich erst seinen Platz erkämpfen zu müssen.

So wenig die Gesetze des musikalischen Dramas für das Drama im Allgemeinen und für das recitirende Drama im Besonderen, und so wenig die Gesetze der Opernmusik für die Musik im Allgemeinen und für die Instrumentalmusik im Besonderen Gültigkeit beanspruchen können, so wenig ist es richtig, daß in einer modernen Sprache nicht gefühlvoll gedichtet und in der reinen Instrumentalmusik nicht ausdrucksvoll musicirt werden könne. Es heißt vollständig das Wesen der Poesie verkennen, wenn man behauptet, eine dichterische Absicht könne durch Wortsprache ohne Tonsprache nicht *verwirklicht*, sondern eben nur als zu verwirklichende und unverwirklichte *ausgesprochen* werden (211, 318); es heißt ebenso das Wesen der Tonkunst verkennen, wenn man behauptet, daß die Musik ohne Wortinhalt durch ihren rein musikalischen Ausdruck Gefühle wohl anregen aber nicht bestimmen, also auch nicht beruhigen, sondern nur zwecklos erregen und wegen dieser zwecklosen Erregung sich mit einem Worttitel entschuldigen könne (318—319). Der Dichter regt nicht den Verstand, sondern die Phantasie an und durch diese das Gefühl, das er als echter Dichter vollauf befriedigt; der Musiker spricht auch mit der wortlosen Instrumentalmusik etwas ganz Bestimmtes aus, das nur dem Verstande unaussprechlich ist (292—293). Die Musik hat deshalb nicht den poetischen Text zum Inhalt, sondern hat ihren eigenen, mit Worten nicht aussprechbaren, aber musikalisch ganz genau bestimmt auszusprechenden Gefühlsinhalt. Wie Musik und Dichtung sich sinnlich für das Ohr verschmelzen, so muß auch der Gefühlsinhalt beider zur organischen Einheit verschmelzen, indem der nur mit Worten auszusprechende und der nur

mit Tönen auszusprechende Gefühlsinhalt sich blos als die beiden, den verschiedenen Ausdrucksmitteln zugewandten Seiten *eines und desselben* Gefühlsinhalts erweisen. Nur unter dieser Bedingung kann von einem Gesammtkunstwerk im Sinne einer organischen Einheit der verbundenen Einzelkünste die Rede sein.

Die nunmehr folgenden Aesthetiker polemisiren in der Hauptsache gegen das Gesammtkunstwerk der Oper, selbst dann, wenn sie, wie Zeising, von Schleiermachers principieller Anerkennung des Gesammtkunstwerks als eines ästhetischen Postulats ausgehen.

Zeising (1853) nimmt nämlich an, daß „jede einzelne Kunst als solche nur ein einzelner Strahl der sich in sich selbst differenzirenden und an der Verschiedenheit des Materials sich selbst brechenden Schönheits- oder Kosmosidee sei (Aesth. Forsch. Seite 556), und daß sie deshalb nach gesonderter Durchbildung ihres Gebiets ihre Grenzen als beengende Schranken zu fühlen beginne und dieselben zu lockern und aufzuheben suche (557). Zu dem Zweck blicke sie auf die jenseits der einzelnen Kunst liegende, höhere allgemeine Schönheitsidee, die aber als Universalidee keine Wirklichkeit besitzt, sondern sich ganz in die Sonderideen der verschiedenen Künste auseinandergelegt hat; daraus entspringe dann das Streben jeder einzelnen Kunst, zur Erzielung neuer, noch nicht dagewesener imposanter Effecte, theils in das Gebiet der anderen Künste überzugreifen, theils dieselben in den Dienst von künstlerischen *Gesammtwirkungen* zu ziehen. Dieser Drang sei in seiner Entstehung und mäßigen Ausbildung berechtigt, habe aber in seiner Ausarbeitung stets den allmählichen Verfall der Künste zur Folge (557).

Die Zeising'sche Begründung des Dranges der Künste zum Ueberschreiten ihrer Grenzen ist in ihrer Fassung abstract-idealistisch; nicht die universelle Idee der Schönheit sondert sich in Ideen der einzelnen Künste, sondern die concrete Idee, die dem Universum immanent ist, gewinnt in verschiedenen Künsten einen einseitigen ästhetischen Ausdruck, und daher stammt das Streben, durch Vereinigung der verschiedenen Erscheinungsformen derselben concreten Ideen aus verschiedenen Gebieten des ästhetischen Scheins eine combinirte und deshalb vielseitigere, also auch vollständigere und erschöpfendere Gesammterscheinung der concreten Idee zu erreichen. Jedes Uebergreifen der einen Kunst in das Gebiet der anderen ist schlechthin unästhetisch und kann niemals aus dieser berechtigten Begründung abgeleitet werden; nur die abstract-idealistische Formulirung seiner Begründung kann Zeising zu dem Irrthum verleiten, auch Uebergriffe der Künste in einander bis zu einem gewissen Maße für berechtigt zu erklären; in Wahrheit sind dieselben immer und in jedem Maße unberechtigt und ein Zeichen des Verfalls der betreffenden Kunst. Zwischen welchen Künsten und in welchem Maße Vereinigung zu Gesammtwirkungen statthaft sei, bleibt bei Zeising unklar; dazu hätte es einer Untersuchung der verschiedenen Arten des ästhetischen Scheins und ihrer Vereinbarkeit oder Unvereinbarkeit bedurft, wozu Zeising noch keinen Anlauf nimmt.

Wo zwei Arten des äſthetiſchen Scheins ſich vereinigen laſſen, ohne daß die eine Art die Illuſion der anderen aufhebt, da iſt die Vereinigung zweier Künſte möglich; wo das nicht der Fall iſt, bezeichnet ſie ebenſo einen Verfall wie das Uebergreifen der einen Kunſt in die andere. Dieſe Einſicht liegt Zeiſing darum ſo fern, weil er von der fundamentalen Bedeutung des äſthetiſchen Scheins noch keinen klaren Begriff hat.

Er kommt darum nur zu folgendem ganz unbeſtimmten Ergebniß: „Jede einzelne Kunſt muß ſtreben, ſich innerhalb ihrer Grenzen zur höchſten Vollkommenheit auszubilden, und gerade hierdurch ſich würdig und fähig machen, die Leiſtungen der übrigen Künſte als blos dienende, unterſtützende Elemente für ſich zu benutzen und die Wirkungen derſelben in ihren *eigenen* Effecten aufgehen zu laſſen“ (563—564), wie wenn man z. B. durch ein die Aufmerkſamkeit nicht beſonders für ſich in Anſpruch nehmendes Orgelſpiel in die weihevolle Stimmung zur Betrachtung eines gothiſchen Domes geſetzt wird (564). Damit iſt aber das „Geſammtkunſtwerk“ geradezu geleugnet, weil damit indirect die *organiſche* Vereinigung der zuſammenwirkenden Künſte für nebenſächlich erklärt iſt. In der Oper ſieht Zeiſing ein muſikaliſches Kunſtwerk, das andere Künſte als untergeordnete Elemente in ſeinen Dienſt genommen hat, um ſie in ſeinen Effecten aufgehen zu laſſen (562), und ſchreibt der an die Poeſie ſich anſchließenden Schauſpielkunſt in weit höherem Grade als der Muſik die Fähigkeit zu, alle anderen Künſte in ihren Dienſt zu ziehen (563, 533).

Kirchmann (1868) iſt der erſte unter den neueren Aeſthetikern, welcher die Frage nach der Vereinbarkeit der Künſte ausführlich unterſucht hat. Es handelt ſich ihm dabei nicht um die Frage, ob Kunſtwerke zuſammengeſtellt werden oder neben einander herlaufen können, ſondern ob ſie zu einem *einigen* Kunſtwerke zuſammentreten können (Aeſth. II. 235). Er erklärt hierzu zwei Bedingungen für erforderlich: die Gleichheit des dargeſtellten Inhalts und die Möglichkeit einer Verbindung der Darſtellungsmittel der zu verbindenden Künſte (236). Er unterſucht dabei erſtens die Verbindung von blos *räumlichen* Künſten mit einander, zweitens die Verbindung von *zeitlichen* Künſten mit einander, und drittens die Verbindung einer blos *räumlichen mit einer zeitlichen* Kunſt (235).

Bei der Verbindung von blos räumlichen Künſten läßt er die Vereinigung der ſchönen Gartenkunſt mit der Baukunſt zu, inſofern beide ſich zu einem einheitlichen Landſchaftsbilde verknüpfen (236), ebenſo die Verbindung der Architektur mit plaſtiſchen und maleriſchen Zuthaten an geeigneten Punkten, ſofern letztere denſelben Inhalt veranſchaulichen, zu welchem auch das Bauwerk Beziehung hat (237). Gegen das erſtere läßt ſich nichts einwenden, da Park und Bauwerke beides Realitäten ſind, von denen erſt der Beſchauer in ſeiner ſubjectiven Erſcheinung den ſchönen Schein abſtrahiren muß; dieſer ſchöne Schein muß eben der einheitliche Eindruck eines ſchönen Landſchaftsbildes ſein, das beim Durchwandern des Parkes beſtändig ein anderes wird.

Bei der Verbindung des Bauwerkes mit plastischen und malerischen Kunstwerken hingegen beachtet Kirchmann nicht, daß ein Reales mit ästhetischem Schein verbunden ist, also zwei Glieder aus ganz verschiedenen Gebieten, daß die Kunstwerke einen selbständigen, von ihrem Anbringungs- oder Aufstellungsort unabhängigen Kunstwerth haben, daß sie aber, blos als Schmuck des Bauwerkes betrachtet, in nicht anderem Sinne Verzierungen des Gebrauchswerks sind wie etwa die Bacchusreliefs an einem Mischkruge oder die malerischen Ornamente in einer Handschrift.

Die Verbindung von Plastik und Malerei lehnt er nicht blos wegen der unüberwindlichen technischen Schwierigkeiten einer naturtreuen Bemalung und wegen der Unmöglichkeit der malerischen Idealisirung des Naturvorbilds ab (238), sondern auch aus ästhetischen Gründen. Selbst wenn die Ueberwindung der technischen Schwierigkeiten möglich wäre, würde gerade die vollkommenste Naturnachbildung dieser Art aufhören, ästhetisch zu sein, weil sie sich nicht mehr als ästhetischer Schein zu erkennen gäbe, sondern die Täuschung eines momentan ruhenden wirklichen Menschen erweckte; zur Innehaltung der idealen ästhetischen Gefühle und ihrer Abgrenzung von den realen Gefühlen gehört aber, daß der Beschauer sofort erkenne, daß er es nur mit einem Bilde, nicht mit einem Menschen zu thun habe (I. 203). Verzichtet hingegen die Malerei an Statuen auf Naturtreue ebenso wie auf die Ausführung der Schattirung, und begnügt sie sich statt dessen mit leicht andeutenden Tinten, so hört sie auf, sich als Malerei mit der Plastik zu verbinden (II. 238), und was übrig bleibt, ist nur eine Plastik, deren Formen durch farbige Abtönung für die Gesichtswahrnehmung leichter zugänglich gemacht worden sind.

So treffend die Ausführungen Kirchmanns über die Verbindung von Malerei und Plastik sind, so sehr hat sich ihm bei der Untersuchung der Verbindung der Poesie mit Musik und Mimik das Problem verschoben. Anstatt zu untersuchen, ob der ästhetische Schein dieser Künste so beschaffen ist, daß er eine innerliche Vereinigung mehrerer, selbst wenn sie denselben Stoff darstellen, unmöglich oder gar widerspruchsvoll macht (wie es beim plastischen und malerischen Schein der Fall ist), begnügt er sich mit dem Nachweise, daß bei der Vereinigung jede der verbundenen Künste Opfer bringen müsse und nicht im Stande sei, das Höchste zu leisten, was ihr bei ungeschmälerter Freiheit der Entfaltung erreichbar ist (239—252). Durch diesen Nachweis, der ihm unzweifelhaft in allen Punkten gelungen ist, ist er sich bewußt, dargethan zu haben, daß ein einheitliches Kunstwerk, bei welchem keine der verbundenen Künste etwas zu opfern nöthig hat und doch die volle Einheit erreicht wird, unmöglich ist, und gerade dieses bezeichnet er als das Ideal, um das es sich hier handelt (244). Dies ist aber eine Verschiebung des Problems, welches nur dahin ging, ob überhaupt ein einheitliches Verbindungskunstwerk möglich sei, gleichviel ob mit, ob ohne Einbüße der verbundenen Künste an Leistungsfähigkeit. Die Frage nach der Möglichkeit eines Vereinkunstwerks wäre auch dann zu bejahen, wenn der ästhetische Werth

und die sinnliche und ideale Gesammtwirkung desselben gegen diejenigen der Einzelkunstwerke in hohem Maße zurückstände; wie gering auch die praktische Bedeutung der Kunstverbindungen dann wäre, die Möglichkeit derselben behielte doch immer ihr ästhetisches Interesse.

Nun gesteht aber Kirchmann widerholentlich zu, daß durch die Verbindung der Künste die Wirkung des Gesammteindruckes erhöht wird, sogar größer wird als die ungehemmte Wirkung einer Kunst allein (240), und zwar nicht blos die sinnliche, sondern auch die ideale ästhetische Wirkung (244—245). Mag also immerhin das Drama rein poetisch betrachtet die mangelhafteste Dichtungsart sein (251), mag die Mimik an den lyrischen Scenen der Oper und den reflectirenden Monologen des Dramas ihre schwierigsten und undankbarsten Aufgaben finden (249, 251—252), mag vom musikalischen Gesichtspunkt aus das dramatische Recitativ und die gedankenreichste Poesie die schwersten Hemmnisse der Composition bereiten (241), das alles läßt doch die Thatsache unangetastet, daß die ästhetische Gesammtwirkung der Kunstverbindung größer ist als die jeder ungehemmten Einzelkunst. Wäre diese Thatsache überhaupt möglich, wenn der ästhetische Schein jeder dieser Künste mit demjenigen der beiden anderen unvereinbar wäre? Daß neben der objectiven gegenseitigen Hemmung an freier Entfaltung der verbundenen Künste auch eine subjective gegenseitige Hemmung der verbundenen Sinnes-Wahrnehmungen und Phantasie-Vorstellungen stattfindet, ist unzweifelhaft; wenn der Verlust durch beide Hemmungen trotzdem nicht nur aufgewogen, sondern überwogen wird, so daß ein Gewinn an ästhetischer Gesammtwirkung entsteht, ist das nicht für sich allein schon der sicherste Beweis, daß eine wirkliche Vereinigung stattgefunden haben muß, daß nicht etwa beide Eindrücke blos so neben einander hergelaufen sind (wo die subjective Störung zu groß geworden wäre) und noch weniger beide Arten des ästhetischen Scheins ihrer Natur nach durch widersprechende Eigenschaften der Vereinigung widerstrebt haben?

Die bloße Verschiedenheit des poetischen und musikalischen Scheins (Phantasiescheins und Ohrenscheins) kann unmöglich ein Hinderniß für die Verschmelzung beider zum Gesammtkunstwerk sein, wie Kirchmann voreilig annimmt (245); denn wo blieben die meisten Verbindungen, wenn nur gleiche, nicht auch verschiedene Bestandtheile fähig wären, zu einer Einheit verknüpft zu werden? Wenn der Dichter dieselbe Sache durch Gleichnisse aus verschiedenen Gebieten anschaulicher macht, warum soll nicht derselbe ideale Gehalt durch Ohrenschein, Augenschein und Phantasiescheín zugleich versinnlicht werden können, wenn jede Art des ästhetischen Scheins sich an die ihr zugängliche Seite des idealen Inhalts hält? Weil verschiedene Seiten derselben Idee durch die verschiedenen Künste zum Ausdruck gebracht werden, kann es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen, als wäre der Inhalt ein ganz verschiedener; aber bei näherem Zusehen zeigt sich doch, daß der ideale Gehalt (oder wie Kirchmann sagt: der Gefühlsinhalt) der vereinigten Künste der-

ſelbe iſt, und die Verſchiedenheit nur auf die Ausdrucksmittel und die Verſchiedenartigkeit der ihnen erreichbaren Seiten des Inhalts fällt (245).

Fehlerhaft iſt es, wenn eine Kunſt das Gebiet ihrer Ausdrucksfähigkeit überſchreiten und in das einer anderen Kunſt hinübergreifen will, wenn z. B. die Muſik ſich nicht damit begnügt, die Geſammtſtimmung eines Liedes zu treffen und den Gefühlswandelungen des Textes zu folgen, ſondern auch durch Tonmalerei den einzelnen poetiſchen Bildern deſſelben zu folgen verſucht (246—247). Aber wenn ſolche unäſthetiſche Uebergriffe vermieden werden, ſo iſt nicht erſichtlich, was im durchcomponirten Liede Dichtung und Muſik hindern ſollte, zum einheitlichen Kunſtwerk zu verſchmelzen. Während die gegenſeitige Störung der muſikaliſchen Recitation und der Begleitungsmuſik in Melodrama und damit der äſthetiſche Unwerth des letzteren auf der Hand liegt (247—248), fragt man vergebens, wo die analogen Störungen ſtecken ſollen, welche im geſungenen und begleiteten Lied Dichtung und Tonkunſt an der Verſchmelzung zur Einheit hindern könnten.

Die einheitliche Verbindung zwiſchen blos räumlichen und zeitlichen Künſten beſtreitet Kirchmann (252), was die Illuſtrationen zu Dichtungen und die Recitationen zu Gemälden betrifft, mit Recht, was aber die Couliſſenmalerei der Bühne betrifft, mit Unrecht. Allerdings iſt nur die Mimik fähig, ſich unmittelbar mit bildender Kunſt zu verknüpfen, weil ſie mit dieſer das Medium des Augenſcheins gemein hat; nur durch Vermittelung der Mimik können indirect auch Poeſie und Muſik mit der Raumkunſt vereinigt werden, ohne dieſelbe fallen ſie mit ihr aus einander. Dieſen Unterſchied hat Kirchmann noch nicht bemerkt.

Fechner unterſucht die polychrome Architektur und die polychrome Plaſtik. Nur in der letzteren kann von einer Annäherung an die Malerei die Rede ſein, und auch nur dann, wenn man ſich nicht mit einer Färbung der Nebenſachen oder hervorſtehenden Einzelheiten (Gewänder, Waffen, Haare, Lippen, Augen) begnügt, ſondern zur Bemalung der nackten Haut weitergeht. (Vorſch. d. Aeſth. 1876 II. 197). Erſtere läßt die abſtracte Beſchränkung auf die reine Form an den nackten Theilen nur um ſo auffälliger hervortreten, gleichviel ob das Material ſeine Naturfarbe behält, oder leicht getönt wird; es handelt ſich hierbei noch keineswegs um Verſtärkung des Eindrucks der Naturwahrheit, ſondern nur um eine gewiſſe Erleichterung der Auffaſſung (II. 196) der abſtracten reinen Form durch Vermittelung des Geſichtsſinns. Darum glaubt Fechner, daß der Streit nicht zu Gunſten einer ſolchen principloſen Polychromie, wohl aber zu Gunſten einer die völlige Naturwahrheit anſtrebenden Bemalung der Statuen entſchieden werden könne, wenn ſich erſt eine brauchbare Technik der letzteren und eine Schule in der Beherrſchung derſelben entwickelt haben werde (II. 198—199, 193).

Dabei räumt er ein, daß die eigentliche Schwierigkeit der Bemalung in der Aufgabe liegt, blos die Localfarbe des Naturvorbilds nachzuahmen und von der Beſchattung und Beleuchtung zu abſtrahiren, weil dieſe ja auf der

Statue ſich von ſelbſt ergiebt (203, 206); mit anderen Worten, er giebt zu, daß es nicht die Malerei, als die Kunſt der Herſtellung des Augenſcheins, ſondern eine abſtracte Seite derſelben, die Kunſt der Erkennung und Wiedergabe einer Localfarbe bei gleicher Beleuchtung ſei, was hier zur Anwendung gelange, ſo daß von einer Vereinigung von Sculptur und Malerei eigentlich ſchon nicht mehr geſprochen werden kann. Er bemerkt ferner ſehr wohl die techniſche Schwierigkeit, die darin liegt, daß das Material der Statue und ſeine Textur ein anderes iſt als dasjenige des nachzuahmenden Naturbildes, und daß dieſe Schwierigkeit weder durch Laſurfarben noch durch Deckfarben völlig überwunden werden kann, weil bei erſteren die Textur des Materials durchſcheinen würde (207) und bei letzteren das Material und die Textur der Deckfarben an die Stelle desjenigen der Statue träte. Die weit größere Schwierigkeit wird dabei von Fechner überſehen, daß jedes Material ein anderes Verhältniß von Abſorption, Reflexion und Diſperſion des auffallenden Lichtes, und darum bei Veränderung der Beleuchtung nicht nur eine verſchiedene Beſchattung, ſondern auch eine von derjenigen des Naturvorbildes abweichende Veränderung des Farbentones zeigen muß. Dieſe Schwierigkeit macht die naturwahre Bemalung der Statuen nach unſerem heutigen Ermeſſen unüberwindlich, und ſie iſt es auch offenbar, welche Kirchmann (Aeſth. I. 203, II. 238) im Auge gehabt hat, wenn er die Darſtellung des Incarnats auf dieſem Wege, d. h. „die naturgetreue Färbung der Statue für alle Anſichten derſelben bei verſchiedenem Einfall des Lichts“ für unmöglich erklärt hat.

Ebenſo wenig wie Fechner dieſes techniſche Bedenken zu würdigen gewußt hat (Vorſchule II. 202), ebenſowenig die aus der Sache ſelbſt geſchöpften äſthetiſchen Bedenken (203); da er den principiellen Unterſchied von plaſtiſchem und maleriſchem Schein nicht verſteht, vermag er auch nicht die principielle Unvereinbarkeit beider einzuräumen, ſondern legt das inſtinctive Widerſtreben des äſthetiſchen Geſchmacks gegen Vermengung beider blos der Gewöhnung zur Laſt (204—206).

Auch über die Verbindung von Poeſie und bildender Kunſt hat Fechner Betrachtungen angeſtellt (Bd. I, Cap. XI.), wobei leider die ergänzende Betrachtung der Verbindung von Malerei und Muſik fehlt. Fechner bemerkt ſehr richtig, daß der Bänkelſänger des Jahrmarktes das Intereſſe des Volkes mit Hülfe ſeiner rohen Bilder in ganz anderem Grade zu feſſeln vermag, als er es ohne dieſelben oder durch die Bilder allein ohne Geſangsvortrag vermöchte, und er knüpft daran die Frage, ob nicht durch Veredelung dieſer rohen Künſte auch veredelte combinirte Wirkungen zu erzielen ſeien (I. 149). Er verhehlt ſich nicht, daß Bild und Gedicht ſich keine ſo wirkſame Unterſtützung gewähren können, als Poeſie und Muſik im Liede, weil ſie nicht wie letztere ſich *im ſelben Strome fließend durchdringen*, ſondern nur *abwechſelnd* die Aufmerkſamkeit beſchäftigen und den Geiſt, mit den Vorſtellungen des einen bereichert, zur Auffaſſung des andern entlaſſen (145); auch erkennt er an, daß in dem Maße, als Malerei und Geſang für ſich vollendeter werden,

auch die Neigung wachsen wird, jede einzeln für sich zu verfolgen (149). Dagegen räumt er nicht ein, daß irgend ein Bild sich selbst erläutern könne, wenn nicht schon der Beschauer die zu seinem Verständniß nöthigen culturgeschichtlichen, religionsgeschichtlichen, specialhistorischen oder literarhistorischen Kenntnisse bei anderer Gelegenheit in sich aufgenommen hat (140), und er bestreitet, daß die concrete Bestimmtheit der bildlichen Darstellung die Flügel der Phantasie binde, anstatt sie zu neuem weiterem Fluge zu kräftigen und anzufeuern (147). Das Unbefriedigende der Illustrationen zu Dichtungen allerersten Ranges sucht er hauptsächlich darin, daß der Zeichner der individuellen Bestimmtheit und Innerlichkeit der Dichtung nicht gleichzukommen vermag, während derselbe Zeichner bei Dichtungen von abstract rhetorischem Pomp sogar die Unbestimmtheit der poetischen Charakteristik vertiefen und verlebendigen kann (148).

Die vollkommenste Ergänzung von Dichtkunst und bildender Kunst findet er mit Recht in den Abc-Büchern, den Münchener Bilderbogen und fliegenden Blättern, weil da von keiner Seite etwas zu wenig oder zu viel geboten ist (146). Wenn er zugleich bemerkt, daß „Vieles davon überhaupt zu wenig und darum zu viel ist", so hätte doch die Untersuchung nicht unterlassen werden sollen, warum gerade in dieser kindlichen Verarmung der Künste und in der Vereinigung der bildlichen Carricatur mit der possenhaften Dichtung unter allen aufzeigbaren Vereinigungen beider Künste die vollkommenste gefunden werde; denn gerade aus dieser Untersuchung hätte auf die mögliche Art der Vereinigung und die Bedingungen derselben Licht fallen können. Fechner hingegen, wenn er auch kein großes Vertrauen in die Vereinigung von Malerei und Poesie in edlerer Gestalt setzt, will doch nicht a priori über dieselbe absprechen, sondern will Alles von dem Ausfall künftiger Versuche abhängig machen (150). Ich meine hingegen, daß die uns zu Gebote stehenden Erfahrungen auf diesem Gebiete zur Begründung eines endgültigen Urtheils mehr als ausreichen, und daß man den unglücklichen Künstlern ein Vergeuden ihrer Zeit und Kraft an weiteren Experimenten in dieser Richtung billig ersparen könnte.

Lazarus bemerkt ganz richtig, daß sowohl Sculptur wie Malerei sich mit der Architektur verbinden können, während sie sich untereinander nicht verbinden können („Die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste" im III. Bande des „Lebens der Seele", 2. Auflage 1882, S. 71, 202—211). Den nächsten Grund dafür giebt er ebenso richtig an, daß nämlich eine Harmonie und gegenseitige Erhöhung des Eindrucks deshalb möglich sei, weil die Arten der Wirkungen, obzwar verschieden, doch einer psychologischen Verschmelzung fähig seien (211); weshalb aber die Wirkungen der Architektur einer psychologischen Verschmelzung mit denen der Sculptur und Malerei (bei Vermeidung der vordringlichen Ueberladung) fähig seien, dafür weiß er den Grund nicht anzugeben. Derselbe liegt darin, daß die Architektur eine unfreie Kunst ist und entweder selbst in den Dienst der freien Kunst tritt (z. B. bei

Museen, Theatern), oder die plastische und malerische Ornamentik selbst in die Sphäre der unfreien Kunst mit hinunterzieht, in welcher auf selbständige künstlerische Wirkung der Bilderwerke verzichtet wird.

Daß die Vermischung von Sculptur und Malerei unstatthaft ist, weil ihre psychologischen Wirkungen sich stören, anstatt sich verschmelzend zu verstärken, ist ebenso richtig wie die andere Bemerkung, daß wir bei Kunstwerken die volle Naturtreue nicht mögen, weil sie der Phantasie keine ergänzende Thätigkeit mehr übrig läßt (221—225); aber warum wir nur einen unvollständigen (entweder farblosen oder körperlosen oder stark verkleinerten) Schein als ästhetischen Schein beim Kunstwerk gelten lassen wollen, während wir doch beim Naturschönen gerade von der Vollständigkeit des Scheines entzückt werden, das läßt Lazarus unerklärt. Es ist eben nicht, wie Lazarus glaubt, ein ursprüngliches psychologisches Bedürfniß unseres Geistes, daß er an allem Schönen etwas zu ergänzen finden muß, sondern es ist ein ästhetisches Bedürfniß unseres Geistes, daß sich ihm das Kunstwerk als bloßer Schein im Unterschiede von Naturwirklichkeit darstelle, und nur aus diesem ästhetischen Bedürfniß heraus fordert er die Unvollständigkeit oder Einseitigkeit des ästhetischen Scheins, damit er sich scharf und handgreiflich von der Naturwirklichkeit unterscheide.

Die Gründe, warum ein Werk der bildenden Kunst mit einem solchen der Tonkunst nicht verschmelzen kann, giebt Lazarus richtig an (181—191). Das erstere ist als Ganzes gegeben und das Ganze geht den Theilen voraus; die Auffassung durchläuft nach dem ersten Totaleindruck die Einzelheiten in willkürlich gewählter Reihenfolge, um schließlich mit ihnen bereichert zu dem feststehenden Ganzen zurückzukehren. Das musikalische Kunstwerk hingegen existirt objectiv niemals als Ganzes, sondern nur in der objectiv gegebenen und nicht willkürlich durch das auffassende Subject zu verändernden Reihenfolge seiner Theile, und der Gesammteindruck muß erst vom Hörer unter Zuhülfenahme seiner Erinnerung nachcomponirt werden. Dieser Gesammteindruck fällt also erst hinter den Schluß der Aufführung, während er beim Bilde an den Anfang der Betrachtung fällt; in den beiden Reihen der Auffassung findet nirgends eine Congruenz oder ein Parallelismus der Glieder statt, und deshalb muß die Gleichzeitigkeit beider Reihen für jede derselben eine Störung und Beeinträchtigung durch die divergenten Eindrücke der andern zum Ergebniß haben. Dieses Ergebniß ist aber doch nicht, wie Lazarus meint, lediglich subjectiv durch den Vorgang der psychologischen Auffassung bedingt; vielmehr ist die Verschiedenheit der psychologischen Auffassung in beiden Reihen wesentlich und ausschließlich objectiv bedingt, d. h. durch die Verschiedenheit des ästhetischen Scheines bedingt, so daß der letzte Grund für die Unvereinbarkeit dieser Künste doch wieder in der Beschaffenheit ihres ästhetischen Scheins zu suchen ist.

Für das Verhältniß der Poesie und Malerei gelten dieselben Erwägungen (227); wenn trotzdem die Schaulust und Schauerlust eines Jahrmarktspublikums

den Rhapsodien zu rohen Bildern Geschmack abgewinnt, so darf man daraus die ästhetische Moral ziehen: „Das Gemeine gründet sich auf starke und aus Contrasten gemischte, das Edle auf feine und gesonderte oder nach idealem Gesetz verbundene Reize“ (228). Dabei ist nur versäumt zu bemerken, daß die starken Reizwirkungen, welche das ästhetisch Contrastirende für den gemeinen Geschmack zusammenknüpfen, selbst schon außerästhetische reale Gefühlsreize sein müssen, und daß „nach idealem ästhetischem Gesetz“ sich nur solche ästhetische Reize verbinden lassen, welche (ganz abgesehen von dem Grade ihrer Feinheit) vereinbaren Gattungen des ästhetischen Scheins angehören. Der Widerstreit der simultanen und successiven Gattung des ästhetischen Scheins wird aber nur da annähernd verschwinden können, wo das Bild so einfach ist, daß es durch den ersten Gesammteindruck erschöpft ist, und die dazu gehörige Dichtung so knapp und kurz, daß sie keine nennenswerthe Zeit zu ihrer Auffassung erfordert (Münchener Bilderbogen u. s. w.).

Bei der Verbindung von Poesie und Musik hat die Auffassung eine dreifache Reihe zu durchlaufen: die Reihe der sprachlichen Lautgebilde, die der inhaltlichen Vorstellungen und die der musikalischen Tongebilde, von denen jede eine gewisse ästhetische Selbständigkeit hat und mit den anderen beiden Compromisse schließen muß (231—234). Als vierte und fünfte Reihe tritt dann noch die musikalische Begleitung und der ausdrucksvolle Gesangsvortrag hinzu (235—236), und die verschiedenen Arten des relativen Uebergewichts einiger dieser fünf Reihen über die anderen sind bestimmend für die verschiedene Art und Weise der Behandlung gleicher Texte durch verschiedene Componisten. Die flüchtigen Schlußbemerkungen von Lazarus über die Oper machen nicht den Anspruch, zu den Streitigkeiten über dieses Problem einen erwähnenswerthen Beitrag zu liefern (240 Anm.).

Schasler wiederholt in seinem „System der Künste“ (1882) Cap. VII. mit geringen Abweichungen die Fragestellung und die Antworten Kirchmanns. Er scheidet demgemäß zunächst die Frage nach der Vereinbarkeit zwischen blos räumlichen mit zeitlichen Künsten von derjenigen nach der Vereinbarkeit blos räumlicher Künste mit einander oder zeitlicher Künste mit einander. Er verwirft jeden Versuch, durch gleichzeitigen Vortrag eines bezüglichen Gedichtes den Beschauer eines Werkes der bildenden Kunst in die zur Aufnahme geeignete Stimmung zu versetzen; bei einer solchen „äußerlichen Verknüpfung ganz differenter Empfindungselemente“ wird der Gesammteindruck der simultanen bildlichen Anschauung durch die successive Gedankenauffassung der begleitenden Worte zerstört (204—205). Es hat mit dem Vorurtheil, die Stimmung zum ästhetischen Genuß durch fremdartige Mittel vorbereiten zu können, eine ähnliche Bewandtniß wie mit dem Vorurtheil junger Dichter, sich durch Aufsuchen von Fliederduft, Vögelgesang und Bienengesumme eine poetische Stimmung zur Production anpräpariren zu können, während sie doch gerade damit die poetische Concentration der productiven Phantasie

ſtören, welche durch nichts mehr begünſtigt wird als durch das von allen äußeren Eindrücken abgeſchloſſene Kämmerlein (205—206).

Weniger ſtörend als poetiſche Recitation wirkt Muſikbegleitung beim Anſchauen von Gemälden, weil ſie nicht wie jene das Verſtändniß des bewußten Gedankens in Anſpruch nimmt, und mehr unaufmerkſam mit halbem Ohre gehört werden kann; aber eine einheitliche äſthetiſche Wirkung wird darum durch ſolche Verbindung doch nicht erzielt. Praktiſch kommt dergleichen nur vor einerſeits bei lebenden Bildern, die nicht ſowohl zur bildenden Kunſt als zur Mimik gehören (209) und andrerſeits bei religiöſen Transparentbildern mit religiöſer Vocalmuſikbegleitung (208). In beiden Fällen handelt es ſich nicht um eine rein äſthetiſche Wirkung, ſondern im erſteren Fall um eine geſellige Unterhaltung, bei der die Muſik nur zur Zeitausfüllung dient, um die fixirte und dadurch dem Weſen der Mimik im Grunde widerſprechende Wirkung zu vertuſchen (209—210), im letzteren Falle um eine religiöſe Gefühlserregung, bei welcher die herangezogenen Künſte nur als auxiliäre Mittel dienen (208). Die kirchliche Feſtzeit und die bekannten Stoffe aus der religiöſen Legende, welche zu ſolchen Darſtellungen gewählt werden, die Dunkelheit des Zuſchauerraums, die Verborgenheit der Sänger, alles wirkt zuſammen, um eine reale außeräſthetiſche Gefühlserregung zu bewirken; dieſelben Bilder als Staffeleigemälde bei Tageslicht und bei ſichtbarem Sängerchor ausgeſtellt würden den größten Theil ihrer Wirkung einbüßen (207). Der Verſuch einer Hereinziehung geſchichtlicher und moderner Stoffe iſt ſtets mißlungen (207—208 Anm.), obwohl auch die patriotiſche Gefühlserregung ganz wohl an Stelle der religiöſen treten könnte, ohne daß dadurch etwas für das Zuſtandekommen eines einheitlichen äſthetiſchen Eindrucks bewieſen wäre. Auf einen ſolchen wird ſogar abſichtlich verzichtet, wenn die Arrangeure ihren äſthetiſchen Geſchmack darin bethätigen, jedes Bild nur kurze Zeit ohne Muſik der Anſchauung darzubieten, und die Muſik nur zur Ausfüllung der Pauſen zwiſchen je zwei Bildern zu benutzen (207).

Indem Schasler erklärt, daß ſich bei allen anderen möglichen Combinationen zwiſchen einer bildenden Kunſt und einer zeitlichen Kunſt „nichts Beſtimmtes oder Vernünftiges überhaupt denken läßt" (203), hält er den Beweis für erbracht, daß beide Arten von Künſten — ihre Gleichwerthigkeit vorausgeſetzt — keine organiſche Verbindung mit einander eingehen können, und daß, wo eine ſolche dem Anſchein nach zuläſſig iſt, dies nur daran liegt, daß ein außeräſthetiſcher Eindruck hervorgebracht wird (210). Hiergegen ſind nun verſchiedene Vorbehalte zu machen. Erſtens bewirkt die Einſchaltung — „ihre Gleichwerthigkeit vorausgeſetzt" — eine Verſchiebung der Frageſtellung ähnlich wie bei Kirchmann die eingeſchmuggelte Bedingung, daß keine der Künſte etwas von ihrer Leiſtungsfähigkeit opfern dürfe; denn die Frage iſt zunächſt, ob überhaupt ein einheitlicher äſthetiſcher Geſammteindruck möglich ſei, und erſt wenn dieſe Frage bejahend beantwortet iſt, kann die ſecundäre Frage zur Erörterung kommen, ob die organiſch ver-

einten Künste in dieser Vereinigung gleichwerthige oder verschiedenwerthige Elemente repräsentiren. Zweitens wäre durch die Unmöglichkeit der organischen Vereinigung einer bildenden Kunst mit Musik oder Poesie noch gar nichts über die Möglichkeit der organischen Vereinigung einer bildenden Kunst mit der Mimik entschieden; die Darstellung der Pantomime auf einer Bühne mit gemalten Decorationen zeigt thatsächlich diese Vereinigung, bei der sich also sehr wohl etwas Bestimmtes und Vernünftiges denken läßt. Drittens ist die Untersuchung über die Vereinbarkeit der Malerei mit Poesie oder Musik nicht für den Fall durchgeführt, daß entweder die Bilder sich vor dem Auge des Zuschauers fortbewegen, oder das letztere sich über eine zusammenhängende Reihe von Bildern fortbewegt; sobald das Element der Bewegung und mit ihm der Gefühls- und Stimmungswechsel in die bildende Kunst eingeführt wird, ist auch die Möglichkeit geboten, diesem Stimmungswechsel mit einer zeitlichen Kunst zu folgen (Wandelbild mit Musikbegleitung, Münchener Bilderbogen). Das Bänkelsängerlied zu der Reihenfolge von bildlichen Darstellungen einer „Morithat" muß Schasler selbst als eine Vereinigung von Malerei mit Poesie und Musik anerkennen; wenn sie „auch darnach ist", so kann doch die Qualität für die principille Erörterung nicht in Betracht kommen; das principiell Unvollkommene ist dabei nur die Art, wie die Malerei in Bewegung geräth: „rrrr ein ander Bild!"

Was Schasler in Bezug auf die Pantomime unterläßt, die Untersuchung der Decorationsmalerei in ihrem Verhältniß zur Mimik, das holt er an anderer Stelle in Bezug auf das Drama nach (192 fg.). Es ist klar, daß es sich hier nicht unmittelbar um die Verbindung von Malerei und (dramatischer) Poesie handelt, denn niemand würde den Decorationswechsel mit ansehen mögen, während von einem unsichtbaren (oder gar im Frack dastehenden) Declamator die dramatische Dichtung recitirt würde. Was das Bindeglied zwischen Malerei und Poesie bildet, ist hier nur die Mimik der Darstellung; dies fühlt Schasler wohl durch, aber er spricht es nicht aus, und noch weniger denkt er daran, diese Thatsache zu untersuchen und zu erklären. Wie er die Mimik in der Schauspielkunst nur als ein elementares Hülfsmittel der Poesie betrachtet (188—190, 232), so auch die Malerei in den Decorationen der Bühne (194). Hiermit enthüllt sich auch das Motiv für die oben bemerkte Einschaltung von der Gleichwerthigkeit der zu verbindenden Künste; die principiell abgeleugnete Verbindung findet hier statt, aber die Decorationsmalerei spielt dabei nur „eine secundäre Rolle als bloße Hülfskunst" und darf nicht durch vordringliche Selbständigkeit die Aufmerksamkeit von demjenigen, was Hauptsache bleiben soll, dem Inhalt des Dramas, ablenken (193—194). Dies ist nun zwar ganz richtig, gilt aber auch für die gleichwerthige Vereinigung zweier Künste; jede von beiden soll nur Mittel zur Gesammtwirkung sein, und keine darf durch vordringliche Selbständigkeit der Entfaltung die Aufmerksamkeit von dem Gesammtkunstwerk ablenken und für sich mit Beschlag belegen. Deshalb muß allerdings die Decorations-

malerei ſich beſcheiden auf eine Verbildlichung der localen Umgebung behufs Steigerung des mimiſchen Scheins, aber es folgt daraus nicht, daß ſie ſich zur echten Kunſt- (Staffelei-) Malerei verhalten müſſe, wie dieſe zur landſchaftlichen Natur (194), alſo eigentlich aus der Malerei als Kunſt herausfalle (oder auch eine höhere Potenz derſelben ſei), ſondern es folgt daraus nur, daß ſie der Freskomalerei näher ſteht als der Staffeleimalerei, und eine dritte Art der Malerei darſtellt, welche ihre eigenen Stilgeſetze hat. Auch darin hat Schasler Unrecht, wenn er glaubt, daß ſie für dieſe Entſagung Entſchädigung erhält durch einen weiteren Spielraum der Darſtellung von Häuſern, Treppen, Figuren u. ſ. w. (194), da ſie thatſächlich vor der Architekturmalerei der Staffelei darin nichts voraus hat.

Daß plaſtiſche Kunſtwerke und naturwirkliche Gegenſtände auf der Bühne ausgeſchloſſen und nur gemalte Surrogate geſtattet ſein ſollen (192—193), iſt eine unerfüllbare Forderung; wie ſoll man auf gemalten Stühlen und Polſtermöbeln ſitzen, aus gemalten Bechern trinken, mit gemalten Waffen fechten, gemalte Coſtüme anziehen? Nicht nur die Requiſiten müſſen ſich von dem maleriſchen Schein emancipiren, ſondern auch in den gemalten Decorationen ſelbſt muß der maleriſche Schein durch „praktikable" Thüren, Fenſter, Treppen u. ſ. w. durchbrochen werden. Schasler hat ganz recht, „daß ein Kunſtwerk niemals und in keinem Punkte vergeſſen laſſen darf, daß man ſich bei ſeiner Betrachtung einer Welt idealen Scheins und nicht eines wirklichen Seins gegenüber befindet" (193); aber er verwechſelt den ſceniſchen Schein des Bühnenkunſtwerks, welcher reale Darſteller und Requiſiten einſchließt, mit dem maleriſchen Schein, welcher beide ausſchließt. Eine Oeffnung des Hintergrundes auf den Garten einer Sommerbühne oder auf den Hafen in Venedig iſt eine unkünſtleriſche Durchbrechung des ſceniſchen Scheins, wie ein praktikables Fenſter in einem Staffeleibilde oder Freskobilde eine Durchbrechung des maleriſchen Scheins wäre; aber eine geſchloſſene Zimmerdecoration mit realen Requiſiten iſt keine Durchbrechung des ſceniſchen Scheins, da jedermann ſieht, daß er eine Bühnendecoration und kein wirkliches Wohnzimmer vor ſich hat. Das eigentliche Problem, ob der maleriſche Schein des perſpectiviſchen Hintergrundes und der gemalten Bäume, Häuſer u. ſ. w. und der ſceniſche Schein der realen Tiefe der Bühne mit ihren realen Requiſiten und Darſtellern ohne Widerſpruch vereinbar ſeien, und warum ſie auf der Bühne vereinbar ſeien, während ſie es im Panorama nicht ſind, — dieſes Problem hat Schasler noch gar nicht aufwerfen können, weil er den Unterſchied des zweidimenſionalen maleriſchen und des dreidimenſionalen ſceniſchen Scheins noch gar nicht bemerkt hat.

Wir gelangen nun zweitens zur Verbindung der blos räumlichen Künſte unter einander. Wenn die Plaſtik und Malerei als dienende Hülfskünſte mit der Architektur verbunden werden, um deren Armuth mit concreterem Leben zu bereichern, ſo muß der Verzicht auf ihre künſtleriſche Selbſtändigkeit ſich bei der erſteren in einer gewiſſen formalen, der architektoniſchen Starrheit

ſich annähernden Stiliſirung, bei der letzteren durch den Verzicht auf tiefere realiſtiſche Coloritwirkung ausdrücken (212). Die zur architektoniſchen Ornamentik dienenden Sculpturen müſſen jede lebhaftere Bewegung und ausdrucksvolle Haltung vermeiden, die Malereien in einem mehr der Aquarellwirkung und der directen Färbung der architektoniſchen Glieder entſprechenden Halbfarbenton gehalten ſein (213.) Wo dieſe Bedingungen nicht innegehalten ſind, kehrt das Verhältniß ſich um, d. h. die Architektur wird zur dienenden Stätte, welche den plaſtiſchen und maleriſchen Kunſtwerken Unterkunft gewährt (213); ſo dient z. B. in dem Mittelgeſchoß des Berliner neuen Muſeums die Architektur der Plaſtik, die Malerei wiederum der Architektur, wobei die äſthetiſch genommen zu lebhafte und realiſtiſche Färbung der Frescolandſchaften durch den inſtructiven (alſo außeräſthetiſchen) Zweck derſelben entſchuldigt wird (215).

Gegen die Vereinigung von Plaſtik und Malerei erklärt Schasler ſich mit Entſchiedenheit, weil die Bemalung in Naturfarben „die reine plaſtiſche Wirkung als ſolche, welche eben in der reinen Form, d. h. negativ ausgedrückt in der Abſtraction von der Farbe beſteht, gänzlich aufhebt“ (216). Ob dabei nicht trotz der Bemalung die plaſtiſche Auffaſſung durch nachträgliche ſubjective Abſtraction von den mit wahrgenommenen Farben möglich bleibe, insbeſondere, wenn auf Naturfarben verzichtet iſt, hat Schasler nicht unterſucht; es wäre ja möglich, daß zwar der gebildetſte äſthetiſche Sinn von der farbloſen Plaſtik am reinſten angeſprochen würde, die ungeübtere Auffaſſung aber die Geſichtswahrnehmung der Formen durch Benutzung verſchiedenen Materials oder verſchiedener Färbung der Theile in ſo bedeutendem Maße erleichtert fände, daß der daraus für die Auffaſſung der reinen Form erwachſende Gewinn größer wäre als der Nachtheil, von den ſo als Mittelglied benutzten Farbentönen wieder abſtrahiren zu müſſen. Dieſe Frage wird durch Schaslers Schelten über das kraſſe Beiſpiel einer Othellobüſte aus den verſchiedenſten Materialien (216) nicht erledigt.

Wir kommen nun drittens zu der Verbindung der zeitlichen Künſte mit einander, unter denen Schasler Muſik, Mimik und Poeſie verſteht. Was dabei zunächſt die Verbindung von Mimik und Muſik betrifft, ſo beſtreitet Schasler die Möglichkeit, daß die Muſik dabei die herrſchende und die Mimik die dienende Kunſt ſein könne, und läßt nur das umgekehrte Verhältniß gelten (218); ebenſo beſtreitet er, daß eine organiſche Verbindung von Mimik mit Muſik und Poeſie möglich ſei (232). Beides iſt unrichtig. Die beliebig zuſammengeleſene Muſik der Pantomime und die fabrikmäßig hergeſtellte des Ballets ſind freilich nur begleitende Dienerinnen der Mimik; aber ſchon der althelleniſche Kunſtcharaktertanz (z. B. Medea oder Ariadne als Soloſcene) kann mit einer Symphonie verbunden ſein, die, wenn ſie unter vorheriger Vereinbarung des mimiſchen und des muſikaliſchen Componiſten erfunden iſt, in die völlige Gleichberechtigung mit der Mimik eintreten und es dem mimiſchen Künſtler ſehr ſchwer machen kann, ſeinen rechtmäßigen Antheil am Intereſſe des Publikums zu behaupten. Bei einer nicht blos ein-

geſchalteten, ſondern organiſch dazu gehörigen Balletſcene in einer Oper wird ſogar die Muſik eines bedeutenden und ſeine Aufgabe mit Ernſt erfaſſenden Componiſten ſich ſo in den Vordergrund drängen, daß die Tanzmimik der Soliſten nur noch von Seiten hervorragender Virtuoſen ihr das Gleichgewicht zu halten vermag, daß dagegen die abgeſchwächte und mehr blos formalſchöne Tanzmimik des Chors geradezu als dienendes Element erſcheint. In noch höherem Grade wird dies der Fall ſein, wenn der tanzende Chor zugleich Sängerchor iſt, worauf allerdings bei unſern heutigen Bühnenverhältniſſen nicht zu rechnen iſt. Dann tritt entſchieden die Vocalmuſik als herrſchende Kunſt in den Vordergrund und Tanz und Poeſie in die zweite Stelle, wiewohl ſie durchaus organiſch mit der Muſik vereinigt ſein können.

Ebenſo iſt Schasler im Unrecht, wenn er beſtreitet, daß die Mimik unmittelbar mit der Poeſie in eine organiſche Verbindung eingehen könne (231—232); er gelangt zu dieſem Urtheil, indem er an eine ganz äußerliche Art der Verbindung beider (ſtumme mimiſche Darſtellung bei gleichzeitigem Vortrag eines Gedichtes durch einen anderen) denkt, als ob ſie die einzig mögliche wäre, und die wahrhaft organiſche Verbindung beider in der Schauſpielkunſt bei Seite ſchiebt (233). Es iſt nicht richtig, daß die Schauſpielkunſt nothwendig mehrere Perſonen erfordert (233 Anm.), denn es giebt auch ſehr wirkſame Soloſcenen, in denen Mimik und Dichtung gleichermaßen zu ihrem Rechte gelangen. Wenn in der dramatiſchen Darſtellung von Goethes Iphigenie und Taſſo die Dichtung den Löwenantheil des Intereſſes beanſprucht, und der Mimik wenig Raum läßt, ſo zeigt das ebenſo ſehr einen Fehler der Dichtung aus dramatiſchem Geſichtspunkt an, als wenn das Publikum mimiſchen Virtuoſenleiſtungen auf Grund von poetiſch werthloſen oder verwerflichen Texten zujubelt. Die rechte äſthetiſche Mitte liegt in dem Gleichgewicht beider Seiten, welches nur dann erreicht wird, wenn der Dichter ebenſo ſehr ausſchließlich für das mimiſche Spiel ſchreibt, als die Spieler in der Dichtung aufgehen. Demgemäß liegt auch die höhere Art der organiſchen Vereinigung von Mimik, Muſik und Poeſie nicht im Tanzchor, wo die Muſik dominirt, ſondern im muſikaliſchen Drama oder der Oper, wo alle drei im Gleichgewicht ſein ſollen und ſein können, was von Schasler natürlich erſt recht beſtritten wird.

Daß das Gleichgewicht nur ein idealer Punkt iſt, um welchen alle vereinigten Kunſtwerke gravitiren ſollen, von dem ſie aber mehr oder weniger abweichen, iſt von vornherein zuzugeben, thut aber auch der Sache praktiſch keinen Eintrag, da es erſtens bei kleinen Kunſtwerken (z. B. Liedern) immer ſolche von annäherndem Gleichgewicht der vereinten Künſte giebt, da zweitens bei größeren Kunſtwerken (z. B. Opern) das Gleichgewicht im Ganzen durch Compenſation zwiſchen verſchiedenartigem Uebergewicht in den Theilen erreicht werden kann, und da drittens das durchſchnittliche Gleichgewicht der Künſte in dem geſammten Gebiet durch ihr entgegengeſetztes Uebergewicht in verſchiedenen Kunſtwerken ſich herſtellt. Dabei iſt zuzugeben, daß bisher die Muſik durchſchnittlich den Vorrang behauptet hat, nicht nur im Oratorium und der lyriſchen

Cantate, aber es ist ebenso anzuerkennen, daß dies z. Th. an äußeren Gründen gelegen hat, und daß die Tendenzen neuerdings auf Umkehrung dieses Verhältnisses gerichtet sind. Das theilweise Mißlingen dieser Versuche lag zunächst an der eingeschlagenen falschen Richtung auf historische Stoffe, welche ihrer Natur nach sich der organischen Verbindung in der Hauptsache entziehen (222, 227); dagegen haben sie mehr erreicht in dem Dämmerungsgebiet der Sage und des Märchens, in der mondbeglänzten Zauberwelt der romantischen Oper, in welcher Ton und Handlung sich annäherungsweise decken (222, 228). Derjenige, welcher praktisch am meisten zur Herstellung dieses Gleichgewichts beigetragen und theoretisch auf das Entschiedenste die Unterordung der Musik unter die Poesie im musikalischen Drama verfochten hat, R. Wagner, wird von Schasler mit wenig Gerechtigkeit beurtheilt, wie denn überhaupt seine Bemerkungen über das Verhältniß von Musik und Poesie zu dem schwächsten gehören, was er geschrieben hat.

Auch im Drama ist die wahre und eigentliche Handlung nicht die äußerliche Action, sondern der innere Motivationsproceß mit seinen Stimmungen und Gefühlserregungen (223), die aus den Charakteren und Situationen mit Nothwendigkeit entspringen; während die Mimik diesen Proceß in seinem Verhältniß der Individuen zu einander und auf dem Sprunge zur Action veranschaulicht, hat die Musik die Aufgabe, die concreten Stimmungen und Gefühlserregungen der bestimmten Charaktere in den gegebenen Situationen nach der Seite ihrer innerlichen Verarbeitung zu versinnlichen, und sie in jene Tiefen zu verfolgen, in welche sogar die Einheit von Poesie und Mimik nicht hineinreicht (224). Es ist unerfindlich, warum beide Ausdrucksmittel sich nicht zur Versinnlichung desselben Inhalts sollten vereinigen können, warum in diesem Sinne verstanden Ton und Handlung blos annäherungsweise (228) und nicht vollständig einander sollten decken können, es ist dies ebenso unverständlich, als warum in der Ehe nur entweder der Mann (der Geist) oder die Frau (die Seele) soll herrschen können (97, 229—230 Anm.), und warum nicht vielmehr beide in Liebe sollen eins sein können und erst so den wahren ganzen ungetheilten Menschen darstellen.

Schasler sucht, wie Zeising, das wahre Gesammtkunstwerk nicht in der Oper, sondern im Drama, weil er dieses als die einzig mögliche Art ansieht, die Poesie als herrschende Kunst mit der Mimik und Musik als dienenden Künsten zu vereinigen (97), und weil er das gesprochene Wort für *identisch* mit dem Gedanken, den *Ton* aber blos für ein *Zeichen* der Empfindung erklärt (100). Nun ist aber nicht abzusehen, warum nicht auch in der Oper auf die Perioden der Herrschaft des Sängers und des Componisten eine dritte Periode der Herrschaft des Dichters (nach Wagners Intentionen) sollte folgen können. Andererseits ist es klar, daß der Ton ein instinctives, unwillkürliches und unmittelbar dem Gefühl verständliches Zeichen der Empfindung, das Wort aber ein conventionelles, ohne Erlernung ganz unverständliches Zeichen, und

zwar nicht der Empfindung, sondern des Gedankens ist, also dem Gefühlsinhalt in doppelter Hinsicht ferner steht als der Ton.

Indem Kirchmann und Schasler beide nicht zur principiellen Anerkennung der ästhetischen Bedeutung des mimisch-musikalisch-poetischen Gesammtkunstwerks gelangen, sind sie auch außer Stande, demjenigen Problem, um welches es sich hier eigentlich handelt, näher zu treten, nämlich der Frage nach der relativen ästhetischen Bedeutung der vereinten Künste und der getrennten Künste in ihrem Verhältniß zu einander. Es ist ebenso einseitig, das Gesammtkunstwerk, wie Schasler thut (95—96), zu Gunsten der reinen Einzelkünste ästhetisch zu verwerfen, als die Einzelkünste für bloße unvollkommene Vorstufen und Vorübungen zu dem allein vollberechtigten Gesammtkunstwerk zu erklären (wie Wagner thut). Beide besitzen die höchste ästhetische Berechtigung neben einander und sind in ihrer geschichtlichen Entwickelung auf ihre Wechselwirkung angewiesen.

Diese Einsicht habe ich zuerst bei Gustav Engel (Aesth. d. Tonk. 1884) mit voller Klarheit ausgesprochen gefunden, wenngleich derselbe seine Betrachtung vorzugsweise auf die Verbindung von Musik und Poesie (Abschn. II u. III), auf die geschichtliche Wechselwirkung und gegenseitige Bereicherung, Steigerung und Vertiefung der Instrumentalmusik und Vocalmusik (S. 346—357) und auf das Gesammtkunstwerk der Oper (Abschn. IV) beschränkt. Jede Einzelkunst trägt nach Engel, der der Fahne der Hegel'schen Dialektik treu geblieben ist, den Widerspruch in sich, daß sie als Kunst das Schöne in seiner Totalität geben möchte, und doch als Einzelkunst es nur in einer bestimmten Einseitigkeit geben kann, daß sie deshalb den Trieb zur Verschmelzung mit anderen Künsten in sich trägt und doch diesem Triebe für sich allein keine Befriedigung verschaffen kann. Die Vereinigung mehrerer Künste trägt den Widerspruch in sich, daß sie das vollendete Schöne geben möchte und doch durch die gegenseitigen Zugeständnisse und Anpassungen, zu welchen es die verbundenen Künste nöthigt, den Trieb zur vollendeten inneren Durcharbeitung einer jeden bis zu ihrem Höhepunkt unterdrückt und unbefriedigt läßt. „Es kann also nie davon die Rede sein, weder daß das Gesammtkunstwerk die Einzelkünste aus der Welt schaffe, noch daß die letzteren dem ersten seine Existenz unmöglich machen; es fragt sich nur, ob die Einzelkünste dem Gesammtkunstwerk *gleichwerthig* sind, oder ob auf einer von beiden Seiten der *höhere* Werth liegt (264 bis 265). Diese Frage beantwortet Engel dahin, daß allerdings das Gesammtkunstwerk das Höhere sei, weil es dem Begriff des Kunstschönen in seiner Totalität näher komme, und daß die Einzelkünste trotz ihrer einseitig höheren Vollkommenheit wegen ihrer begrifflichen Einseitigkeit tiefer stehen (283—284). Weil aber Gesammtkunst und Einzelkünste jede *nur in einem bestimmten Sinne* höher stehen, haben nicht nur beide ihre Existenzberechtigung, sondern sind beide zur Erfüllung des ganzen Begriffs der Kunst *gleich nothwendige* Momente. Wie das ganze Kunstschöne einer Einzelkunst nicht in einem einzelnen Werk oder den Werken eines einzelnen Meisters oder einer Epoche, sondern

nur in der Geschichte der Kunst, d. h. in der Gesammtheit aller Werke zu finden ist, die irgend ein besonderes qualitatives Moment in besonderer Weise zur Existenz gebracht haben (357—358), so besteht das ganze höchste Kunstschöne erst in der gegenseitigen Ergänzung und Beziehung der bald getrennten, bald vereinten Künste zu einander (285) und ihrer gemeinsamen Geschichte. So verstanden ist freilich das absolute Schöne kein Sinnliches mehr, sondern eine intellectuelle Zusammenfassung alles sinnlichen Einzelschönen (285), und selbst diese intellectuelle Zusammenfassung gelingt nur demjenigen, der für alle Künste Empfänglichkeit und Verständniß und zugleich die Einsicht hat, erst in dieser Zusammenfassung das ganze Schöne zu besitzen (287).

Mit der speculativen Synthese Engels ist der Gesichtspunkt gewonnen, der in der Frage nach der Verbindung der Künste hinfort für die Aesthetik allein maßgebend sein kann.

ſtellt, wird in dem Lebensbuche Leos XIII. nicht mit Genugthuung blättern. Auf keinem einzigen Blatte dieſes Buches iſt ein dramatiſcher Heldenmonolog verzeichnet, auch kein Heldenmonolog mit geiſtlichem Inhalte und in ſalbungsvoller Sprache — Leo XIII. träumte nicht ein galiläiſches Fiſcheridyll von der Barke und dem Netze des Simon Petrus und auch nicht eine friedliche Epopöe von dem hunnenbeſiegenden Leo I.; er träumte nicht ein geiſtliches Helden- und Trauerſpiel von Gregor VII. und auch nicht ein farbenſchillerndes Weltſpiel von Leo X. Nichts berechtigt uns anzunehmen, daß eine gloire-lüſterne Seele in ihm geſchlummert habe.

In einem ſtattlichen, aber beſcheiden eingerichteten Herrſchaftshauſe zu Carpineto Romano im Volskergebirge entdecken wir die erſten Spuren ſeiner Kindheit. Dort war er am 2. März des Jahres 1810 geboren. Das Schickſal hatte ihn zwar den Sohn einer reichbegüterten Familie, der Familie Pecci, werden laſſen, die im Beſitze des Patriziertitels von Anagni war; aber der religiöſe Geiſt und der an der Heimatsſcholle haftende Sinn der Familie bannte den Knaben frühzeitig in den engen Frieden der Dogmen und die geſchloſſene Welt der Berge. In Carpineto enthüllte ſich ihm die Natur nicht in italieniſchem Reichthume und italieniſchem Farbenſchmucke; dort ſah er vielmehr nur rauhe Berge, Olivengärten, die ſich von den Hügeln ſenken, Kaſtanien und Buchen, in deren Schatten er in frühen Knabentagen luſtwandelte. Aber Citronen und Orangen blühten ihm dort nicht, und der Winter iſt in Carpineto rauh und nicht ohne Schnee. Eine mehr ſtrenge als weiche Natur hat ihn demnach in ſeiner Kindheit umfangen. Wie die Natur der Volskerberge war, ſo war auch die Natur ſeiner Eltern. Ernſte Geſichtszüge treten uns auf den Bildern ſeines Vaters und ſeiner Mutter entgegen. Es ſind nicht beſonders durchgeiſtigte Züge, aber Tüchtigkeit und Glaubensinnigkeit ſpricht namentlich aus dem Typus der Mutter. Die Natur hat, indem ſie den Gioacchino Pecci, ſpätern Leo XIII., den Sohn des Colonel Ludovico Pecci und der Anna Pecci gebornen Proſperi werden ließ, nicht etwa einen Schritt von der Alltäglichkeit zum Uebermenſchlichen gethan; ſie hat ſich vielmehr nur fortgeſetzt vom guten Durchſchnitte zu einer die Gewöhnlichkeit überragenden Individualität.

Wer würde an Carpineto Romano, dem kleinen häßlichen Städtchen im Volskergebirge von 4000 Einwohnern, Antheil nehmen, wenn nicht die Wiege des Papſtes dort geſtanden wäre? Nimmt man von Rom aus den Weg gegen Neapel, ſo erreicht man nach zweiſtündiger Eiſenbahnfahrt die Station Segni. Von der Station führt eine Bergſtraße, von der man in eine jähe Tiefe ſchaut, nach der alten finſtern, auf herrlicher Höhe thronenden Stadt Segni. Uralte Cyclopenmauern umringen ſie noch in mehrfachem Kreiſe und ſtehen da, als ob ſie der Ewigkeit Trotz bieten wollten. Von Segni aus erreicht man Carpineto, indem man ſüdwärts den Weg bergab nach Montelanico, einem kleinen Flecken, nimmt. Dann führt eine gute Straße, die von Kaſtanien eingeſäumt iſt, nach Carpineto. In dem düſtern Orte, der fernab von der Welt mitten im Gebirge liegt, iſt das Schloß der Familie Pecci das anſehn-

lichſte Haus; und ſo wie das Haus die armen Hütten Carpinetos weit überragt, ſo zeichnet ſich auch die Familie Pecci, ſeit Jahrhunderten in dieſen Bergen erbgeſeſſen, vor allen andern Familien der Gegend durch Reichthum aus. Neben einem ſchönen Wohlſtande erbte ſich aber auch eine gewiſſe traditionelle katholiſche Frömmigkeit von Eltern auf Kinder fort. Wer einen Augenblick in dieſem Hauſe unter deſſen Inſaſſen ſich aufhält, athmet noch heute den Geiſt, den der Papſt in ſeinen Knabentagen geathmet hat. Der Hauptſaal des Schloſſes iſt mit Familienbildern geſchmückt. Neben den oben erwähnten Porträts der Eltern des Papſtes ſehen wir die Porträts manches geiſtlichen Würdenträgers, der aus der Familie hervorgegangen. Im ganzen Hauſe weht ein Hauch chriſtlicher Frömmigkeit. Das Alte und das Neue Teſtament, der Abenteurer Joſeph, der Vater des Ephraim und Manaſſe, und Joſeph, der Vater und Nicht-Vater Jeſu, tritt uns im Bilde entgegen. Auf Gobelins, die die Wände des dem Hauptſaale des Hauſes benachbarten Gemaches ſchmücken, ſehen wir die Geſchichte Joſephs abgebildet, der es im Dienſte Pharaos zum Vice-Pharao brachte. Ein Adler hält ſeine Flügel ſchützend über dem Bibelworte: Ecce constitui te super terram universam Aegypti. Dies iſt eine Stelle aus der Geneſis, ein Wort Pharaos, der den Joſeph über ganz Egypten einſetzt, indem er den Ring von ſeiner Hand an die Hand Joſephs giebt und dieſen mit weißer Seide kleidet und ihm eine goldne Kette um den Hals legt. Der Knabe Gioacchino träumte wohl kaum von einem Manne, zu dem die Vorſehung der Kirche in Geſtalt des Cardinalscollegiums ähnliche Worte ſprach, indem ſie ihm die Füße mit Schuhen aus weißer Seide bekleidete und ihm die mit Gold, Perlen und Edelſteinen geſchmückte Tiara auf's Haupt ſetzte und zu ihm ſprach: „Du biſt Petrus, und auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen."

Weſensverwandter als die Bilder, die von Weltruhm erzählten, waren ihm wohl in ſeiner Jugend die Bilder der Demuth, zu denen er in der dem Saale der Gobelins benachbarten kleinen Kapelle emporſchaute. An den Wänden hängen die Bilder der vierzehn Stationen der Kreuzigung. Das Altarbild ſtellt dar eine Madonna zwiſchen dem heiligen Vincentius Ferreri und dem heiligen Ludwig von Toulouſe. Zu beiden Heiligen hat die Familie eine gewiſſe perſönliche Beziehung. Die Großmutter des Papſtes hatte ſich ſeit langem nach Leibesfrucht geſehnt. Da rieth ihr ein frommer Mönch, ſich in ihrer Noth an den heiligen Ludwig zu wenden. Die Unfruchtbare betete auf ihren Knien zu dem Heiligen, der zweiundzwanzigjährig als Biſchof von Toulouſe keuſch oder, wie es in der Kirchenſprache heißt, „ein Engel im Fleiſche" geſtorben war. Der Heilige erhörte ihr Flehen und ſchenkte ihr einen Sohn, dem ſie dem göttlichen Helfer zu Ehren den Namen Ludovico gab. Ludovico Pecci wurde der Vater des Papſtes. Vincentius Ferreri aber war der angebetete Heilige der Mutter des Papſtes Anna Pecci. Zu ſolchen Bildern ſchaute der Knabe auf, und noch heute ſind die übrigen allerdings mittlerweile veränderten und verſchönerten Räume des Hauſes mit ähnlichen Bildern geſchmückt. In dem

der Capelle gegenüberliegenden Zimmer, das dem ſpätern Cardinal als Schlafzimmer diente, da er einmal von Perugia aus einen Ausflug nach der Heimat machte, ſahen wir über dem Bette, in dem der Unfehlbare der Zukunft ruhte, eine Heilige Anna mit einer Madonna, und zwei Engel, deren Einer Lilien, der Andere Roſen in Händen hält. In dieſem Gemache bekamen wir auch jenes Schriftſtück zu Geſichte, auf dem zum erſten Mal der hiſtoriſche Name des Papſtes prangt. Es hängt, in Goldrahmen gefaßt, an der Wand, zum Andenken an den berühmten Mann, der einſt in dieſen Räumen geſchlafen. Es lautet: „Theure Brüder! Ich mache Euch die Mittheilung, daß das heilige Collegium der Cardinäle meine Wenigkeit heute morgen auf den Stuhl Petri erhoben hat. Dies iſt der erſte Brief, den ich ſchreibe. Er iſt an meine Angehörigen gerichtet, für die ich alles Glück vom Himmel erflehe und denen ich in Liebe meinen apoſtoliſchen Segen ſende. Betet für mich viel zum Herrn. Leo XIII."

Dieſer Brief, den der neugewählte Papſt mit zitternder Hand an ſeine Brüder zu Carpineto gerichtet, iſt ein Zeugniß ſeiner Geſinnung und ſeiner Neigungen. Er mußte ſich in dem Augenblicke, da er den höchſten Gipfel menſchlichen Ehrgeizes erklommen hatte, an jene Wohlthaten erinnern, die eine innige Beziehung zu ſeinen Angehörigen ſeinem ernſten und mühevollen Leben geſpendet hatte. Er mußte ſich in dem Augenblicke, da er dem letzten weltlichen Papſte auf dem Throne folgte und kummervoll der Zukunft entgegenſah und fühlte, daß er nunmehr aufgehört habe, eine Perſon mit privaten Neigungen, Freuden und Genüſſen zu ſein, des Vaterhauſes liebevoll und dankbar zum Troſte erinnern. Er mochte in ſo feierlich bewegter Stunde, da ein Gedanke den andern verdrängte, und da die Glocken der Ewigen Stadt, die ihn ſonſt zur Verehrung des Uebernatürlichen aufgerufen hatten, nun in melodiſchem Zuſammentönen urbi et orbi ſeinen Namen verkündigten, zum kleinen Namen Carpineto ſeine Zuflucht genommen haben, um ſich zu ſammeln. Er mochte wohl, wie dies tiefergeſtimmten Geiſtern eigenthümlich iſt, erzittert ſein vor dem Machtſpruche des Schickſals, zu Folge deſſen ſein kleines perſönliches Ich zum Glaubensſymbol vieler Millionen Sterblicher geworden war. Und ſo fand er ſeine Einheit wieder in jenem zärtlichen Schreiben an die Brüder. Carpineto war ja die Wiege ſeiner glücklichen Einheit. In einer ſeiner Dichtungen, auf welche Dichtungen wir noch ſpäter zu ſprechen kommen, preiſt er das Glück im Vaterhauſe:

Quam floro in primo felix, qam laeta Lopinis
Orta iugis, patrio sub lare, vita fuit.

Gioacchino Pecci lebte in ſeinem Vaterhauſe in zahlreichem Familienkreiſe, inmitten von vier Brüdern und zwei Schweſtern. Irre ich nicht, ſo lebt von ihnen nur noch Giuſeppe Pecci, der Cardinal. Der Erſtgeborne war Carlo, um 17 Jahre älter als Gioacchino. Anna Maria, die ältere Schweſter, war zwölf Jahre alt, als Gioacchino geboren wurde. Catha-

rina, die Jüngere, war im Jahre 1800 geboren. Sie hat sich später mit einem Lolli aus Ferentino verheirathet. Eine Tochter aus dieser Ehe hat Schreiber dieser Zeilen bei seinem Besuche des Ospedale di S. Vincenzo a Paolo zu Segni in der Person einer barmherzigen Schwester des Namens Maria persönlich kennen gelernt. Da glaubte er in Schwester Maria einen jener mystischen bleichen Frauenschatten vor sich zu sehen, wie wir solchen auf Heiligenbildern zu begegnen pflegen. Sie stehen da wie Lilien im Garten der Religion. Gian Baptista, im Jahre 1802 geboren, sollte der Stammhalter des Hauses werden. 28 Jahre alt, vermählte er sich mit Angela Salina aus Carpineto, und aus dieser Ehe gingen drei Söhne und zwei Töchter hervor; der älteste unter den Söhnen Ludovico, ein maßvoller, liebenswürdiger, dem Studium der Meteorologie mit einiger Leidenschaft ergebener Mann, ist gegenwärtig im Besitze des Schlosses zu Carpineto. Giuseppe, im Jahre 1807 geboren, ergab sich später der geistlichen Laufbahn, und sein Bruder, der Papst, verlieh ihm den Purpur. In des Papstes Vaterhause zu Carpineto sieht man ein Gemach, in welchem im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts Anna Prosperi-Pecci aus Cori im Jahre 1807 den heute mit dem Purpur geschmückten Sohn Giuseppe und im Jahre 1810 den heute mit der Tiara gekrönten Gioacchino zur Welt brachte. Zwei lateinische Inschriften, in Distichen abgefaßt, schmücken die einander gegenüberliegenden Wände. Die eine verherrlicht „den mit dem dreifachen Diadem gekrönten Mann, der als dreizehnter Leo auf Erden glänzt". Die andere verherrlicht den Cardinal Giuseppe Pecci, „der sich dem Studium des Thomas hingegeben und die unsterbliche Ehre empfangen, im Senate der Purpurgeschmückten dem Throne des Bruders nahe zu sein und der mehr noch durch Weisheit als durch den Purpur glänzt." Auch einen jüngern Bruder hatte Gioacchino. Er hieß Ferdinando. Im Jahre 1816 geboren, starb er früh als Seminarist in Rom. So wuchs denn der Knabe Gioacchino in einem trauten Geschwisterkreise auf. Sein ganzes Leben hindurch unterhielt er gute Beziehungen zur Familie. Freilich machte sich schon frühzeitig in ihm der Trieb geltend, nicht der kleinen Familie Pecci, sondern der großen christlichen Familie, die sich über die ganze Erde verbreitet, seinen Dienst zu leihen. Oft stahl er sich auch schon im Vaterhause aus dem Kreise der Lieben hinweg, und mit einem heiligen Buche in der Hand nahm er den Weg in's Freie und las das Wort Gottes. Man zeigt noch heute in der Nähe Carpinetos eine Kastanie, die vor einem der Familie Pecci gehörigen Casino steht; im Schatten dieses Baumes soll der hochstrebende Knabe andachtsvoll gelesen haben. Das Vaterhaus und das bergumschlossene Carpineto wiesen den Knaben zuerst auf ein systematisches Dasein hin. Wohl Demjenigen, dessen Kindheit ohne Ueberfluß und ohne Mangel dahingeht und von einem Ideal durchsättigt ist. Wohl Demjenigen, dessen Gedanken- und Lebens-Horizont in erster Jugend eng begrenzt ist. Der Knabe Gioacchino, das Kind eines wohlhabenden Hauses, hat vielleicht eine Atmosphäre der Ideenarmuth, aber keineswegs eine ideallose Atmosphäre geschöpft. Ein

Knabe, der mit Gott und den Heiligen aufsteht und mit Gott und den Heiligen schlafen geht, wird, wenn anders sich sein Geist entfalten wird, einst entweder das ihn beherrschende Wort Gott zum weltsatten, allumfassenden Begriffe der Natur oder der Kraft oder einer mehr als schemenartigen Vernunft oder einer lichtdurchglühten und geisterfüllten Materie entwickeln; oder das Wort Gott wird, wenn er die Bahnen einer dogmatischen Religion in innigem Eifer wandeln wird, in seinem Geiste Gestalt und Form annehmen — es wird ihm zum persönlichen allmächtigen, allwissenden, allgütigen Inbegriff der Welt werden. Verloren ist ein solcher Knabe nicht, der vor dem Altare betet, an Feiertagen feierlichen Verkehr mit ihm unbekannten, von der Phantasie einer religiösen Gemeinde mit mystischen Kränzen geschmückten Bewohnern anderer Welten hält, die Gesänge der Auferstehung und Erlösung hört, an theuren Gräbern hoffnungsfroh die Blumen eines geträumten zweiten bessern Lebens pflückt.

Im Jahre 1818 verließ er, ein achtjähriger Knabe, die Vaterstadt Carpineto, und er pilgerte nach Viterbo in Gemeinschaft mit seinem Bruder Giuseppe.

„Altrix te puerum Vetulonia suscipit ulnis
atque in loyolaea excolit aede pium."

So singt er einmal über Viterbo; die „loyolaea aedes" ist das Jesuiten-Collegium, das ihn zur Erziehung aufnahm. Sehr schön bemerkt Monsignore de Waal in seinem Leo-Buche: „Man kennt vielleicht das Bild, welches uns eine Schaar Pilger aus dem Süden Italiens in dem Augenblicke darstellt, wo sie von der Höhe der Albanerberge Rom erblicken. Frohlockend rufen die Vordersten es den Nachfolgenden zu. Die Männer wie die Frauen sinken auf die Kniee und breiten grüßend die Arme nach der heiligen Stadt aus. Die Mütter heben ihre Kinder in die Höhe und zeigen ihnen Rom mit seinen Kuppeln und Thürmen, von der stillen Oede der Campagna umfriedigt, im Glanze der Morgensonne." So mag es wirklich den beiden Knaben, deren Herz bereits voll von Rom war, zu Muthe gewesen sein, als sie, von den Eltern geleitet, von Carpineto gen Viterbo der heiligen Roma entgegenpilgerten. Und jenen herrlichsten Psalm mögen sie geflüstert haben, der, auf Jerusalem sich beziehend, doch so schön allgemein die Gefühle verdolmetscht, die sich des Menschen bemächtigen, sobald sein Herz einer idealen Stelle der Erde entgegenschlägt: „Ich freue mich deß, daß wir werden in's Haus des Herrn gehen — und daß unsere Füße werden stehen in Deinen Thoren, Jerusalem. — Jerusalem ist gebauet, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll. — Da die Stämme, die Stämme des Herrn, hinaufgehen sollen — zu predigen dem Volke Israel, zu danken dem Namen des Herrn. — Denn daselbst sind die Stühle zum Gericht, die Stühle des Hauses David. — Wünschet Jerusalem Glück: es müsse wohl gehen Denen, die Dich lieben. — Es müsse Friede sein innerhalb Deiner Mauern, und Glück in Deinen Palästen. — Um meiner Brüder

und Freunde Willen will ich Dir Frieden wünschen. — Um des Hauses des Herrn Willen, unseres Gottes, will ich Dein Bestes suchen." Aber diesmal war es ihnen nur vergönnt, Rom flüchtig zu schauen. Nach fünf Tagen war Viterbo erreicht. Hier traten unsere beiden jungen Freunde in das Jesuitencollegium ein. Hier machte sich Gioacchino zum ersten Mal mit der lateinischen Sprache vertraut, die er einst meisterhaft schreiben sollte. Aus dem prosaischen Carpineto war er in eine Welt geschichtlicher Erinnerungen eingetreten. Hier umwehte ihn der Hauch der Vorzeit der Päpste. In Viterbo ging er auf den tragischen Spuren mancher Päpste, die sich wie Flüchtlinge aus dem glänzenden Rom hierher hatten begeben müssen, um dem Elend zu entgehen, das mit der Macht gar oft verknüpft ist. Hier stand er an dem Grabe manch' eines Papstes, und jener heilige Schauer kam über ihn, der den Menschen erfaßt, wenn er an den Grabsteinen der Geschichte steht. Sechs Jahre ist er in Viterbo geblieben, jenen Studien lebend, die ungefähr denselben Inhalt wie unsere Gymnasialstudien haben. Nur selten unterbrach er diesen Aufenthalt. Einmal allerdings ging er nach Rom, um seine Mutter dort zu Grabe zu tragen. Vierzehn Jahre alt, wurde er Schüler des Jesuitencollegiums zu Rom. Ein Jahr früher hatte Leo XII. den Stuhl Petri bestiegen. Das Bild dieses Papstes, den der Jüngling wohl manchmal zu Gesichte bekam, fügte sich so sehr seiner Seele ein, daß er in ihm sein Vorbild sah. Nach diesem Vorbilde hat er sich auch später als Papst genannt. Wir thun vielleicht gut, die Muse, die dem Dichter, unserm Helden, seinen Lebenslauf erzählt, zu belauschen. Die in lateinischen Distichen abgefaßte Autobiographie, aus der wir bereits manche Zeile angeführt, hat er als Cardinal-Bischof von Perugia abgefaßt. Folgendermaßen setzt sie den Aufenthalt Gioacchino Peccis zu Rom auseinander:

Mutia sed tardum fecere palatia; doctis
nec mage te studiis Accademia iuvat.
Discutit at tenebras et mentem luce serenat
Manera et Patrum nobilis illa cohors.
Quae veri latices puro de fonte recludens,
Te Sophiae atque Dei scita verenda docet.
Romae sacra litas; Romae tibi iuris alumno
Parta labore comas laurea condecorat.
Addit mox animos et vires Sala secundas,
Princeps Romano murice conspicuus;
auspice quo cursum moliris, mente volutans
usque tua tanti dicta diserta senis.

Diese Zeilen besagen demnach: daß unser Pecci den Palast Muti in Rom bezog, in dem sein Onkel Antonio Pecci wohnte. Dann trat er ein in die „Accademia dei nobili ecclesiastici". Seine Lehrer waren der Jesuit Manera und eine edle Schaar anderer Patres: Andrea Carafa, Giovanbattista Pianciani, Antonio Ferrarini, Giovanni Perrone, Bizzi, Antonio Kolman. Sie lehrten ihn aus reinem Quell den Trunk der Wahrheit

ſchöpfen, ſie lehrten ihn die ehrwürdigen Satzungen der Philoſophie und Theologie. In Rom bringt er das erſte Meßopfer dar, in Rom empfängt er die Laurea der Doctorswürde. Er erfreut ſich des beſondern Schutzes des durch den Römiſchen Purpur ausgezeichneten Sala, des Cardinals Giuſeppe Antonio Sala. Unter den Auſpicien des Greiſes kam er immer weiter und deſſen beredte Worte beſchäftigten ſtets ſeinen Geiſt. — — Schon während ſeines erſten Römiſchen Aufenhalts war ihm mannigfache Gelegenheit geboten, ſich öffentlich auszuzeichnen. Im Jahre 1825 hielt er im Feſtſaale des Römiſchen Collegiums eine lateiniſche Rede, in der er das chriſtliche mit dem heidniſchen Rom verglich. Er hat ſolche Vergleiche ſtets auch in ſeinen Hirtenbriefen, die er als Biſchof geſchrieben, ja ſogar in ſeinen päpſtlichen Encycliken geliebt. Aber man kann nicht ſagen, daß er dem Genius des Heidenthums je gerecht geworden ſei. Aber Gioacchino betrieb nicht nur das Studium der Theologie und der dogmatiſchen Fächer mit Eifer, ſondern auch in der Phyſik und Mathematik machte er gute Fortſchritte; und ſo lernte er denn im Römiſchen Collegium die moderne Wiſſenſchaft näher kennen, die er einſt bekämpfen ſollte. In der Burg der Jeſuiten zu Rom, die heute zu einer Stätte des freien Gedankens umgewandelt iſt, ſchmiedete er ſich ſchon die erſten Waffen zu jener Polemik, die er ſpäter als Biſchof und Papſt ſtets handhabte. Als 19jähriger Jüngling trug er ſogar in der Phyſik den erſten Preis davon.

Da er von ſchwacher Conſtitution war und ſich in ſeinen Studien zu ſehr anſtrengte, erkrankte er, zwanzig Jahre alt, nicht unbedenklich. Er fürchtete für ſein Leben. Damals in ſeiner Noth klagte er in ſchönen lateiniſchen Diſtichen über ſeine Krankheit:

Nocte vigil, tarda componis membra quiete,
Viribus effoetis esca nec ulla tuum
Cruda levat stomachum: depresso lumine ocelli
Caligant; ictum saepe dolore caput.
Mox gelida arentes misere depascitur artus
Febris edax, mox et torrida discruciat.
Jam macies vultu apparet, iam pectus anhelum est;
Deficis en toto corpore languidulus.

Aber er verzweifelt nicht in ſeinen ſchweren Leiden. Der Zwanzigjährige kennt bereits ein anderes Vaterland, das ewiger ſei, als die Erde, auf welcher der Menſch ja nur kurzen Pilgergang halte. Er ſehnt ſich nach dem Glücke, nach zwanzigjähriger Schifffahrt endlich in den Hafen des Ewigen einzulenken.

. . . non trepida frangar formidine: mortem
Dum properat, fortis laetus et opperiar.
Non me labentis portentant gaudia vitae,
Aeternis inhians nil peritura moror.
Attingens patriam, felix erit advena, felix
Si valet ad portum ducere nauta ratem.

Lesen wir diese stilistisch vollendeten und glaubensinnigen Verse, dann erkennen wir wohl, daß der zwanzigjährige Jüngling mehr als ein Sohn der Alltäglichkeit war.

Zweiundzwanzig Jahre alt, hielt er eine öffentliche Disputation, auf welche hin ihm seine Meister eine große Zukunft prophezeiten. Schon bald nach seinem Abgange von Viterbo, 15 Jahre alt, hatte er das geistliche Kleid angelegt. Aber dadurch war sein Beruf noch nicht bestimmt. In Rom sieht man ja so viele Knaben, die in geistlichen Collegien erzogen werden, im geistlichen Kleide einhergehen; und doch pflegen sie später Laien zu werden. Gioacchino Pecci jedoch fühlte sich vielleicht schon als fünfzehnjähriger Knabe zum Priester berufen, und seine Umgebung nahm wohl an, daß der Knabe nimmermehr das Priesterkleid ablegen werde. Nachdem er, 21 Jahre alt, nach absolvirtem Studium der Rhetorik und der Philosophie sich endgültig der Theologie zugewendet hatte, der er nun vier Jahre widmen mußte, empfing er noch vor Abschluß dieser Zeit die Tonsur und die vier niedern Weihen.

Im Jahre 1832 trat er ein, gefördert durch den Einfluß des oben genannten Cardinals Sala, in die Accademia dei nobili ecclesiastici. Hier beschäftigte er sich außer mit der Theologie auch noch mit der Jurisprudenz. Damals erfreute er sich bereits der Gunst einiger der hervorragendsten Cardinäle. Die den Congregationen vorstehenden Cardinäle zogen ihn zu ihren Arbeiten zu, und Sala insbesondre zeichnete ihn stets aus. Pecci blieb fünf Jahre in der Akademie, bis er im Jahre 1837 die höheren Weihen durch den Cardinal Odescalchi empfing. Schon im Jahre 1837 ernannte ihn Papst Gregor XVI. zum päpstlichen Hausprälaten.

Bald darauf wurde Pecci Referendar am kirchlichen Tribunal der Signatur. Dieses Amt setzte das Doctorat beider Rechte voraus, in dessen Besitz Pecci war. Dann ernannte ihn der Papst zum Mitgliede der Congregazione del buon Governo. So war er demnach schon an der politischen Administration des Kirchenstaats betheiligt. Hatte er sich in der Accademia dei nobili ecclesiastici bereits für den politischen Dienst, den er später als Delegat von Benevent und Perugia, und für den diplomatischen Dienst, den er als apostolischer Nuntius zu Brüssel leisten sollte, theoretisch vorbereitet, so sehen wir ihn als Mitglied jener Congregation schon praktisch politisch thätig. Zu Ende des Jahres berief ihn der Papst sogar als Consultor in die Congregation des tridentinischen Concils. Gleichzeitig brachte Pecci zu Weihnachten 1837 zum ersten Mal das heilige Opfer dar.

Im Jahre 1836 hatte der junge Pecci den Schmerz erlebt, auch seinen Vater in Carpineto zu Grabe zu geleiten. Längst war er auch schon von seinem Bruder Giuseppe getrennt; dieser war nämlich in den Jesuitenorden eingetreten. — — — — — — — — — — — —

„Dulcis Parthenope, Beneventum dein tenet, aequa
Ut lege Hirpinos imperioque regas."

Diese Verse beziehen sich auf seine Wirksamkeit als Delegat von Benevent.

Am 15. Februar 1838 wurde Pecci zum Delegaten von Benevent ernannt. Als Solcher hatte er die weltliche Statthalterschaft über die Provinz inne. Er zeichnete sich während seines Regiments über diese kleinste Provinz des Kirchenstaats durch die Strenge aus, mit der er das Banditenwesen unterdrückte. Ueberdies bahnte er gute Beziehungen zwischen der Curie und dem König von Neapel an, und es war ihm gegönnt, für die Hebung des Handels und Verkehrswesens in der ihm anvertrauten Provinz zu sorgen, indem er die Straßen verbesserte Auch um die Finanzen des Kirchenstaats machte er sich verdient, indem er das Steuerwesen in Benevent ordnete. Nach dreijährigem Wirken zu Benevent ward Pecci zum Delegaten von Spoleto ernannt. Allein, ehe er noch nach Spoleto abging, wurde er zum Delegaten von Perugia befördert. Auf dieses Amt beziehen sich die Zeilen:

To gremio excipiens Perusia laeta salutat,
Rectorem atque ducem viridus Umber habet.

Wo einst der Delegat seinen Sitz gehabt, befindet sich heute die herrliche Pinakothek mit den Meisterwerken der Umbrischen Schule. Auch hier zeichnete sich Pecci durch seine Energie aus. Er machte sich verdient um das Straßen-, Gerichts- und Unterrichtswesen. Doch bald wurde er von Perugia abberufen, indem Gregor XVI. ihn im Jahre 1843 zum Nuntius in Belgien ernannte. Gleichzeitig wurde er zum Bischof consecrirt, und er erhielt den Titel eines Erzbischofs von Damiette in partibus infidelium. Die Consecration erfolgte in der Kirche S. Lorenzo fuori le mura, einer der sieben Hauptkirchen Roms. Auf die Consecration zum Bischof und auf die Brüsseler Nuntiatur beziehen sich die Worte:

Sed maiora manent: en chrismatis auctus honore
Pontificis nutu Belgica regna petis,
Atque tenes, adserturus sanctissima Petri,
Romanae et fidei credita iura tibi.

In Brüssel trat er in nähere Beziehung zum belgischen Episcopat, zu den Lehrern der katholischen Universität Löwen, zu den männlichen und weiblichen Orden. Er trat ein in die weltliche Gesellschaft Brüssels und kam oft zu Hofe. König Leopold I. sah ihn gerne und förderte ihn auf alle Weise. Aber das Klima Belgiens behagte dem Italiener nicht, und er sehnte sich überdies, nach der italienischen Heimat zurückzukehren. So verließ er denn Belgien im Mai 1846. Der König gab ihm ein Schreiben an den Papst Gregor XVI. mit, in welchem er den erst 36jährigen Mann dahin empfahl, daß ihm der rothe Hut verliehen würde. Ehe er Brüssel endgiltig verließ, machte er noch einen Ausflug nach Deutschland und England. In Deutschland besuchte er die Städte Aachen, Köln und Mainz. Er lernte den deutschen Katholicismus schätzen. Er eignete sich auch die Elemente der deutschen Sprache an. Freilich hat er die Bekanntschaft mit der deutschen Sprache nur flüchtig gemacht. Der Papst kennt eigentlich nur drei Sprachen, diese aber ausgezeichnet: Das Italienische, das Lateinische, das Französische. — In London hielt er

ſich nur wenige Tage auf. Zu England iſt er überhaupt faſt nie in eine nähere geiſtige Beziehung gekommen. So ſteuerte er denn wiederum ſeinem Vaterlande zu:

Redditus at patriae, brumali o littore iussus
Ausoniae laetas et remeare plagas —

Schon früher hatte der Papſt den Nuntius zum Biſchof von Perugia auserkoren. Im Conſiſtorium vom 19. Januar 1846 erfolgte die Creirung zum Biſchof. Gleichzeitig reſervirte der Papſt den Biſchof zum Cardinal in petto. Indeſſen ſtarb Gregor XVI., und Pius IX. beſtieg den Stuhl Petri. Pecci ging nach Perugia ab, um ſein Biſchofsamt zu übernehmen.

Turrenae antistes arces, urbemque revisis,
Quam tibi divino flamine sponsat amor.

In Perugia iſt er mehr als drei Jahrzehnte geblieben. Es waren bewegte Jahre, die er dort verlebte. Die Geſchichte der Stadt Perugia in den Jahren 1846 bis 1878, während welcher Zeit Pecci den biſchöflichen Hirtenſtab über die Hauptſtadt Umbriens in Händen hielt, iſt im Kleinen die Geſchichte Italiens und die Geſchichte der Zeit überhaupt. In eine zum Kirchenſtaate gehörige Stadt war Pecci eingezogen, eine italieniſche Stadt hat er verlaſſen. Die Geſchichte ging gleichſam mit allen ihren Conflicten an ſeinem Geiſte vorüber. In Perugia lernte er die Revolution in ihren erhabenen und in ihren ſchrecklichen Aeußerungen kennen. Natürlich hatte er wenig Sinn für den ſich regenden jungen Nationalgeiſt Italiens; er erkannte dieſen nur an in ſeinem Conflicte mit den Fremden, die Italien noch immer beſetzt hielten, aber keineswegs in ſeinem Conflicte mit der Kirche, die auf ihre weltliche Herrſchaft nicht verzichten wollte. Aber beredter als alle geſchichtlichen Zeugniſſe, die uns von den Freuden und Leiden Peccis in Perugia erzählen, ſpricht jenes Denkmal zu uns, das er ſich durch ſeine Hirtenbriefe geſetzt; und hier wollen wir denn, die Hirtenbriefe mit den ſpätern Encykliken des Papſtes zuſammenhaltend, den Geiſt des Biſchofs und Papſtes kennen zu lernen trachten, indem wir auf ſeine vornehmſten Aeußerungen lauſchen. Dann erſt wollen wir den Faden unſerer Erzählung wieder aufnehmen.

II.

Die Hirtenbriefe des Biſchofs von Perugia und die Rundſchreiben des Papſtes ſind das Werk Einer Perſönlichkeit. Dieſe iſt ſtets im Stande, ſich in ſich zu vertiefen. Sie iſt im Stande, das perſönliche Selbſtbewußtſein zum Bewußtſein des Princips und der Inſtitution zu erweitern. So in den Hirtenbriefen wie in den Encykliken begegnen wir dem Kämpfer für die Sache der Kirche, der aus dem edlen Waffenſchatze der alten Kirchenväter und der mittelalterlichen Scholaſtiker die Waffen des Angriffs und die Waffen der Vertheidigung hervorholt. Was die Kirchenväter und die ſcholaſtiſchen Denker auszeichnet, das zeichnet auch den Papſt aus; was ſie nicht beſitzen, das fehlt

auch ihm. Eine glaubenseifrige Sprache, ein Symbol selbsterlebter religiöser Wonnen; eine heilige geistige Communion mit den Kämpfern und den Märtyrern der Kirche aller Zeiten; ein weltentrücktes über alltägliches Leben und Empfinden erhabenes inneres Leben; eine edle Einheit von Gedanken und Religion, Fühlen und Handeln; ein aus der Geschichte der Kirche tiefgeschöpftes Bedürfniß, die Zukunft der Kirche im Geiste der Vergangenheit fortzusetzen; eine übernatürliche Begründung der natürlichen und staatlichen Ordnungen; das Ideal eines seelischen Zusammenwirkens zwischen Staat und Kirche. Aber er ist so apologetisch und polemisch gestimmt wie die Kirchenväter. Die Gerechtigkeit des unabhängigen philosophischen Beobachters fehlt ihm völlig. Offensiv gegenüber dem Gedanken und der Kunst der antiken Zeit; ohne Verständniß der gesunden und lebenssatten Weltanschauung der Heiden, vergleicht er stets Heidenthum und Christenthum mit einander. Im Menschen entdeckt er mehr die eine edle Seite des Menschen, seine Abhängigkeit vom Unendlichen, als das Bedürfniß nach olympischer Hoheit und Unabhängigkeit.

Und so theologisch formulirt ist alle seine Philosophie wie der Gedanke der Scholastik. Sein Experiment ist ausschließlich die eigene innere Erfahrung. Er ahnt kaum, daß er mehr passiv als wirklich Erfahrungen gemacht habe. Er ahnt nicht, daß auf dem Gebiete der Religionen die Illusionen die Stelle der Erfahrungen einnehmen, daß die vermeintlichen eigenen Erfahrungen die träge Fortsetzung einer vor Jahrtausenden oder vor Jahrhunderten wirklich erlebten idealen That seien, aber so weit geschwächt gegenüber ihrer einstigen Lebensblüthe, wie das Nachgeahmte gegenüber dem Selbständigen. So sind denn auch die Schriften Leos XIII. reich an Gedanken, die einst auf ihrem eigenen Boden geblüht haben, aber seit Jahrhunderten wie getrocknete Blüthen auf dem Altare der Kirche liegen. Es ist wahr, Leo XIII. giebt diesen herbarienartigen Gewächsen eine gewisse neue Lebensblume, indem er sie in den Strom seiner eigenen Empfindungen taucht. Es rieselt so etwas wie ein selbständiger Lebensgeist durch diese Gedanken, die wir seit lange kennen.

Seine höchsten Meister sind, wie es scheint, außer den Evangelisten und dem Apostel Paulus der heilige Augustinus und der heilige Thomas von Aquino. In ihren Schriften sehen wir ihn immer wieder und wieder blättern.

Jahrtausende, Jahrhunderte sind seit jenen Meistern dahingegangen, aber für unsern Autor bestehen noch die Meinungen und Urtheile der christlichen und kirchlichen Vorzeit zu Rechte. Er proclamirt das Evangelium als das beste politische System. Dabei vergißt er, daß im Evangelium gar kein politisches System enthalten ist, und daß man es nur hineingetragen hat in eine weltentrückte Ideenwelt, die sich mit dem Reiche dieser Erde nicht beschäftigt. Oder zum wenigsten wäre es doch das politische System für eine Welt von Duldern oder für eine reibungslose Welt, in der die Gesetze der höchsten Ideale, die Gesetze mehr des Himmels als der Erde herrschen.

Des Auguſtinus „Civitas Dei“ iſt ihm, auf heutige Verhältniſſe angewendet, noch nicht veraltet.

Der Papſt fühlt es, daß ſich die Zeiten ſo ſehr verändert haben, und ſo legt er denn, da er das Heiligthum der Kirche auch mitten im modernen Daſein nicht miſſen will, auch die Blüthen des modernſten Cultur- und Geiſteslebens nieder zu Füßen der Apoſtel. Er ſieht eine Cultur um ſich, die weder die Apoſtel noch die Kirchenväter noch die heiligen Männer des Mittelalters geſehen. Er ſieht, wie die Menſchen im Namen dieſer modernen Cultur einen unverſöhnlichen Kampf gegen die Kirche führen: Da wird er denn nicht müde zu fragen, wie man es denn wagen könne, die moderne Civiliſation im Widerſpruche gegen den Geiſt der Kirche zu finden. So widerſinnig ſei ſolch eine Annahme, wie ein angeblicher Widerſpruch zwiſchen Kirche und Staat, zwiſchen Idee und Geſetz, zwiſchen dem Grundſtein und dem Gebäude, das ſich darüber erhebt. Denn als die wahre Mutter der modernen Civiliſation erſcheint ihm die Kirche. Er begeht den großen Irrthum, dieſe Civiliſation, die ſich vielfach trotz der Kirche entwickelt hat, als ganz durch die Kirche geworden, für dieſe in Anſpruch zu nehmen.

In einem Hirtenbriefe*), den er ein Jahr vor Beſitznahme des päpſtlichen Stuhls, als Cardinal-Biſchof von Perugia, am 6. Februar 1877 an die Gläubigen der Hauptſtadt Umbriens erließ, ruft er ſchmerzerfüllt aus:

„Wer weiß nicht, Geliebteſte, wie oft man heutzutage das Wort Civiliſation wiederholt, als ob zwiſchen ihr und der Kirche ein innerer Widerſpruch und eine unverſöhnliche Feindſchaft beſtünde? Dieſes Wort, welches an und für ſich unbeſtimmt iſt, und welches Diejenigen, die es gebrauchen, näher zu erklären ſich nicht bemühen, iſt zu einer Geißel geworden, womit man auf unſern Rücken ſchlägt, zu einem Werkzeuge, um die heiligſten Einrichtungen zu zerſtören, zu einem Mittel, um ſich die Wege zu bejammernswürdigen Verwüſtungen zu bahnen. Wenn das Wort Gottes und das Wort Desjenigen, welcher hier auf Erden ſeine Stelle vertritt, zum Spotte dienen muß, ſo iſt es die Civiliſation, welche dies erfordert. — Im Schatten des Wortes Civiliſation, das wie eine ehrwürdige Fahne aufgepflanzt daſteht, iſt der freie Verkauf aller vergifteten Waare eröffnet, und bei dem betäubenden Geſchrei und der beabſichtigten Verwirrung der Begriffe bleibt ſo Viel als ausgemacht beſtehen, daß nur auf unſerer Seite die Schuld liegt, wenn die Civiliſation nicht ſchneller weiter dringt und nicht zu glänzenderen Erfolgen ſich erhebt. Hieraus nahm jener Kampf ſeinen Urſprung, welchen man als den Kampf für die Civiliſation und Cultur zu bezeichnen beliebte, den man aber viel eigentlicher gewaltſame Unterdrückung der Kirche nennen müßte.“

Wie ungerecht ſolch' ein Bund der Böſen mit der Civiliſation gegen die Kirche ſei, beweiſe ja der Umſtand hinlänglich, daß ſich die Welt gewöhnt habe, die Civiliſation die chriſtliche Civiliſation zu nennen:

*) Die Hirtenbriefe liegen in einem 562 Seiten ſtarken 6° Bande vor mir: Scelta di Atti Episcopali del Cardinale Gioacchino Pecci Arcivescovo Vescovo di Perugia ora Leone XIII. Sommo Pontefice. Roma 1879. Aus den drei letzten Hirtenbriefen citire ich nach einer guten deutſchen Ueberſetzung derſelben: Cultur und Kirche. Hirtenworte des Cardinal-Biſchofs von Perugia Joachim Pecci, nunmehr Papſt Leo XIII. Ueberſetzt von Lieſen und Elz. 2. Aufl. (Mainz 1878.)

„Dieser Name ist so unauflöslich mit der Civilisation verbunden, daß es selbst den neuesten so gewaltsamen Anstrengungen nicht gelingt, ihn davon zu trennen. Ja, wenn man gegenwärtig schlechthin von Civilisation spricht, versteht man immer darunter die christliche. Wenn also nicht daran zu zweifeln ist, daß die Kirche die Begründerin jener Civilisation ist, welche für neunzehn in der Geschichte der Menschheit ruhmreiche Jahrhunderte genügt hat; was ist denn plötzlich Neues eingetreten, daß man sie auf einmal für unfähig erachtet, das schöne Werk fortzusetzen, und sie anklagt, sie stehe der Erfüllung der Bedingungen hinderlich im Wege, wodurch sich der Mensch auf dem Gebiete der Moral vervollkommnet?"

Da bedenkt unser Autor zweierlei ganz und gar nicht. Er hätte sich doch die Frage vorlegen sollen, ob die Civilisation, wie sie sich heute in der modernen Welt in deren ausgezeichnetsten Factoren kundgibt, noch dieselbe Civilisation sei, wie jene, die die Welt die christliche Civilisation genannt hat. Und dann weiter, ob der Name „christliche Civilisation" nicht eher ein traditioneller Name, bequem zum Gebrauche, sei, als eine wirklich inhalterschöpfende gerechte historische Formel für eine Summe von Elementen der Geschichte und des Fortschritts, die oft genug nicht nur unabhängig vom Christenthum, sondern zuweilen sogar in bestimmtem Gegensatze zu demselben bestanden haben. Wenn unsere gesellschaftliche und wissenschaftliche Terminologie nicht selten engherzig, unbestimmt, ja sogar widersinnig ist, so gibt es überhaupt wenig traditionelle Ausdrücke, die in einem so hohen Grade den universalen Genius der Zeiten und der Welten verletzen wie das Wort „Christliche Civilisation". Es ist traumhaft gedacht, es ist nebelhaft ausgedrückt, wenn der Geschichtschreiber, der alle humanen Aeußerungen und Wirkungen im Laufe der Zeiten gleich gerecht, gleich wohlwollend betrachten sollte, um der Bequemlichkeit in Beobachtung und Ausdruck willen für den Begriff des Menschheitlichen das Christliche stets einsetzt. Dies erschiene wohl, von einer hohen Warte aus betrachtet, als eine traurige Verirrung des Menschengeistes; und man sollte sich fragen, ob solche Terminologie nicht vielmehr auf dem Boden der Klosterschulen und der Lateinschulen erwachsen, als eines Philosophen würdig sei.

Aber gewiß ist die Entrüstung Leos XIII. wohl begründet, wenn er Derjenigen gedenkt, die von der Kirche nie anders als in beleidigendem Tone sprechen; in dem Tone, ich möchte sagen, des modernen Salon-Nihilismus. Gibt es ja wirklich viele Menschen, die alles Erhabene in den Staub zerren; und wie sollte solcher zersetzender Geist nicht Jedermann, der ein Ideal hat, tief antipathisch sein? Es mag sich ja auch eines jeden Edlen eine gewisse Entrüstung über die Kirche bemächtigen, wenn er an dem Scheiterhaufen des Märtyrers von Brescia, oder Savonarolas oder Brunos steht, oder wenn er die dumpfe Kerkerluft in Sympathie mit athmet, die die Geister Galileis oder Campanellas umfangen hat. Aber was wollen jene unwissenden modernen Menschen, die die Kirche stets nur beschimpfen? Da darf doch ein Leo XIII. mit vollem Rechte und Stolz aufgerichtet und erfüllt von heiligem Eifer die Geister Montesquieus oder Macaulays citiren. Der erstere habe die christliche

Religion als diejenige gepriesen, „welche, wie es scheinen sollte, nur die Glückseligkeit des jenseitigen Lebens zum Ziele hat, aber auch die Glückseligkeit auf dieser Welt grundgelegt hat". Und wer kennt nicht Macaulays farbenreiches und ideensattes Prachtgemälde, in welchem er die Kirche und deren Mission in so hohem Stile dargestellt und gefeiert hat? Mit Recht bemerkt unser Autor, daß Diejenigen oft am allermeisten im Namen der Civilisation sich berufen fühlen, die Kirche als Feindin der Civilisation hinzustellen, die die Bastarde der wahren Civilisation seien. Etwas laienhaft aber stellt er stets die christliche Civilisation der heidnischen gegenüber. Als ob noch heute der Kampf zwischen diesen beiden Civilisationen in Rede stünde; als ob nicht allgemein das Princip der Freiheit aller Menschen unangefochten wäre. Aber interessant ist es immerhin, den greisen Cardinal-Bischof von Perugia kurz vor seinem Antritt der Nachfolge Petri über die modernen Erfindungen sprechen zu hören. Anknüpfend an die Worte der Genesis: „Unterwerfet euch die Erde und beherrschet sie," preist er im Menschen den Herrn der Schöpfung und den König aller erschaffenen Dinge, der in das Innere der Natur eindringe und die in der Erde ruhenden Schätze durch seinen Scharfsinn entdecke und erobere:

„Wie schön und majestätisch erscheint der Mensch, Geliebteste, wenn er dem Blitze zuwinkt und ihn unschädlich vor seine Füße niederfallen läßt: wenn er den elektrischen Funken ruft und ihn als Boten seiner Aufträge hinausschickt durch die Abgründe des Oceans, hinüber über steile Bergketten und unabsehbare Ebenen entlang. Wie herrlich zeigt er sich, wenn er dem Dampfe gebietet, ihm Flügel zu leihen und ihn mit Blitzesschnelle über Wasser und Land zu bringen. Wie mächtig, wenn er durch seine sinnreichen Anordnungen diese Naturkräfte selbst entwickelt, sie fesselt und auf ihnen bereiteten Wegen sie dazu bringt, daß sie Bewegung und gleichsam Vernunft der todten Materie mittheilen, welche an die Stelle des Menschen eintritt und statt seiner die schwersten Anstrengungen übernimmt. Oder saget, Geliebteste, ist in ihm nicht gleichsam ein Funke seines Schöpfers, wenn er das Licht hervorruft und es hinstellt, die Finsterniß der Nacht durch die Straßen unserer Städte zu erleuchten und die weiten Säle und Paläste mit seinem Glanze zu schmücken?"

Und dazu bemerkt er im Namen der Kirche: „Die liebevollste Mutter, die Kirche, welche alles dies sieht, ist soweit davon entfernt, Dem Hindernisse zu bereiten, daß sie vielmehr bei diesem Anblicke sich freut und frohlockt." Wenn sie aber durch den heiligen Mund Pio Nonos, der im 80. Satze des Syllabus eine Versöhnung mit dem Geiste der modernen Civilisation als fluchwürdig hingestellt hat, dieser den Krieg erklärt zu haben scheine, so sei es doch nur die falsche, keineswegs aber die echte Civilisation, gegen die sich der Grimm des heiligen Vaters gewendet habe. Es ist wohl unschwer zu sagen, daß Leo XIII. eines solchen wissensfeindlichen Bekenntnisses wie des Syllabus unfähig gewesen wäre. Aber die Solidarität mit den Gedanken und den Handlungen des Papstthums ist so mächtig in ihm, daß er auch die Kriegserklärung des unfehlbaren Papstes an die moderne Menschheit lieber entschuldigt, als daß er sie zu verleugnen versuchte.

Die Darlegung, daß auch große Naturforscher Gott geliebt haben, ist von wenig sachlichem Werthe, wenn diese Thatsache auf ein harmonisches Verhältniß zwischen Wissenschaft und Glauben, zwischen moderner Civilisation und Kirche hinweisen soll. Denn der Gott der Kirche und der Gott jener großen Naturforscher ist nicht so ganz derselbe Gott; und beruft sich der Cardinal-Bischof von Perugia auf Baco, der da sagte, „daß die Wissenschaft, wenn daran blos genippt, von Gott entfremde, wenn sie aber tiefer verkostet werde, im Gegentheil zu Gott zurückführe", so fühlt ja doch jeder vornehmere Geist in einem gewissen Sinne die Wahrheit dieses schönen Ausspruchs. Es sei uns aber gestattet, in jenem Gotte das allgemeine Symbol unseres Ideals zu sehen. Wer überzeugt sich denn nicht Tag für Tag von der Gefährlichkeit der Halbbildung und wer sollte nicht mit Baco und dem Papste Diejenigen verachten, die nur vom Wissen genippt haben, um im Leben mehr zu scheinen als zu sein? Uebersetzen wir Bacos Ausspruch in die Sprache der Empfindungen eines jeden Edlern, so heißt dies: Nur Derjenige, der tief schöpft, ist einheitlich in seinem Charakter, und alle Erscheinungformen führt er auf sein Ideal zurück, und so bietet er auf den Höhepunkten seines Denkens und Handelns stets den schönen Anblick einer künstlerischen, kraftvollen, idealen Einheit. Der Halbgebildete dagegen hat durch sein Halbwissen seine natürliche Einheit in ein künstliches Nebeneinander von zufälligen Elementen aufgelöst, und er bietet den häßlichen Anblick eines mittelpunktslosen Wesens ohne Norm, ohne Gewissen, ohne Ideal. Und wenn Leo XIII. den Copernicus, Kepler, Galilei, Linné, Volta und Faraday als gottesfürchtige Männer hinstellt, so wird auch kein edlerer moderner Mensch in dieser Erscheinung einen innern Gegensatz erblicken; denn es ist ja klar, daß die großen Baumeister auf dem Gebiete der Wissenschaft den Bau ihrer Gedanken in herrlicher Einheit zu krönen sich bemühen und, indem ihre ganze Ideenwelt von einem einzigen schönen Ideal durchdrungen ist, religiös erscheinen, ob nun dieses Ideal Gott oder anders heiße.

Freilich der Papst gebietet uns auf's strengste, unser Ideal ausschließlich dem Namen Gottes zu weihen, und jene Einheit des Weltalls, die ein jeder Edeldenkende von uns kennen und lieben gelernt hat, stellt er uns als den Gott hin, der seinen Verfolgern überall in der Welt entgegentrete:

„Von dem kleinsten der Wesen, von dem Infusionsthierchen, welches das Auge kaum durch die schärfsten Instrumente zu unterscheiden vermag, bis hinauf zu dem größten Thiere des Urwalds, ja bis zu dem Menschen, dem Könige der Schöpfung; von dem Grashalme, der vom Winde bewegt wird, oder von dem Blümchen, das nur wenige Stunden blüht und duftet, bis hinauf zu dem hellsten der Sterne, die am Himmel erglänzen, ist allen Dingen die Spur der Gottheit aufgedrückt, in allen prägt sich das Zeugniß seiner Macht, seiner Weisheit, seiner Güte ab."

Fast wäre es doch viel natürlicher, wenn unser Autor diesen schönen Worten zufolge die Gottheit mit „der über das Weltall ausgegossenen Schönheit und Harmonie" oder mit der Welt selbst identisch hielte; aber gerade

eine solche Anschauung stellt er so wie der Syllabus als häretisch hin. Und alle jene Argumente für das Dasein Gottes, mit denen der speculative und kleinliche Geist von Philosophen und Theologen die Menschheit seit Jahrhunderten belästigt, setzt der Cardinal-Bischof von Perugia zur Erbauung der Gemüther seiner Gläubigen auseinander. Was dem modernen Menschen als der unverrückbarste Mittelpunkt und als der erhabenste Trost im Dasein erscheint, das feste Naturgesetz, perhorrescirt er. Wir hören den geistlichen Autor einmal folgendermaßen sprechen:

„Wie könnten wir, nachdem wir neunzehn Jahrhunderte im Lichte der Offenbarung verlebt haben, uns entschließen, den Glauben an unsern Gott abzuschwören, der allezeit als eine Forderung der gesunden Vernunft betrachtet und als das gemeinsame Erbgut der ganzen Menschheit festgehalten worden ist? Zu welch' elenden Waffen greift man nicht, um diesen Glauben und diese allgemeine Ueberzeugung der Menschheit zu bekämpfen! Sollte man es für möglich halten, Geliebteste? Die Wissenschaft hat gewisse durch eine große Stetigkeit und Unwandelbarkeit sich auszeichnende Naturgesetze gefunden, und man hat aus der Stetigkeit und Unwandelbarkeit dieser Gesetze den Schluß ziehen zu müssen geglaubt, auch die Hände Gottes seien durch dieselben wie mit Stricken gebunden, so daß er nicht frei in den Lauf der Ereignisse einzugreifen vermöchte. Warum demnach die Völker veranlassen, vor den Altären Gottes und seiner Heiligen zu beten, wenn Alles, was geschieht, die Frucht verschiedener, bestimmter und unvermeidlicher Bewegungen ist? Bösartige Krankheiten erfassen viele, auch selbst die stärksten Körper und mähen die Leben gleich Grashalmen dahin. Dabei darf, wenn man auf die Ungläubigen hört, nimmermehr an eine Strafe wegen begangener Frevelthaten gedacht werden, sondern die Sache hat sich vielmehr auf folgende Weise zugetragen: Die Winde haben auf ihren luftigen Flügeln von ferne her verderbenbringende Miasmen herbeigetragen, die mit den Waffen der Wissenschaft, nicht aber mit Gebeten zu bekämpfen sind. Die Erde verweigert dem Landmanne die Frucht seines Schweißes, die Weinberge werden durch Erkranken der Rebstöcke verwüstet, die Heerden von einer Seuche decimirt, die Flüsse treten aus ihren Ufern und richten große Verheerungen an. Ist es nothwendig, in dies Alles das Walten der Gottheit hereinzuziehen? Nein, die Erklärung ist ja sehr leicht. Aus gewissen physischen Ursachen ist kein Regen gefallen: Millionen kleiner, unsichtbarer Thierchen, welche die Luft herbeigeweht, haben Tod und Mißwachs gebracht: die unzureichend eingedämmten Flüsse sind aus ihren Betten herausgetreten, weil das Wasser, von den allzu gelichteten Wäldern nicht zurückgehalten, darin über das Maß gewachsen ist. Was hat Gott mit alledem zu thun? Der Natur und ihren unwandelbaren Gesetzen, der Trägheit und der Unwissenheit der Menschen müsset ihr dies Alles zuschreiben. Sehet, meine Theuersten, auf solch' elende und listige Weise sucht man auf der Welt zum Verstummen zu bringen jenen wunderbaren Einklang des öffentlichen Gebets, worin unsere Väter das Mittel gesucht und auch immer gefunden haben, die Strenge der göttlichen Strafgerichte entweder ganz von sich abzuwenden oder doch zu mildern."

Lesen wir solche Worte, so dürfen wir doch wahrlich sagen: Was du anbetest, verbrennen wir; was du verbrennst, beten wir an. Das unwandelbare Naturgesetz ist die Grundlage aller unserer Moral, unserer Arbeit, unserer Freiheit. All unser Leben, unsere Selbsterziehung, die Erziehung, die wir unsern Kindern geben, unsere Forschung, unsere Wünsche, unsere Hoffnungen bewegen sich im engumgrenzten und doch weiten Reiche, das von den Naturgesetzen umschlossen ist. Wir sind stark, vertrauensreich und glücklich,

weil wir, den Geiſt des Beſtändigen und Ewigen athmend, nicht Launen der Natur, nicht deſpotiſchen Geſchmack zufälliger Wundermacht fürchten. Wir ſagen uns demüthig, daß unſere Fehler in uns liegen; wir geſtehen offen, wenn wir der Natur zuwider handeln, bewieſen zu haben, mit der Cauſalität ihrer Erſcheinungen unbekannt geweſen zu ſein. Wir klagen, wenn uns etwas fehlgeht, Niemand an, es ſei denn uns ſelber, unſere Illuſionen, unſere Unwiſſenheit. Wir bewegen uns mit glücklicher Freiheit im Leben, aber zugleich mit dem ſichern Bewußtſein, unſere Freiheit durch das feſte Machtgebot der Natur ſchön gezügelt zu ſehen. Wir ſehen in unſern Pflichten den Opfertribut, den wir auf den Altar der Natur legen; wir ſehen in unſern Rechten den Lohn für unſere Pflichten, für unſere Vertrautheit mit den Naturgeſetzen. Wir lieben das, was wir wiſſen; wir wiſſen das, was wir lieben. Da aber reißt uns der päpſtliche Schriftſteller gleichſam den Kranz unſeres höchſten Verdienſtes vom Haupte, den Kranz unſerer Erkenntniß der Natur; er zerſchneidet uns im Namen der Kirche den heiligen Bund mit der Natur, mit dem Ewigen, indem er uns zum Gebete einladet und eine unbewußte myſtiſche Verbindung zwiſchen einem träumenden Ich und ſentimentalen, launenhaften Wundermächten ſtiftet. Wir weiſen es im Namen der Natur, dieſer complicirten majeſtätiſchen Einheit von Millionen, Millionen Factoren ſtolz zurück, daß ſie, unſere ſtrenge Mutter, durch unſer klägliches Gebet aus ihren unverrückbaren Ordnungen ſich bringen laſſen ſollte. Wir ſagen uns mitleidslos: Der Erdenſohn mag zuweilen die Ueberſicht über ſich und über die ihn umgebenden Dinge verlieren — da mag er weinen und beten, und in ſeiner Schwäche andere Mächte der Erde für dasjenige verantwortlich machen, was er oder die Geſchichte ſeines Lebens, ſeine Abſtammung, ſeine Umgebung, der Stern, unter dem er geboren war, an ihm verbrochen hat; aber was leidet unſere große Allmutter Natur darunter, wenn ein kleines Element in ihr ſich nicht wohl fühlt? Sie, die univerſelle Gerechtigkeit, hat die Harmonie der großen Welt im Auge, nicht aber ein oder zwei oder drei Stäubchen. Wir bewundern die Nothwendigkeit auch dann noch, wenn ſie hart iſt; wir lieben ſie auch dann noch, wenn wir ſelber ihr tragiſches Opfer ſind. In uns ſehen wir in einem gewiſſen Sinne Opferthiere, die für ihre Geburt unverantwortlich ſind; aber wir ſöhnen uns aus mit uns, mit unſerm Schickſal und unſerm Unglück, weil wir ſtolz ſind und zeigen, daß wir als Gefeſſeltgeborne noch immer frei genug ſind und in unſerm Willen unſer Himmelreich ſehen. Erfahren wir eine Enttäuſchung im Leben, ſo ſagen wir als ſtrenge Richter über uns: Schmach über unſere Unwiſſenheit — nur der Unwiſſende erfährt Enttäuſchungen; und wir tragen die Schuld daran. Kannten wir uns auch ſelber, ſo kannten wir uns doch nicht genug in unſerm Verhältniſſe zu unſern Verhältniſſen, zu unſerer Umgebung, zu unſerer Vergangenheit und Zukunft. Auch dieſe zu kennen, ſind wir verpflichtet; denn wer die Vergangenheit kennt, kennt die Zukunft. Da wir die Zukunft

wenigstens kennen sollten — wenn wir auch oft in unserer Beschränktheit sie nicht kennen — so weisen wir schon an sich das Gebet als ein praktisches Heilmittel mit Entschiedenheit von uns. Wir sehen im Gebete nur einen lyrischen Ausdruck der Demuth, der Selbstvernichtung, der Abhängigkeit und des Seelenschlummers. So wie wir, weit entfernt das Naturgesetz in seiner Regel und Strenge anzuklagen, es vielmehr wie unsere Gottheit preisen, so preisen wir auch die Arbeit, denn sie ist das wahre Symbol unseres Verhältnisses zum Naturgesetze. So lehnen wir denn von vornherein eine Ansicht über die Arbeit mit Entschiedenheit ab, die das Christenthum von jeher vertreten hat und auch der Papst vertritt. Ja wir betrachten es geradezu als unmoralisch, die Arbeit als Sühne für die Sünde hinzustellen — eine Anschauung, die unser geistlicher Schriftsteller im Anschlusse an Johannes Chrysostomus vertritt. Zwar nimmt er die Arbeit als ein nothwendiges Uebel, als „ein Uebungsmittel, um die sittliche Kraft unserer Natur zu stärken" in Schutz; und er vertheidigt sie gegen ihre antiken Verächter Plato, Aristoteles, Cicero und Terenz. Aber wiederum begeht er den Fehler, in einem historischen Moment ein actuelles Moment zu sehen. Die Ideen dieser alten Denker über die Arbeit sind ja längst überwunden. Mit tragischem Ernst citirt er den Ambrosius und Augustinus, die die Arbeit um ihres Nutzens willen priesen. Er preist das Mönchsthum, das für die Arbeit so viel auf Erden gethan habe; er preist Italien, dem die Arbeit der Kirche die größten Segnungen habe zu Theil werden lassen. Wahrlich, das ist doch recht veraltet. Der moderne Geist bekämpft ja das Mönchsthum um seiner asketischen arbeitsfeindlichen Richtung willen. Gewiß haben die Mönche in Zeiten der Barbarei nicht nur den Cultus Gottes, sondern auch den der Erde vielfach gepflegt und unter den Menschen verbreitet; aber in ihnen noch heute das Ideal der Arbeit zu sehen, wäre doch wohl recht thöricht. In Italien aber zumal kämpft das Princip der Arbeit und der Ordnung einen heißen Kampf gegen das Princip des beschaulichen Lebens und des äußern Chaos; und Italien wird doch sicherlich eines schönen Tages die letzten Consequenzen aus seinem strengen, ja geradezu grausamen Vorgehen gegen das Klosterwesen noch ziehen müssen. Aber wahr und schön spricht unser Autor von jenem Geiste der Entsagung, der die Sendboten der Kirche so oft beseelt habe und noch heute beseele. Gerade Macaulay hat in seinem berühmten Essay über die Päpste jenes Moment so glücklich und volltönend hervorgehoben, daß die Kirche zu allen Zeiten alle Art menschlicher Entsagung in ihren Dienst genommen und organisirt habe. Hören wir den Kirchenfürsten von Perugia:

„Es giebt keinen Winkel der Erde, keinen noch so kleinen Ort, wo uns nicht solche Personen begegnen, welche auf die Bequemlichkeiten, Vergnügen und alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichten, um sich freudig dem äußerst anstrengenden Dienste zu widmen, die Kranken bei Tag und bei Nacht zu pflegen, der Waisen und aus der Gesellschaft Ausgestoßenen sich anzunehmen, die Nothleidenden in ihren Hütten aufzusuchen, ja selbst zu den Verbrechern, welche die Gesellschaft aus ihrer Mitte ausschließen mußte, in ihren dunklen Gefängnissen zu gehen."

Ohne Schwierigkeit wird Jedermann aus den Stellen, die ich aus den Schriften des Papstes und zumal aus seinen Hirtenbriefen angeführt, erkennen, welch' ein Geist der Andacht in ihm lebt und wie er das Banner seiner Kirche mehr in demuthsvollem Dienste, den er ihr widmet, hochhält, als sich in pfäffischer Anmaßung, getragen von dem falschen Bewußtsein eigener Größe, über sie erhebt. In seinen Schriften entdecken wir einen Theil des Geistes der Kirche. Viele ihrer Vertreter haben einen so großen Einfluß auf die Gemüther der Menschen durch die Art und Weise genommen, wie sie sich der Welt gegenüber im Worte führten. Das Menschenherz wird so leicht gerührt, wenn eine ganze große Institution in ihren mächtigsten Vertretern sich mit seiner Freude und seinem Leide solidarisch fühlt oder doch wenigstens solidarisch stimmt. Ich will nicht so weit gehen zu sagen, daß viele moderne, für Volkswohl und Menschenwohl wirkende Institute in der Sache weniger solidarisch mit einem allgemeinen oder nationalen Leide seien, als die Kirche oder die Päpste; ich will nicht sagen, daß die modernen Parlamente, die modernen Staaten, die modernen socialen Propheten und Apostel weniger Mitgefühl mit dem öffentlichen Elend haben — und vollends überzeugt bin ich, daß sie positivere und productivere Factoren sind als die Kirche, als die Kirchenfürsten und die Bettelmönche. Aber Eines sollten die Parlamente, die Volksvertreter, die modernen Vormünder der Geführten und der Bedrängten von der Kirche lernen — nicht allein solidarisch im Gedanken mit allgemeinem Elend zu sein, sondern sich in Stil und Sprache solidarisch mit demselben zu stimmen. Ich will einige Beispiele aus den Schriften Leos XIII. anführen, die darlegen, welch' ein Geheimniß in der Form liegt, in der sich ein humaner Gedanke äußert — ich will ein Wort über die Terminologie sagen, in der der Geist Leos XIII. zum Ausdrucke kommt. Und da beachte man wohl, daß die Person des Papstes, eine mehr sachliche als formelle, eine mehr rauhe als blumige Natur, aus sich herauszutreten vermag und mit dem Dufte der Kirchensprache ihren Gedanken ausstattet, da ihr die Natur das weiche saftige Sammetkleid der stilistischen Schönheit eigentlich versagt hat. Er spricht zu seinen Gläubigen als „Vater, der seine Kinder aufsucht und bedacht, ihr Bestes auf jede Weise zu fördern, die Keime jener Lehren in ihren Herzen niederzulegen strebt, die durch den Thau der Gnade belebt, zu ihrer Zeit Früchte des Segens und des Lebens bringen werden". Einmal spricht er von der alma Roma wie von „dem neuen Jerusalem, von wo das Wort des Herrn ausgeht, um in allen Welttheilen widerzuhallen". In Rom ist es ihm, als ob er „in jenem mystischen Thurme verweile, von dessen Wänden die wohlgestählten Waffen herabhängen, die die Irrthümer treffen, und die Rüstzeuge der Helden, mit denen die Kämpfe des Herrn siegreich gekämpft werden". Er eifert gegen die Vernunft als oberstes Princip des Lebens und bemerkt: „Nachdem man einmal die Vernunft der Willkür der Meereswogen überantwortet, war es freilich eine vergebliche Arbeit, vor der

kühnen Seglerin die Säulen des Herkules aufzupflanzen, damit sie über dieselben nicht hinausginge.“ Denn die Vernunft, die zum Protestantismus verleitet hätte, verleite schließlich zum Proteste gegen jede Religion. Dies ruft er mit Peter Bayle aus. Das Gebet nennt er „jene Waffe, die dem Herzen Gottes gleichsam Gewalt anthut und seine Strafgerichte mildert: Das Gebet dringt durch die Himmel, steigt empor bis zum Throne Gottes, rührt Gottes Herz und thut ihm süße Gewalt an, damit er unsere Seufzer erhöre und unsere heiligen Wünsche erfülle“. Die Kirche nennt er einmal „den Leuchtthurm, auf den die verirrten Völker stets ihre Fahrzeuge richteten, wenn der Sturm sie zu verschlingen drohte“. Einmal sagt er von der Kirche, „daß in ihrem mystischen Schifflein ein himmlischer Hauch wehe, der dasselbe unfehlbar dem Hafen des Triumphs zuführen wird“. Selbstverständlich nennt er die Kirche sehr häufig „die Braut Jesu Christi“, und mit solchem Hochzeitskleide stattet er diese Braut aus, als ob Dante oder Giotto selber sie zum Trauhimmel geleiteten, unter dem sie den goldnen Ring der Treue von ihrem göttlichen Bräutigame empfange. Die Braut Christi ist eine gar feurige Braut — „welche Flammen des Eifers brennen im Busen dieser Braut Jesu“. Ist die Kirche gewöhnlich jugendlich dargestellt und sehnsuchtsvoll dem Geliebten entgegensehend, so erscheint sie wiederum ein anderes Mal als „gute und besorgte Mutter“. Ein geradezu poetischer Schilderer wird der Papst, wenn er von der Sonntagsruhe spricht:

„So wie dem Wanderer, der eine lange Reise durch eine wüste Gegend mitten in drückender Sonnenhitze zu machen hat, solche Stellen mit unvergleichlicher Freude willkommen erscheinen, wo alte Baumkronen den ersehnten Schatten und buntes Grün den Ruheteppich darbieten, so kommen diese schönen Feiertage, um den Körper mit Ruhe und die Seele mit unaussprechlichen Tröstungen zu erquicken. Da schüttelt der geringe Mann den Staub des Ackers und der Werkstätte von seinen Schultern ab und athmet in seinem Sonntagskleide freier auf. Er erinnert sich daran, daß Gott ihn nicht erschuf, um ewig im Wagenjoche der Materie zu ziehen, sondern um Herr über sie zu sein. Für ihn ist dort die Sonne da, welche ihm ihren lebenerweckenden Strahl frei zusendet, für ihn jene Hügel, welche ihm ihren berauschenden Duft zuwehen, für ihn die Wiesen, auf denen er mit seinem Weibe und den lieben Kleinen sich ergeht; für ihn jene Gaben Gottes, mit denen sein bescheidener Tisch heute mehr als sonst bereichert erscheint. Tritt er ein in die Kirche, wohin die Stimme der Religion ihn ruft, so findet er dort selige Freuden, die er sonst nirgendswo antreffen kann. Die Harmonien heiliger Gesänge ergötzen sein Ohr, sein Auge wird befriedigt von dem Anblick der kostbaren Marmorarten, der reichen Vergoldungen, der schönen kirchlichen Gewänder, der ernsten architektonischen Linien des Gotteshauses. Aber vor allem bewegen und läutern sein Herz die Worte des Dieners Gottes, welche ihn an die Erlösung erinnern, an seine Pflichten, an seine unsterblichen Hoffnungen. In solchen Tagen hören die unschuldigen Familienfreuden auf, ein bloßer Wunsch zu sein, sie werden zur That.“

Diese herzlich schönen Worte können wir doch wohl nicht anders als mit unserer Sympathie begleiten.

„In verderbter und zugleich verderbender Zeit“ spricht er zu seiner

„Heerde, die ſeine Freude und ſeine Krone ſei“. Er tadelt die Sinnlichkeit im Menſchen, aus der jene entnervten Körper hervorgehen, „die eine Herberge ſind für verderbte Seelen, für Seelen ohne Flügel“. Er preiſt „die keuſchen Seelen, welche, von den Verlockungen des Fleiſches nicht gehindert, ſich mit der Wahrheit in fröhlichem Bunde vermählen, ſich in dieſelbe vertiefen und, mit deren Glanze bekleidet, reichlich Licht verbreiten. Er rühmt die der göttlichen Wurzel der chriſtlichen Moral täglich entſprießenden überaus ſüßen Früchte.“ Er preiſt die Vorzüge der Ehe und ſagt: „ſie ſollte in ſich die Vorzüge abſpiegeln, welche die myſtiſche Vermählung des Sohnes Gottes mit ſeiner Kirche umſtrahlen“; man ſollte die Ehe nicht „ihres übernatürlichen Glanzes und ihrer religiöſen Majeſtät entkleiden“. Er nennt Chriſtus „das Menſch gewordne ewige Wort des Vaters und den weſensgleichen Abglanz ſeiner unendlichen Güte“, er nennt ihn „einen Lehrer für alle Verhältniſſe des Lebens“.

Dies iſt die Sprache des Papſtes, ſie iſt Geiſt von ſeinem Geiſte.

(Schluß folgt.)

König Ludwig II. und die Kunst.

Von

Wilhelm Lübke.

— Karlsruhe. —

Der tragiſche Abſchluß des Lebens König Ludwigs II. von Bayern giebt Anlaß ſich darüber klar zu werden, was dieſer hochbegabte Fürſt für die Kunſt ſeiner Zeit bedeutet. Ihm war, wie den meiſten Wittelsbachern, jene ſtarke und ſtolze Vorſtellung von der eigenen Macht und Selbſtherrlichkeit angeboren, die ſich am liebſten in großartigen Bauten ausſpricht. So hat denn auch Ludwig II. in verhängnißvoller Weiſe dieſem Streben nachgegeben, bis das Mißverhältniß des Gewollten mit den thatſächlichen Zuſtänden ihm zur vernichtenden Kataſtrophe ward. Eine ergreifendere Tragödie hat ſich kaum jemals auf einem Königsthron abgeſpielt. Aber während wir ſchmerzlich erſchüttert den Untergang eines von Haus aus edel und reich angelegten Geiſtes beklagen, darf doch die geſchichtliche Wahrheit nicht zurückgedrängt, darf nicht verſchwiegen werden, daß die Verſchwendung der koloſſalſten Mittel eben nur eine Verſchwendung war, die der künſtleriſchen Entwicklung der Zeit keinen Ertrag gebracht hat.

In ſchneidendem Contraſt ſteht das Schaffen Ludwigs II. zu dem Wirken ſeines Großvaters. Ludwig I. hat eine neue Aera der Kunſt begründet, weil er den bedeutendſten ſchöpferiſchen Geiſtern eine Fülle der großartigſten Aufgaben ſtellte. Die Architektur entfaltete ſich glänzend, und obgleich in ihr der Eklekticismus herrſchte, wurde doch die Baſis für neue Entwicklungen gewonnen. Der Malerei und der Plaſtik wurden große monumentale Aufgaben geſtellt, verloren gegangene Techniken wie die Glasmalerei und die Erzgießerei, wurden neu begründet und durch bedeutende Aufträge gefördert. Alle dieſe ſchöpferiſche Thätigkeit ward aber in den Dienſt der idealen Inter-

essen gestellt, zum Wohl und Vortheil des ganzen Volkes verwendet, indem durch Erbauung von Kirchen und Museen, der Glyptothek, der alten und neuen Pinakothek, der Universität, der Bibliothek, des Kunstausstellungsgebäudes, der Propyläen, des Siegesthores, der Walhalla, der Ruhmeshalle von Kelheim ꝛc. die höchsten Aufgaben künstlerischen Schaffens sich ergaben. Bezeichnend für die Selbstlosigkeit dieses Strebens war, daß dasjenige Gebäude, welches der König für sich selbst errichten ließ, der Wittelsbacher Palast, das einzige war, welches nicht in monumentaler Form, sondern lediglich im Putzbau hergestellt wurde. Dieser große Sinn war es, welcher die Kunstpflege des Königs so segensreich für sein Land und Volk machte.

Niemals im langen Verlauf der Geschichte hat ein einzelner Herrscher eine so grandiose, so nach allen Seiten epochemachende monumentale Kunstthätigkeit hervorgerufen. Mögen an jenen Werken immerhin die Mängel ihrer Zeit haften, sie athmen doch eine Größe des Sinns, eine glühende Begeisterung für alles Hohe, die für alle Zeiten bewundernswerth dasteht, ja sie repräsentiren eine Summe von Schöpfungen, an welchen das deutsche Volk einen unverlierbaren Schatz auf immer besitzt.

Sein Nachfolger, König Max, obwohl nicht in diesem Maße kunstliebend, obwohl in dem Versuch nach Neugestaltung der Architektur wenig glücklich, schuf doch in dem Nationalmuseum eine Anstalt, welche überaus fruchtbringend für das kunsthistorische Studium und für die kunstgewerbliche Production werden sollte und das Andenken des edlen hochsinnigen Fürsten für immer zu einem gesegneten machen wird.

Im schärfsten Gegensatz zu seinen Vorgängern bewegte sich die Kunstpflege König Ludwigs II. in einem Sinne, der in unserer Zeit als ein seltsamer Anachronismus dasteht. Nur zur Befriedigung seiner persönlichsten Neigungen, zur Verwirklichung phantastischer Träume setzte dieser poetisch überschwängliche Fürst die Baukunst sammt den sie begleitenden decorativen Künsten in Bewegung. Im Schlosse Neuschwanstein war es die Zeit des 12. Jahrhunderts, der romantische Geist des Sängerkrieges auf der Wartburg, dem er mit den überschwänglichsten Mitteln huldigen wollte; im Linderhof und mehr noch in dem Neuen Palast auf Herrenchiemsee verirrte er sich in die sklavische Nachahmung der Epoche Ludwigs XIV. Dieser Monarch, die Incarnation des selbstherrlichen l'état c'est moi, desjenigen hochmüthigen Wahlspruchs, der für immer aus der Geschichte Europas beseitigt ist und nur noch im Despotismus des Orients eine Stätte hat, war das vergötterte Vorbild des unglückseligen Bayernkönigs. In künftigen Zeiten wird man es kopfschüttelnd als ein Märchen ansehen, daß im 19. Jahrhundert, bald nach der Aufrichtung des neuen deutschen Reiches, es einen deutschen Fürsten geben konnte, der es über sich gewann, den ruchlosesten Verwüster Deutschlands zu seinem Idol zu machen, dem er nicht blos die Formen seiner Architektur, sondern sogar seine Devisen und Embleme nachahmte. Konnte es einen stärkeren Beweis der krankhaften

Degeneration eines von Haus aus edlen und deutschgesinnten Fürsten geben, als diese unheimliche Verblendung?

Fragen wir nach dem künstlerischen Werth der einzelnen Bauten, so wird an Originalität der Conception das Schloß Neuschwanstein bei Hohenschwangau wohl den Preis davontragen. Hier ist im Geiste des hohen Mittelalters eine Schöpfung entstanden, in welcher mit künstlerischer Genialität alle Motive der voll erblühten romanischen Kunst zu einer neuen glanzvollen Blüthe entwickelt sind. Der Bau enthält in freier malerischer Gruppirung alle Elemente einer Burg des Mittelalters, den Palas, die Kemnate, den Bergfried u. s. w. in einer Großartigkeit der Anlage, wie das ganze deutsche Mittelalter uns kein Beispiel bietet. Am ersten könnte man an die Wartburg erinnern; doch bleibt auch diese im Maßstab und im Umfang weit hinter dem hier Gewollten zurück. Schon die äußere Erscheinung mit ihrer freien malerischen Gruppirung der hoch auf kolossalen Substructionen emporgethürmten Massen läßt eine nicht gewöhnliche künstlerische Kraft erkennen. Dieselbe steigert sich noch in der Ausbildung des Innern, die wiederum in dem großen Festsaale, einer freien Nachschöpfung des Saales auf der Wartburg, ihren Gipfelpunkt erreicht. Alles ist, mit Ausnahme der frühgothischen Capelle, im romanischen Stile einheitlich und doch nicht in sklavischer Nachahmung durchgeführt; jene Glanzepoche des Mittelalters, die gerade in Deutschland ihre edelsten Blüthen gezeitigt hat, ist in schöpferischer Weise hier neu belebt worden.

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein," wird man ausrufen, wenn man plötzlich zur Betrachtung des Linderhofs übergeht. Hier ist nach den eigensten Intentionen des königlichen Bauherrn ein kleines Lustschloß entstanden, das in der ganzen Anlage, in Form und Gruppirung, und mehr noch in der üppigen Ausstattung der Räume an die Zeiten einer Pompadour erinnert, so daß man unwillkürlich fragt: „où est la femme?" Denn der Sybaritismus des Ganzen scheint durchaus auf ein weichliches Genußleben zu deuten, keineswegs auf die hartnäckig festgehaltene Einsamkeit des königlichen Cölibatärs. Als Vorbilder für dies kleine Zauberschloß sind aber nicht etwa französische Werke, wie Klein- und Groß-Trianon, sondern die zahlreichen Lustschlösser deutscher Fürsten zu bezeichnen, welche das vorige Jahrhundert entstehen sah und an denen gerade Bayern überreich ist.

Wer kennt nicht Nymphenburg mit seiner köstlichen Amalienburg, Schleißheim, die entsprechenden Theile der Münchener Residenz, vor Allem das majestätische Schloß von Würzburg.

Dieser glänzende, zwischen dem Barocco und Rococo schwebende Stil hat weit mehr in Deutschland als in Frankreich seine höchste Ausbildung erhalten; war es doch die verschwenderische Prachtliebe und die eitle Ruhmsucht der damaligen weltlichen und geistlichen Fürsten Deutschlands, die in diesem Stil ihren vollsten Ausdruck fand. — Mochte das nach den Greueln des dreißigjährigen Krieges ausgesogene Volk sich in unmenschlicher Frohn-

arbeit erschöpfen und seinen Unterdrückern mit dem letzten Kreuzer und mit dem letzten Blutstropfen verpflichtet sein, wenn nur die rücksichtslose Ueppigkeit seiner irdischen Götter in prahlerischem Wetteifer sich die glänzenden Schaubühnen für ihr ausschweifendes Leben herstellen konnte. Der künstlerische Glanz jener Leistungen, die vollendete technische Fertigkeit der Ausführung soll nicht geleugnet werden, aber ebenso wenig darf verschwiegen werden, welch frivole Existenzen in diesen Monumenten ihren Ausdruck gefunden haben.

Dies ist der Stil, dies die künstlerische Richtung, welche im Linderhof zur Erscheinung kommt. So hoch auch hier das Talent ist, welches sich dieser Formen bemächtigt hat und sich mit großer Gewandtheit in ihnen auszudrücken weiß, so kann man doch die Frage nicht umgehen, ob denn dies die Richtung ist, in welcher die Kunst unserer Zeit ihr Heil finden kann.

Seltsame Gegensätze! Dieselbe Zeit, in welcher ein mächtiges Ringen auf die völlige Befreiung und Gleichstellung des vierten Standes gerichtet ist, in welcher mit der stürmischen Macht elementarer Gewalten die social-demokratische Revolution an die Pforten des heutigen Staates klopft und unsere morsche Gesellschaft zu zertrümmern droht, sucht plötzlich wieder in der Architektur und in den decorativen Künsten an jene letzten Ausdrucksformen anzuknüpfen, in welchen die alte Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts übermüthig ihr après nous le deluge der heraufziehenden Revolution in's Antlitz schleuderte. Wenn solche Richtung nur als die Monomanie eines Einzelnen, und obendrein eines auf seltsamen Abwegen der Phantasie einherirrenden Fürsten aufträte, so würden wir sie als eine Anomalie in dem gesunden Geistesleben unserer Zeit hinnehmen. Leider aber gewinnt es immer mehr den Anschein, als ob diese jüngste Bewegung mit der verheerenden Kraft einer Mode-Epidemie unsere ganze Kunst auf neue Abwege führen würde. Denn schon scheint es vorbei zu sein mit der Bewegung zur Renaissance, die vor anderthalb Decennien bei uns so verheißungsvoll anhob und uns eine neue nationale Kunst zu versprechen schien. Die Strömung zur deutschen Renaissance, die so glücklich mit der Wiederaufrichtung des Reichs zusammenfiel, war sicherlich eine der gesündesten Phasen unserer Entwicklung. Unter dem Einfluß der mächtig gehobenen nationalen Stimmung warf man sich mit Begeisterung auf die Kunst einer Zeit, in welcher ebenfalls eine große geistige Wiedergeburt der Nation sich vollzog. Keine andere Kunst wäre so sehr im Stande gewesen, bürgerliche Tüchtigkeit in geistiger und materieller Arbeit so klar und so lebensvoll zum Ausdruck zu bringen, wie die deutsche Renaissance. Klang in ihr doch zugleich der Ausdruck der Befreiung von kirchlichem Geisteszwang und die glühende Hingebung an die höchsten Ideale der Menschheit in der Wiederbelebung der Antike vernehmlich nach. Und auch das konnte für unsere deutsche Geistesart nur günstig erscheinen, daß schon unsere Vorväter im 16. Jahrhundert mit weitem offenen Sinn sich allen Erscheinungen der damaligen Kunst zugänglich erwiesen, und die Stile Italiens, Frankreichs und der Niederlande zu freier

Verwendung in ihren Formencanon aufgenommen hatten. Sie waren nicht so engherzige Kirchthurmpolitiker in der Kunst, daß sie, wie man es heute öfter verlangt, den Begriff des Nationalen in die deutschen Grenzpfähle eingepferchi hätten. So wuchs aus all diesen Strömungen eine Kunst, die den Mangel an systematischer Strenge und Consequenz durch die unerschöpfliche Fülle eines überströmend reichen Lebens aufwog und die unermeßliche Mannigfaltigkeit deutscher Eigenart auf's Glücklichste spiegelte. Als man bei uns zu dieser Kunst zurückkehrte, durfte man eine Zeitlang hoffen, es werde in der Wiederbelebung derselben, in Verbindung mit einem gründlichen Studium der übrigen nationalen Stile jener Zeit, namentlich der italienischen Renaissance, sowie in einer tieferen Beseelung durch das Studium der Antike, ja selbst im Hineinziehen gewisser constructiver Elemente der mittelalterlichen Kunst, ein wahrhaft nationaler Stil geschaffen werden, in welchem das reiche deutsche Geistesleben zum vollen Ausdruck käme.

Immer bedenklicher aber mehren sich die Zeichen, daß diese Hoffnung eine schwere Täuschung war. Statt jenes Stiles, in welchem wir den Ausdruck geistigen Ringens, redlicher Arbeit, bürgerlichen Behagens erkennen, soll uns neuerdings eine Kunstweise aufgedrungen werden, die, wie hoch auch ihr absolut künstlerisches Verdienst sein mag, das Gepräge schwelgerischer Ueppigkeit, frivolen Spieles mit dem Dasein unauslöschlich an der Stirne trägt. Wir sind ja längst nicht mehr in der puristischen Einseitigkeit befangen, das Rococo mit Abscheu zu verwerfen; aber etwas anderes ist es doch, ob dieser Stil gerade als Ausdruck des Lebens unserer Zeit, der ernsten und schweren Kämpfe, in welchen wir stehen, aufzufassen sei. Jeder Unbefangene wird hier wohl mit einem entschiedenen Nein antworten. Noch schlimmer ist, daß in diesem ewigen kaleidoskopischen Wechsel der Formen, in dieser unruhigen Jagd nach Neuem, die Phantasie der Künstler und die Hand der ausführenden Werkleute niemals zu derjenigen Ruhe kommt, welche durchaus erforderlich ist, wenn etwas künstlerisch Gediegenes entstehen soll. Braucht es doch nicht erst gesagt zu werden, daß die Kraft aller großen Epochen der Vergangenheit auf der Einheit und Consequenz beruhte, mit welcher der jedesmalige Stil als der einzig mögliche und denkbare Ausdruck des gesammten Lebens der Zeit sich darbot. Diese gewaltige unerbittliche Nothwendigkeit schnitt alle Willkür, alles Schwanken ab, gab den Schöpfungen das Gepräge einer unvergleichlichen Sicherheit, ja einer Naturnothwendigkeit. Wir Modernen dagegen irrlichteliren haltungslos in den Stilen aller Zeiten, sollen in allen zugleich zu Hause sein und sind daher in keinem wahrhaft und ganz zu Hause.

Aus alledem geht wohl überzeugend hervor, daß man Bauten wie den Linderhof, so künstlerisch werthvoll sie sein mögen, doch für die Kunstentwicklung unserer Zeit nicht in Betracht zu ziehen vermag.

Bei dieser Schöpfung König Ludwigs II. kommt noch hinzu, daß sie mit ihrem raffinirten Prunk und den Formen einer auf's äußerste gesteigerten Civilisation der unberührten Großartigkeit und Feierlichkeit der umgebenden

Natur einen Schlag in's Gesicht versetzt. Wenn es die höchste künstlerische Aufgabe ist, das architektonische Werk gleichsam als feinste Blüthe der umgebenden Natur sich entfalten zu lassen, so ist hier die schneidendste Dissonanz verwirklicht worden.

Ist das Schloß von Neu-Schwanstein eine großartige Conception, der Linderhof ein üppig reiches Prunkstück, so sollte Alles das an Ueberschwänglichkeit und Maßlosigkeit noch überboten werden durch den neuen Palast auf Herrenchiemsee. Es sind gerade zehn Jahre, daß ich einen mehrwöchentlichen Sommeraufenthalt auf dieser damals so stillen unberührten Insel machte. „Herrenwörth" unterschied sich immer durch seine hochpoetische Einsamkeit von der überfüllten kleinen Fraueninsel, welche Decennien hindurch bekanntlich die beliebteste Sommerfrische der Münchener Maler war. Ein rastloses Treiben, ein unablässiges Kommen und Gehen bewegte sich unaufhörlich auf diesem Duodez-Eiland; unter jedem Busch saß ein malendes Männlein oder Weiblein, die ganze Insel roch nach Oelfarbe und widerhallte von Gelächter und Geplauder. Um so erquickender war die tiefe Stille auf der Herreninsel, und wenn ich in der Morgenfrühe von meinem nächtlichen Lager aus das kleine Frauenwörth mit seinem Klösterlein und seiner uralten Kirche in klarer Spiegelung aus dem Wasser aufragen sah, so glaubte ich eine Fata Morgana mit ihrem träumerischen Zauber zu erblicken. Bekannt ist, daß die Herreninsel mit ihrem stattlichen Benedictiner-Kloster gleich so vielen anderen geistlichen Stiften zu Anfang unseres Jahrhunderts von der Säcularisation getroffen wurde. Um ein Spottgeld ging diese prachtvolle, drei Stunden im Umkreis haltende Insel mit ihrem wundervollen Wald und den ausgedehnten Gebäuden des Klosters sammt der Kirche in die Hände eines Münchener Brauereibesitzers über, der sofort die Kirche mit den alten Gräbern der Aebte profanirte und eine Brauerei darin anlegte. Aber der Himmel zürnte über dies Sacrilegium, es ruhte kein Gedeihen auf der Unternehmung, Hagelschlag und Mißwachs verfolgten den Urheber dieser Gräuel, und so ging das Ganze bald in andere Hände über, bis zuletzt der lothringische Graf von Hunolstein das Besitzthum erwarb. Alljährlich im Herbste kam der Graf auf einige Zeit hierher, um mit seinen Gästen im Forste auf Edelwild zu pirschen. Aber nach dem deutsch-französischen Kriege, da ihm der Aufenthalt in Deutschland verleidet war, verkaufte er die Insel an eine Gesellschaft von Holzhändlern, welche in rücksichtslosester Weise den herrlichen Wald zu verwüsten anfingen. In der Mitte des Eilandes hatten sie eine Strecke von etwa einer Viertelstunde Länge und halber Breite der gefräßigen Axt des Holzhauers zur Beute gegeben, vorsichtig die äußeren Partien späterer Verwüstung vorbehaltend, so daß von außen die Insel noch immer unberührt erschien. Die Verwüstungsstrecke aber machte den grauenhaften Eindruck einer barbarischen, ohne alle forstwirthschaftlichen Rücksichten vorgenommenen Zerstörung. Nicht blos die alten mächtigen Stämme, sondern auch der junge Nachwuchs war brutal niedergestreckt worden und mancher zarte Schößling, von den fallenden

Riesen zerschmettert, streckte mit zerschellten Gliedern seine Leiche kläglich in die Luft. Auf den bayerischen Bahnstationen sah man aber überall die majestätischen Stämme in ganzen Haufen liegen, des Weitertransportes gewärtig. Dieser zum Himmel schreiende Waldfrevel erregte damals die öffentliche Meinung zu einem Sturme des Unwillens, der, in der Allgemeinen Zeitung, wenn ich nicht irre, durch die Feder des trefflichen zu früh heimgegangenen Karl Stieler seinen Ausdruck fand. Dieser Schmerzensschrei veranlaßte König Ludwig II. zu dem hochherzigen Entschluß, die Insel anzukaufen, um sie ähnlichen Schicksalen zu entziehen; allein das Verhängniß wollte, daß er ihr eine andere Verunglimpfung zudachte durch den ungeheuerlichen Plan der Erbauung eines Palastes, welcher als Copie des Schlosses zu Versailles dieses Vorbild an Umfang noch überbieten sollte. Auch hier haben wir vor Allem wieder die schreiende Dissonanz zwischen dem Bau und seiner landschaftlichen Umgebung zu beklagen. Schlösser dieser Art, ausgeführt in der kolossalen Massenhaftigkeit dieser prunkvoll kalten Formen, ausgestattet mit dem raffinirtesten Luxus einer übertriebenen Civilisation, gehören nicht in die Umgebung einer solchen, von Menschenhand fast unberührten Gebirgsnatur. Hier sollte die zudringliche Prahlerei des armseligen Menschengeschlechts verstummen und der erhabenen Stimme der unentweihten Gottesnatur das Wort lassen. Aber noch abgesehen von dieser Erwähnung: welchen Werth kann eine mit der ungeheuersten Verschwendung von Mitteln in Scene gesetzte Copie einer früheren Schöpfung für unsere Zeit haben, welche Bedeutung kann die Wiederholung eines von der Geschichte schon absolvirten Pensums beanspruchen? Die öffentlichen Blätter haben in ausführlichen Schilderungen der Herrlichkeiten dieses Palastes und seiner fabelhaft reichen Ausstattung gewetteifert. Man glaubt bei diesen Dingen nicht mehr in Europa zu sein, sondern das überschwängliche Werk eines asiatischen Despotismus vor Augen zu haben, dem es in seiner unbeschränkten Omnipotenz Vergnügen macht, jeder Laune zu fröhnen, jedem üppigen Gelüst die Zügel schießen zu lassen. Und während im Linderhof und im Schloß Neu-Schwanstein die Phantasie des Architekten innerhalb der einmal erwählten Stilformen sich ziemlich frei ergehen konnte, war hier bei der strengsten Vorschrift der Nachahmung dem schöpferischen Genius die härteste Fessel angelegt. So entstand dies Riesenwerk als unheimlicher Ausdruck einer auf Irrwegen gerathenen Phantasie, die nur noch im Ungeheuerlichen sich zu genügen suchte. Ist es nicht ein erschütternder Beweis des Wahnsinns, einen so gigantischen Bau mit dem Aufgebot der kolossalsten Mittel in's Leben zu rufen, der nur dann einigen Sinn hätte, wenn man ihn als den Schauplatz eines glänzenden Fürstenhofes mit seinem pomphaften Ceremoniell und seinen rauschenden Festlichkeiten sich vorstellte. Nun denke man sich diese riesigen Räume, die nach einer Belebung durch einen zahlreichen glänzenden Hofstaat verlangen, einzig bevölkert durch die träumerische Gestalt dieses unglückseligen Königs in

der Mitte einer handvoll Kammerdiener und Chevauxlegers. Muß man nicht ausrufen: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!"

Und dabei ist immer wieder zu betonen, daß es des Königs eigenste Gedanken waren, die hier zur Ausführung gelangten. Bei einer Durchsicht der Bauacten, welche mir freundlichst gestattet wurde, war ich erstaunt, in den täglich, bis in die jüngste Zeit hinein, vom König erlassenen Weisungen und Befehlen das genaueste bis in die geringsten Einzelheiten eindringende Verständniß anzutreffen. Der königliche Bauherr hatte alle diese Erlasse einem Kammerdiener dictirt und dann mit eigener Hand in peinlichster Sorgfalt durchcorrigirt. Mitten in der Umnachtung, welche diesen erlauchten Geist damals schon in so schmerzlicher Weise umflorte, bildete das Interesse an diesen Dingen einen lichten Punkt, in welchem zuletzt ganz allein noch die ursprünglich klare Geistesanlage sich offenbarte. Der König war in der That ein äußerst genauer Kenner der betreffenden Architekturstile und hatte namentlich das Schloß von Versailles, die Hauptschöpfung seines von ihm vergötterten Vorbildes, mit erstaunlicher Gründlichkeit studirt. Aber je genauer er dies kannte, um so lästiger mußte für seinen ausführenden Architekten die Fessel sein, die ihm dadurch auferlegt wurde, und so blieb nothwendiger Weise gerade bei diesem gewaltigsten seiner Bauwerke das Verdienst selbständiger Behandlung ein äußerst begrenztes.

Die ausführenden Architekten des Königs waren zuerst der Oberhofbaudirector von Dollmann und dann der Hofbaurath Hofmann, der unter jenem schon längere Zeit in bedeutender Weise an den Entwürfen und deren Ausführung mitgewirkt hatte und in den letzten Jahren selbständig die Bauten des Königs leitete.

Hofmann, ein Triestiner von Geburt und in der Wiener Schule gebildet, war zuerst beim Bau des Schlosses Miramare betheiligt und folgte dann dem Kaiser Maximilian nach Mexiko, wo er den Auftrag erhielt, ein Schloß für den unglückseligen Fürsten zu erbauen, dessen Vollendung durch die entsetzliche Katastrophe von Queretaro unterbrochen wurde. Ein düsteres Verhängniß wollte, daß derselbe Architekt zum zweiten Male durch den gewaltsamen Tod seines fürstlichen Bauherrn in der Ausführung einer der größten Unternehmungen für immer gehemmt wurde. Ja, es waren schon zu einer neuen Schöpfung alle Vorbereitungen getroffen, die Pläne in prachtvoller farbiger Ausführung entworfen, als die unheilvolle Katastrophe hereinbrach. Dies Mal galt es der Errichtung eines chinesischen Pavillons, in dessen Zeichnungen der Architekt wiederum bis in's kleinste des Studium jener Kunst des fernen Ostens mit großer Meisterschaft zur Geltung gebracht hatte. Auch hier erstreckte sich das Interesse des Königs so eingehend auf alle Einzelheiten, daß sogar die große Drachenfigur, welche auf dem Tisch Platz finden sollte, der allerhöchsten Kritik sich unterwerfen mußte. Ein ähnlich eindringendes Interesse für Architektur war nur noch bei König Friedrich Wilhelm IV. zu finden. Wer die Entwicklung der Baukunst unter

jenem geiſtreichen und unglücklichen Fürſten verfolgt hat, findet darin einen neuen Beweis von dem bedenklichen Einfluß, welchen fürſtlicher Dilettantismus ſo oft auf die Entwicklung der Künſte ausübt.

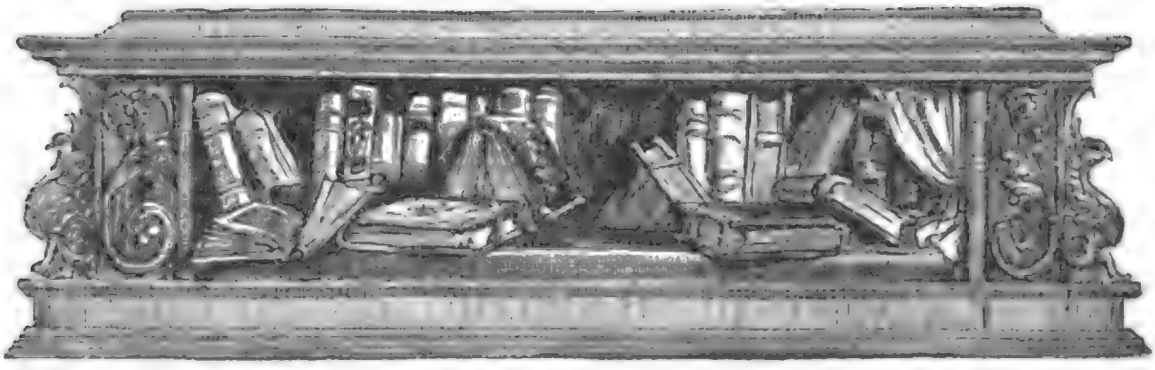
Es bedarf keiner weiteren Ausführung um darzuthun, daß die ungeheuren Summen, welche König Ludwig II. für ſeine Bauten ausgegeben hat, weit entfernt waren der lebenden Kunſt irgend eine wahre Förderung zu bringen. Könnte darüber noch irgend ein Zweifel ſein, ſo würde ſein Verhältniß zur Plaſtik und zur Malerei denſelben völlig zerſtreuen. Wohl iſt geſagt worden, daß durch die reiche Ausſtattung dieſer Bauten dem Kunſtgewerbe mannigfache Anregung geboten worden ſei. Was ſollen aber dieſe einzelnen, wenn auch noch ſo glänzenden Aufträge an Stuccatoren, Decorationsmaler, Teppichſticker, Möbelfabrikanten und dgl. bedeuten gegenüber der Vernachläſſigung, unter welcher die eigentliche Kunſt zu leiden hatte. König Ludwig II. hat kein einziges hervorragendes Werk der hohen Kunſt, ſei es der Plaſtik, ſei es der Malerei, in's Leben gerufen. Die Aufträge, welche er in dieſer Hinſicht gab, ſind theils lediglich decorativer Art, theils erſtrecken ſie ſich ſogar nur auf Copien, wobei das ſachliche Intereſſe das künſtleriſche verdrängte. Eine Förderung der bildenden Künſte in höherem Sinne iſt überhaupt nur bei perſönlichem Verkehr mit den Künſtlern denkbar. Die Scheu vor allen perſönlichen Berührungen ging aber bei dem unglücklichen Monarchen ſo weit, daß ſogar ſeine Architekten niemals vor ſein Angeſicht gelaſſen wurden und daß er ihnen all ſeine Aufträge bis in die kleinſten Einzelheiten hinein ſchriftlich durch Dictat übermitteln ließ. Wenn man bei architektoniſchen Schöpfungen, wo alles ſich um beſtimmte Maße und feſtgeſtellte Formen dreht, den Weg ſchriftlicher Beſtellung betreten kann, ſo iſt derſelbe bei Werken der Plaſtik und Malerei ſo gut wie ausgeſchloſſen. So eindringend das Verſtändniß des Königs für Architektur war, ſo fern ſcheint ihm ein tieferes Intereſſe für Plaſtik und Malerei geblieben zu ſein. Mit achtzehn Jahren auf den Thron gelangt, hatte er niemals Anlaß genommen, ſich mit dem Studium von Kunſtwerken zu befaſſen, wie es ſein Großvater überall mit Begeiſterung pflegte; nie hat man davon gehört, daß er die Künſtler in ihren Werkſtätten aufgeſucht und ſich um ihr Arbeit gekümmert, daß er auch nur die Sammlungen in ſeiner eigenen Reſidenz, die Glyptothek und die beiden Pinakotheken, betrachtet hätte; niemals während ſeiner langen Regierungszeit hat er auch nur Reiſen in ſeinem eigenen Lande gemacht, geſchweige denn, daß er die Galerien und Kirchen im übrigen Deutſchland oder gar in Italien geſehen hätte. Wie ſollte er alſo ein tieferes Verhältniß zur Kunſt gewinnen? Und wieder drängt ſich uns der ſchneidende Gegenſatz zu den Schöpfungen König Ludwigs I. unabweislich auf. Erwägen wir die Fresken von Cornelius in Glyptothek, Ludwigskirche, Pinakothek, die Monumentalwerke von Heinrich Heß in der Baſilika und in der Hofkapelle, die Wandgemälde von Schnorr und ſeinen Gefährten in der Reſidenz, die griechiſchen und italieniſchen Landſchaften Rottmanns, die großartigen Glasmalereien in der Auerkirche und ſo

vieles Andere, welch eine Welt großer Entwürfe, gedankenreicher Compositionen, in denen sich die höchsten Ideen des klassischen Alterthums und der christlichen Epoche so unvergleichlich erhaben, wenn auch nicht immer in vollendeter Formgebung, offenbaren! Hier ist eine Kunst, die trotz ihrer formalen Mängel uns auf die Höhen der Menschheit hebt, unsterbliche Gedankenkreise uns vorführt und die Seele vom Wuste der Alltäglichkeit befreit. Sie wirkt auf uns wie die reine Luft der Hochgebirge, wie der krystallklare Quell, in welchem die Seele sich läutert und kräftigt.

Was ist dagegen aus der Münchner Kunst geworden, seit keine großen monumentalen Aufgaben ihr mehr zu Theil wurden! Ich bin wahrlich weit entfernt, das Verdienst der jüngeren Schule, welche den Realismus und die Farbenwirkung auf ihre Fahne geschrieben hat, schmälern zu wollen. Gewiß ist auch diese Richtung vollkommen berechtigt, und wir verdanken ihr eine Reihe tüchtiger Meister, an deren Schöpfungen alle Klassen unseres Volkes ihre herzliche Freude haben. Aber schon zeigt sich in dieser Strömung eine Verflachung und eine Neigung zu Banalem, ja sogar zu Niedrigem, welche namentlich der Malerei zum Verhängniß werden muß. Dieser Einseitigkeit ist nur dadurch zu steuern, daß der Kunst wiederum große ideale Aufgaben gestellt werden. Nur an solchen vermag sie Ernst und Tiefe des Gedankens, stilvolle Größe der Form, edlen Rhythmus der Composition zu erringen. Unter König Ludwig II. ist nicht blos von höchster Stelle, sondern auch von Seite des Staates die große Kunst völlig vernachlässigt worden. Wer die bayerischen Verhältnisse einigermaßen kennt, der wird weit entfernt sein, daraus der Regierung einen Vorwurf machen zu wollen. Das Ministerium Lutz hat seit vielen Jahren, wie Jedermann weiß, gegen eine geringe ultramontane Kammermajorität die Regierung führen müssen und hat in diesem Kampfe einen Muth und eine hohe patriotische Einsicht bewährt, welche ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in den Annalen der bayerischen Geschichte verbürgen. Vollends aber als das furchtbare Verhängniß hereinbrach und sich der Regierung eine Aufgabe entgegendrängte, wie sie so schwierig und verantwortungsvoll wohl noch niemals einem Ministerium aufgebürdet wurde, hat diese Regierung dieselbe mit fester Hand, aber auch mit aller durch die Verhältnisse gebotenen Pietät, trotz der Wuthausbrüche fanatischer Gegner, durchgeführt. Das Ministerium Lutz hat in diesem langen Kampfe gegen eine sich patriotisch nennende Partei in wahrhaft patriotischem Sinne Bayern vor dem Unheil einer ultramontanen Regierung behütet und ihm seinen Ehrenplatz in der deutschen Culturentwickelung gewahrt. Wie schwierig dies oft gewesen ist, weiß Jeder, der die dortigen parlamentarischen Kämpfe verfolgt hat. Aber unter all diesen Stürmen auch noch im hohen Sinne auf die Förderung der Kunst zu wirken, war ihm verwehrt, da jede Forderung von der Kammermajorität verweigert wurde. So ist es denn gekommen, daß so gut wie gar kein monumentales Werk der Malerei oder Skulptur vom Staate bestellt wurde, daß die Mittel zur Förderung der Kunst eine lächerlich verschwindende

Summe im Budget ausmachen, daß für Entwicklung der Kunstsammlungen fast gar nichts oder doch nur ein Minimum zu gewinnen war, daß die Sorge für die Inventarisirung und Erhaltung der alten Denkmäler nirgends so vernachlässigt wurde, wie in Bayern, ja daß sogar bis auf den heutigen Tag an der Münchener Universität, einer der ersten Deutschlands, eine ordentliche Professur für Kunstgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit fehlt, während eine solche doch längst nicht blos in Berlin, Wien und Leipzig, sondern fast an allen kleineren Universitäten Deutschlands und Oesterreichs besteht. Alle diese Uebelstände haben mitgewirkt, die officielle Pflege der Kunst in Bayern auf ein bedenklich tiefes Niveau herabzudrücken und den Rang Münchens als erste deutsche Kunststadt ernstlich in Frage zu stellen. Denn wenn die dortige Malerschule bisher durch günstige Umstände, durch die Vorzüge von Land und Volk, vor allen Dingen durch vorzügliche Lehrkräfte, den zu früh verstorbenen Piloty an der Spitze, eine kräftige Blüthe entfaltet hat und sich bis jetzt stets durch einen frischen Nachwuchs von Talenten vor allen anderen Schulen auszeichnete, so ist doch nicht zu leugnen, daß die großartigen Anstrengungen, welche die preußische Regierung seit Jahren für die Pflege der Kunst macht, indem sie derselben eine Fülle monumentaler Aufgaben bietet und mit Unterstützung der Volksvertretung große Summen für die Bereicherung der Sammlungen, für die Inventarisirung der alten Denkmäler, für die freie Entfaltung der Kunstwissenschaft aufwendet, Berlin immer mehr zu einem Centrum der deutschen Kunst zu machen geeignet sind.

Es ist also die höchste Zeit für München, daß dieser edelste aller Wettkämpfe es gewaffnet finde, damit das, was König Ludwig I. in so unvergleichlich großem Sinne angebahnt hat, sich nicht im Sande der Alltäglichkeit verlaufe. Von dem erleuchteten Sinne des Prinz-Regenten darf man mit Sicherheit erwarten, daß er diese Gefahr erkenne und ihr durch energische Maßregeln zu begegnen wisse. Dem Ministerium Lutz steht aber ein neuer Ruhmestitel in Aussicht, wenn es ihm gelingt, seinen übrigen Verdiensten um das bayerische Land auch noch dasjenige einer höheren Kunstförderung hinzuzufügen.



Sommertage in Wien und Umgebung.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

„Wien geht zurück! Die herrliche Stadt an der blauen Donau, die in einem wahren Paradieſe liegt, hat ſich von dem in ſeiner Sandwüſte raſtlos ſtrebenden, ernſthaft arbeitenden Berlin überflügeln laſſen, und in der einſt ſo luſtigen Stadt von Lanner und Strauß läßt man jetzt die Köpfe hangen. Die politiſchen und wirthſchaftlichen Mißſtände haben Alles verdorben. Der Böhme führt das große Wort, und der Deutſche muß ſich ducken; und aus iſt's mit der alten Herrlichkeit!"

Wie oft haben wir während der letzten Jahre derartige Klagen und Beſchwerden hören und leſen müſſen, ſo oft, daß Einem ſchier die Luſt, nach Wien zu gehen, verleidet werden konnte!

Wir Berliner vernahmen dieſe Trübſalbläſereien mit getheilten Empfindungen. Wenn es uns einerſeits angenehm kitzelte, daß unſerer Hauptſtadt, mit der wir durch tauſend Fäden feſt verknüpft ſind, die wir lieb haben und auf die wir ſtolz ſind, ſogar von den Wienern ſelbſt in vielfachen Beziehungen der Vorrang zugeſtanden wurde vor jener alten Kaiſerſtadt, mit der noch vor zwanzig Jahren auch nur der Verſuch eines ernſtlichen Wettbewerbs von den Berlinern ſelbſt verlacht worden wäre, ſo erfüllte es uns doch mit einem wahrhaft traurigen Gefühle, daß das heitere liebenswerthe Wien ſo viel von ſeinem Reiz eingebüßt haben ſollte. Wir empfanden dieſe Schädigung wie eine Schädigung der allgemeinen deutſchen Sache. Denn wie verſtändig und richtig die Grenzen des Deutſchen Reichs politiſch auch gezogen ſein mochten, zu keiner Zeit war es uns in den Sinn gekommen, Wien

anders als eine deutsche Stadt zu betrachten. Wenn wir von Wiener Dichtern und Künstlern sprachen, so hatte diese Bezeichnung für uns niemals eine andere Bedeutung, als eben die der zufälligen Geburts- oder Wirkungsstätte. Wir sprachen davon, gerade wie wir von Berliner, Münchener oder Stuttgarter Künstlern sprachen. Die deutsche Nationalität, die deutsche Zugehörigkeit wurde nimmermehr auch nur in Frage gestellt. Gerade deshalb hat es auch zu keiner Zeit ein politisches Bündniß gegeben, das so durch und durch volksthümlich, ja, man darf beinahe sagen: ein so gebotener Ausfluß der Naturnothwendigkeit gewesen wäre, wie das deutsch-österreichische. Das deutsche Oesterreich gehört eben mit Allem, was das Beste hienieden ist, mit seinem Denken und Empfinden, mit seiner Sprache und dem edelsten Ausdrucke seiner vornehmsten Regungen: mit seiner Dichtung und seiner Kunst in Tönen und Farben von jeher zu demselben Deutschland, zu dem wir gehören. Und ebenso unzweifelhaft, wie Berlin als die Hauptstadt des deutschen Nordens betrachtet wurde, galt auch Wien, trotz der politischen Loslösung Oesterreichs vom Deutschen Reiche, als die Hauptstadt des deutschen Südens. Wien und Berlin, Berlin und Wien wurden allezeit zusammen genannt, wenn es sich auch nicht leugnen läßt, daß bei dieser Zusammenstellung immer eine gewisse Gegensätzlichkeit unausgesprochen mitwirkte, — aber zum Glück schon seit langen Jahren keine gehässige mehr.

Daß die beiden großen Hauptansammlungspunkte der deutschen Bildung sehr tiefeinschneidende Verschiedenheiten darbieten, ist ganz natürlich. Beide haben sich aus grundverschiedenen Keimen heraus unter grundverschiedenen Bedingungen entwickelt, und es ist kein Wunder, daß in unserm unfreundlichen Klima, in dem farbenkalten Norden, auf sandigem Boden, der Kartoffeln und Rüben zeitigt, durch die zielbewußte Thatkraft und den weise berechnenden Sinn der Fürsten, durch die unermüdliche Ausdauer und den ehernen Fleiß der Bevölkerung in rasend kurzer Frist eine andere Stadt entstanden ist, als das südlichere, an der Pforte des Ostens in lachender sonniger Landschaft an einem mächtigen Strome gelegene weingesegnete Wien, dessen Gebäude der Stephansthurm, dieser steinerne Zeuge höchster Gesittung, schon zu einer Zeit überragte, als von dem erbärmlichen Neste an den Ufern der träge fließenden Spree noch kein Mensch sprach.

Der starken Verschiedenheiten dieser beiden Städte haben wir uns nur zu freuen. Berlin besitzt Vorzüge, die Wien versagt sind, und umgekehrt sind Wien reizvolle und schöne Eigenthümlichkeiten zu eigen, auf die Berlin leider verzichten muß. Die beiden Städte ergänzen sich in der glücklichsten Weise, und die Summirung ihrer guten Eigenschaften wie auch ihrer Mängel bietet das richtigste und erschöpfendste Bild des deutschen Wesens. Mag immerhin der Vergleich von Kopf und Herz abgedroschen sein, er ist darum nicht weniger zutreffend; und wegen dieser organischen Zusammengehörigkeit der beiden konnte auch der eine Theil nicht empfindlich geschädigt werden, ohne daß der andere darunter zu leiden gehabt hätte; und in weiterer Folge

empfanden wir aus demſelben Grunde nicht eine thörichte Schadenfreude darüber, daß wir Wien zu überflügeln im Begriffe ſtänden, wir waren frei von renommiſtiſcher Ueberhebung, und wahre Schwermuth bemächtigte ſich unſer, als wir vernahmen, daß die Sonne Wiens bedenklich umwölkt und deren früherer Glanz nahezu erloſchen ſei.

Mich hatten die Hiobspoſten von der Donau ſo ernſthaft verſtimmt, daß ich ſchon entſchloſſen war, meinen Sommerplan, wieder einmal längere Zeit in dem mir ſo lieb gewordenen Oeſterreich und beſonders in der Nähe von Wien zuzubringen, aufzugeben. Als ich aber auf dem Wege von Böhmen nach Gaſtein an einem hellen Sommertage Wien durchfahren mußte, die wunderſchöne Stadt mit ihren monumentalen Gebäuden einziger Art, das fröhliche Leben und Treiben auf der Straße wiederſah und die von Sang und Frohſinn ganz erfüllte Wiener Luft wieder einathmete, da ſtand mein Entſchluß feſt: es bleibt dabei, ich verſuche es doch noch einmal, mit lebensfrohen Menſchen heiter und guter Dinge zu ſein und bei einem Trunk des wohlſchmeckenden goldigen Weines, bei einem Walzer von Strauß und dem Gedudel der Volksſänger den von langer und anſtrengender Winterarbeit abgeſpannten Geiſt wieder aufzufriſchen und die ſteifgewordenen Glieder wieder gelenkig zu machen. Ich verſuche es, und es wird mir hoffentlich gelingen!

Mein erſter Aufenthalt in Wien währte zwar nur wenige Stunden, aber ſie genügten vollkommen, um meine Sehnſucht nach einer gründlichen Erneuerung der alten Freundſchaft zu einer ſtürmiſchen zu machen. Ich durchſchlenderte den Ring und konnte mich nicht ſattſehen an der wahrhaft niederdrückenden Großartigkeit der öffentlichen Prachtgebäude, die in den letzten zehn Jahren da entſtanden ſind, eines immer gebieteriſcher und vornehmer, oder anmuthiger und liebenswürdiger als das andere. Vor Allem feſſelte mich natürlich der herrliche Bau des neuen Burgtheaters, das unzweifelhaft eines der ſchönſten Schauſpielhäuſer, vielleicht das ſchönſte der Welt werden wird. Der geniale Erbauer, Freiherr von Haſenauer, hat in ſeinem meiſterhaften Werke den Gedanken veranſchaulichen wollen, daß die Kunſt nicht blos dem Weihevollen, Strengen und der Erhebung anzuſtreben, daß ſie vielmehr auch auf den Weg des ernſten Lebens Roſen zu ſtreuen und uns in den Sorgen und Kämpfen des Daſeins zu erfriſchen, zu erfreuen und zu tröſten habe. Es iſt alſo nicht der ehrfurchtgebietende griechiſche Tempel der Muſen, den er errichtet hat; in ſeinem Bau verſchwiſtern ſich Großartigkeit und Anmuth, Vornehmheit und Frohſinn in reizvollſter Weiſe. Man betritt dieſe Stätte nicht wie Poſeidons Fichtenhain mit frommem Schauder, ſondern vielmehr mit einem Gefühle aufathmender Luſt. Und wie glücklich ſind die Schwierigkeiten überwunden, die die techniſchen Nothwendigkeiten der Bühne mit ſich bringen, — gebieteriſche Forderungen, die der Bauherr erfüllen muß. Wie geſchickt iſt die Häßlichkeit des dem Laien unverſtändlichen Schnürbodens im äußeren Aufbau vermieden! Wie wächſt er organiſch aus der Gliederung

des Ganzen auf! Und dieser herrliche Schmuck der Façaden mit den Büsten der Dichter, mit den allegorischen Friesen!

Als ich mir das neue Burgtheater ansah, waren soeben drei große Bildwerke von Victor Tilgner in den Fensternischen des Erdgeschosses aufgestellt worden, während das vierte in einer Bretterhütte der Aufstellung noch entgegensah. Es sind typische Bühnengestalten derjenigen Länder, die in der dramatischen Dichtung die unbestrittene Führung haben: Deutschlands, Frankreichs, Englands und Spaniens. Da die Meisterwerke unserer Klassiker schon anderweitig im Burgtheater durch bildnerischen Ausschmuck dargestellt worden sind, so ist hier der Hanswurst gewählt worden mit Pritsche und Schellenkappe, dem Tilgner eine ganz köstliche Gestalt gegeben hat. Der lustige Bursche, der ein Auge pfiffig zugekniffen hat, steht in übermüthigster Stellung da und weiß sehr wohl, daß seine von der steifleinenen Zopfhaftigkeit feierlich beschlossene Verbannung von der deutschen Bühne seine Unsterblichkeit nicht verhindern wird. — Die von verhängnißvoller sündhafter Liebe verzehrte Phädra, die sich den Tod giebt, vertritt die Tragödie Frankreichs. Ueber diese Wahl ließe sich streiten, denn es ist mir zweifelhaft, ob die Nachwelt gerade Racine als den typischen französischen Dramatiker ansieht. Ich glaube, daß diese Ehre vielmehr Molière zufällt, und daß der Tartüffe von allen französischen Bühnengestalten wohl die universalste und volksthümlichste ist. Dagegen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß für England Shakespeares Falstaff gewählt werden mußte, und diese Gestalt ist Meister Tilgner auch vor Allem gelungen. Man kann den fröhlichen Saufcumpan und behäbigen Großsprecher in seiner überwältigenden Komik nicht glücklicher und packender darstellen, als es Tilgner gethan hat. Alles lebt und lacht und genießt in diesem feisten Gesellen. Spanien mag dem Entwerfer des Ausschmuckes und dem ausführenden Künstler einiges Kopfzerbrechen verursacht haben. Die lebensvollste Gestalt der spanischen Dichtung, die die ganze Welt erobert hat, ist und bleibt der hagere Ritter von Salamanca. Aber Don Quixote ist eine Schöpfung der epischen Dichtung und durfte an dieser der dramatischen Kunst geweihten Stätte keinen Raum finden. Calderons Richter von Zalamea ist zwar in den letzten Jahren bei uns zu den wohlverdienten Ehren gekommen, aber er hat doch nicht jene allgemeine Volksthümlichkeit, die ihn zu dem Amte, das für ihn an dieser Stelle ausersehen ist, völlig befähigte. Und so hat man sich denn dafür entscheiden müssen, eine Gestalt der spanischen dramatischen Dichtung zu wählen, die allerdings so populär ist wie keine andere, den Don Juan, der indessen seinen Weltruhm doch wohl weniger seinem eigentlichen Urheber, dem Spanier Tirso de Molina, als vielmehr dem französischen Bearbeiter Molière und vor Allem dem deutschen Tondichter Mozart verdankt. Tilgner hat den Don Juan in dem Augenblick dargestellt, als dieser die Statue des Commandeurs auf dem Kirchhof zu Gast ladet. Ebenfalls ein ausgezeichnetes Werk von edler und ergreifender Wirkung.

Nur im Fluge konnte ich mir diese Werke ansehen, die ich, da sie von einem Freunde herrührten, mit besonderer Aufmerksamkeit musterte, und nach viel zu kurzer Zeit mußte ich vom neuen Burgtheater scheiden, von dem ich eben nichts Anderes mitnehmen konnte, als den Gesammteindruck der Schönheit, der Großartigkeit und des Liebreizes. Denn vor dem Bretterverschlage wartete der Fiaker, der mich nach einer Rundfahrt durch die Stadt dem Westbahnhof zuführen sollte.

Es war an einem Sonntag, ein frischer sonniger Nachmittag.

Auf den Straßen wogte eine bunte fröhliche Menge. Die Kaffeehäuser und Wirthschaften waren stark besetzt, die Pferdebahnen überfüllt. Ein allgemeines Ausfluthen nach den vor den Thoren Wiens herrlich gelegenen Dörfern und Flecken im Walde und im Gebirge. All die Sonntagsausflügler waren in der glücklichsten Stimmung, und so sah ich sie auch in den Vororten, die unser Zug berührte. Alle Vergnügungsgärten waren zum Erdrücken voll, und überall erklangen die entzückenden Weisen der Wiener Tänze und Gesänge. Auf dem Rasen im Schatten der Bäume hatten sich die Pärchen gelagert und begrüßten den vorübergehenden Zug mit Tücherschwenken und Hurrahrufen. Kleine Jungen hatten sich die Hosen aufgestreift und durchwateten den klaren Bach, vielleicht um Forellen zu fangen, wenn es dort überhaupt Forellen giebt. Das seichte krystallhelle Wasser, in dem jeder Kiesel des Grundes deutlich zu sehen war, spricht wenigstens nicht dagegen. Andere kleine Jungen hatten sich völlig entkleidet und unternahmen unter der Leitung der älteren Brüder ihre ersten Schwimmversuche. Junge Männer aus der Stadt mit hellen Jaquets, auffallenden Cravatten, bunten Blümchen im Knopfloch, mit nach vorn gekämmten, in der Mitte gescheitelten und an der Stirn gerade abgeschnittenen Haaren in der Sonnenthal'schen Frisur, hatten ihren Arm um die Hüften von reizend jungen frischblühenden Mädchen gelegt, die in ihren kleidsamen hellen Sommerkleidern entzückend aussahen. So schlenderten die Pärchen und sangen und wiegten sich im Tacte, und Alles war Frische, Jugend, Leben, Heiterkeit. Dazu die wundervolle Umgebung, die gebirgige vollsaftig grüne Landschaft mit den gesunden Bäumen und den freundlichen Häuschen. Ich lächelte mit den Glücklichen, aber es beschlich mich doch auch eine gewisse Wehmuth, und unwillkürlich gedachte ich der Klage Heinrich Heines um die „verschwundene blöde süße Jugendeselei". Aber Eines stand nun, wie gesagt, für mich fest: sobald ich mit Gastein fertig bin, kehre ich hierher zurück und bleibe da so lange wie möglich. Und das habe ich gethan und habe es nicht zu bedauern gehabt.

Einen langen vollen genußreichen Monat habe ich in Wien und dessen nächster Umgebung zugebracht und keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um dem specifischen Wienerthum, das mir von jeher überaus sympathisch gewesen ist, so nahe wie möglich zu treten. Es ist mir diesmal nicht sehr schwer geworden, denn gleich am ersten Tage nach meiner Rückkehr von Gastein wurde mir von Victor Tilgner in dessen reizender Villa zu Perchtoldsdorf — oder Petersdorf,

wie die Wiener der Bequemlichkeit halber sagen — anläßlich eines Familienfestes die Freude bereitet, mich an diesem echten Wienerthum in seinen ganz verschiedenartigen, aber gleichermaßen charakteristischen und typischen Vertretern von Herzen zu erfreuen. Wenn ich hier vorgreifend bemerke, daß Johann Strauß mit seiner schwarzäugigen jungen Frau und Girardi zu Tilgners Gästen zählten, daß Girardi das Fiakerlied und die Sologesänge aus dem „Zigeunerbaron" vortrug, daß der berühmte Volkssänger Guschlbauer den „Alten Drahrer" sang und die Schrammeln ihre Walzer und Märsche aufspielten, wenn ich hinzufüge, daß ich an einem anderen Tage ebenfalls in der Tilgner'schen Villa die Gebrüder Alfred und Heinrich Grünfeld Strauß'sche Walzer habe spielen und Oskar Hofmann Wiener Couplets habe vortragen hören, so wird man mir zugestehen, daß für die Eigenart Wiens beredtere Zeugen nicht auftreten konnten.

Lauter Musikanten, das ist richtig, aber das ist auch schon charakteristisch!

Alle Hauptstädter sind eingebildet, die Pariser mehr als alle anderen. Sie marschiren bekanntlich an der so allgemein beliebten „Spitze der Civilisation" und besitzen das Monopol des schlagfertigen Dialoges und des feinen Geistes, sie sind auch die Unüberwindlichen auf dem Schlachtfelde, die Tapferen und Schneidigen ohne Gleichen. Die Berliner sind etwas bescheidener, sie beanspruchen weniger Geist, sie sind zufrieden, wenn man ihnen ihre Ansprüche auf die Herrschaft im Reiche des Witzes nicht verkümmert und ihnen nebenbei zugesteht, daß sie sehr gescheidt und fleißig sind und dem allgemeinen Fortschritt die erheblichsten Dienste erweisen. Daß sie nebenbei die besten Soldaten der Welt stellen, versteht sich auch bei ihnen von selbst. Ungleich genügsamer sind die Wiener. In Bezug auf ihre Soldaten, die „Edelknaben", wie sie sie nennen, „die von Nr. 4", die Deutschmeister, sind sie natürlich ebenso anspruchsvoll wie die Pariser und die Berliner, aber sonst geizen sie weniger nach den Lorbeeren weltbestimmenden Geistes und des sprühenden Witzes, sie begehren die Alleinherrschaft nur in der Gemüthlichkeit. Das ist doch sicherlich das Harmloseste und Liebenswürdigste!

Die Wiener lieben ihre Stadt abgöttisch, und für tausenderlei Dinge besitzt nach ihrer Auffassung Wien ein unanfechtbares Monopol. Aber diese tausenderlei Dinge sind sammt und sonders arglos er Art. So wie man in Wien singt, sagen sie, singt man nirgends in der Welt; so wie man in Wien tanzt, tanzt man nirgends in der Welt; Wien hat die schönsten Frauen und Mädchen, das reinste Wasser, den süffigsten Wein, die reizendste Umgebung, die besten Fiaker, das liebenswürdigste Volk. Das ist gewiß viel, sehr viel, aber eigentlich im Dasein des Menschen und der großen menschlichen Gemeinsamkeit noch immerhin ziemlich bescheiden. Und es läßt sich gar nicht leugnen: es stimmt wirklich im Großen und Ganzen! Wien besitzt thatsächlich die Vorzüge, deren sich seine Kinder in der vollen Erkenntniß ihrer Schätze so gern mit stolzem Munde rühmen; und wer wollte es ihnen verargen, daß sie sich darüber freuen?

Ja, die Wiener Frauen und Mädchen sind wunderhübsch, und wenn ich die Damen meiner näheren und weiteren Bekanntschaft ausnehme, kenne ich überhaupt keine hübscheren. Sie besitzen dieselbe Grazie wie die Pariserinnen, ohne deren kränkelnde Dünnschichtigkeit, sie strotzen vielmehr von Gesundheit und Lebensfrische. Sie haben reizende Hände und Füße, schönes üppiges Haar, hellleuchtende fröhliche Augen, wundervolle frische Farben. Ihre Haltung ist ungezwungen und anmuthig, und sie verstehen sich vortrefflich auf die Toilette, die gerade zu ihrem Wesen paßt. Ihre Tracht ist mitunter vielleicht etwas auffällig, aber unter allen Umständen kleidsam, und die Sachen sind unzweifelhaft ungleich besser gemacht als bei uns. Das mag auch an den Figuren liegen. Aber selbst die Mädchen aus dem Volke, die doch gewiß nicht bei theuren Schneidern arbeiten lassen, sehen in ihren einfachen Sommerkleidern, die die runde Hüfte bequem umspannen und die reizvolle Frühüppigkeit der Gestalt unter den günstigsten Bedingungen errathen lassen, besser und fescher aus, als viele junge Damen und Mädchen anderer Städte, über deren Schneiderrechnungen die Gatten und Väter sich die Haare zerraufen.

Und auch die Wiener Gemüthlichkeit ist kein leerer Wahn. Die Wiener und Wienerinnen verstehen Spaß und lieben ihn. In ihrer Unterhaltung herrscht eine liebenswürdige Ungezwungenheit, die bei ihrer aufrichtigen Harmlosigkeit der Auffassung eine größere Freiheit der Bewegung gestattet als anderswo und Niemand verletzt. Auch äußerliche Bedingungen begünstigen dies. Die Wiener besitzen fast durchweg ein sehr klangvolles wohllautendes Organ, und der Wiener Dialekt klingt aus ihrem Munde überaus anheimelnd und freundlich. Dazu kommt noch, daß dieser Dialekt von einem unerschöpflichen Reichthum in seinen Stammworten und Neubildungen ist. Keine Großstadt besitzt eine so vielseitige, eigenthümliche, wohlgegliederte und festgestaltete Volkssprache wie Wien, und während unsere norddeutschen Dialekte den Süddeutschen und Oesterreichern hart und spröde klingen, lautet das Wienerische im Ohre des Norddeutschen wohlklingend und behaglich. Gewisse Wörter des Wiener Volksmundes werden allerdings bis zur Ermattung abgehetzt, namentlich also auch die Eigenschaftswörter, die das besondere Wiener Wesen bezeichnen, wie „ferm" und „fesch", „harb" und „resch". Dazu kommen noch, wie mir scheint, erst in neuerer Zeit entstandene Wörter wie die folgenden, die man, wenn man nur einen Abend in einem Volksgarten zubringt, zum Mindesten ein Dutzend Mal zu hören bekommt, wie: eine „Wurzen", wofür die Berliner den Ausdruck „Potsdamer" haben, ein Wort zur Bezeichnung jener gutmüthigen Personen, die sich namentlich zur Ausbeutung durch das zarte Geschlecht eignen; „Drahrer", der seßhafte Kneipbruder, der immer zuletzt aus der Schenke geht, im Zusammenhang mit „aufdrahn", etwas draufgehen lassen; „Bahöll", ungefähr dem Berliner „Radau" entsprechend, die gesteigerte „Hetz" u. s. w.

Ganz besonders angenehm wirkt auf jeden Fremden der gemüthliche Ton in den untern Volksklassen. Es giebt keinen Janhagel in Wien. Während

in andern Großstädten der anständige Rock nur zu häufig als eine Herausforderung zu allerhand widerwärtigen Späßen und Rohheiten betrachtet wird, ist er in Wien eine Schutzwehr gegen alle Ungehörigkeiten. Es geht in den Vergnügungsstätten, in denen sich die den untersten Ständen Angehörigen zusammenfinden, gerade so lustig und übermüthig her wie überall, aber ungleich gemessener und anständiger. Niemals oder doch nur in den allerseltensten Fällen kommt es zu jenen häßlichen Ausschreitungen, die anderswo bei derartigen Anlässen nahezu die Regel bilden. Deshalb vermischen sich diese Elemente auch viel zwangloser mit denen des Mittelstandes und der besten Gesellschaft, als in andern Städten. Alle sind gleichmäßig vergnügt und Alle gleichmäßig bestrebt, den Andern das Vergnügen nicht zu verderben und innerhalb der Schranken der Gemüthlichkeit zu bleiben. Wir werden darauf noch zurückkommen, wenn wir von den Vereinigungen beim „Heurigen" sprechen werden.

Der bei weitem wichtigste Factor des gemüthlichen Wienerthums ist aber die Wiener Musik mit ihrem unbestrittenen Meister Johann Strauß an der Spitze, dem sich Franz von Suppé und Millöcker anreihen. In Johann Strauß hat die Wiener Musik ihren vornehmsten und echtesten künstlerischen Ausdruck gefunden. Aber auch in ungefügigerer Form, in den ohne viel Besinnen frisch aus der Kehle geträllerten Liedern der Volkssänger besitzt diese Musik einen ganz eigenthümlich fesselnden Zauber. Sie hat etwas einfach Herzliches, das Einen warm macht und ergreift. Es ist ein natürlich wahres Aufjubeln der Lebensfreude, und mit diesem Frohlocken verschwistert sich ganz eigenartig eine gewisse Wehmuth und Schwermuth, die den Hörer wunderbar erfassen; gerade wie ja auch im Jauchzen der Lust immer ein schmerzlicher Laut mitzittert.

Wenn Johann Strauß als die bedeutendste schöpferische Kraft des musikalischen Wienerthums hingestellt werden muß, so ist als bedeutendster der ausübenden Künstler wohl unbedingt Alfred Grünfeld zu nennen, dem sein Bruder, der Cellist Heinrich Grünfeld, gleich beizugesellen wäre, obgleich Heinrich seit seiner langen Reihe von Jahren in Berlin lebt und sich nur gelegentlich mit seinem in Wien lebenden Bruder Alfred zu einem musikalischen Duo des liebreizendsten und bezaubernsten Wienerthums zusammenfindet. Alfred Grünfeld ist bekanntlich einer der tüchtigsten jetzt lebenden Pianisten, ein ernsthafter hervorragender Künstler, der durch seine ungewöhnliche musikalische Begabung, die Tiefe seiner Auffassung, seine vollendete Technik, die Wärme seines Tons und die sammtne Weichheit seines Anschlags seine Zuhörer in Nord und Süd, in Ost und West zur Bewunderung hinreißt. Aber nicht um diesen haben wir uns hier zu kümmern, wir sprechen hier von dem Wiener Musiker Alfred Grünfeld, der sich im Kreise guter Freunde, mit der Cigarre im Munde, an den Flügel setzt und Strauß'sche Walzer, Wiener Volkslieder und Märsche vom Heurigen so spielt, wie sie außer ihm kein Mensch spielen kann. Das ist eine Schneidig-

keit des Rhythmus, eine Lieblichkeit der Harmonie sondergleichen. Man glaubt ein Orchester außerlesenster Art zu hören. Das ganze lustige Wienerthum kichert uns schelmisch und lacht übermüthig aus den Saiten entgegen, die Alfred Grünfeld meistert. Und wenn dann gar noch Heinrich aus der Ecke des Salons sein Cello hervorholt und die kosenden und verlangenden Melodien der Strauß'schen Walzer mitspielt, dann ist es, wie man in Wien sagt, schon „das Höchste", dann begreift man den köstlichen Ausruf des Wiener Volks, der den ganzen Frohsinn dieser glücklichen Menschenkinder widerspiegelt: „I verkauf' mein G'wand, i bin im Himmel!"

Die hervorragenden Leistungen des Wiener Männergesangvereins, der, wenn man von der Wiener Musik spricht, nicht unerwähnt bleiben darf, sind weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus als mustergültige bekannt. Alle Welt weiß, daß dieser von Kremser vorzüglich geleitete Verein sowohl durch die auserlesen schönen Stimmen seiner zahlreichen Mitglieder, wie durch die Feinheit der musikalischen Schulung alle seine Nebenbuhler weit und breit überflügelt. Die Vorträge des Wiener Männergesangvereins zeichnen sich durch den besten Geschmack, durch untadelige Sauberkeit und eine geradezu vollkommene Technik aus. Ich kann mir nicht denken, daß der Vielgesang eine höhere Stufe erklimmen kann. Da verletzt keine aufdringliche Schreierei beim Forte und kein süßliches Winseln beim Piano, Alles ist gesund und tüchtig in weiser Abgemessenheit.

Aus diesem großen Verein hat sich ein Soloquartett abgelöst, das nach dessen Leiter das Udel'sche genannt wird und in der Pflege des Humoristischen seine Besonderheit sucht. Das Udel'sche Quartett besitzt ein reichhaltiges Repertoire von scherzhaften Gesangsnummern, unter denen namentlich eine börsenmäßige Anpreisung der Theißlooſe als besonders gelungene zu nennen ist. Es erfreut sich einer großen Beliebtheit, die sich bei allen Vorträgen des Wiener Männergesangvereins in stürmischer Weise äußert. Ohne die trefflichen gesanglichen Leistungen der „Udel-Udel-Udel", wie sie von den Hörern jubelnd begrüßt werden, irgendwie herabzusetzen, darf ich mit dem Geständnisse doch nicht zurückhalten, daß meine norddeutsche Schwerfälligkeit daran schuld sein mag, wenn ich für Männerquartettscherze im Allgemeinen kein rechtes Verständniß besitze, und daß mir das Verständniß dafür auch durch das Udel'sche Quartett nicht aufgegangen ist. Ich werde bei diesen humoristischen Vierstimmigkeiten den Eindruck des Gemachten, des Herausgeklügelten und verstimmend Absichtlichen niemals los, und ich sage mit dem guten König Heinrich:

„J'aimo mieux ma mie, au guó,
J'aimo mieux ma mie!"

Der derbe ungekünstelte unmittelbare Humor der Volkssänger packt mich ganz anders.

Ich hatte Gelegenheit, den Wiener Männergesangverein in einer erst vor

Kurzem eröffneten, in großartigen Verhältnissen geplanten Vergnügungsstätte zu hören, die den einstweilen noch keineswegs berechtigten Namen „Dreher-Park“ führt. Man sagte mir allerdings, daß der eigentliche Park noch gar nicht eröffnet, und daß der jetzt dem Publikum zugängliche Theil nur als der Vorplatz des wirklichen Parks anzusehen sei. Dann bin ich beruhigt. Denn noch mit mehr Grund, als über die Berliner Biergärten, die meistens nichts Anderes als einfache Höfe sind, und deren Gartenanlagen im günstigen Falle in einigen verkrüppelten Bäumen, gewöhnlich aber nur in armseligen Topfpflanzen und elenden Schlinggewächsen bestehen, deren natürliche Jämmerlichkeit durch die Lüge der auf die Wände gemalten Wald- und Gebirgspracht nur noch trauriger erscheint, würde man über diesen eigenthümlichen „Park“ spötteln dürfen: einen mächtigen sandigen, mit Tischen und Stühlen besetzten sonnigen Platz, an dessen äußerstem Ende einige Bäume den Besucher grausam fühlen lassen, was er in diesem Park vor Allem zu entbehren hat: nämlich die Bäume. Aber der Abend war erträglich kühl geworden, und der ungeheure Raum überfüllt. Es waren gewiß vier- bis fünftausend Menschen, die da an den ungezählten Tischen Platz genommen hatten, zu Nacht speisten und das kühle Dreher'sche Bier tranken, das uns in Oesterreich besser mundet als in unserm nordischen Klima. Und diese ungeheure Menschenmenge lauschte andächtig und mit aufrichtiger und mittheilsamer Freude den ausgezeichneten gesanglichen Leistungen. Alle waren kreuzfidel, in rosigster Stimmung, ja wahrhaft begeistert. Es war ein Bild großstädtischen Lebens, so heiter, so schön, wie man es sich nicht vollkommener denken kann. Wo war da der Modergeruch, den angeblich das arme Wien ausströmen soll? Das war Frische und Gesundheit *in* der liebenswürdigsten Gestalt . . .

Der Abgott der Wiener ist seit einigen Jahren *Alexander Girardi*, Sänger und Schauspieler am Theater an der Wien. Girardi ist in der That der geschmackvollste und liebenswürdigster Vertreter des echten Wienerthums, as jetzt, wie mir scheint, mit besonderem Eifer von allen Kreisen der Wiener Gesellschaft gehätschelt und gepflegt wird. Es macht beinahe den Eindruck, als ob die Wiener eine gewisse Angst hätten, daß ihre liebenswürdige Eigenart mit den Jahren ihnen abhanden kommen könne, daß die neue Zeit, die die prachtvollen neuen Straßen mit den großartigen Monumentalbauten und in vielen Beziehungen ganz neue Bedingungen des großstädtischen Daseins geschaffen hat, auch mit dem eigenartigen Wienerthum rauh und roh aufräumen werde. Und da die Wiener den Anspruch darauf, die alleinige deutsche Großstadt zu sein, selbst haben fallen lassen und, wenn auch nicht ohne eine gewisse Wehmuth, so doch ohne Neid, zugeben, daß die Kaiserstadt Berlin mitgenannt werden darf, und daß das alte Liedchen: „'s giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien“ wirklich etwas veraltet ist, so haben sie das sehr begreifliche Bestreben, dem *neuen* Wien den liebenswürdigen freundlichen Charakter des alten zu erhalten; und so erklärt es sich, daß auch

die höchsten Kreise mit diesem specifischen Wienerthum stark liebäugeln, daß die G'stanzeln und anmuthigen Dudeleien der Volksmusikanten, die Fiaker und Alles, was als Wienerische Besonderheit anzuführen ist, bei den hohen Herren und Damen der Aristokratie in ganz besonderem Ansehen stehen.

Girardi ist nun ein echtes Wiener Kind von heiterster Laune, von gemüthlicher Wärme, eine vollsaftige Natur, die sich in anspruchslosester und einfachster Weise giebt. Sein Aeußeres ist ansprechend und freundlich, seine dunklen leuchtenden Augen bekunden, daß er grundgescheidt ist. Er ist ungezwungen und jugendlich in seinem Auftreten und in seinen Bewegungen, mit einem Wort: eine durchaus sympathische Erscheinung. Er besitzt das angenehme vollklingende Organ seiner Heimat, und auch seine Singstimme ist, ohne bedeutend zu sein, von anheimelndem Wohllaute. Selbst der nasale Nebenklang in der Höhe beeinträchtigt deren freundliche Wirkung in keiner Weise; er weiß sogar aus diesem Mangel einen Vorzug zu machen und diese Nasaltöne schalkhaft humoristisch zu färben. Das haben ihm denn auch seine zahllosen Nachahmer ablauschen wollen. Das Näseln dieser Nachäffer ist aber ebenso widerwärtig, wie diese gepreßten Töne bei Girardi ansprechend und heiter wirken. Girardi ist, wenigstens in Wien, die eigentliche Seele der Operette. Bei jeder neuen Operette fragt man zuerst danach: Hat Girardi gute Couplets, einen hinreißenden Walzer? Man spricht zuerst von Girardi und dann von allen Andern. Das hat mit dem bekannten Couplet in der „Jungfrau von Belleville":

Das würde kränken die,
Die von der Infant'rie.
Uns von der Cavall'rie
Geniret so was nie,

begonnen, vielleicht auch schon früher, das hat sich im „Lustigen Krieg" fortgespielt — so wie Girardi hat Niemand vor ihm und nach ihm den unvergleichlichen Naturwalzer gesungen —, das hat sich in „Gasparone" bestätigt — sein Bericht über den Streifzug gegen den vermeintlichen Räuber und sein Walzer: „Er soll Dein Herr sein, wie stolz! das klingt!" waren in der That in ihrer Weise klassische Leistungen — und vor Allem hat er als Szupan im „Zigeunerbaron" wahrhafte Stürme der Begeisterung entfesselt. In Wien selbst fällt der Erfolg des „Zigeunerbaron" mit dem Erfolge Girardis beinahe zusammen, und für Wien wäre der „Zigeunerbaron" ohne Girardi nicht denkbar. Es ist aber auch geradezu köstlich, wie er die verschiedenen dankbaren Nummern der reizenden Partitur, das Auftrittslied: „Das Schreiben und das Lesen ist nie mein Fall gewesen", das scherzhafte Sittencouplet und vor Allem den Feldzugsbericht vorträgt, — mit wunderbarer Feinheit der Abschattirung, zugleich aber auch mit einer so vollkommenen Zurückhaltung und bescheidenen Einfachheit, daß man es kaum begreifen kann, wie er mit den harmlosen Mitteln, die er anwendet, eine so tiefe und mächtige Wirkung erzielen kann. In dieser Schlichtheit, in dieser warmen Natürlichkeit,

die alles Prahleriſche und Aufdringliche verſchmäht, liegt der eigenthümliche Reiz des Girardi'ſchen Talents. Mit einem leichten Lächeln, einem kaum merklichen Augenaufſchlag, einem leiſen Zucken der Achſel, dem ſanft angedeuteten Wiegen des Oberkörpers im Tacte des Walzers erzielt er eine tiefere Wirkung, als Andere mit Aufgebot aller mehr oder minder glücklichen ſogenannten „Nüancen", und vor allen Dingen eine viel nachhaltigere. Man hat, während man Girardi hört, das beſtändige Gefühl ungetrübten Wohlbehagens, und es ſpricht für die Feinfühligkeit des Wiener Geſchmacks, daß ein ſo ſchlichter und maßvoller Künſtler es zu einer ſo allgemeinen volksthümlichen Beliebtheit hat bringen können. Alles, was Girardi giebt, giebt er in zarten Strichen und in Andeutungen, und wenn ſich in der Beſchränkung wirklich der Meiſter zeigt, ſo ſehe ich keinen Grund, Girardi dieſen Ehrentitel vorzuenthalten.

Seine neueſte Glanznummer iſt das „Fiakerlied", das in allen Volksgärten, von allen möglichen mehr oder minder fragwürdigen Capellen und allen Leierkaſten jetzt in einer kaum noch erträglichen Weiſe abgehetzt wird. Girardi ſingt dies Lied allerdings in ganz entzückender Weiſe, und man begreift es, daß es trotz ſeiner ziemlich gewöhnlichen Melodie und ſeines nicht eben erſchütternden Textes durch ihn zu der allgemeinſten Verbreitung und Beliebtheit gelangt iſt und ſich zeitweilig in die unberechtigte Nachbarſchaft mit den Meiſterweiſen von Johann Strauß vorgedrängt hat. Man glaubt es eben Girardi, wenn er ſingt:

„Mei Stolz is, i bin halt an echt's Weanakind,
A Fiaka, wie man net alle Tag' find't,
Mei Bluat is ſo lüſti und leicht wie da Wind,
I bin halt an echt's Weanakind!"

Das Lied verherrlicht, wie ſchon der Titel ſagt, einen der beliebteſten Wiener Typen, den Fiaker, auf den die Wiener in kindlich rührender Weiſe ſtolz ſind. In die Anerkennung der unzweifelhaften Fiakereigenſchaften von Seiten der Fremden miſcht ſich freilich auch eine gewiſſe Kritik über die Unſicherheit, in der ſich der Fremde in Bezug auf den zu zahlenden Fahrpreis beſtändig befindet. So lange ſich der Fiaker innerhalb des Gewöhnlichen bewegt, innerhalb der „Linie", wie man in Wien ſagt, weiß man ungefähr, was man zu zahlen hat, und unter dieſen Bedingungen des Gewöhnlichen ſind die Fiaker eigentlich ſogar billig, zumal wenn man deren in der That großartige Leiſtungen in Betracht zieht. Nun will es aber die eigenthümliche Beſchaffenheit der Stadt, daß namentlich im Sommer die Benutzung des Fiakers für das Gewöhnliche zur Ausnahme und für das Ungewöhnliche zur Regel wird. Die hübſchen Locale, in denen es ſo heiter und luſtig zugeht, liegen außerhalb der Linie, die Freunde, die man beſuchen will, haben ſich in die kühleren und ſchattigeren Vororte geflüchtet, und ſobald man zu dieſen größeren Ausflügen einen Fiaker benutzt, werden deſſen Forderungen allerdings bisweilen recht phantaſtiſch. Ich habe mich indeſſen mit dieſen braven

Leuten faſt immer gut auseinandergeſetzt, obwohl auch ich, wenn ich mich in Vereinbarung mit ihnen einließ, immer in einer gewiſſen Spannung war, ob ſie fünf Gulden oder fünfzehn Gulden fordern würden. Ich glaube, es iſt die Schuld der Fremden, wenn ſie an den Fiakern herumnörgeln; ſie begehen eben den Fehler, das öffentliche Fuhrwerk in Wien nach demſelben Maßſtabe zu bemeſſen, den ſie in ihrer Heimat anlegen. Aber die Wiener Fiaker laſſen ſich in der That in keiner Weiſe mit einem Lohnfuhrwerk, wie es uns zur Verfügung ſteht, oder gar mit einer unſerer gewöhnlichen „Droſchken erſter Klaſſe" vergleichen. Wir haben Wagen von zweifelhafter Beſchaffenheit, abgetriebene Gäule von mehr als zweifelhafter Leiſtungsfähigkeit, Miethskutſcher in abgeſchabter Uniform, die gewöhnlich nicht fahren können und die Pferde lieblos behandeln, mit einem Wort: gar trübſelige Werkzeuge der Fortbewegung. Der Wiener Fiaker iſt gewöhnlich ein wohlgeſtellter Mann, mit einer gewiſſen harmloſen Eitelkeit ſauber gekleidet, mit dem kleinen modiſchen Hütchen auf dem Kopfe, dem kokett geſchlungenen bunten Halstuch, dem kleidſamen Jaquet; er iſt der Fuhrherr, der Beſitzer des Wagens, auf den er ſtolz iſt und den er wie ein Schmuckkäſtchen ſauber hält, der Beſitzer der vortrefflich gepflegten, willigen und flinken kleinen Pferde, die er mit Zärtlichkeit behandelt, an denen er den ganzen Tag herumputzt, die in blinkenden und blitzenden Geſchirren vorgeſpannt ſind und wie der Satan laufen, wenn er mit der Zunge ſchnalzt.

„A Peitſchen — a! dös giebt's net!"

Der Fiaker vereinigt mithin alle guten Eigenſchaften des herrſchaftlichen Fuhrwerks. Man fährt in einem gutgebauten, ſauber gehaltenen, leichten Wagen ſo ſchnell und ſo bequem wie in der beſten Equipage, und auf dem Bock ſitzt ein gemüthlicher Mann, der meiſterhaft kutſchirt. Wenn man für dieſes wahrhafte Vergnügen nun wirklich einen etwas hohen Preis zahlt, ſo meine ich, hat man nicht die Berechtigung, darüber zu klagen; und ich wiederhole, daß für gewöhnliche Leiſtungen der Wiener Fiaker nicht nur nicht theurer, ſondern unter Umſtänden ſogar billiger iſt, als die traurige Berliner Droſchke.

Nach dieſer Einſchaltung kehre ich nun wieder zu den Muſikanten zurück. Die gefeiertſten in den Volksgärten ſind jetzt die „Schrammeln". Ihre früheren Nebenbuhler, die vortrefflichen Walzerſpieler auf dem Clavier, Gebrüder Harner, „Harnerbuben" genannt, ſind jetzt von der Bildfläche verſchwunden. „Die Schrammeln" ſpielen bei den allgemeinen Volksbeluſtigungen unter den beſcheidenſten Bedingungen der herumziehenden Muſikanten. Sie ſitzen an ihrem hölzernen Tiſch und beſchweren die Noten mit Trinkgläſern oder Steinen, damit dieſe vom Wind nicht weggefegt werden; ſie gehen nach längeren Pauſen mit dem Teller herum einſammeln; kurzum ſie ſind echte Volksmuſikanten. Aber man darf ſich durch dieſe äußerſte Einfachheit in den Bedingungen ihres Auftretens nicht täuſchen laſſen, ſie ſind nebenbei vollkommene Künſtler.

Die kleine Kapelle besteht aus vier Mitgliedern. Die Gebrüder Johann und Josef Schrammel, die diesem Instrumentalquartett den Namen gegeben haben, spielen Geige, und zwar spielt abwechselnd bald Johann, bald Josef die erste und zweite Geige. Der dritte im Bunde, Georg Dänzer, bläst alle möglichen Instrumente, Clarinette, Posthorn u. s. w., und der Vierte, Anton Strohmeyer, der die Begleitung spielt, ist ein Meister auf der sogenannten Contraguitarre, einem Saiteninstrument von dreizehn Saiten, mit den chromatischen Tönen in der Contraoctave und der gewöhnlichen Saitenbespannung der Guitarre. Jeder Einzelne dieser Vier ist ein wahrer Künstler, und auch bei den „Schrammeln" ist die Sauberkeit, die Anspruchslosigkeit und die allem aufdringlichen Virtuosenthum und allem Schnörkelwesen abgewandte Schlichtheit des Vortrags das Entscheidende. Sie spielen einfach, gemüthlich, wahrhaft musikalisch, ohne alle Späße und Effecthascherei, und daß so schlichte ernste Musiker auch bei dem niederen Volke so allgemein beliebt werden konnten, ist als ein neuer Beweis für den gesunden und richtigen Geschmack des Wiener Publikums in musikalischen Dingen zu bezeichnen.

Die Schrammeln sind nicht nur als ausübende Künstler hervorragend, sie sind auch als schöpferische mit Auszeichnung zu nennen. Einige der allerliebenswürdigsten und ansprechendsten Wiener Melodien rühren von ihnen her, so der entzückende Walzer: „Wien bleibt Wien", der leider nicht im Druck erschienen ist, von Johann Schrammel, und der nicht minder reizvolle Walzer „Vindobona du einzige Stadt" von Josef Schrammel; dazu kommen noch eine große Anzahl allgemein bekannter und beliebter Märsche. Und sie haben noch ein anderes Verdienst. Die Schrammeln, die einer Familie von alten Wiener Musikern angehören, haben einen köstlichen Schatz alter Wiener Volkslieder und Tänze, die sie in der Kindheit von ihren Eltern gehört, aufbewahrt und sorgen durch ihren Vortrag dafür, daß diese gemüthlichen G'stanzeln und Ländler auch unserm Geschlechte nicht verloren gehen. Es würde der Mühe verlohnen, daß diese Volksmelodien ihren berufenen Musiker fänden, der sie, wie Brahms die ungarischen Tänze, der Allgemeinheit übermittelte und dauernd erhielte. Und die Schrammeln selbst wären wohl die Berufensten dazu, denn alle ihre Tänze sind für ihr Quartett mit dem äußersten Geschmacke eingerichtet. Man kann sich nichts Behaglicheres denken als einen echten Wiener Walzer von den Schrammeln gespielt und von Anton Strohmeyer in schärfstem packendem Rhythmus begleitet.

Ihren höchsten Triumph feiern die Schrammeln beim „Heurigen" und besonders an den Sommerfreitagen in Nußdorf. Da sitzen sie in dem primitivsten aller Volksgärten am schlechtbehauenen Holztisch auf der hölzernen Bank, und rings um sie, dicht zusammengepfercht, die Hunderte, die dem wohlschmeckenden angenehmen jungen Wein zusprechen und kein anderes Bedürfniß fühlen, als ein echtes Wiener Lied oder einen echten Wiener Tanz zu hören und mit Frohen froh zu sein. Da kommt die ganze volle echte

warme Liebenswürdigkeit des Wiener Volkslebens zum unverfälschtesten Ausdruck. Es herrscht eine Heiterkeit, eine Harmlosigkeit und Lust sondergleichen. Sobald aber die Schrammeln einsetzen, verstummt der Uebermuth, es tritt andächtige Stille ein, und jauchzendes Gejohle und stürmisches Händeklatschen folgen jedem ihrer meisterlichen Vorträge. Freilich liegt auf den Tischen kein sauberes Leinenzeug, es ist gänzlicher Mangel an elektrischer Beleuchtung und nahezu gänzlicher Mangel an Bedienung. Glücklich, wer einen Eckplatz auf einer der harten Holzbänke erobert oder gar einen Holzstuhl erwischt und sich an einen der Tische herandrängen kann, auf den ein dürftiges Windlicht, das durch eine große Glasglocke geschützt ist, seinen matten Schimmer wirft. Und wenn der Kellner, an den von allen Seiten dringliche Anforderungen herantreten, gar zu lange auf sich warten läßt, so geht man eben selbst zum Schanktisch, läßt den großen Krug mit dem gelben jungen Wein füllen und sucht durch List oder Gewalt einiger Gläser habhaft zu werden. Wer nicht gar zu ungeduldig ist, erobert schließlich doch auch noch ein warmes Schnitzel, und wenn der Kellner das Besteck vergessen hat, so findet man am Nebentisch ein paar freundliche Leute, die ihre eben benutzten Messer und Gabel dem Hungrigen artigerweise zur Verfügung stellen. Wem aber die Zeit zu lang wird, der kann seinen Hunger bei dem herumziehenden Wurst- und Käsehändler, dem Salamutschi — ich weiß nicht, ob er sich so oder „Salamucci" schreibt — stillen, der von einer großen Wurst mit scharfem Messer zarte Scheiben ablöst, sie vor den Augen des Käufers wägt und das bestellte Quantum auf einem sauberen Blatt Fließpapier, das später als Serviette benutzt wird, auf den Tisch legt. Der Brodjunge, der das Brod verkauft, drängt sich schon allein heran. Es kommen auch unaufgefordert Verkäufer von anderen Herrlichkeiten, die ihre Waaren feilbieten und die obenein noch den Spielteufel zum Bundesgenossen haben. Und mit den riesigen Kipfeln und den Sträußen von Obst, die man gewinnen oder auch kaufen kann, läßt sich bei dem guten Heurigen schon auskommen.

Die ganze Gesellschaft, die da vereinigt ist, ist in rosigster Stimmung, und Jeder fühlt das Bedürfniß, für das Vergnügen des Anderen zu sorgen. Da melden sich aus der Reihe der Gäste unaufgefordert musikalisch Veranlagte und setzen sich mit brennender Virginiacigarre oder Cigarrette vor den Schrammeln hin und singen Duette mit köstlichen Stimmen, heitere reizende Lieder, und die Schrammeln begleiten, und alle Welt jauchzt Beifall.

Wer sind die Sänger? fragt der Fremde, und der Einheimische giebt die überraschende Antwort: Der Fiaker so und so und der Fiaker so und so.

Da nimmt ein hübscher, schlankgewachsener, fescher junger Mann mit einem runden Hütchen auf dem Ohr, mit edelgeschnittenem Profil und mit langem blonden Schnurrbart neben den Schrammeln Platz und pfeift, während der Bläser unter den Schrammeln sein Instrument ruhen läßt und die Geiger mit dem Guitarrenspieler discret begleiten, den köstlichen Walzer von Johann Strauß „Frühlingsstimmen" mit geradezu meisterlicher

Virtuosität, mit einer Fülle und einem Wohllaut des Tones, wie man ihn bei dem gemeiniglich unterschätzten Pfeifen in der That sehr selten findet. Das ist der Baron-Schan! Der Baron Jean? Ein Baron? Vielleicht. Eigentlich ist er Fiaker, aber er wird der Baron-Schan genannt, weil er so vornehm aussieht und sein Vater vielleicht dem freiherrlichen Stande angehört. Andere der musicirenden Gäste führen freilich einen weniger wohlklingenden Spitznamen, so heißt einer der tüchtigsten das „Mistviehchl", und der liebenswürdige Mann hört auf diesen Namen und nimmt es durchaus nicht übel, wenn man ihn so ruft. Er gehört ebenfalls der auserwählten Zunft der Fiaker an. Alle betheiligen sich eben an der allgemeinen Freude. Wer nicht singen und nicht pfeifen kann, der kann vielleicht den Klang eines Instrumentes nachahmen, eines Waldhorns oder einer Clarinette, und er giebt sein Bestes zum Besten. Es kommt aber auch vor, daß ein ernster Künstler von hervorragender Bedeutung wie Heinrich Grünfeld sich von Johann Schrammel die Geige reichen läßt, sie wie ein Cello auf das Knie stützt und unter Begleitung der Anderen und allgemeinem stürmischen Applause einen Strauß'schen Walzer spielt, oder daß ein sehr begabter Dilettant, wie Theodor Jauner, mitten im musikalischen Vortrage der Schrammeln einem der Geiger das Instrument abnimmt und das melodische Trio, für das er ganz besonders schwärmt, selbst spielt, um alsdann die Geige dem rechtmäßigen Besitzer wieder auszuhändigen. Alles das vollzieht sich in der natürlichsten, heitersten, lustigsten Weise. Keine Rohheit bildet einen häßlichen Mißklang in dieser erfreulichen Harmonie. Es herrscht eine Ungezwungenheit im Verkehr von Tisch zu Tisch, die ganz reizend ist. Es giebt keine fremden Leute, Alle scheinen sich zu kennen und sich gern zu haben. Wer das Wiener Volk kennen lernen und liebgewinnen will, der muß es eben beim „Heurigen" sehen.

Und so, heiter im Genuß, kindlich froh, rührend anspruchslos und gesellig zeigt es sich überall. Auch in den bescheidenen Volksconcerten werden die Gäste von den Künstlern zur Unterstützung und Mitwirkung herangezogen. Die Hauptnummern bilden gewöhnlich die Chorlieder, in welchen der Rundreim von der gesammten Gesellschaft unter Leitung des Künstlers mitgesungen wird. Es werden aber auch förmliche Gesellschaftsspiele veranstaltet, und Jedermann giebt sich willig dazu her, die ihm übertragene Rolle zur Belustigung der Anderen auszufüllen.

Wie unglaublich genügsam und wie verständnißvoll das österreichische Publikum ist, das habe ich während meines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in dem freundlichen Baden an der Südbahn oft zu beobachten die Gelegenheit gehabt. Eine der hauptsächlichen Vergnügungen der Sommerfrischler in Baden ist die sogenannte Arena, ein bescheiden ausgestattetes Sommertheater in bescheidenen Verhältnissen unter freiem Himmel. Dort giebt die Schauspielergesellschaft des städtischen Directors, des sehr vielseitigen und tüchtigen Künstlers Herrn Schreiber, die gewöhnlich einige ganz gute und mehrere wenigstens erträgliche Künstler zählt, ihre Vorstellungen. Schöne alte Bäume

ſchließen den Hintergrund der Bühne ab, und es genirt keinen Menſchen, daß die grünen Zweige in die Zimmerdecorationen hineinzuragen ſcheinen. Das Theater hat wie die antiken Arenen gar keine Bedachung, weder für die Bühne, noch für die Zuſchauer. Es giebt daher auch kein Theater in der Welt, das von der Witterung ſo abhängig wäre, wie die Badener Arena.

Wenn das Wetter unzweifelhaft gut oder unzweifelhaft ſchlecht iſt, ſo iſt die Sache einfach: bei gutem Wetter findet eben die Vorſtellung unter den günſtigſten Bedingungen in der Arena ſtatt, bei ſchlechtem Wetter in dem geſchloſſenen Stadttheater. Die Sache verwickelt ſich aber, ſobald das Wetter veränderlich iſt, wenn es entweder im Laufe des Tages geregnet hat oder in den Nachmittagsſtunden zu regnen droht, oder endlich, wenn es während der Vorſtellung zu regnen anfängt. Da hat ſich nun folgende Vereinbarung herausgebildet. Kann der erſte Aufzug wegen der Ungunſt der Witterung nicht zu Ende geſpielt werden, ſo wird das Geld an der Kaſſe zurückgegeben oder die gelöſten Billets behalten ihre Gültigkeit für eine der nächſten gewöhnlichen Vorſtellungen. Iſt der Vorhang aber nach Schluß des erſten Actes gefallen, ſo giebt der Director, wie man es ihm auch thatſächlich nicht verdenken kann, nichts mehr heraus, dann tritt eine längere Pauſe ein — die Vorſtellungen in der Arena beginnen um halb ſechs Nachmittags, die im Stadttheater erſt um ſieben — und etwa um die achte Stunde wird dann der zweite Act im Stadttheater weiter geſpielt. Künſtler und Publikum ſiedeln dahin über. Die Theaterbeſucher werden da untergebracht ſo gut es eben gehen mag. Ohne Murren betheiligen ſich alleſammt an dieſem Umzuge. Aber noch ſchöner iſt es, wenn während der Vorſtellung ein Regenſchauer kommt, von dem man hoffen darf, daß er bald vorübergeht. Dann werden einfach zunächſt vom geſammten Publikum die Schirme aufgeſpannt, und von den ebenfalls offenen Logen aus hat man einen köſtlichen Blick auf eine ſchwarzſeidenüberſpannte Maſſe, auf all die geöffneten Regenſchirme, unter denen die Beſucher des Parquets und des Parterre Schutz ſuchen. Die Künſtler auf der Bühne ignoriren eine Weile das herabfallende Naß; wird es aber zu arg, ſo nehmen auch ſie ganz gemüthlich den Schirm. Und wenn auch die Handlung in einem geſchloſſenen Zimmer ſpielt, ſie treten mit aufgeſpanntem Schirm auf und ſingen unter dem Schirm. Einzig übel daran ſind die Mitglieder des Orcheſters, auf die ſelbſt und auf deren Inſtrumente der Regen unbarmherzig herabrieſelt. Wird der Regen zu arg, ſo ertönt das Glockenſignal, und der Vorhang wird geſchloſſen. Der Regiſſeur verkündet eine Pauſe von einer Viertelſtunde oder einer halben Stunde, je nachdem, und alsdann wird der Verſuch, die Vorſtellung wieder aufzunehmen, auf's Neue gemacht. Alle dieſe mannigfachen Störungen werden auf das Verſtändnißvollſte und Liebenswürdigſte ertragen, kein Laut der Beſchwerde läßt ſich vernehmen, keinerlei Ulk wird getrieben, Alles vollzieht ſich in der denkbar harmloſeſten und freundwilligſten Weiſe.

Wenn aber auch die Witterung keine böſen Streiche ſpielt, ſo iſt ſelbſt

unter den günstigsten Bedingungen die Wiener Arena ein Theater, das an seine Besucher die stärksten Anforderungen einer freundlichen Auffassung und starken Mitwirkung der Phantasie stellt. Die ersten Acte spielen immer bei heller Sonnenbeleuchtung, während des letzten Aufzugs muß aber, wenigstens im Monat August, schon das Gas angezündet werden. Da nun die Costüme hauptsächlich für die Vorstellungen im Stadttheater berechnet sind, die immer bei Gasbeleuchtung stattfinden, so sind auch die dazu verwandten Farben für die künstliche Beleuchtung gewählt, und diese wirken beim Sonnenlichte bisweilen recht abscheulich. Aber das ist dem Publikum ganz einerlei. Ebenso sehen die geschminkten Künstler bei dem verrätherischen hellen Lichte der Sonne sehr merkwürdig aus. Das Personal ist naturgemäß ein sehr kleines, und gleichwohl werden die großen komischen Operetten, die bekanntlich einen Massenaufwand von Personen erfordern, aufgeführt. Kein Mensch im Publikum nimmt daran Anstoß, wenn ein Kriegsheer von sechs Personen erscheint und eine Königin mit dem stattlichen Gefolge von zwei Hofdamen auftritt, in denen der Stammgast auch ohne Opernglas die erste tragische Heldin und die erste sentimentale Liebhaberin erkennt. Alle Mann an Bord! heißt es hier eben. Es ist in Bezug auf die äußere Ausstattung keinerlei Versuch gemacht, die Decorationen zu der Umrahmung durch die natürliche Umgebung hinüberzuleiten. Geradlinig schneiden die Hinterwand und Seitenwände ab; und über einen perspectivisch dürftig gemalten Baum im Hintergrunde von etwa drei Fuß Höhe steigt ein ultramarinblau gestrichener Himmel flach auf, der auf einmal in einem mit dem Lineal gezogenen wagerechten Strich aufhört, und darüber neigen sich die wirklichen Zweige der prachtvollen alten Bäume im Hintergrunde, und der unendlich hohe Himmel wölbt sich über das Ganze. Alles das ist so einfach und kindlich, so unglaublich naiv, wie man es sich nur denken kann. Es sieht zunächst aus, wie der reine Jahrmarktströdel. Die Leistungen des Orchesters und der ausübenden Künstler aber stehen doch auf dem Niveau eines guten mittleren Theaters, das berechtigte Ansprüche auf ernsthaftere künstlerische Würdigung erheben darf. Und so werden die Leistungen von dem liebenswürdigen Publikum auch aufgefaßt: und das ganze Brimborium des unwillkürlich lächerlichen äußern Gewandes nimmt es mit liebenswürdigstem Verständniß ohne Murren hin. Noch lächerlicher sieht die Geschichte aus, wenn die Scene im geschlossenen Raum spielt, wenn uns die Decoration eines Zimmers aufgestellt wird, deren Plafond der glänzende Sommerhimmel bildet.

Und nun die verschiedenen Tageszeiten und Witterungsverhältnisse der Dichtung im Widerspruche mit der Wirklichkeit! Die Dichter der Texte schreiben vor, daß es dunkel, daß es Nacht wird, daß ein Gewitter ausbricht u. s. w. Da ereignet es sich denn, daß im hellsten Sonnenlichte die Leute mit Laternen auftreten, aneinander vorübergehen ohne sich zu sehen, daß bei 26 Grad Reaumur die Schlitten angerasselt kommen und bei langsam und stetig herabfallendem Regen der blaue Himmel und die Sonne ange-

jubelt werden. Das Publikum macht Alles das willig mit. Wenn auf der kleinen Sommerbühne die Lichter angezündet werden, obwohl es noch sonnig heller Tag ist, so nimmt es verständnißvoll an, daß jetzt der Abend hereingebrochen sei, und wenn auch der Wind die Kerzen und Lampen löscht, es glaubt doch an die Abendbeleuchtung und es hat nichts dagegen einzuwenden, wenn der Künstler auf der Bühne die vom Winde längst gelöschte Flamme noch einmal ausbläst, es geht vielmehr willig auf die Absicht des Textdichters ein und nimmt an, daß nun auf einmal die Dunkelheit eingetreten sei. Ob ein anderes als das liebenswürdige österreichische Publikum so bereitwillig seine Phantasie zur Mitthätigkeit heranziehen und so verständnißvoll den Forderungen der Bühne entsprechen würde — ich weiß es nicht. Aber jedenfalls fordert die Arena in Baden in unserer Zeit, die zu einer gewissen Uebertreibung der Nachbildung der Wirklichkeit auf der Bühne heinneigt, doch zum Nachdenken auf. Ich habe indessen die Wiener Arena nur herangezogen, um für die außergewöhnlich liebenswürdigen Eigenschaften des Wiener und österreichischen Publikums, für seine Genügsamkeit und sein verständnißvolles Eingehen auf die Wünsche der Dichter und Künstler ein weiteres Beispiel anzuführen.

In Nußdorf beim Heurigen machte ich auch die Bekanntschaft mit einem Wiener Liedersänger der guten Gesellschaft, der jetzt ein Liebling in allen Wiener Salons ist, mit Herrn Oskar Hofmann. Herr Hofmann ist ein Meister in seiner Art. Er dichtet seine Couplets, die allerdings nicht immer als eine rührende Verherrlichung von Wien anzusehen sind, sondern bisweilen auch eine scharfe satirische Spitze haben, selbst, und wenn er keine passende Musik dazu findet, so schreibt er auch diese allein. Er begleitet sich und trägt seine Lieder selbst vor, mit einem Worte: er läßt nicht aus dem Hause arbeiten. Seine Lieder sind voller Witz und Laune, und sein Vortrag ist von packender Wirkung. Es ist daher auch ganz begreiflich, daß sich Herr Hofmann durch seine Besonderheit eine örtliche Berühmtheit und allgemeine Beliebtheit errungen hat. In einem gewissen Sinne macht er, wenn man eben die völlige Verschiedenheit der Verhältnisse in Betracht zieht, den eigentlichen Wiener Volkssängern beinahe Concurrenz, jenen Barden des Wienerthums, die im Hochsommer, wenn alle Theater von Bedeutung geschlossen sind, fast allein für das Vergnügen der großen Stadt zu sorgen haben.

Diese Volkssänger treten in den sogenannten „Singspielhallen" auf, die in einer gewissen Anzahl von Wiener Wirthschaftsgärten, gewöhnlich bescheidenster Art, den sogenannten „Beißls", meist vom Mittelpunkt der Stadt ziemlich weit entfernt, sogar bis außerhalb der Linie und in den Vororten gelegen, umherziehen. Die wandernden Singspielhallen zählen gewöhnlich sechs bis sieben Mitglieder: den sogenannten Capellmeister, d. h. den Clavierspieler, der alle Gesangsnummern begleitet und auch Solostücke vorträgt, ein oder zwei zugkräftige Sänger oder Sängerinnen, und die Uebrigen machen eben mit, um das Programm des Abends zu füllen. Man muß sich eine

lange Reihe von wenig ergötzlichen Vorträgen gefallen lassen, bevor der Hauptkünstler oder die Hauptkünstlerin des Abends auftritt.

Die Singspielhallen beginnen etwa um die achte Abendstunde, und erst gegen zehn Uhr werden die Nummern gesungen, wegen deren man das Volksconcert allein aufsucht. Man muß aber trotzdem beinahe zu Anfang da sein, denn der Zudrang ist fast immer ein so starker, daß man als Nachzügler einen sehr schlechten Platz bekommt. So wird denn das Vergnügen trotz des mäßigen Eintrittsgeldes von 30 Kreuzern immerhin mit zwei Stunden höchst fragwürdigen Genusses theuer genug erkauft. Sehr häufig bestreiten die Singspielhallen ihren Bedarf an Textdichtungen und an Musik lediglich aus eigenen Mitteln. Eines der Mitglieder dichtet alle Couplets, die erforderlich sind, und der Clavierspieler macht die nöthige Musik dazu. Das ist z. B. bei der Singspielhalle der Fall, in der die „Mirzl" als hellster Stern glänzt. Der musikalische Abend wird jedesmal eingeleitet durch eine Reihe von Claviervorträgen, alsdann kommen die unerheblichen Mitglieder, ein mittelmäßiger Komiker, ein Cravattentenor, der sentimentale Lieder singt, ein paar Coupletsängerinnen siebenter Ordnung ohne Stimme, ohne Grazie und ohne Talent. Es werden wohl auch Duette vorgetragen oder lustspielartige Scenen von unendlicher Albernheit aufgeführt, bis endlich gegen den Schluß des Abends die Paradestücke an die Reihe kommen.

Der bedeutendste unter den Volkssängern ist jetzt wohl unbestritten Edmund Guschlbauer, ein echter Alt-Wiener Typus. Guschlbauer ist ein stämmiger untersetzter Herr mit einem sehr interessanten Kopf, dem Kopf eines spätrömischen Kaisers, er sieht ungefähr wie Vespasian aus. Sein Anzug ist urwienerisch. Das tiefausgeschnittene Hemd mit weitabstehendem Stehkragen läßt den breiten mächtigen Hals bis zum Kehlkopf frei. Um diesen Stierhals hat er ein Tuch in auffälligsten Farben und Mustern, das in einer großen Schleife gebunden ist, geschlungen. Die kräftige gedrungene Figur mit den breiten Schultern, der riesigen Brust und dem sehr entwickelten Bauch wirkt in dem kokett geschnittenen Jaquet überaus drollig. Guschlbauer besitzt eine kräftige wohlklingende Tenorstimme, die selbst durch die Ueberanstrengungen seines Berufes kaum gelitten hat. Und wie schreit der Mann unter Umständen! Aber selbst in den Gewaltthätigkeiten, zu denen er sein Organ nöthigt, bewahrt es seinen Wohlklang. Am lustigsten wirkt sein ohrenbetäubendes Schreien in dem Liede:

„Aber i kan net, i kan net,
I bin schwach auf der Brust."

Er singt diese Worte zuerst hohl flüsternd, und bei der Wiederholung schmettert er die Worte: „i bin schwach auf der Brust" mit wahrhaft erschreckender Kraft heraus. Sein berühmtestes Lied ist zur Zeit „Der alte Trahrer". Es ist überhaupt eines der gelungensten und liebenswürdigsten Volkslieder, die in den letzten Jahren in Wien entstanden sind, anmuthig im Texte und in der Melodik von jener echten lieblichen Wiener Stimmung,

von jenem warmherzigen, mit einem leisen Anfluge von Sentimentalität überhauchten, leicht umflorten Frohsinn, der die reizvollste Eigenart der Wiener Volksgesänge von echtem Schrot und Korn ist. Und wie meisterlich trägt Guschlbauer dies Lied vor! Diese Leistung überragt klafterhoch alle seine anderen Vorträge und läßt sich mit den Couplets der anderen Volkssänger überhaupt nicht vergleichen. Er hat in der Mimik, in den Geberden, in der Aussprache, im Gesange, wirklich etwas Großartiges, Bedeutendes. Man wird unwillkürlich ergriffen, wenn dieser prächtige Volkssänger die Worte des Rundreims singt: „Weil i a alter Drahrer bin." Es liegt darin ein merkwürdiges Gemisch von Freude am heiteren Wiener Dasein und zugleich von einer gewissen vorwurfsvollen Selbstanklage wegen des unabänderlichen, verwünschten, aber ach! so köstlichen Blumenlebens! Durch Guschlbauers Vortrag gewinnt dieses gemüthvollste der Wiener Lieder neueren Datums etwas wehmüthig Rührendes, das jeden Hörer seltsam bestrickt.

Und wie steht Guschlbauer da! Diese Breite der Bewegungen — sie wäre manchem tragischen Hofschauspieler zu wünschen. Nebenbei ist Guschlbauer auch ein ausgezeichneter flotter Tänzer. Der dicke stämmige Mann besitzt eine Schnellfüßigkeit und Gelenkigkeit in den Beinen, die wahrhaft erstaunlich sind.

Auch ein anderes Lied im Repertoire Guschlbauers — ich bemerke nebenbei, daß jeder Volkssänger sein bestimmtes ihm allein gehöriges Repertoire besitzt, und daß die Lieder des einen nicht etwa vom andern gesungen werden dürfen — erfreut sich einer großen Beliebtheit. Es handelt von den Damenkapellen, die jetzt in Wien in den Gärten und Schenklocalen zweifelhafter Ordnung eine bedeutende Rolle spielen. Guschlbauer erzählt, wie er zufällig eine solche Damenkapelle zu hören bekommt, und er verliebt sich in die Dame, die die große Pauke schlägt.

„Dö, dö von der Damenkapell'n,
Dö, dö mit die Tschinell'n,
Dö pumpert im Herzen mir um
Und macht ma den Schädel ganz dumm!"

Für Nichtösterreicher bemerkte ich, daß Tschinellen, soviel ich weiß, die Becken sind. Man begreift übrigens die Neigung Guschlbauers für die „Dame mit die Tschinellen", denn sie ist in der That die bewundernswertheste Künstlerin der Kapelle, sie bearbeitet nämlich gleichzeitig die große Trommel, die daraufgebundenen Becken, die darangebundene kleine Trommel und das Triangel, das am Notenpulte hängt. In den Händen hat sie die Trommelstöcke und am kleinen Finger einen eisernen Stift, um das Triangel zu schlagen. Sie wirbelt nun bald auf der kleinen Trommel, bald paukt sie auf die große, bald schlägt sie auf's Becken, bald läßt sie das Triangel erklingen — mit einem Worte: sie ist sicherlich die beschäftigtste und vielseitigste Künstlerin. Diese Damenkapellen findet man jetzt, wie ich schon sagte, in sehr vielen Locales, namentlich in solchen, die über Nacht offen bleiben:

außerdem natürlich im Prater. Ueberall hört man von ihnen Girardis „Fiakerlied", Guschlbauers „alten Trahrer" und die bekanntesten Nummern aus dem „Zigeunerbaron", und überall werden die Geige, Cello und Contrabaß spielenden Damen unterstützt durch eine schreckliche Vereinigung des Claviers mit dem Harmonium. Man glaubt nicht, wie fürchterlich das klingt, diese lustigen Walzer in den langgezogenen Tönen der Orgelpfeifen.

Außer Guschlbauer sorgen noch eine ganze Reihe von andern Volkssängern, die jedoch meines Erachtens viel weniger bedeutend sind, für die Unterhaltung der guten Wiener. Da wären zu nennen: W. Seidl, der sich durch große Beweglichkeit und Lebhaftigkeit auszeichnet; Franz Kriebaum, der die Musik zu zahlreichen und sehr bekannt gewordenen Couplets geschrieben hat; Maier, der sich namentlich durch seinen sehr wirksamen Vortrag von Soloscenen hervorthut. Besonders ergötzlich ist seine Erzählung über das Schicksal eines jungen Mannes, der mit einer ältern Dame ein Verhältniß angeknüpft hat, und dem nun die Dame alle möglichen culinarischen Annehmlichkeiten gewährt. Das Entzücken, mit dem er erzählt, wie vorzüglich der junge Mann jetzt verpflegt wird, welche Leckerbissen ihm aufgetragen werden: „Beefsteak mit Spiegelei . . . ei . . . ei . . . ei", ist wirklich urkomisch. Wiesberg, der mit Seidl verbunden ist, zeichnet sich namentlich durch seine witzigen Textdichtungen aus, ebenso der sehr begabte Schmitter, der nebenbei ein ganz ausgezeichneter Improvisator ist.

Schmitter gehört zur Gesellschaft der Mirzl, eigentlich Frau Marie Koblassa, die jetzt unter den weiblichen Volkssängern weitaus die bedeutendste ist. Die Mirzl ist eine schöne Person, schlank und üppig gewachsen, groß und stattlich, von edlen Verhältnissen. Sie hat ein freundliches, ungemein ausdrucksvolles lebhaftes Gesicht mit lachenden Augen, sie lacht überhaupt reizend. Auch ihre Stimme ist vielleicht einmal schön gewesen, hat jetzt aber unter den Strapazen, die sie ihr allabendlich zumuthet, und oft in verräucherten dumpfen überheißen und überfüllten Zimmern, namentlich in der Mittellage empfindlich gelitten; die Höhe ist noch immer klangvoll und kräftig. Aber auf die Stimme kommt's bei der Mirzl auch nicht in erster Linie an. Was sie zu dem Liebling des Wiener Volks macht, ist ihre urwüchsige kecke Laune, ihr vollblütiges Temperament: Alles fiebert in ihr und Alles macht den Eindruck des Echten, wahrhaft Gefühlten. Wenn sie auf dem kleinen Brettergerüst steht und das rhytmische Lied nur anfängt, so hebt sie sich schon unwillkürlich auf den Zehenspitzen, schlägt trippelnd mit den Hacken im Tacte auf, zuckt mit den Armen, und vor allen Dingen nimmt ihr Gesicht einen so aufrichtig vergnügten Ausdruck an, daß man unwillkürlich mit in eine heitere Stimmung versetzt wird. Alles in ihr ist wahres, warmes und frisches Leben, und wenn irgend Einer, so glaubt man ihr, wenn sie singt:

„I taug' zu kaner Klosterfrau,
O goar ka G'spur! I wass's;
Denn i, i bin a Maderl
Von aner ganz aner eigenen Rass'."

Neben der Mirzl wird außer der Mondtag, die mit Guschlbauer zusammen jodelt, unter den Volkssängerinnen besonders noch Leopoldine Kutzel genannt, eine schöne junge Blondine, die allerdings ihre Lieder mit großer Schneidigkeit und Frische vorträgt. Aber sie ist doch unendlich äußerlicher als die Mirzl, und alle ihre Vorträge haben etwas viel Gemachteres. Sie liebt überdies allerlei kleine Mätzchen mit ihrem großen Hut, sie schleppt und beschleunigt das Tempo und verschmäht keinen der gewöhnlichen Effecte, die die Mirzl als weit unter ihrer Würde betrachtet. Sie streift auch mitunter das Gebiet des Schlüpfrigen, das die Komik der Mirzl mit beinahe ängstlicher Behutsamkeit völlig meidet.

Uebrigens hat sich der Wiener Volksgesang nach dieser Richtung hin durchaus verbessert. Ich erinnere mich von früher her der vorzüglichen Localsängerin Antonie Mannsfeld und weiß, daß deren Lieder immer sehr stark gepfeffert waren und großentheils auf Dinge anspielten, von denen man in guter Gesellschaft nicht gut sprechen darf; darin gerade lag die Würze ihrer Leistungen. Und so ähnlich, wenn auch vielleicht nicht ganz so stark, war es auch um die Lieder der genialen und schönen Ulke bestellt. Das ist jetzt stark herabgemindert, und die Censur braucht sich den Volkssängern gegenüber nicht anzustrengen; die Lieder sind im Text fast ohne Ausnahme durchaus harmloser Natur. Es kommen allerdings hie und da unerhebliche Anspielungen auf Gewagteres vor; diese sind aber nicht stärker, als sie überall in froher Laune gestattet sind.

Die Lieder, wie sie die Volkssänger singen, sind in der musikalischen Form sowohl, als auch im textlichen Inhalt zum großen Theil stark übereinstimmend. Der erste Theil ist gewöhnlich Allegro im Zweiviertelact geschrieben, daran fügen sich vier oder acht Tacte Uebergang und zum Schluß kommt der unvermeidliche Walzer mit dem Rundreim. Wenn im Texte die Satire auch nicht ganz ausgeschlossen ist, so tritt sie doch unglaublich zahm auf. Gewöhnlich gipfelt der Inhalt der Lieder in der Verherrlichung der lieben, der einzigen Stadt Wien. Wir wissen schon, daß der Fiaker singt:

„Mei Stolz is, i bin halt an echt's Weanakind!"

die Kutzel berühmt sich:

„I bin ja net von Podiebrad,
Goar ka Spur!
I bin a harbe Weanerin
Voll Hamur!"

die Mirzl schwärmt:

„Denn a echt's Weanalied
Geht an jeden tief in's G'müth,
Das Schönste bleibt das Weanalied!"

Franz Kriebaum:

„Daß mir Weanakinder allweil munter san,
Selbst bei schlechten Zeiten no nöt runzen than,

Harbe Tanz gern dudeln, gern a Hetzi treib'n,
Und daß alte Spatzen do ne d' Jungen bleib'n,
Kummt a Unglück a, nöt glei valiern den Muath, —
Das liegt halt bei uns schon so im Bluat."

Und im verführerischsten Dudler versichert er zum hundertsten Male:

„Denn a wean'rischer Tanz und a echt's Weana-Liad
Ja das is was für'n Weana, für's wean'rische G'müath,"

Und ein Anderer feiert den Wiener Tanz und die „Weaner Maderl," und wenn heute ein neuer Coupletsänger käme und sein Lied mit dem Rundreim endete:

„Aber a Pfiff und a G'spritzten,
Dös giebt's nur in Wean!"

so würde das vollkommen genügen, und er würde wahrscheinlich damit auch einen vollen Erfolg erzielen.

Die Anhänglichkeit der Wiener Kinder an ihre Stadt hat etwas Rührendes, und sie ist in der That vollkommen begreiflich. Ich brauche mich zum Glück hier nicht um ernste Fragen zu kümmern; es kann mir für meinen Zweck gleichgiltig sein, wie die Geschäfte gehen, wie die wirthschaftliche Lage sich gestaltet, wie die Czechen dem Deutschthum Knüppel zwischen die Beine werfen. Das Alles geht mich heute nichts an. Ich habe Wien und die herrliche Umgebung der Stadt zu meinem Vergnügen und zu meiner Erholung besucht und mich nach dem Rath des Volksliedes des Lebens gefreut, so lange noch das Lämpchen glüht, und die Rose gepflückt, so lange sie blüht; ich habe die fröhliche frische Wiener Luft mit vollen Lungen eingesogen, und ich muß sagen, daß ich in keiner Großstadt der Welt eine so erwärmende Sonnigkeit des Daseins, eine so harmlose Fröhlichkeit, eine so herzgewinnende Gemüthlichkeit gefunden habe, wie in dem alten schönen Wien. Mögen die Verhältnisse liegen, wie sie wollen — für den, der von ernster Arbeit einmal ausspannen und in lustiger und guter Gesellschaft ausgelassene Stunden verbringen will, giebt es keinen bevölkerten Flecken auf Gottes weiter Erde, der soviel Erfreuliches, Auffrischendes bietet wie die herrliche Stadt an der schönen blauen Donau, von deren lieben Bewohnern ich mit dankerfülltem Herzen geschieden bin, — wie Wien und den Wiener Wald.

Ein Coſtümwerk.

Von

A. von Heyden.

— Berlin. —

Schon ziemlich früh hat ſich der Bekleidung ein wiſſenſchaftliches Intereſſe zugewendet, man fühlte, daß ein redender Factor zur Erkenntniß der inneren Natur des Menſchen die Art ſei, wie er ſeine äußere Erſcheinung geſtalte; wie die Sprache, welche das Kleid rede, geſchwätzig und indiscret, oft viel deutlicher die innere Natur ausdrücke, als Wort und Geberde, weil ſie um ſo unbewußter ſich gebe, je weniger ſie in Bezug auf pſychologiſche Bedeutung ſich controlirt glaube. Auch jetzt noch, wo die Kleidung des Mannes faſt gänzlich die Möglichkeit eines Individualitäts-Ausdruckes abgeſtreift hat, findet dies, wenn auch in beſchränktem Maße, Anwendung. In glücklicherer Lage iſt der Beobachter auch jetzt dem weiblichen Geſchlecht gegenüber: nie durfte ſich die individuelle Laune der Damen freier bewegen, ungehinderter und indiscreter ſich bekunden als in unſeren Tagen. Im Mittelalter und ſpäter bis tief in das 18. Jahrhundert hinein ſuchten Verordnungen der Behörden die Ausſchreitungen der Mode zu bekämpfen und den einzelnen Ständen feſte Grenzen bezüglich ihrer Kleidung und ihres Schmuckes anzuweiſen. Half auch die polizeiliche Fürſorge nicht viel, ſo beſchränkte ſie immerhin einigermaßen die tollſten Zügelloſigkeiten und Lächerlichkeiten, welche öffentliches Aergerniß zu erregen geeignet waren, ohne dem Zeitgeſchmacke der Mode all zu argen Zwang aufzulegen. Dieſe Moden waren nicht international, wie heute, die einzelnen Nationen zeigten vielmehr oft ſehr weſentliche Unterſchiede der Tracht. Eine eigentliche Weltmode machte erſt Burgund unter ſeinen reichen verſchwenderiſchen Fürſten im 15. Jahrhundert, natürlich mit Ausſchluß des Orients. Nicht einmal die Slaven konnten ſich dem mächtigen burgundiſchen Modeeinfluſſe ganz entziehen. Aber deſſen ungeachtet blieb zwiſchen den einzelnen Ländern: Frankreich, Spanien, Italien, England, den nordiſchen Reichen und Deutſchland mancher weſentliche Unterſchied. Man verwendete eben burgundiſche Formen nach verſchiedenem Bedürfniß und verſchiedener Auffaſſung. Auch noch kleinere Kreiſe zog die Trachteneigenart; die Pariſerin ſah viel burgundiſcher aus als die Lyonerin, obwohl beide die Cotte trugen.

Als im 16. Jahrhundert die Weltmode von Deutſchland ausging, wie Falke ſagt, nicht zu ſeinem Ruhme, trug man ſich in Wittenberg und Leipzig anders als in

Köln, Nürnberg oder Danzig, ohne den allgemeinen Typus zu verlassen. Hierzu traten noch die Verschiedenheiten, welche die äußerst complicirte Bewaffnung je nach Zeit und Ort darbot, um innerhalb allgemein gültiger Zeitformen doch ein sehr buntes Trachtengewirr zu schaffen.

Der hohen Bedeutung dieser Unterschiede für die Culturgeschichte wurde früh genug vielleicht nur instinctiv Rechnung getragen. Schon im 16. Jahrhundert sammelte man die Trachten einzelner Städte und Landschaften: einzelne Familien wie die sächsischen Kurfürsten, die Schwarz und Andere ließen sich in ihren verschiedenen Trachten, ihrem ganzen Lebensgange folgend, abbilden oder sie ließen Familienchroniken mit Darstellungen ihrer Angehörigen in der Zeittracht anfertigen, wie die Tucher in Nürnberg. Ja es erschienen sogar bereits im 16. Jahrhundert Costümbeschreibungen aller bekannten Nationen, z. B. das heute sehr seltene bei Richard Breton 1562 gedruckte **Recueil de la diversité des habits, qui sont de present en usaige tout es pays d'Europe, Asie, Affrique et illes sauvages** und 1563 in Venedig Ferd. Bertelli eben so selten gewordenes Buch, **Omnium fere gentium nostrae aetatis habitus.** Das bekannteste dieser Werke, deren Anzahl gar nicht gering ist, bleiben immer das von Vecellio edirte Werk: **Degli habiti antichi et moderni di diverse parti del mondo,** welches 1590 in Venedig erschien, sowie die bekannten Publikationen Jost Ammans, welche unschätzbares Material für Costüm- und Culturgeschichte enthalten.

Auch das 17. und 18. Jahrhundert war nicht arm an derartigen artistisch-literarischen Erscheinungen, allein man vergaß namentlich im letzteren die hierauf bezüglichen Arbeiten früherer Tage, man konnte sich ja die Erzväter nicht anders als in der gepuderten Perrücke denken und that so, als ob dies die allein berechtigte Tracht für alle Zeit gewesen sei und sein werde. Erst als die Romantik über die Welt gekommen war, erstanden, namentlich in Deutschland, „Freunde des Alterthums", welche sich erinnerten, daß es einst Ritter und Ritterfrauen gegeben habe, welche anders ausgesehen haben müßten, als der Mensch ihrer Tage. Man suchte und fand nun die alten Schätze der Trachtengeschichte, welche man, wie das Schwarz'sche Tagebuch, herausgab. Wenn die jetzt erscheinenden Reproductionen alter Trachten meist so unverstanden und daher unverständlich wiedergegeben sind, so haben sie doch das große Verdienst der Entdeckung. 1830 erschien zuerst einigermaßen brauchbar, wenn auch ohne eigentliche kritische Sichtung des Materials, H. Wagners Trachtenbuch des Mittelalters, welches Costüme Rüstungen, Geräthschaften in lithographirten Darstellungen gab. Viel bescheidener im Umfange waren die 24 radirten Costümblätter, welche 1839 der Künstlerverein in Düsseldorf herausgab, nachdem 1828 in Paris die ersten beiden Bände des vortrefflichen Trachtenwerkes von Mercuri-Bonnard nach den beglaubigten Kunstwerken des 13. bis 15. Jahrhunderts erschienen waren, welches sehr brauchbar geblieben ist.

In England war unterdessen S. R. Meyricks berühmtes Trachtwerk **A critical inquiry into ancient armour** 1824 und als Fortsetzung 1830 **Engraved illustrations of ancient arms and armour** erschienen.

Da faßte ein junger bayerischer Gelehrter, Dr. J. H. von Hefner-Alteneck, der, obwohl nur im Besitze eines Armes, eine durchaus künstlerische Erziehung genossen hatte und ein vortrefflicher Zeichner geworden war, den Entschluß der Herausgabe eines culturhistorischen Werkes, wie in solchem Umfange bisher noch keines vorhanden war. Trachten, Schutz- und Trutzwaffen, Geräthe aller Art des christlichen Mittelalters sollten mit wissenschaftlichen Erläuterungen versehen in möglichst authentischer Darstellung wiedergegeben werden. Die Schwierigkeiten waren viel größer als man erwartet. Wissenschaftliche Mitarbeiter, auf deren Hilfe er gerechnet, zogen sich zurück, künstlerische Kräfte erwiesen sich bei der Ausführung der Zeichnungen nicht zuverlässig genug, so ruhten

neun Zehntel der ganzen Arbeit, ſowohl in Bezug der Anfertigung der Zeichnungen als der Verfaſſung des Textes, allein auf den Schultern Hefners, wie er ſelbſt ſagt.

Wenn man bedenkt, daß eigentlich ſo gut wie keine nutzbaren Vorarbeiten vorhanden waren, daß alle die auf 406 Platten in Kupfer geſtochenen Originale der Darſtellungen der Reſte des Mittelalters über den ganzen Continent zerſtreut geſucht werden mußten, daß es der gewiſſenhafteſten und mühevollſten Arbeit in Kirchen, Schlöſſern, Sammlungen und Bibliotheken bedurfte, um Zweifelhaftes von Zuverläſſigem zu ſcheiden, daß endlich Anſchauungen, Kenntniſſe und Intereſſe damaliger Zeit weit zurücklagen gegen die heutiger Tage, und in vielen Dingen Hefner faſt der alleinige wirklich Wiſſende war, ſo ſteigert ſich die Bewunderung, welche man dem Fleiße und der Energie Hefners zollen muß, auf das Höchſte. Schon für ein ſolches Unternehmen damals in Deutſchland einen Verleger zu finden, mag ſchwierig genug geweſen ſein, und in der That mußte der Autor der Sorge des Verlegers für den Erfolg des Unternehmens ſo weit Rechnung tragen, daß er von ſeinem urſprünglichen Plan, das Werk auf 100 Lieferungen zu bringen, 30 Lieferungen opferte und ſich auf 70 beſchränkte. Das Werk aber ging rüſtig fort und lag 1854 mit 406 Tafeln in zwei verſchiedenen Ausgaben ſchwarz und auf das Sorgfältigſte unter Hefners ſteter Aufſicht mit der Hand colorirt der wiſſenſchaftlichen Welt, und zwar mit deutſchem und mit franzöſiſchem Texte, fertig vor. Hefner hatte noch vor Vollendung die Freude allſeitigſter Anerkennung und fleißigen Nachdruckes, unter Andern durch Herrn Paul Lacroix, der Hefner wacker copirte, aber ſorgfältig vermied, ihn zu nennen. Durch dieſen Erfolg ermuthigt, begann Hefner wenige Jahre ſpäter ſein zweites Hauptwerk „Kunſtwerk und Geräthſchaften des chriſtlichen Mittelalters", bei dem er ſich der Hülfe eines tüchtigen Genoſſen, Carl Becker, bediente, welcher, wenn auch nicht ſelbſt Zeichner, doch ein vortrefflicher Kenner des Mittelalters, eine Anzahl von Hefner geſchulter Zeichner beaufſichtigen konnte, ſo daß dieſes zweite Werk 1858 bereits fertig vorlag und das erſte weſentlich ergänzte.

Beide Bücher, obwohl ziemlich koſtbar, gelangten bald in feſte Hände, ſo daß nur ſelten im Antiquar-Handel ein Exemplar vorkommt. Sie wurden bald ein ſo abſolutes Bedürfniß bei jeder culturhiſtoriſchen Arbeit, der Künſtler, der Gelehrte konnte derſelben bei ſeiner Thätigkeit ſo wenig entbehren, daß die immer größere Bedeutung, welche die genaue Kenntniß des Mittelalters gegenwärtig gewinnt, gebieteriſch das Wiedererſcheinen des vortrefflichen Werkes im Buchhandel forderte. Allein eine Natur, wie die Hefners, der ſich trotz ſeines Alters eine Friſche und Klarheit des Sehens, Denkens und Arbeitens bewahrt hat, wie ſie nur ſehr hervorragenden Naturen eigen iſt, die ſich nie genug thun können, durfte ſich mit dem bisher Erreichten nicht befriedigt fühlen. Er war mittlerweile der Schöpfer und Leiter eines der hervorragendſten culturhiſtoriſchen Sammlungen geworden, des bayeriſchen Nationalmuſeums und gleichzeitig Conſervator der kunſt- und culturhiſtoriſchen Alterthümer in Bayern. Er hat einen wiſſenſchaftlichen Sammlererfolg hinter ſich, dem vielleicht nur der von Julius Leſſing in Berlin an die Seite zu ſetzen ſein dürfte, und ſeine Kenntniß der mittelalterlichen Culturformen hatte ſich daher weſentlich erweitert. Wie viel war ſeit der Zeit dem Schutte der Vergangenheit entriſſen worden, was früher unbeachtet und begraben lag, wie viele Schätze hatte er ſelbſt entdeckt und gehoben. Ich will unter Anderem nur an die Auffindung der Entwürfe zu jenen fürſtlichen Prachtrüſtungen erinnern, welche zu den Hauptzierden des Louvre und der Sammlungen von Madrid, Turin und Dresden gehören und welche bis dahin immer für die hervorragendſten Leiſtungen italieniſcher und franzöſiſcher Kunſtplattnerei gegolten haben. Hefner hat durch ſeine Entdeckung den unwiderleglichen Beweis ihrer deutſchen Herkunft geliefert und dem Ruhmeskranze unſeres Kunſtfleißes unverwelkliche Blätter angeflochten. Ebenſo unſchätzbar und lehrreich ſind ſeine Entdeckungen im Bezug auf Schmiede- und Holzornamentarbeiten, die ebenfalls Deutſchlands Ehre Vieles retteten, was Antiquare und Sammler durch fremde hochtönende

Namen für ihren Vortheil vergoldet hätten, denn jeder Privatsammler ist auch ein Stück Händler. Alle diese Erfahrungen und Neuentdeckungen mußten bei neuen Auflagen beider Werke verwerthet werden, und es lag bei der innigen Verwandtschaft beider, welche die Beantwortung der Frage oft schwierig machte, wo eine Darstellung einzureihen sei, sehr nahe, sie zu verschmelzen und dadurch ein Werk zu schaffen, welches an Reichthum des Materials, an Treue in der Wiedergabe einer der wichtigsten und interessantesten Culturepochen unvergleichlich wäre. Dazu gestattete die Vervollkommnung des Farbendruckes eine Schönheit und absolute Gleichartigkeit in Ausführung der Bilder, welche durch Handcolorirung bei größter Uebung und bester Beaufsichtigung niemals erreichbar wird. Bedenken über den Erfolg eines so kostbaren Unternehmens konnten nach den Erfahrungen der früheren Auflage, nach der Berühmtheit, die der Verfasser nunmehr erlangt, nicht mehr obwalten. So war der Verleger der früheren Werke, Heinrich Keller in Frankfurt am Main, der der Kunstwissenschaft durch eine erhebliche Anzahl vortrefflichster Publicationen schon manchen großen Dienst geleistet hat, bereit, diesem umfangreichen, außergewöhnliche Mittel an Kraft, Umsicht und Geld fordernden Unternehmen sich zur Verfügung zu stellen. Alle Publicationen der Firma Keller zeichnen sich durch eine besondere Gediegenheit, durch sachgemäßeste, sauberste Ausführung in einem so hohen Grade aus, daß alle derartigen Arbeiten der Engländer und Franzosen ihnen höchstens nahe kommen, und das findet vollauf Anwendung auf das neue Werk: „Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften des frühen Mittelalters bis Ende des 18. Jahrhunderts nach gleichzeitigen Originalen von Dr. J. H. von Hefner-Alteneck," von welchem bis jetzt 72 Lieferungen vorliegen. Wie der Titel sagt, hat der Umfang der früheren Werke eine wesentliche Erweiterung erfahren. Während die früheren Werke mit dem 16. Jahrhundert abschlossen, zieht dieses nunmehr das 17. und 18. in den Kreis seiner Behandlung hinein. Freilich ist das Material, welches diese Zeit kunst- und culturhistorischen Forschungen bietet, unendlich groß: es bedarf, sagt vielleicht Mancher, keines solchen Sammelwerkes. Gerade weil hier eine Fülle von Resten der Zeit Gutes und Schlechtes in wildem Durcheinander uns häufiger in den Weg führt, weil aber die rücksichtslose Zeit, welche sich mitunter der Hand restaurirender Landbaumeister bedient, keine Rücksicht auf gut und schlecht nimmt, bedarf es eines Werkes, welches durch Beispiele unterscheiden lehrt, im Bilde conservirt, was in Wirklichkeit unwiederbringlich verloren, und welches endlich die Mahnung zu sorgfältiger Pflege manches vernachlässigten nachschaltenen ausspricht. Denn wie viel Zerstörungseifer hat die Graecomanie und Gothomanie an den Tag gelegt? Man sage nicht, daß die jetzige Mode, welche sich der Formen des 17. und 18. Jahrhunderts bemächtigt hat, zur Conservirung der Reste jener Epochen beitragen werde. Einige Zeit vielleicht. Aber die Mode ist wie ein Kind; so lange sie Freude an einer Sache hat, hegt sie dieselbe, allein ist diese auf etwas Neues gelenkt, wirft sie das Alte fort, ob es ihr einst auch noch so schön erschienen, und überliefert es um so rücksichtsloser dem Verderben.

Hefners Werk ist bis zur 72. Lieferung vorgeschritten, also bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Das Ganze soll 120 Lieferungen umfassen, es bleiben also noch 48 Lieferungen mit 288 Blättern des 16. bis 18. Jahrhunderts. Das bisher Erschienene zeigt wesentliche Erweiterungen und Verbesserungen. Es sind neue costümlich wichtige Grabsteine hinzugetreten. Auf vielen Tafeln sind die Darstellungen vermehrt, z. B. auf Nr. 415, welches neben dem Bilde des Hieronymus Zschegkenburlin in der alten Ausgabe nur noch zwei Darstellungen aus dem Radowitz'schen Terenz enthält, während die neue Darstellung davon vier giebt. Ganz neu und sehr wichtig sind Wiedergaben mehrerer Miniaturen der Berliner Eneid-Handschrift. Es würde zu weit führen, alle diese Vermehrungen aufzuführen. Dabei konnte neben mancher Verbesserung und Präcisirung doch eine wesentliche Vereinfachung des Textes stattfinden. Da alle Tafeln farbig sind, brauchte der Text nicht, wie in der ersten Ausgabe, wo auf die uncolorirten Blätter Rücksicht zu nehmen nöthig war, Farbenangaben zu machen. Das

vereinfacht den Text ſehr, und wo über die Art der Stoffe zu ſprechen nöthig iſt, geſchieht dieſes in kürzeſter, ſachgemäßeſter Weiſe. Was nun die Ausführung der Tafeln anlangt, erſcheint es überflüſſig, über die Schönheit und Correctheit der Zeichnung, über die Treue der Wiedergabe der Originale ein Wort zu verlieren: Alles, was aus Hefners Hand kommt, hat die denkbar größte Zuverläſſigkeit und wo es ſich wie bei Schnallen- und Riemenwerk an halb zerſtörten Originalen, z. B. bei der Bemalung von Schilden ſich Undeutlichkeit und Zweifelhaftes zeigt, da interpretirt Hefners Zeichnung ſofort mit vollem Verſtändniß. Dabei iſt mit einer gewiſſen maleriſchen Freude ſelbſt zufälligen Reizen des Originals wie der des Roſtes und der Patina alter Klingen und alter Helme oder der Spiegelung und Durchſichtigkeit von Edelſteinen Rechnung getragen. Und mit welcher Sauberkeit wiederum iſt die techniſche Ausführung allen dieſen Feinheiten nachgegangen: Blätter, wie das des Taſſilo Kelches, des Einbanddeckels des Kilian Kodexes oder des Tragaltars der reichen Kapelle u. A. ſind von ſo plaſtiſcher Wirkung, daß ſie die Fläche des Papiers hinwegtäuſchen. Ebenſo ſind alle Waffen, Rüſtungen Meiſterwerke der Darſtellung. Die Anwendung von Gold- und Silberdruck fordert bekanntlich die höchſte Vorſicht, weil in verſchiedenem Lichte geſehen das gedruckte Metall bald hell bald dunkel wirkt: in vorliegendem Falle hat dieſe Vorſicht zu einer künſtleriſchen Vollendung geführt, welche kaum übertroffen werden kann. Dabei findet ſich in keiner Darſtellung, ſei ſie einem noch ſo alterthümlichen Gegenſtand gewidmet, jenes kokette Uebertreiben alterthümlicher Ungelenkheit, welche z. B. in der ſonſt ſehr brauchbaren Iconographie generelle du costume von Jaquemin unangenehm berührt. Wenn Vinet von dieſen Radirungen ſagt: „Il n'y a rien de séduisant dans les planches de monsieur Jaquemin, les eaux fortes sont brutales," ſo hat er Recht, wenn er aber dann ausruft: „Mais quelle franchise, c'est la fresque," ſo kann ich ihm darin nicht folgen. Die in das Fratzenhafte gezogene Darſtellung des ſchönen weiblichen Profil-Porträts in der Ambroſiana, einem der reizvollſten Köpfe Lionardos nächſt der Monaliſa, wirkt abſchreckend häßlich, wozu das Original gar keine Veranlaſſung giebt. Von ſolchen archaiſtiſchen Fälſchungen bleibt Hefner eben ſo fern in ſeinem Werke wie von der Unterſchlagung wirklich charakteriſtiſch Ungelenkem oder von irgend welcher Süßlichkeit.

Alles in Allem können wir Deutſche auf dieſe Publication ſtolz ſein, der an Umfang und Gediegenheit des Inhaltes, an Vollendung der Ausführung kaum eine Nation ein Gegenſtück zu bieten vermag.

Und dennoch kann ich einen Wunſch nicht unterdrücken. Hefners „Trachten, Kunſtwerke und Geräthſchaften" ſind, wie bereits geſagt, ein unentbehrliches Hülfs- und Quellenwerk geworden für Jeden, der Culturgeſchichte treibt, ſo zwar, daß bei dem großen Umfange des von ihm behandelten Gebietes es nicht genügt, ſich ein paar Stunden auf einer Bibliothek mit ihm zu beſchäftigen. Es iſt ein Nachſchlagebuch, das man alle Augenblicke braucht, und das eigentlich Jeder auf ſeinem Arbeitstiſche haben muß, der ſich mit vergangenen Zeiten beſchäftigt, ſei er Künſtler, Dichter oder Gelehrter. Dazu koſtet aber das Buch zu viel Geld, obwohl es eigentlich nicht theuer iſt. Freilich ſind die Herſtellungskoſten enorm, wo bei der Farbengebung, die abſolut treu dem Original folgen muß, der Ueberdruck von ſo und ſo viel Farbenplatten, von Gold und Silber oft in mehreren Tönen nöthig wird. Allein für wiſſenſchaftliche Arbeit bedarf es dieſer Pracht oft gar nicht, z. B. iſt Farbendruck überflüſſig bei dem größten Theile der Schutz- und Trutzwaffen. Häufig könnte mindeſtens die Zahl der Platten beſchränkt werden auf die Angabe, wo ein zweites Metall an das Eiſen ſich anlegt. Bei vielen Geräthen, die ganz von einem Metalle gefertigt ſind, kann die Farbenplatte ganz entbehrt werden. Der Text hilft über Zweifel fort, welche ſich in Bezug auf das Material dem einigermaßen erfahrenen Auge kaum aufdrängen werden. Bei nicht polychromen Grabſteinen genügt der ungefärbte Stich vollends. Freilich die Darſtellung des Coſtüms nach farbigem

Originale, aber auch nur nach diesem, kann des Farbendruckes nicht entbehren, aber ich habe doch in den bis jetzt vorliegenden Lieferungen über 110 Tafeln gezählt, wo der Fortfall der Farbe die Brauchbarkeit des Werkes nicht im Geringsten beeinträchtigen würde.

Vielleicht ließe sich durch Beschränkung des Farbendruckes nur auf die Platten, wo er nicht entbehrt werden kann, durch Beseitigung allen Reliefdruckes, z. B. bei den Teppichbildern, durch Sparsamkeit in der Größe des Papiers neben der jetzt bestehenden Edition de luxe, die wir anderntheils nicht missen möchten, eine billigere Ausgabe herstellen, welche das vortreffliche Werk großen Kreisen zugänglich machen und gewiß nicht gegen das Interesse der Verlagshandlung sein würde.

Drei Skizzen

von

Philipp zu Eulenburg.

— München. —

I.

Am Sonntag wenn der Flieder blüht.

Himmel! — da liegt Jemand auf dem Wege!"

„Wo?"

„Dort, in dem Schein der nächsten Laterne, an dem dicken Baume," sagte die entsetzte Frau und hing sich fester an den Arm ihres wohlgenährten Ehemannes.

Das Paar war stehen geblieben. Der Mann suchte längere Zeit nach seinem Monocle und klemmte endlich das Glas in die fette Augenhöhle.

„Ja, wahrhaftig!" sagte er.

„Wie schrecklich!" fuhr mit weinerlicher Stimme die Frau fort. „Siehst Du, Eduard, warum hast Du nicht den Wagen bestellt? — wozu hat man seine Equipage!"

„Für den kurzen Weg!" stieß in ärgerlichem Tone der Gemahl hervor.

Er war ein noch junger Mann, hatte aber bereits die behäbigen Manieren des Alters angenommen. Jetzt war er mit seiner Gattin einige Schritte bedächtig vorwärts gegangen. Die schlankgewachsene Frau zog dabei ihren eleganten Mantel enger um sich.

„Wenn es nur nicht ein Selbstmörder ist!"

„Ach was! — irgend ein Betrunkener."

„Nein," sagte die Gattin und blieb wieder stehen, „es ist eine Frau."

„Glaubst Du etwa, daß es keine betrunkenen Weiber giebt?" fragte sehr verstimmt der Gemahl. Er hätte am liebsten einen anderen Weg eingeschlagen.

„Willst Du nun vorwärts oder zurück?“ fuhr er ungeduldig fort, „wir können hier nicht die ganze Nacht stehen bleiben!“

„Mein Himmel! — es hat sich gerührt!“ rief jetzt die Frau etwas erleichtert und doch erschreckt.

Der Gatte klemmte wieder das Monocle fester.

„Man wird doch wohl herangehen müssen,“ sagte die Frau. „Vielleicht ist die arme Person hingefallen und kann nicht wieder auf.“

Der Gemahl sah keinen anderen Ausweg, ohne sich zu compromittiren: er schritt mit der Gattin vorwärts, aber nicht gerade schnell. Beide waren stumm geworden und Beiden pochte das Herz, das in der Theegesellschaft, von der sie kamen, eben noch so muthig geschlagen hatte.

Sie machten etwa fünfzig Schritte und da saß vor ihnen auf den naßkalten Steinen des Weges, der sich in der Nähe villenartiger Häuser durch eine schmale Gartenanlage zog, ein junges, schmächtiges Mädchen von etwa siebzehn Jahren. Der Lichtschimmer der Laterne fiel hell auf die kleine, fast kindliche Gestalt. Das Mädchen trug ein altes geflicktes grauwollenes Kleid. Ein braunrothes Umschlagetuch war ihr von den Schultern gefallen, die schwarzen, leichtgelockten Haare hingen wirr und ungekämmt um ihr mageres, feines Gesicht, über das sich flammende Fieberröthe ergoß.

Das Ehepaar neigte sich vornüber, um deutlicher ihre Züge zu sehen. Da blickte das Mädchen plötzlich mit ihren großen dunklen Augen wild auf und machte eine Bewegung, als wollte sie sich erheben. Sie schien aber dazu die Kraft nicht zu haben.

„So hilf ihr doch, Eduard!“ — sagte die Gattin ungeduldig.

Auch hierauf ging Eduard ein, entschlossen, seine Rolle als energischer Mann durchzuführen. Er beugte sich nieder, und dabei sprang ihm das Monocle aus dem Auge. Auch seinen Regenschirm ließ er fallen.

„Warum hältst Du nicht!“ rief er ärgerlich seiner Gattin zu.

Das schmächtige Mädchen stützte sich auf ihn und erhob sich zitternd, mit der Hast des Fiebers, während die Gemahlin Regenschirm und Umschlagetuch an sich nahm. Letzteres entschieden mit Widerwillen, denn sie dachte an Ungeziefer.

Der energische Mann führte das arme Kind zu der nahen Bank, wo er es zum Niedersetzen veranlaßte. „Wie kommen Sie hierher?“ — fragte er. „Wo wohnen Sie?“

„In der — in der Schillerstraße Nr. 70,“ sagte das Mädchen mit matter Stimme und dann plötzlich mit viel Kraftaufwand ganz laut und bestimmt: „Weshalb denn? — Das wissen Sie ja auch! Sie haben ja längst auf dem Büreau nachgesehen. — Sie haben in der Fabrik gar nichts zu suchen!“

„Eine Verrückte! — Wie schrecklich!“ flüsterte die Gattin entsetzt dem Gemahl zu, der sein eigenes Erschrecken kaum zu bemeistern vermochte.

„Glaubst Du, daß sie verrückt ist?“ fragte er endlich. „Sie kann auch Fieber haben.“

„Weißt Du, Karl,“ begann von Neuem das arme kranke Mädchen, „am Sonntag, wenn der Flieder blüht —“

Der Klang ihrer Stimme war unbeschreiblich sehnsüchtig und weich geworden. Der ganze Frühling mit seinem ewigen Jugendzauber lag in der eigenen Betonung dieser wenigen Worte. Ueber die großen dunklen Augen ging dazu ein feuchter Schimmer voller Freundlichkeit und die langen Wimpern verhüllten ihn wie in kindlicher Scham.

Die entsetzten Gatten sahen Nichts davon. Als das arme Kind noch einmal leise begann: „Weißt Du, Karl —“ traten sie einen Schritt zurück.

„Was machen wir nur?“ fragte der Gemahl, in einem unüberlegten Augenblick aus seiner Rolle fallend.

Jetzt begann das arme Mädchen plötzlich zu wehklagen: „Es ist ja nicht wahr! — nein, Mutter, nein! — schlage mich doch nicht! — es ist ja nicht wahr!“ — und zitternd warf sie sich auf die Bank, so daß sie fast wieder hinabgefallen wäre.

„Eduard,“ begann die Gattin mit dem freudigen Tone einer glücklichen Eingebung, „ich gehe nach Haus und hole den Portier!“

„Und ich soll hier warten?“ fragte der innerlich entrüstete Mann.

„Mein Gott, dort ist ja das Haus! In fünf Minuten sind wir zurück!“

Sie ging wirklich eilig in der Dunkelheit davon, während der Gatte vor dem kranken Mädchen stehen blieb. Er betrachtete das arme Kind, wie man etwa ein Thier im zoologischen Garten betrachtet. Er fand seine Situation vor allen Dingen unheimlich, aber auch dazu angethan, ihn lächerlich zu machen. Glücklicherweise wird ihn Keiner von seinen Bekannten zu dieser Nachtzeit auf dem gänzlich öden Wege sehen! Seine Frau hat ihn als Wache aufgestellt! — ihn, den Herrn Bankdirector vor irgend einem hergelaufenen, kranken, vermuthlich auch stark angerauschten Frauenzimmer! Dazu hat er den Frack an. Gott sei Dank unter dem Paletot! Das ist eine Situation, in die man unverheirathet nicht kommt, und dabei hat eigentlich seine Frau Recht: warum sind wir nicht gefahren? Dann wäre die ganze Geschichte nicht passirt! Daran ist der Kutscher schuld — mit seinem brummigen Gesicht!

Die arme Kleine hatte sich wieder aufgerichtet und saß nun, den Kopf ganz vornüber hängend, weinend und schluchzend da. „Nein Mutter! — nein Mutter!“ rief sie einmal dazwischen. Dann aber sprang sie plötzlich auf und stand aufgerichtet dicht vor dem entsetzten Director. Es rieselte ihm ganz kalt den Rücken hinunter.

„Ich sage Ihnen, es nutzt Nichts!“ rief sie heftig. „Sie mögen wissen, daß mich die Mutter schlägt, aber aus dem Hause gehe ich doch nicht! — Nein, gewiß nicht! — Die Gertrud hat mir Alles erzählt.“

„Herr Gott, liebes Kind, ich bin es ja gar nicht!“ rief der sehr beunruhigte Director aus. Aber da kamen endlich seine Frau und der große Portier! — Gott sei Dank!

Das Mädchen betrachtete die Kommenden mit starren Augen und halbgeöffnetem Munde. Sie hatte sich wieder niedergesetzt und ließ willenlos geschehen, daß der große Portier sie von der Bank emporzog. Er hielt die Schwankende um die schmächtige Taille gefaßt und führte sie kräftig fort. Die Kleine hatte ihr Köpfchen gegen den Arm des Mannes gelehnt. Sie schwieg. Nur einmal sagte sie leise: „Das schöne Bett.“

„Sie spricht von ihrem Bett,“ sagte die Frau zu dem Gemahl, dem der neue Aufzug mit dem Portier in seiner Livree ebenfalls höchst unpassend erschien.

„Schön wird das Bett von dem Mädel wohl nicht sein!“ sagte der Portier mit einem Anflug von Hohn, der das verstummende Ehepaar sehr verletzte.

In dem Thorweg des eleganten Hauses stand bereits wartend die dicke Frau des Portiers an der geöffneten Thür. Das arme Kind wurde in die Portier-Stube gebracht und die gutmüthige Frau setzte es behutsam auf das Sopha. Der Kranken flogen die Pulse, ihr Athem ging hastig. Sie war ganz apathisch geworden.

„Herr Gott! Hat die ein Fieber!“ sagte die dicke Frau und holte ein großes weißes Kopfkissen und eine Decke aus ihrem Bett. Dann legte sie das Mädchen zurecht. Als das arme Kind sich gegen das weiße Kissen lehnte, athmete es tief auf und jener wunderbare Zug der Sehnsucht und Güte ging noch einmal über das Mädchen hin, jenes märchenhafte Flimmern in den dunklen Augen leuchtete sanft unter den langen Wimpern auf, wie Abendlicht.

„Weißt Du, Karl — am Sonntag —“ sagte sie wieder leise und melodisch.

„Ja, mein armes Thierchen,“ tröstete die brave Frau, „am Sonntag bist Du wieder gesund.“

Und sie strich dem Mädchen die schwarzen Locken aus der fieberheißen Stirn und freute sich, als die Lider der Kranken sich müde über die großen Augen senkten.

Im Thorweg hörte man unterdessen die Stimme des Herrn Directors. Er sprach eifrig mit dem großen Portier.

„Also Krüger,“ sagte er, „Sie gehen sofort auf das nächste Polizeibureau, Sie sagen, daß die Person augenblicklich abgeholt wird. Sie wohnt in der Schillerstraße 70 — wahrscheinlich — und scheint in einer Fabrik zu arbeiten.“

Jetzt kam ziemlich eilig die Gattin die Treppe herab. Sie trug ein Fläschchen in der Hand, das sie oben geholt hatte.

„Ich muß dem Mädchen Akonit geben,“ sagte sie.

„Das wirst Du gefälligst nicht!“ äußerte sehr bestimmt der Director, „Gott weiß was ihr fehlt! Du steckst Dich schließlich noch an — das wird wohl das Ende vom Liede sein.“

Auf diesen Gedanken schien die Frau noch nicht gekommen zu sein, denn er überraschte sie. Aber er leuchtete ihr auch augenscheinlich ein.

„Nun,“ sagte sie, „dann kann die Krüger ihr die Tropfen geben,“ und sie rief an der Thür der Portierstube: „Frau Krüger!“

Die gute dicke Frau erschien.

„Geben Sie dem Mädchen in einem Kaffelöffel Wasser fünf Tropfen aus diesem Fläschchen. Aber Nichts verschütten!“ fügte sie sorglich hinzu.

„So starkes Fieber muß man energisch anfassen,“ sagte sie in dem Tone ärztlicher Routine zu dem Gemahl, während sie langsam mit ihm wieder die Treppe hinaufstieg. „Meyer geht sogar in acuten Fällen bis zu 18 Tropfen! Das halte ich aber entschieden für Unsinn.“

Am nächsten Morgen saß der Hausherr in einem eleganten, buntcarrirten Morgenanzug in seiner Stube an dem Theetisch. Er hatte sich in einen Fauteuil zurückgelehnt, rauchte eine Cigarre und las die Morgenzeitung. Die fetten Beine hatte er übereinandergeschlagen. Hell fiel die Sonne in geraden Streifen zwischen den schweren Vorhängen auf den Smyrna-Teppich, das rothbunte Muster grell beleuchtend. Auch auf ein Bronzepferd, drüben auf dem Ebenholzschränkchen, fiel der Sonnenstrahl. Der Herr Director hatte an die Ohren des Pferdes alle seine Eintrittskarten für die Rasenplätze gehangen. Es sah so gewiß aristokratisch und englisch aus. Auch an Garde-Cavallerie-Offiziere dachte er dabei. Seiner Frau war das gleichfalls eingefallen, aber Beide sprachen nicht davon.

Jetzt trat der Diener in das Zimmer.

„Klingelte es nicht vorher?“ fragte der Herr, ohne von seiner Zeitung aufzusehen.

„Ja, Herr Director.“

„Wer war da?“

„Die Mutter von dem Mädchen, das gestern Abend weggefahren wurde, war bei der gnädigen Frau. Na, die Alte sah aus!“ setzte er mit einer gewissen dreisten Vertraulichkeit hinzu. „Sie wollte Geld zum Begräbniß der Tochter,“ fuhr er fort, „die ist heute früh im Spital gestorben.“

Der Herr Director hatte die Zeitung auf sein dickes Knie sinken lassen.

„Also wirklich gestorben!“ sagte er in einem gewissen bedauernden Tone und blickte darauf eine kleine Weile nachdenklich zum Fenster hinaus. Dieses sinnende Hinausblicken war hauptsächlich für den Kammerdiener bestimmt, der mit einem etwas erstaunten Gesicht seinen Herrn anstarrte.

„Wirklich gestorben!“ wiederholte der Herr Director noch einmal. Dann hob er langsam die Zeitung wieder von seinem Knie empor.

„Schade,“ sagte er dabei, „sie versprach hübsch zu werden.“

II.

Ein Brief.

In einem jener Restaurants, die sich das Prädicat ‚fein' zugelegt haben, um damit ihre hohen Preise zu erklären, saßen um einen, mit weißen und grünen Gläsern, Flaschen, Radieschen und Zahnstochern bestellten Tisch drei Herren. Zwei von ihnen trugen Uniform. Alle hatten sich, brennende Cigarren im Munde, in die rothsammtenen Stühle zurückgelehnt und schlürfen hin und wieder ‚Sect' aus dem Spitzglase. Die Flasche des Göttertrankes stand unter dem Tisch in einem Eiskübel und wurde von dem gänzlich blutleeren Kellner nach Bedürfniß hervorgezogen und mit unnachahmlichem Schwunge gehandhabt.

Die Unterhaltung der drei Zechgenossen war eine lebhafte. Sie wurde in dem weinlaunigen, näselnden Tone geführt, der nüchtern dazutretende Menschen mit einer gewissen lachenden Verachtung erfüllt.

Der Aelteste nahm den Rang eines Hauptmanns ein. Er war ein hagerer, mittelgroßer Mann, dessen Aussehen in seinem braunen, in die Höhe gestrichenen Schnurrbart gipfelte. Aus der Verschmelzung der Eigenschaften ‚grob im Dienst' und ‚jovial außer Dienst' glaubte er das Prädicat ‚ritterlich' wie einen Phönix aufsteigen zu sehen, das Prädicat ritterlich, das zu besitzen er für die Quintessenz alles Lebensglückes und aller Lebensweisheit hielt. Er nahm es mit Ueberzeugung für sich in Anspruch und das Bewußtsein dieser Ritterlichkeit verlieh ihm jene arrogante Sicherheit im Verkehr, die für empfindsame Menschen so viel Verletzendes hat. Gemüth und Herz hatte er längst abgelegt und in dasselbe Schubfach gepackt, in dem Wissenschaft und Kunst schmachteten. Von Jahr zu Jahr trat er diesem Schubfach gegenüber schroffer auf, denn er empfand instinctiv die feindlichen Gewalten. Darum aber absorbirte der Dienst durchaus nicht seine Gedanken allein. In gewissen Theaterkreisen noch als ‚voll' angesehen zu werden, das war eigentlich das bewegende Element seines Wesens. Keine Bemühung, keine Ermüdung und kein Geldopfer waren ihm zu groß, um diese ‚volle' Stellung aufrecht zu erhalten. Außerordentlich peinlich empfand er deswegen auch das Ergrauen seiner Haare. Wohl krönte, dem Anscheine nach, das dunkle Haar noch den selbstbewußten Scheitel, aber eine gewisse braune Tinctur hatte hierzu nicht unwesentlich beigetragen. Wagte jedoch ein weißes Haar, wie ein bescheidenes Schneeglöckchen, in seinem braunen Schnurrbart aufzusprießen, so stürzte sich beutegierig die weitgeöffnete Pincette über das bescheidene Blümchen und es wurde unter Verzerrungen des Antlitzes aus der Bodenkruste entfernt.

Der zweite Zechgenosse wurde Assessor genannt. Er war ein aufgeschwemmter Mann von einigen dreißig Jahren, dessen prallgespannte Kleidung den Eindruck machte, als sei sie ausgewachsen. Auf seinem gleichmäßig röthlich gefärbten, feisten Gesicht waren Spuren einer verfehlten weißblonden Bartanlage sichtbar. Das aschblonde Haar begann am Hinterkopf

spärlich zu werden und aus den ganz verfetteten Augenhöhlen blinzelten schlau die kleinen grauen Schweinsaugen.

Der Assessor hatte einen scharfen Verstand und dazu viel positive Kenntnisse. Darum dominirte er absolut in dem Kreise, den er sich zu seinem Verkehr gewählt hatte. Seine Bemerkungen waren ebenso gefürchtet wie belacht und gewisse cynische Ausdrücke wurden von seinen Gefährten im Triumphe colportirt. Mit beifälligem Schmunzeln nahm der Autor die häufige Anrede auf: „Assessor, Sie sollen ja gestern Abend wieder eine famose Redensart losgelassen haben!"

Ein Ehrenhandel, in dem er unzweifelhaft der schuldige Theil war, den er aber ganz außerordentlich ‚schneidig' zu Ende geführt hatte, sicherte ihm dauernd die größte Anerkennung in den Kreisen, in denen er verkehrte. Der Assessor war der schneidige Ehrenmann, der Freund des ritterlichen Hauptmanns, der witzige Lebemann — kurz, eine Persönlichkeit, in dessen Verkehr besonders für jüngere Leute etwas Schmeichelhaftes und Beglückendes lag.

Was aber den klugen Assessor an diesen geistlosen Kreis fesselte, war lediglich das eine: der Genuß. Er, dem jede feinere Regung des Gefühls fehlte, suchte nach der absolvirten Arbeit, in der er nicht ohne Eifer seine geistigen Fähigkeiten zur Geltung brachte, die Erholung in materiellen Freuden, niemals auf ethischem Gebiete. Auch ihm verschloß sich, wie dem Hauptmann, von Jahr zu Jahr fester die Thür zu dem Garten mit den goldenen Früchten idealen, geistigen Lebens.

Der Dritte im Bunde war ein kleiner, gut gewachsener, frischfarbiger, blonder Offizier mit den rundlichen Formen der Jugend. Ein gepflegtes helles Schnurrbärtchen wuchs kokett über den vollen rothen Lippen. Dazu hatte er ein Paar glänzende, ewig lächelnde, sehr dumme wasserblaue Augen. Man nannte ihn ‚Barönchen'.

Das Barönchen, einer der jüngsten Lieutenants der Garnison, war förmlich benebelt durch die ehrende Genugthuung, zu den Intimen des Hauptmanns und des Assessors zu zählen. In den Kreis derselben war er durch eine Bekanntschaft vom Theater gelangt. Das Barönchen wurde mit den Schmeichelnamen ‚der kleine Herzensbrecher', ‚der Liebling der Damen', ‚Don Juänchen' und anderen mehr belegt und nahm die sich ewig wiederholenden Anspielungen auf seine galanten Abenteuer, in seiner dummen Art verschmitzt lächelnd, als berechtigt an. Daß er thatsächlich durchaus keine galanten Abenteuer zu bestehen hatte, kam hierbei nicht in Frage. Sein Schweigen wurde eben als Zustimmung aufgefaßt. Daß er zu dumm war, um Liebesabenteuer zu erfinden, war der Rolle, die er spielte, nur von Nutzen. Denn eine Lüge hätte der Assessor sofort entdeckt.

Wenn das Barönchen jemals eine Spur von Charakter besessen hätte, so wäre dieselbe in dem Cynismus des ritterlichen Hauptmanns und des schneidigen Assessors jedenfalls untergegangen. Aber auch das Barönchen hatte längst auf seine Fahne Genuß geschrieben. Zuerst unbewußt, später in dem Gefühle

innerſter Berechtigung unter dem gewaltigen moraliſchen Eindruck der Propheten: Hauptmann und Aſſeſſor. Die Kluft, die im Grunde genommen zwiſchen ihm und den Propheten lag, überbrückte wohlthätig die Weinlaune und ſeine waſſerblauen Augen glänzten bei dem Poculiren in ſolcher Luſtigkeit und Liederlichkeit, daß die Propheten häufig genug das Barönchen, den kleinen Herzensbrecher, dieſen famoſen Kerl, weinſelig gerührt in ihre Arme ſchloſſen. Das waren ſtolze, glückliche Stunden, in denen das Barönchen etwas von den Fittichen aſſeſſoriſchen Geiſtes und von den zwei Hauptmanns-Sternen durch ſeine Seele ziehen fühlte!

Der Fluß der Unterhaltung wurde jetzt durch die Meldung des Kellners unterbrochen, daß ein Soldat den Herrn Baron zu ſprechen wünſche.

„Soll 'reinkommen!“ befahl das Barönchen und es trat mit dienſtlicher Haltung ein großer blonder Grenadier ein.

Der Burſche, durch die Nähe des Herrn Hauptmanns in verlegene Aufregung verſetzt, brachte ein Paar weiße Handſchuhe, ein Schnupftuch und ein Opernglas. Das Barönchen ſchien nach dem Mahle das Theater beſuchen zu wollen. Dann überreichte der Soldat ſeinem Herrn einen Brief und ſchritt, als derſelbe, den Brief betrachtend, zerſtreut eine winkende Bewegung machte, in ſtraffer Haltung und mit einem dienſtlichen Seitenblick auf den Hauptmann, wieder zur Thür hinaus.

Das Barönchen erbrach, nachdem er eine kurze Zeit den Brief betrachtet hatte, das Couvert, ſchlug die Seiten aus einander und erröthete über und über, als zwei Fünfmarkſcheine ſichtbar wurden. Die Schamröthe war ihm auf die Stirn geſtiegen, weil er fürchtete, der Hauptmann und beſonders der Aſſeſſor könnte die ‚lächerliche‘ Summe von zehn Mark ſehen, die ſeine alte Mutter ihm ſchickte.

Der Aſſeſſor hatte mit ſeinen kleinen Schweinsaugen in der That einen Geldſchein bemerkt und äußerte näſelnd: „Dem glücklichen Barönchen ſcheinen ſeine Liebſchaften nicht viel zu koſten — im Gegentheil!“

Das Barönchen lachte dumm auf und las flüchtig den folgenden Brief:

„Mein geliebter Sohn!

Ich habe Dir recht lange nicht geſchrieben, aber ich habe wieder ſo viel Huſten. Du brauchſt Dich aber nicht zu ängſtigen, Tante Clotilde meint auch, daß er beſſer iſt. Dein letzter lieber Brief klang etwas mißmuthig. Ich kann mir denken, daß Du ſehr viel Ausgaben haſt, aber ich will Dir nicht vorklagen, mein lieber Sohn. Ich hatte die letzten Tage in meiner Stube eine rechte Kramerei. Gott ſei Dank hatte Tante Clotilde Zeit zu helfen. Ich hatte in der Apotheke und beim Doctor wegen meines Huſtens viel zu zahlen und mußte von meinem Miethsgelde dazu nehmen. Nun mußte ich aber auch die Miethe zahlen und da habe ich den großen Schrank von der Großmutter verkauft. Der Händler wollte immer 80 Mark dafür geben. Nun habe ich aber doch nur 50 bekommen. Der Händler meinte,

die Preiſe ſeien ſehr zurückgegangen für ſolche Schränke. Hinter dem Schrank war ein ſchrecklicher Staub, das macht, weil man niemals mit dem feuchten Tuch dahinter konnte. Die Sachen aus dem Schrank habe ich in die große Schublade von dem Sopha gepackt. Da iſt genug Platz. Es war ein gutes Stück Arbeit! Tante Clotilde ſagt, ſie ſei froh, daß es fertig ſei. Sie läßt Dich ſehr grüßen, auch Frau Schubert und Emil. Ach! mein lieber Sohn, ich ſehne mich oft ſehr nach Dir! Nun iſt es bald ein ganzes Jahr, daß ich Dich nicht geſehen habe! Aber ich will nicht klagen. Dein guter ſeliger Vater würde mir das auch nicht erlaubt haben, aber ein Mutterherz hat ſo viele Wünſche. Bleibe nur ein guter Sohn und ein guter Soldat. Ich kann mir denken, daß es mit der kleinen Zulage bisweilen recht ſchwer iſt. Nun, wenn Du einmal Hauptmann ſein wirſt, da ſoll es wohl beſſer werden! Nun lebe wohl, mein heißgeliebter Sohn. Ich bitte Gott ſtündlich, daß Er Dich in ſeinen treuen Schutz nehmen möge.

Deine alte, Dich unausſprechlich liebende

Mutter.

P. S. Ich ſchicke Dir 10 Mark von dem Schrank-Geld. Ich denke mir, es wird Dir angenehm ſein, Etwas von der Hemdenrechnung abzahlen zu können, von der Du mir ſchriebſt."

„Na, kleiner Herzensbrecher," ſagte der Hauptmann, „ſind Sie bald mit der Liebesepiſtel fertig?"

Das Barönchen ſchreckte lachend auf, drückte Brief und Geldſchein unordentlich zuſammen und ſteckte beides haſtig in die enge Hoſentaſche. Er beugte ſich zu dem Eiskübel hinab, hob die faſt geleerte Flaſche aus dem klingend klappernden Eiſe und rief dem Kellner zu: „Heda! Sie! — noch eine Flaſche Sect!"

III.

Eine Spazierfahrt.

Ein Frühlingsabend breitet ſeine lauen Fittiche über die Stadt. Draußen duftet die blühende Natur, aber in der Stadt ſtreicht nur ſüßlicher ungeſunder Odem weichlich durch die Gaſſen und die alten fahlen Weiber kriechen aus ihren zugeklebten Winterhöhlen; ſie ſtecken die langen ſchmalen Naſen zu der Hausthür hinaus und lispeln zahnlos: „Oh, der ſchöne Frühlingsabend!"

Auf dem Platze bei den rothblühenden Kaſtanien an dem Monumente ſteht eine einſame Droſchke. Es iſt ſpät geworden. Der Kutſcher ſitzt regungslos in ſeinem blauen Mantel auf dem Bock und das magere, hellbraune Pferd ſcheint mit geſenktem Kopf zu ſchlafen. Der Kutſcher iſt ein kräftiger, blondbärtiger, noch junger Mann, der ſeine Augen ſtarr, in tiefe Träumereien verſenkt auf das Spritzleder vor ſich geheftet hat. Darum bemerkt er nicht das kleine ſchmächtige Mädchen, das, mit einem rothwollenen, geſtrickten Tuch um den Kopf gewickelt, vor ihm an dem Wagen ſteht.

„Vater!“ ſagte das Mädchen leiſe und der Mann fährt auf.

„Was willſt Du?“ fragte er.

„Der Tiſchler war da,“ ſagte die Kleine, „er hat die Mutter gemeſſen. Er will für den Sarg drei Mark voraus haben.“

„Willſt Du auf den Bock?“ fragte der Vater, und als Antwort ſtreckte das Kind ſeine Arme aus.

Er ſtieg hinab und hob die Kleine hinauf, dann ſetzte er ſie neben ſich.

„Sage der Tante, ſie ſoll Dich nicht in der Nacht allein herumlaufen laſſen,“ ſagte er dazu, „hörſt Du? — die drei Mark kann ich jetzt nicht ſchicken — vielleicht morgen früh,“ ſetzte er kleinlaut hinzu.

„Ich mag heute nicht ſchlafen gehen,“ ſagte das Kind nach einer Pauſe. Der Vater erwiderte Nichts, ſondern ſaß wieder lange Zeit ſchweigend neben der Kleinen, und dann plötzlich neigte er ſich hinab zu ihr und gab ihr einen Kuß. Sein Bart hatte das Geſichtchen gekitzelt und das Kind ſtrich mit den kalten, rothen Fingerchen über den Mund.

Wieder verging geraume Zeit und immer ſaßen ſie ſchweigſam in dem Lichtſchein der Laterne miteinander auf dem Bock. Er in ſeinem blauen Kragenmantel, das Kind mit dem rothen Tuch und das magere Pferd ſchlief dazu. Es gingen einige Menſchen vorüber, die ſahen hinauf und lachten und ſchienen Späße zu machen.

„Geh' jetzt nach Haus, Linchen,“ ſagte der Vater, „es wird kalt,“ und er hob das Kind hinab.

Die arme Kleine trippelte fort und der Vater wendete ſich noch einmal, um zu ſehen, ob ſie wirklich ging — dann verſank er wieder in ſein dumpfes Brüten. Er ſchauderte einmal zuſammen, als ob er ſich ſchüttelte. Er ſah fortwährend ſein todtes bleiches Weib, ganz gerade ausgeſtreckt in dem ſchmalen Bett liegen und den Tiſchler, der ihre Länge maß.

Jetzt hörte er in der Nähe lachen. Im Dunklen klingt alles Lachen laut. Dieſes freche Frauenlachen aber ſchallte, als hätte es ein lautes Echo noch nebenher. Dazwiſchen hörte man eine ſcherzende Männerſtimme und das in der Kehle geklemmte Intoniren einer Operettenmelodie. Die beiden Leute traten an die Droſchke.

„Na! Sie — Sie Roſſelenker!“ ſagte der Mann mit weinlauniger, liederlicher Stimme, „nach der Zeit. Hören Sie? — wir fahren nach der Zeit.“

Der Kutſcher zog von dem magern Hellbraunen die Decke zu ſich auf den Bock und machte ſich fertig zu der Fahrt, während der junge Mann der immerwährend lachenden, buntaufgeputzten dicken Perſon in den Wagen half.

„Wohin?“ fragte der Kutſcher.

„Ja, wohin? Na, in den Stadtgarten, immer gradaus!“ Und der Fahrgaſt klappte die Thür zu.

Der junge Mann hatte grauweiße Geſichtsfarbe, ein gewichſtes Bärtchen und leicht entzündete glanzloſe Augen. Dazu trug er einen hellen Ueber-

zieher von jener graugelben Farbe, die bleiche Geſichter ganz beſonders ſchlecht kleidet. Aber dieſe Farbe war gerade modern, ebenſo wie der Cylinderhut mit der breiten Krämpe und der ausgeſchnittene Hemdkragen.

Modern war auch die Kleidung der dicken Perſon, die durch ihre Eigenſchaft als Mitglied eines kleinen Vorſtadttheaters ihre ſociale Stellung gedeckt glaubte. Auch ihre Toilette war modern — von der Art des graugelben Ueberziehers. So ſaßen ſie ‚elegant‘ neben einander und fuhren in den Stadtgarten, in die duftige Frühlingsnacht hinaus.

Nebel lagen auf den großen Wieſenflächen und die Mondſichel ſtand über der dunklen Baumgruppe, aus der in weiter Entfernung von einander Laternen leuchteten. Von einem Teiche, der unter den Nebeln ganz verſteckt war, ſchallte ein ohrenzerreißendes Froſchgequake und in der Ferne ſchlug die Thurmuhr Zehn dazwiſchen. Das hörte das Pärchen einen Augenblick, als ſie ſelbſt nicht ſchwatzten und quakten. Aber der Kutſcher ſah und vernahm von alledem wenig. Nur den Schlag der Thurmuhr hörte er. Er war gewohnt, darauf zu achten. Sein Hellbrauner trottete langſam auf dem Wege hin. Die Zügel hingen ſchlaff herab. Der Mann dachte wieder einmal an den Tiſchler, der ſein Weib gemeſſen hat, und an die drei Mark, die er nicht beſitzt und die er ſich vielleicht jetzt verdienen wird. Dann athmet er weit auf. Das war dieſelbe Frühlingsluft wie damals, als er noch Soldat war und ſein todtes Weib ſein Schatz. Da gingen ſie Sonntags am Abend in den Stadtgarten, ſetzten ſich auf eine Bank und lachten, wenn die Fröſche zu viel Lärm machten.

„Nein, wahrhaftig,“ rief im Wagen die heiſer gewordene Stimme des Gelben, „bei Gott, ich hab' Dich gern!“ Und die dicke Perſon lachte auf.

Der Kutſcher gab ſeinem magern Hellbraunen fluchend einen Schlag und der Gaul fiel aufgeſchreckt in eine ſchnellere Gangart.

„Na, Roſſelenker!“ ſchrie die heiſere Stimme aus dem Wagen, „wenn's nur kein Unglück giebt!“

Nach einer Weile ging es wieder den alten, langſamen Trab. Die Beiden im Wagen ziſchelten mit einander und der Kutſcher dachte wieder an die Bank, wo er mit ſeinem Schatz ſaß. Wie ſie ſich gut geweſen waren! Darum arbeitete die Frau auch ſo fleißig; vorher und nachher, als die Kinder da waren. Mein Gott! Die Kinder! Linchen und die andern! Wie kann denn das nur gehen? Nein, das geht nicht! Das iſt undenkbar. Fünf Kinder ohne Mutter und kein Geld nach der langen Krankheit! Wenn wir nur Alle zuſammen geſtorben wären! Die Kinder und ſie und ich — mit einem Schiff untergegangen, uns Alle umſchlungen haltend!

„Ach Unſinn!“ rief wieder die heiſere Stimme im Wagen, „unter 40 Mark bekommſt Du keine Sammetjacke!“

Der Kutſcher hatte das Wort nicht gehört. Er fuhr die Straße weiter auf die große Brücke zu. Er litt, ſo weit das ihm zugemeſſene Maß des Leidens reichte.

Wenn ich daneben in den Fluß führe? Wir ertrinken Alle! Das Pferd und ich und die Beiden auch. Die Beiden auch! Er wurde plötzlich sehr nachdenklich und dabei fühlte er das Herz schlagen. Er hatte die Zügel fester gefaßt, denn da war schon die Brücke und durch die Dunkelheit sah man ein wenig den weißlichen Fluß träge wie Oel fließen. Und jetzt! — Er riß plötzlich das Pferd rechts herum. Er hatte die Augen groß aufgerissen und die Lippen zusammengepreßt — aber das magere Pferd blieb erschreckt mit gespitzten Ohren an dem dunklen Abhange stehen und die dicke Person in dem Wagen kreischte auf. Der junge Mann war aufgesprungen.

„Was ist denn los?" schrie er. „Zum Donnerwetter, können Sie nicht fahren? Drehen Sie jetzt um, Kutscher — so eine verfluchte Fahrerei!"

Und der Kutscher drehte um. Der Hellbraune hatte ja schon die halbe Wendung gemacht und nun trottete das Fuhrwerk denselben Weg zurück, nur um ein Weniges schneller. Der Kutscher saß wieder regungslos auf dem Bock, aber er war leichenblaß geworden und es schlotterten ihm die Glieder.

Die dicke Person hatte aufgehört zu lachen und war schlechter Laune. Auch der Gelbe schien einen Aerger zu haben, denn die Unterhaltung stockte. Jetzt waren sie wieder auf dem Kastanienplatz bei dem Monumente angelangt. Die Thurmuhr schlug gerade Dreiviertel.

„Halt!" rief der Gelbe, und als die Droschke hielt, stiegen sie aus.

„Was kostet die Fahrt?" fragte er, in seiner Geldtasche umhersuchend.

„Was es kostet? — Ja so!" sagte der Kutscher. „Als wir abfuhren, schlug es Zehn. Das sind jetzt dreiviertel Stunden. Doppelte Fahrt — Drei Mark wird es wohl machen."

Der Gelbe zog eine schwere goldene Uhr aus der Tasche.

„Dreiviertel Stunden? — Ich habe Nichts schlagen hören."

Die dicke Person zupfte ihn unterdessen bedeutungsvoll an dem Ueberzieher.

„Dreiviertel Stunden?" wiederholte er. „Alter Freund, das sind Geschichten! Höchstens eine halbe Stunde. Außerdem sind Sie ganz schlecht gefahren!"

Der Kutscher hielt die Hand mechanisch ausgestreckt. Er hörte gar nicht auf das Gerede des Gelben.

„Hier," sagte der und gab ihm zwei Mark in die Hand. Dabei hatte das Pärchen sich gewendet und schritt mit der steifen Haltung des schlechten Gewissens unter den Laternen fort.

„Aber —" sagte der Kutscher und sah ganz abwesend auf das Geldstück.

„Dummes Zeug!" rief der Gelbe, den Kopf halb wendend, „an dem lumpigen Gelde ist mir nichts gelegen, bei Gott! — Es ist nur wegen der Ehrlichkeit!"

Holzschnitt und Lithographie ausgeführt mit einer Klarheit und Schärfe, die allen Wünschen genügt.

Wer überdies sich auch noch im Einzelnen unterrichten will, dem bieten die erläuternden zwei Textbände die nöthige Hülfe. Sie schließen sich der Anordnung des Bilder-Atlas vollkommen an und sind in ihren einzelnen Theilen von Autoritäten ersten Ranges bearbeitet. Wir gedenken beispielsweise der Architektur von A. Essenwein, Plastik und Malerei von M. Carriere, Kriegswesen von J. Schott, Seewesen von R. Werner, Astronomie von Bruhns ꝛc. ꝛc. Wir sind in der Lage, unsern Lesern einige Bilderproben aus dem Brockhaus'schen Bilder-Atlas zu geben, müssen uns aber zu unserm Bedauern auf die Wiedergabe von Holzschnitten beschränken.

Neue Erzählungsliteratur.

Eine Danaidenarbeit wird es allmählich für den Kritiker, unsere neu erscheinenden Romane und Novellen, Erzählungen, Novelletten, Skizzen und wie sich die meist sehr vornehm ausgestatteten Bände sonst benennen mögen, in lückenloser Reihe zu verfolgen; der Katalog jeder gut geführten Leihbibliothek beweist dies durch seine ständige Vermehrung von ein- bis zweitausend Nummern im Jahre. Für den Leser würde aber die Besprechung der weitaus größten Zahl der betreffenden Werke überflüssig und ermüdend sein wegen ihres ephemeren Charakters; er wird dem Recensenten danken, wenn er ihm nur das von der Spreu bereits gesonderte Korn bietet oder, um nicht im Bilde zu reden, wenn er ihn auf lesenswerthe Bücher aufmerksam macht und vor andern sorgsam bewahrt. Gott sei Dank ist die Zahl der erstern noch immer eine recht erhebliche; unsere beliebtesten Erzähler Paul Heyse, Karl Frenzel, Hans Hopfen und andere zwar nicht so viel genannte, aber ebenfalls nennenswerthe Talente haben wieder neue geistvolle Schriften der Oeffentlichkeit übergeben.

Von Paul Heyse liegt die 18. Sammlung seiner Novellen vor (Berlin, Wilh. Hertz), welche drei Erzählungen enthält: „Himmlische und irdische Liebe", „F. U. R. I. A", „Auf Tod und Leben", in denen, wie fast immer bei diesem Dichter das psychologische Interesse seiner Gestalten überwiegt. Die äußere Handlung tritt davor bis auf die Schlußkatastrophe völlig zurück; aber der leidenschaftliche Kampf der Herzen bei der „alten Geschichte, die ewig neu bleibt", ist desto meisterhafter geschildert. Die erste der drei genannten Geschichten wurde bereits bei ihrem Erscheinen im „Berliner Montagsblatt" wegen der Feinheit der Charakteristik mit Recht bewundert. Die in ihr auftretenden Personen gehen trotz ihrer edlen lautern Gemüthsanlage im Kampfe mit der Pflicht unter: Der Professor Chlodwig lernt die volle „himmlische Liebe" in der Person der anmuthigen Traud kennen, die „irdische", in seiner Gemahlin Gina verkörpert, raubt ihm jedoch deren Besitz, und freiwillig scheidet er von Beiden und — vom Leben. Kann man dieses Seelengemälde als einen Hymnus auf die allgewaltige, lebenspendende und selbst lebenzerstörende Macht der Liebe des Mannes zum Weibe auffassen, so tritt in der nächsten Novelle uns die Kehrseite davon entgegen, treibt dort den Mann seine übermächtige Treue in den Tod, so versenkt ihn hier die Untreue der Geliebten in Wahnsinn, und ewig wahr bleibt der Satz: „Femina Universi Regina In Aeternum", „Des Weltalls ewige Herrin ist das Weib". In der Geschichte „Auf Tod und Leben" endlich wird ein edler Mann, über dem ein dunkles Schicksal schwebt, also ein geistiger „armer Heinrich", durch die Liebe eines reinen hingebenden Mädchens erlöst; die Seelenkämpfe spitzen sich hier fast dramatisch zu.

In dem Vorzuge eines äußerst gewählten vornehmen Stils bei hervorragender Erfindungsgabe steht Paul Heyse wohl am nächsten der Berliner Feuilletonist und Kritiker Karl Frenzel. Seine jüngst veröffentlichten vier Erzählungen, die er als „Neue Novellen" (Berlin, Rud. Waldern) in zwei Bänden herausgegeben hat, verdienen noch ein besonderes Lob rücksichtlich der in ihnen behandelten Stoffe. Trotz der äußerst anspruchslos klingenden Titel: „Die Mutter", „Die Verlobung", „Der Spielmann", „Das Kind", verräth sich überall das Bestreben des Verfassers, sich nicht gedankenlos seinem

Darstellungstalente hinzugeben, sondern mit sorgfältigster Dialektik ein tieferes Problem zu lösen: ohne Liebe, ohne Haß sucht er diese Lösung zu ermöglichen, nicht mit überschwänglichen Mitteln poetischer Schöpfungskraft, nicht mit verführerischen Schilderungen menschlicher Leidenschaften, sondern nüchtern, unentwegt zum Ziele fortschreitend, zum höchsten Ziele objectiver Wahrheit. Das gemeinsame Band, welches diese Novellen zusammenschließt, bildet ein soziales Problem: Die Ehe mit ihren Licht- und noch mehr mit ihren Schattenseiten ist das Grundthema. Fast scheint es dabei, als ob die Schattenseiten mächtiger sind, und gewiß entspricht eine derartige Auffassung der innersten Natur des Verfassers, denn er zeichnet keine im Sonnenglanze durch das Leben tänzelnden Glückspilze, sondern tiefernste, vom Schicksale schwer geprüfte Personen; sämmtlich stehen sie unter dem Drucke einer Schuld, die immerfort mahnend und störend in das harmonische Zusammenleben der Gatten eingreift. Aber aus der verhängnißvollen Kette von Verwirrungen, die den Gedanken an ein reines, ungetrübtes Glück in skeptische Zweifel verwandeln — deswegen rechnet man Frenzel wohl immer noch zur Gutzkow'schen Schule — hilft stets ein gesunder natürlicher Sinn und ein klarer Menschenverstand heraus. Daher sind die Gestalten nicht von Grund aus pessimistisch, sondern behalten trotz vieler herben Erfahrungen den Kopf oben und begründen sich so selbst ein neues Glück, das sie redlich verdienen. Der ehrenwerthe Kaufmann Gustav Plönnies in der Novelle „Die Verlobung" ist ein leuchtendes Beispiel dieser Art. Ueberhaupt ist gerade die genannte Erzählung hervorzuheben, weil sie rein auf das Gemüth wirkt ohne die geringste Spur irgend welcher Manier; künstlerisch höher steht ohne Zweifel noch „Der Spielmann", eine historische Novelle von so echter, tiefer Lebenswahrheit in zarter dichterischer Umhüllung, daß sie den nahe liegenden Vergleich mit Paul Heyses berühmten „Troubadournovellen" nicht zu scheuen braucht.

Unserer Zeit werden die Ideale häufig ganz abgesprochen, auch Frenzel ist kein Idealist, wie wir eben sahen: um so wohlthuender berührt es, wenn einer unserer besten lebenden Schriftsteller so warm für seine Jugendideale eintritt, wie Hans Hopfen es in seiner Studentengeschichte mit dem bezeichnenden Titel „Der letzte Hieb" (Leipzig, Ernst Keils Nachf.) thut. Gern stimmen wir seiner Aeußerung bei, daß es besser ist, wenn die akademische Jugend unseres Vaterlandes viel zecht und „ihre Händel mit Fechterkünsten austrägt", als wenn sie wie bei andern Völkern „ihre schönen Jugendjahre in häuslicher Gemeinschaft mit abgebrühten, ausrangirten Dirnen der gemeinsten Sorte verbringt und jene Pfuschergattung Politik treibt, zu welcher man in der Zeit des gährenden Mostes am allerbesten befähigt ist". Das sind starke, sehr starke Worte, aber Worte, die aus gesundem und klarem Gemüthe stammen, das dem deutschen Volke gerne den alten Ruhm seiner Ritterlichkeit und Freundestreue erhalten sehen möchte. Für das Duellunwesen an sich bricht der Dichter keine Lanze, für die sittliche Verkommenheit des Raufbolds hat er keine Entschuldigung: aber daß man ein tüchtiger Schläger sein kann, ohne die edleren Regungen des Herzens darüber preiszugeben, davon den Leser zu überzeugen, gelingt ihm prächtig. Die Jugendideale wohnen tief in der Brust seines Helden Georg Weinmeister, sie schwinden auch nicht durch den letzten Hieb, der ihm Glück und Ehre für die Zukunft verschließt, der ihm die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn und den schönen Hoffnungsstern einer beseligenden Liebe gleichzeitig raubt: sie lassen ihn keine Reue darüber empfinden, daß er den Freunden noch einmal seinen sieggewohnten Arm voll treuer Hingebung geliehen, sie erhalten und heben ihn von Neuem, als Alles verloren, in dem Gefühle eines frommen Glaubens, der ihm seit seinen Kindertagen nicht verlassen und der ihn zu entsagendem stillen Glück führt, zu dem himmlischen Frieden in der eigenen Brust.

Ein derartiger Idealismus besteht hoffentlich in Wahrheit noch recht lange fort, denn es giebt keinen Ersatz dafür, am allerwenigsten bieten ihn die „Modernen Ideale", von denen Konrad Telmann in seinem gleichnamigen dreibändigen Romane uns ein abschreckendes Bild entrollt (Leipzig, Carl Reißner). Es ist eine traurige Gesellschaft, die der mit fast überreicher Erfindungsgabe ausgestattete Schriftsteller uns hier vorführt, traurig wegen der sittlichen Verkommenheit und der inneren Herzenskälte, die allen diesen in der Großstadt zusammenlebenden Personen gemeinsam ist. Der gewissenlose Commerzienrath Johann Leberecht Röseler mit seiner bigotten Gemahlin, die sich ganz von dem Hofprediger Starck leiten läßt, seinem trotz guter Grundlage doch leichtfertigen Sohne Hubert und seiner emancipirten Tochter Camilla, der die pessimistische Philosophie zu Kopfe gestiegen ist — sie alle sind nicht besser als der liberale Journalist

Dietrich Pflüger, dessen Moral doch auch höchst bedenkliche Seiten zeigt, oder der hochconservative Schurke Graf Detlev Thissow, um von den verkommenen Kindern des alten Zingerle ganz zu schweigen. Den besten Charakter hat noch die russische Nihilistin, die Fürstin Raspolnikoff, weil sie wenigstens bis zum Tode einsteht für ihre Ueberzeugung. Wegen seiner fesselnden Handlung wird der Roman gewiß sehr viele Leser finden; im Interesse des guten Geschmacks muß das aber bedauerlich erscheinen, denn die Verbrecherromane, wie sie vor Jahrzehnten Ewald August König schrieb, gewinnen hoffentlich nicht neuen Boden. An den eben genannten Autor erinnert auch der Stil Telmanns, die mehrfach wiederholte Phrase: „Er schüttelte die Stirn" klingt geradezu komisch. Telmann selbst hat schon bessere Arbeiten geliefert, und so ist zu hoffen, daß er sich von dem verkehrten Haschen nach dem Effect, das er mit Recht in seinem Werke so geißelt, bald wieder lossagen wird.

Daß das rasch pulsirende Leben der Gegenwart viel Interessantes für einen talentvollen Beobachter und Darsteller bietet, ohne daß er genöthigt ist, nur die Nachtseite des großstädtischen Lebens zu schildern, beweist der anspruchslose Roman: „Auf der Wahlstatt des Lebens" von Fritz Friedmann (Leipzig, Wilh. Friedrich). In seinem Buche verräth sich der Jurist — und der Verfasser ist einer der tüchtigsten — durch die eifrigen Debatten, die er seine Personen über allerlei Schwächen der heutigen Gesellschaft anstellen läßt: das Für und Wider wird streng gegenüber gestellt, die Gründe werden nach beiden Seiten hin genau abgewogen, endlich der entscheidende Spruch gefällt, z. B. über die Rauchlust der Damen. Die Erzählung ist hübsch erfunden und verläuft bis zum Schluß fesselnd. Zwei arme Tagelöhnerskinder, die früh verwaist sind, werden getrennt von einander erzogen. Der Knabe erwächst zu einem jungen Gelehrten, der nach manchen inneren Kämpfen seine Werthernatur ablegt, seine lange gesuchte Schwester, die inzwischen in Amerika Schauspielerin geworden ist, wieder findet, ein recht gutes Doctorexamen macht und seine Braut heimführt. Von den Nebenfiguren wirkt am besten der spleenige Holländer Mynheer van Boddem, während der Wüstling Prinz Dagobert, „das übertrainirte Vollblutpferd", ein wenig carricirt ist.

Ebenfalls in die sogenannte „Gesellschaft" führt den Leser Rudolf Menger mit seiner anmuthigen Liebesgeschichte „Gräfin Loreley" (Berlin, Verlag von Gustav Behrend). Die Heldin ist von ihrem verstorbenen Gatten zur Erbin eingesetzt, so lange, bis sie sich wieder vermählt. In diesem Falle soll ein Nachtrag des Testaments in Kraft treten, der, wie man meint, das Vermögen einem Verwandten, dem Freiherrn von Sudernach, zuspricht. Letzterer speculirt nun gleichzeitig auf die Hand der Gräfin, die ihn verabscheut und ihr Herz einem jungen Maler, Franz von Dossen, schenkt. Da dieser sie jedoch ihres Vermögens nicht berauben will, entsagt er ihr und zieht in den deutsch-französischen Krieg. Als die Nachricht von seinem Tode die Gräfin erreicht, entschließt sie sich endlich dem treuen Werben eines englischen Lords Gehör zu geben, um unmittelbar nach der Hochzeit zu erfahren, einmal, daß der Nachtrag zum Testament ihr das Vermögen beläßt, andererseits, daß der geliebte Maler, wenn auch schwer verwundet, noch lebt. Ihre Hochzeitsreise führt sie an dessen Krankenlager, wo sie in starker Pflichterfüllung von ihm Abschied nimmt, wie sie wähnt, für immer. Da raubt ihr ein jäher Zufall fast in dem gleichen Augenblicke den Gatten, und der Maler bleibt schließlich doch der glückliche Sieger. Die eben kurz erzählten Vorgänge werden im leichten Unterhaltungstone mit frischem, bisweilen leise an das Sinnliche streifenden Humor geschildert. Allerliebst sind die typischen Gestalten der Badegesellschaft: der bretonische Raufbold mit der „Duellweste", die pikante Botschafterin Fürstin Mitterlich, Herr von Brachwitz u. s. w. Wir wünschen dem liebenswürdigen Buche einen recht großen Absatz.

In dem Augenblick, wo diese Zeilen geschrieben werden, ist die Frage nach passender Reiselectüre eine sehr große; schon die beiden an letzter Stelle genannten Bücher dürften sich sehr als solche empfehlen noch angemessener erscheinen Manchem vielleicht die „Reisenovellen" von Adalbert Meinhardt (Berlin, Gebr. Paetel). Der Name des Verfassers ist den Lesern von „Nord und Süd" bereits rühmlichst bekannt, so daß es nur der Erwähnung seines Buches bedarf, um diesem neue Freunde zu gewinnen. In dem Bändchen sind vier Geschichten enthalten, von denen zwei „Der Bildhauer von Cauterets" und „Frau Antje" wahre Cabinetsstücke moderner Novellistik sind. Der künstlerische Hauch, der diese Erzählungen durchweht, die feine Kenntniß des Frauenherzens, dazu der äußere Vorzug einer vornehmen Sprache werden gewiß bei der Frauenwelt höchsten Beifall finden. „Frau Antje" ist auch bereits von Paul Heyse

für den „Deutschen Novellenschatz" erworben worden. Die beiden andern Erzählungen, von denen die letzte „Regatta" sich selbst anspruchslos als eine „Skizze vom Comer-See" bezeichnet, treten etwas zurück: „Schloß Polia" erscheint auch nur wie eine Studie, aber wie die Studie eines echten, zartsinnigen Künstlers. Alles ist harmonisch in diesen Erzählungen; der Dichter hat neben seiner reizvollen Erfindungsgabe auch die Kunst einer maßvollen Composition gepflegt, eine der wichtigsten Grundbedingungen jeder guten Novelle. Sobald dieses Gesetz gebührende Beachtung findet, wird die kürzere Erzählung stets auf einen größeren Leserkreis rechnen dürfen als der vielbändige Roman, gegen welchen sich allmählich in Deutschland in den letzten Jahrzehnten eine sichtbare Abneigung zeigt, die natürliche Folge von Werken, die wie Gutzkows „Zauberer von Rom" eine kleine Bibliothek für sich bildeten. Hin und wieder muß jene Abneigung sich aber doch Ausnahmen gefallen lassen, und als eine solche möchten wir den historischen Roman in vier Bänden „Krieg und Frieden" von Graf Leo Tolstoj (autorisirte deutsche Uebersetzung von Dr. Ernst Strenge. Berlin, A. Deubner) angesehen wissen.

In seinem Vaterlande galt der Autor als angesehener Prophet; der Ruhm eines tief beanlagten, von ernstem Streben beseelten Schriftstellers wird ihm auch in Deutschland zu Theil werden. „Krieg und Frieden" ist der Herzenserguß eines philosophischen Denkers, der die im Titel angeführten Gegensätze an der Geschichte der Menschheit wie des eigenen Ichs sorgfältig studirt, der die Unmöglichkeit ihrer dereinstigen Versöhnung eingesehen hat: Krieg und Frieden folgen für ihn in unlöslicher Beziehung abwechselnd auf einander, und das Resultat ist — Nichts. Vergeblich ist das Bemühen des Einzelnen um Herstellung des einen oder des andern, es bleibt gleichgültig, denn die Weltgeschichte durchläuft ihre unabänderlich vorgeschriebene Bahn. Tolstojs Geschichtsauffassung ist fatalistisch, das große Drama des Untergangs der napoleonischen Armee im Jahre 1812 dünkt ihm absolut nothwendig, sein früheres oder späteres Eintreten war einzig bedingt durch ein früher oder später gemachtes Versehen, welches einen einzigen Hebel der großen Maschine in Unordnung brachte, so daß das Ganze stocken mußte. Was man als dieses Versehen auffaßt, ist wieder gleichgültig. „Nitschewo" nennt das der Russe mit einem Lieblingsworte, und Russe ist Tolstoj vom Scheitel bis zur Sohle. Sein Roman zeigt die Vorzüge und die Mängel des russischen Nationalcharakters im hellsten Lichte, und gerade darum ist er von hohem Werthe. Weil Tolstoj die psychologische Eigenart seines Volkes so treffend wiederzugeben wußte, hat man ihn mit Recht „den Erben Turgenjews" genannt. Er hat vor diesem noch etwas voraus, nämlich die unmittelbare Berührung mit den höchsten leitenden Kreisen seines Vaterlandes. In gewaltigem Ringen läßt er seine Helden, denen von Anfang an die irdischen Güter, Rang und Ansehen, als mächtige Hülfsmittel zu Gebote stehen, sich durchkämpfen zum — „Nitschewo", wie er selbst es gethan. Er verkörpert sich selbst in den zwei Hauptfiguren des Buchs: Fürst Andrej Bolkonski, der edle, für die höchsten politischen Probleme begeisterte Mann, versucht durch thätiges Eingreifen die Aufgaben des menschlichen Daseins zu erfüllen; er opfert ein ruhiges behagliches Leben, verwindet den Schmerz um den Tod seines Weibes, denn sein Ziel ist höher gesteckt: er will für das Wohl seines Vaterlandes leben. Als er aber überall nur Dummheit und Erbärmlichkeit sieht, verliert er die Lust des Schaffens und — stirbt, weil er fühlt, daß es sich nicht lohnt, weiter zu leben. Sein Gegenstück Pierre erscheint als Rousseau'scher Naturmensch in der Petersburger Gesellschaft, den Kopf voll von philosophischen Grübeleien: er wird ausgelacht. In völliger Unklarheit über sich selbst, glaubt er an die Treue eines Weibes, seine Frau beweist ihm die Wahrheit des Gegentheils, und er wird ausgelacht. Er will die Lage seiner Bauern heben, er will die wahre Religion im Freimaurerthum finden, er will sich nützlich machen, allüberall dasselbe: er wird ausgelacht; und weil er schließlich selbst über sich lachen muß, weil er überall unnütz ist, darum vergißt er alles Streben, heirathet noch einmal und wird ein — Philister! Das sind die Haupttypen; sie sind meisterhaft durchgeführt. Daneben stehen nun die ausgezeichneten echt russischen Nationalcharaktere: der altrussisch gesinnte Vater des Fürsten Andrej, der General Kutusow, der rücksichtslos entschlossene Dolochow, der sentimentale Denissow, der wackere jüngere Rostow. Von den Frauengestalten fesselt am meisten Natascha mit ihrem frommen Kindergemüth und ihrer so leicht zu bethörenden Sinnlichkeit. — Alles ist plastisch dargestellt, und trotz der fast überreichen Handlung verliert der Verfasser niemals den aufgenommenen Faden; er hat sein Werk bis in's Kleinste durchgearbeitet, was man von dem Uebersetzer gerade nicht immer behaupten kann.

Es bleibt noch übrig, zweier hervorragender Schriftstellerinnen zu gedenken, die durch ihre Begabung wohl berechtigt sind, sich manchem Autor als ebenbürtig an die Seite zu stellen. Von der an erster Stelle namhaft zu machenden Frau Ida Boy-Ed, deren geistvolles Antlitz uns von dem Umschlage ihres Romans „Dornenkronen" (Berlin, Rud. Waldern) entgegenblickt, ist unlängst in diesen Blättern eine Novelle erschienen, die ihr sicherlich neue Anerkennung erworben hat, obwohl sie deren kaum noch bedarf, denn die „Dornenkronen" haben bereits im Auslande einen Ruf, — sie sind sofort in das Englische und Polnische übersetzt worden — und also darf Niemand mehr an der Bedeutung des Buches zweifeln. Das soll auch nicht eine Art von Reclame sein, denn diese wäre hier ganz überflüssig: so tief angelegte Charaktere, so natürlich geschürzte und mit Spannung festgehaltene Conflicte fesseln von selbst. Der Hintergrund der Erzählung ist realistisch, die kleinsten Details des Hamburger Lebens, herab bis zu einer einzelnen Zimmereinrichtung werden genau beschrieben: und auf diesem Hintergrunde bewegen sich durchaus idealistisch gedachte Gestalten. Der schmerzliche Kampf um die Ideale der Kunst flicht eben die „Dornenkronen", und ihre Trägerinnen sind die „berühmten, die genialen Frauen", denen ihre Kunst heiliger Ernst und höchster Daseinszweck ist, und die darum nicht passen in die materielle Kaufmannsgesellschaft der Hansestadt. Beiläufig, ob diese Gesellschaft sich für die Schilderung bei der Verfasserin bedanken wird? Wie unendlich hoch stehen diese Frauen mit den „Dornenkronen" einer Frau Erna Bevers, geborne Hartmann, gegenüber! Die ersteren und ihr innerstes Seelenleben kennt Ida Boy-Ed sehr genau und versteht es meisterhaft, ihr Empfinden wiederzugeben. Neben diesen in ihren Idealen oft zu sehr befangenen Personen wie Ruth und ihrem Bruder Juan, neben der Schauspielerin Melitta Allenstein und dem edlen Maler Constantin Rodenbach stehen dann auch ganz realistisch Denkende. Die Verschmelzung beider Sinnesarten zeigt eben jene Melitta, während zur Reihe der letzteren gehören Mimi Hartmann, ein allerliebster Backfisch, und ihr Bräutigam, der nüchterne, praktische Hans Norden, der als deus ex machina mit seinem hausbackenen Verstande überall aus der Noth hilft. Unwillkürlich erwecken diese beiden Personen den Gedanken an eine Dramatisirung des Romans, denn sie müßten auf der Bühne vorzüglich wirken. Wer so viel Frohsinn und Humor sein eigen nennt, beweist deutlich, daß die Krone des Genies, auf welche die Verfasserin wohl Anspruch hat, nicht nothwendig eine Dornenkrone ist.

Mit einem einzigen Werke in bescheidener Form hat sich die zweite hier zu nennende Schriftstellerin bei dem deutschen Lesepublikum eingeführt: Frau Emily Ruete, geborene Prinzessin von Omân und Zanzibar, hat in den „Memoiren einer arabischen Prinzessin" (Berlin, Fr. Luckhardt, 2 Bde.) die Geschichte ihres Lebens veröffentlicht, aber dieses Leben gleicht einem Roman, denn die Heldin hat viel erlebt, viel erfahren und viel — gelitten. Gleichwohl beruht der Hauptwerth dieser Memoiren, die überall das Streben, möglichst objectiv zu schildern verrathen, nicht auf den persönlichen Erlebnissen der Verfasserin, sondern auf den allgemeinen culturhistorischen Angaben. Als geborener Araberin standen ihr Quellen zu Gebote, die sich dem Europäer immer verschließen: das gilt namentlich von der Darstellung des Haremlebens. Ueberhaupt erscheint nach den Angaben der Verfasserin die orientalische Frau in ganz anderm Lichte, als man sie bisher zu sehen gewohnt war. Vielleicht ist hier ein wenig Parteilichkeit mit untergelaufen: aber das Interesse des Lesers kann dadurch nicht beeinträchtigt werden. Frau Ruete ist jetzt deutsche Staatsbürgerin und zeigt sich auch mit der deutschen Sprache durchaus vertraut: so daß die Ausländerin im Stil kaum zu erkennen ist.

F. V.

Anthropologische Studien.

Anthropologische Studien von Hermann Schaaffhausen. Bonn, Ad. Marcus.

„Vieles ist gewaltig, aber nichts ist gewaltiger als der Mensch," sang vor mehr als zweitausend Jahren der griechische Dichter; doch der elende schwache Körper, der vergeblich gegen die übermächtigen Naturkräfte ankämpft und ihnen endlich im Tode erliegt, das Bewußtsein des armseligen menschlichen Geistes gegenüber einer das Weltall lenkenden göttlichen Macht lehrten die Wahrheit dieses Wortes bezweifeln, und die

selbstsüchtigen Glaubens- und Schöpfungstheorieen hierarchisch gesinnter Priesterschaften vermehrten das Gefühl der irdischen Erbärmlichkeit bis zum Uebermaß. Da kam die moderne Naturwissenschaft, die in immer weiteren Kreisen die Erde und den ganzen Kosmos in ihre Betrachtung zog und bewies, daß wir bisher eigentlich viel zu wenig über das Wesen des Menschen unterrichtet seien, und so entstand die neue Wissenschaft der Anthropologie, die Wissenschaft vom Menschen. Sie verfolgte die Spuren des menschlichen Organismus bis in Zeiträume hinauf, von denen die geschichtliche und biblische Tradition keine Ahnung hatte, sie studirte unsere Vorfahren in den spärlichen Knochenüberresten, welche die Höhlen Frankreichs und Belgiens, die Dolmen Irlands, die Kjökkenmöddinger Dänemarks, die Pfahlbauten der Schweizer Seen und der Lombardei enthalten, sie studirte unsere Artgenossen von den Maoris der Südseeinseln bis zu den Eskimos Grönlands, und das Resultat dieser Studien war ein die biblische Tradition vernichtendes, aber zugleich ein die Menschenwürde unendlich beschämendes: es gipfelte in dem Darwin'schen Satze von der fortschreitenden Entwickelung der Organismen, die durch Urzeugung entstanden sind, bis zum menschenähnlichen Affen, unserem nächsten Vorfahren. An die Stelle einer göttlichen Vorsehung trat eine instinctive, allein durch den Kampf um's Dasein veranlaßte Zuchtwahl, indem die unvollkommene Art eben wegen ihrer Unvollkommenheit zu Grunde ging. Diese Lehre, mit Jubel aufgenommen von den Materialisten, hat der neueren Naturwissenschaft ihre Bahn vorgezeichnet, sie ist herrschend geworden trotz alles theologischen Geschreis. Und dennoch kommt auch sie über den großen Widerspruch des menschlichen Geistes gegenüber dem Körper, verglichen mit der Thierseele gegenüber dem thierischen Körper nicht hinweg. So hat sie wieder ihre Gegner gefunden, die das eine von ihr gelernt haben, die Ueberzeugung von einer organischen stufenmäßigen Entwickelung alles Lebens aus der Urzelle, aber an die Stelle einer rein auf dem Kampfe um's Dasein beruhenden Zuchtwahl wieder eine höhere, die natürliche Entwickelung von Anfang an in ihre richtigen Bahnen leitende höhere Macht setzen. Einer der hervorragendsten Vertreter dieser Art von Anthropologie ist der Bonner Professor Hermann Schaaffhausen. Der Grundgedanke der 28 Abhandlungen, die er in einem stattlichen, der deutschen anthropologischen Gesellschaft gewidmeten Bande veröffentlicht hat — das glänzende Repertorium eines mehr als 40 Jahre thätigen Gelehrtenlebens — ist ein doppelter. Einmal „faßt er die ganze Natur als ein zusammenhängendes Ganze, nicht nur in dem Sinne, daß in der bestehenden Welt Pflanze und Thier auf einander angewiesen sind und beide das Unorganische zur Voraussetzung haben, sondern mit der Annahme, daß in der Geschichte der Schöpfung alle organischen Bildungen wirklich aus einander hervorgegangen sind". Sodann stellt er Seele und Körper des Menschen in der innigsten Verbindung und Wechselbeziehung stehend hin: „Im Menschen hat die Schöpfung nach beiden Richtungen hin ihr höchstes Ziel erreicht; die fortschreitende Entwickelung ist aber ein so allgemein herrschendes Naturgesetz, daß auch er noch nach höherer Vollkommenheit strebt." Der Grundfehler der bisherigen Anthropologie ist eben die zu einseitige Betonung des körperlichen, thierischen Elements im Menschen. Die Abhandlungen sind durchweg in einer klaren, auch dem Laien faßlichen Sprache geschrieben, zum Theil sogar mit begeisterter Diction; sie lassen sich in drei große Klassen eintheilen, obgleich sie der Verfasser selbst chronologisch nach ihrer Entstehung geordnet und auch nur wenig überarbeitet giebt: Die erste Klasse beschäftigt sich mit dem Einzelmenschen und seinem Verhältniß zu den vorhandenen Lebensbedingungen: dahin gehören die Untersuchungen „über Schlaf und Traum", die neuerdings von Cubasch, Siebeck, Radestock u. A. erweitert worden sind, über die Beziehungen der Natur zur bildenden Kunst, über den Tod, über die Kunst gesund zu leben, über den Kampf des Menschen mit der Natur, über das geistige Wesen des Menschen, über Aberglauben, Menschenbildung und endlich über die menschliche Sprache. Letztere definirt er als „ein freies Erzeugniß des menschlichen Geistes, welches derselbe mit Willkür gebraucht". Ueberall finden sich die feinsten Bemerkungen, die schärfsten Beobachtungen, und aus jedem Gedanken leuchtet das schöne Wort hervor: „Man muß es aussprechen, daß die wachsende Erkenntniß der Natur auch eine wachsende Erkenntniß Gottes ist." Einer sorgfältigeren Betrachtung möge noch der Schlußvortrag über „die beiden menschlichen Geschlechter" empfohlen sein. Die zweite Klasse der Abhandlungen wendet sich zu den einzelnen Rassen des Menschengeschlechts, an deren Einheit Schaaffhausen fest glaubt, ohne damit etwas über die wahrscheinliche oder unwahrscheinliche Abstammung der Menschheit von einem Paare entscheiden zu wollen. Aus der Auffassung von der Ein-

heit aller Menschenrassen entspringt der schöne Gedanke der reinsten Humanität, denn die auf niedrigerer Stufe stehen gebliebenen Völker verdienen nicht unsere Verachtung, sondern unser tiefstes Mitgefühl. Eine wahre Fundgrube von Material bietet hier der Aufsatz „über die Menschenfresserei und das Menschenopfer" (1870), wo auch manches aus dem schon 1866 abgefaßten Essay „über den Zustand der wilden Völker" wiederholt ist. Endlich nimmt noch eine Reihe von Aufsätzen auf allgemeinere Gebiete der Naturwissenschaft Rücksicht, vorzüglich auf die Entwickelung des organischen Lebens und der dabei in Thätigkeit tretenden Kräfte, auf die Entstehung der Arten, von deren allmählicher Entstehung und Wandelbarkeit der Verfasser überzeugt ist, wohl entschieden mit Recht, und speciell auf die Fortschritte und Aufgaben der modernen Physiologie und Anthropologie. Den schon oben angedeuteten Gedanken von der Zweckmäßigkeit in der Natur hat Schaaffhausen in einem 1868 in Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrage eingehend begründet; er kommt hier zu einem vollständigen anthropologischen Beweis für das Dasein Gottes „und zwar für das Dasein eines persönlichen Gottes", den wir uns nicht versagen können hier anzuführen. „Der Mensch erkennt," sagt der Autor auf S. 433, „daß er ein Theil der Schöpfung ist und, wenn es nicht vollkommenere Wesen auf einem anderen Gestirne giebt, daß er der beste Theil derselben ist. Der Vorzug der menschlichen Natur, die höchste Entwickelung seines Wesens liegt aber in seinem Selbstbewußtsein, in seiner Persönlichkeit; da nun das Geschöpf nicht besser sein kann als sein Schöpfer, so muß auch Gott selbstbewußt und persönlich sein." Der Grundirrthum Darwins, der voraussetzte, daß der Grund der Fortentwickelung in den Organismen selbst liegt (vergl. S. 645 ff.), ist damit glänzend abgewiesen. Wenn die Naturwissenschaft zu solchen Resultaten kommt, wenn sie es öfter verstehen wird, dem Laien ihre Errungenschaften in so plausibeler Weise vor Augen zu führen, wie dies bei Schaaffhausen geschieht, dann ist sie allerdings auch die Wissenschaft der Zukunft, die mit ihrer lodernden Fackel die verborgensten Tiefen des unermeßlichen Weltalls wie der in ihrer Kleinheit fast allmächtigen menschlichen Seele aufhellt. F. V.

Bibliographische Notizen.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1885 bis 1886. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wiedermann. Verlag der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiberg im Breisgau.

Naturwissenschaftlich-technische Umschau. Illustrirte populäre Halbmonatsschrift über die Fortschritte auf den Gebieten der angewandten Naturwissenschaft und technischen Praxis, herausgegeben von Th. Schwartze, Ingenieur in Leipzig, II. Jahrgang. Verlag von Fr. Mauke in Jena.

Die Beschäftigung mit den exacten Naturwissenschaften nimmt einen immer breiteren Raum in dem Geistesleben der Jetztzeit ein. Auch für den gebildeten Laien ist es eine fast unerläßliche Forderung geworden, sich mit ihren Grundgedanken und den daraus entsprungenen Folgerungen für das praktische Leben bis zu einem gewissen Grade vertraut zu machen. Aber wie auf allen anderen Forschungsgebieten, greift auch hier eine immer größere Zersplitterung Platz, und es wird selbst für Denjenigen, der sich in einzelne Zweige der Naturlehre zu vertiefen sucht, schwer, den Zusammenhang mit dem Gesammtgebiet zu wahren, der für ein etwas mehr als ganz oberflächliches Verständniß gefordert werden muß. Eine ganze Anzahl von Publikationen haben den mehr oder weniger gelungenen Versuch gemacht, diesem Einheitsstreben zu Hülfe zu kommen, und in den oben genannten beiden Schriften liegt uns eine Probe dieses bereits zu einem stattlichen Umfange angewachsenen Zweiges der neueren Literatur vor.

Das Jahrbuch der Naturwissenschaften hat sich die auf anderen Gebieten der Forschung bereits bewährte Methode zum Vorbild genommen, in regelmäßigen Jahresübersichten zusammenzufassen, was im Laufe eines größeren Zeitabschnittes an wirklichen Errungenschaften zu registriren ist. Diese Methode bietet

den Vortheil, eine kritische Sichtung des Materials vornehmen zu können. Es ist dem Herausgeber gelungen, diesen Gesichtspunkt fast durchweg festzuhalten, und wir erhalten in dem Jahrbuch einen gut durchgearbeiteten, von Ueberflüssigem freien Rückblick über das, was das verflossene Jahr auf den in den Kreis der Betrachtung gezogenen Gebieten Neues gezeitigt hat. Abgehandelt werden: Physik, Chemie und chemische Technologie, Mechanik, Zoologie und Botanik, Forst- und Landwirthschaft, Mineralogie, Geologie und Erdbebenkunde, Anthropologie und mathematische Geographie, Meteorologie und physikalische Geographie, Gesundheitspflege, Medicin und Physiologie, Länder- und Völkerkunde, Handel und Industrie, Verkehr und Verkehrsmittel. In einem Anhang giebt der Herausgeber in einem „Todtenbuch" eine übersichtliche Zusammenstellung der im Jahre 1885 gestorbenen hervorragenderen Naturforscher und Aerzte. Das Jahrbuch sei allen denen, welche sich mit den Fortschritten der Naturwissenschaften bekannt machen und sich dabei über das gewöhnliche Dilettiren in einzelnen Fächern erheben wollen, warm empfohlen.

Eine ähnliche Tendenz wie das Jahrbuch verfolgt die naturwissenschaftlich-technische Umschau. Sie bringt in Originalbeiträgen und Referaten orientirende Uebersichten über fast dieselben Gebiete der Naturwissenschaften, wie jenes, und besitzt in der Art der Erscheinungsweise als halbmonatliche Zeitschrift vielleicht den Vorzug einer etwas größeren Actualität, den wir aber gegenüber der kritisch gesichteten Anordnung des Materials in dem Jahrbuch nicht allzu stark in den Vordergrund schieben möchten. Die Anwendung der Naturwissenschaften auf Technik und praktisches Leben, so u. A. die Lehre von der angewandten Elektricität, finden in der Umschau eine besonders liebevolle Behandlung, ohne daß deshalb andere Gebiete vernachlässigt würden.

cht.

Ungarn vor der Schlacht bei Mohacs. Auf Grund der päpstlichen Nuntiaturberichte von Dr. Wilhelm Fraknoi. Deutsch von Dr. J. H. Schwicker. Budapest, Wilhelm Lauffer.

Bei dem Mangel guter historischer Werke, an dem die noch immer in der Bildung begriffene magyarische Literatur leidet, ist jede Vermehrung des gedachten Gebiets mit Freude zu begrüßen. Ganz besonders muß dies der Fall sein, wenn es sich um einen so werthvollen Beitrag handelt, wie es das vorliegende Buch des Budapester Universitätsprofessors Fraknoi, des ehemaligen deutschen Gelehrten Frankl, ist. In plastischer Weise schildert Fraknoi, sich völlig auf die erst in unserem Jahrhundert Gemeingut gewordenen päpstlichen Nuntiaturberichte stützend, die zerrütteten ungarischen Zustände vor der Schlacht von Mohacs, er entwirft ein fesselndes Bild von dem erfolgreichen Walten des edlen päpstlichen Gesandten Burgio, und steigert das Interesse des Lesers von Capitel zu Capitel, um seine Schöpfung gleich einem Drama mit der Katastrophe zu beschließen: eine kurze, aber anschauliche Darstellung des unheilvollen Ringens bei Mohacs, der furchtbarsten Katastrophe, die Ungarn je getroffen, nimmt die letzten Seiten des Buches in Anspruch.

rb.

Rauber. Homo sapiens forus oder: Die Zustände der Verwilderten und ihre Bedeutung für Wissenschaft, Politik und Schule. Biologische Untersuchung. Leipzig, Denicke's Verlag.

Ein merkwürdiges Büchlein, merkwürdig besonders, weil es beweist, daß selbst ein hochgelehrter Kopf Vorstellungen, die er von seinem Standpunkte aus neu beleuchtet oder gar entdeckt, für neu hält, obschon sie längst Allen geläufig sind. Der Verfasser, ein hervorragender Embryologe, war gelegentlich seiner biologischen Studien zur Erkenntniß der Bedeutung des Staats gekommen und hält ihn gar für den „Erzeuger und Uebertrager der Menschheit". „Hingebannt an die mächtigen Tische im großen Laboratorium des zoologischen Instituts zu Leipzig, habe ich den Staat verstehen lernen." „Und als meine Studien über das Verbandleben im Thierreich nunmehr beendet waren, hatte ich die lebhafte Genugthuung, zu empfinden, daß meine Kenntniß vom menschlichen Staate sich bedeutend erweitert habe." (S. 92.) Das war nun, mit Verlaub, ein wenig spät. Denn die Bedeutung der staatlichen Organisation als Culturfactor, ja als Grundeigenschaft des menschlichen Wesens ist seit Aristoteles Definition vom ζῶον πολιτικόν bis auf unsere Tage stets erkannt und anerkannt worden, sogar bis zur Ueberschätzung, der nach unserer Meinung auch der Verfasser verfällt, wenn er der Gemeinschaft überhaupt gar keine, und lediglich der staatlichen Gemeinschaft alle Wirkung zuschreibt. Die „Verwilderten"

oder Isolirten, wie sie Verfasser lieber genannt wissen will, jene theils schlecht beglaubigten, theils pathologisch entarteten und verkommenen Fälle herangewachsener, als Kinder in Wildniß ausgesetzt gewesener Individuen, stehen übrigens zu des Verfassers Auseinandersetzungen, obwohl er sie auf ihnen basirt, kaum im causalen Zusammenhang, und wir glauben ihm gerne, wenn er — leider erst im Schlußwort S. 131 — bemerkt, daß selbst im Falle „der Verwerfung aller auf die Verwilderten bezüglichen Nachrichten die Endergebnisse sich nicht um Haaresbreite verändern würden". Aufgezählt und aus dem Staube aller Literaturen herausgesucht, sind im ganzen 16 Fälle, die sich auf die Zeit von 1341 bis 1812 vertheilen. Am bemerkenswerthesten erscheint uns aus der ganzen Arbeit, die, wenn sie kürzer wäre, entschieden an Werth gewönne, die aus der Vor-, Ur- und Culturgeschichte der Menschheit abgeleitete pädagogische Consequenz, den Lese- und Schreibunterricht nicht in das erste, sondern frühestens in das zweite Schuljahr zu verlegen und auf der ersten Stufe dem Erzählen den breitesten Raum zu gewähren. jl.

Mein Heim. Erinnerungen aus Kindheit und Jugend von Gustav zu Putlitz. Berlin, Gebr. Paetel.

Die in dem vorliegenden Band gesammelten Jugenderinnerungen, Novelletten und Heimatsschilderungen von G. zu Putlitz erscheinen bereits in zweiter Auflage, und verdienen, abgesehen von dem Interesse, welches das deutsche Publikum an dem Autor selbst nimmt, an sich betrachtet die Aufmerksamkeit durch die liebenswürdige, ansprechende Art der Darstellung durch die Schärfe der Beobachtungen und den poetischen Zug, der die ganze Sammlung durchweht. Wenn der Dichter das Heim seiner Großeltern und Eltern schildert, so beschreibt er damit Lebensformen und Gewohnheiten des märkischen Adels aus dem vorigen und dem Anfang unseres Jahrhunderts, in Verbindung mit den bedeutsamen historischen Vorgängen dieser Zeit, in welche seine Familie vielfach verwickelt war; und die scheinbar reizlose Landschaft der Mark, hat dem Dichter dessen „Was sich der Wald erzählt" ihre verborgensten Reize und Schönheiten enthüllt, für die er den beredtesten Ausdruck und die leuchtendsten Farben findet. Am meisten angesprochen haben uns Schilderungen und Stimmungen aus der Zeit, in welcher die Märchen „Was sich der Wald erzählt" entstanden sind; der Autor gestattet uns hier einen Einblick in die Werkstätte des Dichters bei der Entstehung desjenigen Werkes, welches seine Popularität begründet hat, und indem er selbst nachträglich zwischen den Zeilen liest und Rückerinnerungen feiert, lehrt er auch uns die Beziehungen zu der Zeit und Oertlichkeit finden, aus welcher diese Märchen herausgewachsen sind, die ja von ihrer Beliebtheit noch nichts eingebüßt und für ein ganzes Genre der Literatur Schule gemacht haben. mz.

E. von Hörschelmann. Culturgeschichtlicher Cicerone für Italien-Reisende 1. Band: Das Zeitalter der Früh-Renaissance in Italien. Mit 6 Illustrationen. Berlin, Fr. Luckhardt.

Das Werkchen findet seine Berechtigung in dem richtigen Gedanken, von dem es ausgeht: daß die Kunst der Renaissance nicht zu verstehen sei, ohne eine Kenntniß der gleichzeitigen Culturverhältnisse und ein Verständniß wenigstens für die großen Vorstufen ihrer Entwickelung. Diese Kenntnisse will es dem Theile der Italienfahrer, welchem die klassischen Darstellungen Burckhardts und Gregorovius' verschlossen bleiben, in einer übersichtlichen Weise vermitteln. Schwungvoll und stellenweise ganz anschaulich geschrieben, die Hauptsachen im Allgemeinen richtig zusammenfassend, wird es seinen Zweck wohl erreichen und neben der trockenen Aufzählung des Reisehandbuchs Manchem ein willkommener Begleiter auf seiner Pilgerfahrt sein. ms.

Die Steuer der Presse. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens von Friedr. S. Leiter. Wien und Neutitschein, Verlag von Rainer Hosch.

Der Verfasser setzt an die Spitze seiner Abhandlung das Wort des großen freisinnigen Preußenkönigs „Gazetten dürfen nicht genieret werden" und bricht mit dem Muthe ehrlicher Ueberzeugungstreue eine Lanze für die Freiheit der Presse von jeglicher Beschränkung, der des Zeitungsstempels insbesondere. Die Frage ist, nach Aufhebung des Stempels in fast allen anderen europäischen Ländern, eine brennende nur noch für Oesterreich, und in dem dort entfachten Streit ein Wort mitzureden, ist offenbar auch der Hauptzweck unseres Autors. Er weiß aber über die Grenzen Oesterreichs hinaus Interesse zu wecken, indem er zur Grundlage für seine eigent-

liche Untersuchung die Entwickelung des Zeitungswesens anderer Länder, mit besonderer Ausführlichkeit dessen von England, Frankreich und Preußen, von historischen und statistischen Gesichtspunkten beleuchtet. Steht auch die Statistik, wie der Autor selbst einräumt, auf etwas unsicheren Grundlagen, so bieten die aufgestellten Zahlen immerhin werthvolle Anhaltepunkte; in dem historischen Theile der Abhandlung aber haben wir manches Neue und das bereits Bekannte vollständig und übersichtlich sowie in gut gewählter Sprache dargestellt gefunden. me.

Ernst Ziegler. Mein Debut mit einem photolithographischen Vorredebrief von Emile Zola. Dresden, Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Ernst Ziegler, der mit diesem Buche zum ersten Male als selbstständiger Schriftsteller vor dem Publikum erscheint, ist vordem schon als Uebersetzer Zola'scher Romane bekannt gewesen. Seinem Meister Zola widmet er sein erstes literarisches Werk, welche Widmung derselbe in liebenswürdigster Weise annimmt, wie wir dies dem vorangedruckten Briefe entnehmen. Das Buch selbst enthält kleine Skizzen in feuilletonistischer Manier, auch einige kurze Novelletten, und hat uns sehr angesprochen. Von Zola'schem Naturalismus ist die Schreibart Zieglers durchaus frei, zwar streift er oft in ergreifender Weise die Nachtseiten des Lebens, aber es geschieht dies in einer Form, die prüde deutsche Leser durchaus nicht verletzen kann. Der Verfasser bekundet anzuerkennendes Talent in Bezug auf Darstellungsgabe und Beobachtungsfähigkeit und wenn das nächste, von ihm bereits angekündigte Werk, ein zweibändiger Roman, diesem ersten Debut entspricht, dann können wir ihm mit Emile Zola zurufen „bonne chance". Mz.

Fr. Müller. Siebenbürgische Sagen. Wien 1885. Verlag von Carl Graeser.

Noch vor zwei Decennien war das Land der Siebenburger Sachsen in Europa eine völlige terra incognita, ein Gebiet, welches Niemand besuchte, dessen natürlichen Reichthum Niemand kannte, und von dessen Bewohnern man nur wußte, daß einige an norddeutschen Universitäten dem Studium obgelegen. Das Dampfroß und der erwachte politische Geist der Völker lüfteten das Dunkel, das auf jener entlegenen Landschaft ruhte. Dieses Dunkel gänzlich zu verdrängen, bemühte sich nicht zuletzt die obige überaus rührige Verlagshandlung, welche seit Jahren unermüdlich Neues auf dem Gebiete der Siebenbürgischen Literatur geboten hat. Nicht ihr geringstes Verdienst ist das Erscheinen einer zweiten vermehrten und verbesserten Auflage der Siebenbürgischen Sagen. Der originelle Geist des kernigen, isolirten Sachsenvolkes tritt hier klar zu Tage, und daß die Sammlung außer deutschen Sagen auch magyarische und rumänische enthält, verleiht dem Buche des Hermannstädter Stadtpfarrers nur noch größeren Werth.

Berliner Luft und Laune. Humoristisch gereimte Chronik von Max Bauer (Rusticus). Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung (S. Gerstmann).

In der deutschen Hauptstadt erscheint neben den großen Tageszeitungen auch ein kleines billiges Blatt, welches ohne politische Tendenz lediglich den örtlichen Interessen dienen will und daher rasch unter den sogenannten „kleinen Leuten", namentlich den Geschäftsinhabern und Handwerkern des dicht bevölkerten Süd- und Ostviertels, eine ungemeine Verbreitung gefunden hat: Der „Localanzeiger" zählt über 72 000 Abonnenten. In besagtem Blatt veröffentlichte Rusticus fast allsonntäglich eine in Knittelversen witzig und zum Theil satirisch abgefaßte Plauderei. Diese Schilderungen hat der Verfasser, der übrigens Dr. jur. und als Mitglied des vaterländischen Frauenvereins ein bekannter und hochverdienter Mann ist, überarbeitet und in dem vorliegenden Bande vereinigt. Jeden, der Sinn für echten Berliner Humor hat, muß diese Sammlung höchlichst ergötzen, aber auch Fernerstehende können viel daraus lernen, namentlich sei die „langstielige Fastenpredigt", welche das moderne Literatenthum und seine Giftpflanzen scharf geißelt, allen warm empfohlen.

Johann Georg Rists Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. Erster Theil. Zweite verbesserte Auflage. Gotha, F. A. Perthes.

Die beifällige Aufnahme, welche die erste Auflage dieser Selbstbiographie mit Recht gefunden hat, dürfte in noch erhöhtem Maße dem nunmehr in zweiter Ausgabe vorliegenden Buche zu Theil werden, welches durch manche nicht unwesentliche Ergänzungen bereichert erscheint. Die von dem Verfasser nur für den engsten Kreis seiner Angehörigen bestimmten Auf-

zeichnungen werden das Interesse auch weiterer Kreise um so eher erwecken, als hier, im Gegensatz zur überwiegenden Mehrzahl der vorhandenen Memoiren, die einen privaten Charakter tragenden Erlebnisse des Autors und das rein Familiengeschichtliche vor der Schilderung der öffentlichen Begebenheiten in den Hintergrund treten. Mit dramatischer Lebendigkeit ziehen an uns diejenigen Ereignisse vorüber, auf deren Gang der Verfasser in seiner Stellung als Diplomat in dänischen Diensten seit dem Beginn des Jahrhunderts bis z. J. 1815 eingewirkt hat oder deren scharf beobachtender Augenzeuge zu sein die Gelegenheit sich bot. Er versteht es vortrefflich, für die von ihm geschilderten Zustände und Persönlichkeiten unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme hervorzurufen und dauernd festzuhalten. md.

Die Muse in Teheran von Heinrich Brugsch, Frankfurt a. O. Trowitzsch u. Sohn.

Ein originell ausgestattetes Büchlein mit originellem Inhalt. Heinrich Brugsch, der vielgereiste Gelehrte, hat während seines Aufenthalts in Persien Lieder und Sprüche älterer und neuerer persischer Dichter gesammelt und sie in deutsche Verse übertragen. Nicht auf eine für literarhistorische Zwecke berechnete Sammlung ist es ihm angekommen, sondern darauf, den Geist des modernen Persers in seiner Ausdrucksweise und demjenigen Gedankenkreise, in dem er tagtäglich lebt und webt, erkennen zu lassen. Was Brugsch bietet, sind oft gehörte, von Allen gekannte Lieder und Sprüche, die der Perser wie Citate im Munde führt und mit denen er seine tägliche Sprache, die an Bildern reicher ist, als die irgend eines anderen Volkes, ausschmückt. Die Uebertragung ist leicht und gewandt. Als Beispiele seien folgende zwei Sprüche citirt:

„Da ich Alter mit der Alten
Nimmer mich vermählen würde,
Sollt ich's glauben, daß die Junge
Mich, den Alten, wählen würde?"

* * *

„Ins Jenseits ward mein Weib entrückt,
Die Schwiegermutter blieb hienieden.
Als meine Rose ward zerpflückt,
Blieb nur der Dorn mir selbst beschieden."

Die Ausstattung des Buches ist ganz nach dem Muster einer persischen Vorlage gemacht; Einband, Schnitt, Seiteneinfassung entnehmen ihre Motive einer alten Handschrift, welche der Verfasser aus dem Orient mitgebracht hat. av.

Dr. Johann Weyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns. Von Dr. Carl Binz, ord. Prof. der Med. in Bonn. Bonn, Adolf Marcus.

Ein Büchlein, aus reichem Quellenstudium geschöpft und mit Liebe geschrieben! Obwohl eigentlich nur als localhistorische Arbeit von besonderem Interesse, verdient es doch die Aufmerksamkeit etwas weiterer Kreise, weil es einen „verschollenen" Mann ausgräbt, der für sein Ziel mit eben so viel Klarheit des Denkens wie mit kühnem Muth der Ueberzeugung einzutreten und zu kämpfen gewagt hat, und weil das Object seines Kampfes, der Hexenglaube, sowohl culturhistorisch wie psychologisch von gewisser Bedeutung ist. Der Verfasser faßt die Dämonomanie am Ausgange des Mittelalters als eine Form des endemischen Verfolgungswahns auf — so eine engere Rubrik in dem Capitel der großen seelischen Volkskrankheiten eröffnend. jl.

Ausführliche Beschreibung der Feier zum 200jährigen Gedächtnisse des Edictes von Potsdam (29. October 1685) begangen von den französisch-reformirten Gemeinden in Brandenburg-Preußen, gewidmet den kommenden Geschlechtern zur 3. Säcularfeier von Dr. Richard Béringuier. Berlin E. S. Mittler u. Sohn.

Allen denjenigen, welchen es aus äußerlichen Gründen nicht vergönnt war, an den Festlichkeiten Theil zu nehmen, die in den letzten Octobertagen des vorigen Jahres die französische Colonie in Berlin gefeiert hat, wird das Büchlein sehr willkommen sein, nicht minder aber auch denen, die damals dabei waren, als werthvolles Erinnerungsblatt dienen, sowie schließlich auch diejenigen, welche, sei es durch Familienbeziehungen, sei es durch sonstige Lebensverhältnisse, mit den alten Hugenottenhäusern verbunden sind, demselben gerne einen Blick gönnen werden. Der Zweck des Herausgebers ist damit erreicht.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Arnold, Hans, Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet. Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In und Auslandes. Nr. 14. 15. 16. Lichtenstein von Wilh. Hauff. — Nr 17. Louise von Joh. Heinr. Voss. — Nr. 18. Das Heimchen am Herde von Charles Dickens (Boz). — Nr. 19. Götz v. Berlichingen von Joh. Wolfg. von Goethe. — Nr. 20. 21. 22. Gedichte von G. A. Bürger. — Nr. 23. 24. Wallenstein von Friedrich v. Schiller. I. II. Halle a. S., Otto Hendel.

Cassel, D. Paulus, Friedrich Wilhelm II. Eine hundertjährige politische und kirchliche Erinnerung. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Conway, Hugh, Julian Lorraines Testament. Roman. Aus dem Englischen von F. Siemers von Ostermann. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Daelen, E., Ueber Wilhelm Busch und seine Bedeutung. Eine lustige Streitschrift. Mit bisher ungedruckten Dichtungen, Illustrationen und Briefen von W. Busch. Düsseldorf, Felix Bagel.

Das Buch der Gesellschaftsspiele. Gesellschaftsspiele im Zimmer wie im Freien, scherzhafte Vexir-und Räthselspiele und andere Belustigungen, herausgegeben von Edmund Wallner. (Preis elegant broschirt Mk. 1,50). Erfurt, Fr. Bartholomäus.

Elsas, Dr. Adolf, Der Schall. Eine populäre Darstellung der physikalischen Akustik mit besonderer Berücksichtigung der Musik. Mit 80 in d. Text gedruckten Abbildungen und einem Porträt. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. (Das Wissen der Gegenwart (LI. Band.)

Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Zweiter Jahrgang Bd. 24. Bret Harte. Von der Grenze. — Bd. 25. Hugh Conway. Eine Familiengeschichte. Erster Band. Stuttgart. J. Engelhorn.

Engelhardt, Dr. Paul, und J. von **Wenslerski**, Karte von Central-Ostafrika nach authentischen Quellen. Maassstab: 1 : 3 000 000. Berlin, Engelhardt'sche Landkartenhandlung.

Fournier, Dr. August, Napoleon I. Eine Biographie. Erster Band. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. (Das Wissen der Gegenwart. L. Band.)

Godin, Amélie, Fahre wohl! Erzählung. München, Richter & Kappler.

Harms, Dr. Friedrich, Logik. Aus dem hs. Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. Heinrich Wiese. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Helm, Clementine, Die Glücksblume von Capri. Erzählung. München. Richter & Kappler.

Hermann, Ernst, Das Mannheimer Theater vor hundert Jahren. Mannheim, J. Bensheimer.

Heyck, Dr. Eduard, Heidelberger Studentenleben. Heidelberg, Carl Winter.

In der Goldblattlaube. Ein Märchenstrauss im Garten der mütterlichen Freundin Frau Josephine Scheffel gewunden und ergänzt von Alberta von Freydorf. Mit Portrait und Handschriftprobe. Dresden, C. C. Meinhold und Söhne.

Köhler, Heinrich, Katastrophen. Novellen. Leipzig, Heinr. Petersen.

Krümmel, Dr. Otto, Der Ocean. Eine Einführung in die allgemeine Meereskunde. Mit 77 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky. (Das Wissen der Gegenwart LII. Band.)

Löper, C., Burger-Gespräch über die Abschaffung der deutschen Sprache bei der Verh. der öff. Gesch. in Strassburg. Strassburg, R. Schultz & Co.

Löwen, Eugen, Natur und Sitte. Zwei Novellen Berlin, Bruer & Co.

Moser, Ernst, Altdeutsche Weisen aus dem XII.—XVII. Jahrhundert. Brünn, Friedr. Irrgang.

Oesterlein, Nicolaus, Katalog einer Richard Wagner-Bibliothek. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Otto, Franz, Das Buch vom Alten Fritz. Leben und Thaten des grossen Preussenkönigs Friedrich II., genannt der Einzige. Ein Gedenkbuch. Vierte Auflage. Auszug aus dem grösserem Werke. Mit 67 Text-Abbildungen und Titelbild. Leipzig und Berlin, Otto Spamer.

Reissmann, August, Carl Maria von Weber. Sein Leben und seine Werke. Mit Portraits, Illustrationen und Notenbeilagen. Berlin, Robert Oppenheim.

Schepss, Dr. Georg, Priscillian, ein neuaufgefundener lat. Schriftsteller des IV. Jahrhunderts. Würzburg, A. Stuber.

Schleiden, Rudolf, Jugend-Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners. Wiesbaden, J. F. Bergmann.

Schröder, E., Lichtstrahlen aus Friedrichs des Grossen Schriften gesammelt und übersetzt. Zweite system. und chronolog. geordnete Auflage. Halle a. S., G. Schwetschke'scher Verlag.

Spielberg, Otto, Aus dieser Welt der Komödie. Leipzig, Hausers Verlag.

Stackelberg, Natalie Freiin von, Schloss Hohenberg in Isarthal. Heidelberg, Carl Winter.

Strack, Max, Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Welttheilen. Zweite Sammlung. Adria, Bilder aus Palästina und Syrien. Aegypten. Karlsruhe. H. Reuther.

Tandler, J., ps. Florus Rotland. Gedichte. Wien, Karl Konegen.

Trojan, Johannes, Kleine Bilder. Heiteres und Ernstes. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns.

Verhandlungen der Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin. Band XIII. Nr. 6. Berlin, Dietrich Reimer.

Wechler, Ernst, Orgien und Andachten. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Werner, Elisabeth, Adlerflug. Erzählung. München, Richter & Kappler.

Wessely, J. E., Anleitung zur Kenntniss und zum Sammeln der Werke des Kunstdruckes. Zweite Auflage. Leipzig, T. O. Weigel.

Witte, Emil. Unser Geldwesen. Seine Schäden und seine Verbesserung. (Sociale Zeitfragen, zweite Serie. Drittes Heft.) Berlin, George & Fiedler.

Zeitschrift der Gesellschaft f. Erdkunde zu Berlin. XIII. Bd. No. 6. Berlin, Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Bequeme Lieferungsbedingungen auf Vereinbarung.

Von der Buchhandlung.....
bestellt Unterzeichneter:

I Allgemeine Naturkunde

Mit ca. 4000 Textbildern, 20 Karten und über 120 Aquarelltafeln.

9 Bände Gr.-Oktav, elegant in Halbfranz gebunden, à 16 Mark oder 130 wöchentliche Lieferungen von je 3 Bogen Text und 1—2 Beilagen à 1 Mark.

Jährlich erscheinen 3—4 Bände.

Drei Bände sind erschienen. Der erste Band oder die erste Lieferung steht jedermann zu Diensten. — Ausführliche Prospekte gratis.

In Ausstattung und populärer Darstellung sich eng an „Brehms Thierleben" anschliessend, gliedert sich das Werk in folgende vier Abtheilungen:

Erdgeschichte, v. Prof. Dr. ***M. Neumayr.*** 2 Bde. (Bd. I ersch.)
Pflanzenleben, v. Prof. Dr. ***A. Kerner v. Marilaun.*** 2 Bde.
Der Mensch, v. Prof. Dr. ***Joh. Ranke,*** 2 Bde. (Bd. I. ersch.)
Völkerkunde, v. Prof. Dr. ***F. Ratzel.*** 3 Bde. (Bd. I. ersch.)

Jahrelang aufs sorgfältigste vorbereitet, von den berufensten Autoritäten bearbeitet, von Künstlern ersten Ranges illustriert und in gediegenster Weise ausgestattet, gestaltet sich die „Allgemeine Naturkunde" zu einem populär-wissenschaftlichen Hausbuch ohnegleichen, von welchem (nach dem Urteil *Carus Sternes)* jedenfalls ein bedeutender Einfluss auf die naturwissenschaftliche Bildung der jetzigen und der kommenden Generation ausgehen wird.

I Brehms Tierleben.

Chromo-Ausgabe.

Mit 1776 Textillustrationen und 170 Tafeln in Farbendruck.

Komplett in 10 Bänden Gr.-Oktav, elegant in Halbfranz gebunden, à 16 Mark.

Adresse des Bestellers: .....

Das Nichtgewünschte ist zu durchstreichen.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Apollinaris

NATÜRLICH
KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*

} *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i/B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i/M.
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED),

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

November 1886.

Inhalt.

Seite

A. Andrea in Neapel.
Ein Christus. Erzählung. 139

Hieronymus Lorm in Dresden.
Die Metaphysik zu Ende des 19. Jahrhunderts. 147

J. Jastrow in Berlin.
Die Marienburg. Ein ostdeutsches Denkmal. 166

Sigmund Münz in Rom.
Leo XIII. (Schluß.) 183

Alfr. Chr. Kalischer in Berlin.
Ludwig van Beethoven in Berlin. 199

Raphael Löwenfeld in Breslau.
Hieronymus Lorm. 218

Paul Lindau in Berlin.
Verbrechen oder Wahnsinn? Das Schulmädchen Marie Schneider. 231

Karl Jaenicke in Breslau.
Justine Dankmar. Novelle. 244

Bibliographie. 267
Culturgeschichte des deutschen Volkes. (Mit Illustrationen.) — Ein Engländer über den Freiherrn vom Stein. — Neumayrs Erdgeschichte.

Bibliographische Notizen. 274

Hierzu ein Portrait von Hieronymus Lorm.
Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2.3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilagen zu diesem Hefte
von
Bonz & Comp., Adolf, in Stuttgart. (Deutsche Dichtung.)
Hirzel, S., in Leipzig. (Gustav Freytags gesammelte Werke.)

Google

Georges Bizet

Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXIX. Band. — November 1886. — Heft 116.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hieronymus Lorm.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Ein Christus.

Erzählung

von

A. Andrea.

— Neapel. —

In der ehemaligen Residenz des Castilischen Reiches lebte Ende des sechzehnten Jahrhunderts ein bejahrter Bildhauer, dem während seiner Künstlerlaufbahn drei der begehrtesten Güter der Erde zugefallen waren: Ehre, Reichthum und ein junges, schönes Weib.

Das eine verdankte er seinem ungewöhnlichen Talent, das andere seiner außerordentlichen Thätigkeit und das letzte einem im Elend verkommenen Jugendfreund, der ihm aus Dankbarkeit für vielfach empfangene Unterstützungen seine reizende, kaum achtzehnjährige Tochter hinterlassen hatte.

Dessenungeachtet war Meister José nicht glücklich.

Nie wohnte ihm wahre Freude am Leben und an seinem Schaffen in der verschlossenen Brust, selten zog der Friede bei ihm ein, und ein verzehrender Durst nach Größe und Ruhm ließ ihm weder Rast noch Ruhe.

Seit vielen Jahren brütete er über einer Idee, die ihm die Erfüllung aller seiner ehrgeizigen Träume versprach, die er aber trotz seines eisernen Willens, trotz seiner riesenhaften Arbeitskraft, immer noch nicht zu verwirklichen im Stande war.

Ein Werk, das ihn auf den Gipfel der Weltberühmtheit höbe und seine Unsterblichkeit auf Erden gründe!

Was galt ihm alles Andere?

Das Glück der Liebe schätzte er zu gering, um es zu suchen; die Achtung und Bewunderung seiner Mitbürger befriedigten ihn längst nicht mehr, und Wohlstand und Ansehen hielt er für das gewöhnliche Allgemeingut der großen

Masse, von dem der höhere Mensch zwar seinen rechtmäßigen Theil beanspruchen — daß er sich jedoch nie zum Ziele setzen dürfte.

Endlich glaubte er, daß die Stunde seiner geistigen Erlösung geschlagen hätte.

Die Stadt Burgos wollte ihren schönen Dom mit einem Cruzifix, das seiner würdig wäre, ausstatten, und übertrug die Anfertigung desselben dem einstimmig anerkannt geschicktesten und verdienstvollsten ihrer einheimischen Künstler: Meister José.

Mit dem ihm eigenen Ungestüm begab dieser sich an die Arbeit und schien bald darüber Speise und Trank, Schüler und Genossen, seine schöne Villa auf einem der blühendsten Hügel außerhalb der Stadt — und mit ihr sein junges Weib — zu vergessen.

Woche auf Woche, ein Monat nach dem anderen verrann jedoch und das Cruzifix wurde nicht vollendet.

Unter den übrigen Künstlern der Stadt, wie unter Josés Schülern und Freunden herrschte indessen eine große Spannung. Mit Recht setzten sie voraus, daß jener nur an ein Meisterwerk soviel Eifer, Zeit und Arbeit verwenden könnte und daher dasjenige in Frage beabsichtigt sein müßte, alle seine bisherigen zu übertreffen.

Da es aber nach Jahresfrist noch nicht erschienen war, und der Künstler sich noch immer in seiner Werkstatt eingeschlossen und von aller Welt zurückgezogen hielt, verbreiteten sich allerlei wunderliche Gerüchte über ihn und sein unbekanntes Werk.

Unter den Gläubigen kreiste die schöne Täuschung, daß die Engel des Himmels in Person dem Meister bei seiner Arbeit zur Hand gingen, und er sich aus diesem Grunde so verborgen halten müßte.

Die mehr pessimistisch Gesinnten erzählten sich hingegen, daß der finstere Mann, dessen Hirn von jeher der kühnsten Pläne voll gewesen war, ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen hätte, der ihm um den Preis seiner ewigen Seligkeit mit höllischen Künsten bei seinem Werke hülfe, damit es ihn zum ersten Bildhauer der Erde machte — und deshalb scheute er die Menschen und das Licht der Sonne.

Aber der größere Theil der Unbefangenen munkelte, daß der ruhmsüchtige Meister von dem vielen Denken, Arbeiten und Fasten erkrankt sei und Gefahr liefe den Verstand zu verlieren.

Eines Nachts beschloß eine kleine Schaar der Neugierigsten und Besorgtesten unter ihnen, ihn heimlich bei der Arbeit zu beobachten. Sie fanden seine Werkstatt verschlossen und die vergitterten Fenster derselben so dicht verhangen, daß drinnen Alles dunkel erschien und sich nicht das geringste Geräusch vernehmen ließ. Schon wollten sie sich enttäuscht zurückziehen, als ein lauter Schrei der Wuth und der Verzweiflung, von einem furchtbaren Krach gefolgt, die tiefe Stille durchbrach, die Thüre aufgerissen wurde, José mit geballten Fäusten, schrecklich verzerrtem Gesicht, keuchender Brust aus dem Hause stürzte und achtlos an ihnen vorbei — in die Dunkelheit hinaus rannte.

Als ſie ſich von ihrem Schreck erholt hatten, drangen ſie in die verlaſſene Werkſtatt ein und fanden einen zertrümmerten Marmorblock, an dem kaum die erſten Spuren menſchlicher Glieder zu erkennen waren, und einen völlig vollendeten, in der Mitte auseinander geborſtenen Kopf, mit den leidenden, aber dennoch verklärten Zügen des gekreuzigten Chriſtus . . .

Zu derſelben Stunde ſtand Dolores, des Künſtlers ſchöne Gattin, auf dem Balcon ihrer entlegenen Villa und ſog mit geſpanntem Ohr und ſchmachtender Seele die ſanft verklingenden Töne einer Cither ein, die gleich einer geheimen, zärtlichen Klage die ſtille Luft durchzitterten.

Traurig und einſam wie jetzt hatte ſie ſchon manche Nacht durchwacht, aber noch nie ſich ſo verlaſſen gefühlt und ſich ſo innig und ſchmerzlich nach einem geliebten Gefährten geſehnt, als in dieſer — da ihr die ſüßen Klänge offenbarten, daß ein anderes Menſchenweſen einſam mit ihr wachte, und ein anderes Herz ſich gleich dem ihrigen nach Gemeinſchaft und Liebe ſehnte.

Schwere ſchleppende Schritte, die dumpf auf dem marmornen Fußboden der weiten Eingangshalle nachdröhnten, ſcheuchten ſie jäh auf und in den Schutz ihres matterhellten Schlafgemachs, wo ſie mit wogendem Buſen ſtehen blieb und horchte.

Sie weiß wer da gekommen iſt, und ahnt, daß es ein gewaltiger Sturm ſein muß, der ihn von ſeiner großen Arbeit zu ſeinem ſtets vernachläſſigten Weibe treibt.

Mit zitternden Fingern ergreift ſie die brennende Kerze, und geht dem ſpäten Gaſt entgegen.

„Seid Ihr es, mein Gemahl?“ ruft ſie in die dunkle Halle hinein. Ein heftiges Keuchen giebt ihr Antwort; dann wird Joſés lange, finſtere Geſtalt im Kerzenlicht ſichtbar.

Ein leiſer Angſtſchrei entfährt dem jungen Weibe.

Wie ſieht er aus!?

Zerriſſen hängt ihm der lange ſchwarze Mantel von der Schulter, ſein Wamms iſt beſchmutzt, ſeine Hände bluten; das ſtruppige halb ergraute Haar ſträubt ſich ihm auf der gefurchten Stirn; ſeine farbloſen Wangen ſind eingefallen, unſtät glühen ſeine Augen und laute, heiße Athemſtöße entfahren ſeinem zuckenden Munde.

„Was iſt geſchehen, Meiſter Joſé — — —?“

„Bah! Meiſter Joſé!! Eine zappelnde Gliederpuppe ohne Kraft und Willen — die ſteif auf der Klippe des Ruhmes dahin ſtolpert und klappernd in das tiefe, bodenloſe Nichts hinunter ſtürzt!“

„Um aller Heiligen willen, faßt Euch, mein Gemahl!“

„Ha, Weib! Wenn Du begriffſt, was ſolch ein Sturz zu bedeuten hat, würdeſt Du mir nicht von Faſſung ſprechen. Oh — oh — —! Mein Leben lang hat der große Gedanke mir im Hirn gekeimt, und da ich ihn zuletzt an's Tageslicht bringe, ſehe ich, daß er verkrüppelt iſt.“

„O, bist Du nur gekommen um zu hadern?“ klagte das junge Weib.

Und er bitter:

„Die Zeiten, da ich kam, um mit Dir zu kosen, sind längst vorüber und — Fluch ihrem Andenken! Für jeden Augenblick, den ich mit Deiner Schönheit und Jugend verbuhlte, rächt sich jetzt die gekränkte Muse.“

Tief senkte Dolores das bleiche Gesicht und ging schweigend in ihr Gemach zurück . . .

Wochen vergingen. Von Neuem hatte sich Meister Jose in seiner Werkstatt vergraben; aber je rastloser sein Geist an dem verhängnißvollen Werk seiner Unsterblichkeit arbeitete, desto unthätiger blieben seine Hände — desto müssiger der Meißel, und das von der ganzen Stadt ungeduldig erwartete Crucifix kam nicht zu Stande.

Und Dolores — das glühende, weiche Herz — verlor unterdessen in der gefährlichen Einsamkeit ihrer Ehe den rechten Pfad. Muß doch die Jugend genießen und das Weib lieben! — ob auch jeder Genuß einen Tropfen Gift auf der Zunge ließe, und jeder Herzschlag der Liebe mit einer Schmerzensthräne bezahlt werden müßte.

Miguel war jung und schön wie sie und sein warmes, zärtliches Gemüth dem ihrigen verwandt.

Ihre Verlassenheit hatte sein Mitleid erregt, ihr Schmerz seine Liebe wachgerufen und ihre Schönheit seine Leidenschaft entzündet.

Er schwor, sie ihrem grausamen Geschick zu entreißen, ihr ein neues Glück zu schaffen, oder treuliebend für sie zu streben, aber — er dachte nicht daran, sie vor der Schuld zu schützen. Und in einer finsteren Nacht, da der schwüle Sommerwind leise die Villa umstreifte und schwarze Wolkenmassen die Stadt in ihrem Schlafe zudeckten, lockten die bekannten Citherklänge sie wieder auf den Balcon; zwei Arme streckten sich verlangend nach ihr aus und zwei feurig bittende Augen begehrten Einlaß.

„Dolores, ich liebe Dich!“

„Miguel, Du bist mein Leben!“

„Und Du welkst dahin und läßt mich vor Liebe und Sehnsucht vergehen!“

Eine kurze, inhaltsvolle Pause — — dann flüsterte Dolores kaum verständlich:

„Ehe ich sterbe, möchte ich wohl das Glück in Deinen Armen kennen lernen! Habe ich nicht das Recht zu lieben den, der mich liebt? Komm, o komm!!

Derselbe Wind, welcher so verstohlen die Villa umkreiste, begleitete auch heimlich den Wanderer, der mit einem großen Holzkreuz beladen, schwerfällig den Weg von der Stadt daher kam; und dieselbe Nacht, die das süße Geheimniß zweier Herzen in ihrer verschwiegenen Brust umschloß, war auch die Vertraute des unglücklichen Mannes, den der Ehrgeiz zum Abgrund der Verzweiflung trieb.

Mechaniſch, Schritt vor Schritt, näherte er ſich der Villa auf dem Hügel.

Als er das große Eingangsthor derſelben erreichte, hielt er ſo lange inne um es mit dem Schlüſſel, den nur er allein das Recht zu führen hatte, zu öffnen. Ohne es hinter ſich zu ſchließen, und mit einem dumpfen Laut der Erſchöpfung, drang er in das Haus ein: aber unwillkürlich trat er leiſer in der ſtillen Vorhalle auf, denn es war ihm eingefallen, daß er den Schlummer ſeines jungen Weibes ſtören möchte.

Draußen iſt plötzlich der Wind laut geworden; ein hohles Brauſen geht durch die Luft; die ganze Natur ſcheint ſich unruhig im Schlafe zu regen und, von böſen Träumen gequält, zu ſeufzen und klagen anzufangen.

Das Gewitter zieht heran, der Donner beginnt zu grollen, Blitze durchfahren die Dunkelheit, das niedrige Gewölk berſtet und entladet ſich praſſelnd.

Die große Ruhe der Nacht iſt dahin! —

Sich unſicher den Weg taſtend, iſt Meiſter Joſé an der Thür des Gemaches ſeines Weibes angelangt, als ein raſſelnder Donnerſchlag das ganze Haus erſchüttert, und er von Mattigkeit überwältigt mit ſeiner Laſt ſo hart gegen jene anprallt, daß ſie in ihren Angeln krachend aufſpringt.

Dolores im weißen Nachtgewande, mit verworrenen Locken und entgeiſterten Zügen, aus denen ein ſtummes Entſetzen ſtarrt, wankt ihm entgegen.

Er beachtet ſie kaum, denn der letzte Reſt ſeiner phyſiſchen Kraft iſt erſchöpft; krachend fällt ihm das Kreuz von den Schultern — dem jungen Weibe vor die Füße.

„Sieh' her!“ ruft Joſé heiſer und mit bitterm Lachen: „Das iſt das leere Holz, dem ſich der ſpröde Stein durchaus nicht anſchmiegen will. O, das große Chriſtusbild wird nie vollendet werden, und der erhabene Schmerz in meiner Bruſt nie Geſtalt annehmen! — Meine Hand iſt erlahmt, meinem Schädel das Genie entflohen — — — Ich fühle nichts mehr als ein tiefes Loch darin. Zum Teufel mit dem Meißel, zum Staube mit dem Ruhm!! Meiſter Joſé iſt doch nur ein erbärmlicher Stümper, und ſchon bei Lebzeiten in Vergeſſenheit verſunken.“

„Ha!“ — Wie vom Blitz getroffen hält er inne, doch ſchon in der nächſten Secunde beginnt ein fürchterliches Leben in ihm zu wüthen: große Schweißtropfen dringen ihm aus den Poren; rollend treten ihm die Augen aus den Höhlen und ſtarren gleich ein Paar Feuerkugeln auf eine fremde Geſtalt in der Fenſterniſche; ſchnaubend bewegen ſich ſeine Naſenflügel und der Speichel fliegt ihm aus dem Munde, da er zähneknirſchend ruft:

„Was — was iſt das?! Treibt die Hölle Spiel mit mir oder — das verfl — — —“

Mit einem Schrei der Todesangſt wirft ſich Dolores ihm zu Füßen:

„Nicht ihn — mich tödte! Ich habe Dich verrathen und ich liebe ihn.“

Wüthend ſchleudert er ſie zu Boden. Nicht ein einziger Laut entfährt ihr mehr, aber mit brechendem Blick folgt ſie ſeinem Arm, der einen gezückten Dolch über Miguels dunklem Lockenkopfe ſchwingt.

„Dolores, vergieb!“ ruft dieſer mit der qualvollen Innigkeit eines Menſchen, der den Tod vor Augen hat. „Vergieb, daß unſer Glück ſo ſchnell und blutig endet und — —“ Das Wort erſtirbt ihm auf der Lippe, und von der ſcharfen Waffe zweimal in die rechte Seite getroffen, taumelt er gegen die Wand. „Hab' Dank, Dolores, — ich ſterbe! — —“

Gleich einer gereizten Tigerin ſpringt ſie empor und fängt ihn in den Armen auf.

Aber Joſés wuchtige Fauſt reißt ſie auseinander.

Röchelnd bricht Miguel zuſammen, während Dolores, von einem eiſernen Griff gehalten, auf ein Ruhebett gezwängt wird, wo ihr eine barmherzige Ohnmacht das entſetzliche Bewußtſein ihrer Qual und Schuld raubt.

Nach wenigen Minuten jedoch bringt eine eigenthümliche grauenhafte Empfindung ſie wieder zur Beſinnung.

Es iſt ihr als ob alle ihre Nerven mit glühendem Eiſen durchſchnitten, und mit dröhnenden Hammerſchlägen wieder zuſammengeſchmiedet würden.

Sie möchte ſich erheben — auch nur bewegen, aber ſie fühlt ſich mit Händen und Füßen auf dem Schmerzenslager feſtgeſchnürt. Endlich gelingt es ihr die Augen zu öffnen, und ſchaudernd — —

Doch nein! Was ſie ſieht, iſt nur Sinnestäuſchung.

Eine derartige Grauſamkeit wäre ja nicht menſchlich.

Die Teufel ſelber würden dem Schuldigſten nicht ſolche Qualen bereiten.

Sie träumt ja nur bei lebendigem Leibe den Martertraum der Hölle.

Am Boden kauert ihr Gatte und ſchlägt ſeinen Chriſtus an's Kreuz.

Doch ach! er iſt nicht aus Stein gehauen, ſondern gleich dem geliebteſten, ſchönſten Menſchenſohn aus Fleiſch und Blut gemacht. . .

Dolores ſtößt einen gellenden Schrei aus:

„Miguel!“

Ein Seufzer, ein letzter zitternder Athemzug dringt an ihr Ohr; dann übertönt der Schlag des Hammers Alles, was ſich rings umher noch regt, und raubt ihr ſelber Sprache und Vernunft.

Mit weitoffenen, blöden Augen ſtarrt ſie auf das Leichengeſicht des Geliebten am Boden, auf die dicken Blutstropfen an ſeinen nägeldurchbohrten Füßen, und die nackten, an das ſchwarze Holz geheftеten, ausgebreiteten Arme.

Nur noch ein paar Minuten der grauſamſten Qual und Angſt, und dann iſt das Licht ihrer Geiſtes erloſchen! — Sie büßt und leidet nicht länger.

„Hahaha!“ lacht ſie ſchrill auf. „Miguel! Mi Carazon. Wo haſt Du Deinen Mantel gelaſſen? Das Grab iſt kalt — und wenn Du nicht fliehſt, ſaugt Dir der alte Vampyr das Blut aus den Adern — Hahaha! Kreuziget — kreuziget ihn! . . .“

Endlich iſt der ſo lange leer gebliebene Ehrenplatz am Hochaltars des Doms von dem neuen Cruzifix — Meiſter Joſés geheimnißvolles Meiſterwerk — ausgefüllt worden, und mit einer Meſſe wird es feierlich dem Tempel des Herrn geweiht.

Dicht gedrängt liegen die Gläubigen vor ihm auf den Knien.

Wer noch aufrecht ſteht, blickt ſchaudernd vor frommer Scheu und ſprachlos vor Bewunderung auf den gekreuzigten Welterlöſer, der das gemarterte Haupt im Tode neigt, deſſen klaffende rothe Wunde an der rechten Seite, deſſen durchbohrte Hände und Füße herab zu ſchreien ſcheinen: „Mein Blut komme über euch und über eure Kinder!“

Im Ganzen hatte jedoch das heilige Märtyrerbild wenig gemein mit einem Chriſtus, wie ihn die Leute ſonſt zu ſehen gewohnt waren, und je aufmerkſamer und unbefangener ſie es betrachteten, deſto deutlicher drückten ihre Mienen Betroffenheit, Zweifel und Schrecken aus.

Der Künſtler hat etwas Unglaubliches zu Stande gebracht, denn ſein Werk ſteht außerhalb der Grenzen der Kunſt und ſtellt die Natur in ihrer herbſten Wahrheit dar!

Der gekreuzigte Chriſtus iſt ein ſchöner Jüngling mit ebenmäßigen Gliedern und einem Geſicht, das noch im Tode die Spuren irdiſcher Leidenſchaft trägt. Anſtatt der üblichen Dornenkrone umgeben kurze dunkle Locken ſeine Stirn; ein ſchwarzer, von dem Blute der Seitenwunde befleckter Tuchfetzen iſt ihm um die Hüften geſchlungen; eine natürliche Leichenfarbe bedeckt den ganzen Körper; die Knie ſind im Schmerze des gewaltſamen Todes leicht in die Höhe gezogen und die eingefallenen Seiten unter der ſtarkgewölbten Bruſt, wie jede erſchlaffte Muskel der Arme und Beine, verrathen noch die Pein eines langſamen, grauſamen Dahinſterbens.

Das iſt kein über den Tod triumphirender Gott, ſondern ein gekreuzigter Menſch, der vor der Schwelle der Verweſung ſteht!

Nach und nach löſte ſich das athemloſe Schweigen der überwältigten Menge zu einem unruhigen, ängſtlichen Flüſtern und Murmeln. Der Name des Künſtlers wurde genannt. Er war nicht zugegen, und Alles, was man von ihm und ſeinem Werke wußte, daß er es ſelber zur frühen Morgenſtunde auf den Schultern in die Kirche gebracht und mit eigenen Händen aufgeſtellt hatte — wie wenn er eiferſüchtig fremde Hilfe verſchmähte.

„Santa Maria!“ kreiſchte plötzlich ein altes Mütterchen, das in Andacht verſunken dicht neben dem Altar mit dem neuen Cruzifix auf den Knien lag, und zeigte, an allen Gliedern zitternd, auf den ihr zur Seite ſtehenden Buben, dem ein großer Tropfen geronnenen Blutes auf den Kopf gefallen war.

„Ein Wunder! Ein Wunder!“ ſchrie es rings umher bunt durcheinander: „Das Blut des gekreuzigten Gottes hat Leben erhalten!“

Die Einen fingen laut zu beten an; die Anderen verhüllten ſchluchzend in frommer Schauer das Geſicht; die Meiſten ſtießen und drängten ſich jedoch wild durcheinander, um die Gnade Gottes mit eigenen Augen zu ſchauen, und ſich möglichſt zum Nutzen zu machen. Gab es doch Keines unter ihnen, das nicht Wünſche oder Sorgen hatte!

Nur ein Mann, der ſchon lange unverwandt das Cruzifix betrachtet hatte, und zu der kleinen Schaar Derer zähle, die nicht den Heiland anzubeten, ſondern ein Kunſtwerk zu prüfen gekommen waren, blieb unberührt vor der allgemeinen fanatiſchen Bewegung, und legte ruhig die Hand auf den Kopf des verblüfften Buben, an dem das Wunder geſchehen war, um den dunklen Fleck in deſſen Haaren zu unterſuchen.

Es war eine kalte klebrige Maſſe, die auch ihn ſchaudern machte.

Erbleichend prallte er zurück und mit einem Blick des Entſetzens auf den gekreuzigten Chriſtus rief er aus:

„Das iſt Menſchenblut!“

In dieſem Augenblick ſtürzte durch das große Portal der Kirche ein junges Weib mit fliegenden Haaren und flackernden Augen, das ſich mit den Armen um ſich ſchlagend durch die erſchrockene Menge bahnte, und unaufhörlich vor ſich hin jammerte:

„O mein Miguel! — Mein Heiland! — Am Kreuz!“

Gleich einem düſtern Schatten folgte ihr ein bleicher, hagerer Mann mit ergrauten Haaren nach.

Es war Meiſter Joſé.

Ein grauſames Lächeln der Befriedigung lag ihm wie eingemeißelt in den harten Zügen, und regungslos hingen ſeine glühenden Augen an der Jammergeſtalt des wahnſinnigen Weibes, das ſchon von Weiten das Cruzifix erſpähte und ihm ungeſtüm zuſtrebte.

Aber derſelbe Mann, der die ſchreckliche Wahrheit des vermeintlichen Wunders enthüllt hat, ergreift den Meiſter beim Arm, zieht ihn an den Altar, und fragt, auf das verhängnißvolle Werk deutend:

„Was hat dort das Menſchenbild am Kreuze zu bedeuten, Meiſter Joſé?“

„Ruhm!“ rief begeiſtert ein junger Schüler des Künſtlers, der ſich in der Nähe befand, aus.

„Mord!“ ſchrie Dolores und warf ſich auf die Stufen des Altars nieder.

„Rache!“ ſagte Joſé hohnvoll, zog ein Meſſer unter ſeinem Wamms hervor und ſtieß es ſich in die Bruſt.

Die Metaphyſik zu Ende des 19. Jahrhunderts.

Von

Hieronymus Lorm.

— Dresden. —

In der Geſchichte der Wiſſenſchaft, wenn auch nur auf dem ſchmalen Gebiete, wo ſpeculatives Denken ſich überhaupt als Wiſſenſchaft behaupten kann, wird Eduard von Hartmann aus dem Grunde eine hervorragende Stelle einnehmen, weil ſeine Philoſophie den Abſchluß der metaphyſiſchen Bemühungen des 19. Jahrhunderts bildet. So hat die Kritik der reinen Vernunft das 18. Jahrhundert philoſophiſch abgeſchloſſen. Dieſe äußere, blos chronologiſche Parallele macht den inneren intenſiven Unterſchied um ſo bemerkbarer, das Auseinanderlaufen nach ganz entgegengeſetzten Richtungen in zwei Hauptleiſtungen, welche den zufälligen Umſtand, Markſteine im Zeitenlauf zu bilden, mit einander gemein haben. Der Unterſchied ließe ſich kurz als ſubjectiver und objectiver Idealismus feſtſtellen; allein dieſe Begriffe ſind in dem Jahrhundert ſeit dem Erſcheinen des Kant'ſchen Hauptwerkes ſo oft mit gefälſchtem Inhalt erfüllt worden, daß ſie heutzutage dem unbefangenen Verſtande die entgegengeſetzten Richtungen nicht mehr genügend zu erklären vermögen.

Der transcendentale Idealismus Kants iſt allerdings ſubjectiver Idealismus; mit der ausſchließlichen Anwendung der letzteren Bezeichnung jedoch haben die Anhänger einer in die Luft bauenden Metaphyſik im Beſtreben, über die von Kant blosgelegten, ewig unerſchütterlichen Grenzen des Naturerkennens auf Flügeln ſpeculativer Träume hinauszukommen, eine für ihren imaginären Zweck durchaus nothwendige Herabſetzung des transcendentalen Idealismus beabſichtigt. Dieſer lehrt die angeborenen Functionen kennen, mittelſt deren einzig und allein und folglich nothwendig und allgemein der Menſch zu einer Erfahrung gelangen, die Außenwelt ſich in das

Bewußtsein bringen und bei genauer Erforschung der natürlichen Grenzen jener Functionen eine Weltanschauung in höherem Sinne gewinnen kann. Ist *transcendent* dasjenige, was jenseits aller menschenmöglichen Erfahrung liegen mag, so sind die subjectiven Bedingungen der erreichbaren Erfahrung *transcendental*, weil sie eben nicht selbst wieder in ihrem Ursprung und in ihrer Möglichkeit erforscht, *erfahren* werden können. Diese transcendentalen, subjectiven Functionen sind in erster Reihe die sinnlichen Anschauungsformen Raum und Zeit, sowie der dem Verstand angeborene Begriff der Causalität; ihre Thätigkeit ist die Verarbeitung der Sinneseindrücke oder der Wirkungen auf die Sinne aus unbekannter (transcendenter) Ursache zu Wahrnehmungen. Mit anderen Worten: die Apperception setzt ein transcendent Gegebenes voraus. Aus diesen subjectiven Grundbedingungen aller möglichen Erfahrung kann auch nur ein subjectives Erfahrungsbild hervorgehen, eine Erscheinungswelt, eine Welt der Vorstellungen, in welche wir die Sinneseindrücke zu Eigenschaften der Dinge selbst *idealisiren*. Insofern mittelst der subjectiven Grundbedingungen die metaphysische *Realität* der Dinge an sich unerreichbar bleibt, ist alles irdische Erkennen oder Wissen ein transcendentaler, ein subjectiver *Idealismus*. Er ist nothwendig und allgemein die Erkenntnißthätigkeit eines jeden menschlich organisirten Subjects.

Diese unumstößliche Wahrheit in ihrem ganzen Umfang anzuerkennen, fällt natürlich Denjenigen sehr schwer, welche um jeden Preis aus dem Idealismus heraus zur Erkenntniß der metaphysischen Realität, zur Erkenntniß des Dinges an sich gelangen wollen, eines Absoluten, welches Natur und Geist, das gesammte All aus sich gebären und folglich auch aus sich erklären soll. Der nächste Weg, um jene unbequeme Wahrheit herabzusetzen, ist ihre fälschende Einschränkung. Zu diesem Zwecke wird der allumfassende Begriff des subjectiven Idealismus um seine Nothwendigkeit und Allgemeinheit gebracht und zwar durch eine Auffassung in dem Sinne, als ob das Subjective auch das Zufällige und Willkürliche wäre, und sein Idealismus nur eine Annahme und Voraussetzung einzelner, besonders dazu disponirter Subjectivitäten, wie etwa der Geschmack, der in dieser oder jener Art vorhanden oder auch nicht vorhanden sein kann. Es versteht sich von selbst, daß in Wahrheit der subjective Idealismus durch keinen objectiven zu ersetzen ist, das will sagen, daß es absolut keinen Begriff eines Objects giebt, welcher dem allumfassenden Begriff des dem Idealismus innewohnenden Subjects völlig congruent sein könnte. An die Stelle der thatsächlich sich vollziehenden, dem Bewußtsein stets gegenwärtigen subjectiven Weltentstehung ein Object setzen wollen, aus welchem die Welt objectiv entstünde, hieße das Undenkbare denken, ein Vorrecht, das ausschließlich dem *Glauben* aufbewahrt ist; was die Philosophie als wahr behauptet, das muß sich auf Bewußtsein, auf das *Wissen* überhaupt stützen können.

Dieser Punkt ist es gerade, in welchem sich das factische Erkennen des subjectiven Idealismus von den Träumen, Dichtungen, Hirngespinnsten und

niemals zu einem Schein von Evidenz gelangenden Vorausſetzungen des objectiven Idealismus ſcheidet. Wir ſehen den letzteren ſeit Kant, der ihn unmöglich machen ſollte, gerade erſt recht den Hexenſabbath imaginärer Welterklärungen aufführen. Den Anfang hat Fichte gemacht und ſeine Lehre iſt gerade aus unermeßlichem Enthuſiasmus für Kants neue Offenbarung herausgewachſen. Durch Uebertreibung und Uebergipflung hat Fichte Kants ſubjectiven Idealismus, welcher vom Meiſter dazu verurtheilt wurde, ewig vergebens nach dem congruenten Object zu ſchmachten, ſelbſt zum Object zu machen verſucht; durch Verwandelung des phänomenalen Ich in ein reales Welt-Ich, welches den Proceß einer objectiven Weltentſtehung in derſelben Weiſe vollzöge, wie das ſubjective Ich ſeine Erſcheinungswelt hervorbringt, war ſogleich der Anſtoß zum höchſten Schwindel gegeben. Indeſſen ſtand Fichte der Zeit und der Perſon ſeines Lehrers in Königsberg zu nahe, als daß er nicht gefühlt hätte, es handle ſich vor Allem um den Punkt, wo das transcendentale Erkennen und mit ihm das Wiſſen aufhört, es handle ſich alſo darum, das darüber hinausſtrebende Speculiren zu einer „Wiſſenſchaftslehre" zu machen. Schelling und Hegel haben es mit dieſem Punkt, auf welchen für die Lebensfähigkeit des objectiven Idealismus Alles ankommt, mit der Möglichkeit des Wiſſens nämlich, viel leichter genommen.

Die Sache ſtellt ſich beim Feſthalten an der Kant'ſchen Grundlegung unendlich einfach dar: über die Apriorität hinaus giebt es kein Wiſſen, keine Wiſſenſchaft. Die leuchtende Evidenz, die unerſchütterliche Gewißheit, welche das Kriterion alles Wiſſens iſt, ergiebt ſich nur aus den Erfahrungsbedingungen des Subjectes ſelbſt. Die Axiome der Mathematik, die Ergebniſſe der Naturforſchung holen ihre Evidenz aus den a priori vorhandenen Functionen des Erkennens; ſie ſind die objectiv gewordenen Anſchauungs- und Verſtandesformen des Subjects. Darum iſt das Kennzeichen dieſes Wiſſens, dieſer Wiſſenſchaften, die nothwendige und allgemeine Einſicht in ihre Wahrheiten. Wer einen Satz des Euklid oder eine Behauptung der Naturerkenntniß leugnete oder bezweifelte, der hätte den Verſtand verloren, während Einer durch Leugnung oder Widerlegung jedes metaphyſiſchen Axioms von Thales bis Hartmann nur eine Probe ſeines Verſtandes ablegte. Ueber die Apriorität hinaus giebt es nur — Glauben; Glaubensbekenntniſſe ſind der Panthelismus (Allwille) Schopenhauers, der Panlogismus (Allvernunft) Hegels, die Realen Herbarts; Glaubensbekenntniß iſt ſogar, was man zu wenig beachtet und zu wenig als Waffe gebraucht hat, wie jeder andere objective Idealismus, wie ſehr er ſich auch gegen dieſe Bezeichnung ſträubt: der Materialismus. Sein Object iſt ideal: die atomiſtiſch zertheilte Materie, die ebenſo wenig beweisbar als wahrnehmbar iſt. Glaubensbekenntniß iſt endlich auch Hartmanns Verſchmelzung des Panthelismus und Panlogismus zu einem Neu-Spinozismus, zu einer abſoluten Subſtanz, an welcher Ausdehnung und Denken, zu Willen und Idee vertieft, die Attribute wären. Wenn ich aber ſchon glauben ſoll, wenn der objective Idealismus in ſeinem

letzten Grunde auf einen Glaubensartikel zurückführt, so will ich doch lieber die unbefleckte Empfängniß oder irgend ein anderes päpstliches Dogma glauben. Ich befände mich dabei gemüthlich und brüderlich in der Gemeinschaft von Millionen, während ich bei dem Glauben an die metaphysischen Objecte ausschließlich auf die Gesellschaft der betreffenden Herren Erfinder angewiesen wäre, eine Bruderschaft, die gerade nicht sehr anlockend ist.

„Der Menschengeist ist nicht das Aug' der blinden Welt,
Er ist ihr Wissen nur, daß nie sie wird erhellt."

Ich gebrauche dieses Selbstcitat zur Bekräftigung der Wahrheit, daß die Metaphysiker des subjectiven Idealismus die unheilbare Blindheit der Welt überall dort nachweisen, wo es gilt, über die Schranken der Endlichkeit hinauszusehen. Ja, die Aufgabe dieser Metaphysiker ist es, den Schranken der Endlichkeit die zur Unerschütterlichkeit nothwendige wissenschaftliche Befestigung zu geben. Dabei lassen sie jedoch die Sehnsucht, die Ahnungen, die Hoffnungen unangetastet, die ganze Seligkeit, daß mit dem Bewußtsein der Endlichkeit, je klarer es sich in die Seele geprägt hat, auch nothwendig schon ein in demselben Maße klares Bewußtsein der Unendlichkeit gegeben ist. Wenn sie es ablehnen, den irdischen Blick für diese Unendlichkeit mit wissenschaftlicher Sehkraft füllen zu können oder zu wollen, so widersprechen sie doch nicht den religiösen oder dichterischen Lichtgestalten, die für das Gemüth des Einzelnen im wissenschaftlichen Dunkel des Unendlichen sichtbar werden wollen. Die Metaphysiker des objectiven Idealismus hingegen sind blinde Augenärzte; sie trachten, der Welt den Staar zu stechen, während ihnen das zu dieser Operation unerläßlich erforderliche Sehen der eigenen Augen mangelt. An die Stelle des Sehens treten die Hallucinationen, nicht mehr die Träume und Ideale des Gläubigen oder des Dichters, sondern die mit dem Anspruch auf wissenschaftliche Wahrheit behafteten Objecte, welche noch dazu in ihrer auseinander hervorgehenden Entwickelung einen Fortschritt des menschlichen Geistes bedeuten sollen. In Wahrheit aber entpuppen sich vom Fichte'schen Ich bis zur absoluten Idee Hegels diese metaphysischen Objecte, je weiter sie auseinander gelegt werden, um so sicherer als Dogmen und bedeuten daher statt des Fortschrittes einen Rückschritt zu dem vor Kant herrschend gewesenen unkritischen Dogmatismus. Kants Grundlegung war eben eine so ungeheure Ueberraschung, daß nicht nur ihr Inhalt, daß in den ersten Epochen, die ihr folgten, sogar ihre Absicht verkannt werden mußte und die offen gelassenen Lücken, während sie eine ewige Resignation verlangten, für eine Aufforderung zur Ergänzung genommen wurden.

Allerdings hat der Schöpfer des Kriticismus selbst eine solche Ergänzung versucht im wohlzuwürdigenden Bestreben, das über die Trennung der Welterscheinung vom Weltwesen schreckhaft erschütterte Zeitalter auf eine zuletzt noch mögliche Brücke der Vereinigung zu führen. In der Theorie für immer abgebrochen, konnte der Verbindungsweg in der Praxis ermittelt werden; was das erkennende Denken schuldig blieb, das konnte vom instinctiven Handeln

geleiſtet werden. Kant hat dieſen Verſuch in der Nachwelt ſchwer zu büßen gehabt; man hat und zwar mit Unrecht, die geſammte Kritik der praktiſchen Vernunft als einen Abfall vom eigenen neuen Princip, als eine Abtrünnigkeit, eine Flucht aus dem herben und ſtrengen Dualismus ſeiner Lehre bezeichnet. Verwerflich erſcheint jedoch die Ergänzung nur, wo ſie gewaltſam rein religiöſe Dogmen zu Poſtulaten der Vernunft erhebt. In Wahrheit liegt die einzige Forderung der reinen Vernunft in ihrer Idee des Unbedingten oder der Freiheit. In dieſe Idee kleidet ſich eben allein das mit dem Bewußtſein der Endlichkeit, welche ganz und gar cauſale Naturnothwendigkeit iſt, zugleich gegebene Bewußtſein der Unendlichkeit, welche ganz und gar durch Aufhebung einer ſie bedingenden Urſache mit der Cauſalität abſchließend die Freiheit des Geiſtes wäre. Die dadurch erbaute intelligible Welt war ſtets ein Gegenſtand der höchſten Bewunderung und manifeſtirt ſich als das in ſeinem tiefſten Urſprung unerkennbar bleibende Weſen der Sittlichkeit und der Schönheit, ohne von Kant ſelbſt ethiſch in der Kritik der praktiſchen Vernunft, äſthetiſch in der Kritik der Urtheilskraft zur vollen Ausbeute gebracht worden zu ſein. Man darf jedoch nicht vergeſſen, daß es ihm allein um „Kritik", um die Unterſuchung der bezüglichen Seelenvermögen zu thun war, während er den Ausbau der Conſequenzen zum Syſtem einer von ihm angebahnten, von ihm vielfach verlangten, aber nicht von ihm gelieferten Metaphyſik überließ, „die als Wiſſenſchaft wird gelten wollen"*).

Statt dieſer wiſſenſchaftlichen Metaphyſik des Kriticismus haben wir ſeit hundert Jahren von ſeinen Nachfolgern bis einſchließlich Ed. v. Hartmann nur die unkritiſchen, dogmatiſchen, fragwürdigen Metaphyſiken des objectiven Idealismus empfangen und es iſt niederſchlagend und ergötzlich zugleich, wenn man die Polemik verfolgt, mit welcher ſich dieſe Metaphyſiker gegenſeitig die Richtigkeit und Zulänglichkeit der von ihnen ſtatt des unerkennbaren „Dings an ſich" offenbarten abſoluten Objecte ſtreitig machen. Keine beſſere Kritik über Hegel als in Schelling, keine beſſere über Schelling als in Hegel, keine beſſere über Beide als in Schopenhauer anzutreffen iſt, wobei die Verwerfung immer vom ſelbſterfundenen, alleinſeligmachenden Princip ausgeht! Man muß unwillkürlich an die Mittheilung eines pſychiatriſchen Heilkünſtlers denken, der Zuhörer war als einer der Unglücklichen, der ſich einbildete, Kaiſer von Rußland zu ſein, von einem Manne darüber zur Rede geſtellt worden, der mit dem größten Scharfſinn alle logiſchen und empiriſchen Gegengründe in's Feld führte und endlich mit der Bemerkung ſchloß, neben ſeinen Argumenten müſſe auch ſeine Autorität etwas gelten, da er ja der Kaiſer von China ſei.

In neueſter Zeit iſt es die Fortpflanzung des abſoluten Objectes Schopenhauers, welche das Gebiet der Philoſophie verwüſtet, wie denn auch Hartmann neben Hegel zunächſt von Schopenhauer ausging. Indeſſen ſteht er noch hoch über den letzten Ausläufern, die hinabreichen zum „verſtorbenen

*) Prolegomena

Gott" Mainländers und noch tiefer hinab zu den Taschenspieler-Medien des Geisterſehers Baron Hellenbach.

In einer ſeiner neueſten Schriften: „Philoſophiſche Fragen der Gegenwart"*) ſchildert Ed. v. Hartmann mit der Geiſtesſchärfe und ſtiliſtiſchen Prägnanz, die ihm als Schriftſteller eigen ſind, den Charakter der heutigen philoſophiſchen Beſtrebungen, und nichts wäre an dieſer wahrheitsgetreuen Schilderung zu mißbilligen als die Klagen, die er erhebt, und die traurigen Conſequenzen, die er ziehen zu dürfen glaubt. Er ſagt am angeführten Orte: „Was heute von der Philoſophie noch übrig bleibt, wenn man die Naturphiloſophie, Pſychologie und Aeſthetik auf Naturwiſſenſchaft, die Rechtsphiloſophie und Ethik auf Socialwiſſenſchaft und Statiſtik zurückgeführt hat, und die Geſchichte der Philoſophie eigentlich nur noch als warnende Beiſpielſammlung zur Abſchreckung für das metaphyſiſche Bedürfniß zukünftiger Generationen cultivirt, iſt lediglich die Erkenntnißtheorie, die aber ſelbſt eine rein negative Bedeutung haben und uns lehren ſoll, daß unſer empiriſches Erkennen zu keiner Wahrheit führt, ein anderes als das empiriſche Erkennen aber unmöglich iſt."

An die Stelle der Individual-Ethik eine Social-Ethik treten zu laſſen, iſt ein Poſtulat, das ſich aus Hartmanns eigenem Syſtem ergiebt und in ſeiner „Phänomenologie des ſittlichen Bewußtſeins" theoretiſche Erfüllung findet. Niemand kann leidenſchaftlicher als eben ein Kantianer den Begriff einer Social-Ethik ablehnen; von Seite Hartmanns jedoch iſt die Klage ein Widerſpruch, den zu erörtern und aufzulöſen hier nicht Gelegenheit iſt. Wenn die Wiſſenſchaften immer entſchiedener zu Naturwiſſenſchaften zu werden trachten, wenn ſelbſt Geſchichtſchreibung und namentlich Culturgeſchichte ſchon ſeit Th. Buckles Zeiten die Bedeutung von Naturgeſchichte haben wollen, wenn auch Pſychologie ihre Beweiskraft mit täglich größerm Erfolge aus der Phyſiologie ſchöpft, ſo zeigt dies alles nur an, daß die Wiſſenſchaften heutzutage von dem Beſtreben beſeelt ſind, immer feſter auf dem einzigen Fundament des Wiſſens, auf der Apriorität Fuß zu faſſen, Erfahrungswiſſenſchaften werden zu wollen. Dieſer Umſtand fordert und fördert zugleich die gegenwärtig glücklicherweiſe überwiegende Beſchäftigung mit der Erkenntnißtheorie und niemals war deshalb eine Literatur, die ſich an einen einzelnen Namen knüpft, ſo erfreulich, wie die von Tag zu Tag ſich häufende Kant-Literatur. Die Erkenntnißtheorie iſt eine wahre Wiſſenſchaft und ſie iſt hundert Jahre nach ihrer Begründung nur erſt in ihren Anfängen vorhanden.

Man kann dies ſchon der falſchen Auffaſſung entnehmen, welche Leute, die ſich einer ziemlich vorgeſchrittenen Bildung rühmen, noch heute dem Kriticismus angedeihen laſſen. Unterſtützt von Fachphiloſophen, welche mit jeſuitiſcher Abſichtlichkeit den Irrthum nähren, als ob der ſubjective Idealis-

*) Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1885.

mus die Schwärmerei Berkeleys wäre, der die Außenwelt in eine bloße Phantasmagorie verwandeln wollte, glauben in der That unzählige „gebildete" Leute, die Erſcheinungswelt Kants bedeute einen bloßen Schein. Sie ſpotten nicht einmal darüber, ſondern aus Reſpect vor dem großen Namen nehmen ſie das koloſſale Mißverſtändniß ohne weiteres Nachdenken und den höchſt fühlbaren Widerlegungen zum Trotz, die jeder Augenblick des wirklichen Lebens an ihnen ſelbſt vollzieht, gläubig auf. Müßte man aber nicht einen Menſchen für lächerlich überſchnappt halten, der die Ohrfeige, die er bekömmt, oder das Geld, das er hergeben muß, oder die Speiſe, die er genießt, oder die Gicht, die ihn plagt, für einen bloßen „Schein" anſähe, den er infolge ſeiner ſubjectiven Anlagen ſelbſt producirt hätte? Nein, wahrhaftig! Schon der Tiefſinn der deutſchen Sprache, welche für Metaphyſik prädeſtinirt iſt, lehrt durch das Wort Wirklichkeit, daß dieſe ein Inbegriff von Wirkungen iſt. Alle Empfindungen ſind Wirkungen und ſind eine unleugbare und oft höchſt brutale Wirklichkeit, aber dafür iſt die Wirklichkeit für uns auch abſolut nichts weiter als — Empfindung. Was ſie drüber hinaus an und für ſich ſein mag, was ihre Urſache — und hier ſpricht wieder der Tiefſinn der Sprache — was die Ur-Sache ſei, das iſt die große philoſophiſche Frage. Der ſubjective Idealismus verzichtet darauf, ſie zu beantworten; der objective Idealismus beantwortet ſie mit ſpeculativen Träumen, die ſo lange nur ſolche bleiben müſſen, als derjenige, der ſie für Wahrheiten ausgiebt, den Weg nicht aufzuweiſen vermag, auf welchem er zum Wiſſen derſelben gelangt wäre.

Ed. v. Hartmann giebt nur dem ohnmächtigen Aerger der „poſitiven" Metaphyſiker Ausdruck, wenn er im weitern Verlauf der oben angeführten Stelle ſagt: „So ſchrumpft die ganze Philoſophie zu einer negativen Erkenntnißtheorie, d. h. zu einer Ignoranztheorie zuſammen; das Wiſſen und Bekennen der eigenen Unwiſſenheit bleibt das einzige, worauf man als Philoſoph ſtolz zu ſein Urſache hat."

Dieſe ſpöttiſch ſogenannte Ignoranztheorie iſt in Wahrheit eine Wiſſenſchaft, die Wiſſenſchaft des Nichtwiſſenkönnens, und wie viele Bemühungen, wie viele Geiſtesanſtrengungen ſie noch nöthig macht, regiſtrirt Hartmann ſelbſt in dem XI. Aufſatz der „Philoſophiſchen Fragen" durch eine Ueberſicht der einſchlägigen Literatur. Nur wird ſich bei näherer Unterſuchung von Seite unbefangener Philoſophen ſchwerlich ein irrthümlich begangener „Fundamentalwiderſpruch" in der Kant'ſchen Lehre ergeben, „wonach ihr Denken an idealiſtiſchen Vorausſetzungen und Principien haftet, während ihr Fühlen aus der Unzulänglichkeit dieſes Standpunktes unaufhaltſam zu einem richtig vorſchwebenden höheren hindrängt". Dieſe Worte ſind höchſt merkwürdig, weil im höchſten Grade bezeichnend für die Stellung, welche der Fanatismus der dogmatiſchen Metaphyſiker, der Fanatismus, Alles begreifen zu wollen, der Kant'ſchen Lehre gegenüber einnimmt. Der erwähnte „Fundamentalwiderſpruch" iſt allerdings in ihr vorhanden, aber weit entfernt, daß Kant

ihn unbewußt begangen hätte und daß er irgendwie zu berichtigen oder aufzulösen wäre, ist er vielmehr der Fundamentalwiderspruch des Daseins selbst, die ungeheure Kluft zwischen der empirischen und der intelligiblen Welt, insoweit nur bei jener das Erkennen und nur bei dieser das Fühlen ist; der Fundamentalwiderspruch ist unvergänglich und ihn aufgedeckt zu haben, ist eben Kants eigene unvergängliche That.

Von diesem Widerspruche, von dem Pathos der Welt, vom Schmerz, der zugleich den wahren Pessimismus theoretisch zu begründen vermag, können natürlich die modernen Vertreter eines gefälschten Pessimismus, Schopenhauer und Hartmann, nicht ausgehen, weil sie mit der in ihrer Tasche befindlichen fertigen Lösung des Welträthsels jeglichen Widerspruch und folglich auch das Schmachten der Creatur nach einem Tropfen Wahrheit ein für allemal beseitigt haben. In solchem Falle sollte ein Pessimismus eigentlich gar nicht mehr aufkommen können — allein davon kann hier nicht weiter die Rede sein. Daß die Philosophie zu Erkenntnißtheorie „einschrumpft", wie der Verfasser der „Philosophischen Fragen" jammert, ist nicht zu beklagen. Diese Wissenschaft steht, wie gesagt, eben nur erst im Anfang ihrer Entwickelung. Die Kritik der reinen Vernunft bedarf noch vieler Klärungen und Aufklärungen, was schon daraus erhellt, daß selbst unter ihren Apologeten Männer wie Kuno Fischer und Benno Erdmann bei der Interpretation der Lehre in Irrthümer gerathen. Dies hat kürzlich M. W. Drobisch in seiner Broschüre „Kants Dinge an sich und sein Erfahrungsbegriff" überzeugend dargethan und obgleich Herbartianer mit der kleinen Schrift einen neuen Ausgangspunkt für Forschung und Berichtigung in rein Kant'schem Geiste geschaffen. Um was es sich dabei handelt, muß an dieser Stelle ebenfalls übergangen werden. Im Verlauf der Hartmann'schen Klage über den gegenwärtigen Charakter der Philosophie fährt er fort: „Die Entwickelungstheorie läßt man zwar für Maulquabben und Affenmenschen gelten, aber nimmermehr für das Reich des Geistes, und von allen philosophischen Systemen gilt darum dasjenige als der Urtypus metaphysischer Verkehrtheit und Verbohrtheit, welches in aller Gedankenarbeit vergangener und gegenwärtiger Zeiten die relative Wahrheit als Entwickelungsstufe der vollen Wahrheit zu begreifen bemüht ist, das heißt das Hegel'sche, — in kaum geringerem Grade aber auch das meinige, welches ja gerade diese Seite des Hegel'schen Systems als seine bleibende Wahrheit zur Anerkennung zu bringen sucht."

Daß die studirende Jugend sich mit Hegel nicht mehr in dem Sinne beschäftigt, wie es vor einem halben Jahrhundert geschehen ist, in dem Sinne nämlich, wie der Theolog mit den heiligen Schriften, um in ihrem Verständniß seine Lebensaufgabe und die alleinseligmachende Wahrheit zu finden; das ist ein Segen unserer Zeit. Wer die „Entwickelung" nachträglich verfolgt hat, welche die Köpfe damals nahmen, als sie nicht nur, von einer wahrhaft schauerlichen Terminologie zum Haarspalten der Abstractionen angetrieben, statt für die natürliche Bewegung des menschlichen Gemüthes in individueller

Aeußerung, ausſchließlich für das „Ballet der Begriffe“ den Blick offen hielten, ſondern ſogar dem Moloch des „Allgemeinen“ das auf Erden zur Noth allein noch Beglückende, die freieren Ideen der Kunſtwerke, die keiner „Entwickelung“ dienen wollen*), zum Opfer bringen mußten; wer neben dieſer Verwüſtung des Geiſtes die Spuren der Barbarei verfolgt, welche der Cultus der Begriffe allem concreten Einzelleben gegenüber bis zur Ausdorrung der Gemüther in Scene ſetzte, der wird bei dem Gedanken ſchaudern, daß der Veitstanz um das Kalb des „Abſoluten“ herum jemals wieder beginnen könnte.

Allerdings darf Hegel, eben ſo wenig wie irgend ein Philoſoph der Jahrtauſende als Gegenſtand der Geſchichte der Philoſophie von der ſtudirenden Jugend unbeachtet bleiben, welcher Wiſſenſchaft ſie ſich auch ſonſt widme. Denn Geſchichte der Philoſophie rückt ebenfalls dem Standpunkt der Apriorität immer näher. In den koloſſalen Anſtrengungen des Menſchengeiſtes, über die ihm gezogenen Schranken des Erkennens hinauszukommen, eröffnet ſich für den anthropologiſchen Geſichtspunkt ein wunderbares Schauſpiel, welches in ſeinen einzelnen Vorgängen — das ſind die metaphyſiſchen Syſteme — mit ebenſo viel Ehrfurcht als Bewunderung zu betrachten und kennen zu lernen iſt. Wenn ſchon das gewöhnlichſte Intereſſe an der Naturgeſchichte auch Denjenigen zur genauen Beobachtung eines Bienenlagers antreibt, der weder die Abſicht noch die Hoffnung hat, Honig für ſeinen eigenen Nutzen zu gewinnen, mit wie viel größerer Gewalt muß erſt die Naturkraft der menſchlichen Geiſtesarbeit zur Betrachtung hinreißen, auch wenn man im Voraus weiß, daß man auf ein wirkliches Product ſolcher Arbeit verzichten muß! Zu ſolcher Hoffnungsloſigkeit regt freilich kein anderes metaphyſiſches Syſtem in dem Grade an wie die „Philoſophie des Unbewußten“. Um bei der Charakteriſirung dieſer Leiſtung ſo unbefangen als möglich vorzugehen, mögen des Autors eigene, kurz zuſammenfaſſende Angaben ſeiner Intentionen als Grundlage dienen. Er ſagt in den „Philoſophiſchen Fragen“: „Worauf es gegenwärtig ankommt, iſt die Ineinsfaſſung der großen parallelen Geiſtesſtrömungen des Hegel'ſchen Panlogismus und Schopenhauer'ſchen Panthelismus; dieſe aber kann im Princip nur dadurch erzielt werden, daß hinfort weder die Idee als ein ſecundäres Erzeugniß des Willens (wie bei Schopenhauer), noch der Wille als ein untergeordnetes Moment an der Idee (wie bei Hegel) betrachtet wird, ſondern beide als coordinirte Attribute eines Dritten, der

*) Die Fortſchrittspfaffen, welche der Hegelianismus erzeugte, können in ihr Entwickelungsdogma wenigſtens die Kunſt nicht mit einſchließen; ihre Vollendung verweiſt die Plaſtik auf die Antike, die Malerei auf Mittelalter und Renaiſſance, die Dichtkunſt, namentlich das Drama, auf vergangene Zeitalter als ihre Muſter zurück. Die Entwickelungshöhe der Kunſt liegt alſo nicht *vor*, ſondern *hinter* uns. Mit der durchaus myſtiſchen Sprache der Muſik könnte es ſich inſofern anders verhalten, als ſie *vielleicht* in ihrem gegenwärtigen Stadium die Erhöhung und Verallgemeinerung des metaphyſiſchen Bedürfniſſes ausdrückt, die Steigerung des Schmerzes über die Trennung der Empfindung von der höchſten objectiven Erkenntniß.

absoluten Substanz oder des absoluten Subjects erkannt werden, welches durch ihren Besitz zum absoluten Geiste wird."

Die erste sich aufdrängende Frage ist die nach dem gänzlich schuldig gebliebenen Beweisgrund für die außerhalb aller Erfahrung liegende Existenz der schon ursprünglich von Spinoza dem religiösen Dogma nachgebildeten heiligen Dreifaltigkeit oder Dreieinigkeit von Gott Vater, Gott Sohn und heiligem Geist; von absoluter Substanz, Ausdehnung (Wille, Materie, Natur) und Denken (Geist, Idee). Die Frage nach dem Beweisgrund ist auf die Beschaffenheit der Wissensmöglichkeit gegründet.

Die Gewißheit der Sätze: zwischen zwei Punkten ist die gerade Linie die kürzeste — die Wirkung muß eine Ursache haben — die Gewißheit dieser Sätze liegt in der Natur meines Verstandes mit solcher Evidenz der Wahrheit, daß ich nicht jedesmal die Linie erst zu ziehen oder die Ursache zu erforschen brauche, um mit apodiktischer Bestimmtheit behaupten zu können, daß sich die Richtigkeit dieser Sätze nothwendig und allgemein in der Erfahrung bewähren werde. Mit andern Worten: diese Sätze sind ein Wissen und das Kennzeichen dafür ist die subjective Nothwendigkeit, die Sätze als wahr anzuerkennen, eine Anerkennung, die in jedem Verstande vorhanden ist und nur mit ihm selbst verschwände. Was Wissenschaft sein soll, muß daher zuletzt zu dieser apodiktischen Bestimmtheit (zu synthetischen Urtheilen a priori) gelangen können. Die Forschung hat kein anderes Ziel und sie könnte gar nicht anheben, wenn die Hoffnung, die Möglichkeit, es zu erreichen, von Anfang an nicht vorhanden wäre. Seit wir nicht mehr im Zeitalter der Scholastik leben — kann da jemals die Hoffnung aufkommen, aus der heiligen Dreifaltigkeit eine Wissenschaft zu machen? Legen wir den Maßstab der gerechten Bezweiflung an die einzelnen Bestandtheile jener Dreieinigkeit.

Was wäre unter Panthelismus (Allwille) zu verstehen? Den Willen erkenne ich in mir selbst als latente Causalität, als eine im Gemüth gebundene und noch nicht im Intellect zur Thätigkeit befreite Kraft des Strebens nach einer Wirkung*). Die Causalität als Wille ist ein subjectives Moment, ein Gemüthszustand, und trägt in sich eine merkwürdige und schreckhafte Bedeutung. Denn dieses Moment, der Wille, ist fortwährend auf seine eigene Vernichtung gerichtet, auf seinen Untergang in der Befriedigung und lebt nur mit Pein immer wieder auf, weil es in falsch gewählten Zielen, während sein eigentliches Ziel ihm unerkennbar bleibt, seine Befriedigung nicht erreichen kann.

Das ist der Wille — was ist nun unter dem beigefügten „Pan" zu

*) Schopenhauer selbst hat sich unwillkürlich das seiner Tendenz widersprechende Geständniß der Identität von Willen und Causalität entschlüpfen lassen. Während er unablässig demonstrirt, die Materie sei die Objectivation des Willens, bemerkte er einmal an einer versteckten Stelle seiner Schriften, das allein Richtige aussprechend, daß unter Materie objectiv gewordene Causalität zu verstehen sei.

verſtehen? Pan, das All, die Welt, die Natur, das Univerſum, iſt ein bloßer Begriff; eine Hülfsconſtruction des Denkens, um der ſonſt nicht zu bewältigenden Pluralität der Erſcheinungen durch die Hervorhebung eines ihnen gemeinſamen einfachen Merkmals für einen beſtimmten Zweck und Augenblick einigermaßen Herr zu werden. Was berechtigt oder nöthigt nun dazu (und in dieſem Falle iſt die Gewißheit, das Wiſſen, allein Berechtigung und Nöthigung), ein ſubjectives Moment, den heißen pulſirenden Willen in einen bloßen Begriff zu verlegen, in eine logiſche Conſtruction, die Schema und Schemen zugleich iſt, in einen weſenloſen Schatten, in Pan? Wie fängt man es an, in einen blos gedachten Handſchuh eine lebendige Hand hineinzuſtecken? Dennoch hat Arthur Schopenhauer unter dem gläubigen Staunen der Zeitgenoſſen das Zauberkunſtſtück unternommen. Er ſchrieb: „Die Welt als Wille und Vorſtellung.“ Die Reihenfolge im Titel iſt die umgekehrte in der Ausführung: der erſte Theil behandelt die Welt als Vorſtellung, der zweite Theil die Welt als Willen. In der Welt als Vorſtellung ſcheint ſtreng und genau die Kant'ſche Erkenntnißtheorie wiederholt zu ſein, ſogar mit einigen vortrefflichen Correcturen, welche in eine noch fehlende endgültige Erläuterung der Kritik der reinen Vernunft aufzunehmen ſein werden. Dennoch iſt die Grundlegung des Syſtems durch Kant'ſche Principien eine mißbräuchliche, eine unwiſſenſchaftliche, eine Fälſchung des großen Urgedankens, der ihre Baſis ſein ſoll, denn die Erkenntnißtheorie giebt nirgends den Schlüſſel zu einer Welt als Vorſtellung. Die letztere iſt die durch die Verwendung der Anſchauungsformen Raum und Zeit und durch die Kategorie der Cauſalität zu Stande gekommene Wahrnehmung. Die „Welt“ iſt kein angeborener Verſtandesbegriff, ſondern eine Idee der Vernunft und aus einer ſolchen kann unter keinen Umſtänden Anſchauung, Wahrnehmung, Vorſtellung werden. Die Ideen der Vernunft tragen nicht wie die aprioriſchen Erkenntniſſe die abſolute Nothwendigkeit und Allgemeinheit ihres Entſtehens in ſich, ſondern hängen von der Willkür individueller Dispoſitionen ab. Während jedes animaliſche Lebeweſen bis zum kleinſten Inſect oder bis zur Molluske herab durch die Thätigkeit der Cauſalität ſchon bei ſeiner Ernährung zu Vorſtellungen gezwungen iſt, brauchte auch das höchſt organiſirte Weſen nicht nothwendig die Idee einer Welt zu faſſen, Beweis genug, daß ein bloßer Vernunftbegriff (d. h. die Welt) als Vorſtellung nicht exiſtiren kann. Wir können wenige, viele oder alle Erſcheinungen wahrnehmen, vorſtellen, den Begriff ſelbſt jedoch, durch welchen wir alle dieſe Erſcheinungen künſtlich für den Gedanken zu einem Ganzen verbinden, dieſes Ganze ſelbſt können wir nicht vorſtellen.

Indeſſen war es für Schopenhauers Zweck unerläßlich, dem blos gedachten, blos idealen Complex der Erſcheinungen der „Welt“ den Anſchein der aufdringlichſten empiriſchen Realität, der Sachlichkeit zu geben, weil ja die Welt nicht blos „Vorſtellung“, ſondern auch Sache überhaupt, die metaphyſiſche Realität, das Ding an ſich ſein ſollte, als welches er den Willen

proclamirte. Die Welt ist aber kein Ding und folglich ebensowenig Vorstellung als Ding an sich oder Wille, weil Ideen der Vernunft nicht zum Ding gemacht werden, nicht zu einer Realität gelangen können. Mit dieser falschen Uebertragung des rein subjectiven Momentes, des lebendig gefühlten Willens auf eine Fiction, auf die „Welt", war jedoch auch der falsche Pessimismus zu Stande gebracht, welcher seitdem so populär und ein unklares, widerspruchsvolles Glaubensbekenntniß weiter Kreise geworden ist. Als subjectives Moment ist der Wille, wie bereits gesagt, voll schreckhafter Bedeutung, weil fortwährend auf seine eigene Vernichtung gerichtet, auf seinen Untergang in der Befriedigung. Dieser Wille, fälschlich zum Wesen des Weltganzen gemacht, hat daher natürlich die schlechteste aller möglichen Welten zur Folge, eine Welt, die in der Pein, daß sie überhaupt existirt, daß sie nichts weiter als der blöde, ziellose, ewig quälende Wille ist, nur auf Selbstvernichtung oder die Verneinung des Willens zum Leben, wie es Schopenhauer selbst nennt, bedacht sein muß. Die Verneinung des Willens zum Leben ist ein individueller Act, der mittels der individuellen Intelligenz vollzogen wird; da aber der Wille als Ding an sich das eine und untheilbare Weltwesen sein muß — wie kann der Wille überhaupt noch fortbestehen, nachdem ihn auch nur ein einziger Mensch in sich verneint hat? Das Ding an sich bedeutet ferner ein Ewiges, soll es gleichwohl zerstört, verneint werden, so muß etwas Anderes dafür übrig bleiben. Nach dem Ende des Weltwesens könnte nur das Nichts übrig bleiben — dann wäre aber das Nichts das Ding an sich. Das System strotzt in solcher Art von Schwankungen und Widersprüchen und leitet darum bei näherer Untersuchung den Verstand auf das unerquickliche Gebiet des Hexen-Einmaleins. Um nähere Untersuchung ist es aber der Mehrzahl der Menschen nicht zu thun und wem es nur erst gelungen ist, sie zu verblüffen, der wird sie auch bald zum Bewunderer haben.

Im Panthelismus treibt das Allwesen des Willens die Intelligenz hervor, die Idee in sehr dürftiger und untergeordneter Beschaffenheit, die Idee, die weiter nichts ist als das Sinnen auf den Untergang ihres Ursprungs, der Natur, des Willens. Umgekehrt treibt im Panlogismus Hegels die Idee, das Allwesen der Vernunft, den Willen hervor, die Natur. Weder Hegel selbst noch einer seiner Commentatoren hat jemals erklären können, wie dies zugehe, was den absoluten Geist in seiner seligen Ruhe zu dem unseligen Entschluß bringen könne, sich seiner selbst zu entäußern, um aus seinem Anderssein, aus der Natur, durch einen unendlich langsamen Proceß wieder in sich selbst zurückzukehren. Dieser Weltproceß ist das Denken, die Logik ist Metaphysik geworden und arbeitet mittels der Selbstbewegung der Begriffe nach dialektischer Methode. Das will sagen, die Begriffe sind Entwickelungsstufen des absoluten Geistes, weil aber jeder Begriff seinen Widerspruch hervortreibt, gehen Begriff und Widerspruch wieder in einen höhern Begriff über, der die früheren Stufen aufgehoben in sich enthält. So gehen die Begriffe in immer höherer Entwickelung endlich in der absoluten Idee auf, ein Proceß des

allmählichen Untergangs der Natur. Die allein übrig bleibende abſolute Vernunft iſt daher nichts als ein Buch, das ſich ſelber lieſt. Für einen ſo monſtröſen und doch zugleich ſo dürftigen Zweck arbeitet bei Hegel die Weltgeſchichte, ihm opfern ſich die Generationen, ihm fließt alles Blut, für ihn brechen Millionen Herzen. Gleichwohl war dieſes Ungeheuer von Undenkbarkeit noch nicht das Aeußerſte, was, um an ein Kant'ſches Bild zu erinnern, das Schiff der Metaphyſik im uferloſen Meer der unkritiſchen, dogmatiſchen Speculation erreicht hatte. Das Schiff bis auf das Aeußerſte zu bringen, an die Grenze des Wahnſinns „mit Methode", blieb dem Steuermann Ed. von Hartmann vorbehalten, indem er zwiſchen zwei Fictionen, zwiſchen dem Panthelismus und dem Panlogismus, die Syntheſe in der „Philoſophie des Unbewußten" fand.

Das Werk, welches Metaphyſik ſein will, iſt, richtig angeſehen, Mythologie, und will man auf jegliche Poeſie dabei verzichten, ſo kann man es mit Ovids „Metamorphoſen" vergleichen. Zeus iſt das abſolute Subject; in Geſtalt ſeiner Attribute oder Untergötter iſt es eine Liebesgeſchichte, die ſich zwiſchen dem göttlichen Willen und der göttlichen Idee abſpielt. Beide ſind unbewußt, auch die Idee; dies unterſcheidet ſie eben von der allerhöchſten, allumfaſſenden Subſtanz. Der Wille iſt gleichwohl leidenſchaftlich verliebt in die Idee, er trachtet ganz in ihr aufzugehen und zugleich unterzugehen, oder mit anderen Worten: der Wille trachtet die Idee des Untergangs zu werden.

Um dieſes Trachten zu erklären, muß ſich der Wille oder die Natur oder die Welt als der Inbegriff aller vor ſich ſelbſt mit Ekel erfüllten Scheußlichkeit darſtellen. Dies begründet den in Hartmann noch geſteigerten, aber deshalb nicht minder falſchen Peſſimismus, den ſchon Schopenhauer ſo nothwendig für ſeinen Zweck brauchte. Das Falſche im Peſſimismus Beider iſt die unlogiſche unwahre Uebertragung eines rein ſubjectiven Moments, eines Reſultates blos individueller Stimmungen, auf ein blos in der Fiction beſtehendes Object, welches in Wahrheit nur eine logiſche Formel iſt, eine Abſtraction: die Welt. Auf ſo ſchwankender, phantaſtiſcher Grundlage iſt der Peſſimismus der beiden Philoſophen zu einer „Weltanſchauung" emporgeſchwindelt worden. Die Welt leidet nicht, friert nicht, hungert nicht, erkrankt nicht und ſtirbt nicht aus dem einfachen Grunde, weil bloßen Begriffen die Lebensqual erſpart iſt. Im dunklen Bewußtſein dieſer von Hartmann niemals einzugeſtehenden Wahrheit macht er die koloſſalſten Anſtrengungen, den Peſſimismus, der für die Mehrzahl der Einzelnen, für viele Millionen Einzelner — aber deshalb noch immer nicht für den Begriff einer Geſammtheit — eine unbeſtreitbare Thatſache iſt, zur metaphyſiſchen Triebfeder des Univerſums zu erheben. Er will gleichſam die zwiſchen einzelnen Menſchen ſo natürlich ſich ergebende Frage: Wie befinden Sie ſich? zur philoſophiſchen Frage der Jahrtauſende machen. Zu dieſem Zwecke ſcheut er ſogar die faſt den Unſinn repräſentirende Verſtandeswidrigkeit nicht, aus den Luſt- und Unluſt-Empfindungen der Einzelnen Poſten eine Addition zu geſtalten, deren

Summe den Welt-Peſſimismus ergeben ſoll. Dieſe Bemühung, das Incommenſurable zu berechnen, Bewegungen des Temperaments, die in jedem Einzelnen einen nur ihm eigenen Charakter haben, in eine arithmetiſche und folglich mit der Unerſchütterlichkeit der Mathematik beſtehende Formel zu bringen, iſt nur eine Conſequenz des bis zum Fanatismus gehenden, blinden Glaubens oder Aberglaubens bezüglich der Realität der „Allgemeinheit". Dieſe Hülfsconſtruction der Vernunft, um des Concreten Herr zu werden, dieſes „Allgemeine" iſt eine unerläßliche Vorausſetzung für das praktiſche Leben, welches ohne die Annahme, daß Einer für Alle vorhanden, daß Alle in Einem begriffen ſeien, den Verkehr und die Verhältniſſe der Menſchen nicht zu ordnen vermöchte. Der Volksſchullehrer, der Prieſter, der Richter, der Geſetzgeber, der Feldherr — jeder Vertreter, Beherrſcher oder Lenker eines zu einem beſtimmten praktiſchen Zweck gebildeten Kreiſes von Menſchen muß zur Verwirklichung eines mehr oder minder imaginären Ganzen den Glauben an die Realität der Gemeinſamkeit feſt im Auge behalten und was ſich kraft ſeiner Individualität als Ausnahme geltend machen möchte, ſtreng abweiſen. Nicht Ich bin, nicht Du biſt, nicht Er iſt in jenem beſtimmten Kreis begriffen, ſondern Wir; uns Allen gilt die Doctrin oder die Vorſchrift oder der Befehl.

Dies iſt das Gebot jeglichen praktiſchen Zuſammenhangs und der darauf bezüglichen Inſtitutionen. Philoſophie jedoch hat es nicht mit weltlichen Zwecken, ſondern ausſchließlich mit dem Erkennen zu thun, ſoweit daſſelbe unter den ſchon erwähnten aprioriſchen und folglich rein ſubjectiven Bedingungen ein Wiſſen werden kann.

Wir hat als grammatikaliſcher Plural einen concreten Inhalt nur inſoferne, als er Ich, Du, Er, in beliebig zahlreichen Wiederholungen bedeutet, alſo eine beliebige Zahl von Subjectivitäten. Wir iſt als metaphyſiſcher Plural die abſolute Leere und empfängt ſeinen Inhalt blos vom Singular, von der einzelnen Perſon, die ihn denkt. Nur als ethiſches Poſtulat kann dieſer Plural von Werth ſein. Nicht als wißbar und wiſſenswerth, ſondern praktiſch handelnd bewirkt er das ſittliche Wunder des Heroismus, der Aufopferung im Einzelnen und der Erhebung ganzer Völker. Will die dafür ſich geltend machende Begeiſterung den ethiſchen Plural in Wiſſenſchaft umwandeln, ſo hat ſie keinen Inhalt für ihn. Für Metaphyſik, ſo weit ſie Wiſſenſchaft ſein will, beſteht kein Wir, keine „Welt" und keine „Weltanſchauung", weil damit die Zuſammenfaſſung von Ideen der praktiſchen Vernunft zu einem Object beabſichtigt iſt, welches niemals Gegenſtand des Wiſſens werden kann.

Scheinbar unabhängig von Metaphyſik geht daher die Ethik ihren Weg, obgleich in Wahrheit nur dieſe praktiſch manifeſtirt, was in jener theoretiſch nicht ausgeſprochen werden kann. Die Selbſtverleugnung, die fundamentale Bethätigung der Sittlichkeit, gehört mit ihren innerſten Motiven, mit ihrem ganzen geheimnißvollen Urſprung, mit ihrem Contraſt zum Naturtrieb, welcher

im Gegentheil die Selbſtbefriedigung verlangt, dem transcendenten Bereich des Dinges an ſich an, welches von keiner Erkenntniß aufgeſchloſſen wird. Geht die Forſchung nach Erkenntniß, die Philoſophie, gleichwohl von der unbewieſenen Vorausſetzung, von der nicht exiſtirenden empiriſchen Realität eines metaphyſiſchen Objects aus, das immer nur Forderung, niemals Erfüllung einer Vernunftidee ſein kann; geht ſie von dem praktiſchen Plural in der Form von „Welt" oder „Menſchheit" wie von einem Wiſſen aus, ſo geräth ſie unaufhaltſam in Myſtik, indem ſie das Zauberkunſtſtück vollführt, auf Ideen, auf Schemen und Schatten, die Qualitäten der ſubjectivſten Lebendigkeit zu übertragen. Solche Zauberei haben Schopenhauer und Hartmann ſchon auf den Titeln ihrer Werke angekündigt: „Die Welt als Wille und Vorſtellung" und „Philoſophie des Unbewußten, Verſuch einer Weltanſchauung" — und auf dieſe beiden Philoſophen iſt es wohl zunächſt abgeſehen, wenn Profeſſor Wundt in einer Abhandlung über den Aberglauben in der Wiſſenſchaft beiläufig bemerkt:

„Der von den Schwärmern des 16. Jahrhunderts in verſchiedenſter Geſtalt wiederholte Gedanke der Beſeelung der Welt und aller einzelnen Dinge hat mächtig auf Leibniz gewirkt, und mit dem Worte, daß der Menſch ein Mikrokosmus, eine Welt im Kleinen ſei, das er mit Vorliebe gebraucht, hatte Paracelſus ſchon dem Grundgedanken ſeiner myſtiſchen Weltanſchauung Ausdruck gegeben. Natürlich iſt es die Philoſophie, welche unter allen Wiſſenſchaften am dauerndſten dieſe Nachwirkungen des Myſticismus aufweiſt. Indem ſie ſich mit den allgemeinſten Problemen des menſchlichen Erkennens und Handelns beſchäftigt, kann ſie der Frage nach dem Verhältniß der ſinnlichen Welt zu dem Ueberſinnlichen nicht ganz aus dem Wege gehen, und ſobald ſie dieſes letztere ihrer Probleme irgendwie zu löſen verſucht, tragen ſolche Löſungsverſuche naturnothwendig einen myſtiſchen Charakter an ſich. Darum begegnet es auch ſo leicht, daß der Inhalt eines philoſophiſchen Syſtems, namentlich wenn er ſeiner logiſchen Form entkleidet wird, dem außerhalb Stehenden als phantaſtiſche Schwärmerei erſcheint, oder daß ein Philoſoph den andern einen Schwärmer ſchilt. Selbſt die Vorſtellungen einer übernatürlichen Erleuchtung und eines magiſchen Geheimwiſſens ſcheinen in blaſſen Nachbildern von den mittelalterlichen Theoſophen und Schwarzkünſtlern her noch in neuere Zeiten hinüberzureichen."

Als Beſchaffenheit der „Welt" iſt, wie der Optimismus des Leibniz und ſeiner Nachfolger, ſo auch der Peſſimismus der beiden neueren Philoſophen nichts weiter als Myſtik, die Uebertragung der realſten Empfindungen auf einen Vernunftbegriff, der, ob er „Welt" oder wie ſonſt genannt werde, weder Luſt noch Unluſt verſpüren kann. Bei Hartmann beſonders ſind alle Schrecken der Hölle losgelaſſen, damit im Concert des allgemeinen Wehgeheuls, welches vom „Elend des Daſeins" angeſtimmt wird, der Einzelne mit ſeiner etwaigen Lebensfreude nicht mehr gehört werden könne. Eine blos negative Bedeutung der Luſt als Aufhebung irgend eines Schmerzes oder Mangels

wird mit mathematischen Formeln nachzuweisen versucht; die Illusionen werden mit der doctrinären und dogmatischen Verallgemeinerung, der Hartmann nach der Natur seiner Denkungsweise überall huldigen muß, in „Illusionismus" verwandelt, in einen universalen Selbstbetrug der Menschheit. Die Freuden am Besitz, am Spiel, an einzelnen harmlosen Passionen und Liebhabereien, die oft ein ganzes Menschenleben beglücken, die Gedankenlosigkeit, welche Tausenden durch das Jammerthal hilft, daß sie sich oft jahrelang ihrer kummervollen Lage nicht bis zu deutlicher Empfindung bewußt werden, — dies Alles wird nicht in Rechnung gezogen. Selbst die Erhebung des Gemüthes durch Kunst und Wissenschaft erscheint paralysirt durch die vorausgegangenen Mühen und Leiden, um den dafür erforderlichen Gesichtspunkt zu gewinnen, sowie durch die Seltenheit und Kürze des bezüglichen Genusses. Wer die Absicht nicht durchschaut, die darin besteht, dem metaphysischen Traumbild einer Natur, die sich selbstzerstörend in Idee auflösen will, eine möglichst begreifliche, möglichst reale Unterlage zu geben; wer diesen ganzen Pessimismus in seiner potenzirten Ueberschwenglichkeit nicht als ein tactisches Manöver erkennt, der fragt sich, wozu es dienen soll, daß Hartmann den armen Menschencreaturen mit Gewalt ihr grenzenloses Unglück einredet.

Diese Frage über die Tauglichkeit einer so trostlosen „Weltanschauung" stößt zusammen mit der Frage nach dem Nutzen der Philosophie überhaupt für Herz und Seele, für den Frieden und das Glück des Gemüthes, und findet in Hartmanns Schriften die mit einer Art Entrüstung gegebene Antwort, daß Philosophie eine Wissenschaft sei, Wissenschaft aber nicht den Zweck habe, ein Trost- und Erbauungsbuch zu liefern, sondern die Wahrheit zu sagen.

Dies ist auch in Bezug auf Wissenschaft vollkommen richtig. Auch die Mathematik ist eine trostlose Wissenschaft, wenn sie einem Sterblichen beweist, daß er mehr schuldig ist als er bezahlen kann, und wird doch wegen dieser Trostlosigkeit ihr Ansehen als Wissenschaft nicht verlieren. Auch von der Philosophie gilt das Dichterwort: „Das Wissen ist der Tod." Wie weit aber ist die Philosophie Wissenschaft? Nur so weit, als sie die Möglichkeit der Erfahrung und folglich des Erkennens auf die Gewißheit unbestreitbarer Thatsachen des Bewußtseins, also auf apriorische Grundlagen zu stellen vermag. Dies leistet die Erkenntnißtheorie und darum ist sie Wissenschaft und darum fällt ihr auch die traurige Bestimmung des Wissens zu, dem menschlichen Gemüth keinen Trost zu gewähren, sondern im Gegentheil den wahren und unverfälschten Pessimismus theoretisch zu begründen.

Die Wissenschaft des Erkennens lehrt, daß wir, eingekerkert in ein subjectives Denk- und Gefühlsvermögen, mit unserem Wissen nicht weiter gelangen, als bis an die Grenze der objectiven Wahrheit, von deren Unendlichkeit wir einzig und allein in unser Bewußtsein bringen, daß es unmöglich ist, mittelst der endlichen Beschaffenheit unserer Natur Aufschluß über den Ursprung und Zweck des Daseins zu erlangen. Dies ist ein Zustand der Unseligkeit und drängt die erschütternde Ahnung auf, daß der Glücksmangel und die unge-

heuren Leiden der Creatur, die wir überall wahrnehmen, das grauſame Verhängniß, welches namentlich der Unſchuld in Geſtalt kranker Kinder und gequälter Thiere bereitet iſt, dazu das ewige ſinnloſe Geflochtenſein auf das Rad der Mühſal, endlich Seuchen, Erdbeben und andere Unglücksfälle, welche die Maſſen heimſuchen und unausgeſetzt Schrecken und Todesangſt verbreiten, kurz, daß alle Uebel dieſes Jammerthals mit dem Fehlen der höchſten objectiven Erkenntniß einen geheimnißvollen Zuſammenhang haben. Die höchſte Weisheit, die unerreichbare, wäre auch das höchſte, auf Erden unerreichbare Glück oder lehrte, daſſelbe freudig entbehren zu können. Selbſt dem anſcheinend Glücklichen dringt die Nichtigkeit und Erbärmlichkeit des Seins zu Gemüthe, weil es für das Erhabenſte auf Erden, für Moral und Sittlichkeit keine Motive auf Erden ſelbſt giebt, im Bereich der Cauſalität, ſondern dieſe Motive in das Unerkennbare, Transcendente hineinreichen, an deſſen Grenze wir mit unſerem Verſtande entſagend und verzagend ſtehen bleiben müſſen.

Wenn nun die Grundlagen des Erkennens eine Wiſſenſchaft ſind, ſo iſt es doch keineswegs auch der daraus abgeleitete Peſſimismus. Dieſer iſt nur eine Idee der Vernunft, von der Kant eindringlich genug lehrt, daß ſie keinen conſtituitiven, ſondern nur einen regulativen Gebrauch zuläßt. Die Vernunft erkennt nicht die Dinge, weil ſie nicht aprioriſch zu Werke geht, ſie bringt vielmehr nur die Dinge in den Zuſammenhang einer Idee und regelt dadurch die Werthſchätzung und die Anwendung der Dinge. Weil aber die Ideen der Vernunft nicht aprioriſche Geſetze der Natur ſind, ſo haben ſie auch nicht das Kennzeichen der Wiſſenſchaft: nothwendig und allgemein eingeſehen werden zu müſſen. Daraus entſpringt die Verſchiedenheit, die Willkürlichkeit der Meinungen in allen Forſchungs-Disciplinen, die wie Politik, Ethik, Rechtsphiloſophie ꝛc. auf Ideen der Vernunft beruhen. So kann denn auch der Peſſimismus keine Wiſſenſchaft, nur eine Idee der Vernunft ſein, abhängig von den Dispoſitionen des Temperamentes, der individuellen Erfahrung und der einzelnen Denkungsweiſe, ohne die geringſte Berechtigung, die Geltung einer allgemeinen Wahrheit, einer nothwendigen Erkenntniß zu beanſpruchen.

Gehört ſomit der Peſſimismus nicht in die Philoſophie, ſo weit ſie Wiſſenſchaft ſein will, ſo verliert auch Hartmann ganz und gar das Recht, die Troſtloſigkeit, die er für ſeine ſpeculativen Zwecke nöthig hat, als eine Wiſſenſchaft zu predigen, die allerdings keinen Troſt zu geben braucht. Bloße ſpeculative Ideen der Vernunft haben vielmehr — bei Hartmann ausgenommen — ſtets einen Troſt mit ſich geführt. So vermag die Begriffsbildung Hegels das Gemüth einigermaßen von dem ewig laſtenden Druck der empiriſchen Realität zu befreien; ſo kann Schopenhauers Verneinung des Willens zum Leben eine überirdiſche Seligkeit, den Frieden der Weltüberwindung vorſchweben laſſen; ſo iſt auch beſonders aus dem alten Spinoza der fataliſtiſche Troſt der ewigen, unabänderlichen Nothwendigkeit alles Geſchehenden zu ſchöpfen. Dem Neu-Spinozismus Hartmanns allein blieb es

vorbehalten, mittelst speculativer Ideen der Vernunft eine Perspective des namenlosen Grauens und Entsetzens aufzuthun, und ihm allein blieb es auch vorbehalten, mit einer gradezu monströsen Logik für die Scheußlichkeit der Selbstzerstörung des Willens oder der Natur die Zustimmung, ja die hochaufflammende sittliche Begeisterung des armen Menschenherzens zu verlangen.

Seine „Welt" ist teleologisch eingerichtet, alles Denken und praktische Thun dient ausschließlich dem einzigen Zweck: dem allmählichen Selbstmord des Willens, und wer dazu nicht beitragen, dieses Ziel nicht als Seligkeit empfinden will, der soll nicht mitsprechen, sondern lieber, wie es in der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" wörtlich heißt: „Schweinebraten mit Sauerkohl essen."

Hören wir ihn selbst, wie er sich das Ende der Welt denkt, wobei immer im Auge behalten werden muß, daß er die Begriffe „Welt" und „Menschheit", ohne daß ihm der Widersinn im geringsten einfiele, stets wie reale, empirische Objecte behandelt:

„Die Schmerzlosigkeit erreicht die greise Menschheit nicht; denn sie ist ja kein reiner Geist, sie ist schwächlich und gebrechlich und muß trotzdem arbeiten um zu leben und weiß doch nicht, wozu sie lebt; denn sie hat ja die Täuschung des Lebens hinter sich und hofft und erwartet nichts mehr vom Leben. Sie hat, wie jeder sehr alte und über sich selbst klare Greis nur noch einen Wunsch: Ruhe, Frieden, ewigen Schlaf ohne Traum, der ihre Müdigkeit stille. Nach den drei Stadien der Illusion, der Hoffnung auf ein positives Glück, hat sie endlich die Thorheit ihres Strebens eingesehen, sie verzichtet endgültig auf jedes positive Glück und sehnt sich nur nach absoluter Schmerzlosigkeit, nach dem Nichts, Nirvana. Aber nicht, wie auch früher schon, dieser oder jener Einzelne, sondern die Menschheit sehnt sich nach dem Nichts, nach Vernichtung. Dies ist das einzig denkbare Ende von dem dritten und letzten Stadium der Illusion"*).

Nicht also wie bei Schopenhauer hie und da ein Einzelner verschmäht „Schweinebraten mit Sauerkohl", d. h. verneint den Willen zum Leben, sondern die — *Menschheit*. Der concrete Inhalt dieses Begriffes sind *alle* Menschen, also auch die Kinder, die heute erst geboren werden, und sie müssen folglich, um zu der philosophisch gewordenen Menschheit zu gehören, ohne Magen und mit den weißen Haaren des Greises auf die Welt kommen. Die in Todesmüdigkeit dahinsterbende „Welt" ist zwar eine kolossale Abnormität speculativen Denkens — allein gesetzt, sie fände Glauben, ist dieser Glaube dazu angethan, zu beleben, zu begeistern, kurz wie Hartmann voraussetzt, zur freudigsten Mitwirkung an einer Culturentwickelung fortzureißen, die ein solches Ziel hat? Mit Marquis Posa kann man sagen: „Starres Eis auf heißer Hand zu tragen, das ist mehr als die Natur den Sterblichen beschieden."

Dennoch verwahrt sich Hartmann mit grenzenloser Naivetät dagegen,

*) „Phil. d. Unbew." S. 662.

daß ſein Peſſimismus troſtlos ſei und in einer eigenen Abhandlung über dieſen Gegenſtand führt er aus, daß nur das Sein troſtlos ſei und daher ſein Aufruf an die Menſchheit, dem Nichtſein in die Arme zu fallen, voll Troſt ſein müſſe.

Ich habe zu Anfang dieſer Betrachtung bemerkt, daß Hartmanns Metaphyſik die letzte in dieſem Jahrhundert ſein wird. Blos aus der Jahreszahl geſchöpft, könnte dieſe Bemerkung trügeriſch ſein, weil ja noch am letzten December 1899 das Erſcheinen einer neuen Metaphyſik möglich wäre. Allein die Bemerkung hat ihren Grund in der Beſchaffenheit dieſer letzten, dieſer Hartmann'ſchen Metaphyſik, welche das Unweſen der dogmatiſchen Speculation, das ungeheure Verderben, womit der objective Idealismus durch ſein Erbauen von Thürmen in der Luft den menſchlichen Geiſt bedroht, zu einem ſo koloſſalen Extrem getrieben hat, daß das Hartmann'ſche Syſtem wohl als der endgültige, jede künftige Erholung ausſchließende „Krach" der unkritiſchen Metaphyſik zu betrachten iſt. Preiſe darum Derjenige, dem es um die Wiſſenſchaft Ernſt iſt, die gegenwärtigen Bemühungen, Kants Erkenntnißtheorie immer mehr zu befeſtigen und mit ihr die Grundlagen, auf welchen vielleicht das zwanzigſte Jahrhundert eine Metaphyſik, die als Wiſſenſchaft gelten kann, aufgeführt ſehen wird.

Die Marienburg.

Ein oſtdeutſches Denkmal.

Von

J. Jaſtrow.

— Berlin. —

Eine eintönige Fahrt erwartet uns, wenn wir die Reichshauptſtadt nach Oſten hin verlaſſen. Der märkiſche Sand und das baltiſche Flachland bieten weder die Abwechſelung von Berg und Thal, welche dem Auge ein beſtändig neues Bild gewährt, noch auch den Anblick üppiger Fluren, der unſer Herz mit Dankbarkeit an den reichlich ſpendenden Boden feſſelt. Wir fahren durch ein Land, das arm iſt an Reizen der Natur, arm, wie man glaubt, an geſchichtlichen Erinnerungen.

Und doch iſt auch dies hiſtoriſcher Boden! Selten freilich ein einzelner Punkt, an den ſich das Andenken eines beſtimmten Ereigniſſes heftet; aber die weitgedehnte Ebene im Ganzen iſt das, was ſie iſt, geworden durch die Geſchichte ihrer Bewohner. Nichts giebt hier das Erdreich mühelos; wenn es Früchte bringt, ſo zeugen ſie von der ſchwieligen Hand des Arbeiters.

Vor uns zur Linken das Oderbruch, es iſt die Provinz, die Friedrich der Große ohne Schwertſtreich erobert hat; das Land iſt eine Schöpfung der Könige von Preußen. Wir ſind in der Gegend, in welcher Thaer zum Begründer des modernen Ackerbaues geworden iſt, indem er zeigte, wie der Landwirth den Boden zwingen kann, ihm jährliche Frucht zu geben. Wir kommen an den Zuſammenfluß der Oder- und Wartheſtraße nach Küſtrin, einer ſtarken Feſtung, nicht weil die Natur zum Feſtungsbau einlud, ſondern weil ſie ihn an dieſer Stelle zur gebieteriſchen Nothwendigkeit machte. Die Gefangenſchaft des Kronprinzen Friedrich, der Sieg des großen Königs bei Zorndorf ſind die Erinnerungen, die uns bis an die Stelle begleiten, wo die Bahn von der Warthe ab in den Netzediſtrict führt. Hier hat nicht, wie

im Westen, der Verkehr die Wege geschaffen, sondern in harter Arbeit sind die Wege gebahnt worden, auf denen Handel und Wandel in's Land gelockt werden sollten; der Platz, an dem die beiden größten Bahnstrecken des östlichen Deutschland einander begegnen, ist kein großstädtischer Brennpunkt, wie Köln am Rhein und Frankfurt am Main, er war, als die Bahnen gebaut wurden, eine Stelle im freien Felde, die keinen Namen hatte, ein bloßer Kreuzungspunkt, „Kreuz".

Die Bahn benutzt den Weg, den Friedrich der Große gebaut, um die östlichen Länder seines Staates mit seiner Hauptstadt zu verbinden. Rechts von uns liegt sein Bromberger Canal, der mit den märkischen Canälen zusammen das Ganze bildet, welches die Ost- und Nordseeländer zu einem Verkehrssystem eint. Die große Landstraße und die große Wasserstraße sind die gewaltigen Werke, welche Goethe vorschwebten, als er dem Trauerspiel vom Zwiespalt des Denkers den versöhnenden zweiten Theil hinzufügte, in welchem Faust als schaffender Staatsmann die innere Befriedigung wiederfindet.

Zu solchen Betrachtungen läßt die Gegend uns Zeit. Endlos ziehen sich die Waldungen hin; sie haben auch zur Winterszeit ihren Schmuck behalten. Der dürre Boden ernährt nur Nadelholz. Auch dieses wird dünner und dünner. Städte und Dörfer haben längst aufgehört; — wir sind in der „Tucheler Haide". Soweit das Auge reicht, keine Spur einer menschlichen Ansiedelung. Aber auch hier hat die fleißige Hand der Umwohnenden Gräben gezogen, Berieselungen angelegt und das Wasser, das die Natur dem Boden versagt hat, auf künstliche Art herangeleitet. Noch ist Alles in den Anfängen; aber wer weiß, ob man dereinst nicht auch hier von einer Provinz sprechen wird, die ohne Schwertstreich erobert ist, von einem Lande, in dem der Mensch den Flugsand erst hat zum Festland machen müssen, um auf ihm zu wohnen.

Wir sind schon lange im Weichsellande. Jetzt endlich kommen wir an den Fluß selbst, den reißendsten der deutschen Ströme, der dem Dampfroß trotzte und schon vor einem Vierteljahrhundert die deutschen Baumeister nöthigte, sich an das große Werk zu wagen, welches dem Strom ein Joch auflegt. Beinahe einen Kilometer lang ist die mächtige Gitterbrücke — es ist die Eisenbahnbrücke von Dirschau, die in der Geschichte des deutschen Brückenbaues eine epochemachende Leistung bildet.

Nun senkt sich das Terrain allmählich. Denn im Mündungsdreieck zwischen Weichsel und Nogat liegt das Land tiefer als das Wasser. Es ist ein Land wie dasjenige, in welchem Mynher sich stolzen Sinnes rühmen darf, „das Meer hat Gott geschaffen, die Gestade der Holländer". So hat auch hier Jahrhunderte lange Arbeit die Deiche errichtet, welche den Bewohnern die „Werder" gesichert haben.

* * *

Am überwältigendsten erfassen uns solche Betrachtungen, wenn wir jenseits der Nogat den Bahnkörper verlassen und unsere Schritte nach der vor uns liegenden Stadt zulenken. Vor unseren Augen liegt ein gewaltiger Burgbau; nicht wie

die Wartburg oder die vielen Festen der Rheinlande als Krönung eines Berges, den die Natur dem Menschen als festestes Bollwerk geschenkt, sondern frei in der Ebene, ohne Anlehnung, ohne Sicherung; nicht erbaut aus den mächtigen Quadern, wie sie die Steinbrüche des Westens liefern, sondern aus den Steinen, die mit Mühe und Noth des Menschen Hand aus lehmiger Erde hat formen müssen.

Von Gräben umzogen, auf eine mäßige Erdaufschüttung hingestellt, die nahe Wasserstraße mehr beschützend, als von ihr beschützt, ganz in Backstein und Mörtel aufgeführt, ist diese größte aller deutschen Burgen von ihren Kellern bis zu ihren Zinnen ein Werk von Menschenhand.

Es ist die Marienburg, vor der wir stehen. Nicht ohne Wehmuth sehen wir nebeneinander die festen Wände und das zerfallene Gemäuer, die mächtigen Bogenfenster und die elenden Dachluken, den gewaltig gedehnten Bau und die kümmerlich dazwischen geklemmten Hütten. Man merkt dem Werk die Jahrhunderte an, die es gekostet, die Jahrhunderte, die es gelitten hat. Es ist, wie wenn wir einen alternden Helden in's Auge fassen. Noch sieht man die Manneskraft der schwellenden Muskeln; aber die durchfurchte Stirn zeigt, was die Last der Jahre und die Macht des Erduldeten an der früheren Vollkraft gemindert haben. So spricht aus dem Festungswerke auch heute noch die ganze Kraft seiner kriegerischen Bestimmung; aber Lücken und Brüche zeugen von den Stürmen, denen es hat trotzen müssen.

Solche Bauwerke kann man nicht verstehen, wenn man ihre Schicksale nicht kennt. Ganz ohne Zuthun der Natur errichtet, aus den Bedürfnissen ihrer Zeit hervorgegangen, bei folgenden Geschlechtern von Gunst und Ungunst gefördert und geschädigt, sind sie in ihrem gegenwärtigen Zustande ein Denkmal ihrer Vergangenheit; in den einzelnen Abschnitten ihrer Baugeschichte spiegelt sich jedesmal die Cultur eines ganzen Zeitalters wieder.

Schritt für Schritt können wir das Bauwerk durch mehr als ein halbes Jahrtausend verfolgen.

Als der deutsche Orden von Venedig aus seine Landmeister zu den heidnischen Preußen schickte, sicherten diese jeden Schritt breit Landes durch eine feste Burg; so entstanden die Weichsel abwärts Thorn, Kulm, Graudenz und endlich die Marienburg. Anfangs nur ein Komthursitz, wie jeder andere, wurde sie noch im dreizehnten Jahrhundert zur Hauptburg des Landes ausgebaut. Im Jahre 1280 begann man den Bau des Hochschlosses. Seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts baute man mit gesteigertem Eifer fort. Denn Preußen war inzwischen das Hauptland des Ordens geworden. In allen Theilen Deutschlands und Italiens, ja selbst aus den Zeiten seiner Stiftung her noch im fernen Morgenlande, hatte der Orden kleine Besitzungen: hier allein besaß er ein großes Gebiet, mit eigener Kraft erobert und gehalten. Hierher wurde von Venedig der Hauptsitz des Ordens verlegt. Im Jahre 1309 ritt Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen in die Marienburg ein. Seit damals war sie das Ordenshaupthaus. In diese Zeit fällt der Portal-

bau des Hochschlosses, der Ausbau des Westflügels. Hochmeister Werner von Orseln scheint dasselbe Kapellenportal errichtet zu haben, unter dem er im Jahre 1330 von mörderischer Hand um's Leben gebracht wurde.

Mit der steigenden Macht des Ordens wurden ihm aber die Räume zu eng. Die kleine Vorburg wurde abgebrochen, eine neue größere weiter nordwärts angelegt und in großem Umkreis als schützende Mauer herumgeführt. So waren Hochschloß und Vorburg durch einen weiten Zwischenraum getrennt; und auf diesem Platz sollte sich ein neuer Prachtbau erheben: das Mittelschloß. Wie die Regierung des Hochmeisters Winrich von Kniprode in jeder Beziehung für das goldene Zeitalter des Ordens gilt, so bezeichnet auch seine Thätigkeit an dem Ordenshause die Glanzzeit von dessen Baugeschichte. Die Anlage und die Mauern fand er bereits vor. Im Hochschloß war die St. Annengruft gewölbt, der Capitelsaal stand fertig da, vielleicht auch schon der Conventsremter des Mittelschlosses. Winrich hat neben diesem sich und seinen Nachfolgern die fürstliche Hochmeisterwohnung hergestellt, er hat den ganzen Ostflügel angefügt; ihm vor allem gehört der prächtige Ausbau des Ganzen, — ein Zeichen der Blüthe in Kunst und Wissenschaft, aber auch ein Denkmal des wirthschaftlichen Gedeihens, der sorgsamen Verwaltung, welche die Herbeischaffung solcher Mittel ermöglichte.

Auch hier freilich lagen Blüthe und Verfall dicht neben einander. Das Jahrhundert ging nicht zu Ende, ohne in den inneren Zwistigkeiten der Ordensritter die Vorboten des Sturzes zu bringen; das neue Jahrhundert brachte einen siegreichen Feind in's Land. Bei Tannenberg im Jahre 1410 auf's Haupt geschlagen, seines Hochmeisters beraubt, schien der Orden verloren.

Damals war die Marienburg sein einziger Halt. Was der Fleiß von anderthalb Jahrhunderten an dem gewaltigen Festungswerk geschafft hatte kam jetzt als fertige Leistung noch einmal den Brüdern zu Gute. Auf die Nachricht von der Niederlage eilte der wackere Komthur von Schwetz, Heinrich Reuß von Plauen, die Weichselstraße abwärts bis zum Ordenshaupthaus. Hier versammelte er den zusammengeschmolzenen Rest der Ritter um sich. Als neugewählter „Statthalter" leitete er die Vertheidigung mit solcher Umsicht und Ausdauer, daß die siegreichen Polen an der Einnahme der unüberwindlichen Veste verzweifeln mußten.

So hatte die Burg noch einmal den Orden gerettet, der sie erbaut hatte; aber schon war der Ordensstaat selbst in der Auflösung begriffen. Wir nähern uns dem Ende des Mittelalters. Die Zeit der Ritter und der Burgen war vorbei; das Schießpulver machte ihnen ein Ende. Auch der Marienburg prägten sich die Spuren der neuen Zeit ein. Heinrich von Plauen, nunmehr förmlich zum Hochmeister erwählt, mußte schon versuchen, sein Bollwerk gegen die Donnerbüchsen zu schützen; er umgab es mit Neubauten und Umbauten: dem Sperlingsthurm, Dietrichsthurm, Buttermilchsthurm. Es war der letzte Versuch.

Mit den Grundlagen des Ritterthums sank auch die ritterliche Disciplin.

Dem Versuche, sie wiederherzustellen, erlag der strenge Hochmeister. Seines Amtes entsetzt und auf eine einsame Ordensburg verwiesen, ist er im Elend gestorben. Mit ihm schied aus dem Orden der Geist seiner Begründer.

Zu halten war eine Herrschaft nur noch mit den Mitteln der neuen Kriegskunst. Ueberall gewinnen die Fußtruppen die Oberhand, die Landsknechte kommen gegen die Ritter auf. Indem nun der Ritterstaat der Ordensbrüder, um sich zu behaupten, die unritterlichen Truppen in seinen Dienst nehmen mußte, bekundete er selbst seine innere Haltlosigkeit: der Hochmeister wurde abhängig von seinen Soldtruppen; mit der Macht der Herrschenden löste sich der Gehorsam der Unterthanen, verschwanden auch die Ueberschüsse der Verwaltung und damit hörte jene Kunstblüthe auf, die auf der Blüthe des Ordensstaates beruhte. Mit stummer Beredtsamkeit giebt uns das Schweigen der Baugeschichte der Marienburg wiederum das richtige Bild von den Schicksalen seiner Bewohner.

Als dann die Noth auf's Höchste stieg, als die unbezahlten Söldner sich in einer Burg nach der anderen zu Herren machten, da bezeichnete es des Elends Gipfel, daß sie sich endlich auch in der Marienburg selbst festsetzten und sie zuletzt dem Polenkönig auslieferten (1457).

Während der Orden sich in Ostpreußen noch eine Zeitlang am Leben erhielt, gerieth Westpreußen damals unter die polnische Fremdherrschaft, die mehr als drei Jahrhunderte auf dem Lande gelastet hat. Und nun theilte die Marienburg die Schicksale des Königreichs, dem es einverleibt war; sie war der Sitz polnischer Staroſten; sie sah in ihren Mauern die sächsischen Auguste, deren Maitressen in den ernsten Hallen zuweilen ihr Quartier nahmen. Widerstandslos drangen äußere Feinde bis in das Innere des Polenreiches. Gustav Adolf hat eine Zeitlang an der Marienburg den Stützpunkt gefunden, von welchem aus er glaubte, das Weichselland seinem großen Ostseestaate einverleiben zu können. In den späteren schwedisch-polnischen Kriegen ist auch der Große Kurfürst hier gewesen. Im siebenjährigen Kriege endlich, an dem Polen gar nicht betheiligt war, war es bereits soweit gekommen, daß die Russen ungerufen und ungehindert sich in den Besitz der Marienburg setzen konnten.

Ob aber in Polen die wettiner oder die einheimischen Könige regierten, ob selbsterwählte Fürsten oder feindliche Administratoren: die Verwaltung blieb dieselbe, d. h. es wurde zuletzt überhaupt nicht mehr verwaltet.

Zeuge dieses staatlichen Zerfalles war die bauliche Zerrüttung der Marienburg. Seitdem im Jahre 1644 die Dächer des Hochschlosses abgebrannt waren, ließ man sechzig Jahre lang den Bau unbedeckt stehen, Wind und Wetter preisgegeben. Ein Thurm nach dem andern stürzte ein. Die Pfahlbrücke über die Nogat wurde vom Eisgang niedergerissen.

Inzwischen nisteten sich in den Winkeln zwischen den einzelnen Theilen des Baues allerhand Schutzbefohlene der Staroſten fest. Hier war man frei von städtischen Abgaben, und die polnischen Machthaber trieben ein ein-

trägliches Geschäft mit dem Anweisen von Winkelstellen für kleine Handwerkerwohnungen. So klebte sich damals ein regelloses Hüttendorf in das Bauwerk hinein.

Man würde sehr irren, wenn man glauben wollte, daß dem Bauwerk bessere Zeiten kamen, als es bei der Theilung Polens (1772) von Friedrich dem Großen in Besitz genommen wurde. Auch Friedrich war ein Kind seiner Zeit, auch er lebte in den Anschauungen des 18. Jahrhunderts, das in berechtigtem Stolz auf die eigenen Erfolge den richtigen Maßstab für die Werthschätzung der Vergangenheit noch nicht zu finden vermochte. Selbstverständlich hielt das erleuchtete Zeitalter seinen eigenen Geschmack für den eigentlich vollendeten, und die Marienburg wurde im Zopfstil ausgebaut. Selbstverständlich war es auch, daß es für die Werke der Vergangenheit kein höheres Ziel geben konnte, als jener so hoch entwickelten Gegenwart zu dienen — darum wurde die Marienburg zur Kaserne gemacht. Der hohe Capitelsaal wurde durch mächtige Balkenzüge in zwei Stockwerke getheilt, von denen jedes für Offizierswohnungen noch immer hoch genug war. Wenn der Conventsremter ein Exercierhaus werden sollte, so war für den dröhnenden Gleichtritt der Grenadiere der Fliesenboden nicht zu brauchen; man hob ihn auf. Damals geschah es auch, daß eine ganze Anzahl der hochgewölbten Fenster zugemauert wurde.

Unter Friedrich Wilhelm II. kam an die westpreußische Regierung der wohlwollende Befehl, die vielen wüstliegenden Häuser von Marienburg doch lieber an fleißige Leute zu geben, die dort Werkstatt und Wohnung haben könnten. Nichts lag den Beamten näher, als die Burg selbst dazu zu nehmen. Das Dach des Südwestflügels bedurfte damals einer Wiederherstellung; es wurden Maurer hinaufgeschickt. Die warfen die Zinnen herab und setzten ein weit hervorragendes flaches Dach auf, welches fortan den majestätischen Bau schützte und bedrückte. Im Innern des großen Remter zog man Balken, wie man es früher im Conventsremter gethan. So erhielt man oben und unten zusammen acht getrennte Wohnungen für Baumwollenweber. Die Gewölbe in „Meisters Stube" wurden eingeschlagen, die ganze Hochmeisterwohnung wurde für Weber eingerichtet. Als unter Friedrich Wilhelm III. zu Anfang des neuen Jahrhunderts sich kriegerisches Gewölk über ganz Europa zusammenzog, da suchte man auch in Preußen alle Kräfte anzuspannen — die Gewölbe des hohen Schlosses wurden Schüttböden für Getreide, Mehl und Salz. Nur die Schloßkirche und der Schloßthurm blieben noch frei.

Wer sich den Sinn für Edles und Hohes bewahrt hat, wird bei der Erinnerung an diese Verwüstungen tiefen Schmerz empfinden. Gewiß, dieser Schmerz ist gerecht, aber höchst ungerecht wäre es, wenn wir unterschiedslos alle Diejenigen verdammen wollten, die ihn uns verursacht haben. Die Männer des achtzehnten Jahrhunderts waren eben in den Vorurtheilen ihrer Zeit befangen, wie wir in denjenigen befangen sind, die nachlebende Geschlechter an unserem Zeitalter entdecken werden. Sie thaten nichts, was sie für Unrecht halten konten. Armen Leuten Wohnungen verschaffen, eine bewaffnete

Macht zum Schutze des Vaterlandes ausbilden, Vorrathskammern für die Zeiten der Noth anlegen und füllen — das waren die gewiß doch sehr ehrenwerthen Ziele, denen eben das preußische Beamtenthum alles Andere mit derselben Gewissenhaftigkeit unterordnete, mit welcher in diesem Staatswesen immer die wichtigsten Rücksichten alle anderen in den Hintergrund drängten. Vergessen wir nur ja nicht, daß diese peinliche Gewissenhaftigkeit, auch wo sie uns rücksichtslos erscheint, dennoch die Schule gewesen ist für dieselben Verwaltungsmänner, welche heute im Stande sind, Millionen für Kunstzwecke zu verwenden.

Eine jede fest entwickelte Gesinnung trägt eben die Mittel zu ihrer Fortbildung, zur Ueberwindung ihrer Einseitigkeit in sich. Noch im achtzehnten Jahrhundert selbst haben die Kunststudien eines Winkelmann, Herder, Lessing ihre Früchte getragen. Schon wuchs ein junges Geschlecht heran, welches mit Lust und Liebe sich in die Kunstwerke vergangener Zeiten versenkte. Selten hat sich der Gegensatz zweier Generationen in so hartem Aneinanderstoßen gezeigt, wie an der Marienburg. Während der alte Oberbaurath Gilly die Zerstörungsarbeiten leitete, saß sein Sohn in verständnißvoller Bewunderung auf den Trümmern des verfallenden Gemäuers und veranstaltete die erste Aufnahme des Bauwerkes. Diese Zeichnung hatte das tragische Geschick, daß sie dem Alten zur Grundlage für den mörderischsten aller Pläne dienen mußte: das hohe Schloß und das Mittelschloß sollten einfach niedergebrochen werden, damit man aus ihren vortrefflichen Ziegeln ein neues Magazingebäude errichten könnte. Was die Ausführung des Planes hinderte, war der einzige Umstand, daß er sich als zu kostspielig erwies. Es sollte dasselbe mit geringeren Mitteln erreicht werden. Die hochgewölbten Fenster wurden geblendet; an ihre Stelle traten kleine Magazinsluken. Als aber auch an die Mauern Hand gelegt wurde, da fand sich endlich in dem heranwachsenden Geschlecht ein Retter und Beschützer. Der junge Schenkendorf*), der nachmalige „Kaiserherold", suchte die Ruinen auf und kehrte erschrocken zurück. Das alte Gebäude kam ihm vor „wie das Skelett eines Riesen". Mit lauter Stimme klagte er das Zerstörungswerk an. Die Folge davon war, daß sofort ein königlicher Befehl die weitere Zerstörung untersagte. Mit unsäglicher Mühe gelang es noch, den nordwestlichen Giebel zu retten; wenige Tage später wäre auch er gefallen.

Es war dieselbe Zeit, in welcher im Westen unseres Vaterlandes die Herrlichkeit des Kölner Doms durch die Gebrüder Boisserée — man kann beinahe sagen, entdeckt wurde. Ein Werk, das wohl verdient, neben dem ihrigen genannt zu werden, hat damals auch dem neu erwachenden historischen Sinn die Marienburg entlockt. Fricks Kupfer gaben zuerst ein Bild von der

*) Er gilt wenigstens als Verfasser des Artikels „Ein Beispiel von der Zerstörungssucht in Preußen" in: Der Freimüthige oder Berlinische Zeitung für gebildete unbefangene Leser. 1803, Nr. 136 (26. Aug.). Der Artikel ist unterzeichnet: F. v. Sch.; Max von Schenkendorf führte als ersten Vornamen Ferdinand.

Pracht des Schloßbaues; in ihnen fanden dann auch die Aufnahmen des jungen Gilly eine würdige Verwerthung*).

Zunächst freilich konnten alle diese Arbeiten keinen Fortgang haben. Ueber Preußen entlud sich das schrecklichste Kriegsungewitter, von dem es jemals betroffen worden. Die Franzosen wurden Herren im Lande. Selbst über den Frieden von Tilsit hinaus lag eine französische Besatzung in der Marienburg; — der Conventsremter war ihr Pferdestall.

Still und trübe waren die Jahre der allmählichen Erholung. Der Weltbeherrscher durfte nicht merken, was gegen ihn vorging. Als Napoleon das Aufgebot von ganz Westeuropa in die russischen Flachländer führte, war der König von Preußen sein Bundesgenosse. Das Hochschloß bewahrte als französisches Magazin die Vorräthe des Eroberungsheeres.

Als aber die Flammen der brennenden Moskowiterstadt den Völkern zur Befreiung leuchteten, als dann in den hochgehenden Wogen der Freiheitskriege die Liebe zum Vaterlande, das erste Mal in der deutschen Geschichte, das ganze Volk in allen seinen Schichten erfaßte, da fand auch die Liebe zu den heimischen Denkmälern ihren Weg in die Herzen des gesammten Volkes; und das erste Bauwerk, an dem sie sich werkthätig offenbarte, das war die Marienburg.

In dem zweiten Friedensjahre legte man Hand an's Werk. In den Kreisen der Architekten regte sich das Interesse für den Bau. Der jüngere Gilly hatte nicht umsonst gewirkt; kein Geringerer als Schinkel war sein Schüler und Erbe seines Geistes. Schinkel hat dann die Burg besucht, einen Bericht erstattet und dadurch auch Staatsmittel flüssig gemacht. Zunächst handelte es sich um die Hochmeisterwohnung im Westflügel des Mittelschlosses. Es ereignete sich hierbei der seltene Fall, daß der Kostenanschlag nicht erreicht wurde. Was von Verwaltungskräften bei der Leitung der Wiederherstellung nöthig war, das konnte zum größten Theil durch freiwillige Dienstleistungen ersetzt werden. Ganze Theile des Baues wurden von einzelnen Corporationen übernommen. Hoch und niedrig, ohne Unterschied des Standes, der Partei rechneten es sich zur Ehre an, an dem großen Werke mitzuwirken. Die Prinzen des königlichen Hauses stellten den großen Remter wieder her. Offiziercorps und Behörden, Geistliche und Freimaurer wirkten hier einträchtig zusammen. Damit aber, was der Eifer des neuen Jahrhunderts geschaffen, nicht in späteren wiederum zu Grunde gehe, übernahm der König selbst für ewige Zeiten die Unterhaltung des Ganzen.

Einst war der Bau des Ordenshaupthauses das stolze Werk des Gebieters im eroberten Lande gewesen; jetzt zeigte die Wiederherstellung des Herrschersitzes die neuen Grundlagen der Herrschaft: das unentwegte Zusammenwirken des Königs mit seinem Volke.

---

*) Das Frick'sche Kupferwerk ist sehr selten geworden; dem Vernehmen nach sind die Platten jetzt in den Besitz der preußischen Regierung übergegangen, welche einen Neudruck beabsichtigt.

Es hätte mit wunderbaren Dingen zugehen müssen, wenn dieses erste Aufflackern des historischen Kunstsinnes sofort ein so feines kunstgeschichtliches Verständniß wachgerufen hätte, wie es nöthig ist, um bei der Wiederherstellung den alten Meistern nachzufühlen, mit richtigem Tact die Lücken zu ergänzen. Gewiß kann man heute, wo historische Wissenschaft und historische Kunst auf Jahrzehnte erfolgreicher Thätigkeit zurückblicken, jenen ersten Versuchen so manchen Fehler gegen die geschichtliche Wahrheit nachweisen. Allein nicht nur steht der Haupttheil jener Arbeiten, die Wiederherstellung des Mauerwerkes der Hochmeisterwohnung, als vollendete Leistung vor uns. Weit mehr noch sind wir jener Bewegung zu Dank verpflichtet für das Ziel, das sie auch den Nachlebenden gesteckt hat: daß ein gesittetes Zeitalter zwar in den eigenen Werken den eigenen Geschmack darf walten lassen, daß es aber versuchen soll, die Kunst vergangener Zeiten nach ihrer Eigenart zu begreifen und sich gegenwärtig zu erhalten. Und in dieser Werthschätzung der Vergangenheit liegt eines der unterscheidenden Merkmale unseres Jahrhunderts im Gegensatze zu demjenigen, aus dem es hervorgegangen ist.

Auf's Schönste zeigte sich der Uebergang vom Alten zum Neuen in demjenigen Manne, welcher die eigentliche Seele aller jener Bestrebungen um die Wiederherstellung der alten Burg war: in dem Oberpräsidenten v. Schön. Er war Vertreter jenes Liberalismus, der nicht mit Unrecht als ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts gilt, als die unmittelbare Frucht des bildungsfrohen Zeitalters, welches in muthigem Vorwärtseilen es verschmähte, zuweilen auch den Blick rückwärts zu lenken. Wie aber diese Männer zu wirklicher Thätigkeit im staatlichen Leben gelangten, da lernten sie auch die Grundlagen werthschätzen, die frühere Jahrhunderte zu ihrem Staatsbau gelegt hatten. Ein Zeichen dieser Hochachtung war v. Schöns Thätigkeit für das ehrwürdige Baudenkmal. Wenn der vorwärtsstrebende Mann, der Feind alles „Feudalen", von seinem Könige mit dem alterthümlichen Titel eines „Burggrafen der Marienburg" geehrt wurde, so war dies recht eigentlich der Ausdruck des sich vollziehenden Umschwungs.

Freilich noch nicht des vollzogenen! Es ist bekannt, wie lange noch das Alte mit dem Neuen den niemals ausgekämpften Kampf gerungen hat. Die Jahre der Revolution waren so wenig wie die darauf folgenden Zeiten künstlerischen Bestrebungen besonders günstig. Und doch war für König Friedrich Wilhelm IV. gerade die Förderung von Kunst und Wissenschaft Gegenstand persönlicher Fürsorge, persönlichen Verständnisses. Er hat in seinem Lande die Erhaltung der Denkmäler zu einem Zweige der Staatsverwaltung erhoben. Der erste „Conservator", der für das Königreich ernannt wurde, v. Quast, hat seiner Heimatsprovinz Preußen immer eine ganz besondere Vorliebe zugewandt. Von ihm rühren auch die historischen Untersuchungen über die Baugeschichte der Marienburg her, welche bis heute die grundlegenden geblieben sind. Aber die beabsichtigte große Aufnahme der Denkmäler im ganzen Staat kam nicht zu Stande; auch die planmäßige Wiederherstellung der alten Bau-

werke ist niemals begonnen worden. Es kam nicht über eine stückweise gelegentliche Thätigkeit hinaus. Nach v. Quasts Tode blieb seine Stelle jahrelang unbesetzt.

Jetzt ist seit einigen Jahren unter den Wirkungen der neu errungenen nationalen Einheit auch wieder ein regeres und allgemeineres Interesse für die Denkmäler der Vergangenheit zur Geltung gekommen. Auf ausdrücklichen Wunsch der Volksvertretung, ohne Unterschied der Partei, wurde die erledigte Stelle wieder besetzt; und der neu ernannte Conservator, v. Dehn-Rotfelser, hat sofort auch auf die Marienburg sein Augenmerk gerichtet.

Zwei verschiedene Bestrebungen sind in den letzten Jahren neben einander hergegangen: private und staatliche Thätigkeit; beide waren schnell darin einig, daß, nachdem die Schön'sche Restauration ausschließlich dem Mittelschloß gewidmet gewesen war, nunmehr zunächst das Hochschloß in's Auge zu fassen sei.

Schon im Jahre 1872 bei der Säcularfeier der Wiedergewinnung Westpreußens in den Prunkräumen des Mittelschlosses war der wüste Zustand des Hochschlosses schmerzlich aufgefallen. Der Sanitätsrath Marschall ward nicht müde, diese Empfindung zunächst unter seinen Marienburger Mitbürgern immer auf's Neue anzuregen. Von ihm rührt auch der Gedanke her, durch Gründung eines Ordensmuseums dem hohen Hause eine würdige Verwendung zu sichern. Von allen Aufgaben, welche sich der jetzt neu entstandene „Verein für die Ausschmückung der Marienburg" gesetzt hat, dürfte diese gerade diejenige sein, die ihm am naturgemäßesten zufällt. Es giebt in Ost- und Westpreußen eine Anzahl privater Sammlungen, die ein solcher Verein weit leichter und wohlfeiler erwirbt, als der Staat.

Diesem aber fällt bei der Wiederherstellung eines Baues neben der Pflicht des Eigenthümers auch die Schuld des Zerstörers, sowie endlich die pflichtschuldige Vertretung des nationalen Interesses zu. In der That hatte schon vor etwa 20 Jahren die Regierung den Baumeister Blankenstein mit den einschlägigen Untersuchungen beauftragt; dann hatte eine eigene Ministerialcommission, an der u. A. auch Adler theilnahm, eine Denkschrift über die Wiederherstellung des Hochschlosses ausgearbeitet, auf Grund deren der Baumeister Matz die Vorarbeiten begann. Aber einstweilen nahm noch der Kölner Dombau alle flüssigen Mittel in Anspruch. Erst für das Jahr 1882/83 gelang es nach bescheidenen Anschlägen*) die noch bescheidenere Summe von 50 000 Mark in den Etat einzustellen. Trotzdem sind die Arbeiten im Gange. Für die Ausführung der längst festgestellten Entwürfe wurde in dem Baumeister Steinbrecht der beste Kenner der Ordensbauten gewonnen.

Gewiß hat kein Künstler mehr Anspruch auf die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen, als derjenige, der seine künstlerische Hand mit so entsagungsvollem

*) Schloßkirche . . . . . 68 000 Mark.
Nördlicher Kreuzgangsflügel nebst Treppe . . . . . 38 500 =
Goldene Pforte . . . . . 4 000 =
110 500 Mark.

Sinne leitet, wie es nöthig ist, um den Genius früherer Jahrhunderte zu neuem Leben zu erwecken. Wer den Vorzug hat, an der Hand eines so kundigen Führers, wie der gegenwärtige Leiter der Arbeiten ist, den Stand der letzteren kennen zu lernen, der bekommt gleichzeitig eine Vorstellung von den unsäglichen Schwierigkeiten, die heute ein Restaurator zu überwinden hat und für deren Bewältigung sein höchster Ehrgeiz doch niemals nach einem andern Lobe streben darf, als nach dem einen, daß von seiner Arbeit möglichst wenig zu merken sei.

* * *

Wollen wir nunmehr unsere Wanderung durch das Schloß antreten und die Probe darauf machen, wie der Rückblick durch den Anblick gerechtfertigt wird, so beginnen wir am besten mit demjenigen Theile, der gegenwärtig in der Wiederherstellung begriffen ist: dem Hochschloß.

Von der Stadt her kommend überschreiten wir an der Südseite den breiten trockenen Graben auf einer Holzbrücke, die erst errichtet wurde, um der Kaserne eine bequeme Verbindung mit der Stadt zu geben. Wir sind auf dem Wallgang, der den ganzen Bau umgiebt, dem sogenannten „Parchem". Ueber dem Portal lesen wir in großen Buchstaben die Worte: Königliches Kornmagazin, — wir wissen, aus welcher Zeit sie stammen. Eine Tafel mit der Inschrift „Eintritt verboten" zeigt, daß hier der Eingang ist. Wir kommen in einen viereckigen Hof, auf welchem an Erde und Wänden zahlreiche Arbeiter beschäftigt sind.*) An den vier Seiten ist er von den vier Flügeln des Hochschlosses umgeben.

Die Fläche des Hofes fand man bei Beginn der Arbeiten stark ansteigend, so daß sie gegenüber dem Eingang bedeutend höher war und das Regenwasser nach dem Eingang zu bequem abfloß. Nun war aber klar, daß der Boden sich im Laufe der Jahrhunderte erhöht hatte. Das Erdgeschoß stand in einer hohen Schuttschicht. Als diese weggeräumt und so das alte Niveau des Hofes wieder bloßgelegt wurde, da stellte sich heraus, daß der Hof gerade in umgekehrter Richtung geneigt war. Der innerste Winkel war seine tiefste Stelle. Man stand vor der Frage, wohin sich das hier zusammenrinnende Wasser verlaufen konnte. Genauere Nachforschungen ergaben, daß hier eine vollständig systematische Entwässerungsanlage bestanden hatte; und bei den Nachgrabungen wurde dieselbe in der That aufgefunden. Manche Hausfrau wird es interessiren, daß schon damals der „Ausguß" von der Küche an diese Leitung angeschlossen war.

---

*) Hier erfährt man auch, an wen man sich außerhalb des verbotenen Eingangs zu wenden hat. Es sei hier übrigens erwähnt, daß der gewöhnliche Führer durch die Burg, der „Oberschloßwart", sehr abweichend von sonstigen Schloßkastellanen, Schloßvögten u. s. w., ein sehr wohl unterrichteter Mann ist, der auch den früheren Zustand der Burg noch aus eigener Anschauung kennt. Es ist dies keine unwichtige Sache. Wenn überall für einen guten Führer gesorgt würde, dann würde unter den „Gebildeten" das Verständniß und das Interesse für historische Denkmäler schnell zunehmen.

Bei der Wegräumung des Schuttes fand man endlich auch den lange gesuchten Schloßbrunnen, aber er war völlig verschüttet. Jetzt ist er geräumt, und man sieht wieder die regelrecht gerundeten Wände aus behauenem Kalkstein in die Tiefe gehen. Der obere Brunnenring wurde aufgerichtet und ergänzt aus Granitquadern, wie sie einst die Brüder aus dem fernen Schwedenlande herbeigeschafft hatten.

Der Haupttheil der bisherigen Arbeit ist gegenüber unserm Eingang an der Nordseite des Hofes zu sehen. Ein Kreuzgang in zwei Stockwerken war hier durch einen nüchternen, geradlinig abschließenden Bau bis an das Dach hin ersetzt, der bequeme Eingänge zur Kaserne bieten sollte. Wenn man hinter diesem Vorbau um die kleinen Luken herum an den Mauerputz klopfte, so kamen überall die Umrisse der zugemauerten Bogenfenster zum Vorschein. Verzierungen, die im Laufe der Zeit abgefallen waren, hatten sich auf dem Hofe unter der schützenden Schuttdecke die Jahrhunderte hindurch erhalten. Nach diesen und anderen Anhaltspunkten war es möglich, den Kreuzgang in seiner alten Gestalt wiederherzustellen. Die eine Hälfte ist niedrig und läßt über sich Platz für die hohen Fenster der Marienkirche, der eigentlichen Schloßkirche; der andere Theil erhebt sich höher und schützt den dahinter liegenden Capitelsaal.

Während dieser sich noch in ganz wüstem Zustande befindet, ist der Zugang zur Kirche schon vollständig wiederhergestellt. Mit Figuren und Pflanzenornamenten geziert, zeigt das gothische Portal allerdings die Bildhauerkunst bei weitem nicht auf einer Stufe, die der künstlerischen Vollendung nahe wäre. Aber zur Zeit ihrer Herstellung (man hält sie jetzt für älter als die Umbauten Dietrichs von Altenberg von 1335) waren auch diese Verzierungen bedeutend. Ehemals reich mit Gold geschmückt, führte dieses Portal den Ehrennamen der „goldenen Pforte". Die Kirche, in welche uns diese Pforte führt, ist ein einschiffiger Bau mit sternförmigen Wölbungen. Ich fand sie im letzten Winter von Gerüsten erfüllt, auf denen bei Beginn der warmen Jahreszeit die Arbeit aufgenommen werden sollte. Unter der Tünche kommen an der Wand alte Gemälde zum Vorschein.

Unterhalb dieser Kirche, in der St. Annenkapelle, fanden die Hochmeister ihre letzte Ruhestätte. Der Deckstein des Grabes lag im Fußboden der Kapelle, damit bei jeder Andacht die Füße der Betenden über ihn hinwegschritten. Dadurch sind nun zwar die meisten Inschriften verlöscht worden: einige aber sind leserlich geblieben und jetzt höher gelegt, um weiter geschont zu werden. Auch der Stein jenes Heinrich von Plauen ist darunter. Wir sind begierig zu lesen, welche Grabschrift den Vertheidiger des Hauses, den unglücklichen Erretter des Ordens, nennt. Hier ist sie: „In der Jahrzahl Christi 1429 da starb der ehrwürdige Bruder Heinrich von Plauen." — — So hat der Undank sich hier ein Denkmal gesetzt!

Lassen wir, in den Schloßhof zurücktretend, unser Auge noch einmal an den vier Wänden entlang gehen. Nur die Nordwand ist bis jetzt wieder-

hergestellt; aber schon können wir es uns ausmalen, welches bewegte und lebendige Aussehen das Ganze gewinnen wird, wenn die zierlichen Backsteinformen des Kreuzganges den Hof wieder an allen vier Seiten umgeben werden. Freilich noch näher als dieser Blick in die Zukunft, der uns die fernste Vergangenheit wieder vor Augen führen wird, liegt ein Blick in die nächste Vergangenheit. Noch sind wir im Stande, uns die bisherigen Arbeiten wegzudenken und uns das Bild zu reconstruiren, das der Bau gewährte, als die eintönigen Vorbauten mit ihren prosaischen Bedachungen einen langweiligen viereckigen Kasten umschlossen. Wir begreifen dann sehr wohl, daß zu Anfang unsers Jahrhunderts ein hochgestellter Beamter das vorgesetzte Ministerium über die Zerstörung der Bauwerke damit beruhigen konnte, daß sie außer ihrem Kolossalischen nichts Merkwürdiges haben, das die Aufmerksamkeit der Verehrer alter Baukunst auf sich ziehen könnte.

Wir verlassen nunmehr das Hochschloß, indem wir unter seiner Nordwestecke hindurch in einen freien Raum treten. Wir stoßen sofort auf den Burggraben. Die Brücke an dieser Stelle war in den Ordenszeiten der einzige Zugang zum Hochschlosse; wenn Alles verloren war, dann konnte sich hinter der aufgezogenen Brücke noch immer das Hochschloß als selbständige Feste halten.

Sobald wir jenseit der Brücke sind, stehen wir an dem zweiten großen Haupttheil der Marienburg: dem Mittelschlosse. Sein gegenwärtiger Zustand ist das Ergebniß der Restaurationsarbeiten von 1817, d. h. das Mauerwerk ist in seiner alten Form wiederhergestellt; alles Andere ist neu. Um sich Alles in der Art vorstellen zu können, wie es zur Zeit der Ordensritter bestand, muß man nicht nur seine historischen Kenntnisse, sondern auch seine Phantasie zu Hülfe nehmen.

Das Erdgeschoß war hauptsächlich für Verwaltungsräume bestimmt. Die vier ersten Stuben, durch die wir kommen, gehörten dem „Ordens-Treßler" und seinen Schatzkammern, andere dem Ordensspittler u. s. w.

Durch das ganze Gebäude zieht sich ein Brunnen mit seiner Windung. Wir treffen ihn im Hausflur des Erdgeschosses; wir begegnen ihm wieder, wenn wir eine Treppe höher in das Prachtschloß hinaufsteigen. Dieses Geschoß enthält wesentlich des Hochmeisters Wohnräume. Von dem Hausflur gelangt man in „Meisters großen Remter" und „Meisters kleinen Remter".*)

Der große Remter ist unbezweifelt die glänzendste Leistung im Ordenshause, ja vielleicht überhaupt in der ganzen weltlichen Baukunst des Mittelalters. „Sein edles Gewölbe," so beginnt Eichendorff seine erhebende Beschreibung, „ruht in der Mitte kühn auf einem einzigen Granitpfeiler, als hätte der alte Baumeister hier alle großen Erinnerungen, alle Macht und Pracht des Ordens in einen Gedanken zusammenfassen wollen, der Alles ernst und streng zum Himmel emporpfeilert. Und damit dieses Empor-

*) Remter bedeutet hier zunächst dasselbe, was in den Klöstern Refectorium: Speisesaal.

pfeilern des Irdischen um so gewaltiger erscheine, zeigen zehn hohe und breite Fenster in doppelter Reihe übereinander, eine unermeßliche Aussicht eröffnend, rings umher die Erde nur wie ein schönes Bild, als stünde man hier auf den Gipfeln des Lebens, wo alles Gemeine sein Recht verloren. Nach den alten Rechnungen war dieser Remter zur Ordenszeit mit Krone und Wandleuchtern versehen. Man denke ihn sich so erleuchtet, die Gewölbe, Gärten und Verzierungen im wandelnden Widerschein der Kerzen, wie lebendig in einander rankend, und draußen den Saal selbst, fast lauter Fenster, bei dunkler Nacht, wie eine Lichtkrone über dem stillen Lande."

In diesem Raume hatte das Leben des Ordenshauses seinen eigentlichen Höhepunkt. Hier versammelten sich die Herren zu feierlich ernster Berathung. So war es auch während der harten Belagerung nach der Katastrophe von Tannenberg. Damals bezeichnete ein Verräther in der Burg dem Feinde den Zielpunkt, auf den man die Donnerbüchse richten müsse, um den Pfeiler zu treffen und unter dem einstürzenden Gewölbe die rathschlagenden Ritter zu begraben. Aber hart an dem Granit vorbei sauste die Kugel in die Stelle über dem Kamin, wo man sie noch heute sieht.

Wie zu den ernstesten Berathungen, so lud auch zu den feierlichsten Gelagen der Hochmeister in diesen Saal. Rings herum an den Wänden sieht man noch die steinernen Bänke, die, mit Polstern belegt, den Rittern und Gästen zum Sitzen dienten. Zum Rathe und zur Tafel aber nahmen die Herren wohl näher im Kreise um den achteckigen Pfeiler Platz. Nur so wenigstens kann man sich jenen mörderischen Plan des Polenkönigs erklären, welcher mit Zerschmetterung des Pfeilers die Ritter unter dem zusammensinkenden Gewölbe begraben zu können meinte. Die Ränder der Wölbung würden sich durch sich selbst gehalten haben; nur die Mitte war gefährdet.

Denken wir uns die Tafel so geordnet, so können wir uns den Schmaus lebhaft vorstellen. In der Ecke sehen wir noch die Schenkbank, eine Wandlücke, in welche aus der Küche die Speisen gelangten, um sofort von den „Jungen" herumgetragen zu werden. Reichlich war Speise und Trank. Zu festlichen Gelegenheiten wurde nicht blos der Wein aufgetragen, den damals der weniger verwöhnte Gaumen von Westpreußen empfing; auch kostbaren Rheinwein schickte der Komthur von Koblenz, Malvasier kam die Weichsel herab, und alter Riga'scher Meth wurde zur See über Danzig empfangen. Vielfaches und kostbares Geschirr wurde bei den Gastmählern ausgetheilt: schwere, eiserne Gefäße für's Bier, Krüge für Meth, silberne und goldene Becher für den Wein. Eine angenehme Wärme strömte von unten nach oben; denn unter dem Fußboden befand sich eine Luftheizungsanlage, die am Kamin nach Bedürfniß geregelt werden konnte.

Aber nicht immer lud der Hochmeister in diesen prächtigsten seiner Säle; kleinere Gastmähler und bloßen Fremdenempfang hielt er im kleinen Remter, einem Ebenbild des ersteren; für gewöhnlich wohnte er nebenan in „Meisters Stube" und „Meisters Gemach". Jenseit des Hausflurs thun wir, um über

die fürstliche Wohnung eine vollständige Uebersicht zu haben, noch einen Blick in des Hochmeisters Hauskapelle, in seine Schlafkammer, seine Waffenkammer.

Eine eigene Treppe führte ihn hinab in den Conventsremter, den gewöhnlichen Speisesaal der Brüder. Hier versammelten sie sich, um an langen Tischen ihr gemeinsames Mahl einzunehmen. Schweigend saßen sie da und horchten der Worte, die der Bruder Lesemeister während der Mahlzeit aus heiligen Büchern vorlas. An drei Tafeln wurde gespeist: Brüder, Dienende und Jungen. Die Brüder erhielten alle die gleiche Kost, dem Hochmeister wurde das Vierfache vorgelegt, damit er den büßenden Brüdern davon eine Gnade erweisen könne. Wollte er bessere Kost, so mußte er in seiner Stube speisen; er durfte dann nicht im Convent erscheinen.

Der Convent ist eine Versammlung Gleichberechtigter. Auch die Bauart dieses Remters trägt dem Rechnung. Im ganzen Prachtgeschoß ist er der einzige Saal, dessen Gewölbe gleich vertheilt ist auf drei in einer Linie stehende Pfeiler.

Einen gar zu ernsten Eindruck erwecken in uns die einförmig weißgetünchten Wände. Wir müssen sie uns in der Bemalung denken, wie sie an einzelnen Stellen noch hervortritt. Waren es Gemälde ernster und heiliger Art, so bildeten sie doch eine Anregung und Ablenkung für den Geist; vielleicht war auch hie und da eine heitere Scene eingemengt. Auch die Fenster waren nicht bunt, wie die jetzigen, die Stiftungen aus Schöns Zeit. Heller fiel das Licht durch die ungebrochenen Scheiben; die allmählich sich öffnenden Nischen nahmen den Ausblickenden auf und gestatteten ihm die Fernsicht über die weiten Fluren, zu deren Beherrschern auch er gehörte. Mit kirchlichem Ernst in sich geschlossen und doch mit heiter weltlichem Sinn zur Außenwelt geöffnet, ist der Remter ein Abbild des geistlichen Ritterthums, das in ihm gewohnt hat!

Gewiß fehlt heute vieles, was zur vollen Anschauung nothwendig wäre. Aber erinnern wir uns, daß ehemals das Gewölbe des großen Remters von einer Balkendecke unterspannt war, daß die zierlichen Fliesen, auf denen unser Fuß im Conventsremter wandelt, aufgehoben oder beschüttet waren, um als Fußboden für das Exercierhaus zu dienen, — und unser Unmuth wird sich schnell in Dankbarkeit gegen von Schön und seine Zeit wandeln, die so viele Sünden der Väter zu sühnen hatten, daß sie wahrlich nicht alle sühnen konnten.

Wir bleiben in demselben Flügel und machen noch einen Gang hoch nach oben und tief nach unten. Oben führte ein Vertheidigungsgang mit mächtigen Zinnen rings um den ganzen Schloßflügel. Bei der Umwandlung des Gebäudes zu Arbeiterwohnungen waren die Zinnen meistens niedergelegt, die Kalksteinplatten zu Kalk gebrannt worden. Nach wenigen Resten war die getreue Wiederherstellung möglich. Die Zinnen sind der Theil, den bei der großen Restauration das Offiziercorps der Armee übernommen hatte. Den einen der Erker hat York von Wartenburg allein wiederaufbauen lassen. Ein Gang hinter den Zinnen giebt einen weiten Rundblick in das Werder und nach den anderen Burgen hin, die der Orden zur See zu und landeinwärts unterhielt. Unbemerkt konnte hier kein Feind nahen, unbeobachtet keiner verweilen.

Steigen wir nun hinab. Unten in den Kellergewölben finden wir die Anlage für die Luftheizung. Die Feuerung ist eine Art Backofen, oben durch einen Rost geschlossen; auf dem Rost liegen in einem ebenfalls backofenförmigen Bau eine Menge Feldsteine. Während der Rauch durch einen Schornstein entweicht, sammeln die Steine die von unten kommende Hitze auf und lassen sie allmählich durch Röhren nach oben bis in die Fußböden des Prachtgeschosses entweichen, wo wir die Luftlöcher bereits gesehen haben. Die ganze Unterkellerung ist in zwei Stockwerken angelegt. Die mächtigen Räume verrathen noch heut den Reichthum fürstlicher Vorräthe, der hier für Küche und Tafel angesammelt lagen. In den Kellerräumen sehen wir auch die Untermauerung für die Pfeiler der oberen Gewölbe. Es sind mächtige Unterlagen, die es uns erst erklärlich machen, daß über ihnen ein so schlanker Pfeiler genügte. Vergebens aber suchen wir den Unterbau für den merkwürdigsten aller Pfeiler, den im großen Remter. Unter dem großen Remter ist derselbe Raum des Erdgeschosses in vier Räume getheilt, jene vier Zimmer des Ordenstreßlers, die wir bei unserm Eintritt gesehen haben. Die Kreuzung der beiden Theilungswände liegt genau unter dem Fußpunkt des Pfeilers; und da die Kellerräume, in denen wir uns befinden, unter jener Stelle genau dieselbe Eintheilung zeigen, so hat der Pfeiler drei Stockwerke unter sich hieran einen genügend festen Untergrund.

Treten wir nun wieder an's Tageslicht in den Hof des Mittelschlosses. Von diesem haben wir nur den einen Flügel gesehen, die drei anderen harren noch der Wiederherstellung. Wir treten zum Nordthore hinaus wieder über eine Brücke, die, sobald sie aufgezogen war, das Mittelschloß unzugänglich machte. Wenden wir uns noch einmal um und sehen wir uns die Giebel des Gebäudes an; der eine fällt uns auf; er ist mit all seinem Zierrath erhalten. Das ist jener Nordwestgiebel, der damals bei der schnellen Verwüstung des Bauwerkes auf Schenkendorfs Mahnung hin noch mit Mühe und Noth gerettet wurde. Er ist stehen geblieben als ein Zeuge vergangener Herrlichkeit.

Wir sind nun bereits nördlich vor dem Schloß in der Vorburg. Rechts vor uns die Kirche, weiterhin der Buttermilchsthurm, nach links hin die kleinen Hütten, zu denen die Staroſten hier die Baustellen verhökert haben, die Straße, welche den Namen „Vorschloß" führt, zeigen uns den ehemaligen Umfang. Wir haben uns die Vorburg als eine große Umfassungsmauer zu denken. Die Trümmer eines Thores hart an der Nogat bezeichnen die Stelle, wo die Burgbewohner sich den Verkehr mit der Wasserstraße offen hielten, die abwärts zu den Seehäfen, aufwärts zum Hinterlande führt.

Weiter an Gräben und Wällen entlang kommen wir bei der Südbrücke vorbei, über die wir in das Hochschloß eingetreten waren, und erblicken endlich an dessen Ostseite das berühmte Mosaikbild der Ordenspatronin, der Jungfrau Maria, ihr Angesicht der fernen Heimat im Morgenlande zugewandt; eine Erscheinung von ernster und schreckhafter Hoheit, von der die Sage ging, daß sie dem frevelnden Schützen, der nach ihr gezielt, sein Augenlicht geraubt habe. — —

Unser Rundgang ist beendet. In Schutt und Moder, wie in Pracht und Stärke, sind diese Bauwerke die Ueberreste von den Schicksalen ihrer Bewohner. Vor allem aber sind sie ein Denkmal ihrer Erbauer. Wie auf unserem Rundgang durch die einzelnen Theile, so tritt uns jetzt bei dem Rückblick auf das Ganze wiederum der lebendige Geist der Körperschaft entgegen, die den Burgbau geschaffen.

Unter allen Quellen zur Geschichte des deutschen Ordens spricht die lebensvollste Sprache der Anblick seines Haupthauses.

Keine Inschrift, keine Ueberlieferung berichtet uns den Namen seines Baumeisters; nicht seine Ehre kündet der Bau, sondern den Ruhm der Körperschaft, in der er ein dienendes Glied war.

* * *

Beim Eintritt in den Orden gelobten die Brüder Armuth, Keuschheit und Gehorsam. Ihr Hab und Gut gehörte dem Orden, ihr Herz und ihre Liebe seiner himmlischen Beschützerin, ihr Wille und ihr Arm dem selbsterwählten Oberhaupt. Diese Männer, welche kein Eigen kannten, und wenn es das angestammte Erbe sein sollte, welche kein Weib küßten, und wenn es die eigene Mutter wäre, welche keinem Rufe folgten, und wenn er vom Kaiser käme, — sie waren nicht lebensmüde Greise, sondern Männer in der Blüthe ihrer Jahre, in der Fülle ihrer Kraft. Ein Jeder opferte sein Ich: der Einzelne ward machtlos, auf daß das Ganze machtvoll und gebieterisch dastehe. Das ist jene Vereinigung von geistlicher Entsagung und ritterlicher Tapferkeit, die dem geistlichen Ritterthum seinen Namen gegeben hat.

In klösterlicher Abgeschiedenheit von der Außenwelt getrennt und doch mit trotzender Festigkeit zur Beherrschung ihrer Umgebung hingestellt; einfach und schmucklos in den Räumen für den Einzelnen, aber voll Pracht und Prunk in den Sälen für die Gesammtheit und deren Oberhaupt; zugleich Kloster und Festung, Klause und Fürstensitz, ragen noch heute die Mauern des Bauwerkes von der Erde gen Himmel wie „versteinerte Gedanken".

Anm. Seitdem dieser Aufsatz niedergeschrieben, März 1884, hat sich in dem oben Dargelegten Manches geändert. Der Conservator der Kunstdenkmäler in der Preußischen Monarchie, v. Dehn-Rotfelser, dessen Theilnahme für die Marienburg in dem Aufsatze erwähnt wird, und dessen persönlichen Mittheilungen der Verfasser den Hinweis auf eine Reihe einzelner Bemerkungen verdankt, ist inzwischen aus der Reihe der Lebenden geschieden und hat an R. Persius einen Nachfolger gefunden. Für die Aufbringung der Geldmittel ist durch die Marienburger Lotterie ein neuer Schritt gethan. Am Hochschloß sind Steinbrechts Arbeiten weiter fortgeschritten. Ausführlicheres über die letzteren findet der Leser in den Berichten, welche Steinbrecht selbst nunmehr im letzten Jahrgang des „Centralblattes der Bauverwaltung" veröffentlicht hat.

XIII

Der Sigmaringer Adler.

— Text. —

III.

Jungen ist der deutsche Vogelaar weitenweit ist sonst,
Es pflanzt weitum seinen Horst.
Und wo er sich niederläßt, da ist er sicher,
Da gut wächst, Frau gedeiht, Kind.
Verbaut, Sinnspruch Hohenzollern Haus. —

Neben Thorens, der offenbar Burg war, thronte das prächtige Hohenzollern-Schloß Sigmaringen hoch, gebaut der Grafschaft seinen ausgedehnten Besitzstand zu sichern und hat dies von Generation zu Generation treu und sorgsam verwaltet. Damit Sigmaringen nicht Residenz wurde, dafür sorgte schon der Name, der ungefähr gleichbedeutend, wie Hermannsburg, Ludwigsburg, Wilhelmshaven, Wilhelmsdorf, Wilhelmsfeld, Wilhelmsthal, Wilhelmsruh

den in grauer Vorzeit Männer eingenommen hatten, um deren Stirne Geſchichte und Sage den Kranz des Martyriums geflochten. Er ſah ſie vor ſich, wie ſie nicht nur in frommer Hirtendemuth ihre Schafe weideten, ſondern auch mit Heldenkraft die Barbaren abwehrten. Trat er aus dem Biſchofspalaſte in den nahen Dom von San Lorenzo, da ſtand er vor der Aſche dreier Päpſte, deren einer alle ſeine Zeitgenoſſen an Macht und Energie überragt hatte. Er betete vor den ſterblichen Reſten Innocenz' III., dem einſt die Welt für die Kirche zu klein geweſen und der nun mit zwei weniger bedeutenden Päpſten in einem einzigen kleinen Sarkophag ausruht. Trat er aus ſeinem Palaſte in die nahe Pinakothek, da ſah er vor ſich in milder Schönheit ſtrahlende Bilder einer religiöſen Phantaſie, die die Seele in einen warmen elyſeiſchen Strom ewigen Friedens taucht. Kirchen und Klöſter ſchaute er in Menge in Perugia, und jene verkündeten ihm den Reichthum und die tauſendfältige Pracht der Kirche, und in dieſen wiederum ſah er den Geiſt der ſelbſtgewählten Armuth walten. Er ging fortwährend ein bei Mönchen und Nonnen, er ſah die vielen Beiſpiele einer Familienzuſammengehörigkeit zwiſchen Solchen, die der Familie entſagt und ſich unter dem Schutzdache der gemeinſamen Mutter Kirche lieben gelernt hatten. Alle Steine in Perugia predigten ihm Geſchichte. Er ſchaute mächtige Thore aus dem Alterthume, die der allbeſiegenden Zeit getrotzt; aber über den antiken Bauwerken ſah er das Kreuz aufgepflanzt, das ihm allen vergänglichen Zeiten Hohn zu ſprechen und das Symbol des Ewigen zu ſein ſchien. Und welch' eine herrliche Natur hat er in Perugia genoſſen: ſchaute er nieder in das reben- und olivengeſchmückte Thal, dann bot ſich ihm da ein Prachtblick in eine Sehnſucht erweckende Ferne. In traumverlorner Einſamkeit ſah er auf ſtolzer Höhe Aſſiſi thronen und manch' einen heiligen Ort, den Dantes Muſe beſungen und farbentrunkene Meiſterpinſel im Bilde verherrlicht. Wo ſchöpft der menſchliche Geiſt religiöſere Gedanken, als in Umbrien, der großen Domäne der Kirche, dem Lande, das man das Galiläa von Italien genannt hat?

Schon gleich zu Beginn ſeines Peruſiner Hirtenberufs hatte er Gelegenheit, den Wandel der Volksmeinungen kennen zu lernen. Jubelnd hatte man den Papſt Pius IX. als Nachfolger Gregors XVI. auf dem Stuhle Petri begrüßt; aber bald verfluchte das Volk Denjenigen, den es anfangs geſegnet hatte — denn es meinte, auch er habe zuerſt Dasjenige geſegnet, was er ſpäter verflucht. Es hatte ihm zugejubelt als dem Retter Italiens; er aber mußte Italien verfluchen, da ein Italien ohne Rom nicht zu denken war, und der Papſt wiederum ſich ein Papſtthum ohne Rom als Hauptſtadt des Kirchenſtaats nicht denken konnte. In einer Homilie, die der Biſchof im Dome zu Perugia im Jahre 1847 hielt, feierte er den Jahrestag der Thronbeſteigung Pius' IX. Das Jahr darauf ſtand der Kirchenſtaat und Perugia in hellen Flammen des Aufſtands. Aus dem Kirchenſtaate zogen die Freiwilligen gen Norden, um an der Seite Piemonts die Schlachten Italiens gegen Oeſterreich zu ſchlagen. Pius IX. mußte die ewige Stadt verlaſſen und

als Verbannter in Gaëta leben. Die Römische Republik wurde zu kurzem Bestande aufgerichtet, und drei der edelsten Männer Italiens, Mazzini, Saffi und Armellini lösten für einen Augenblick die despotisch-theokratische Trinität durch ihren republikanischen Triumvirat ab. Von dem Capitol wehte das Banner der Republik. Im Sanct Peter ertönten jauchzende Dankesgesänge ob der Befreiung Roms von der Papstherrschaft. Es war ein kurzer Rausch der Freiheit. Nach einem Traum-Bacchanale von wenigen Monaten, das der Genius der Volksfreiheit in Rom geträumt hatte, stiegen der große Mazzini und seine beiden Trabanten wiederum von der Machthöhe des Capitols in das Reich einer traurigen Wirklichkeit nieder, und wiederum sangen Priester, in reiche Meßgewänder gehüllt, das Te Deum im Sanct Peter dem Dreieinigen Gotte und dem der Legende nach in der Tiefe der Kirche begrabenen Fischer und dessen Nachfolger zu Ehren, der die fast verlorne bunte Tiara wiederum auf seinem Haupte trug. Freilich stand es im Buche des Schicksals geschrieben, daß der kirchliche Weltherrscher in ihm noch lange nicht, der weltliche Beherrscher des Kirchenstaats aber bald zu Grabe getragen werden sollte. Eine Schaar von Priestern umschmeichelte ihn, und mit Weihrauchfässern in der Hand sandten sie ihm Wolken zu, so daß sich ihm die Zukunft verschleierte und er nicht mehr das Richtige vom Unrichtigen zu unterscheiden verstand und rettungslos einem ihm unbekannten Strafgerichte entgegenging, das über den Kirchenstaat hereinbrach. Es ist begreiflich, daß die Parole, die in Rom ausgegeben ward, in den Bergen Umbriens widerhallte. Man lauschte nicht mehr auf die Stimmen der Vorzeit, die einst hier zum Lobe der Himmel und zum Lobe der Kirche erklungen waren. Man war kriegerisch gestimmt und ließ sich tragen von den feurigen Wogen jener Lava nationaler Begeisterung, die die ganze Halbinsel vom Norden bis zum Süden durchrauschte. Und in Perugia zumal hatte es stets kriegerische Geister gegeben, die das ihnen auferlegte Joch des Theokratismus haßten. So war denn Gioacchino Pecci vom ersten Augenblicke an, da er unter Glockengeläute auf weißem Zelter durch die Thore Perugias als Bischof der Stadt einzog, Zeuge des politischen Kampfes, dessen Opfer der Papst werden sollte.

Im Jahre 1848, als durch ganz Italien der Ruf erscholl „Fuori i Tedeschi“ (Hinaus mit den Deutschen, eigentlich Oesterreichern), da zog auch eine große Schaar von Perusinern nach dem Norden aus, um für's Vaterland zu kämpfen. Man erhob sich in der Stadt gegen die päpstliche Herrschaft und zerstörte die Citadelle, die einst die Päpste errichtet „ad coërcendam Perusinorum audaciam“. Aber bald mußten sich die Perusiner den Oesterreichern ergeben, die der Papst zum Schutze des Kirchenstaats herbeigerufen hatte. Es ist natürlich, daß der Bischof Pecci, der im Bunde mit den Fremden aus dem Norden im Dienste des Papstes den Aufstand zu dämpfen suchte, wenig populär in Perugia ward. Pecci ist nie zu Popularität in seiner Diöcese gelangt; die Popularität war ihm auch stets gleichgültig. Perugia blieb noch ein Decennium im Besitze des Kirchenstaats, und erst im eigentlichen Jahre

der Wiedergeburt Italiens, im Jahre 1859 und dem darauf folgenden Jahre 1860 entschieden sich auch die Geschicke Umbriens und des Kirchenstaats. Die Schlacht bei Magenta war geschlagen. Victor Emanuel war an der Seite Napoleons in Mailand als Sieger eingezogen. Bologna hatte am 12. Juni 1859 die Dictatur Victor Emanuels proclamirt; zwei Tage später folgte Perugia dem Beispiele Bolognas. Aber am 20. Juni stand bereits ein päpstliches Heer vor den Thoren der Stadt. Wunderbar muthig wehrten sich die feurigen und heldenhaften Söhne Perugias gegen den Feind — den Papst. Aber sie wurden niedergemetzelt, und der 20. Juni 1859 ist seither als der Tag des Blutbades von Perugia (la strage di Perugia) in Italien bekannt geworden. Wer den Friedhof von Perugia besucht, sieht das Massengrab der im Dienste Italiens im Kampfe gegen den Papst im Juni des Jahres 1859 Gefallenen. Da sehen wir, in Marmor die Italia, wie sie um ihre umbrischen Söhne klagt. Wir sehen den Greif von Perugia — der Greif ist das Wappen der Stadt — wie er die Ketten der Hierarchie zerreißt. Wir sehen den Genius der Geschichte, dem die Italia den Ruhm der Söhne Umbriens kündet. Man erzählt in Perugia, daß die Truppen des Papstes in unsagbarer Grausamkeit gegen die Aufständischen vorgegangen seien. Gewiß hat der Bischof, der auch in Tagen des Krieges den Hirtenstab in Händen hielt, in seinem Herzen schwer gelitten, daß das Schwert des Papstes in seiner Heerde Männer mähte. Perugia war wiederum Unterthanin des Kirchenstaats. Aber nicht viel mehr als ein Jahr schwebte noch das Verhängniß des die Tiara und die beiden Schlüssel führenden Wappens über Perugia. Im September 1860 standen die Truppen Piemonts vor den Thoren Perugias und die Stadt fiel in ihre Hand. Niemand klagte so sehr über die Vergänglichkeit aller Macht, wie Pius IX. in Rom und Gioacchino Pecci in Perugia. Vom Ende der fünfziger Jahre an begann dieser zu seinem geliebten Volke (al suo dilettissimo popolo über die Zeitereignisse zu sprechen und kirchliche Fragen zu erörtern. Nachdem er früher über die Heilighaltung der Feste gesprochen und ein Edict gegen Gotteslästerung (Bestemmia) erlassen, setzte er in dem kritischen Jahre 1860 seinen Gläubigen die Bedeutung der zeitlichen Herrschaft des Papstes (il dominio temporale della s. sede) auseinander. Im Jahre 1863 protestirte er in einer Warnung an das Volk von Perugia (Avertimento al popolo di Perugia) gegen die Einrichtung protestantischer Schulen. Bald darauf wendete er sich in einem Hirtenbriefe vom 20. November 1863 gegen Ernest Renans „Leben Jesu". Im Jahre 1864 sprach er über die gewöhnlichen Irrthümer, die unter den Menschen in Betreff der Religion verbreitet seien, und über das christliche Leben. Als Irrthümer stellte er hin den Begriff der Gewissensfreiheit, der Naturreligion, der Herzensreligion. Er verdammte die Meinung, als ob die Religion nur darin bestehe, daß man sittlich lebe und Gutes thue; die Meinung, als ob die Religion nur das Gewissen und das innern Leben des Individuums zu leiten, sich jedoch nicht in seine äußern Ver-

hältniſſe und ſeine ſocialen Beziehungen einzumengen habe; die Meinung, als ob die geſchriebene Offenbarung, das Evangelium, von Jedermann ſelbſtändig ausgelegt werden könne, ohne Beiſtand des Lehramts der katholiſchen Kirche; die Meinung, als ob der Gottesglaube genüge, und die guten Werke zur Rechtfertigung und zum Heile nebenſächlich ſeien; die Meinung, als ob das Volk nicht der Prieſter bedürfe, um die Religion nach den Satzungen des Evangeliums zu üben, und als ob das katholiſche Prieſterthum die chriſtliche Geſellſchaft ſogar in ihrem Fortſchritte behindere; die Meinung, als ob die Prieſter Feinde des Fortſchritts und den zeitlichen Verbeſſerungen der Geſellſchaft durch die Unbeweglichkeit ihrer Principien hinderlich ſeien; die Meinung, als ob die Kirche ſich nur um die geiſtlichen Intereſſen, keineswegs aber um das zeitliche Wohl der Menſchen zu bekümmern habe. Er warnte davor, daß man ſich nach dem allgemeinen Beiſpiele der Menſchen in der Führung ſeines Lebens richte; er warnte davor, daß der Untergebene ſeinen Herrn ſtets als Muſter anſehe, daß man die beſtehenden Geſetze als Canon hinnehme. Es iſt begreiflich, daß ein ſolcher Hirtenbrief neben manchem Guten und Wahren viele Trivialitäten enthielt. Nachdem er im Jahre 1866 ein Schreiben über „die Aufführung des Clerus unter den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen“ erlaſſen, erging er ſich in einem Hirtenbriefe vom Jahre 1867 ausführlich über „die göttlichen Vorrechte der katholiſchen Kirche und über die heutigen Irrthümer in Betreff derſelben“, und im Jahre 1868 „über den Kampf des Chriſtenthums“, und gleichzeitig erließ er „24 Vorſchriften, nach welchen der wahre Katholik zu leben habe“ (Documenti per vivere da vero Cattolico). Am 22. October 1869 ſprach er eingehend über das vaticaniſche ökumeniſche Concil. Dieſer Hirtenbrief ſollte gleichſam die Gläubigen für das bevorſtehende Römiſche Schauſpiel vorbereiten, das am 8. December, am Tage der Himmelskönigin begann: Das große Concil, das mit der Verkündigung der Unfehlbarkeit des Papſtes endete. Am 20. September 1870 fiel Rom. Ein Schmerzensſchrei ging durch die ganze kirchliche Welt, ein Freudenſchrei ging durch die Reihen der Patrioten Italiens vom Norden bis zum Süden der Halbinſel. Die Männer der Kirche ſuchten ihre Schmerzen durch Feſte zu betäuben. Am 18. Juni 1871 feierte die Kirche in dem nunmehr italieniſchen Rom das glänzende Jubiläum der 25jährigen Herrſchaft Pius' IX. Der Biſchof von Perugia hielt aus dieſem Anlaſſe eine Predigt über die Vorrechte des römiſchen Papſtes. Im Jahre 1873 ſchrieb er von Rom aus einen Hirtenbrief über den Glauben. Seine bedeutendſten Hirtenbriefe waren ſeine letzten, in den Jahren 1876, 1877 und 1878 abgefaßten. Wir beſprachen ihren Inhalt bereits oben. Dieſe Abhandlungen über „Die katholiſche Kirche und das 19. Jahrhundert“, „Die Kirche und die Civiliſation“, waren ſozuſagen bereits das Candidaten-Programm des Papſtes. Der politiſche Kampf, der im Jahre der Auferſtehung Italiens 1859 auf der ganzen Halbinſel entbrannte, war, nachdem die großen Siege gegen Oeſterreich gewonnen waren, in erſter Linie gegen die Kirche gerichtet. Unmittelbar

vor und nach der endgültigen Eroberung des Kirchenstaats begegnete die politische Autorität Piemonts an allen Orten dem Widerstande der geistlichen Gewalten. Pecci, eine energische und besonnene Natur, war das geistige Oberhaupt Derjenigen, die die gegen die Kirche gerichteten Maßregeln wenigstens theoretisch bekämpften. Im December 1860 protestirte er im Vereine mit dem Erzbischof von Spoleto und den Bischöfen von Terni, Foligno, Città di Castello, Assisi, Nocera, Città della Pieve, Gubbio, Todi, Amelia, Narni und Rieti gegen die die Interessen der Kirche verletzenden Anordnungen des Generalcommissärs Victor Emanuels zu Perugia. War es ja eine Zeit, in der die Regierung Klöster und Klostergüter confiscirte und Mönche und Nonnen wegjagte. Im Jahre 1861 gab er im Vereine mit den Bischöfen Umbriens eine ausführliche Erklärung gegen die Civilehe ab, deren Einführung in Umbrien die subalpinische Regierung eben plante. Am 8. Juni 1863 wendete er sich im Vereine mit den Bischöfen unmittelbar mit einem Schreiben an Victor Emanuel mit der Bitte um Aufhebung jenes königlichen „Exequatur", zufolge dessen die Ernennung geistlicher Würdenträger erst vom Könige bestätigt werden sollte. Im Jahre 1864 bat er wiederum in einer Eingabe an den König im Vereine mit den Bischöfen von Picenum und Umbrien, der König möchte das Decret aufheben, durch welches auch Geistliche als militärpflichtig angesehen wurden. Als es sich im Jahre 1865 darum handelte, daß die bereits in Umbrien durch Decrete des königlichen Commissärs eingeführte Civilehe von Gesetzes wegen in ganz Italien eingeführt werde, da wendete er sich mit einem Schreiben an den Baron Manno, Präsidenten des Senats, mit der Bitte, man möchte von einem solchen Beschlusse abstehen, und gleichzeitig gaben alle Bischöfe der Provinz eine Erklärung dahin ab, daß die Civilehe die moralischen Interessen der Bevölkerung ihrer Diöcesen geschädigt habe. So gingen ihm die Jahre in ewigen Protesten gegen das neue italienische Regiment dahin, und die „Relationes ad limina", die er nach Rom schickte, waren voll von Klagen über die neue Zeit, die über Italien hereinbrach. Desto inniger feierte er die Feste des Papstthums und der Kirche, und als Pius IX. das 50. Bischofs-Jubiläum im Jahre 1877 beging, da beglückwünschte er den heiligen Vater im Namen der Bischöfe von Umbrien, Picenum und der Emilia. Bald darauf wurde er Camerlengo der Kirche, und als solcher nahm er seinen Wohnsitz in Rom. Aber er blieb in inniger Verbindung mit seinen Diöcesanen; und noch wenige Tage, bevor er den Stuhl Petri bestieg, sprach er von Rom aus zu seiner Perusiner Heerde. Er hatte sein letztes Hirtenschreiben in einem Augenblicke begonnen, da der greise Papst noch manchen Tag zu leben versprach — als er es beschloß, da hatte Pius wenige Tage nach dem Tode Victor Emanuels seine Augen geschlossen, und Pecci fügte am Sarge des Papstes seinem Schreiben noch die Worte hinzu:

„Und hier, Geliebteste, an diesem Punkte angelangt, bricht uns das Herz von übergroßem Leid, da wir Euch an den so herben Schlag erinnern müssen, der die ganze

katholiſche Welt in die tiefſte Trauer verſetzt hat und gerade zu einer Zeit eingetreten iſt, wo die Schwierigkeiten, inmitten welcher die Kirche ſich befindet, dadurch nur noch vermehrt werden können. Ach, als wir anfingen, dieſe Hirtenworte zu dictiren, waren wir weit davon entfernt zu vermuthen, daß uns ſo raſch der glorreiche Papſt, der liebevollſte Vater, genommen werden könnte. Wir hofften vielmehr, ihn ſchon bald wieder in einen beſſern Geſundheitszuſtand verſetzt zu ſehen und von ihm für Euch den apoſtoliſchen Segen, von Euch aber zum Entgelt dafür kindliche Gebete für das geliebte Oberhaupt erbitten zu können. Gott hatte es in ſeinen Rathſchlüſſen anders beſtimmt. Er wollte für ihn die Belohnung beſchleunigen, auf welche er wegen ſeiner langjährigen, koſtbaren, unſerer gemeinſamen Mutter, der Kirche, geleiſteten Dienſte, wegen ſeiner unſterblichen Thaten und auch wegen ſeiner mit ſo großer Standhaftigkeit und Würde und mit apoſtoliſcher Feſtigkeit erduldeten Leiden Anſpruch erheben konnte. O, würdige Mitarbeiter, vergeſſet nicht jene Seele, in welcher Gott auf eine ſo herrliche Weiſe ſein eigenes Bild abdrückte, ihm bei dem heiligen Opfer zu empfehlen, ſprechet vor Euren Kindern von ſeinen Verdienſten und ſaget ihnen, wie viel der große Papſt Pius IX. nicht nur für die Kirche und für die Seelen, ſondern auch zur Förderung der Cultur gethan hat. An Euch, geliebteſte Brüder und treueſte Diöceſanen, iſt es ferner auch, Gott zu bitten, er möge der Kirche bald wieder ein Oberhaupt ſchenken und daſſelbe mit dem Schilde ſeiner Kraft decken, damit es ihm gelinge, das myſtiſche Schifflein der Kirche unter dem Raſen der tobenden Wogen in den erſehnten Hafen zu führen."

Man hatte von vielen Seiten erwartet, daß der Cardinal Pecci der Nachfolger Pius IX. werden würde. Er hatte ſeine Peruſiner Diöceſe ſo ausgezeichnet verwaltet; er hatte ſeinen Beruf nicht nur als geiſtlicher Hirt pflichtgetreu erfüllt, ſondern auch als Lehrer und Wohlthäter der ihm anvertrauten Gemeinde gewirkt. Er hatte Sorge getragen, daß der aus Perugia hervorgehende Clerus den mittelmäßigen Bildungsgrad überrage. Er hatte die Lehrer des ſeinem Bisthume unterſtehenden theologiſchen Seminars aufgemuntert, ihre Schüler nicht nur die Lehren chriſtlicher Weisheit zu lehren, ſondern ihnen auch das Vermächtniß des Römiſchen Alterthums zu vermitteln und die Literaturſchätze Italiens zu erſchließen. Er ging Allen mit gutem Beiſpiele voran, indem er das Studiums Virgils und Ciceros, Dantes und anderer großer Italiener pflegte. In ganz Italien ertönte das Lob ſeines klaſſiſchen lateiniſchen Stils. Er bildete ſich an dem Beiſpiele ſeines in der chriſtlichen Philoſophie ausgezeichnet bewanderten Bruders Giuſeppe, indem er dem Studium des Thomas von Aquino oblag und es in ſeinem Kreiſe verbreitete. Er hörte nicht nur auf die von Rom ausgehenden kirchlichen Stimmen des Tages, die wohl im Lärm der Zeit verhallen mochten, ſondern er lauſchte auch wie ein dem Ewigen zugewendeter Geiſt auf die Orakel der Religion, die ihm aus fernen Jahrhunderten in ſeinen einſamen Hirtenfrieden herübertönten. Er lebte ja auf den Stellen, wo einſt die ſüßen unſerer haſtenden Zeit unbekannten Friedensharmonien ertönt waren, die die Meiſter der umbriſchen Malerſchule in Farben der Welt wieder zu verkünden ſuchten. Er ging auf den Spuren des Franciscus und Bonaventura und hörte ihre Predigten von einem Himmelreiche auf Erden. So war denn ſeine Perſönlichkeit aus ſo vielen Elementen zuſammengeſetzt, daß die Mehrzahl des Cardinalscollegiums ohne Schwierigkeit ſich entſchloß, die Tiara auf das Haupt

des maßvoll denkenden, vielseitig gebildeten, frommen und staatsmännischen Erzbischofs von Perugia und Camerlengo der Kirche zu setzen. Nicht am wenigsten maßgebend für die schwerwiegende Entscheidung der Cardinäle, die Schlüssel Petri in die Hand eines 68jährigen Mannes zu legen, war der Umstand, daß man von ihm erwartete, er werde die Encykliken, die unter Pius IX. mit verletzender Schärfe und in wenig weltmännischem Tone abgefaßt waren, klassisch stilisiren. Man erwartete, er werde mit seiner meisterhaften Sprache vom Stuhle Petri aus wiederum wie von einem erhabenen Richterthrone, nicht aber wie von einer Tribüne des Kampfes aus sprechen. Hatte er sich ja auch als Dichter bewährt. Man darf sich den Dichter in ihm nicht etwa vorstellen wie die heitern Götterlieblinge auf dem Parnaß, die dem Apollo und den Musen zu Füßen sitzen und wonnevoll die Lyra spielen, oder, die Stirne lorbeerumkränzt, mit wallendem Mantel begeisterte Reigen tanzen. Er sitzt demuthsvoll der einzigen ernsten Muse der Kirche zu Füßen, und das Evangelium in der einen Hand und in der andern einen Palmenzweig singt er religiöse Hymnen. Statt des wallenden Mantels trägt er die Kutte, und der Lorbeer Apollos stünde ihm schlecht zu seiner Tonsur. Bald nachdem er aus dem Conclave als Papst hervorgegangen war, warf er sich auf seine Kniee und betete zu dem heiligen Constantius, dieser möchte ihn den Kahn der Kirche mit Glück steuern, die Stürme der Zeit besiegen lassen, und in den Hafen des Heils gut geleiten:

Possit o tandem, domitis procellis,
visere optatas Leo victor oras;
occupet tandem vaga cymba portum sospite cursu.

Nie hört er auf zu Gott und zur Madonna zu flehen, es möchte ihm gegönnt sein den Weg zum Himmel auf den Pfaden der Tugend zu finden; denn was bedeuten sterbliche Ehren? — Die Tugend allein beglücke und beselige den Menschen. Seine Selbstbiographie, die wir oben angeführt, schließt mit den Worten:

Sed quid mortales memoras, quid prodis honores?
Una hominem virtus ditat et una beat.
Scilicet hanc unam, aevo iam labente, sequaris,
Ad Superos tutum quae tibi pandat iter.
Donec et aeterna compostus pace quiescas,
sidereae ingressus regna beata domus.
Ah! miserans adsit Deus eventusque secundet!
Aspiret votis Virgo benigna tuis!

IV.

Die Hoffnungen, die man an Leos XIII. Pontificat knüpfte, haben sich erfüllt. Auch Leos XIII. Wunsch, er möchte den Stuhl Petri lange innehaben, hat das Schicksal insoferne verwirklicht, als er seit mehr als acht Jahren Papst, sich noch immer guter Gesundheit erfreut.

Des Papstes erster Staatsact galt der Wiederherstellung der bischöflichen Hierarchie in Schottland.*) Dabei proclamirte er, stets werde ihm der Grundsatz der Päpste heilig sein, neue Bischofssitze in allen Theilen der Welt zu errichten und zu neuem Leben diejenigen zurückzurufen, die durch das Unrecht der Zeiten verfallen seien. Schon in den ersten Monaten seiner Herrschaft sehen wir ihn in der Provinz Quebec in Canada die Diöcese von Chicotimi herstellen, im nordwestlichen China das Apostolische Vicariat von Kan-Su errichten, das Apostolische Vicariat von Montevideo der Hauptstadt des südamerikanischen Freistaates Uruguay, zu einem Bisthum verwandeln. Einen Theil der Diöcese von Konstantine schlägt er zum Erzbisthum von Algier. In England spaltet er die Diöcese von Beverley, in der Grafschaft York gelegen, in zwei Theile, indem er die neue Diöcese von Leeds schafft. In den Jahren 1879, 1880 trifft er ähnliche Maßregeln in Galizien (Krakau), Mexiko, Columbia. Im Jahre 1881 richtet er die Hierarchie in Bosnien und der Herzegowina ein. Er verringert die portugiesischen Diöcesen und umschreibt deren Umfang genau. Zu Ende des Jahres 1881 beschränkt er auf Bitten der Regierung von Uruguay die Festtage in dieser Republik oder er verlegt sie auf andere Tage. In England legte er im Mai 1881 die zwischen den Bischöfen und den Orden entstandenen Streitigkeiten bei. Orientalischen Bischöfen, darunter dem Bischof von Erzerum in Armenien, die sich bei ihm über die Verletzung ihrer Befugnisse durch die türkische Regierung beklagt, erwirkt er durch Intervention beim Sultan ihre Rechte. Mit Hilfe des französischen und des englischen Botschafters bei der hohen Pforte beendigt er ein unter den Chaldeischen Katholiken Mesopotamiens entstandenes Schisma. Dem Armenischen Schisma macht er ein Ende, indem er Diejenigen zum Gehorsam zurückführt, die es hervorgerufen. Und durch noch viele andere Beispiele bestätigt er sein in den ersten Tagen des Pontificats verkündigtes Wort: „Von dem hohen Gipfel des Apostelamts fassen die Römischen Päpste stets dasjenige in's Auge, was der Kirche überall frommt."

Auch die irische Frage ließ ihn nicht unberührt: Am 3. Januar 1881 schrieb er an den Erzbischof von Dublin, er wünsche, daß der irische Clerus beschwichtigend auf die aufgeregten Gemüther einwirke. In einem Briefe vom 1. August 1882 an den Erzbischof von Dublin ermahnt er von Neuem zur Mäßigung: der Clerus solle sich von allen geheimen Gesellschaften ferne

*) Vgl. Bonghi's „Leone XIII." (Città di Castello. 1884.)

halten; die Gerechtigkeit könne und dürfe man nur auf gesetzlichem Wege erlangen. Nochmals kommt er in einem Briefe vom 1. Januar 1883 auf den Gegenstand zurück, und namentlich in Bezug auf den niedern Clerus gibt er Verhaltungsmaßregeln: An den um des Wohles des Landes willen statthabenden Versammlungen sollen die Bischöfe Irlands nur die ältern ihnen als erfahren bekannten Geistlichen theilnehmen lassen, von denen man annehmen könne, daß sie Freunde der Ordnung und des Gesetzes seien. Am 11. Mai des Jahres 1883 schrieb der Cardinal Giovanni Simeoni in seiner Eigenschaft als Präfect der Congregatio de Propaganda fide im Auftrage des Papstes einen Brief an die irischen Bischöfe, in welchem er erklärte, die Congregation könne unmöglich die Collecte billigen, die man unter dem Titel Parnell testimonial fund eingeleitet habe.

Er benützte jede Gelegenheit, um im Interesse der Katholiken in Rußland zu wirken. Als Alexander II. im Jahre 1880 das 25jährige Jubiläum seiner Thronbesteigung feierte, beglückwünschte ihn der Papst. Gleichzeitig erinnerte er jedoch den Czar an die traurige Lage des Katholicismus in Rußland. Nachdem der Czar im Jahre 1881 dem Dynamit der Nihilisten zum Opfer gefallen war, beklagte der Papst in seiner Encyclica „Diuturnum illud“ vom 29. Juni 1881 die Frevelthat. Es war dem Papste vergönnt, einige Bischöfe in Rußland zu ernennen und vom Czar eine bessere Behandlung der Katholiken in Russisch Polen zu erwirken.

Aber überhaupt allen Slaven suchte der Papst sein Wohlwollen zu beweisen. In Wort und Schrift feierte er die Slavenapostel Cyrillus und Methodius. Die Leser erinnern sich, daß in das Jahr 1885 die tausendste Wiederkehr des Todestages des Methodius fiel. Aus ganz Europa pilgerten die Slaven nach dem mährischen Wallfahrsorte Wellehrad, der den beiden Aposteln geweiht ist. Auch Leo XIII. nahm im Geiste an dem religiösen Nationalfeste aller Slaven Antheil. Bereits vier Jahre vor dem großen Feste, am 5. Juli, dem Tage der slavischen Nationalheiligen, hatte der Papst, umgeben von dem ganzen Staate der Kirche — zu seiner Rechten saß der polnische Cardinal Graf Ledochowski — eine aus Slaven der ganze Erde bestehende Deputation von Pilgern im Vatican empfangen. Es waren oesterreichische und russische Polen, Ruthenen, Bosniaken und Herzegowinenser, böhmische und mährische Czechen, Dalmatiner, Slovenen, Bulgaren und Griechen. Der Papst beauftragte den Perusiner Priester Geremia Brunelli, die seltsam bunte Pilgerschaar in der ewigen Stadt in poetischer Sprache willkommen zu heißen, und der Perusiner Dichter sang:

Israelis salvete tribus: fraterna latinis
Vos soboles: Romae est omnibus ara patens.

Bittere Erfahrungen dagegen mußte Leo XIII. in Frankreich und in Belgien machen. Hier begann der Culturkampf gerade unter seiner Regierung. Frère-Orban der belgische Ministerpräsident, der den clericalen Malou gestürzt

hatte, brachte in der belgiſchen Kammer ein Unterrichtsgeſetz ein, durch welches die Volksſchule confeſſionslos wurde. Die belgiſchen Biſchöfe proteſtirten auf einer Conferenz zu Mecheln gegen das kirchenfeindliche Geſetz. Sie drohten, den an den Staatsſchulen Lehrenden die Abſolution zu verweigern. Später drohten ſie ſogar, ihnen die Communion zu verſagen. Da zeigte ſich Leo XIII. einen Augenblick maßvoll, indem er den Biſchof Dumont von Tournay, der das Interdict über die Staatsſchule von Tournay verhängt hatte, ſeiner Functionen enthob und dieſelben einem Generalvicar übertrug. Aber dann wiederum beſtand der Papſt mit Heftigkeit auf den Rechten der Kirche. Es kam in Folge deſſen zur Abberufung des belgiſchen Geſandten am Vatican, und dem päpſtlichen Nuntius in Brüſſel wurden die Päſſe zugeſtellt. Daß die belgiſche Regierung mit der Curie brach, kränkte den Papſt unendlich; hatte man ja in Brüſſel Demjenigen den Abſchied gegeben, deſſen Vorgänger Leo XIII. ein Menſchenalter früher geweſen. Es iſt bekannt, daß die diplomatiſchen Beziehungen zwiſchen der Curie und Belgien ſpäter wiederum von Neuem aufgenommen worden ſind.

In Frankreich inaugurirte Jules Ferry den Culturkampf. Er brachte im März 1879 zwei kirchenfeindliche Geſetze in der Kammer ein, durch die die Schule dem Einfluſſe des Clerus entriſſen werden ſollte. Dazu kamen am 30. März 1880 zwei Decrete des Präſidenten der Republik, zufolge deren die Congregation der Jeſuiten binnen 3 Monaten ſich auflöſen und alle ihre Inſtitute räumen ſollte; und jede nicht anerkannte Congregation ſollte binnen 3 Monaten bei der Regierung die Genehmigung ihrer Statuten einholen. Am 29. und 30. Juni wurden die Jeſuiten ausgewieſen. Gambetta wies dann auch die andern Congregationen aus, und auch alle Männer-Congregationen in Paris wurden aufgelöſt. Der Papſt verdammte die Märzdecrete. Später beſſerten ſich auch die Beziehungen zwiſchen der Curie und Frankreich. In fernen Länderſtrichen Aſiens und Afrikas, wo das franzöſiſche Banner weht, wirken Vertreter der franzöſiſchen Macht und päpſtliche Miſſionäre freundſchaftlich zuſammen. Aber in dieſen Tagen droht gerade ein Conflict zwiſchen der Curie und Frankreich um Chinas willen bedeutende Dimenſionen anzunehmen, und vielleicht könnte ſogar der franzöſiſche Geſandte am Vatican von der franzöſiſchen Regierung von Rom abberufen werden.

Gegen Italien verhält ſich der Papſt noch immer feindſelig. Wohl tritt er dem jungen Königreiche gegenüber, dem Monarchen, der es repräſentirt, und den Staatsmännern, die es leiten, nicht mit ſo verletzender Unhöflichkeit auf, wie dies ſein Vorgänger gethan; aber immerhin hat er ſich mit dem Gedanken nicht auszuſöhnen vermocht, daß ſich die italieniſche Nation auf Koſten der zeitlichen Herrſchaft des Papſtthums geeinigt und ſich die Hauptſtadt der katholiſchen Welt zur nationalen Hauptſtadt auserkoren hat. Der Parole eines Vorgängers „Nè eletti nè elettori“ (Weder ſich wählen laſſen noch wählen) iſt er treu geblieben; noch in den letzten Julitagen dieſes Jahres hat er durch den Cardinal Monaco La Valletta die Biſchöfe Italiens ermahnt,

die italienischen Katholiken zur Urne nicht zuzulassen, sobald es sich um die Deputirtenwahlen für die italienische Kammer handle. Vom Anfange seines Pontificats an hat er in seinen Encykliken und Allocutionen der Anschauung gehuldigt, daß die Kirche sich selber aufgebe, wenn sie den Anspruch auf Rom aufgebe. Und ebenso hält er die Meinung aufrecht, daß der Papst als geistlicher Weltherrscher über äußere Machtmittel verfügen und demnach sich als der ihm zukommenden Mittel zur Ausübung seiner geistlichen Rechte beraubt ansehen müsse, so lange er nicht in den Besitz seines Staats, seiner Armee, seines Territoriums gekommen sei. Insbesondre betont er stets die Beziehungen der Päpste zur Stadt Rom, der Stadt Gottes und der Stadt der Päpste, die man frevelhaft entweiht habe, indem man sie der Welt geraubt. Er betrachtet sich wie sein Vorgänger als ein Gefangener im Vatican und wird diesen Palast der Päpste, so lange er lebt, nicht mehr verlassen. Tief verbitterte ihn gegen das moderne Rom namentlich die schmachvolle Behandlung, die ein römischer Pöbelhaufe in der Nacht des 13. Juli der Leiche des Pius IX. zu Theil werden ließ. Als nämlich die Leiche aus der Peterskirche in die Basilica von San Lorenzo dem letzten Willen des Pius IX. gemäß übertragen wurde, da beschimpfte jener Pöbelhaufe den Namen des unglücklichen Papstes und drohte sogar die Leiche in den Tiber zu werfen. Der Papst beklagte sich bei allen Cabinetten Europas, daß er sich in Rom nicht mehr sicher fühle; und eine Allocution vom 4. August 1881, in welcher er die katholische Hierarchie in Bosnien und der Herzegowina besprach und den armenischen Patriarchen von Cilicien bestätigte, leitete er damit ein, daß er seinen tiefen Schmerz über die der Leiche seines Vorgängers angethane Schmach äußerte. Da sagte er: „Es wird immer klarer, daß Wir in Rom nur als vaticanischer Gefangener verbleiben können." Immer und immer wieder beklagt er sich auch, daß die dem dreieinigen Gotte heilige Stadt Rom ein Asyl der Ketzer geworden sei, daß Protestanten in ihr ihre Schulen aufrichten. Aber wenn er gegen die Dinge mit derselben Strenge eifert wie sein Vorgänger, so ist er doch gegen die Personen nachsichtiger. Pius IX. hatte das Interdict über den Quirinal, den Palast des Königs von Italien, ausgesprochen, und so durfte kein Priester in dem verfluchten Hause die Messe lesen; Leo XIII. hat es dem Könige und der Königin von Italien möglich gemacht, sich im Palaste die Messe veranstalten zu lassen.

Er weiß es wohl, daß Italien sich von Tag zu Tag mehr von der Kirche abwendet, und so sucht er denn das Land moralisch wiederzuerobern, indem er die katholische Philosophie unter den Italienern zu verbreiten strebt. Feierten einerseits die Italiener im Jahre 1882 die sechshundertjährige Wiederkehr der sicilianischen Vesper und stellten sie dem edlen Ketzer von Brescia in dessen lombardischer Vaterstadt ein Denkmal auf, so ermahnt der Papst andererseits zum Studium des Thomas von Aquino und zur Nachahmung des Franciscus von Assisi. Unter den Auspicien des Papstes

werden die Werke des Doctor angelicus des Mittelalters neu herausgegeben. Durch ein Breve vom 30. Mai 1883 hat er den dritten Orden vom heiligen Franciscus, welchem Orden er selber seit lange angehört, reformirt.

Wie Leo XIII. durch weise Mäßigung den die Geschicke Deutschlands leitenden Staatsmann zu Gunsten der Curie stimmte, ist noch Allen in frischer Erinnerung. An dieser Stelle können wir nicht die Geschichte der diplomatischen Verhandlungen zwischen der Curie und dem deutschen Reichskanzler auseinandersetzen. Die Verhandlungen führten zur Aufhebung der über die preußischen Katholiken und insbesondre die preußischen Geistlichen verhängten Maßregeln, die eine siegesberauschte Nation ein Jahrzehnt früher freudig begrüßt hatte; Maßregeln, die sich den denkenden und maßvollen Menschen als ungerecht darstellten. Aber gerade da bewährte sich der Papst als ruhiger Realpolitiker, der Vortheile und Nachtheile genau erwägt. Allerdings sind die Principien in diesen Unterhandlungen sowohl von preußischer wie von vaticanischer Seite einigermaßen preisgegeben worden; allein die Politik spielt sich eben nicht auf den reinen Höhen des Ewigen ab, sondern in den Niederungen, wo die Interessen des Tages walten. Diese hat aber der Diplomat in der Person des Papstes vollauf gewürdigt. Gerade der Entschluß des Königs von Preußen, die seit dem Jahre 1872 abgebrochenen diplomatischen Beziehungen zur Curie wiederherzustellen, welchem Entschlusse die am 14. Juli 1880 in der preußischen Kammer verkündigte Thronrede Ausdruck gab, bedeutete bereits den vorletzten Act des seinem Ende zueilenden Culturkampfes. Alle wissen, daß man nunmehr den Culturkampf als abgeschlossen betrachtet. Der Form nach ist es wenigstens der Fall. Alle wissen, daß der deutsche Kaiser und der Papst, der Reichskanzler und der Cardinal-Staatssecretär geradezu diplomatisch freundschaftliche Beziehungen in diesem Augenblicke zu einander unterhalten. Eigenthümlich ist es immerhin, daß der Papst sich auf einen protestantischen Machthaber so sehr zu stützen sucht. Aber das erklärt sich einerseits daraus, daß Leo XIII. nicht weniger Diplomat als Katholik ist, andererseits aus dem Umstande, daß der Papst die intellectuelle und politische Macht unseres deutschen Vaterlandes nicht unterschätzt und in den Deutschen am allerwenigsten die Gegner der Kirche sehen möchte.

Dazu kommt allerdings ein allgemeines Princip, das ihn beseelt. Er ist als Papst noch weit mehr der Oekonom der Kirche als ihr idealer Genius. Die Macht imponirt dem starken Manne, in welcher Form immer sie ihm entgegentritt; ökonomisch nützt er sie aus im Dienste der Kirche. Er sucht die Kirche, die unter seinem Vorgänger ihren politischen Namen völlig eingebüßt hatte, wiederum zu politischer Höhe zu bringen. So kommt es denn, daß er eine nicht katholische Macht, wenn sie stark ist, mehr respectirt, als eine katholische Macht, deren Herz für die Kirche schlägt. So kommt es, daß der politische Romane weniger den Bund der der Kirche näherstehenden Romanen als vielmehr den der Germanen sucht. Ja, er hat sich, wie wir bereits oben andeuteten, erst in den letzten Tagen die Franzosen

einigermaßen entfremdet, indem er das bisher von den Franzosen geübte Protectorat über die Katholiken Chinas für den heiligen Stuhl anstrebt. Indem er daran denkt, den heiligen Stuhl in Peking durch einen apostolischen Nuntius vertreten zu lassen, bewährt er, wie er den universalen Primat des Papstes über alle Katholiken der Erde auch der französischen Nation, der allergetreuesten Tochter der katholischen Kirche, nicht preiszugeben denkt. Und gerade in dem noch nicht völlig gelösten China-Conflicte, der in diesem Augenblicke zwischen der Curie und Frankreich besteht, zeigt es sich, wie der Papst jeden Eingriff in die Prärogativen des Heiligen Stuhls mit aller Entschiedenheit abwehrt. Er sagt sich, Frankreich übe in China eine universale Mission, die nur dem Heiligen Stuhle zukomme. Auch in dieser Sache hat er sich, wie es scheint, mit den Germanen gegen die hervorragendste romanische und hervorragendste katholische Macht Europas verbündet. Denn auch Deutschland und England sehen es ungerne, daß die französischen Consuln in China auch den englischen und deutschen Missionären die Pässe ausstellen. So beutet denn der politische Genius des Papstes, der hier in seiner kosmopolitischen Bedeutung auftritt, den nationalen Geist der europäischen Völker, der doch eigentlich im Gegensatze zum Katholicismus steht, zu Gunsten desselben aus.

Aber andererseits läßt er die einzelnen Nationen keinen zu großen Einfluß auf die Herrschaft der Kirche nehmen. Nur wenige Söhne unseres deutschen Vaterlandes sitzen unter ihm im Cardinalscollegium. Er weiß, welch' einen mächtigen Aufschwung der Geist unseres Volkes genommen hat; er weiß, wie sehr die Wissenschaften unter uns blühen; er weiß, daß die Siege, die unsere Brüder auf den Schlachtfeldern errungen haben, wenig sind im Verhältnisse zu den Siegen, die wir noch erringen werden in Krieg und in Frieden; er weiß, daß uns ein Tag beschieden ist, da alle Deutschen Europas ein einziges, großes, politisch geeinigtes Volk bilden werden. So mußte er sich denn mit den Deutschen versöhnen, deren aufgehendes Gestirn das Papstthum zu verdunkeln begann. Aber, indem er den Deutschen auch im Vatican einen hervorragenden Einfluß auf die katholischen Institute einräumt, hält er sie doch von dem Ruder der Herrschaft ferne. Das germanische Element verschwindet gegenüber dem romanischen Element im Cardinals-Collegium, dem höchsten Rathe der Kirche.

Dieses Collegium, in welchem unter Pius IX. mancher Unwürdige seinen Sitz hatte, hat Leo XIII. wesentlich neu gestaltet. Die Sense des Todesengels hat ihn in diesem Werke sehr gefördert. Sie hat während des Pontificats Leos XIII. die Mehrzahl der von Pius IX. creirten Cardinäle weggemäht. Leo XIII. war es vergönnt, einigen der ausgezeichnetsten Kirchenfürsten Italiens den rothen Hut zu verleihen. Denn gar sehr ist es ihm daran gelegen, daß das Cardinalscollegium sich zum größten Theil aus tüchtigen Italienern zusammensetze. Von hervorragenderen Italienern hat er zu Cardinalen creirt: den beredten Erzbischof von Turin Gaëtano Alimonda, den Patriarchen von Venedig Domenico Agostini, den durch seine große Huma-

nität ausgezeichneten Erzbischof von Neapel Guglielmo Sanfelice di Acquavella; den durch seine große theologische Gelehrsamkeit hervorragenden Erzbischof von Capua Alfonso Capecelatro, den als Prediger in Rom allgemein bekannten Benedictiner Placido Maria Schiaffino; den edlen Kapuziner Guglielmo Massaia, der durch 35 Jahre unsagbare Leiden im Dienste der Kirche als Missionär in Aethiopien ertragen hat; den rechtsgelehrten Perusiner Carlo Laurenzi; den schlauen Diplomaten Lodovico Jacobini, gegenwärtigen Staatssecretär. Andere von ihm creirte italienische Cardinäle sind der gelehrte Jesuit Mazella, Theodoli, Cristofori, Verga, Masotti, Gori-Merosi, Ricci Parracciani, Zigliara; des Papstes gelehrter Bruder Giuseppe Pecci; der Erzbischof von Bologna Battaglini, der Erzbischof Celesia von Parlermo; Bianchi, der Erzbischof von Ravenna Cattani. Von Ausländern, die er zu Cardinälen creirt, nennen wir den gelehrten deutschen Kirchenhistoriker Josef Hergenröther, den vom Culturkampfe her wohlbekannten frühern Erzbischof von Cöln Paul Melchers; die Erzbischöfe von Wien und Olmütz Ganglbauer und Fürstenberg; den gelehrten Engländer Newman, den Ungarn Haynald, Erzbischof von Kalocza; den Erzbischof von Toulouse Desprez und den Erzbischof von Algier Lavigerie und mehrere andere Franzosen, die Erzbischöfe von Sevilla und Valencia Gonzales y Diaz Tunon und Monescillo y Viso; den Patriarchen von Lissabon Sebastian Neto und den Bischof von Porto Ferreira dos Santos Silva, und den Erzbischof von Sydney in Australien Franciscus Moran. Ich nannte nur die noch lebenden von ihm ernannten Cardinäle. Leo XIII. hat bereits 46 Cardinäle zu Grabe geleitet. Er wäre der Würde nach der älteste unter Allen. Manchen der ältern Cardinäle ausgenommen, dem er wenig wohl will, den er aber aus Klugheit schonungsvoll behandelt, unterhält er zu den meisten gute Beziehungen. Wo immer sie leben, läßt er ihnen die Aufgabe zu Theil werden, zwischen der Curie und den fernen Regenten und Nationen, unter denen sie weilen, den Verkehr aufrecht zu erhalten. Er veranlaßt sie öfter ad limina apostolorum zu wallen, damit sie im Glauben gestärkt nach ihrer Heimat zurückkehren. Er trägt allerlei Art von Begabung, der er beim höhern Clerus begegnet, Rechnung bei Ernennung der Cardinäle. Sie müssen die Wissenschaften und den Glauben pflegen. Manche von ihnen sind berufen, auch die Politik zu Gunsten der Curie zu betreiben. Aber auch im Gebete müssen sie den Papst unterstützen; denn auch er betet, sobald er genug politisirt hat.

Und so sehr auch der Staatsmann augenblicklich in ihm vorwiegt, so legt er doch von Zeit zu Zeit die Wage der Politik aus den Händen; der Christ und der Katholik regt sich dann mächtig in ihm, er faltet die Hände und betet zur Jungfrau Maria, daß sie komme und ihm helfe die Acherontischen Mächte vertreiben, die Lucifer gegen ihn in Bewegung gesetzt; daß sie ihm nahe mit jungfräulichem Schritt, und ihn mit Tugend und Kraft ausstatte; unter ihrer Leitung werde er gerne rauhe Kämpfe kämpfen, unter ihrer Leitung werde er siegen; denn eine süße Kraft liege ihm in dem Worte Maria.

Ardet pugna ferox; Lucifer ipse viden',
Horrida monstra furens ex Acheronte vomit.
Ocius, alma Parens, ocius affer opem.
Tu mihi virtutem, robur et adde novum.
Contere virgineo monstra inimica pede.
Te duce, Virgo, libens aspera bella geram;
Diffugient hostes; te duce victor ero.

Auri dulce melos, dicere Mater Ave
Dicere dulce melos, o pia Mater Ave.
Tu mihi deliciae, spes bona, castus amor;
Rebus in adversis tu mihi praesidium.
Si mens sollicitis icta cupidinibus,
Tristitiae et luctus anxia sentit onus;
Si natum aerumnis videris usque premi,
Materno refove Virgo benigna sinu.
Et cum instante aderit morte suprema dies,
Lumina fessa manu molliter ipsa tege,
Et fugientem animam tu bona redde Deo.

Dieſe ſchönen Gebete hat Leo XIII. erſt in den letzten Tagen zur Madonna emporgeſendet.

Ludwig van Beethoven in Berlin.

Von

Alfr. Chr. Kalischer.

— Berlin. —

I.

Es giebt gewiß nicht wenige Fachmusiker und Musikdilettanten, die keine Ahnung davon haben, daß Beethoven jemals in Berlin gewesen sei, noch viel weniger, daß er hier sein musikalisches Licht leuchten ließ und persönlich in die interessantesten Beziehungen zur Berliner Hofgesellschaft und zur Geistesaristokratie unserer Hauptstadt trat.

Freilich nur ein einziges Mal hat Beethoven Berlin gesehen. Wie ein leuchtendes Meteor tauchte er hier urplötzlich im Glanze seiner künstlerischen Jugendherrlichkeit auf, um eben so zauberhaft von hier auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden. Aber dieser einzige Aufenthalt Beethovens in Berlin genügte sattsam, um ihn für die ganze weitere Entwickelungszeit seines unvergleichlichen Genies geistig an Berlin und an Berlins Geistesleben zu fesseln.

Hoffentlich begrüßen es die Verehrer des unsterblichen Meisters mit Freude, daß ihnen hiermit das Nähere über Beethovens Aufenthalt in Berlin dargeboten wird.

Seitdem Ludwig van Beethoven 1792 seine Vaterstadt Bonn verlassen hatte, um in der Kaiserstadt Wien, die dazumal in musikalischen Dingen tonangebend war, die Stätte seiner Geniecntfaltung zu finden, hat er wohl nur einmal eine eigentliche Kunstreise unternommen. Das war im Jahre 1796, zu einer Zeit, als man Beethoven fast ausschließlich als eminenten Claviervirtuosen und unvergleichlichen Improvisator am Clavier bewunderte; vom Componisten Beethoven verlautete in diesen Zeiten noch nicht sonderlich viel.

Diese einmalige Virtuosenreise Beethovens im Jahre 1796 führte ihn nach Dresden, Leipzig und Berlin, muß auch von nicht geringer Dauer gewesen sein.

Vor dieser eigentlichen Virtuosenreise hatte übrigens Beethoven in Gesellschaft seiner Bonner Freunde Christoph und Stephan von Breuning einen Ausflug nach Nürnberg unternommen, der ihn auch nach Prag führte. Das war im Januar 1796. Diese drei paßlosen jungen Freunde kamen damals auch mit der Polizei in Conflict. „Diese glaubte Wunder was sie entdeckt hatte" — heißt es in einem Briefe St. von Breunings an seine Mutter in Bonn. In Linz wurden sie festgehalten und erst durch Dr. Wegelers,*) des gemeinschaftlichen Freundes, energische Verwendung befreit.

Ein Berliner Document und eines aus dem Familienkreise Beethovens verschaffen uns über die Daten der späteren größeren Reise nähere Gewißheit. In jüngster Zeit erst hat sich ein Brief Beethovens an seinen Bruder Johann vorgefunden, den uns mehrere Beethoven-Biographen mittheilen. In diesem, vom 19. Februar 1796 aus Prag datirten Briefe schreibt Beethoven unter Anderem: „Lieber Bruder! nun, daß Du doch wenigstens weist, wo ich bin und was ich mache, muß ich Dir doch schreiben. Für's erste geht es mir gut, recht gut. Meine Kunst erwirbt mir Freunde und Achtung, was will ich mehr. auch geld werde ich diesmal ziemlich bekommen, ich werde noch einige wochen verweilen hier und dann nach Dresden, Leipzig und Berlin reisen. Da werden wohl wenigstens 6 wochen dran gehen bis ich zurückkomme."

Es sollte aber viel, viel später werden; denn unser Berliner Document, von dem nachher die Rede sein wird, meldet uns klar und deutlich, daß Beethoven im Monat Juni dieses Jahres 1796 in Berlin gewesen ist. Während wir völlig darüber im Unklaren sind, ob und wie sich Beethoven in den anderen Städten außer Berlin öffentlich producirt habe, läßt sich über Beethovens Virtuosenthätigkeit in Berlin nicht nur Positives, sondern selbst allerlei anekdotenhaft Interessantes vermelden.

Im Jahre 1796, wie überhaupt während der ganzen Regierungszeit Friedrich Wilhelms II., eines außerordentlich musikliebenden Monarchen, herrschte am Berliner Hofe ein Musikeifer sonder Gleichen. Wie Friedrich der Große in Quanz, so besaß Friedrich Wilhelm II. in Düport seinen musikalischen Vertrauensrath. Ein wie intimes Freundschaftsverhältniß zwischen diesen Monarchen und den oben genannten Tonkünstlern bestand, geht aus den verschiedensten anekdotenhaften Glossen hervor, die der Berliner Volksmund darüber witzreich erfand. Eine Anekdote aus dem Leben Friedrichs des Großen ist so charakteristisch für diese Verhältnisse, überhaupt für die ganze Stellung der damaligen Tonkünstler in Preußens Hauptstadt, daß sie Jeder gern anhören wird. In seiner „Geschichte der Berliner Oper" (p. 175) theilt sie L. Schneider wie folgt mit: „Vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges erzählte man sich in Berlin folgendes Witzwort über ihn (sc. Quanz):

*) Vgl. „Nachtrag zu den biographischen Notizen über Ludwig van Beethoven von Dr. F. G. Wegeler" (1845), p. 18 und 19.

„Wer regiert eigentlich den preußischen Staat? Antwort: Das Schooßhündchen der Madame Quanz; denn der König läßt sich von Quanz, Quanz von seiner Frau und Madame Quanz von ihrem Schooßhunde regieren!“ Während nun aber Friedrich der Große in den ersten Zeiten seiner Regierung, noch bis zum Hubertsburger Frieden, die Musik — vornehmlich die italienische Oper — in seiner Residenz ungemein beschützte und förderte, so daß die Berliner Oper zeitweise mit der damals glanzvollsten Oper am Dresdener Hofe wetteifern konnte, verlor der alternde, weltweise König mehr und mehr das Interesse an dieser Kunst und erst recht an seinem enfant gâté, der italienischen Oper.

Wie mit einem Zauberschlage ward es jedoch anders, als nach dieses Einzigen Tode Friedrich Wilhelm II.*) den preußischen Königsthron bestieg. Wie sein erhabener Vorgänger, so war auch dieser Herrscher nicht nur Musikfreund, sondern auch ausübender Musiker. Friedrich der Große liebte die Flöte, Friedrich Wilhelm II. das Violoncell, auf dem er es zu einer erstaunenswerthen Fertigkeit brachte. Schon als Prinz, seit dem Jahre 1773, wurde er Schüler des oben genannten J. P. Düport, der ein vorzüglicher, epochemachender Meister auf dem Violoncell war. Als Prinz hielt sich Friedrich Wilhelm auch schon eine eigene Capelle und war besonders eifriger Quartettspieler. Als König sorgte sein Feuereifer und sein dem Edlen, Höchsten zustrebender Kunstgeschmack dafür, daß an der Berliner Oper zum ersten Male klassische deutsche Meisterwerke eines Gluck und Mozart aufgeführt werden konnten; so bahnte er eigentlich in Berlin den Sieg der deutschen Oper über die italienische an. Wie schon bemerkt, hegte Friedrich Wilhelm II. als Violoncellspieler eine specielle Vorliebe für Kammermusik; so mußten auf seinen Reisen, selbst während der Feldzüge, immer einige Kammermusiker zum Quartettspiele bei ihm sein. Wir begreifen es auf diese Weise immer klarer, daß ihm die Quartette Joseph Haydns, des Schöpfers der modernen Instrumentalmusik, besonders imponiren mußten, und daß ihm der jugendliche Beethoven besonders darum so sympathisch sein mußte, weil er ihm ja vorzugsweise prädestinirt erschien, die Kammermusik, überhaupt die ganze Instrumentalmusik noch über Haydn und Mozart hinaus zu neuen Himmelreichen emporzuführen. Von Haydn nahm dieser kunstliebende Fürst kurz nach seinem Regierungsantritte die Dedication von 6 Quartetten an, die zu den bedeutendsten Werken dieser Gattung aus der Schaffensthätigkeit Haydns zählen. Meister Haydn erhielt als königlichen Dank einen kostbaren Ring, den ein sehr schmeichelhaftes Cabinetsschreiben aus Potsdam vom 21. April 1787 begleitete. Und neun Jahre später konnte Friedrich Wilhelm II. durch den emporbringenden Genius Beethovens entzückt werden.

Es versteht sich von selbst, daß Beethoven in Berlin viel bei Hofe

*) Aus dem Nachfolgenden wird sich von selbst die Rechtfertigung ergeben, daß gerade von Friedrich Wilhelm II. so eingehend gesprochen werden muß.

musicirte und durch sein Clavierspiel, insonderheit durch sein geniales Phantasiren alle Welt hinriß. Mit dem violoncellspielenden Könige wird Beethoven denn auch wohl die beiden Sonaten für Clavier und Violoncell wiederholentlich durchgespielt haben, die er dem königlichen Mäcen widmen durfte. Das sind die beiden Violoncellsonaten op. 5 in F-dur und G-moll, die ihrer technischen Schwierigkeit nach für Düport, den ersten Violoncellisten des Königs, berechnet waren.

Die „biographischen Notizen über Ludwig van Beethoven" von Wegeler und Ries (p. 109) wissen auch noch zu erzählen, daß Beethoven beim Abschied eine goldene, mit Louisdors gefüllte Dose empfangen hatte. Beethoven knüpfte daran später voll künstlerischen Selbstbewußtseins die Bemerkung, „daß es keine gewöhnliche Dose gewesen sei, sondern eine von der Art, wie sie den Gesandten wohl gegeben werde".

Von der magischen Kraft und Gewalt, die Beethovens freie Improvisationen am Clavier ausstrahlten, kann man sich heute keine zulängliche Vorstellung mehr machen. Diese Kunst ist nun einmal ausgestorben. Carl Czerny, der rühmlichst bekannte Etüdencomponist, Schüler und Freund Beethovens, hat im Jahre 1852 über die ungeheuere Wirkung, welche dessen Improvisationen auf alle Menschen, speciell aber um diese Zeit am Berliner Hofe auf jenen kunstbegeisterten König auszuüben vermochten, einen höchst interessanten Bericht in Cocks „London Musical Miscellany"*) erscheinen lassen, aus dem ich hier in deutscher Uebersetzung das Folgende mittheile: „Seine (sc. Beethovens) Improvisation war höchst glänzend und eindringend. In welcher Gesellschaft er sich auch befinden mochte, er verstand es, eine solche Wirkung auf jeden Hörer hervorzurufen, daß häufig nicht ein Auge trocken blieb, während manche schier in lautes Schluchzen ausbrachen. Es lag nun einmal etwas Wundervolles in seiner Ausdrucksweise, welche die Schönheit und Originalität seiner Ideen und die geistreiche Art ihrer Wiedergabe in ein noch helleres Licht setzte. Hatte er eine derartige Improvisation beendet, dann schien er wohl auch in lautes Lachen ausbrechen zu wollen und seine Hörer ob der Erschütterung zu verspotten, die er in ihnen erzeugt hatte. ‚Ihr seid Narren,' schien er zu sagen. Zuweilen konnte er sich auch durch solche Anzeichen von Sympathie beleidigt finden. ‚Wer kann unter so verdorbenen Kindern leben?' rief er wohl aus und nur deshalb (wie er mir erzählte) lehnte er es ab, eine Einladung anzunehmen, welche der König von Preußen nach einer der oben beschriebenen freien Clavierphantasien an ihn gelangen ließ."

Thayer und Andere haben aus dem letzten Passus dieser Mittheilung den unmotivirten Schluß gezogen, daß Friedrich Wilhelm II. allen Ernstes daran dachte, unsern Beethoven an seinen Hof zu fesseln. Czernys deutscher Originalbericht ist leider verloren gegangen, und die genaue Auffassung des

*) Vgl. A. W. Thayer: Beethovens Leben, Band II, p. 10—11.

ziemlich ungeschickt abgefaßten englischen Schlußsatzes „and only on that account (as he told me) he declined to accept an invitation, which the king of Prussia gave him, after one of the extemporary performances above described," kann eigentlich nur besagen, daß der König ihn einlud, gelegentlich bei Hofe abermals eine Improvisations-Soirée zu geben.

II.

So viel steht fest, daß der sechsundzwanzigjährige Beethoven in Berlin sowohl bei Hofe, als auch in anderen Musiker- und Dilettantenkreisen durch seine ungewöhnliche, schöpferische Musikkraft, wie sie sich namentlich in der freien Phantasie offenbarte, uneingeschränkte Bewunderung erweckte. Das wird uns noch einleuchtender, wenn wir eine kurze Heerschau über die zeitgenössischen hervorragenden Tonkünstler Berlins halten, mit denen der jugendliche Beethoven in directen Verkehr trat.

Zunächst noch ein paar Worte über Jean Pierre Düport, den allmächtigen Intendanten am Hofe Friedrich Wilhelms II. Düport ist ein Pariser Kind, 1741 geboren. Im Jahre 1773 wurde er Violoncell-Lehrer Friedrich Wilhelms, der damals Prinz war, und nach der Thronbesteigung desselben, 1786, Intendant der Hofmusik. Wie hoch ihn und zugleich seine Specialkunst sein König schätzte, mag auch aus dem Umstande erhellen, daß der Monarch in vielen Proben zu Opernvorstellungen das Violoncell im Orchester neben seinem Lehrer Düport spielte, freilich nur, wenn keine Zuschauer anwesend waren (cf. Schneider a. a. O. p. 216). Dieser Düport war es auch, der das Violoncell zum Soloinstrument erhob. Und ihm mag denn auch Beethoven in der Behandlung des Violoncells nicht wenig zu verdanken haben; gehörte es ja doch zu Beethovens Kunsteigenthümlichkeiten, sich von einem Specialmeister ersten Ranges in die Geheimnisse jedes einzelnen Orchesterinstruments einweihen zu lassen. Düport starb 1818 zu Berlin im 77. Lebensjahre. Auf die Düport'sche Methode folgten für das Violoncell die Methode Romberg, dann Bohrer, Dotzauer, Kummer und Servais.

In directere Beziehungen zu Beethoven trat der Berliner Hofcapellmeister Himmel. Als sich Beethoven in Berlin aufhielt, waren Himmel und Righini Hofcapellmeister, nachdem der weit bedeutendere Reichardt bereits 1794 Berlin hatte verlassen müssen. Reichardt trat nicht jetzt, sondern erst viel später, in Wien, in freundschaftliche Beziehungen zu Beethoven. Zum besseren Verständniß der ganzen Lage muß jedoch bei dieser Gelegenheit ein wenig über ihn gesprochen werden, denn als Componist ist er der alleinige Rivale Himmels und beherrschte mit diesem die Berliner Oper in der ersten Zeit unseres Jahrhunderts. Ueberdies ist der vielseitig gebildete Reichardt nicht nur für das ganze künstlerische Leben Berlins, sondern auch speciell für die Würdigung des Beethoven'schen Genius in Berlin sehr bedeutungsvoll geworden.

Joh. Friedr. Reichardt wurde 1752 zu Königsberg i. Pr. geboren. Nach vollendeten akademiſchen Studien in Königsberg und Leipzig unternahm er mannigfache Reiſen. Nach dem Tode des Berliner Hofcapellmeiſters Agricola im Jahre 1775 wurde Reichardt an ſeine Stelle nach Berlin berufen und entfaltete hier die erſtaunlichſte künſtleriſche und literariſche Thätigkeit. So gründete er hier das „Concert spirituel", womit zum erſten Male — vom Hofe abgeſehen — Concert-Aufführungen ſtattfanden. Derſelbe Reichardt begründete in Berlin auch die erſte Muſikzeitung; dieſe erſchien zuerſt unter dem Titel „Muſikaliſches Wochenblatt", dann als „Monatsſchrift für Muſik", endlich unter dem Titel „Studien für Tonkünſtler". Inzwiſchen hatte er ſich bei Hofe unmöglich gemacht. Schneider ſchreibt darüber (l. l. p. 253) alſo: „Reichardt ſchmollte in Hamburg und Stockholm, daß ihm nach dem Abgange ſeines Nebenbuhlers Aleſſandri nicht die Direction der Oper anvertraut war, und angeſteckt von den revolutionären Ideen der Zeit, vergaß er ſich einſt ſo ſehr, beim Kartenſpiel ſämmtlichen Königen im Spiele die Köpfe abzuſchneiden, indem er dabei ausrief: ‚So müßte man es mit allen Königen machen!' — Natürlich blieb eine ſolche Aeußerung nicht verſchwiegen: geſchäftige Zuträger entſtellten ſein ganzes Treiben und bereiteten ſo ſeinen Sturz vor, an dem er ſelbſt unleugbar die meiſte Schuld trug." — Allein bald nach dem Tode Friedrich Wilhelms II., im Jahre 1798, tritt er wieder als hochgeehrter Künſtler in Berlin, auch bei Hofe, auf und gewinnt neben Himmel den weitgehendſten Einfluß. Es iſt bekannt, daß der als Erfinder des „Liederſpiels", als Liedercomponiſt und Schriftſteller hervorragende Berliner Meiſter im Jahre 1808 in Wien lebhaft mit Beethoven verkehrte und darüber der Welt ein Großes und Weites verkündet hat.

Friedrich Heinrich Himmel, der berühmte Componiſt des Liederſpieles „Fanchon", wurde im Jahre 1765 zu Treuenbriezen geboren. In Halle ſollte er ſich zum Gottesgelehrten ausbilden. Dort hörte aber einmal König Friedrich Wilhelm II. ſein Clavierſpiel und veranlaßte ihn, die Theologie mit der Muſik zu vertauſchen. Nachdem er ſeine Kunſtſtudien unter Naumann in Dresden vollendet hatte, ſieht ihn das Jahr 1792 in Berlin. Kaum hatte er hier ſein Oratorium „Iſaacco" aufgeführt, als ihn der König zu ſeinem Kammer-Componiſten ernannte. Seit 1795 fungirte er neben Righini als Capellmeiſter an der königlichen Oper. Er befand ſich ſehr viel auf Reiſen, war überhaupt dem Weine und ſonſtigem Lebensgenuſſe ſehr ergeben; der Reſt ſeines Lebens iſt in tiefes Dunkel gehüllt. — Beſonders als Liedercomponiſt war Himmel ſehr beliebt; auch heute ſingt man wohl ſeine Weiſen: „Es kann ja nicht immer ſo bleiben" und „An Alexis". Ungemeinen Enthuſiasmus erweckte aber ſein Liederſpiel „Fanchon", Text von Kotzebue. Im März 1804 wurde „Fanchon" zum erſten Male gegeben und erlebte bis 1810 — als faſt beiſpiellos in der Geſchichte der Berliner Oper — 127 Aufführungen. — Himmel ſtarb 1814

in Berlin, in demſelben Jahre, in dem ſein größerer Rivale Reichardt in Giebichenſtein bei Kaſſel verſchied.

Uebrigens mag noch aus dem Jahre 1801 hervorgehoben werden, daß der König, um beide Künſtler zufrieden zu ſtellen, beide mit der Compoſition einer neuen (italieniſchen) Oper beauftragt hatte. So kam am 12. Januar „Vasco di Gama", große Oper in 3 Acten von Filiſtri und Himmel, zur Aufführung und nach einiger Zeit „Rosmonde" von Filiſtri und Reichardt, ebenfalls in 3 Acten. Ergötzlicher kann die ſich nun entſpinnende Fehde nicht geſchildert werden, als es Schneider in ſeinem mehrfach erwähnten Werke thut, dem ich hier gern das Wort laſſe. „Faſt hätte ſich," erzählt derſelbe (p. 287—288), „in Berlin durch dieſe beiden Opern der Kampf der Gluckiſten und Picinniſten erneut, der einſt ganz Paris in Bewegung ſetzte, denn das Berliner Publikum nahm zum erſten Male bei italieniſchen Opern Partei für oder gegen eine derſelben. Schon in den Proben hatte ſich Eiferſucht zwiſchen den beiden Componiſten gezeigt, von denen der eine ein wirklicher, der andere ein ‚geweſener' Capellmeiſter war, — ſo nannten ihn die Zeitungen. Keiner wollte nachſtehen, Jeder verlangte daſſelbe, was ſein Nebenbuhler brauchte, und Baron von der Reck (der Intendant) hatte alles Mögliche zu thun, offenen Zank zu verhindern. Capelle und Sänger nahmen Partei, erhoben die eine Oper und ſetzten die andere herab, wobei perſönliche Neigung oder Gereiztheit gegen den Componiſten natürlich Vieles beitrug. So war das Publikum ſchon vor der Aufführung in ſeiner Meinung getheilt, und als ſie aufgeführt waren, wurden die Zeitungen zum Kampfplatz der ſtreitigen Anſichten. Himmel beging die Unvorſichtigkeit und ließ einen Aufſatz in die Zeitung einrücken, der, leidenſchaftlich abgefaßt, große Arroganz verrieth und, was das Schlimmſte war, ungerechte Ausfälle gegen den ‚Salzinſpector' Reichardt*) enthielt. Dieſer, ſonſt ſo ſchreibeluſtig und ſtets zu literariſchem Kampfe bereit, ſchwieg diesmal und gewann ſich dadurch das Publikum, welches über die Leidenſchaftlichkeit Himmels den Stab brach. Eine Fluth von Recenſionen über beide Herren überſchwemmte die Zeitungen, bis endlich der witzige Einfall eines Berichterſtatters den Streit durch Lächerlichkeit tödtete. Himmel hatte nämlich in ſeinem ‚Vasco di Gama' eine vollſtändige Janitſcharen-Muſik auf dem Theater — und Reichardt, um dieſem Effect nichts nachzugeben, einen Trompetenmarſch angebracht. Nun hieß es, Himmel habe für die Infanterie und Reichardt für die Cavallerie geſchrieben."

Hat ſich nun unter Anderem aus dieſer Epiſode ergeben, daß Himmel ſeinem himmliſchen Namen keine ſonderliche Ehre machte, ſo wird ſich dies

*) Reichardt, der Tonkünſtler, war nämlich 1796 Salzinſpector zu Halle geworden. Erſt nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. durfte er es wieder wagen, in Berlin als Muſiker zu erſcheinen.

auch zeigen, wenn wir jetzt seines directen Verkehrs mit Beethoven Erwähnung thun.

Beethoven kam 1796 recht häufig mit Himmel zusammen. Nach den Mittheilungen von Ferdinand Ries, dem berühmten Schüler Beethovens, soll sich dieser nicht sehr günstig über Himmels Bedeutung ausgesprochen haben; „er besitze," heißt es in den vortrefflichen biographischen Notizen über Beethoven von Wegeler und Ries (p. 110), „ein ganz artiges Talent, weiter aber nichts; sein Clavierspielen sei elegant und angenehm, aber mit dem Prinzen Louis Ferdinand sei er gar nicht zu vergleichen".

Einmal nun gab es irgend ein böser Dämon dem Herrn Hofcapellmeister Himmel ein, vor Beethoven als Improvisator glänzen zu wollen. Die beiden Künstler befanden sich wieder einmal unter den Linden, als Himmel den jüngeren Kunstbruder aufforderte, mit ihm ein Privatzimmer des ersten Kaffeehauses unter den Linden*) zu besuchen, worin sich, wie Himmel genau wußte, ein Clavier befand. Hier sollte der Wettkampf im freien Phantasiren von statten gehen. Beethoven trug zuerst eine Improvisation in der nur ihm verliehenen einzigen Weise vor. Nun mußte Himmels Phantasie herhalten. Nachdem dieser bereits eine ganz geraume Zeit gespielt und fast seine ganze Musikweisheit ausgekramt hatte, unterbrach ihn endlich Beethoven mit den halb jovial, halb sarkastisch hingeworfenen Worten: „Aber, lieber Himmel, wann werden Sie denn endlich einmal ordentlich anfangen."

Diese Worte wirkten wie ein Sturzbad auf den armen Hofcapellmeister ein. Himmel hatte geglaubt das Wunderbarste geleistet zu haben, und sah sich hier mit so dürren Worten von einem jungen Manne ohne Amt und Stellung für eitel nichts erklärt. Das war ein unerhörtes crimen laesae majestatis, das schwer geahndet werden mußte. Himmel stand sofort auf und ward recht unartig; Beethoven blieb ihm nichts schuldig: und so ging man denn recht gespannt von einander. Beethoven sagte darüber noch späterhin zu seinem Schüler Ries: „Ich glaubte, Himmel habe nur so ein bischen präludirt." — In späterer Zeit kam aber doch eine Aussöhnung zu Stande und lange noch standen Beethoven und Himmel in Correspondenz mit einander. Endlich spielte der rachsüchtige Himmel unserm Beethoven einmal einen argen Streich. Beethoven hatte nach seinem einmaligen Besuche in Berlin diese Stadt herzlich lieb gewonnen, interessirte sich lebhaft für dieselbe und lag Himmel nicht selten an, ihm Neues aus Berlin mitzutheilen. Einmal nun berichtete Himmel folgendes Novum an Beethoven: „Das Neueste sei eine Laterne für Blinde, die erst kürzlich erfunden sei." Der in allem Nichtmusikalischen leichtgläubige Beethoven nahm dies für baare Münze und erzählte es überall in Wien weiter. Als er nun endlich

*) Die Tradition will, daß dieser künstlerische Wettkampf in dem ehemals Jagor'schen Local unter den Linden stattgefunden habe.

erkennen mußte, daß es Himmel ja nur darum zu thun gewesen sei, ihn vor den Wienern lächerlich zu machen, brach Beethoven jeden ferneren Briefwechsel mit demselben ab.*)

III.

Die Berliner Singakademie war zur Zeit, als Beethoven in Berlin war, noch ein ganz junges, frisch emporkeimendes Institut; sie befand sich eben im sechsten Jahre ihres Bestehens. Die artistischen Geister dieser Akademie ließen sich die Ehre nicht entgehen, den jungen himmelstürmenden Beethoven in ihren Musikräumen zu sehen. Im Jahre 1843 gab ein eifriges, gelehrtes Mitglied der Singakademie, Professor Lichtenstein, als Nachklang zur 50jährigen Jubelfeier derselben (1841) eine interessante

*) Man lernt Himmel milder beurtheilen, wenn man sich's vergegenwärtigt, ein wie gefeiertes Ansehen derselbe in Berlin genoß. Wie hoch er in der Verehrung des Berliner Publikums stand, das ward mir erst vollkommen klar und anschaulich, als ich Ludwig Rellstabs reizvolles Buch „Aus meinem Leben" (Berlin 1861) las. Derselbe, der soviel des Vortrefflichen über Berlins Musikleben darin vorträgt, weiß uns über Himmel unter Anderem folgende Belehrung zu geben (Band I. p. 67 f.): „Himmel war ein entschiedener Repräsentant der modernen Zeit. Elegant gekleidet, leicht gepudert, etwas beleibt, doch leicht beweglich, rothwangig, die weiße zierliche Hand mit prächtigen Ringen bedeckt, steht er vor meiner Erinnerung. Er war mir von den drei genannten (sc. Righini, Reichardt, Himmel) bei Weitem der Merkwürdigste, denn er galt für den größten Clavierspieler jener Zeit, in Berlin wenigstens. — — —" „Es überraschte mich daher mit den ganzen Schauern kindlicher Ehrfurcht, als er eines Morgens, während ich Clavierstunde hatte, meinen Vater (d. i. der ebenfalls sehr musikalische Buchdrucker Rellstab) besuchte!" — — — „Mit höchster Spannung und ganz gläubig gefesselt, hörte ich ihn mit geläufiger Zunge eine Menge Geschichten erzählen, über Clavierspiel, selten schöne Instrumente, die er gehabt, und dergleichen. Es waren sichtlich Fabeln oder maßlose Uebertreibungen, wie denn Himmels leichte Weise in dieser Beziehung einen kaum glaublichen Höhengrad erreichte; doch mir erschienen sie wie lauter von ihm erlebte Wunder. So erzählte er, unter dem mir später erst begreiflichen ironischen Lächeln meines Vaters von einer polnischen Gräfin, die eines Tages, nachdem er auf seinem Flügel phantasirt, zu ihm in's Zimmer gestürzt sei, sich ihm zu Füßen geworfen und um Ueberlassung des göttlichen Instruments gebeten habe! ‚Ich dachte, die Frau sei verrückt geworden!' rief er aus. ‚Es kommt fast so heraus!' antwortete mein Vater in einem Tone, den ich später erst verstehen konnte. Genug, Himmel imponirte mir außerordentlich. Später habe ich ihn mehrmals öffentlich, unter anderem in dem Concertsaal des abgebrannten Schauspielhauses sein berühmtes Sextett spielen hören. Allein ich war damals noch viel zu unentwickelt, um den wahren Werth seines Spiels, insbesondere seine bezaubernde Grazie, Zartheit und Elasticität auch nur annähernd würdigen zu können; dennoch war ich zu weit, um sein Spiel als ein solches Wunder anzustaunen, wie ich es mir kindisch vorgeträumt hatte." So weit Rellstab. Wir schöpfen daraus die Gewißheit, daß Himmels Ruf in Berlin so gewaltig war, um die Phantasie eines musikalisch geweckten Knaben, wie Rellstab es war, mit derartigen Wunderträumereien anzufüllen. Aber trotzdem und alledem nimmt die Musikwelt kaum noch irgend welche Notiz von Himmel. Und so wird Beethoven, der hierin dem kräftigen Impulse der in ihm lebendigen Geniewahrheit nachgab, auch Himmel gegenüber Recht behalten müssen.

Schrift „Zur Geschichte der Singakademie in Berlin“ heraus. Aus dieser Schrift wird ersichtlich, daß Beethoven nicht nur mit Karl Friedrich Fasch, dem excellenten Stifter der Singakademie, und mit Karl Friedrich Zelter, seinem ruhmvollen Nachfolger, bekannt wurde, sondern daß er auch in den Aufführungen der Singakademie verschiedene Improvisationen zum Besten gab. Nebenbei sei bemerkt, daß die damals noch ganz bescheidene Singakademie ihre Versammlungen in einem Saale der Akademie der Künste abhielt. Das erste sogenannte Auditorium der jungen Singakademie, „bei welchem der Prinz Louis Ferdinand und mehrere vornehme Personen vom Hofe gegenwärtig waren,“ fand am 8. April 1794, also etwa zwei Jahre vor Beethovens Besuch, statt.

Fasch führte ordentlich Buch über alle die Singakademie betreffenden Begebenheiten. Wie der Verfasser mittheilt (p. XI) „ist ein Besuch von Beethoven am 21. Juni (1796) das merkwürdigste Ereigniß. Es wurden ihm ein Choral, die drei ersten Nummern der Messe und die sechs ersten Nummern aus dem 119. Psalm vorgesungen.*) Hierauf setzte er sich an den Flügel und spielte eine Phantasie über das letzte Fugenthema: ‚Meine Zunge rühmt im Wettgesang dein Lob!‘ Die letzten Nummern der Davidiana**) machten den Beschluß. Keiner (!?) von Beethovens Biographen hat dieses Besuches oder auch nur seines Aufenthaltes in Berlin erwähnt.***) Auch spricht Fasch davon ohne weitere Bezeichnung. Das Spiel muß aber gefallen haben, denn Beethoven wiederholt es in der nächsten Versammlung am 28.“

Der Amerikaner Thayer weiß diese Mittheilungen noch durch Folgendes angenehm zu ergänzen (Beethovens Leben II, p. 13): Im Jahre 1810 nämlich erzählte Beethoven Fräulein Elisabeth Brentano (der nachmaligen Frau Bettina von Arnim) als er von seinem Spiele bei jener Gelegenheit sprach, daß beim Schlusse die Zuhörer nicht applaudirten, sondern mit Thränen in den Augen kamen und sich um ihn drängten, und er fügte (ironisch?) hinzu: „Das ist es nicht, was wir Künstler wünschen, wir verlangen Applaus!“

Bettina, die im Jahre 1810 Beethoven persönlich in Wien kennen lernte, erzählt etwas Derartiges in ihrer phantasiereichen poetischen Weise auch in ihrem Briefe an den Fürsten von Pückler-Muskau, worin vom

*) Die hier in Rede stehende Messe war die 16stimmige von Fasch; auch der genannte Psalm war von demselben Componisten.

**) Davidiana hieß eine von Fasch zusammengestellte Sammlung von Versetts (componirte Bibelsprüche).

***) Der geschätzte Autor, Professor Lichtenstein, irrt in letzterer Beziehung. Als derselbe Anno 1843 schrieb, waren bereits die über alle Maßen herrlichen biographischen Notizen über Beethoven von Wegeler und Ries erschienen, nämlich 1838, die ja auch, wie oben erwähnt worden, Vielerlei über Beethovens Aufenthalt in Berlin enthalten. (p. 109—110.)

Verkehr zwiſchen Goethe und Beethoven in Teplitz geſprochen wird. Sie läßt Beethoven alſo zu Goethe ſprechen, der ob ſeines Spiels tief gerührt erſchien: „O Herr, das habe ich von Ihnen nicht erwartet; in Berlin gab ich auch vor mehreren Jahren ein Concert, ich griff mich an, und glaubte was Rechtes zu leiſten, und hoffte auf einen tüchtigen Beifall, aber ſiehe da, als ich meine höchſte Begeiſterung ausgeſprochen hatte, kein geringſtes Zeichen des Beifalls ertönte, das war mir doch zu arg, ich begriffs nicht: das Räthſel löſte ſich doch dahin auf, daß das ganze Berliner Publikum fein gebildet war, und mir mit naſſen Schnupftüchern vor Rührung entgegenwankte, um mich ſeines Dankes zu verſichern. Das war einem groben Enthuſiaſten wie mir ganz übrig, ich ſah, daß ich nur ein romantiſches, aber kein künſtleriſches Auditorium gehabt hatte. Aber von Euch, Goethe, laſſe ich mir dies nicht gefallen. . . .“ (cf. Thayer, a. a. O. Band III, p. 210.)

Das iſt übrigens ein Gedanke, dem wir beim ſpäteren echten Beethoven oft begegnen; er verlangt Geiſt und Feuer, keine Sentimentalität. — Was an dieſen Expectorationen authentiſch iſt, muß ſich aber durchaus auf jene Improviſationen in der Singakademie beziehen: denn es iſt nichts davon bekannt, daß Beethoven ein ſelbſtändiges Concert in Berlin gegeben habe. So dürfen wir denn gerade aus dieſen durch Profeſſor Lichtenſtein bekannt gewordenen Aufzeichnungen Faſchs*) die beiden poſitiven Daten entnehmen, daß Beethoven am 21. und 28. Juni 1796 in den Räumen der Kunſtakademie vor dem Auditorium der damaligen Singakademie ſeine Kunſt hören ließ, ferner, daß er jedenfalls nicht vor Ende Juni Berlin verlaſſen hat. Seine hier angeknüpfte Bekanntſchaft mit Zelter zog übrigens die mannigfachſten äußeren und inneren Folgen nach ſich, die indeß erſt einer ſpäteren Epoche des Beethoven'ſchen Lebens angehören.

IV.

Zu den Perſönlichkeiten fürſtlichen Geblütes, die ſich am Berliner Hofe um Beethovens machtgebietenden Genius ſchaarten, gehörten auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm und ſeine holdſelig-ideale Gemahlin Luiſe, das nachmalige preußiſche Herrſcherpaar, dann Fürſt von Radziwill, der ſpätere Componiſt der Muſik zu Goethes Fauſt, und in erſter Reihe der ritterlich-geniale Prinz Louis Ferdinand, ein Neffe Friedrichs des Großen.

Prinz Louis Ferdinand beſaß eine künſtleriſch-muſikaliſche Begabung, wie ſie unter Sprößlingen fürſtlicher Geſchlechter zu den allerhöchſten

*) Faſchs Aufzeichnungen lauten recht dürr alſo: „21. Juni 1796. Herr van Beethoven phantaſirte von der Davidiana und nahm dazu das Fugenthema aus Pſalm 19, Nr. 16. — Herr van Beethoven, Clavierſpieler aus Wien, war ſo gefällig, uns eine Phantaſie hören zu laſſen. — 28 Juni. Herr van Beethoven war auch diesmal ſo gefällig, uns eine Phantaſie hören zu laſſen.“

Seltenheiten gehört. Friedrich Christian Ludwig Ferdinand, Prinz von Preußen, wurde am 18. November 1772 zu Friedrichsfelde bei Berlin geboren, war also fast ganze zwei Jahre jünger als Beethoven. Der musikalischen Kunst war er mit großer Leidenschaft ergeben, namentlich ging er in den letzten sechs Jahren seines märchenhaft kurzen Heldendaseins fast völlig in der Musik auf. Daß eine so feurig-geniale Natur sich durch die höhere, wenn auch congeniale Beethoven'sche Musikseele mächtig angezogen fühlen mußte, begreift sich ohne Weiteres. Und so gestaltete sich hier im Jahre 1796 denn auch der Verkehr zwischen diesen beiden hohen Geistern besonders herzlich und rief wahre gegenseitige Hochschätzung hervor.

Der Prinz war ein ganz hervorragender Clavierspieler und bedeutender Componist. Auf nichts war der künstlerische Prinz so stolz, als auf ein Urtheil Beethovens über sein Clavierspiel. Unser Meister, der ihn als Clavierspieler weit, weit über Himmel stellte, sagte ihm nämlich einmal: daß er gar nicht königlich oder prinzlich spiele, sondern wie ein echter tüchtiger Clavierspieler. Und Prinz Louis Ferdinand faßte dieses Wort auch in Wahrheit im Geiste Beethovens als ein großes Compliment auf. In späteren Jahren, seit 1800, wurde der Prinz mehr in die Kunstsphäre Dussecks, des genialen Böhmen, gezogen. Eine ungewöhnliche Freundschaft verband diese Beiden; sie waren auch ganz für einander geschaffen, obwohl der Prinz kühner und genialer war als Dussek. Beide Künstler bedienten sich zu ihren Claviervorträgen des englischen Flügel-Fortepianos; der Prinz soll von dieser Species dreizehn Stück besessen haben. Die bedeutendste Tonschöpfung dieses fürstlichen Künstlers ist ein großes F-moll-Quatuor. Selbst Beethoven sagte von seinen Compositionen, nach Czernys Mittheilung, daß sich hie und da hübsche Brocken darin vorfänden.

Als Prinz Louis Ferdinand in Wien war, frischte er nicht nur die alten Beziehungen zu Beethoven auf, sondern trat seinem ganzen Wesen noch viel näher. Das mochte im Jahre 1803 oder 1804 gewesen sein. Für Beethoven war es die Zeit, als gerade seine dritte Symphonie in Es (op. 55) die „Sinfonia eroica, per festeggiare il sovvenire d'un gran uomo" die ersten Aufführungen erlebt und sowohl ob ihrer Länge, als auch ob ihrer schier riesenhaften Originalität den heftigsten Widerspruch erfahren hatte. Um diese Zeit eben befand sich unser Prinz Louis Ferdinand auf Reisen, die ihn auch nach Wien führten.

Einer der vornehmsten, einflußreichsten Gönner unseres Tondichters, der Fürst von Lobkowitz, dem unter anderen hohen Werken auch die heroische Symphonie gewidmet ist, gedachte dem musikergebenen Prinzen einen ganz besonderen Kunstgenuß zu verschaffen. Dem Prinzen wurde dann also im herzoglichen Palais die ihm noch ganz unbekannte Heldensymphonie vorgetragen. In der Schmidt'schen Wiener Musikzeitung vom Jahre 1843 wird darüber des Weiteren erzählt, daß der Prinz dieselbe

mit gespannter Aufmerksamkeit anhörte, die sich mit jedem Satze steigerte. Kaum war die Symphonie zu Ende, als sich Prinz Louis Ferdinand „als besondere Gunst eine unmittelbare Wiederholung erbat, und nach Ablauf einer Stunde eine nochmalige Wiederholung der ganzen Symphonie". So hatte der Prinz dreimal hintereinander diese eine Stunde andauernde Tondichtung mit wahrer Leidenschaft in sich aufgenommen. Wichtiger noch ist der Umstand, daß sich damit eine günstige Rückwirkung auf die Musikkreise Wiens erschloß, denn nunmehr nach so erlauchtem Vorgange wagte die Opposition sich nicht mehr so kühnen Hauptes hervor. Damit war der hohe Gehalt dieser Musik wie mit einem Schlage anerkannt. (Vgl. auch Thayer a. a. O. II. p. 250.)

Prinz Louis Ferdinand verkehrte während seines kurzen Aufenthaltes in Wien recht fleißig und herzlich mit Beethoven. Des Letzteren Schüler, Ferdinand Ries, hat uns auch noch eine recht interessante Anekdote aus diesem Verkehre aufbewahrt,

„Eine alte Wiener Gräfin, die besonders adelsstolz war, veranstaltete ebenfalls zu Ehren des Prinzen eine Abendgesellschaft und da man dessen Musikschwärmerei kannte, wurde reichlich Musik dargeboten, natürlich auch Beethoven eingeladen. Als es zur Tafel ging, waren an dem Tische des Prinzen nur für hohe Adlige Gedecke bestimmt, also für Beethoven nicht. Dieser fuhr auf, sagte einige Derbheiten, nahm seinen Hut und ging.*) Einige Tage später gab Prinz Louis Ferdinand ein Mittagsessen, wozu ein Theil dieser Gesellschaft, auch die alte Gräfin geladen war. Als man sich zu Tische setzte, wurde die Gräfin auf die eine, Beethoven auf die andere Seite des Prinzen gewiesen, eine Auszeichnung, deren er immer mit Vergnügen erwähnte."

So hatte der Prinz seinem hochverehrten Beethoven die glänzendste Genugthuung verschafft. Wie Beethoven seinerseits den heldenhaften Prinzen zu ehren wußte, erkennen wir auch daraus, daß ihm hier in Wien das pathetische Clavier-Concert in C-moll (op. 37) gewidmet wurde. Das mochte etwa 1804 gewesen sein.

Prinz Louis Ferdinand sollte nicht mehr lange auf Erden weilen. Die Musik blieb ihm zu allen Zeiten die treueste Gefährtin des Lebens. Wie des Prinzen Musikleidenschaft in den letzten Zeiten seines Daseins geartet war, das schildert uns Ludwig Spohr sehr anschaulich in seiner „Selbstbiographie".

Spohr hatte den Prinzen auf seiner Concerttour nach Leipzig und Berlin (1804—1805) kennen gelernt. Die Berliner Musikpartien beim Prinzen sollen nach Spohrs Mittheilungen (Selbstbiographie 1860, I. Band p. 86) eigenartig genug gewesen sein. Von einem Gastmahle, das solchen

*) Wegeler und Ries p. 111. Etwas frei ausgeschmückt im Beethovenwerke von A. B. Marx Band 1., p. 124. II. Aufl. zu lesen.

Musikpartien zu folgen pflegte, erzählt derselbe u. A.: „Als aber der Champagner erst zu schäumen begann, da fielen Reden, die für die keuschen Ohren eines unschuldigen Mädchens nicht geeignet waren.“ Ferner: „Am andern Tage sagte man mir, daß des Prinzen Musikpartien gewöhnlich mit solchen Orgien schlössen. Spohr wohnte der hier geschilderten Musikpartie mit Rosa Alberghi, der Dame seines Herzens, bei, mit der er sich im Ernste zu verbinden trachtete. Doch nicht diese, sondern Dorette Scheidler wurde nicht lange darnach seine Frau.

Als nun im Sommer 1805 der Prinz Louis Ferdinand das große Militärmanöver in Magdeburg besuchte, ließ er durch seinen Lehrer und Freund Dussek auch Spohr dorthin einladen. Im Hause des Prinzen fand derselbe auch ein Zimmer für sich.

„Ich führte nun,“ erzählt Spohr (a. a. O. p. 93 f.), „ein sonderbares, wild bewegtes Leben, das aber meinem jugendlichen Geschmacke für kurze Zeit ganz gut zusagte. Oft schon des Morgens um 6 Uhr wurde ich, wie auch Dussek, aus dem Bette gejagt und in Schlafrock und Pantoffeln zum Prinzen in den Empfangssaal beschieden, wo dieser, bei der damals herrschenden großen Hitze in noch leichterem Costüme, gewöhnlich nur mit Hemd und Unterhosen bekleidet, bereits vor dem Pianoforte saß. Nun begann das Einüben und Probiren der Musik, die für den Abendzirkel bestimmt war, und dauerte bei des Prinzen Eifer oft so lange, daß sich unterdessen der Saal mit besternten und ordenbehängten Offizieren angefüllt hatte. Das Costüm der Musicirenden contrastirte dann sonderbar genug mit den glänzenden Uniformen der zur Cour Versammelten. Doch das genirte den Prinzen nicht im Geringsten, und er hörte nicht früher auf, als bis Alles zu seiner Zufriedenheit eingeübt war. Nun wurde eilig Toilette gemacht, ein Frühstück eingenommen und dann zum Manöver hinausgezogen. Ich erhielt ein Pferd aus dem Marstall des Prinzen und durfte mich dem Gefolge anschließen. So machte ich zu meiner Belustigung eine Zeit lang alle kriegerischen Evolutionen mit. Als ich jedoch eines Tages, neben einer Batterie eingeklemmt, länger als eine Stunde daselbst bei einem wahren Höllenlärm aushalten mußte, und es mir dann am Abend bei der Musikpartie schien, als höre ich nicht mehr so leise wie früher, da zog ich mich von dem Kriegsspectakel zurück und verbrachte von nun an die Stunden, in denen der Prinz meiner nicht bedurfte, wieder bei meinen früheren Magdeburger Bekannten.“

Wie nun Prinz Louis Ferdinand in der Kunst lebte und webte, so war auch sein Heldentod ein kunstverklärter. Im Jahre 1806, drei Tage vor dem unglücklichen Kampfe bei Saalfeld, war der Prinz in Rudolstadt eingetroffen und seine Ankunft war durch ein Fest gefeiert. Die fürstliche Familie zog sich frühzeitig zurück, der Prinz folgte nach und phantasirte noch über eine Stunde so herrlich wie nie zuvor auf dem Clavier. Das war sein Schwanengesang, wie von Lebebur erzählt (cf. Tonkünstlerlexikon Berlins s. v. Louis

Ferdinand). — Der Prinz besaß eine echte Kremoneser Geige, die er für 200 Louis'dor gekauft hatte und auch stets im Felde mit sich führte. Den Abend vor dem Gefecht bei Saalfeld übergab er, voll von trüben Ahnungen, seinem Freunde, dem Musiklehrer Avé-Lallemant, diese Geige mit den Worten: „Diese Geige bleibt Ihr Eigenthum, wenn ich aus der Schlacht nicht zurückkehre." Und so erfüllte sich's auch. Der Prinz fiel als eines der ersten Opfer jenes unheilvollen Krieges im Treffen bei Saalfeld am 13. October 1806.

Beethoven trug ernsthaft Leid um diesen genialen Prinzen, der den Adlerflug seines Genius so sicher zu erfassen verstand. Bei allen erdenklichen Gelegenheiten verkündete er das hohe Lob des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen.

Varnhagen von Ense soll ebenfalls in seinen „Denkwürdigkeiten" (V, 86 ? ?) hervorheben, „daß Beethoven den frühen Tod des Prinzen so sehr betrauert und dessen Compositionen höchlich geschätzt habe". Diese Mittheilung ist in der L. Nohl'schen Beethoven-Biographie (Band II. p. 470) zu lesen. Indeß traute ich dem Frieden nicht recht, forschte selbst im V. Bande der Varnhagen'schen Denkwürdigkeiten nach: allein ich fand im ganzen dicken Bande kein Sterbenswörtchen über Beethoven. Wo hat denn also Herr Nohl dieses Wissen her? Was hat es mit diesem Citat auf sich?*) Diese Frage ist nicht so irrelevant, als es den Anschein haben mag; denn von der Citationsweise mancher Beethoven-Biographen kann man viele schier merkwürdige Proben kennen lernen.

V.

Bevor wir nun dem jungen Tonhelden Beethoven den Scheidegruß für seine Rückfahrt von Berlin nach der österreichischen Kaiserstadt mitgeben, muß doch noch ein wenig von einer Beethoven-Sage gesprochen werden, die in der Gegenwart wohl den meisten Menschen gänzlich unbekannt sein dürfte. Und doch ist diese Legende von allgemeinem Culturinteresse, überdies von ganz speciellem Hohenzollern'schen und damit denn auch von Berlinischem Interesse. Ich meine hiermit das alte Gerücht, welches Ludwig van Beethoven zu einem natürlichen Sohne Friedrich Wilhelms II., Königs von Preußen, macht. Der Tonherrscher Beethoven soll also — so will's sein Sagenkreis — von königlichem Geblüte sein.

Wie sich in allen echten Sagen tiefe, weisheitsvolle Wahrheit verbirgt, wie sich in ihnen der instinctive Tiefsinn des Volksganzen offenbart, so werden wir's auch aus dieser Sage erfassen lernen — und darum darf es mit nichten überflüssig erscheinen, dieser Sagenspur ein wenig auf den Grund zu gehen. Es ist nicht recht und zeugt auch nicht sonderlich für ein echtes, volles Erkennen des einzigartigen Genius, daß die sonst so verdienstvollen

*) Diese offene Frage wird in directem Sinne unbeantwortet bleiben müssen, da Prof. L. Nohl inzwischen gestorben ist.

Biographen Beethovens diese Sage, die so lange und hartnäckig wiederholt worden war, entweder gar nicht mehr der Erwähnung werth finden oder sie mit einigen flüchtigen Worten abthun, ohne den tief verborgenen poetischen Sinn irgendwie zu erklären.

Zwei zu ihrer Zeit hoch angesehene französische Musikschriftsteller Alexandre Etienne Choron (1772—1834) und François Joseph Maria Fayolle (1774—1852) waren es, die es zuerst als Thatsache hinstellten, daß Beethoven vom Könige Friedrich Wilhelm II. abstamme. Aus deren gemeinschaftlichem Werke „Dictionnaire historique des musiciens artistes et amateurs morts et vivants" etc. (2 Bände, Paris 1810—1811) fand diese Mittheilung ihren Weg in das deutsche Brockhaus'sche Conversations-Lexikon und blieb lange Zeit unangefochten darin bestehen.*) Das immer noch einen fast unerklärlichen Zauber ausübende Büchlein von Wegeler und Ries: „Biographische Notizen über Ludwig van Beethoven" enthält Mancherlei darüber. Dr. Franz G. Wegeler — Professor, Geheimer Regierungs- und Medicinalrath, mehrmals Rector Magnificus — einer der intimsten Freunde Beethovens, sagt daselbst (p. 5): „Was Fayolle und Choron über die Abstammung Beethovens von Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, faseln (Conversations-Lexikon, 5. Ausgabe, S. 621) bedarf keiner Widerlegung, da weder dieser Monarch vor Beethovens Geburt in Bonn war, noch die Mutter während ihrer Ehe diese Stadt je verlassen hatte. Dieses abgeschmackte Märchen wird nur noch durch die ergötzliche Unwissenheit eines englischen Autors übertroffen, der sich sehr darüber lustig macht, daß Friedrich II. der Vater Beethovens sein sollte, da dieser König ja schon im Jahre 1740 gestorben sei."**)

Bei Lebzeiten Beethovens dachte Dr. Wegeler doch etwas anders über diese Materie. In einem seiner schönen Briefe an Beethoven, den uns der fleißige Sammler L. Nohl mittheilt („Neue Briefe Beethovens", Nr. 314, Anmerkung p. 295 f.) — der Brief ist aus Koblenz vom 28. December 1825 datirt — heißt es darüber: „Warum hast Du Deiner Mutter Ehre nicht gerächt, als man Dich im Conversations-Lexikon und in Frankreich zu einem Kind der Liebe machte? Der Engländer, der Dich vertheidigen

*) Die problematische Stelle in diesem Dictionnaire von Choron und Fayolle steht daselbst im I. Bande p. 60 sub voce Beethoven, wie folgt: „Beethoven (Louis Van) que l'on a dit fils naturel de Frédéric Guillaume II. roi de Prusse, est né à Bonn en 1772 (??!??)" ꝛc. Der sehr kurze Artikel schließt mit den Worten: „M. Beethoven est regardé comme un des plus habiles compositeurs de nos jours." (Geschrieben im Jahre 1810!)

**) Den Beleg giebt Dr. Wegeler mit Folgendem: That Beethoven is a wonderful man, there can be no doubt; but if this prince were really his father, he is the greatest prodigy the world ever saw, or most likely will ever see again: for as Frederick II. died in 1740, the period of Mad. Beethoven's gestation, must in such a case have „been exactly thirty years". (The Harmonicon, Novbr. 1823.)

wollte, gab, wie man in Bonn sagt, dem Druck eine Ohrfeige und ließ Deine Mutter 30 Jahre mit Dir schwanger gehen, da der König von Preußen, Dein angeblicher Vater, schon 1740 gestorben sei. — Nur Deine angeborene Scheu, etwas Anderes als Musik von Dir drucken zu lassen, ist wohl schuld an dieser sträflichen Indolenz. Willst Du, so will ich die Welt hierüber des Richtigen belehren. Das ist doch wenigstens ein Punkt, auf den Du antworten wirst." Dieser in so vieler Beziehung außerordentlich interessante Brief, unterzeichnet „Dein uralter Freund Wegeler", befindet sich im Besitze der noch in Wien lebenden greisen Frau Wittwe Beethoven, der Gattin des vom Meister so zärtlich geliebten Neffen Karl van Beethoven.

In einem ebenso rührenden als gehaltvollen Briefe Beethovens selbst vom 7. October 1826, in dem Briefe, den der Meister etwa ein halbes Jahr vor seinem Tode an seinen „alten geliebten Freund" Wegeler dictirte und selbst nur unterschrieb (Wegeler p. 49 ff.) heißt es nun darüber also: „Du schreibst, daß ich irgendwo als natürlicher Sohn des verstorbenen Königs von Preußen angeführt bin; man hat mir davon vor langer Zeit ebenfalls gesprochen. Ich habe mir aber zum Grundsatze gemacht, nie weder etwas über mich zu schreiben, noch irgend etwas zu beantworten, was über mich geschrieben worden. Ich überlasse Dir daher gerne, die Rechtschaffenheit meiner Eltern und meiner Mutter insbesondere der Welt bekannt zu machen." Eine von des Neffen Hand in den Conversationsheften des Jahres 1826 enthaltene fragmentarische Notiz tritt nunmehr mit plastischer Deutlichkeit hervor. Im Conversationsheft Nr. 119 vom Jahre 1826 steht auf Blatt 31a Folgendes: „Es steht ja im Conversationslexikon, daß ein König von Preußen — —"

Etwas Neues in dieser Angelegenheit erfahren wir nur noch von Anton Schindler, demjenigen persönlichen Freunde Beethovens, der nächst Wegeler und Ries am meisten berechtigt erscheint, aus eigener Anschauung mitzureden. Derselbe hat in der III. Auflage seiner Beethovenbiographie (Band I. p. 2—3) noch Folgendes zu bemerken: „Das Gerücht, daß Beethoven ein natürlicher Sohn von Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, gewesen sei, zuerst von Fayolle und Choron ausgestreut, das dann sogar in sieben Auflagen des Brockhaus'schen Conversationslexikons nachgedruckt worden, hat Beethoven viel Kränkung verursacht." Nachdem Schindler dann in Kürze eröffnet, was wir bereits wissen, thut er uns kund, daß er im Gegensatze zu Wegeler dieses Gerücht nicht so sorglos weiter wuchern ließ, vielmehr Abhülfe geschafft hätte. Schindler fand es nämlich an der Zeit, als die Leipziger Verlagshandlung die achte Auflage dieses Lexikons angekündigt hatte, dieselbe unterm 17. Februar 1833 auf jenes falsche Gerücht mit Bezugnahme auf Beethovens Brief an Wegeler aus dem Jahre 1826 aufmerksam zu machen. „Sofort" — wie Schindler seinen Bericht schließt — „wurde die betreffende Stelle in der neuen Auflage

corrigirt." — Und so haben diese ebenso correcten als dürren Worte jenes Gerücht völlig zum Schweigen gebracht. Kein Mensch hat die Frage aufgeworfen: Wie ist man denn dazu gekommen, Ludwig van Beethoven zu einem Königssohn zu stempeln?

Die Beantwortung dieser Frage hängt mit den tiefsten Mysterien des Menschengeistes zusammen, die sich die allzeit geschäftige, wunderbare Phantasie des Volkes in ihrer Weise erklärt.

Man sah staunend und immer staunender, wie sich der Beethoven'sche Genius zu immer höherer, wahrhaft königlicher Majestät entfaltete. Der idealste, stolzeste Geist war von ganz geringer Herkunft. Und doch möchte sich andererseits das Volk in seinem sprichwörtlichen Urtheil: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme" nicht so gänzlich getäuscht finden; denn hier der „Beethoven-Apfel" war ja unendlich weit vom Stamme gefallen. Kein Wunder, daß die schaffende Volksphantasie ihm ohne langes Wählen und Besinnen einen ganz anderen und dann, gleich — wie es seinem königlichen Geiste zukam — einen königlichen Stamm andichtete und freilich keinen geringeren Herrscherstamm als den erhabenen, machtgebietenden Derer von Hohenzollern.

Etwas Aehnliches läßt eine jegliche Genie-Erscheinung wahrnehmen, denn jedes echte Genie ist etwas ganz Ungewöhnliches und hebt sich in der Regel auch himmelweit von den Uebrigen seines jeweiligen Geschlechtes ab. Wollte man nun auch die gesammte Geschichte des menschlichen Geistes durchforschen: dann dürfte es niemals auch nur annähernd so wie bei Beethoven zu finden sein, daß sich aus so geringen äußeren Verhältnissen ein so prophetisch-stolzer, himmelanstrebender Genius emporgebildet habe. Das war den Zeitgenossen Beethovens ein zu räthselvolles Wunder, als daß sich ihre Phantasie nicht bewogen fühlen sollte, zu einer natürlichen Aufklärung zu greifen — und sollte auch ein luftiger Strohhalm ihr einziger Rettungsanker sein.

Freilich muß jedes phantasievolle Erfassen irgend einen positiven Untergrund haben. In unserem Falle wird man sich vergegenwärtigt haben, daß König Friedrich Wilhelm II. viel in Bonn am kurfürstlichen Hofe gewesen sei, daß er dort das hervorragende Talent des kleinen Ludwig kennen und lieben lernte, daß er, der musikbegeisterte Fürst, sich dann schwärmerisch für den kühnen, stolzen Jüngling interessirte und denselben wohl schon in Bonn nach Berlin an den königlichen Hof geladen hatte. Des Weiteren mag man sinnvoll erwogen haben, wie glänzend Ludwig von Beethoven am preußischen Hofe empfangen ward, wie ihm von allen Gliedern dieses königlichen Hauses die enthusiastischesten Kundgebungen entgegengebracht wurden, wie sich endlich auch fernerhin im preußischen Königshause die Begeisterung und die active Theilnahme für Beethoven lebendig erhielt: — und die Momente zur Bildung jener entzückenden Legende waren vollzählig beisammen.

Uebrigens besitzt die heilige Schrift, die ja für alle Vorkommnisse und Ideen des Lebens mustergültige Typen darbietet, auch für diesen in's Transcendentale übergreifenden Idealismus verschiedene Vorbilder. Man denke

an die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern; hier der königliche Joseph und dort die sehr unköniglichen Brüder desselben Geschlechts. Oder man denke an die fromme Tradition, die den Propheten Jesajas zu einem Königssohn macht. Die sich zur Klarheit und Besonnenheit gestaltende Volksphantasie hat darum festzuhalten, daß die Glieder eines Ganzen, besonders einer und derselben Familie wohl Alle — dem Prinzipe der Stetigkeit zufolge — etwas Gemeinsames, Aehnliches, Gleichartiges haben: allein bei allen Geburten kommen doch auch — von der Wissenschaft unaufgeklärt — geheimnißvolle Momente von außen hinzu, die eine größere oder geringere Verschiedenheit der Glieder eines und desselben Stammes bedingen. Dieses von außen Hinzukommende bezeichnet die Glaubenssprache schön und sinnig als Einwirkung des heiligen Geistes. Die Glaubensanschauung ahnt und empfindet hier wieder etwas, was die Wissenschaft nicht verwerfen kann, vielmehr beweiskräftig unterstützen mußte.

Wie dem nun aber auch sein mag, jedenfalls wirft das Auftauchen und lange Fortbestehen dieser Legende keinen üblen Reflex auf Beethovens majestätischen Geist. Nur weil man einen Urquell für seinen königlichen Geist suchte, gab man ihm einen König zum Vater. Und daß man für diesen Königssohn im Geiste gerade den ritterlichen, kunstbeflissenen König Friedrich Wilhelm III. auserkor, kann uns als preußischen Landeskindern ja ganz willkommen sein! Ob man in unserer Königsfamilie eine Kenntniß von dieser Wundermär besaß oder besitzt, ist aus der gesammten Beethoven-Literatur nicht zu ersehen. Fast möchte ich glauben, daß es der Fall gewesen ist, denn das hohe Interesse der Hohenzollernfürsten an der Entwickelung des Beethoven'schen Genius blieb in wachsender Kraft fortbestehen; die Begeisterung für denselben erbte auch unter solchen Herrschern unseres Königshauses fort, die sich nicht gerade durch musikalische Begabung hervorthaten. Die Beobachtung des ferneren Beethoven'schen Lebens bringt zu den weiteren neuen Beziehungen des Meisters zu Berliner Persönlichkeiten in Hülle und Fülle auch solche zu unserem Königshause.

Jedenfalls blieb der einzige Besuch Beethovens in Berlin von den bedeutsamsten gedeihlichen Nachwirkungen für sein ganzes ruhmreiches Schaffen, das sich eigentlich erst nach dieser Kunstreise in Wien glänzend zu entfalten begann. Der Virtuose Beethoven hörte auf, um den Tondichter Beethoven vor die Welt treten zu lassen.

Hieronymus Lorm.

Von

Raphael Löwenfeld.

— Breslau. —

Die Frage nach der Berechtigung der Gedankendichtung, soweit sich diese nicht auf dem engen Grenzgebiete der Didaktik bewegt, sondern zur contemplativen Lyrik gestaltet, ward trotz der reichlich vorhandenen und allgemein anerkannten Muster lange zu Ungunsten dieser entschieden, ja die contemplative Lyrik wird von hervorragenden Aesthetikern auch heute noch als eine Art Widerspruch in sich selbst betrachtet. Die Frage — sagt ein berufener Vertreter dieser Gattung der Lyrik, Hieronymus Lorm — hat nicht mehr Sinn und Weisheit, als etwa die nach der Berechtigung der Sonne, verschiedene Früchte zu reifen; es kommt Alles nur darauf an, ob sie wirklich von der Sonne gereift oder künstlich hervorgebracht seien, nur von außen den natürlichen ähnlich, innerlich aber werthlos. Das Entscheidende war immer, ob das wirkliche Sonnenlicht, ob das Talent vorhanden war; und kann man der Politik, der Religion, der Philosophie die Eigenschaft nicht absprechen, Empfindungen zu erregen, so ist damit diesen Gebieten auch schon jener Organismus zugesprochen, aus welchem heraus die Lyrik ihre Früchte reift. Die contemplative Lyrik wechselt nicht mit den Bedingungen, mit den nothwendigen Eigenschaften der Lyrik überhaupt, sondern einzig und allein nur mit den Gegenständen, die ihr bisher die gewohnten waren.

Es würde sich demnach darum handeln, daß diese neu gewonnenen Gegenstände diejenigen Bedingungen besäßen, welche dem Stoff der Lyrik eigen sein müssen, um die reine Wirkung des Kunstwerkes hervorzurufen. Sicherlich aber sind die neu errungenen Gegenstände unseres Denkens be-

deutungsvoller, erhabener, als diejenigen, welche bisher das enge Stoffgebiet der Lyrik ausmachten und es wird nur noch darauf ankommen, daß das schöpferische Talent ihnen die Form und den Stimmungsgehalt der Lyrik abringe.

Hat der Dichter eine eigene geschlossene Weltanschauung und versteht er den in ihm von der Außenwelt erzeugten Gedankenreichthum in sinnliche Bilder und in Empfindung erweckende Stimmung umzuwandeln, so wird er in empfänglichen Gemüthern ein Echo finden, und dieses wird um so vielfältiger und kräftiger sich vernehmen lassen, je verwandter die Anschauung des Dichters der seines Hörers ist.

Der moderne Dichter wird also die höchste Wirkung dann erzielen, wenn seine Weltanschauung die seiner Zeit ist. Je mehr Elemente des modernen Lebens sich in seinem Geiste zu einheitlicher Anschauung verbunden haben und je vielgestaltiger das Empfinden seiner Zeitgenossen in seinem Gemüthe sich wiederfindet, um so tiefer wird die Wirkung seiner Dichtung sein.

Unsere Zeit aber ist voll von religiösen, politischen, philosophischen Problemen, die auf unsere Empfindungswelt zurückwirken, und betrachtet man den Dichter als den „empfindenden Nerv der Menschheit", so muß in ihm „zuerst und am deutlichsten zucken", was sie mit Bewußtsein empfindet.

So ist der moderne Dichter förmlich auf die contemplative Lyrik hingewiesen; sie ist in höherem Sinne als jede andere die Lyrik unserer Zeit.

Die darwinistische Weltanschauung hat ihren Dichter in Arthur Fitger gefunden, der von Schopenhauer begründeten Weltbetrachtung gab ihr poetisches Gewand Heinrich Landesmann oder, wie er sich seit dem Erscheinen seines ersten Werkes zu nennen pflegt, Hieronymus Lorm.

Heinrich Landesmann entstammt einer mährischen Kaufmannsfamilie. Er ist am 9. August 1821 zu Nikolsburg geboren. Von frühester Jugend an kränklich, hat er eigentlich keine regelmäßige Schulbildung genossen. Er besuchte zwar mehrere Lehranstalten Wiens, mußte aber auf ärztlichen Rath den Schulbesuch aufgeben. Vorübergehend machte er einen Cursus am Polytechnikum zu Wien durch. Aber eine nur schwer überwundene Krankheit hinterließ eine Beeinträchtigung des Gehörs und Gesichts, und Landesmann war von nun an auf den Weg autodidaktischer Ausbildung hingewiesen. Ganz erstaunlich ist es, daß er unter so schwierigen Umständen sich eine so vielseitige und gründliche Bildung erwerben konnte, wie sie seine Werke bekunden. Er überschaut nicht blos das gesammte Gebiet der Philosophie und der Geschichte, er ist auch mit den jüngsten Erscheinungen der Literatur aller Völker offenbar auf's Innigste vertraut.

Seine schriftstellerische Thätigkeit begann er mit dem Buche „Wiens poetische Schwingen und Federn" (1846). Ehe noch das Buch erschien, welches in der schärfsten Sprache die Beschränkung der Preßfreiheit durch Metternichs Censursystem verdammte, verließ Landesmann die österreichische Residenz und ging im Herbst des Jahres 1846 nach Berlin. Er blieb hier

bis zu den verhängnißvollen Märztagen, eifrig philosophischen Studien ergeben und schriftstellerisch thätig. Hauptsächlich schrieb er für Kühnes „Europa".

Nach den geräuschvollen Ereignissen des Jahres 1848 kehrte er nach Wien zurück und schloß sich dem Kreise von Schriftstellern an, welche sich um die „Presse" gruppirten, die A. Zang in Verbindung mit dem Minister Stadion in's Leben gerufen hatte. Lorm war der Erste, der hier das Feuilleton in seinem französischen Sinne einführte. Im Jahre 1856 heirathete Lorm und lebte von nun an in fast gänzlicher Abgeschlossenheit in Baden bei Wien. Im Jahre 1873 erhielt er auf Grund eingereichter wissenschaftlicher Schriften und der „philosophisch-kritischen Streifzüge" von der Universität Tübingen das Diplom als Doctor der Philosophie. In demselben Jahre verlegte er seinen Wohnsitz nach Dresden, wo er noch heute lebt.

Alle seine Schriften erschienen unter dem Namen Hieronymus Lorm. „In der Wahl dieses Pseudonyms," sagt ein Biograph von ihm, „zeigt sich schon die der Einsamkeit zugekehrte Natur des Poeten. Hieronymus war der erste Heilige, der über die Einsamkeit schrieb, Lorm aber heißt eine Gestalt in einem Roman von James, zu der sich Landesmann sympathisch hingezogen fühlte."

Lorm erhebt sich aber über die Einsamkeit, die ihm sein körperlicher Zustand auferlegt, durch sein reiches und tiefes Gemüthsleben und durch die Freude am Studium und an der beschaulichen Betrachtung der Außenwelt. Er ist nicht blos ein Philosoph in dem gewöhnlichen Verstand des Wortes, er ist ein Weiser in der patriachalischen Auffassung dieses Ehrentitels. Eine glückliche Häuslichkeit und Befriedigung in seiner schriftstellerischen Thätigkeit, die freilich die verdiente Anerkennung erst allmählich errang, ersetzen ihm reichlich, was ihm von anderen Genüssen vorenthalten blieb. Klagt er auch wohl bisweilen über seine äußere Lage, wie in dem kleinen Bericht, den er seiner Novellensammlung „Intimes Leben" vorausschickt, so weiß er sich doch auch bald von der Stimmung zu befreien, die die Klagen eingegeben. „Mein Leben war ein pennsylvanische Einzelhaft," sagt er, spricht sich aber bald Trost zu in den Worten: „aber aus dem Bereich der Kunst und der Philosophie sind große Gestalten darin aufgetaucht, und mittelst der Ideen und Gefühle, die sie weckten, sind aus dem scheinbar so unfruchtbaren Boden Erzeugnisse emporgeschossen, denen von einigen strengen, aber unbefangenen Richtern die innere Berechtigung zugesprochen wurde, in der Literatur noch einige Zeit weiter zu bestehen." Und in demselben Sinne sagt er wenige Seiten vorher, es wäre ihm ein Leichtes, sein dürftiges ereignißloses Dasein in einem dicken Buche zu beschreiben unter dem Titel „Memoiren eines Mannes, der nichts erlebte", denn man glaube es nicht, wie reich ein an Glücksfällen armes Leben ist und wie viele gleichsam individuell-historische Thaten ein König der Leiden vollbringt, um sich das Beherrschen und wahrhaft tyrannische Unterdrücken seines trübseligen Volkes zu einer Lebensfreude zu machen. Lorm hat, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, sich seinen Kerker so

ausgeschmückt, daß die sein Leben bedrückenden Ketten ihre Last verloren haben. Den Schmerz der Welt, wie seine eigenen persönlichen Leiden hat er ertragen, ja überwinden gelernt in der Beschaulichkeit. Der Inbegriff seiner praktischen Weisheit ist: das Menschenleben und was man selbst darin zu leiden und zu erfahren hat, weder als Lustspiel, noch als Trauerspiel, sondern als Schauspiel aufzufassen. Es gilt im vollsten Sinne von ihm selbst, was er Kurt von Kolbing in dem „Naturgenuß" sagen läßt: „Die Welt ist unvergängliche Schönheit, Erquickung, Gemüthsfreude, insoferne nicht persönlicher Genuß von der Welt gefordert wird, insoferne der unsterbliche Reiz ihrer Lebensgestaltungen willenlos geschaut wird."

Lorm wird häufig kurzweg als der Dichter des Weltschmerzes bezeichnet. Ist dieses Urtheil nicht ganz unzutreffend, so ist es jedenfalls zu eng. Denn der Weltschmerz in dem Sinne, wie ihn die Literaturbetrachtung hergebrachter Weise versteht, ist ein Gefühl der Zerrissenheit ohne die Aussicht der Heilung, ein Empfinden der Kluft, welche zwischen menschlichem Wünschen und Erreichen liegt, ohne die Möglichkeit der Ueberbrückung, ein Widerstreit ohne Versöhnung. Der Weltschmerz im hergebrachten Sinne ist auch mehr ein persönliches, denn ein allgemeines Gefühl, mehr ein Zustand des Einzelnen als die Anschauungsweise der Gesammtheit oder doch einer Gesammtheit. Lorm aber ist der bewußte Anhänger des Pessimismus und hat sich, indem er über die Schopenhauer'sche und Hartmann'sche Betrachtung der Dinge hinausgeht, eine eigne Abart des Pessimismus entwickelt, eines Pessimismus, welchem der Begriff des grundlosen Optimismus den Stachel des nie endenden Schmerzes bis zur Wirkungslosigkeit abstumpft. Dichter und Denker sind in seiner Person so eng vereinigt, daß der eine dem andern zu glücklicher Ergänzung hilft; jeder besitzt seine eigne Wahrheit, der Dichter die persönliche, der Denker die gegenständliche. In dieser höheren Vereinigung dieses scheinbaren Widerstreits liegt die Bedeutung der Lorm'schen Persönlichkeit; aus ihr entspringt das Versöhnliche, das den Weltschmerzdichtern fehlt. Hier ein unerreichtes Sehnen des Menschen, dort die beschwichtigte Sehnsucht des menschlichen Geschlechts.

Lorm hat vielleicht selbst den Irrthum derjenigen hervorgerufen, die ihn unter die Nachzügler der großen Weltschmerzdichter geworfen haben, indem er von sich sagt: „Ich singe, wie der Hirsch nach Wasser schreit," und indem er sein Lied bezeichnet als den

> Geist, vor dem die Welt entflieht,
> Der, wenn sie schläft im Dunkeln, still erwacht.

„Mein Lied," eben das Gedicht, in dem Lorm von sich und seiner Dichtung in dieser Weise spricht, ist einer weltschmerzlichen Stimmung des Augenblicks entsprungen, nicht der Grundstimmung seines Gemüths, denn diese umfaßt den Schmerz der Menschheit, den Schmerz „als dem Gefühl der Schranke, welche die Welt von dem Unendlichen trennt". An dieser

Schranke bleibt er stehen, weil er die Welt überwunden hat, und „versinkt beruhigt in das Wissen von demjenigen, was selbst nicht gewußt werden kann". Die Thätigkeit dieses Wissens ist die Betrachtung, das begehrungslose Anschauen der Dinge, die Betrachtung aus dem Gesichtspunkt der Ewigkeit. So gewinnt der Denker in der beruhigten Meditation Befreiung, Erlösung, Heiterkeit. Und dem Denker antwortet das Echo des Dichters in demselben Tone. Auch ihm ist der Schmerz von Anbeginn vorhanden. Das Chaos war ein unruhvoller Traum, ohne Grenzen, tief und weit, in dem weder Leben noch Begehren war —

„Da hat der See zu träumen einst begonnen:
Es schied, was innig an einander lehnte,
In Tag und Nacht, in Mann und Weib, es gähnte
Ein Abgrund plötzlich zwischen Wunsch und Wonnen."

Und dieser Zwiespalt von Wunsch und Wonnen, oder in anderer Gestalt von Natur und Geist ist der ewige Schmerz der Menschheit. Er ist es, der ihn über die Natur erhebt und ihm das Bewußtsein seiner Schranken giebt.

„Wie ruht das satte Thier, in ihm ist kein Vermissen,
Natur, in sich beglückt, ist nur in mir zerrissen."

Noch empfindlicher wird der Schmerz beim Anblick der todten Natur:

„Wenn die Blätter fallen,
Trauert nicht der Baum,
Neue schon durchwallen
Seinen Lebenstraum,
Ganz vom Loos umsponnen,
Das Natur bestimmt,
Fühlt er gleiche Wonnen,
Ob sie giebt, ob nimmt . . .
Menschen nur umfluthet
Kein so treu Geschick,
Und ein Herz verblutet
Jeden Augenblick."

Vergleicht man den hier ausgedrückten Gedanken mit dem Herwegh'schen „Ich möchte hingeh'n, wie das Abendroth", das in dem Schluße gipfelt:

„Sanft stirbt es einzig sich in der Natur,
Das arme Menschenherz muß stückweis brechen,"

so wird leicht klar, daß bei Herwegh eine mehr persönliche, bei Lorm eine allgemeine Empfindung zum Ausdruck kommt: bei Herwegh ein tiefes Schmerzgefühl des Einzelnen, bei Lorm ein Glied aus einer großen Gedankenkette, die das All umspannt.

Der Mensch als Mikrokosmus der Menschheit, sagt Lorm, spiegelt den Kampf zwischen Natur und Geist in sich selbst ab und erwartet von der Schlichtung dieses Processes den erlösenden Frieden seines eigenen Gemüthes.

Lorm findet diesen erlösenden Frieden eben in der beschaulichen Betrachtung der Dinge, vornehmlich in der Betrachtung der leblosen Natur:

„Mag das Glück wie Traum verschwinden —
Glanz der Sonne, Duft der Linden,
Läßt sich nicht an's Schicksal binden,
Läßt sich finden Tag für Tag.
Auf der Welt erhöhten Bühnen
Krönt man nur den Seltnen, Kühnen,
Doch der Schönheit darf den grünen
Kranz ich winden Tag für Tag."

Der vom Dichter ausgeführte Gedanke, daß ein bescheidenes Glück so leicht zu finden sei, wird von dem Denker näher erläutert durch das Vorhandensein des grundlosen Optimismus. Diesen Begriff stellt er dem wissenschaftlich begründeten Optimismus gegenüber. Der Optimismus aus Gründen der Vernunft erscheint ihm als Zerrbild, als unvereinbar mit dem Grundgedanken seiner Anschauung: daß der Schmerz allein wahr ist. Leiden ist das Erste und das Letzte, das allein Gewisse; es braucht nicht *geglaubt* zu werden, es ist die schroffste Realität in dem Grade, daß ein auf's Aeußerste gesteigerter Schmerz Raum und Zeit, die subjectiven Anschauungsformen für die Welt der Erscheinungen, aufhebt. Dieser Wahrheit gegenüber kommt der *Optimismus aus Vernunftgründen* nicht auf. Der echte Optimismus, von Lorm als der *grundlose* bezeichnet, hat weder Ursache noch Zweck. Er nimmt daher seinen Platz außerhalb der Erscheinungswelt, er ist den Bedingungen der unerbittlichen Causalität nicht unterworfen:

Ein Glück, das Grund hat, geht mit ihm zu Grunde stündlich,
Und nur ein grundlos Glück ist wahr und unergründlich.

Der grundlose Optimismus ist die nothwendige und einzig mögliche Ergänzung der Weltverneinung, des Pessimismus. Die Thätigkeit dieses grundlosen Optimismus ist das verzichtende Anschauen der Dinge oder die Betrachtung aus dem Gesichtspunkt der Ewigkeit. Diese Betrachtung verzichtet auf das Begehren wie auf das Erkennen und erreicht dadurch als individuelles Gefühl die Vereinigung von Natur und Geist, oder um dasselbe anders auszudrücken, die Aufhebung des von Anbeginn empfundenen Sehnens nach dem Unendlichen, die Auflösung des Schmerzes.

In diesem Sinne hat Lorm seine zwei philosophischen Werke geschrieben: „*Natur und Geist im Verhältniß zu den Culturepochen*" und „*Der Naturgenuß, ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre*".

„Natur und Geist" ist ein Versuch, die Weltgeschichte und die philosophische Entwickelung als beständige Parallele darzustellen. Das Ergebniß dieses Versuches ist die Erkenntniß, daß der Widerstreit zwischen Geist und Natur bei dem künstlerisch höchstentwickelten Volke des Alterthumes, bei den Griechen, bewußtlos schlummerte; daß er durch die jüdisch-christliche Weltanschauung, welche den Geist auf den Thron setzte, zum schmerzlichen

Bewußtsein der Menschheit gelangt ist; und daß der Friede zwischen beiden heut nur hergestellt werden könne durch die bewußtvoll herbeigeführte Vereinigung des Wahren und des Guten in dem Höheren des Schönen, wie es sich in den Werken der Kunst offenbart. Ihm ist es kein Zufälliges, daß Rousseaus Rückkehr zur Natur und Schillers Auffassung vom Sentimentalen mit der großen wissenschaftlichen Umwälzung, die Kant hervorrief, zusammenfielen. Vor der großen Entdeckung Kants, der nachdrücklich davor warnt, die blos *empfundene* Vereinigung von Nothwendigkeit und Freiheit, Sinnlichkeit und Sittlichkeit für die *objective* Vereinigung von Natur und Geist zu halten, mochte man sich wohl dem Irrthum hingeben, sie auch wirklich zu erreichen. Diesen Irrthum glaubt Lorm nun aus der Welt geschafft: die angestrebte Vereinigung ist nur *subjectiv* zu erreichen. So wird für ihn die „*Wissenschaft des Nichtwissenkönnens*", — wie er den Kant'schen Kriticismus bezeichnet (S. oben S. 153) — welche die Unerreichbarkeit der *bewußten* Vereinigung von Natur und Geist erwiesen hat, zum Ausgangspunkt für die Erreichung einer Versöhnung — auf dem Boden der Beschaulichkeit.

Eine, wenn man so sagen darf, praktische Anleitung hierzu bietet der „*Naturgenuß*". Er will eine Darlegung der „rein subjectiven Bedingungen geben, unter welchen der Naturgenuß eine Erfüllung und Befriedigung bekümmerter Herzen und ein Mittel der Glückseligkeit werden kann". Die beiden Bücher verhalten sich also zu einander wie schulmäßige Lehrmeinung zu lebendiger Anwendung. Was in dem ersten als nothwendig erkannt und bewiesen wird, ist in dem zweiten als möglich dargestellt. Allerdings hat der Naturgenuß in dem edlen und reinen Sinne, wie ihn Lorm auffaßt, zur Voraussetzung auch die Beschaulichkeit des Weisen, die ihm eigen ist. Keinem Menschen von fünf gesunden Sinnen — sagt er mit Recht — die ebensoviel hungrige Organe für jene Genüsse sind, die Gesellschaft und Geselligkeit bieten, wäre mit Erfolg zu empfehlen, das Weltleben mit dem Naturleben im Sinne der einsamen Betrachtung zu vertauschen. So beschränkt er allerdings selbst, was er theoretisch gefunden hat, in der Anwendung auf eine Minderheit. Hier wie dort ist das Streben, die Sehnsucht nach Unerreichbarem zu mildern und dadurch eine reichere Befriedigung, eine höhere Glückseligkeit zu erlangen. Lorm bezeichnet darum auch seine Betrachtung über den Naturgenuß als einen Beitrag zur Glückseligkeitslehre. Er geht, wiederum einen allgemeinen Gedanken individuell beschränkend, davon aus, daß wir Alle durch Geburt, durch äußere Umstände und materielle Verhältnisse in einen bestimmten Kreis gebannt sind, in einen mehr oder minder engen Kerker. „Die einen setzen die Arbeit eines Lebens daran, solchen Kerker zu erweitern, zu durchbrechen, in der Meinung, daß außerhalb desselben das Ziel ihrer Wünsche liegen müsse; die Anderen üben sich, das Wenige, was innerhalb ihres Kerkers zu finden ist, durch Sinn und Geist mit Geschick und Phantasie so auszuschmücken und zu beseelen, daß es als

ein hinreichendes Surrogat alles Unerreichlichen gelten kann.“ Diese Letzteren sind in der Minderzahl, sie sind die Weiseren.

Wer nun dem Dichter auf diese Höhe der Beschaulichkeit folgen kann, der wird mit ihm in der zwecklosen Naturbetrachtung Genüsse seltenster Art kennen lernen. Er wird in dem Weben jeder Jahreszeit, jedes Monats ein selbständiges Leben erkennen, aus dem Wandel und Wechsel der Natur das erquickende Bewußtsein schöpfen, daß sich darin Ewiges in der einzigen Form darstellt, in welcher es irdisch zur Erscheinung kommen kann, in der Form der Vergänglichkeit, ohne daß das Vorübergehende der Form die ewige Dauer des Gesetzes aufzuheben vermöchte.“ So verliert die Vergänglichkeit durch die Naturbeobachtung ihren Schmerz.

Die novellistische Einkleidung, welche Lorm seinen Betrachtungen über den Naturgenuß gegeben, hat ebenfalls seinen Grund darin, gerade ein *solches* menschliches Gemüth zu der Quelle dieser Betrachtungen zu machen, auf welches ungewöhnliche Schicksale eingestürmt waren. Kurt von Kolbing ist der vorgeschobene Verfasser des Büchleins vom Naturgenuß; dieses ist gleichsam das Testament, das der von seiner Jugendliebe durch ein grausames Schicksal auf ewig Ferngehaltene ihr hinterläßt. Kurt von Kolbing ist in seiner verzichtenden Genügsamkeit dahin gelangt, Glück zu empfinden in dem Bewußtsein, daß die Geliebte *lebt*. Alle anderen Empfindungen, die sonst von dem Gedanken an ein geliebtes Wesen unzertrennlich sind, sie sehen, sie besitzen wollen, hat er in seiner Einsamkeit abgestreift. Ist es vielleicht mehr als Zufall, daß das kleine Gedicht „Bewußtsein“ als von dem Dichter empfunden ausspricht, was in der Erzählung als Kurt von Kolbings Empfinden gedeutet wird?

„Nur aus der Ferne darf ich Dein gedenken
Und muß die Gluthen still in mich versenken.

Das Leben riß die Kluft auf, uns zu trennen,
Ob wir gleich seelentief vereint uns nennen.

Kein Hoffnungsstrahl darf meinem Herzen leuchten.
Und selbst die Thräne kann mein Auge feuchten,

Doch mag der wilde Schmerz im Busen brennen,
Mich trägt mit Macht ein himmlisch froh Erkennen:

Daß kein Geschick, kein Trennungsweh zerrissen
Die Seeligkeit, von Deinem Sein zu wissen,

Daß keine Qual vermochte zu gefährden
Mein tiefes Glück — daß Du nur *lebst* auf Erden.

Die Erzählung von Kurt von Kolbing, welche die Einleitung zu dem „Naturgenuß“ bildet, wird zu einem hohen Genuß mehr durch die feinsinnige Entwickelung des Gemüthszustandes Kolbings als durch die Verknüpfung der Thatsachen. Lorm's erzählenden Dichtungen allen ist dieses Verhältniß mehr oder minder eigen. Er betrachtet die Wirklichkeit ein wenig anders, als andere Novellisten und Romanschriftsteller. Nicht wie Jemand, der im und

mit den Gewühl der Menschen lebt, der sie sozusagen mit den eigenen Ellbogen streift, sondern wie Jemand, der von einem erhöhten Standorte aus der Vogelschau das Treiben der Menge beobachtet. Dieser höhere Gesichtspunkt bringt zugleich Gewinn und Verlust, Gewinn an der Weite des Blicks, Verlust an seiner Schärfe. Es sieht sich von der Höhe so Manches anders an, als es sich da unten in der Wirklichkeit zeigt.

In allen Lorm'schen Novellen*) werden die gegebenen Thatsachen zurückverfolgt auf ihren Ursprung bis in die geheimsten Kammern des Herzens. Alle Einflüsse der geschichtlichen Vorgänge, der Umgebung und ungewöhnlicher persönlicher Ereignisse auf den Charakter werden in der feinsinnigsten Weise mit der Schärfe des philosophisch geschulten Psychologen klargelegt. Alle erfahren eine Darstellung, die in der beschaulichen Weise Lorm's rein gegenständlich bleibt. Hie und da wird man eben nur einzuwenden haben, daß vieles durch den veränderten Sehwinkel nicht richtig geschaut ist. Reflexion und Betrachtung wiegen vor und verrathen den Ursprung dieser Novellen, die, wie der Dichter selbst sagt, „aus Meditation und Beschaulichkeit entspringen".

Wo der hervorgehobene Mangel gemildert ist, wie in der Erzählung „Hol' über", oder wo die Betrachtung geschickt mit der Situation und den vorgeführten Personen in Einklang gebracht sind, wie in „Vereint und getrennt", erreicht Lorm unsere besten Erzähler. Die beiden Novellen „Ein adliges Fräulein" und „Ein Drama von 1809" beweisen, daß Lorm die so natürliche Begrenzung seines Talentes auch überwinden kann. Die erstere Erzählung, die Paul Heyse durch die Aufnahme in den „Novellenschatz" anerkannt hat, ist noch nicht ganz frei von der Lorm eigenthümlichen Betrachtung der Wirklichkeit; „Ein Drama von 1809" dagegen ist in der Erfindung wie in der Begründung der Thatsachen, in der Entwickelung der Charaktere und in der Darstellung meisterhaft. Künstlerisch gestaltet ist besonders die innige Beziehung des einzelnen Falles zu den gewaltigen Ereignissen der Zeitgeschichte. Man wird an Conrad Ferdinand Meyer erinnert und an seine, wenn auch so anders geartete Erzählungsweise in dem „Amulet" und in der „Richterin".

Lorm hat auch eine große Anzahl von Romanen**) geschrieben, deren Vorzüge einer reichlich sprudelnden Phantasie und einer gründlichen Kenntniß der altösterreichischen Zustände entspringen. Oft freilich wird die Wirklichkeit

*) Am Kamin. Geschichten und Träumereien. (Inhalt: Am grünen Tisch. Der Herbsttag. Philosophie eines Kusses. Neckarwelle. Vereint und getrennt. Eine Miniaturausgabe. Badeleben im April. Die Verblühte). Intimes Leben. Novelletten. (Inhalt: Blanche. Die Gesellschafterin. Hol' über.)

**) Todte-Schuld. — Späte Vergeltung. — Der ehrliche Name. Aus den Memoiren einer Wiener Jüdin. — Außerhalb der Gesellschaft. — Ein Schatten aus vergangenen Tagen. — Ein Kind des Meeres. — Der fahrende Geselle. — Die schöne Wienerin. — Vor dem Attentat.

von der Phantasie willkürlich gemodelt und die Thatsachen nehmen eine Gestalt an, die man im Leben schwerlich wiederfinden wird.

Aus der Erzählung „Ein Drama von 1809" würde man gewiß mit Recht auf bedeutendes dramatisches Talent schließen, wir meinen, auf die Gabe zur Hervorbringung mächtig wirkender Situationen, deren Voraussetzungen nach allen Seiten hin genügend begründet sind; denn in der Charakteristik der Personen, fürchten wir, würde sich wieder die Seite des Lorm'schen Talentes bemerkbar machen, die der Entwicklung seiner menschlichen Persönlichkeit und seiner lyrischen Begabung zwar zum großen Vortheile, der dramatischen Gestaltung aber zum Schaden gereichen müßte: die Beschaulichkeit. Wir haben nur theilweise die Möglichkeit, diesen Schluß auf seine Richtigkeit zu prüfen, denn Lorm hat nur zwei kleine Dichtungen in dramatischer Gestalt geschaffen, „Die Alten und die Jungen, Sittenbild in einem Aufzug" und „Der Herzensschlüssel, Lustspiel in einem Aufzug." Schon der kleine Maßstab dieser Dichtungen macht es leicht, auf eine tiefere Charakteristik zu verzichten, die Erfindung aber ist in beiden so einfach und reizend, der Dialog so anmuthig und geistreich, die Scenenführung so geschickt und ungekünstelt, und über beiden ruht eine so reine, poetische Stimmung, daß man sich darüber wundern muß, sie von der deutschen Bühne fast ausgeschlossen zu sehen. Der „Herzensschlüssel" ist zwar am Hofburgtheater in Wien im Jahre 1851 aufgeführt worden, scheint aber doch in Vergessenheit gerathen zu sein. Die beiden Stücke haben eine gewisse Aehnlichkeit in den Hauptfiguren und den Motiven ihres Handelns. Albert in „Die Alten und die Jungen" und Dorfan in „Der Herzensschlüssel" — beide wollen auf das Glück der Vereinigung mit dem geliebten Weibe verzichten, wenn sie ihm nicht auch Alles das bieten können, was das Leben außer dem idealen Gute der Liebe an Genuß und Schönheit enthält. In diesem Sinne stehen die Jungen den Alten gegenüber, die aus der Zeit der Romantik noch den Traum bewahren, daß zur Ehe — zwei liebende Herzen genügen. In größeren dramatischen Schöpfungen hat sich Lorms Talent nicht offenbart.

Seine Gedanken über die dramatische Poesie und ihren nothwendigen Zusammenhang mit den Kämpfen der Zeit lernen wir aus dem Essay über Otto Ludwig kennen. „Jeder dramatische Stoff, aus welcher Zeit er immer gewählt sei," sagt Lorm, „kann nur im Sonnenlicht jenes politischen und ethischen Ideals, welches die Gegenwart gerade ausstrahlt, zur Frucht reifen, zur Wirkung gelangen." Von diesem Grundsatz ausgehend, erklärt er das erfolglose Ringen der genialen Anlagen eines Grabbe, eines Hebbel, eines Otto Ludwig, die er mit der treffenden Bezeichnung der fragmentarischen Naturen belegt. Der Antheil, welchen die Zeit an der unterbrochenen Entwicklung dieser genialen Geister hatte, besteht nach Lorm eben darin, daß sie ihnen die richtigen Stoffe zu künstlerischer Behandlung nicht mehr zu bieten vermochte. Sie hatte die romantische Liebhaberei bereits verworfen, die klassischen Ideale ausgesaugt, und nun hätte es gegolten, im historischen Leben der deutschen

Nation gesunde Stoffe, neue Ideale aufzuzeigen. Das Leben der Jahre vor und nach 1848, soweit es ein historisches zu nennen ist, habe sich aber aus krankhaften, widerwärtigen, jedenfalls der reinen künstlerischen Begeisterung feindlichen und höchstens einer unkünstlerischen Erbitterung zugänglichen Elementen zusammengesetzt. Diese Auffassung der fragmentarischen Naturen und der Schöpfungen Otto Ludwigs im Besonderen zeigen uns die Methode, welcher sich Lorm in der Beurtheilung der Erscheinungen der zeitgenössischen Literatur bedient. Es ist zunächst der Psychologe, der dem Innersten des schaffenden Geistes nachgeht; dann der Philosoph, der den Zusammenhang des Dichters als der Einzelerscheinung mit der Gesammtheit des Lebens seines Volkes und seiner Zeit erforscht; dann der darstellende Künstler, der seinen Gedanken die klarste Form zu geben versteht. Wie einleuchtend ist beispielsweise die Darlegung von Jean Paul's Bedeutung für unsere Zeit, wie vorzüglich charakterisirt dessen Gestalten, und wie zutreffend ist Lorms Urtheil über Varnhagen und Börne! Von Varnhagen sagt Lorm (Philosophisch-kritische Streifzüge, S. 101:) „Wie Karl Moor, weil ihm Unrecht geschehen war, aus dem Kreise der ehrlichen Leute heraustrat und unter die Spitzbuben ging, so hatte Varnhagen aus demselben Grunde den Kreis der Diplomaten verlassen und war unter die ehrlichen Leute gegangen." Sein Urtheil über Börne leidet vielleicht ein wenig an Ueberschätzung, es ist aber im Kern wahr und wird dem großen Charakter Börne's mehr gerecht, als irgend eines, das über ihn gefällt worden. „Das Heldenthum Börnes ist vielleicht ohne Beispiel in der Geschichte; denn wird der Held gepriesen, der einer Idee sein Sterbliches hinopfert, sein Leben — wo ist ein Zweiter zu finden, der ihr sein Unsterbliches geopfert hätte, sein Talent, seinen Ruhm? Von der Natur auf die Höhe gestellt, auf eine Linie mit Cervantes, Swift, Rabelais, Sterne, berufen, das dauernde Leben der Menschheit mit seinem Humor zu durchleuchten, hat sich Börne freiwillig von dieser Höhe herabgestürzt, um seine Himmelsgaben an die vergänglichen Interessen des Tages zu verschwenden. Was er dem Tage dargebracht, mußte mit diesem vergessen werden. Der Fuß der Zeit schreitet erbarmungslos über den Sand der Heerstraße hinweg, hätte sich auch ein Raphael das Vergnügen gemacht, Figuren in diesen Sand zu zeichnen."

Die „philosophisch-kritischen Streifzüge" sind offenbar aus der journalistischen Thätigkeit Lorms hervorgewachsen, aus seinen Feuilletons.*) Sind auch die Stoffe, die Lorm feuilletonistisch behandelt, scheinbar zu schwer für den engen Raum, den das Erdgeschoß unserer Zeitung zur Verfügung stellt, und für die Aufmerksamkeit, welche der Leser für diese Erzeugnisse des

*) Geflügelte Stunden. Leben. Kritik. Dichtung.
I. Theil: Die Märchen der Gegenwart. Skizzen aus Zeit und Leben.
II. Theil: Diogenes im Tintenfaß. Studien und Essays. (Contempl. Lyrik.)
III. Theil: Novellen und Scenen. Ein adliges Fräulein. Ein Drama von 1809. Die arme Gräfin. (Scenen deutschen Badelebens.)

Tages zu haben pflegt — Lorm überwindet durch die Anmuth der Darstellung, durch den scharf zugespitzten Styl und durch die Klarheit und Sicherheit mit der er, der im abgezogenen Denken Geübte, die schwersten philosophischen Stoffe handhabt, die Sprödigkeit des Gegenstands vollkommen. „Die Muse des Glücks" z. B. ist eine solche feuilletonistische Darlegung seines Gedankens vom „Optimismus ohne Grund", die auch der philosophisch Ungeschulte mit Vergnügen und Gewinn liest, und in der „Ungarischen Rhapsodie," in welcher der Eindruck eines Liszt'schen Musikvortrags in Worten wiedergegeben werden soll, wird der Feuilletonist durch den Dichter ergänzt und erreicht, was sonst des Lyrikers Ziel ist, die Erweckung einer Stimmung.

Lorms Talent ist aber auch in erster Linie ein lyrisches. Mit Recht hat Oscar Bulley Lorms „Natur und Geist" als eine Dichtung in Prosa bezeichnet, eine Bezeichnung, die Lorm treffend auf Schillers Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" angewandt hat. Wenn nicht die Form der Versification und die Sangbarkeit, sondern vornehmlich die Stimmung das Wesen der Lyrik ausmacht, so ist Lorm einer der hervorragendsten unter unsern modernen Lyrikern. Wir haben oben in der Entwicklung von Lorms Weltanschauung eine Anzahl Proben gegeben, welche das bestätigen werden. Diese Proben werden auch genügen, um den Leser den Kreis der Empfindungen erkennen zu lassen, den Lorm vornehmlich dichterisch gestaltet. Ein kleines Gedicht nur sei an dieser Stelle zum Beweise dessen citirt, daß Hieronymus Lorm, der einerseits schwere philosophische Gedanken mit dem ganzen Rüstzeug des Gelehrten zu verarbeiten gewohnt ist, andererseits durch die einfachsten Mittel die höchste lyrische Stimmung hervorzurufen weiß.

Zwei Wanderer.

Zwei Wand'rer schritten durch den Wald,
Den Schlag auf Schlag das Beil durchhallt.

Was jeder wünschte sehnsuchtsvoll,
Ihm aus dem Klang entgegenscholl.

Der Rüst'ge sprach: „Dort liegt der Strand,
Man baut ein Schiff nach fernem Land."

Der Müde sprach: „Man baut ein Haus,
Die Liebe schmückt's mit Blumen aus."

Sie drangen durch das Baumgeflecht,
Und sieh! Da hatten Beide Recht.

Man baut ein Schiff nach fernem Land,
Ein Haus umpflanzt von lieber Hand:

Man zimmert, was der Wald verbarg,
Aus neuen Brettern einen Sarg.

(„Gedichte" IV. Aufl. S. 117).

Hieronymus Lorm bietet die merkwürdige Erscheinung einer innigen Verschmelzung von dichterischer und philosophischer Befähigung. Und — was noch erfreuender wirkt — beide Seiten seines Talentes hat er stets in strenge Zucht genommen, um, was ihm die Götter an Naturanlagen gegeben, zu erweitern und zu vertiefen. Nicht schnellerrungene Erfolge begleiten seine Laufbahn, sondern allmähliche, aber darum um so fester begründete Anerkennung. Nicht die leichterworbene Gunst des Lesertrosses, die sich in lautem Marktgeschrei kund giebt, erfreut den Dichter, sondern der Beifall Feinsinniger, welche die Werke dichterischen Schaffens mit gebildetem Geschmack und mit Wahl genießen. Wie beruhigend wirkt eine solche Erscheinung angesichts des Lärmens einer Gruppe junger Schriftsteller, die — kaum aus den Kinderjahren herausgetreten — in ihren Jugendversuchen Meisterwerke zu schaffen wähnen, die, um die Anerkennung der Welt zu ertrotzen, mit vernichtendem Urtheil über Alles hinwegschreiten, was sich nicht zu der Schule der „Dichtercharaktere" bekennt, und die das bischen Wohlwollen, das man ihrem Talent entgegenbringen möchte, durch die Art verscherzen, in der sie es beanspruchen.

Kann man zweifeln, wo das Rechte liegt, und was der Entwickelung der einzelnen Schriftstellerpersönlichkeit, was dem Schriftthum mehr frommt?

Verbrechen oder Wahnsinn?

Das Schulmädchen Marie Schneider.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Vor den Richtern der dritten Strafkammer des Berliner Landgerichts I steht ein zwölfjähriges Schulmädchen, für sein Alter körperlich gut entwickelt, ziemlich groß und schlank, von keineswegs ungewöhnlicher Gesichtsbildung, nicht hübsch, aber auch nicht häßlich. Der Kopf ist rund, die Stirn weicht etwas zurück, die Nase ist ziemlich klein, der Mund eher groß als klein, die braunen Augen sind lebhaft, die schlichten dunkelblonden Haare sind nach hinten gekämmt. Sie trägt die Kleidung der Untersuchungsgefangenen: über dem dunkelfarbigen Rocke ein großes helles Brusttuch, das bis zum Halse reicht und die Schultern bedeckt. Mit einer geistigen Klarheit und Bestimmtheit, die für ihre Jahre höchst überraschend, ja staunenswerth sind, beantwortet sie die sämmtlichen Fragen, die vom Vorsitzenden der Strafkammer, Landgerichtsdirector Schmidt, in scharfsinniger und logischer Gliederung an sie gestellt werden, und zwar ohne Stocken und Schwanken, und ohne daß sie an der Beantwortung anders als mit ihrem Verstande betheiligt zu sein scheint. Irgendwelche innere Bewegung oder tiefere Erregung ist vollkommen ausgeschlossen. Sie macht ihre Aussagen gleichmäßig in demselben kindlichen Tone, in dem die jugendliche Schülerin dem Lehrer oder sonst einer Respectsperson Rede und Antwort steht, oder etwas aussagt, was sie erlernt hat, ob diese Fragen sich nun auf verhältnißmäßig gleichgültige und äußerliche Dinge beziehen, oder ob sie von schwer wiegender Bedeutung und entsetzlichster Natur sind. Sie selbst macht keinerlei Unterscheidungen weder in der sinnlichen Art ihrer Beantwortung, noch in deren Ausdruck und Ton. Und wenn diese Fragen auch von so tief ein-

ſchneidender Verſchiedenheit ſind, daß der Richter, der ſie ſtellt, unwillkürlich bei der Frageſtellung den Ausdruck ſeiner Stimme und den Tonfall ſo weſentlich verändert, daß ihm Jedermann anmerken muß, wie tief er von der Sache, über der er ſteht, ſelbſt menſchlich ergriffen wird — das kleine Mädchen, die Meiſtbetheiligte, bewahrt in allen Fällen bei der Beantwortung die vollkommene Gleichmäßigkeit, die frühreife Klarheit und Kindlichkeit. Sie iſt keineswegs dreiſt, eine gewiſſe Befangenheit iſt ſogar nicht zu verkennen, aber ſie weiß offenbar, daß ſie antworten muß, gerade wie ſie zu antworten hat, wenn der Lehrer in der Schule ſie fragt, und genau ſo antwortet ſie. Ihre Ausſagen machen den Eindruck der vollkommenſten Wahrhaftigkeit und ſtimmen in der That mit den thatſächlichen Feſtſtellungen in jedem Punkte überein.

Was ſie bei dieſer Vernehmung theils durch Bejahung und Verneinung der an ſie geſtellten Fragen, theils durch längere eigene Angaben, die ſie auf Veranlaſſung des Vorſitzenden macht, mit auffälliger Schärfe und Beſtimmtheit und mit einer in dieſem Falle geradezu unbegreiflichen Objectivität ihren Richtern mitgetheilt hat, wollen wir hier im Zuſammenhange, unter Auflöſung der Form der Frage und Antwort, ſo vollſtändig und richtig es uns möglich iſt, wiedergeben.

* * *

„Ich heiße Marie Schneider. Ich bin am 1. Mai 1874 in Berlin geboren. Mein Vater iſt vor längerer Zeit geſtorben, ich weiß nicht, wann; ich habe ihn noch gekannt. Meine Mutter lebt noch, ſie ernährt ſich als Maſchinennähterin. Ebenſo lebt ein jüngerer Bruder von mir. Eine Schweſter habe ich vor einem Jahre verloren. Ich habe ſie nicht beſonders lieb gehabt, weil ſie beſſer war als ich und von meiner Mutter beſſer behandelt wurde. Ich bin wegen meiner Ungezogenheiten einige Male von meiner Mutter gezüchtigt worden, und es iſt richtig, daß ich ihr den Stock, mit dem ſie mich geſchlagen hat oder ſchlagen wollte, weggenommen und ſie geſchlagen habe.

Seit meinem ſechſten Jahre beſuche ich die Gemeindeſchule. Ich bin jetzt in der dritten Klaſſe und zwar ſeit zwei Jahren. Ich bin wegen Faulheit ſitzen geblieben. Ich bin unterrichtet worden im Leſen, Schreiben, Rechnen, in der Erdkunde und Geſchichte, und auch in Religion von meinem ſechſten Lebensjahre an. Ich kenne die zehn Gebote. Ich kenne auch das fünfte Gebot: es heißt: „Du ſollſt nicht tödten," und die Erklärung im kleinen Katechismus lautet: „Du ſollſt Deinem Nächſten an ſeinem Leibe keinen Schaden noch Leid thun, ſondern ihm helfen und fördern in allen Leibesnöthen." Auch die Bibelſtelle, welche den, der tödtet, mit dem Tode bedroht, iſt mir bekannt, ſie lautet: „Wer Menſchenblut vergießt, durch Menſchen ſoll ſein Blut vergoſſen werden."

Ich habe einige Geſpielinnen in der Schule und in der Nachbarſchaft gehabt, und habe auch mit einem zwanzigjährigen Fräulein, das in unſerm Hauſe wohnt, viel verkehrt. Sie hat mir von ihrer Kindheit erzählt und

mir gesagt, daß sie eben so ungezogen („ruppig") gewesen sei wie ich, und daß auch sie die Lehrer, die sie hätten strafen wollen, geschlagen habe*).

Vor einiger Zeit habe ich mich beim Spielen auf dem Hofe einem Kinde von hinten genähert, ihm die Augen zugehalten und gefragt, wer ich sei? Bei dieser Gelegenheit habe ich ihm die Daumen tief in die Augen gedrückt, so daß das Kind sehr schrie und tagelang entzündete Augen hatte. Ich wußte, daß ich ihm weh that, aber ich habe es doch gethan, und es trotz seines Schreiens nicht eher losgelassen, als bis man mich gewaltsam entfernt hat. Eine besondere Freude habe ich wegen der dem Kinde bereiteten Schmerzen nicht empfunden, ich habe es aber auch nicht bereut.

Als kleines Kind habe ich Kaninchen die Augen mit einer Gabel ausgestochen und ihnen nachher den Bauch aufgeschlitzt. Das hat mir wenigstens meine Mutter öfter gesagt, ich selbst entsinne mich dessen nicht mehr genau.

Von den großen Verbrechen, die in Berlin vorgekommen sind, habe ich Kenntniß erhalten. Ich weiß, daß Conrad seine Frau und Kinder ermordet hat, und daß ihm der Kopf abgehauen worden ist. Ich weiß, daß Frau Päpke ermordet worden ist, und habe auch von dem Mörder Gottfried Keller gehört. Ich habe die Zeitungsberichte über diesen Mord meiner Tante vorgelesen.

Ich bin sehr naschhaft und habe mir mehrere Male Geld zu verschaffen gesucht, um mir Näschereien zu kaufen, zweimal fünfzig Pfennige und einmal eine Mark. Ich habe den Leuten gesagt, daß ich das Geld für andere Leute holte, die gerade kein klein Geld hätten. Ich weiß, daß das Betrug war. Ich weiß auch, was Diebstahl ist. Wenn man etwas wegnimmt, was Einem nicht gehört, so begeht man einen Diebstahl. Es giebt verschiedene Arten von Diebstahl. Man kann etwas wegnehmen, was offen daliegt, oder etwas aus der Tasche nehmen, oder etwas, was unter Verschluß liegt; und zu dem hinter Verschluß Liegenden gelangt man, wenn man das Schloß entweder mit einem falschen Schlüssel oder mit einem Dietrich öffnet. Je nachdem und je nach dem Werthe des Gestohlenen wird auch der Diebstahl leichter oder schwerer bestraft, mit Gefängniß oder mit Zuchthaus. Jemand, der tödtet, ist ein Mörder, und ich bin eine Mörderin. Der Mord wird mit dem Tode bestraft, der Mörder wird hingerichtet, das heißt: es wird ihm der Kopf abgehackt. Mir wird man den Kopf aber nicht abhacken, weil ich noch zu jung bin. Man hat mir gesagt, ich wäre noch so jung, daß mir nichts geschehen könne, man würde mich in ein Erziehungshaus bringen.

Am 7. Juli wurde ich von meiner Mutter nach der Waßmannstraße geschickt, um für sie etwas zu besorgen. Da traf ich die kleine Margarete Dietrich, die dreieinhalb Jahre alt war, und die ich seit dem März dieses Jahres kannte. Ich sagte ihr, sie solle mit mir kommen, und faßte sie an der Hand. Sie folgte mir auch. Ich nahm sie mit mir, um ihr die Ohrringe

*) Die betreffende Person soll, wie behauptet wird, einen lasterhaften Lebenswandel führen.

wegzunehmen. Es waren kleine goldene Ohrringe mit einem bunten Stein. Ich wollte die Ohrringe nicht selbst behalten, sondern bei einem Trödler in der Nähe verkaufen. Ich hoffte dafür fünfzig Pfennige zu bekommen, und dafür wollte ich mir Näschereien kaufen, namentlich Königskuchen. Als ich auf dem Hofe unseres Hauses angelangt war, mußte ich ein Bedürfniß verrichten und rief nach meiner Mutter hinauf, sie solle mir den Schlüssel herunterwerfen. Sie that das und warf mir gleichzeitig fünf Pfennige herunter, für die ich etwas einzukaufen hatte. Während ich mich entfernte, setzte ich die kleine Margarete Dietrich auf die Treppe, und da fand ich sie auch wieder. Vom Hofe aus hatte ich bemerkt, daß das Flurfenster des zweiten Stocks halb geöffnet war. Ich ging mit ihr die Treppe hinauf zum zweiten Stock, um ihr da die Ohrringe abzunehmen und das Kind nachher aus dem Fenster zu werfen. Ich wollte sie damit tödten, denn ich fürchtete, daß sie mich verrathen möchte. Sie sprach zwar nicht sehr gut, aber sie konnte ja auf mich zeigen, und wenn es herausgekommen wäre, hätte meine Mutter mich geschlagen.

Ich stieg mit ihr bis zu dem offenen Fenster des zweiten Stocks die Treppe hinauf, öffnete das Fenster weit und setzte das Kind auf die Fensterbank. Da hörte ich, wie ein Hausbewohner von oben kam. Ich setzte das Kind schnell wieder auf den Boden und schloß das Fenster. Der Mann ging vorüber, ohne sich um uns zu bekümmern. Darauf öffnete ich das Fenster abermals und setzte das Kind wiederum auf das Fensterbrett, und zwar so, daß die Füße nach dem Hof hinaushingen, und mit mir abgewandtem Gesicht. Ich that das, weil ich ihr nicht in's Gesicht sehen wollte, und weil ich sie so leichter stoßen konnte. Ich hakte ihr die Ohrringe aus. Grete fing an zu schreien, weil ich, wie sie sagte, ihr weh that. Darauf drohte ich ihr, wenn sie nicht sofort ruhig wäre, sie zum Fenster hinauszuwerfen, da wurde sie ruhig. Ich nahm die Ohrringe und steckte sie in meine Tasche. Dann gab ich dem Kinde einen Stoß („Schubs") und hörte, wie es unten erst auf die Laterne aufschlug und dann auf das Pflaster. Darauf lief ich schnell die Treppe hinunter und besorgte den Einkauf, den mir meine Mutter aufgetragen hatte.

Ich wußte, daß ich das Kind tödten würde. Daß der Tod der kleinen Grete den Eltern Schmerz bereiten würde, habe ich mir nicht überlegt. Mir selbst hat es auch nicht leid gethan, ich habe es damals nicht bereut, ich habe es auch während der langen Zeit der Untersuchungshaft nicht bereut und bereue es auch jetzt nicht.

Am andern Tage kam ein Schutzmann zu uns und fragte, ob ich das Kind aus dem Fenster geworfen hätte. Ich sagte nein, ich wüßte von nichts. Ich warf nun aber die Ohrringe, die ich bis dahin versteckt hatte, weg — in den Lichtschacht. Ich fürchtete, man würde mir am Ende die Taschen durchsuchen und sie dann bei mir finden. Es kam auch bald ein zweiter Schutzmann, dem habe ich die Wahrheit gesagt, weil er drohte, mir eine Ohrfeige zu geben, wenn ich nicht die Wahrheit sagte. Ich wurde darauf abgeführt und mußte den Leuten sagen, wie es geschehen war. Dann kam

ich hier nach dem Untersuchungsgefängniß in Moabit und wurde von Herrn Landgerichtsrath Hollmann wieder ganz genau nach Allem gefragt und habe darauf ebenfalls geantwortet.

Mit Herrn Landgerichtsrath Hollmann fuhr ich in einer Droschke nach dem Leichenhause. Ich aß ein Brödchen, das mir Herr Landgerichtsrath Hollmann gab, mit gutem Appetit. Ich sah die Leiche der kleinen Grete, die entkleidet auf einem Brette lag. Ich habe dabei keinen Schmerz und kein Bedauern empfunden. Ich wurde darauf nach dem Untersuchungsgefängniß zurückgebracht. Zwei Tage blieb ich allein in der Zelle. Meine Bitte, mich mit Andern zusammenzusperren, wurde erfüllt. Ich war seitdem mit vier andern weiblichen Gefangenen zusammen und habe denen die Geschichte ebenfalls erzählt. Ich habe bei der Erzählung bisweilen gelacht, weil die Frauen so curiose Fragen an mich stellten.*) Vom Gefängniß aus habe ich auch an meine Mutter geschrieben und sie gebeten, zwei Mark einzuzahlen, damit ich mir Schmalz kaufen könnte, denn wir bekamen trockenes Brod. Einer der Briefe beginnt mit den Worten: „Liebe Mutter! Mit Vergnügen ergreife ich die Feder, um Dir Nachrichten von mir zu geben." Diesen Satz habe ich allein geschrieben, bei den andern haben mir meine Mitgefangenen geholfen."

* * *

Das sind die grauenvollen Thatsachen, welche die kleine Marie Schneider dem Richter ohne Verstocktheit, ohne Dreistigkeit, ohne Frechheit, mit dem Ausdruck der vollen Kindlichkeit, wir wiederholen noch einmal, weil wir keine treffendere Bezeichnung finden können: wie ein Schulmädchen in der Prüfung mitgetheilt hat. Während der sehr langen Befragung entfärbte sie sich etwas, weil eben die Länge der Prüfung und der Zwang der Antworten sie aufregte. Aber während der allerschrecklichsten Augenblicke, während ihrer Befragung über die Einzelheiten des Mordes, über die Besichtigung der Kindesleiche, war sie gerade so ruhig, wie bei den Fragen über die gleichgültigsten Dinge. Nicht ein einziges Mal machte sie auch nur den Versuch, das Schändliche ihrer That durch lügnerische Behauptungen abzuschwächen oder zu beschönigen. Im Gegentheil konnte man beobachten, wie sie eine gewisse Freudigkeit darüber empfand, auf alle Fragen so hübsch Bescheid geben zu können und keine Antwort schuldig zu bleiben. Es machte fast den Eindruck, als ob es ihrer Eitelkeit schmeichelte, daß man sich um sie so angelegentlich bekümmerte, und daß sie klug gestellte Fragen auch klug beantworten konnte. Ihre Augen feuchteten sich während der Befragung nur ein einziges Mal, und das war, als sie erzählte, daß sie trockenes Brod im Gefängniß bekäme.

*) Die Marie Schneider hat ihren Mituntersuchungsgefangenen eine Reihe von abenteuerlichen und scheußlichen Geschichten erzählt, die auf eine schreckliche Entartung der Phantasie schließen lassen. Von diesen Schauergeschichten ist in der öffentlichen Verhandlung nicht die Rede gewesen. Es war auch nicht nöthig, darauf zurückzukommen, da die Verhandlungen ein vollkommen klares Bild von dem Wesen des merkwürdigen und schrecklichen Kindes gaben.

Die drei Aerzte, die über den Gemüthszustand dieses furchtbaren Kindes ihr sachverständiges Urtheil abzugeben hatten, haben die Marie Schneider einstimmig für strafunmündig im Sinne des Gesetzes erklärt.

Der Sachverständige Sanitätsrath Dr. Long hat sein Gutachten dahin abgegeben, daß hier ein vollkommener sittlicher Defect vorliege, der unnatürlich und krankhaft sei. Er hat daran erinnert, daß die vom Gesetz angenommene Altersgrenze von zwölf Jahren für die Strafbarkeit eine willkürliche sei, und daß Marie Schneider diese Grenze erst seit wenigen Wochen überschritten habe. Sie war, als sie das ungeheuerliche Verbrechen beging, zwölf Jahre neun Wochen alt. Er glaubt nicht, daß die kleine Schneider die vom Gesetze erforderte Einsicht zur Erkenntniß der Strafbarkeit der Handlung besitze.

Der andere Sachverständige, Geheimrath Dr. Wolff, der das Kind im Gefängniß näher zu untersuchen keine Gelegenheit gehabt, hat sich nach dem Eindrucke, den er von den Verhandlungen gewonnen, dem Gutachten seines Collegen angeschlossen.

Der Gefängnißarzt Sanitätsrath Dr. Lewin hat die Kleine während ihrer langen Untersuchungshaft sehr sorgfältig beobachtet. Dr. Lewin macht eine sehr feine Unterscheidung zwischen der geistigen Reife und der seelischen Ausbildung, die bis zu einem gewissen Grade gemeinsam vorhanden sein müßten, um die Strafmündigkeit zu bedingen. Geistig sei die kleine Schneider über ihre Jahre hinaus reif, sie besitze sogar eine für ihr Alter ungewöhnliche Klugheit und Klarheit. Sie sei ihm während seiner langen Beobachtung wie auch heute in der Verhandlung als ein durch und durch gescheidtes Mädchen erschienen, das jede Frage sehr wohl verstanden und sehr gut beantwortet habe. Dagegen habe er niemals ein menschliches Wesen kennen gelernt, das seelisch so vollkommen nichtig sei, wie dieses Kind. Man könne da nicht von Verderbtheit reden, es wäre eben das Nichts. Sie habe nie einen Augenblick auch nur ein flüchtiges Bedauern, geschweige denn tiefe Reue gezeigt. Sie habe niemals das Bedürfniß gefühlt, das Entsetzliche zu bemänteln und zu beschönigen. Sie habe kein Verständniß dafür gehabt, daß sie ein schweres Verbrechen begehe, wenn sie ein Menschenleben vernichte, um sich für fünfzig Pfennige Näschereien kaufen zu können. Sie habe die Prügel ihrer Mutter mehr gefürchtet, als die Folgen ihrer fürchterlichen That. Der Gefängnißarzt faßte seine Beobachtungen schließlich so zusammen: Die Angeklagte ist in geistiger Beziehung reif und klar, in sittlicher Beziehung aber eine Idiotin.

Der Vertreter der öffentlichen Anklage, Herr Assessor Werner, trat diesen Ausführungen entgegen und schloß aus der Art und Weise, wie das Mädchen auf alle Fragen Rede und Antwort gestanden, wie es feine Unterscheidungen zwischen Diebstahl und Betrug, zwischen schwerem und leichtem Diebstahl und dergleichen gemacht, wie es nach seinem eigenen Geständniß den Mord mit kühlster Ueberlegung vorbereitet und begangen hatte, daß die Marie Schneider für die von ihr verübte Unthat im weitesten Sinne des Gesetzes verantwort-

lich zu machen sei. Er beantragte die Schuldigsprechung der Marie Schneider als Räuberin und Mörderin und als Strafmaß achteinhalb Jahre Gefängniß.

Der Vertheidiger, Rechtsanwalt Dr. Fritz Friedmann, stützte sich in seiner sehr ernst und tief durchdachten Vertheidigungsrede auf den festen Unterbau der sachverständigen Begutachtung. Er machte nicht den geringsten Versuch, die That selbst ihres Entsetzens zu entkleiden, sie irgendwie abzuschwächen oder in einem weniger grausigen Lichte erscheinen zu lassen. Er richtete vielmehr ausschließlich sein Augenmerk auf den seelischen Zustand der Thäterin. Er schilderte die Marie Schneider, unter Berufung auf ihr Verhalten während und unmittelbar nach der That, auf ihr Benehmen in der langen Untersuchungshaft und auf ihr Auftreten vor dem Richter, als ein Kind, — als ein unseliges fürchterliches Kind, aber eben doch als ein kindisches Wesen, das das Gesetz auch wegen fürchterlicher Verirrungen und Verbrechen nicht erreichen, nicht strafen könne, weil es eben die zur Erkenntniß der That erforderliche sittliche Reife nicht besitze. Daß es die Altersgrenze, welche das Gesetz gezogen hat, um einige Wochen überschritten habe, sei ohne allen Belang. Der Beweggrund der wohlüberlegten Schreckensthat: einen unredlichen Gewinn von fünfzig Pf[illegible]nigen zu erzielen, um sich dafür Königskuchen zu kaufen, die unheimliche Herzlosigkeit und Kaltblütigkeit bei der Vorbereitung, bei der Ausführung dieser That, die vollkommene Gefühllosigkeit und Gleichgültigkeit nach der vollbrachten That, die Stumpfheit beim Anblick der Leiche, die völlige Reulosigkeit und schaudererregende Frivolität, mit der die Thäterin von ihrem Morde ihren Mitgefangenen gegenüber sich geäußert hat, dieselbe einer jeden Regung des Mitgefühls unzugängliche Haltung während der Verhandlung, diese auch vom Vorsitzenden schaudernd angestaunte steinerne Herz- und Gemüthlosigkeit, gepaart mit der vollkommenen Kindlichkeit ihres Benehmens, wie sie dem Vertheidiger bei jeder Begegnung mit dem kleinen Mädchen entgegengetreten ist, und wie sie sich auch hier vor der Oeffentlichkeit offenbart hat, — Alles das stelle die Angeklagte auf eine so niedrige sittliche Stufe, daß das Gesetz bis zu ihr nicht hinabsteigen könne. Der entscheidende Zeitpunkt für die Beurtheilung der That sei der Moment der Ausführung des Verbrechens selbst. Habe sie in diesem Augenblicke die erforderliche Einsicht besessen, so sei ihr die That zuzurechnen. Der Ausgangspunkt der Einsicht müsse aber bei jedem Verbrecher nicht das Bewußtsein der Strafbarkeit, sondern das sittliche Grauen vor dem Verbrechen selbst sein. Wo dieses Grauen fehle, und damit der absolute Moraldefect zu Tage trete, sei die Grundlage für die Strafbarkeit entzogen, die Zurechnungsfähigkeit ausgeschlossen. Dieses Mädchen stehe also in sittlicher Beziehung thatsächlich noch außerhalb des Gesetzes. Es sei fraglich, ob es diese sittliche Reife jemals erlangen werde. Der Versuch dazu, dem Kinde diese sittliche Erziehung beizubringen, müsse jedenfalls gemacht werden. Dieser Versuch aber könne nimmermehr in dem Gefängniß, er müsse in einer Erziehungsanstalt gemacht werden. Da werde es vielleicht gelingen, in dieses seelische Brachfeld die Keime des sittlichen Erkennens zu senken.

Der Gerichtshof verwarf in seinem Urtheil die Ausführungen der Sachverständigen und die von der Vertheidigung erhobenen Einwände, machte vielmehr die Auffassungen der Staatsanwaltschaft zu den seinigen und verurtheilte die Marie Schneider zu einer Gefängnißstrafe von acht Jahren.

* * *

Das ist der thatsächliche Hergang dieses in seiner Art einzigen Processes.

Es ist in unserem Lande eine schöne Gepflogenheit, daß der Spruch der Richter mit unbedingtem Respect und kritiklos aufgenommen wird. Es würde in der That zu einer folgenschweren Erschütterung des Rechtsbewußtseins führen, wenn das, was die gelehrten Kenner und gewissenhaften Hüter der Gesetze nach ernstester Erwägung und aus ihrer tiefsten Ueberzeugung für Recht erkennen, von dem Einzelnen, der sich unglaublich überheben würde, wollte er sich mit seiner individuellen Auffassung gegen den Spruch des hohen Gerichtshofes auflehnen, erörtert und bekrittelt werden sollte.

Indessen darf es doch wohl auch dem Einzelnen nicht versagt sein, in einem besonderen Falle seiner wohlerwogenen Meinung bescheidenen Ausdruck zu geben, also z. B. in einem Falle wie dem vorliegenden, in dem er sich mit den Gutachten der wissenschaftlichen Sachverständigen begegnet, in einem Falle, von dem es überhaupt zweifelhaft erscheinen könnte, ob er vor das Forum der Richter oder der Aerzte zu verweisen sei.

Daß uns in dieser zwölfjährigen Raubmörderin ein nahezu unbegreifliches menschliches Geschöpf entgegentritt, ist einmüthig von allen Betheiligten, von den sachverständigen Aerzten, vom Staatsanwalt, vom Vertheidiger, von den urtheilsprechenden Richtern anerkannt worden. Die Verstandeskräfte des Mädchens sind genügend und gut entwickelt; aber nichts weist in dem Dasein dieses ungeheuerlichen Kindes darauf hin, daß die seelischen und gemüthlichen edleren Regungen, deren Sitz wir in das Herz verlegen, jemals irgend eine ihrer Handlungen bestimmt, daß nach einer begangenen Schlechtigkeit die mahnende Stimme des Gewissens sich je in ihr erhoben habe. Obwohl ihr Verstand klar genug ist, um ihr die traurige Bedeutung des Todes zu veranschaulichen, sieht sie ihre Schwester ohne Schmerz, ja mit einem gewissen Gefühle der Freude sterben. Sie schlägt ihre Mutter, sie verstümmelt in grausamster Weise harmlose Thiere, über die sich alle Kinder sonst freuen. Sie verursacht ohne irgend welchen Grund, ohne Reizung einer Spielgenossin die heftigsten Schmerzen und läßt sich durch das jämmerliche Schreien derselben nicht erweichen. Um zu naschen betrügt sie, raubt sie und tödtet sie schließlich. Dieses kindliche Verbrecherthum ist etwas so Ungeheuerliches, daß man unwillkürlich zu der Frage gedrängt wird: Ist denn das Kind bei Sinnen?

Bei Sinnen? Ja. Denn das setzt nur die Thätigkeit des Verstandes voraus, der, wie wir noch einmal wiederholen müssen, bei Marie Schneider durchaus entwickelt ist. Aber das Gesetz verlangt mehr als das Verstehen der Strafbarkeit der Handlung, es verlangt die zur „Erkenntniß" der Strafbarkeit der Handlung erforderliche Einsicht; und die Erkenntniß scheint

mir das durch das Unterscheidungsvermögen verstärkte und unter Mitwirkung der seelischen Kräfte gesteigerte Verständniß zu sein.

Es ist nicht meines Amtes, mich auf eine heikle Erläuterung schwieriger Rechtsbegriffe einzulassen. Das mag füglich den berufenen Rechtslehrern überlassen bleiben. Indessen, wenn das Gesetz mit so wunderbarer Klarheit sich ausdrückt, wie in diesem Falle, so darf wohl auch der Nicht-Rechtsgelehrte, der sich die begriffliche Bedeutung des Ausdrucks klar zu machen im Stande ist, ohne anmaßend zu erscheinen, mitsprechen.

Jedermann empfindet den gewaltigen Unterschied, der zwischen einer gesetzlichen Bestimmung bestehen würde, welche die Möglichkeit einer Bestrafung an das Verständniß der Strafbarkeit der Handlung knüpft, und der Bestimmung, die die gesetzliche Bestrafung erst dann eintreten läßt, wenn die Erkenntniß der Strafbarkeit der Handlung vorhanden ist. Zum Verständniß werden eben nur die Kräfte des Verstandes in Anspruch genommen. Auch das Thier versteht seinen Herrn, aber Kant macht mit Recht darauf aufmerksam, daß das Thier niemals „erkennt". Die Erkenntniß ist eben ein höherer Grad, eine Steigerung des Verständnisses, und es bedarf dazu der Mitthätigkeit jener höheren seelischen Kräfte, die allein dem Menschen innewohnen, — jener Kräfte, die er sich nach der biblischen Ueberlieferung durch den Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntniß angeeignet hat, die ihn göttergleich machen und ihm die Augen öffnen über das, was gut ist und was böse. Der Baum der Erkenntniß heißt im lateinischen Bibeltexte: der Baum von der Kenntniß des Guten und Bösen, „arbor scientiae boni atque mali": ebenso im französischen: „l'arbre de la connaissance du bien et du mal". Die Erkenntniß hat nach der Bibel ihren Sitz im Herzen: „Du erkennest in Deinem Herzen, daß der Herr Dein Gott Dich gezogen hat", und der Psalmist bezeichnet die Erkenntniß als ein Vermögen „der Seele". Paulus stellt die Erkenntniß in den schroffsten Gegensatz zum bloßen Wissen und Kennen und sagt: Ohne Liebe keine Erkenntniß; und wir wissen, daß für den Apostel die Liebe der allgemeine Inbegriff alles Edlen ist.

Zur „Erkenntniß" im biblischen Sinne ist also unbedingt erforderlich die rege Mitthätigkeit der edlen Empfindungen und Gefühle, des Gemüths, des Herzens, der Seele, aller jener Kräfte und Organe, die gerade der Marie Schneider vollkommen zu fehlen scheinen, durch deren völligen Mangel sie in sittlicher Beziehung auf die Stufe des Thieres herabgedrückt, zu einer seelischen Idiotin gemacht wird.

Ich gestehe ganz offen, ohne den tiefen Respect, den ich dem hohen Gerichtshofe schulde, irgendwie aus den Augen zu lassen, daß mir der Steg fehlt, der von der Aeußerung des Herrn Vorsitzenden, von seinen tiefgefühlten und entrüsteten Worten, die er der Marie Schneider zurief: „Du hast kein Herz, Du hast kein Gemüth!" hinüberführt zu der Grundlage ihrer Verurtheilung: daß sie doch die erforderliche Erkenntniß der Strafbarkeit ihrer fürchterlichen Handlung besessen habe. Denn ohne Herz, ohne Gemüth giebt es keine Erkenntniß.

Wenn dieser Fall der Marie Schneider in seiner Entsetzlichkeit auch als ein einziger bezeichnet werden darf, so sind doch schon häufig Verbrecher vor Gericht gezogen worden, bei denen man neben wohlentwickelten Verstandesgaben einen so erstaunlichen Defect an seelischem Vermögen, an Sittlichkeitsbegriffen wahrnahm, daß sich die Frage aufgedrängt hat, ob es nicht eine Art von sittlichem Unvermögen und sittlicher Verkommenheit oder Nichtigkeit gebe, die als eine angeborene seelische Krankheit, als eine psychische Abnormität zu betrachten sei? Eine verhängnißvolle Verthierung im Menschen, die den unglücklichen davon Betroffenen geradezu zurechnungsunfähig für seine Handlungen mache und ihn deshalb dem Richter entziehen und dem Irrenarzte überweisen müsse? Die Engländer haben dafür den Ausdruck „moral insanity" gefunden, der auch von der Wissenschaft der andern Länder übernommen worden ist.

Mit dieser Krankheit der sittlichen Gebrechlichkeit und seelischen Ohnmacht ist viel Unfug getrieben worden, und gerade die schwersten Verbrecher, die Verüber der unbegreiflichsten, unmenschlichsten Verbrechen, — gerade sie sind durch geschickte Advokatenkünste bisweilen dem strafenden Arme der Gerechtigkeit entschlüpft. Das Mißtrauen gegen diese „moral insanity" ist daher durchaus gerechtfertigt, und sie wird von bedeutenden ärztlichen Autoritäten als eine bestimmte Krankheitsform nicht anerkannt.

Der Fall der Marie Schneider erscheint indessen als durchaus geeignet, diese stark angezweifelte und übelbeleumdete „moral insanity" als vereinzelten Ausnahmefall doch als thatsächlich vorhandenes Gebrechen hinzustellen. Hier kann in der That nicht von einem ungenügenden Unterscheidungsvermögen die Rede sein, hier ist der vollkommenste Mangel daran, hier kann nicht von einer sittlichen Schwäche die Rede sein, hier ist das sittliche Nichts!

Ein Mädchen, dessen natürliche unheilvolle Triebe durch keine Regung des Gewissens gebändigt werden, das kein menschliches Wesen, kein Thier liebt, das keine anderen Beweggründe seiner Handlungen kennt, als die Furcht vor dem Stock der Mutter und die Gefräßigkeit, — ein solches Wesen ist, wenn es auch mit Menschenverstand begabt ist, doch ein Thier, eine menschliche Mißbildung der grausigsten Art! Und es gehört meines Erachtens dahin, wo die unglücklichen Mißbildungen hingehören: in's Krankenhaus, in diesem Falle in's Irrenhaus.

Der freundlichen Auffassung der Vertheidigung, daß dieses Mädchen vielleicht doch in einer Erziehungsanstalt soweit sittlich gehoben oder vielmehr sittlich geweckt werden könne, um, ohne Schaden anzurichten, in die menschliche Gemeinsamkeit einzutreten, vermag ich nicht beizupflichten. So wenig die Wissenschaft dem unglücklichen Krüppel, der ohne Beine geboren ist, Beine anwachsen lassen kann, so wenig wird sich, wie zu befürchten ist, in dieser völligen seelischen Umnachtung der göttliche Funke jemals entzünden lassen; und sollte das Unerwartete doch geschehen können, so würden jedenfalls nur die Aerzte, die die Krankheit der Seele und des Gemüthes mit besonderem Eifer studiren, die allein Geeigneten sein, um in dieser tiefen seelischen Finsterniß den Schimmer des sittlichen Erkennens aufdämmern zu lassen. Pädagogisch

ist diesem Mädchen nicht beizukommen, hier könnte nur noch der Psychiater seine Kunst versuchen.

Es wäre deshalb vielleicht angezeigt gewesen und würde zur Klärung beigetragen haben, wenn das Kind von einem Specialisten, einer Autorität auf dem Gebiete der Irrenheilkunde, noch besonders beobachtet, und wenn auch dieser Specialist bei der öffentlichen Verhandlung gehört worden wäre. Von wichtigen Einzelheiten, auf deren Feststellung die Irrenärzte das größte Gewicht legen, und die in der That sehr oft zur Beurtheilung eines Falles von entscheidender Bedeutung sind, ist in diesem Processe überhaupt nicht die Rede gewesen. Die Frage der erblichen Belastung ist nicht einmal berührt worden. Die unglückliche Mutter des Kindes hat, wie das ganz begreiflich ist, von ihrer gesetzlichen Befugniß, jede Aussage zu verweigern, umfassenden Gebrauch gemacht. Vom Vater haben wir nur erfahren, daß er gestorben ist, sonst wissen wir nichts über ihn. Es wäre doch aber gewiß sehr wichtig gewesen, festzustellen: ob dieser oder der Großvater seelisch gesund oder krank gewesen, ob der Eine oder der Andere Potator gewesen ist, ob in der nahen Blutsverwandtschaft Fälle von Epilepsie oder Paralyse zu constatiren sind? Zu den Quellen einer möglichen Entartung, nach denen der Psychiater immer mit besonderer Gewissenhaftigkeit forscht, ist man nicht aufgestiegen. Für die gewöhnlichen Sachverständigen des Gerichts schien ja auch eine besondere Veranlassung dazu nicht vorhanden zu sein, da sie eben sämmtlich von der Zurechnungsunfähigkeit des Mädchens schon an und für sich durchdrungen waren.

Juristerei und Medicin stehen sich oft in scharfer Gegensätzlichkeit gegenüber. Auch in diesem Falle hat der hohe Gerichtshof sich über die übereinstimmenden Gutachten der drei Sachverständigen hinweggesetzt.*) Gerade in diesem Falle

*) Wir verweisen bei diesem Anlasse auf das sehr lehrreiche, ebenso interessante wie tieftraurige Werk: „Die Beziehungen zwischen Geistesstörung und Verbrechen. Nach Beobachtungen in der Irrenanstalt Dalldorf," von Medicinalrath Dr. W. Sander, dirigirendem Arzte der Siechen-Anstalt und Dr. A. Richter, erstem Assistenzarzt der Irren-Anstalt. Das Werk führt eine lange Reihe von Fällen auf, in denen der Geisteszustand von Verrückten, die verbrecherische Thaten begangen haben, vom Richter nicht erkannt worden ist. Die betrübende Statistik weist von 144 gerichtlichen Verhandlungen gegen Geisteskranke, die, wie später erwiesen, zur Zeit der Begehung der That schon hochgradig geistesgestört waren, nur 38 Fälle auf, in welchen die Zurechnungsunfähigkeit richtig erkannt worden ist. 106 Verrückte wurden als zurechnungsfähig angesehen und wurden zum Theil, wegen ihrer in der Verrücktheit begangenen Verstöße gegen die Hausordnung, wegen Aufsässigkeit ꝛc. zu sehr harten Hausstrafen verurtheilt. Sander berichtet z. B. von einem Verrückten, der, weil er nach dem Gottesdienste auf das im Betsaal befindliche Crucifix zuging und es küßte, unter Zustimmung des Arztes zehn Peitschenhiebe erhielt. Der noch jetzt in der Irren-Anstalt zu Dalldorf lebende Epileptiker Wilhelm M., der in der Erziehungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder aufgewachsen ist, hat wegen einer Reihe von Verbrechen gegen das Eigenthum und schließlich auch gegen das Leben, abgesehen von geringen Freiheitsstrafen, 20 Monat im Gefängniß und 16 Jahr 6 Monat im Zuchthause zugebracht. Dieser M. ist während seiner Strafzeit einmal mit zehn, zweimal mit

ſchien aber die ärztliche Begutachtung ein beſonderes Schwergewicht beanſpruchen zu dürfen: ſowohl wegen des jugendlichen Alters der Thäterin, wie wegen der Unverhältnißmäßigkeit des grauſigen Verbrechens und des damit erſtrebten Zweckes, wegen der offenbar krankhaften Veranlagung, die ſich bei der Marie Schneider ſchon in der früheſten Kindheit durch grauſame Thierquälereien gezeigt hat, wie endlich wegen der Uebereinſtimmung der drei Aerzte.

Auch in Fällen, in denen dieſe Uebereinſtimmung der Sachverſtändigen nicht vorhanden war, hat ſich gezeigt, daß man gewiſſe bedenkliche Symptome, die für die Zurechnungsunfähigkeit des Verbrechers ſprachen, unterſchätzt hat. Man erinnere ſich des berühmten Falles Chorinsky, der ſeiner Zeit das größte Aufſehen erregt hat. Vertheidigung und Staatsanwaltſchaft hatten zur Beurtheilung der Frage der Zurechnungsfähigkeit berühmte Irrenärzte als ſachverſtändige Zeugen angerufen. Einige derſelben, darunter auch der vor Kurzem unter ſo tragiſchen Verhältniſſen verſtorbene Gudden, glaubten, obwohl ſie den Grafen Chorinsky als einen ſehr aufgeregten leidenſchaftlichen Mann bezeichneten, ihm doch das von dem Geſetz geforderte Maß von Zurechnungsfähigkeit nicht abſprechen zu ſollen. Dagegen erklärten der berühmteſte franzöſiſche Irrenarzt Dr. Morel aus Rouen und Profeſſor Dr. Mayer aus Göttingen Chorinsky für vollkommen verrückt. Morel ſchloß ſeine Begutachtung mit den Worten: „Wenn der Angeklagte ſeinen früheren Lebenswandel fortſetzt, wird er ganz gewiß in etlichen Jahren paralytiſch werden. Auf dem Wege dazu iſt er jetzt ſchon, das beweiſen die erweiterten Pupillen.“ Profeſſor Mayer bezeichnet den Grafen als einen von der „moral insanity“, dem moraliſchen Wahne ſchwer Befallenen. Dem entgegen wurde Graf Chorinsky als zurechnungsfähig und mithin als ſchuldig befunden, im Verein mit Julie Ebergenyi ſeine Gemahlin getödtet zu haben. Vergeblich wandte der Vertheidiger Dr. von Schauß damals ſeine ganze feurige Beredſamkeit auf, um die Zurechnungsunfähigkeit des Grafen Chorinsky zu erweiſen. In ſeiner Rede kam, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuſcht, der mit erhobener Stimme geſprochene Satz vor: „Wenn Graf Chorinsky verurtheilt wird, zu Zuchthaus oder Gefängniß — die Todesſtrafe wird nicht über ihn geſprochen werden — ſo wird er, deſſen ſeien Sie gewiß, in kurzer Zeit aus dem Gefängniß in's Irrenhaus überführt werden.“ Dr. Morel und Dr. von Schauß haben in der

vierzehn Tagen Lattenarreſt, bei Waſſer und Brod unter Entziehung des Tageslichts, zweimal mit je drei, einmal mit ſieben Tagen Arreſt, einmal mit ſieben Tagen ſtrengen Arreſt, einmal mit einem Tage Koſtverluſt, zweimal mit je dreißig Peitſchenhieben beſtraft, in die Zwangsjacke geſteckt worden u. ſ. w. Man hielt ihn eben für einen unverbeſſerlichen, unbändigen Verbrecher und erkannte nicht, daß man einen bejammernswerthen tobſüchtigen Epileptiker vor ſich hatte, der er, nachgewieſenermaßen, ſeit langen Jahren iſt und wahrſcheinlich von Kindheit an geweſen iſt. „Sapienti sat“, ſchließt Dr. Alfred Richter ſeinen Bericht über das Leben und Leiden des unglücklichen M. und „tua res agitur“, ruft Dr. Sander aus, nachdem er mit nüchternen Zahlen den Beweis angetreten hat, daß von hundert offenbar Geiſteskranken, die vor die Schranken des Gerichts zu treten hatten, die Krankheit nur in 26 bis 28 Fällen erkannt worden iſt.

That Recht behalten: nach verhältnißmäßig kurzer Zeit ist Gustav Chorinsky als Paralytiker in's Irrenhaus gebracht worden und ist da gestorben.

Auch von der Marie Schneider ist zu hoffen, daß sie das Gefängniß mit dem Irrenhause vertauschen werde. Wir sagen: es ist zu hoffen! Denn wenn wir auch von der Vorzüglichkeit der Einrichtungen unserer Gefängnisse, denen der Herr Vorsitzende mit Recht die vollste Anerkennung ausgesprochen hat, durchaus durchdrungen sind, so müssen wir doch befürchten, daß das Gefängniß seine bessernde Kraft an diesem unverbesserlich erscheinenden Wesen kaum üben wird. Trotz aller Vorsorge ist, wie allgemein bekannt, und wie die in ihrer Höhe wahrhaft schaudererregende Zahl der Rückfälle beweist, das Gefängniß sehr oft nur eine Ausbildungsschule für die Verbrecher, und namentlich für die jugendlichen. Und ein Mädchen wie dieses, das nur von den bösesten Trieben geleitet wird, in dessen Bewußtsein die Unterscheidungslinien des Guten und Bösen völlig verwischt sind, scheint wie dazu vorher bestimmt zu sein, von den giftigen und ansteckenden Pilzen der sittlichen Verwahrlosung, mit denen die Gefängnißluft erfüllt ist, behaftet zu werden. Jedenfalls ist Grund zu ernster Befürchtung vorhanden. Und wenn sie nun die Strafe abgebüßt hat, dann tritt dies zwanzigjährige Mädchen, das sich inzwischen körperlich vollkommen entwickelt hat, thatenlustig und im Vollbesitze aller natürlichen Mittel, um diese Thaten auszuführen, in unsere Gesellschaft zurück! Und kein Verbrechen wäre so schwarz und schauerlich, das diesem Mädchen, das als Kind Thiere verstümmelt und mit ruhiger Ueberlegung einen Menschen getödtet hat, um sich Königskuchen zu kaufen, nicht zuzutrauen wäre. Wir würden befriedigter aufgeathmet haben, wenn diese zwölfjährige Raubmörderin, anstatt auf eine bestimmte Zeit in's Gefängniß zu wandern, hinter Schloß und Riegel des Irrenhauses geborgen, so lange festgehalten worden wäre, bis sie als vollkommen gesundet der Gemeinsamkeit wieder übergeben werden könnte; und sollte dieser Augenblick nie eintreten, nun so würde sie eben bis an ihr Lebensende im Irrenhause unschädlich gemacht sein.

Justine Dankmar.

Novelle

von

Karl Jacnicke.

— Breslau. —

Vor einigen Jahren erregte in Berlin der plötzliche und gleichzeitige Tod zweier Menschen, eines bekannten Gelehrten und seiner erwachsenen Tochter, die man beide am Tage vorher noch in voller Gesundheit und scheinbar auf der Höhe ihres Glücks gesehen hatte, die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme. Wie natürlich, schwirrten eine Zeit lang die verschiedensten Gerüchte über die Todes-Art und Ursache in allen Kreisen der Gesellschaft und in den Tagesblättern umher. Auch der Staatsanwalt glaubte Veranlassung zu haben, sich in die Sache zu mischen, fand aber nichts, was ihm ein Recht zur Erhebung der Anklage hätte geben können, und so verschwand allmählich die ganze Angelegenheit aus den Zeitungen und aus dem Gedächtniß der Menschen.

Wir aber sind, nachdem keine der bei dieser furchtbaren Katastrophe betheiligten Hauptpersonen mehr in Europa weilt, in den Stand gesetzt, Auskunft zu geben über ein Familiendrama, dessen Einzelheiten, wie uns scheint, einen nicht ganz unwichtigen Beitrag zur Geschichte unserer Gesellschaft liefern, und schon deshalb der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen.

I.

An einem heißen Maitage des Jahres 1880 konnte man vor einem der geschmackvollsten Häuser der Thiergartenstraße viele Kutschen halten sehen, vom vornehmen Landauer an bis herab zur Droschke zweiter Klasse, deren Insassen sämmtlich gekommen waren, dem Besitzer des Hauses, Professor Dankmar, ihre Glückwünsche zu einem glänzenden Siege, den er auf wissen-

ſchaftlichem Gebiete errungen hatte, darzubringen. Eine ſeiner Arbeiten nämlich war von der Akademie mit dem erſten Preiſe gekrönt und dadurch die Bedeutung des Gelehrten, den man bisher in wiſſenſchaftlichen Kreiſen niemals für voll angeſehen hatte, endgültig als über allem Zweifel erhaben feſtgeſtellt worden.

Dankmar hatte nur ganz vorübergehend ein Lehramt bekleidet und verdankte ſeinen Titel — wie man immer angenommen hatte — weniger ſeinen wiſſenſchaftlichen Verdienſten, als vielmehr einigen vornehmen Connexionen, die ihm ſein großer Reichthum und die Gabe, alle irgendwie auftauchenden Berühmtheiten in ſeine Salons zu ziehen, verſchafft hatten.

Dieſem Gerüchte war nun mit einem Male der Boden entzogen worden, und Jedermann beeilte ſich, das dem Profeſſor in Gedanken gethane Unrecht dadurch wieder gut zu machen, daß er ihm heute ſeine „aufrichtigſten" Glückwünſche darbrachte.

Wie falſch hatte man überhaupt die Familie Dankmar beurtheilt!

Denn man konnte nicht ſagen, daß innere Theilnahme an den Mitgliedern der Familie bisher ſo viele glänzende Perſönlichkeiten in den Salons des Profeſſors vereinigt hatte. Ja, ein aufmerkſamer Beobachter hätte bemerken können, wie nicht ſelten die in den Vorzimmern ſich treffenden Gäſte mit einer gewiſſen ſchalkhaften Ironie einander zulächelten, als wollten ſie ſagen: „Hat dich auch die Spottluſt und die Neugier hierher getrieben?" Denn dieſe beiden menſchlichen Triebe ſollten ja in den Geſellſchaften des Hauſes Dankmar ſtets vollauf ihre Nahrung finden!

Wie hatte man in Künſtler- und Schriftſtellerkreiſen über die Jagd des Profeſſors nach geiſtreichen Bemerkungen geſpöttelt; wie lächerlich war ſeine Sucht gemacht worden, jede Gelegenheit zu ergreifen, um ſeine eignen Gedichte zu citiren, — er hatte in der That einen Band lyriſcher Gedichte veröffentlicht, der ſogar drei Auflagen erlebte — wie abfällig waren von den wiſſenſchaftlichen Größen ſeine Verſuche auf philoſophiſch-hiſtoriſchem Gebiete beurtheilt worden; wie aufdringlich fand man ſeine Art und Weiſe, jeder Berühmtheit den Hof zu machen und ſie in ſeine Geſellſchaften — wenn auch nur für ein einziges Mal — gewiſſermaßen zu zwingen.

Und endlich das lächerlichſte: man wollte wiſſen, daß die Triebfeder aller dieſer „faux pas" des Herrn Profeſſors der Ehrgeiz ſeiner Gemahlin ſei, die trotz ihres Reichthums ihre niedrige Geburt und die Rohheit ihrer Seele — wie es hieß — niemals verbergen konnte, und deren bekannte Tactloſigkeiten einen großen Theil des Vergnügens der Gäſte auszumachen pflegte!

Nicht weniger hatte man immer an der ſchönen — denn daß ſie ſchön war, mußte ihr ſelbſt der Neid laſſen — an der ſchönen und geiſtvollen Tochter des Hauſes auszuſetzen gehabt, die in einer Weiſe mit den jungen Herren zu kokettiren pflegte, daß ihre minder ſchönen Freundinnen darob erröthen mußten. Hatte ſie doch noch in allerjüngſter Zeit einen lithauiſchen

Fürſten, der ſich nur vorübergehend in Berlin aufhalten wollte, derartig zu feſſeln verſtanden, daß er einen ganzen Abend nicht von ihrer Seite wich, und er ſeine Abreiſe von Woche zu Woche verſchob.

In wie anderem Lichte erſchien nun mit einem Male nach dem großen Erfolge des Profeſſors das ganze Gebahren der Familie.

Man fand den Hausherrn wirklich geiſtreich und ſehr bedeutend, ſeine Gemahlin von berechtigtem Stolze beſeelt, die Tochter allerliebſt, und die Dankmar'ſchen Soireen höchſt intereſſant!

Alles das und noch viel größere Schmeicheleien ſagte man jetzt den Betheiligten mit rückhaltloſer Offenheit in's Geſicht, und ſelbſt die Gäſte, die früher einander im Vorzimmer verſtändnißvoll zugelächelt hatten, verſicherten heute einander allen Ernſtes, daß ſie niemals an der endlichen Anerkennung eines ſo hervorragenden Gelehrten gezweifelt hätten.

II.

In den Gemächern des Hauſes Dankmar war es wieder ſtill geworden. Der Profeſſor hatte ſich ruhebedürftig auf ſein Zimmer zurückgezogen, Juſtine, die Tochter, war ausgegangen, und in dem kühlen, lauſchigen Boudoir der Frau Profeſſorin weilte nur noch ihr Neffe, Felix Grund, ein junger, ſehr reicher Kaufmann, der lange in Paris geweſen war und erſt ſeit einem Jahre in Berlin lebte, aber, wie man zu ſagen pflegte, ſchon in allen Sätteln gerecht war.

Denn er war nicht nur ein ausgezeichneter Reiter, Fechter, Schütze und Tänzer, ſondern er beſaß auch Geiſt und galt für den liebenswürdigſten und bewundertſten Cauſeur in Damengeſellſchaft, dem man weiter zu gehen geſtattete, als manchem Andern, weil er ſeinen Scherzen eine Doſis von ſo gutmüthiger Selbſtironie beizumiſchen pflegte, daß jeder etwa aufſteigende Groll in der Bruſt des Hörers entwaffnet wurde.

Sein Lebenswandel war allerdings nichts weniger als moraliſch, aber das überſah man bei ſeinem großen Reichthum und ſeiner gewinnenden Perſönlichkeit um ſo lieber, als er bei einem großen Brande, den er ſelbſt, in früher Morgenſtunde aus dem Club heimkehrend, zuerſt bemerkt hatte, Proben von ſo lebenverachtendem Muthe abgelegt hatte, daß er nur mit Mühe dem Tode entriſſen worden war.

Dem Profeſſor war er ein Dorn im Auge, denn er fürchtete Felix' ſcharfe Zunge; die Frau Profeſſorin aber verehrte ihren Neffen im Stillen als das Ideal eines Cavaliers, trotzdem er auch ihr gegenüber kein Blatt vor den Mund nahm und ſie ihm nicht die mindeſte Ehrfurcht einflößte.

Eben hatte er, nachläſſig auf ein Sopha hingeſtreckt, über ihre ſteife Grandezza geſpöttelt, die ſie beim Empfange der Gäſte zur Schau getragen hätte, als der Diener eintrat und noch einen Herrn Dr. Monrad anmeldete, den Mentor und Genoſſen des ſchon erwähnten Fürſten Ratinski, der ſeit einigen Wochen in Berlin weilte und mehrfach die Soireen bei Dankmar beſucht hatte.

„Empfange Du ihn," sagte die Frau Professorin zu Felix, „ich muß mich noch ein wenig erholen, ich komme später. Es wundert mich übrigens, daß der Fürst nicht selbst erscheint," setzte sie beleidigt hinzu.

„Er ist von empörender Unart, dieser Fürst!" versetzte Felix mit ironischem Zorn und begab sich lachend in das Empfangszimmer, wo ihm Dr. Monrad, ein hagerer Mann von etwa 50 Jahren, mit ganz kurzgeschorenem grauen Haar, einer Habichtsnase und stechenden schwarzen Augen im schmalen Gesichte, etwas überrascht entgegentrat.

„Sie hier, Herr Grund? Gehorsamer Diener!"

Er streckte Felix beide Hände entgegen, die dieser nachlässig schüttelte und sofort wieder losließ.

„Also auch Sie erfuhren schon das glückliche Ereigniß?" fragte Felix, Platz anbietend.

„Welch' glückliches Ereigniß?" erwiderte Dr. Monrad kopfschüttelnd.

„Kommen Sie nicht im Auftrage des Fürsten, dem preisgekrönten Gelehrten, unserem Professor, Glück zu wünschen?"

„Sie setzen mich in die größte Verlegenheit, ich weiß von nichts. Ich wollte Ihre Frau Tante sprechen. Haben Sie die Güte, mich schnell zu informiren, damit ich keine Dummheit mache!"

Felix lachte laut.

„Ah! Sie kennen die schwache Seite meiner Tante schon!" Und mit komischem Pathos fügte er hinzu: „So vernehmen Sie denn: eine gelehrte Abhandlung meines Onkels ist von der Akademie mit dem ersten Preise gekrönt worden! Die Akademie bezeichnet die Arbeit geradezu als epochemachend. Sie können sich denken, wie das hier gezündet hat! 50 Gratulanten, darunter die ersten Namen der Stadt, haben dies Zimmer heute schon verlassen; jetzt ruhen die Gekrönten ein wenig auf ihren Lorbeeren aus — denn meine Tante fühlt sich natürlich mitgekrönt — und Sie müssen deshalb schon mit meiner geringen Person vorlieb nehmen, wenigstens vorläufig."

Er verbeugte sich scherzhaft und Dr. Monrad zog die buschigen Augenbrauen in die Höhe.

„Das ist ja höchst erstaunlich!" sagte er. „Also Ihr Herr Onkel ist eine wirkliche Capacität!?"

„Er hat es der Welt bewiesen," erwiderte Felix achselzuckend.

„Aufrichtig gesagt," fuhr Monrad leiser fort, „ich hatte bisher in ihm nur einen Weltmann gesehen, der seinen Reichthum dazu benutzte, sich mit dem Glanze des Lebens zu schmücken, dem die Wissenschaft erst in zweiter Linie am Herzen lag. Meine kurze Bekanntschaft mit dem Hause entschuldigt wohl diesen Irrthum."

„Den übrigens alle Welt theilte," fiel Felix ein. „Das war sein geheimer Kummer und noch mehr der tiefe Schmerz meiner Tante. Man labte sich an den trefflichen Erzeugnissen ihrer Küche und ihres Kellers, aber im Geheimen belächelte man sie. Das ist nun vorbei. Meine Tante ist lauter

Sonnenschein. Sie hätten sie sehen sollen, mit welcher vornehmen Großheit sie die bemooften Häupter unserer Universität empfangen hat."

Felix rieb sich lachend die Hände.

„Sie haben eine böse Zunge, Herr Grund."

„Ich gestatte Jedem, mich ebenso zu beurtheilen."

„Das ist recht. Was behandelt die preisgekrönte Schrift?"

„Die Frage, ob sich die Grundsätze des Darwinismus mit denen der christlichen Ethik vereinigen lassen."

Auf dem fahlen Gesichte des Dr. Monrad zeigte sich bei diesen Worten plötzlich eine rasch verschwindende Röthe.

„Ah!" rief er aus, „ich besinne mich auf die Ausschreibung dieses Themas! Sie geschah vor etwa zwei Jahren, als ich mich mit dem Fürsten in Bonn aufhielt. Es verknüpft sich damit eine unangenehme Erinnerung für mich."

„Wie so?"

„Die Empfindung einer ungesühnten Beleidigung, nicht befriedigter Rache."

Monrad biß die Zähne zusammen.

„Wie ist das möglich?" fragte Felix.

„Hören Sie! Ich saß mit meinem Fürsten und einigen anderen jungen Herren eines Abends in einer Weinstube zu Bonn. Wir sprachen über die von der Akademie gestellte Frage und die Ansichten für und wider schwirrten, je heißer der Wein die jungen Köpfe machte, immer lebhafter hin und her. Mein Fürst bestritt entschieden die Möglichkeit der Bejahung der aufgeworfenen Frage und ich schloß mich dieser Ansicht mit Entschiedenheit an —"

„Aus Ueberzeugung?" fiel Felix ein.

„Aus Ueberzeugung?" wiederholte Monrad fast verächtlich. „Nein, — es machte sich gerade nicht anders, und dann — was sind in solchen Dingen Ueberzeugungen!"

„Ja so!" murmelte Felix mit höhnischem Ernste.

„Der beste Verfechter der gegnerischen Ansicht," fuhr Monrad fort, ohne Felix anzusehen, „war ein junger Gelehrter, mit dem ich in einer zarten Angelegenheit meines Fürsten bereits ein Rencontre gehabt. Der junge Mann hatte sich nämlich unbefugter Weise zum Beschützer der Unschuld aufgeworfen und ich hatte ihm das Handwerk gelegt. Darüber wohl noch ergrimmt und von der Debatte erregt, schleuderte er gegen mich eine schwere Beleidigung, die ich gewisser Verhältnisse halber bis heute habe ungeahndet lassen müssen. Ein wichtiges Geschäft erforderte unsere sofortige Abreise nach Lithauen und ich habe seitdem den jungen Herrn noch nicht wiederfinden können, der sich damals ausdrücklich vermessen hatte, die gestellte Frage gründlichst zu beantworten und womöglich den Preis zu erringen."

„Das ist ihm nun nicht geglückt," sagte Felix gleichgültig.

„Zu meiner Freude," erwiderte Monrad.

„Wie hieß der Herr?“ fragte Felix, obwohl ihm nicht das geringste an dem Namen gelegen war, nur um etwas zu sagen.

„Es war ein gewisser — Krüger!“

„Dr. Krüger?“ fragte Felix, jetzt aufmerksam.

„Jawohl; kennen Sie ihn?“

„Ein Mann in meinem Alter, etwa 27 Jahr?“

„Ganz recht.“

„Schlanke Figur, blonder Krauskopf, bartloses, blasses, aber interessantes Gesicht?“

„Ganz recht.“

„In der Unterhaltung meist zurückhaltend, mitunter aber lebhaft, feurig, begeistert?“

„Ganz recht, ganz recht, Sie kennen ihn?“

Felix nickte mit dem Kopf.

„Er hat bis vor Kurzem viel im Hause hier verkehrt und meiner Cousine den Hof gemacht, die den geistvollen, aber hochmüthigen Mann nicht ungern zu haben schien.“

„Was Sie sagen!“ fuhr Monrad lebhaft dazwischen, und wieder verbreitete sich eine matte Röthe auf seinem Gesichte, die einer plötzlichen Erleuchtung seines Innern zu entsprechen schien. „Das interessirt mich außerordentlich! Ihrer Cousine den Hof gemacht! Hier im Hause verkehrt! Dr. Krüger, Fräulein Justine! Hm, hm! Ist die Sache ernsthaft? Glauben Sie, daß eine Heirath zu Stande kommen könnte?“

„Da fragen Sie mich zuviel, Herr Doctor,“ erwiderte Felix, der das Interesse Monrads nicht recht begreifen konnte, „wer kann heutzutage den Menschen, vor allen Dingen den Weibern in's Herz sehen? Heutzutage, wo jede innere Regung meisterhaft unter der glatten Oberfläche gesellschaftlicher Formen verborgen wird?“

„Das ist wahr.“

„Aber ich kann mir nicht denken, daß mein Onkel, oder vielmehr meine Tante, die Hand Justinens einem einfachen Privatdocenten geben würde, selbst wenn dieser Privatdocent zu so großen Hoffnungen berechtigte, wie Dr. Krüger. In keinem Falle, bevor er eine Professur erlangt hat.“

„So, so. Und Sie kennen ihn auch? Wie gefällt er Ihnen?“

„Wir hassen uns und haben uns das zu verschiedenen Malen zu erkennen gegeben,“ erwiderte Felix gleichgültig und spielte mit den Fransen des Fauteuils, auf dem er saß.

„Das ist ganz natürlich,“ fuhr er fort, „er verachtet mich, weil er mich für eine Drohne hält, die nicht arbeitet, und doch scheint er mich im Geheimen zu beneiden, weil ich mir keinen Genuß des Lebens zu versagen brauche, weil mich die Weiber lieben, weil ich in der Gesellschaft mehr Erfolg habe, als er, trotz seiner Gelehrsamkeit. Und ich — ich hasse ihn, weil — weil ich trotz alledem nicht entfernt so glücklich bin wie er.“

„Ist's möglich! Das sagen Sie?"

Felix lehnte sich bequem in den Sessel zurück, besah aufmerksam seine weißen Hände und fuhr fort:

„Zum Glücklichsein gehört, daß man sich belügt, daß man sich vorlügt, an etwas Großes, Gutes, Schönes zu glauben; wie an die Liebe, die Kunst, die Wissenschaft! Ich kann mir leider nichts mehr vorlügen, ich verachte das Alles! Sie sehen ja," setzte er lebhaft hinzu: „*man krönt meinen Onkel!*"

Er blieb sehr ernst dabei; Monrad aber lachte laut auf.

„Sie haben eine vortreffliche Lebensanschauung! Freilich etwas früh für Ihre Jahre!"

„Für meine Jahre!" sagte Felix achselzuckend.

„Und in welchen Verhältnissen lebt dieser Dr. Krüger?"

„In leidlichen, wie es scheint, aber sehr zurückgezogen. Eine Schwester, die ich nie gesehen habe, ein Ausbund von Tugend, wie man sagt, soll ihm die Wirthschaft führen. Man spricht von einem überaus zärtlichen Verhältniß zwischen Beiden. Sie hat übrigens, ehe ich hierherzog, freundschaftlich mit meiner Cousine verkehrt; warum sie jetzt niemals in der Familie erscheint und warum auch er seit Wochen das Haus meidet, ist mir unbekannt."

„Höchst seltsam!" sagte Monrad vor sich hinsinnend und wunderliche Combinationen durchflogen sein Hirn.

„Warum das?" fragte Felix und erhob sich, da er seine Tante kommen hörte; „ich habe Ihnen das Object ihrer Rache wiederverschafft und wünsche Ihnen viel Erfolg. — Da kommt meine Tante. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen."

Er verbeugte sich, ohne Monrad die Hand zu reichen, und ging, seiner Tante zurufend: „Adieu, Frau Professorin, möge Dir Deine Krone leicht sein!" lächelnd zur Thür hinaus.

III.

„Ewiger Spötter!" hatte die Frau Professorin noch ärgerlich zwischen den Zähnen gemurmelt, dann war sie möglichst vornehm auf ihren Gast zugeschritten und hatte ihm die Hand gereicht, die dieser ehrerbietigst an die Lippen zog.

„Verzeihen Sie, Herr Doctor," begann sie, „daß ich so lange habe warten lassen, aber die vielen Besuche —"

„Haben Sie, gnädige Frau, ermüdet und ich bin unglücklich, von so vielen Gratulanten der letzte sein zu müssen."

„Also auch Sie kommen deshalb?"

„Konnten Sie zweifeln, gnädige Frau, daß mein Fürst von der Auszeichnung Ihres Herrn Gemahls erfahren und nicht sofort sich auf's lebhafteste davon ergriffen fühlen würde?" antwortete Monrad mit liebenswürdigem Vorwurf.

Frau Johanna hatte mitten auf dem Sopha Platz genommen und richtete den mächtigen Oberkörper, auf dem ein mittelgroßer, nicht unschöner Kopf etwas zu tief in den Schultern saß, möglichst straff in die Höhe. Ihre kleinen kalten Augen richteten sich unstät auf verschiedene Gegenstände im Zimmer und streiften nur zuweilen den ihr gegenübersitzenden Gast, als sie jetzt, alle ihre Vornehmheit zusammenfassend, fortfuhr:

„Ich kenne den edlen Sinn Seiner Durchlaucht — aber warum hat es der Fürst nicht über sich gewonnen, selbst bei uns zu erscheinen?"

„Das hat seinen ganz besonderen Grund, verehrte gnädige Frau," versetzte Monrad mit erheuchelter Bescheidenheit.

„Er ist doch nicht krank? Hat ihm etwa die letzte Gesellschaft in unserem Garten geschadet?"

„Geschadet — das möchte ich nicht sagen, und doch ist er seit jenem Abend bei Ihnen — krank."

„Doch nur vorübergehend."

„Ich hoffe — nein."

„Sie hoffen nein?"

Ein widerliches Lächeln hatte auf Monrads Gesicht Platz genommen.

„Gestatten Sie mir, Ihnen das Räthsel zu lösen?" sagte er fast flüsternd.

„Sprechen Sie nur aus, was Sie auf dem Herzen haben."

„Ich komme Ihrem Befehle sofort nach."

Er rückte mit seinem Sessel etwas näher an Frau Johanna heran und begann langsam und scheinbar schüchtern, indem er gleichwohl die Augen nicht von der Professorin abwandte:

„Sie wissen, verehrte gnädige Frau, daß ich seit vielen Jahren der Mentor des Fürsten Ratinski bin, der, in jugendlichem Alter seiner Eltern beraubt, durch mich seine Erziehung erhielt, an meiner Seite die Welt durchstreifte, durch mich zu dem geworden ist, was Sie in ihm jetzt kennen."

„Ich kann in der That meine Bewunderung nicht versagen," schaltete Frau Johanna ein.

„O, bitte . . . der Fürst besitzt in seiner Heimat enorme Güter, deren Flächenraum den so manches deutschen Herzogthums an Größe übertrifft, er sieht tausende von Unterthanen zu seinen Füßen, er nimmt in der russischen vornehmen Welt die erste Stelle ein, die schönsten Prinzessinnen fühlen sich geehrt, ihm zu gefallen, es giebt keinen Wunsch, den er nicht in der Lage wäre, sich erfüllen zu können, und doch — so bat er mich zu sagen — und doch fühle er sich ärmer, als der ärmste Knecht, seitdem —"

Monrad hielt schüchtern inne und sah Frau Johanna mit Blicken an, die zu sagen schienen: erräthst Du mich nicht? Diese aber fragte lebhaft:

„Seitdem?"

„Seitdem er Ihr Fräulein Tochter kennen gelernt hat!" erwiderte Monrad leise.

„Juſtine?“ rief Frau Johanna aus und fuhr unwillkürlich in die Höhe.

Auch Monrad erhob ſich und ſagte raſch:

„Er liebt ſie, liebt ſie leidenſchaftlich!“

Frau Johanna erwiderte nichts, ſondern ging, ohne auf ihren Gaſt zu achten, in höchſter Erregung im Zimmer auf und ab. Sie hätte laut aufjauchzen mögen vor Wonne, aber ſie wußte, was ſie ſich, was ſie ihrer Stellung ſchuldig war, und blieb erſt, nachdem ſie ſich gefaßt hatte, vor Monrad ſtehen und fragte mit erkünſtelter Ruhe:

„Der Fürſt liebt meine Tochter?“

„So iſt es.“

Frau Johanna zwang ſich mit aller Gewalt wieder auf's Sopha, bat den Doctor Platz zu nehmen und ſagte gleichgültig:

„Ich ſah wohl, daß ſich der Fürſt für ſie intereſſirte, aber — er liebt ſie, ſagten Sie nicht ſo, Herr Doctor, er liebt ſie?“

„Mehr als das, er betet ſie an. Er fühle ſich unendlich elend, ſolange er im Zweifel darüber ſei, ob ſeine Neigung nur einigermaßen erwidert werde.“

„O, das iſt Nebenſache!“ platzte Frau Johanna, aus ihrer Rolle fallend, heraus, ohne zu bemerken, welch' teufliſches Lächeln dieſes Wort auf dem Geſichte Monrads hervorgerufen hatte.

„Nebenſache?“ wiederholte er ganz vorſichtig.

„Sagen Sie mir nur, welche Abſichten der Fürſt hat, welche Wünſche?“

„Nur den einen, Ihre Tochter die Seine nennen zu dürfen.“

„Mit einem Worte: ſie zur Fürſtin zu machen?“

„Nichts anderes.“

„Sie ſind beauftragt, Herr Doctor, mir dieſen Wunſch Sr. Durchlaucht vorzutragen?“

„Ich war ſo glücklich, gnädige Frau.“

Frau Johanna konnte ihre Freude kaum mehr verbergen, deshalb ſchwieg ſie einige Augenblicke.

„Und welche Antwort darf ich dem Fürſten bringen?“ fragte Monrad lauernd.

„Der Fürſt — ſoll hoffen!“

„Nur hoffen?“ fragte Monrad kläglich, „fürchten Sie ein Machtgebot Ihres Herrn Gemahls?“

Dieſer wohlgezielte Pfeil hatte die richtige Stelle getroffen.

„Wie verſtehen Sie das?“ fragte die Profeſſorin haſtig.

„Man ſpricht davon, daß — Ihr Herr Gemahl — ſich ſchon einen Schwiegerſohn — ausgewählt habe!“

„Man ſpricht ſchon davon?“

„Ich hörte hie und da ein Wort fallen — ein Dr. Krüger?“

Frau Johanna ſtieg vor Aerger das Blut in's Geſicht.

„Dann will ich dieſem Gerede ein für alle Mal ein Ende machen,“

ſagte ſie mit voller Entſchloſſenheit und erhob ſich vom Sopha. „Ich erwarte mit meiner Tochter den Fürſten morgen Vormittag; Juſtine wird an ſeiner Seite in ſeiner Equipage durch die Stadt fahren.“

Monrad ſchien vor Glück überzufließen. Wiederholt küßte er Frau Johanna die Hand und rief dabei: „Welch' eine Mutter! Sie ſind eine echte Mutter.“

Dann aber fragte er wieder demüthig:

„Und Ihr Herr Gemahl? Ihr Fräulein Tochter?“

„Laſſen Sie das meine Sorge ſein!“

„Ich bewundere Sie. — Machen Sie das Maß Ihrer Güte voll und gewähren Sie mir noch eine Bitte!“

„Nun?“

Mich intereſſirt das Thema der Preisſchrift Ihres Herrn Gemahls außerordentlich. Könnte ich wohl ein Exemplar derſelben geliehen erhalten?“

„Wenn es weiter nichts iſt! Natürlich! Mein Mann hat das Manuſcript drucken laſſen,“ und von einem Tiſchchen, auf welchem ein ganzer Stoß dieſer Manuſcripte lag, eines herbeiholend und dem Dr. Monrad überreichend, fügte ſie hinzu:

„Hier Herr Doctor, ich freue mich, Ihre Bitte ſofort erfüllen zu können.“

Monrad verbeugte ſich tief, und ſagte pathetiſch:

„Das Studium dieſer Schrift ſoll mir ein ganz beſonderer Genuß ſein. Ich eile zum Fürſten, um ihm ſein Glück zu bringen, und empfehle mich ſeinen zukünftigen Schwiegereltern zu geneigtem Wohlwollen.“

Als er das Zimmer verlaſſen hatte, trat Frau Johanna vor einen der großen Spiegel, richtete ſich in ihrer ganzen Größe auf und ſagte halblaut zu ſich ſelbſt:

„Die Schwiegermutter des Fürſten! So ſoll es ſein! Die geiſtige Ariſtokratie verbunden mit der des Geſchlechts! — Ich fürchte, ich habe den armen Doctor zu herablaſſend behandelt!“

IV.

Während ſie noch in die Betrachtung ihrer eigenen Perſon vertieft war, trat der Profeſſor ein, noch in Frack und weißer Binde.

Er war ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mann von 50 Jahren, aber er ſah älter aus. Sein ſchwammiges, mehlfarbenes, mit einem dürftigen, ſchon ergrauten Schnurrbart verſehenes Geſicht zeugte von Wohlleben, die hohe kahle Stirn und die großen grauen Augen ſprachen von Geiſt, aber die tiefe Falte über der gebogenen Naſe gab der ganzen Phyſiognomie etwas Düſteres, Unheimliches. Beſonders heute, trotz des errungenen Sieges, fehlte dem Auge auch der geringſte Strahl der Freude.

„Wer war hier?“ begann er verdrießlich, „ich hörte ſo laut ſprechen.“

„Dr. Monrad, als Abgeſandter des Fürſten Ratinski,“ verſetzte Frau Johanna mit glühendem Geſicht.

„Um zu gratuliren?"

„Natürlich! Du siehst, lieber Dankmar, Dein Name bekommt endlich den Glanz, den ich ihm immer gewünscht habe!"

„Ich fürchte, dieser Glanz wird unsern Augen nicht gut thun," sagte Dankmar mehr zu sich selbst als zu seiner Frau und ließ sich langsam in einen Sessel nieder.

„Ich verstehe Dich nicht!" erwiderte Frau Johanna eifrig, setzte sich dicht neben ihren Gatten, legte die rechte Hand auf sein Knie und sah ihm wohlwollend in's Gesicht. „Was von Anbeginn unserer Ehe mein heißestes Bestreben war: in der Gesellschaft den Rang einzunehmen, den das Vermögen allein Keinem gewährt, dieses Bestreben ist nun erreicht, und zwar in einer Weise, von der Du noch keine Ahnung hast. Ich war lange nicht so glücklich wie heute."

„Was hast Du? Sind Dir die Schmeicheleien der gelehrten Graubärte zu Kopfe gestiegen?"

„Ach, bist Du schon so hochmüthig, daß Du Deine Collegen so tief unter Dir siehst, um so geringschätzig von Ihnen zu reden?"

„Laß mich; ich bin müde. Mich hat das freundliche Gesichterschneiden so angestrengt, daß es mich beinahe schmerzt, mein Gesicht in die alten Falten zurückzubringen. Wir hätten das Souper beim Minister heute nicht annehmen sollen!"

„Gerade heute! Es ist ein großer Tag für unsere Familie! Ein Wort von mir wird alle Deine Grillen verscheuchen," sagte Frau Johanna mit triumphirendem Lächeln.

„Ich habe kein rechtes Zutrauen zu diesem Wort. Wozu die Geheimnißkrämerei? Sprich es doch aus!"

Johanna beugte sich dicht zu ihrem Gatten und sagte, siegesbewußt ihm in's Auge sehend:

„Fürst Ratinski hat um die Hand Justinens angehalten!"

Der Professor fuhr unwillkürlich zurück und starrte seine Frau verwundert an.

„Wie? Der Fürst?" stieß er hervor.

„Nun? — Wirkt das nicht? — So sprich doch!"

Nach langer Pause, in der er stumm vor sich hingesehen, fragte der Professor:

„Und was hast Du ihm geantwortet?"

„Seltsame Frage! Daß ich ihm die Hand meiner Tochter geben werde!"

„So schreibe ihm sofort," erwiderte der Professor schnell und erhob sich von seinem Sitze, „daß Du zu voreilig gewesen, denn ich muß meine Einwilligung versagen!"

Er ging, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer hin und her, Frau Johanna aber brach in ein höhnisches Gelächter aus, ging immer neben ihm her und eiferte dabei sehr heftig in ihn hinein:

„So erlaube mir, daß ich Dich einen Schwachkopf nenne! Biſt Du denn immer noch ſo ſehr der Sohn des Handwerkers, daß Dir bei dem Gedanken, Deine Tochter einem Fürſten zu verheirathen, ſchwindlig wird? Du wirſt ja endlich doch thun, was ich will, aber mich verdrießt's, daß ich Deinen trägen Unternehmungsgeiſt erſt immer ſo lange anſtacheln muß, bis es ihm beliebt, ſich langſam aufzurichten. Es iſt ein wahres Wunder, daß Du Dir Deine gekrönte Preisſchrift nicht haſt von mir machen laſſen!"

Der Profeſſor fuhr bei dieſen Worten zuſammen und blieb ſtehen. Dann ſagte er ſanfter, faſt ängſtlich zu ſeiner Frau:

„Und es geht doch nicht; diesmal geht es ſicher nicht."

Wieder begannen ſie im Zimmer umherzugehen und Frau Johanna fuhr nur noch lebhafter fort:

„Immer die alte Comödie! Diesmal geht es ſicher doch! ſage ich Dir, wie es ſchon hundert Mal gegangen iſt! Aber man muß Dir Schritt für Schritt beikommen, ſonſt capirt es Dein gelehrter Verſtand nicht. Alſo heraus mit Deinem unumſtößlichen Grunde, heraus damit!"

„Wie Du Dich verſtellen kannſt! Als ob Du nicht ſelbſt wüßteſt, daß wir gebunden ſind! daß wir dem Dr. Krüger unſer Wort gegeben haben!"

Frau Johanna ſtand wie vom Donner gerührt und ſtarrte voll Wuth und Hohn in das bleiche Antlitz ihres Gatten.

„Wer hat das Wort gegeben?" frug ſie, beide Hände in die Seiten ſtemmend, „wir? — Ei, ſieh doch, wie lebhaft auf einmal Deine Phantaſie wird! Soviel ſteckt ja in Deinem ganzen dicken Bande von Gedichten nicht, denen ich glücklich für mein Geld eine dritte Auflage verſchafft habe! Wir? Nach der Theorie, daß Mann und Weib ein Leib ſind, nicht wahr? Nichts habe ich verſprochen, am allerwenigſten dem hochmüthigen jungen Mann, der die Frechheit gehabt hat, mir in's Geſicht zu ſagen, er langweile ſich auf meinen Soiréen, der es nicht einmal für nöthig befunden hat, Dir heute ſeine Aufwartung zu machen!"

„Er kommt ſicherlich noch," verſetzte der Profeſſor kleinlaut.

„Wirklich?" fragte Frau Johanna mit bitterer Ironie, „wird er vielleicht doch noch die Güte haben, der hohe Herr? Er, der nichts iſt und nichts werden wird, er iſt ja ſo gnädig, die Hand der Tochter des berühmten Profeſſor Dankmar anzunehmen, und — die Gnade iſt gar nicht auszudenken! — eine halbe Million dazu!"

„Die braucht er nicht! Er hat zum Leben genug. Du vergiſſeſt aber, Johanna, daß es ſich hier um das Glück und die Zukunft unſerer Tochter handelt!"

„Gerade Du ſcheinſt das zu vergeſſen, wenn Du im Ernſt daran denken kannſt, Juſtine, der man ein Fürſtenthum anbietet, in die untergeordnete Stellung einer Privatdocentenfrau hinabzudrücken."

„Und Juſtine?" fragte der Profeſſor ſtehen bleibend und den Reſt ſeiner Energie zuſammenraffend. „Willſt Du deren Meinung nicht auch wenigſtens

hören? Vor einem Jahre schien sie durchaus nicht abgeneigt, ihm die Hand zu geben. Da verlangte ich selbst, daß er erst mit einer wissenschaftlichen Leistung sich einen Namen mache."

„Und Justine wußte damals ebensowenig wie heute, was sie thun soll. Dazu sind die Eltern da! Ich kenne meine Tochter. Ist Krüger stolz — worauf, weiß ich freilich nicht, — so ist Justine noch stolzer und zwar mit Recht. Denkst Du, sie wird es ungeahndet lassen, daß man sie so vernachlässigt, wie Krüger es gethan? Seit vier Wochen hat er unser Haus nicht betreten!"

„Sein enormer Fleiß trägt die Schuld davon. Ich habe ihn erst kürzlich gesprochen. Er will sich nicht eher sehen lassen, als bis seine große Arbeit fertig ist. — — Johanna! laß mit Dir reden, sei vernünftig und übereile die Sache nicht!" setzte Dankmar hinzu und versuchte lächelnd die Wange seiner Frau zu streicheln.

Diese aber stieß seine Hand zurück und sagte:

„Nein, lieber Freund, es soll gehandelt werden und zwar so bald als möglich. Es ist Zeit, daß Justine heirathet, und zwar standesgemäß, denn nur ein Fürst ist in der Lage, ihr das zu gewähren, was sie in unserm Hause von Jugend an genossen. An der Seite eines Mannes, der weder einen Namen hat, noch von hoher Geburt ist, würde sie hinsiechen wie eine Pflanze ohne Sonne. — Was hast Du eigentlich an ihm? Was bewunderst, was liebst Du an diesem Krüger?"

„Ich bewundere ihn nicht, ich liebe ihn auch nicht" sagte Dankmar verdrießlich, „aber ich habe ihm halb und halb mein Wort gegeben."

„Dein — Wort?" fragte die Professorin mit unverhohlenem Spott.

„Genügt Dir das nicht?" erwiderte Dankmar gereizt.

„Du hattest schon einmal Dein Wort gegeben — und —"

„Erinnerst Du mich daran?" fiel Dankmar zornig ein und trat seiner Frau einen Schritt näher.

„Nun, nun," erwiderte sie begütigend, „aber hast Du ihm denn Dein Wort so ohne jede Bedingung gegeben?"

„Falls Justine einwilligen würde."

„Und bist Du dessen so gewiß?"

„Sie ist gegen ihn am wenigsten kühl gewesen."

„Am wenigsten kühl! Das ist der richtige Ausdruck. Meine Tochter ist meine Tochter, das heißt, sie ist kühl gegen alle Männer, und am kühlsten gegen den, den sie am liebsten hat."

Frau Johanna trat an's Fenster und trommelte mit den Fingern auf die Scheiben, als wollte sie damit andeuten, daß für sie das Thema erschöpft sei und sie nicht Lust habe, weiter darüber zu verhandeln.

Dankmar schien das zu empfinden, denn er sagte ebenfalls abschließend:

„Nun gut. Ich bin anderer Meinung. Ich sehe, wir kommen zu keiner Einigung, wie gewöhnlich. — Das jedoch sage ich Dir" — und seine

Stimme zitterte, als er ſo ſprach — „diesmal gebe ich nicht nach. Ich gehe ſogleich zum Fürſten. Ich will doch ſehen, ob er darauf beharrt, ein Mädchen zu heirathen, das einem Andern angehört.“

„Thue, was Du willſt; auch ich werde nicht müßig ſein,“ erwiderte Frau Johanna ſo gleichgültig, als hätte ſie nicht das geringſte Zutrauen zu den Anſtrengungen ihres Gemahls.

Dankmar ſchellte dem Bedienten, befahl ihm Hut und Ueberrock zu bringen und den Wagen vorfahren zu laſſen.

„Vergiß nicht, daß wir zum Miniſter müſſen,“ ſagte Frau Johanna, indem ſie ſich zum Gehen anſchickte.

„Ich hole Dich im Wagen ab,“ erwiderte er mit gemachter Ruhe.

Die Profeſſorin aber verließ das Zimmer, um Juſtine aufzuſuchen und ſich ihrer zu vergewiſſern.

V.

Der Profeſſor ſetzte ſich, ſchon völlig zum Ausfahren angekleidet, den Hut auf dem Kopf, nochmals ermattet auf einen Stuhl und ſtarrte finſter vor ſich hin.

„Was ſoll, was werde ich ihm ſagen?“ flüſterte er; „nein, nein, es geht nicht! So gerne ich meine Tochter als Fürſtin ſähe, diesmal muß ich Wort halten!“

Er ſtand entſchloſſen auf und eilte der Thür zu, aus welcher ihm Juſtine, heimkehrend, entgegentrat.

Sie war ein ſchönes Mädchen von 24 Jahren und mittlerer, ſehr graziöſer Figur, in den dunklen Augen miſchte ſich ein Zug von Schwärmerei mit Ironie, und doch gab wiederum die kurze, blendendweiße Stirn, umrahmt von üppig hervorquellendem ſchwarzen Haar, dem ganzen feingeſchnittenen Geſichte einen energiſchen Ausdruck.

„Guten Abend, Papa, gehſt Du allein zum Miniſter?“ begann ſie.

„Nein, mein liebes Kind,“ ſagte Dankmar zärtlich, „ich komme bald zurück und hole die Mama ab. Haſt Du Dir eine Freundin gebeten, die Dir heut Abend Geſellſchaft leiſtet?“

„Ich ziehe es vor, allein zu ſein,“ gab Juſtine, ihr Hütchen vom Kopf nehmend und vor dem Spiegel ihr Haar ordnend, zur Antwort.

„Und wirſt Du Dich nicht langweilen?“

„Wenn ich allein bin? Wie iſt das möglich?“

„So ſelbſtgenügſam iſt meine Tochter?“

„Oder ſo ruhebedürftig, wenn Du willſt. Ich bin abgeſpannt von den vielen Beſuchen. Wer weiß, wo wir morgen wieder ſein müſſen!“

Sie ſeufzte.

„Du haſt Recht, mein Kind,“ ſagte Dankmar ernſt und war eine Zeit lang offenbar unſchlüſſig, ob und wieviel er ſeiner Tochter von dem Geſpräche mittheilen ſollte, das er ſoeben mit ſeiner Frau geführt hatte. Endlich

ſchien er mit ſich im Klaren zu ſein, ging auf ſeine Tochter zu, faßte ſie bei der Hand und ſagte würdevoll:

„Ich gehe, möchte aber noch kurz eine Bitte an Dich richten.“

„Nun?“

„Deine Mutter wird mit Dir ſprechen, höre ſie an, aber folge nur der Stimme Deines Herzens. Du biſt klug und vernünftig, Dein Herz wird Dir nichts Falſches rathen.“

Er küßte Juſtinen auf die Stirn und verließ ſchnell das Zimmer.

„Was hat das zu bedeuten?“ dachte Juſtine, ihm nachſchauend. Dann lachte ſie kurz und ſagte vor ſich hin: „Aha! ein neues Heirathsproject! Nun, ich bin auf Alles gefaßt.“

Ihre Mutter trat herein.

„Ich ſuche Dich überall, Juſtine, wo warſt Du ſo lange?“

„Bei Grete von Mühling. Denke Dir, ihre Schweſter hat heute den dritten Jungen bekommen.“

„Pfui!“ rief Frau Johanna empört.

„Was haſt Du?“ fragte Juſtine verwundert.

„Den dritten Jungen innerhalb vier Jahren!“

„Es ſoll ein allerliebſtes Kerlchen ſein!“

„Pfui! ſage ich dennoch. Wie iſt es einer gebildeten Frau, noch dazu einer Frau von Adel möglich, ſoviel Kinder zu haben! — Wenn ich wüßte, Juſtine, daß Du mir das anthäteſt, ſo wollte ich, Du heiratheteſt nie!“

„Da Du das aber leider vorher nicht wiſſen kannſt,“ gab Juſtine ſehr ruhig zur Antwort und ſetzte ſich an's Fenſter, „ſo laß Dich nicht abhalten, mir Dein neues Heirathsproject mitzutheilen.“

„Woher weißt Du das?“ fragte Frau Johanna betroffen.

„Der Papa wurde feierlich zu mir,“ ſagte Juſtine, gleichgültig zum Fenſter hinausſehend, „das pflegt er gewöhnlich zu werden, wenn es ſich um ſeinen zukünftigen Schwiegerſohn handelt.“

„So hat er mit Dir geſprochen, hat Dich womöglich beeinflußt?“

„Du kannſt ganz ruhig ſein, ich weiß von nichts.“

„Gott ſei Dank!“ flüſterte Frau Johanna.

Sie ſetzte ſich zu Juſtinen an's Fenſter und ſchaute mit ihr eine Weile ſchweigend auf die vorübergehenden Spaziergänger, die den hereinbrechenden Sommerabend im Thiergarten genoſſen.

„Ja, Juſtine,“ begann die Profeſſorin jetzt nicht ohne einige Erregung in der Stimme, denn ſo ſehr ſie ſich ihrer Macht im Hauſe bewußt war, kannte ſie doch den unbeugſamen Sinn ihrer Tochter zu gut, um nicht zunächſt auf Widerſpruch gefaßt zu ſein, — „ja, Juſtine, Dir iſt ein großes Glück widerfahren. Ein Mann in höchſter Lebensſtellung, jung, reich, ſchön, wirbt um Deine Hand. Weißt Du, wer es iſt? Hat er ſich Dir ſchon offenbart?“

Juſtine wandte nicht einmal den Kopf um auf dieſe Frage.

„Ich könnte Dir zehn auf einmal nennen," ſagte ſie mit unerſchütterlichem Gleichmuth, „die vorgeben, mich anzubeten. Welcher von ihnen war ſo vorſichtig, ſich bei Dir zu melden?"

Dieſe ruhige Stimmung Juſtinens war der Mutter nicht unangenehm.

„Fürſt Ratinski," ſagte ſie ſtolz und glaubte nun, Juſtine würde mindeſtens vom Stuhle auffahren.

Dieſe aber blieb ruhig in ihrer Stellung ſitzen und ſagte nur:

„Ein raſcher junger Mann! Er iſt erſt ſeit vier Wochen hier, angeblich auf der Durchreiſe, ich habe ihn vielleicht dreimal eingehender geſprochen."

„So kannſt Du das Feuer ſeiner Leidenſchaft ermeſſen. Er fühle ſich elend wie der ärmſte Knecht, ſagte er, ſo lange er im Unklaren ſei, ob er auf Gegenliebe von Deiner Seite hoffen könne."

„Aus dieſer Unklarheit ſoll er ſehr bald erlöſt werden."

„Du biſt ein braves Kind, Du reichſt ihm Deine Hand?"

Jetzt wandte ſich Juſtine zu ihr und ſagte wegwerfend:

„Du ſcherzeſt wohl, Mutter. Kennſt Du denn den Mann?"

„Ob ich ihn kenne?" fuhr Frau Johanna auf. „Du fragſt wirklich eigenthümlich, haſt Du denn nicht gehört: es iſt ein Fürſt, ein Fürſt, der um Dich freit!"

„Ganz recht, und ich frage, ob Du den Mann kennſt, da Du mir ihn zum Gemahl empfiehlſt?"

„Iſt das nöthig bei einem Fürſten? Bei einem ſchönen, jungen Fürſten, der über unermeßliche Reichthümer verfügt, der, ſeit er hier iſt, das allgemeine Geſprächsthema Berlins iſt, der durch ſein elegantes Auftreten, durch die Gaben ſeines Geiſtes überall den Mittelpunkt der Geſellſchaft bildet? Du haſt die Anſichten einer Betſchweſter."

Juſtine ſah wieder zum Fenſter hinaus und ſagte mit einer Ironie, die ihre Mutter nicht verſtand:

„Ich dachte, Mann wäre Mann. Aber ich bin in dieſen Dingen wirklich ſo unerfahren. Ich hatte das Vorurtheil, man müſſe ſich gegenſeitig kennen und lieben, wenn man ſich heirathet."

„Glaubſt Du wirklich, daß man ſich in der Verlobungszeit kennen lernt? Daß Liebe, dieſes vergänglichſte aller Gefühle, Vorbedingung zu einer glücklichen Ehe iſt?"

Juſtine ſchwieg; ihre Augen ſchweiften träumeriſch in die Ferne. Dann ſchien ihr plötzlich ein Gedanke durch den Kopf zu gehen, der ſie heftig bewegte, denn ſie wandte ſich raſch nach ihrer Mutter hin und fragte:

„Wie lernteſt Du eigentlich Papa kennen? Wie haſt Du ihn geheirathet?"

Dieſe Frage kam Frau Johanna durchaus zur rechten Zeit.

„Gut," ſagte ſie bereitwillig, „das ſollſt Du hören, daraus kannſt Du manches lernen."

Sie räuſperte ſich, ſetzte ſich bequem in den Seſſel und fuhr dann fort:

„Du weißt, mein Vater hatte ſich vom Holzſchläger heraufgearbeitet zum

Holzhändler, und durch glückliche Speculationen allmählich ein so enormes Vermögen angesammelt, daß er bei seinem Tode jedem seiner Kinder, das heißt mir und dem Vater von Felix, eine Million Thaler hinterlassen konnte. Trotz seines großen Vermögens blieb aber mein Vater in den Augen der Welt, der Gesellschaft, der ungebildete Holzhändler und es verkehrten in unserem Hause nur Kaufleute und Speculanten geringerer Bildung. Jeder Versuch, Leute, namentlich junge Leute aus vornehmen, gebildeten Ständen, heranzuziehen, mißlang und mußte an der unfeinen Art meines Vaters, sich zu benehmen, scheitern. Das war und blieb mein Kummer, bis der Vater starb. Mein Bruder übernahm das Geschäft und verstand es besser, sich in der Gesellschaft geltend zu machen, wie denn sein Sohn Felix, Dein Cousin, selbst in der Aristokratie ein gern gesehener junger Mann ist. Ich wünschte, er wäre mein Sohn. — Ich war bei dem Tode meines Vaters 18 Jahre alt und durchaus nicht gesonnen, die klägliche Rolle, die ich bis dahin gespielt, weiter zu spielen. Mein Vormund war Wachs in meinen Händen und ich konnte thun, was mir beliebte. — Da meldete sich eines Tages ein junger Mann in unserem Geschäft, 20 Jahre alt, der das Gymnasium absolvirt hatte und sich dem Studium trotz eminenter Anlagen nicht widmen konnte, weil er gänzlich mittellos war. Der Mann gefiel mir. Ich lud ihn zu uns ein und sein sprudelnder Geist entzückte mich, ich glaubte nicht anders, als in diesem Menschen stecke ein Genie, das ich mir erobern wollte. Er machte Gedichte, die ich damals für schöner hielt als die Schillers, kurz, ich sagte mir: durch diesen Mann kommst Du in die hohe Gesellschaft! — Ich beschied ihn zu mir und sagte ihm ohne Umschweife meine Absicht: ich wolle ihn studiren lassen, jede Noth, jede Sorge solle ihm fernbleiben, denn ich hielte es für Schade, daß sein Genie verloren gehe, und verhehlte ihm schließlich nicht, daß ich ihn dann zu heirathen gedächte."

Frau Johanna machte eine Pause und freute sich innerlich über den Eindruck, den sie schon auf Justine gemacht, denn diese hörte in der That gespannt zu und fragte neugierig:

„Und was antwortete er?"

„Dankmar sagte — und sein Gesicht wurde bluthroth dabei — er könne das Anerbieten nicht annehmen, denn er liebe leidenschaftlich ein junges Mädchen, dem er bereits die Ehe versprochen habe!"

„Ach!" stieß Justine hervor.

„Darauf malte ich ihm aus, welches Leben ihm bevorstehe an der Seite jenes armen Mädchens, und welche Zukunft ich ihm dagegen zu bieten im Stande wäre."

„Nun?"

„Er bat sich 24 Stunden Bedenkzeit aus."

„Und?"

Er kam zurück und nahm mein Anerbieten an," sagte Frau Johanna eindringlich und verwandte keinen Blick von Justinen.

„Und jenes junge Mädchen?“ fragte dieſe.

„Heirathete ein Jahr darauf einen Andern — und zwar Krügers Vater!“ erwiderte Frau Johanna luſtig.

Juſtine erröthete bis an die Haarwurzeln und verſank in tiefes Sinnen. Frau Johanna aber fuhr lebhaft fort:

„Ich aber ſchickte Deinen Vater nach ſeinem Wunſche auf eine ausländiſche Univerſität und ließ ihn dort ſeine Studien machen. Als junger Doctor kehrte er zurück. Ich ließ einen Band Gedichte von ihm drucken und hoffte, ſein Name würde bald in aller Munde ſein. Aber ich täuſchte mich. So ſchnell ſollte ſich mein Wunſch nicht erfüllen. Meinem unabläſſigen Antriebe jedoch, Jahr aus, Jahr ein, iſt es zu danken, daß Dein Vater allmählich bekannt wurde, den Titel Profeſſor erhielt, daß er endlich von der Akademie mit dem erſten Preiſe gekrönt wurde und die höchſten Geſellſchaftskreiſe ſich ihm öffneten. Meine Wünſche erfüllen ſich. Jetzt naht ein Fürſt demüthig und bittet, — hörſt Du? bittet um die Hand meiner Tochter!“

Frau Johanna glaubte geſiegt zu haben. Sie hatte die letzten Worte faſt theatraliſch geſprochen. Um ſo wüthender fuhr ſie auf, als Juſtine dumpf vor ſich hin ſprach:

„Und dieſe Tochter hat die Kühnheit, die Hand des Fürſten auszuſchlagen!“

„Warum? Fräulein Hochmuth? Warum?“ ſchäumte die Profeſſorin.

„Weil — weil, — nun, weil er ein Ausländer iſt,“ ſagte Juſtine ausweichend.

„Ein Fürſt iſt international, mein Kind, das iſt ein abgeſchmackter Grund!“

„Nun denn — weil ich ihn nicht liebe!“

Frau Johanna erhob ſich empört.

„Lächerlich!“ rief ſie aus, „alſo darum erzähle ich Dir die ganze lange Geſchichte, damit Du am Ende ſo klug oder vielmehr ſo dumm biſt als zuvor? Haſt Du gehört, was Dein Vater gethan? Was ſeine ehemalige Geliebte gethan?“

Sie ſtand vor ihr wie eine ergrimmte Lehrerin, die vergeblich auf eine richtige Antwort wartet.

„Glaubſt Du,“ fuhr ſie immer heftiger fort, „daß er ſeinen Schritt bereut hat? Liebe! Liebe! Immer Liebe! Dieſe lächerliche, kindiſche und jedes vernünftigen Menſchen unwürdige Empfindung, die blindlings jeden zum Verbrecher oder zum Narren macht! Hat ſie Dich auch ſchon ſo ergriffen, daß Du Dich —“ jetzt ſpielte Frau Johanna ihren höchſten Trumpf aus — „daß Du Dich dieſem unbedeutenden Menſchen, dieſem Krüger hingeben willſt?“

Juſtine fühlte einen ſtechenden Schmerz in der Bruſt bei dieſen Worten und erhob ſich jetzt ebenfalls raſch von ihrem Sitze. Es war ihr lieb, daß

die im Zimmer bereits herrschende Dunkelheit die auf ihrem Gesichte aufsteigende Röthe verbarg. Sie brachte nur vorwurfsvoll das eine Wort: „Mutter!“ hervor.

„Denn das allein,“ eiferte Frau Johanna weiter, „ist es doch, was Dich den Fürsten abweisen heißt, die niedrige Leidenschaft, die Dich an jenen Menschen knüpft, die Dich schon so herabgewürdigt hat, daß Du ihn nicht lassen willst, obgleich er Dich sichtlich vernachlässigt, daß Du ihm nachläufst —“

„Mutter, hör' auf, ich bitte Dich!“ unterbrach Justine bebend Frau Johanna.

„Daß Du ihm nachläufst, sage ich,“ fuhr diese nur noch stärker fort, „daß Du Dich seinetwegen abhärmst! Denn mir ist es nicht entgangen, wie mißgestimmt Du bist, seitdem er nicht mehr jede Woche wenigstens einmal hier erscheint! — Nun ist es heraus, nun weißt Du, wie ich über die Sache denke!“

Sie schwieg und athmete, wie von einer großen Anstrengung erschöpft, laut auf, begierig zu erfahren, welche Wirkung ihre Worte auf Justine gemacht hätten.

Justine stand zitternd mitten im Zimmer. Ein unbeschreiblicher Schmerz wüthete in ihrem Innern und raubte ihr die Sprache.

Endlich zwängte sie mit Mühe die Worte hervor:

„Ich bin Dir dankbar für Deine — Offenheit.“

„Sie lenkt schon ein,“ dachte Frau Johanna und fand daher für gut, also fortzufahren:

„Glaubst Du, daß ich Dir die vorzügliche Erziehung, die Du genossen, habe angedeihen lassen, damit sie einst unter schlechten Händen wieder verloren gehe? Denkst Du, daß ich Dich reiten, singen, tanzen, fremde Sprachen sprechen, im Salon die Erste zu sein, die Männer zu Deinen Füßen zu sehen, gelehrt habe, damit Du einst in der Küchenschürze am Herde stehst und Deine Wangen verbrennst? Oder in dumpfiger Kinderstube an der Wiege hockst, und den Tag über nichts anderes hörst, als das Gebrüll Deiner Buben und Mädchen? Denn diese Stubenhocker, wie Krüger einer ist, verlangen das von Dir!“

Justine stand noch immer regungslos im Zimmer.

„Noch einmal, Mutter, genug, genug!“ sagte sie jetzt, „ich weiß nicht, weshalb Du Dich so ereiferst; habe ich denn jemals die bestimmte Absicht ausgesprochen, Krüger zu heirathen?“

Frau Johanna jauchzte innerlich, als sie das hörte.

„Du hast nicht?“ sagte sie, auf ihre Tochter zueilend, um sie zu umarmen, „o, ich wußt' es ja, Du bist meine gute stolze Tochter, Du hast nicht umsonst meine Lehren gehört, Du wirst auch noch Vernunft annehmen und den Fürsten heirathen.“

Justine entwand sich der Umarmung ihrer Mutter und sagte mit eisiger Kälte:

„Ja — ich werde den Fürſten heirathen!“

Frau Johanna wußte vor Freude nicht, was ſie zuerſt thun ſollte. Sie ergriff Juſtinens Hände und wollte ſie küſſen, ſie machte wiederholt, wenngleich vergeblich, Verſuche ſie nochmals zu umarmen, indem ſie in zärtlichſtem Tone ſagte:

„Kind, Kind, wie ſoll ich Dir das danken? Mein Engel, meine Taube, mein Kind! Ach, Du ahnſt nicht, wie mir Dein Glück am Herzen liegt! Wie ich mich ſelbſt opfern könnte, um Dich einſt groß, glänzend, von Allen beneidet in der Geſellſchaft zu ſehen! Ich danke, ich danke Dir, mein ſüßes Kind!“

So lange Juſtine lebte, hatte ſie von ihrer Mutter niemals ſoviel Schmeichelnamen gehört, als in dieſem Augenblicke, aber ſie bewirkten das Gegentheil von dem, was ſie bezweckten. Niemals hatte Juſtine ihre Mutter weniger geliebt als jetzt.

„Mutter, um Gotteswillen, danke mir das nicht,“ ſagte ſie mit furchtbarem Ernſt, „Du weißt nicht, welche Gefühle mich zu dieſem Schritte drängen.“

„Welche es auch immer ſein mögen, ich bin die glücklichſte Mutter, die Mutter einer Fürſtin!“

„So iſt es recht!“ erwiderte Juſtine bitter, „welche Gefühle mich auch immer dazu treiben, Dir gilt es gleich, wenn Du nur Mutter einer Fürſtin wirſt!“

„Juſtine, mißverſtehe mich nur nicht, Du wirſt ja glücklich werden!“

„Ich ſuche kein Glück!“ gab Juſtine ſchnell und trotzig zur Antwort, „Ich weiß nicht, was Glück iſt! — Ich kann auch die Wahrheit und das Rechte nicht ſuchen, das Falſche und die Lüge nicht meiden, weil ich es nie gelernt habe! Ihr habt mich nur gelehrt, was ſich in der ſogenannten guten Geſellſchaft ziemt, und auch da bin ich noch im Unklaren, ob Ihr mir das Richtige beigebracht habt!“

„Was ſoll das heißen?“ fragte Frau Johanna erſtaunt.

„Erinnerſt Du Dich nicht mehr jener Wochen,“ fuhr Juſtine, dicht vor ihre Mutter tretend, fort, „jener Wochen in Italien, vor etwa drei Jahren? Wo ich den in mich verliebten Marcheſe nach Deiner Anleitung immer wieder anlocken und zurückſtoßen mußte, ohne daß ich nur das Geringſte für ihn empfand, ſo lange, bis Du in Erfahrung gebracht, daß er nur ein unbedeutendes Vermögen beſitze und wenig Ausſicht habe, eine hohe Stellung einzunehmen? Wie ich ihm dann den Abſchied geben mußte und er in Verzweiflung zu meinen Füßen ſich den Dolch in's Herz bohrte?“

„Was rührſt Du an alte Geſchichten!“ ſagte Frau Johanna und zuckte verächtlich die Achſeln.

„O, ſie ſind wieder ſehr lebendig geworden in mir, dieſe alten Geſchichten, und ich habe mir den Dolch wieder hervorgeſucht, den ich mir damals heimlich zu verſchaffen gewußt; das Blut, das daran klebt, iſt durch unſere Schuld vergoſſen!“

Juſtine hatte ihrer Mutter feſt in's Geſicht geſehen, als ſie ſo ſprach. Frau Johanna aber mied den Blick ihrer Tochter und ſagte:

„Du biſt ein rechtes Kind!“

„Das war ich leider niemals,“ fuhr Juſtine fort, „ſo lange ich zurückdenken kann, wohl aber eine Zierpuppe, mit der Ihr Staat gemacht habt. Gefüttert habt Ihr mich krank mit Süßigkeiten und Delicateſſen, aber verſchmachten konnte ich nach einem wahrhaft zärtlichen Blick, nach einer liebevollen Umarmung, wie ſie die Kinder der Aermſten genießen. Ich bin aufgewachſen in Glanz und Pracht, ich habe tauſend Dinge gelernt, die andere Mädchen niemals lernen, — aber ich bin innerlich hohl, nicht einmal die Fähigkeit, irgend etwas zu wünſchen, iſt mir geblieben. Du glaubſt, ich liebe den Doctor Krüger? Vielleicht *habe* ich ihn geliebt, vielleicht liebe ich ihn noch, vielleicht auch nicht! Ich weiß es ſelber nicht — und ſelbſt wenn ich es zu wiſſen glaubte, ſo würde ich meinem Herzen nicht trauen, denn Ihr habt meine natürlichen Gefühle eingedämmt und eingezwängt in die Schranken geſellſchaftlicher Sitte oder Unſitte, Ihr habt meinem Wollen die Flügel gebrochen, damit ich nur ja nicht über jene Schranken hinausfliege, und habt nicht bedacht, daß wer immer im Kerker geſeſſen, und ſei's auch ein goldener, die Welt und das Leben nicht kennen lernen *kann*. So bin ich 24 Jahre alt geworden, beliebelt von hundert Gecken, — eine alte Kokette!“

Juſtine hatte alle dieſe ſchweren Anklagen ihrer Eltern mit dem Tone innerſter ſchmerzlicher Ueberzeugung hervorgeſtoßen, Frau Johanna aber verſtand oder wollte nichts davon verſtehen, ſie hörte aus Allem nur Selbſtanklagen Juſtinens heraus und ſagte daher, ihr eigenes Innere vollkommen rein fühlend:

„Juſtine, mein liebes Kind, was ſprichſt Du da? Du alt? Du eine Kokette? — Die Schönſte biſt Du unter Allen, und glaubſt Du nicht, daß ich, daß Dein Vater nichts Anderes wollen, als Dein Glück?“

Völlig ermattet und indolent ſagte Juſtine:

„Es iſt möglich. Ja, ich muß es ſogar glauben. Und da ich nicht im Stande bin, zu fühlen, ob ich unglücklich bin, ob glücklich, ſo will ich wenigſtens *Dein* Glück machen und den Fürſten heirathen. Der letzte,“ fügte ſie bitter lachend hinzu, „den Du mir vorſchlugſt, war nur ein Graf, — Du wollteſt ja nicht darunter. Nun kommt ein Fürſt — da kann freilich Keine widerſtehen, werden die Leute ſagen. Ja, die Sache muß doch einmal ein Ende nehmen!“

Frau Johanna begriff auch das Lachen ihrer Tochter nicht.

„Du kannſt ſchon wieder lachen!“ rief ſie fröhlich aus, „nun biſt Du wieder meine Tochter, meine liebe, gute, luſtige Tochter!“

Stumm und erſtaunt blickte Juſtine ihre Mutter an, dann wandte ſie ſich ab und ſagte, das Zimmer verlaſſend:

„Aber es iſt dunkel geworden, der Diener ſoll die Lampen anzünden.“

Frau Johanna blieb laut aufathmend im Zimmer zurück. Welche Ge-

fühle hoben und ſenkten ihre Bruſt? — Sie faltete die Hände, hob ſie zum Himmel empor und ſagte mit frommem Blick gegen oben:

„Gott ſei Dank!“

Der Diener trat ein und zündete die Kronleuchter an. Bald darauf erſchien auch Felix in Geſellſchaftstoilette.

„Guten Abend, Frau Johanna,“ ſagte er ſcherzend, „ich bringe einen Gruß vom Herrn Gemahl, der unten im Wagen ſitzt und Euch entbietet, hinunterzukommen, es wäre die höchſte Zeit!“

„Ich werfe mir nur den Mantel um,“ verſetzte Frau Johanna eilig und ergriff ihren Neffen beim Arm. „Höre, Felix, wie war mein Mann?“

„Verdrießlich.“

„Haſt Du nicht erfahren, warum?“

„Er ſchien ungehalten zu ſein, daß der Fürſt nie zu Hauſe ſei, wenn er ihn brauche.“

„Vortrefflich!“

„Vortrefflich? Was iſt dabei Vortreffliches?“

„Das ſollſt Du ſchon erfahren. Jetzt in aller Eile noch eine Bitte an Dich.“

„Soll ich Jemanden verleumden heut Abend?“ fragte er malitiös.

„Das nicht. Liebſt Du den Dr. Krüger?“

„Ungefähr wie ich ein häßliches Mädchen liebe.“

„Willſt Du mir den Gefallen thun, ihn morgen unter irgend einem Vorwande in ſeiner Wohnung aufzuſuchen und ihm dabei wie zufällig die Verlobung Juſtinens mit dem Fürſten mittheilen?“

„Wie? Iſt das wahr?“

„Ja, ja. Willſt Du es thun? Du kannſt es ja für einen Freundſchaftsdienſt ausgeben, damit er ſich die Unannehmlichkeit erſpart, die Thatſache hier im Hauſe zu erfahren? Willſt Du?“

„Warum denn nicht? Ei, ei, die kleine Juſtine!“

„Ich verlaſſe mich auf Dich.“

„Es ſoll mir ein Vergnügen ſein.“

„Zu meinem Manne bitte ich Dich aber heute Abend kein Wort davon zu ſprechen, ich habe meine triftigen Gründe. Hörſt Du?“

„Ich höre.“

„Ich bin gleich wieder da und gehe mit Dir hinunter.“

Sie eilte fort, und Felix dachte bei ſich:

„Sie iſt wie die Anderen alle, dieſe Juſtine! Ich hatte ſie für etwas beſſeres gehalten, aber auch ſie fliegt wie eine dumme Motte dem Glanze nach! Nun, mag ſie ſich die Flügel verbrennen!“

Juſtine trat wieder herein, um etwas zu ſuchen, was ſie hier hatte liegen laſſen.

„Sieh da, Couſinchen!“ rief Felix ihr entgegen, „würdigſt Du mich noch eines Blickes?“

„Was willſt Du?“ fragte Juſtine verwundert.

„Braut eines Fürſten! Ich beugte meine Knie in Demuth vor Eurer Durchlaucht, aber ich ſtehe wie auf Kohlen, denn im Wagen warten die hohen Eltern auf Euer Durchlaucht unterthänigſten Knecht!“

Er lachte laut auf, bot der eintretenden Profeſſorin den Arm und führte ſie hinunter an den Wagen.

Juſtine hatte, ohne eine Miene zu verziehen, den ſpöttiſchen Worten Felix' zugehört, ſie blieb auch noch ſtehen, als er ſchon verſchwunden war, und ſchaute ihm ſinnend nach.

„Der Aermſte weiß ebenſowenig wie ich, was er mit ſich anfangen ſoll,“ ſagte ſie endlich und zog ſich auf ihr Zimmer zurück, um den Abend in völliger Einſamkeit zu verbringen.

(Fortſetzung folgt.)

Illustrirte Bibliographie.

[illegible]

Offenbar ein Blick in die Lehrwerkstatt. Kunstmaler und seine Schüler Pfleghart, Paul und Hans Kalkhoefer, sowie der Bildhauer Hans Wassenberg (Augsburg) beschäftigt mit Arbeit von Wendelin H. Dietz. Aus „Leben und Wirken, Kunstgewerbe und verwandte Berufe.“

[illegible]

heitliche Zusammenfassung unmöglich machte. Cultur, Bildung im weitesten Sinne, ist nach Henne am Rhyn dasjenige, was den Menschen zum höchsten Wesen der Erde, was ihn über das Thier, was die höheren Rassen über die niederen emporhebt; ohne die Cultur wären die Unterschiede zwischen Mensch und Thier, oder zwischen einem Hottentotten und einem Europäer rein äußerliche. Die Culturgeschichte hat also alle Momente zu beachten, welche den Menschen von der niedrigsten Stufe der Civilisation auf eine höhere gebracht haben, und die politische Geschichte findet hierbei nur insofern Berücksichtigung, als sie zur Erreichung dieses Zieles mitgewirkt hat. Daraus folgt von selbst, daß die Culturgeschichte „zu Grenzsteinen ihrer einzelnen Perioden nicht Kriege, Eroberungen, Friedensschlüsse oder Dynastienwechsel hat, sondern lediglich die jeweilige Eröffnung eines neuen Gebietes oder Schauplatzes der Cultur oder das Eintreten eines Ereignisses, durch welches der menschlichen Gesittung neue Bahnen angewiesen werden."

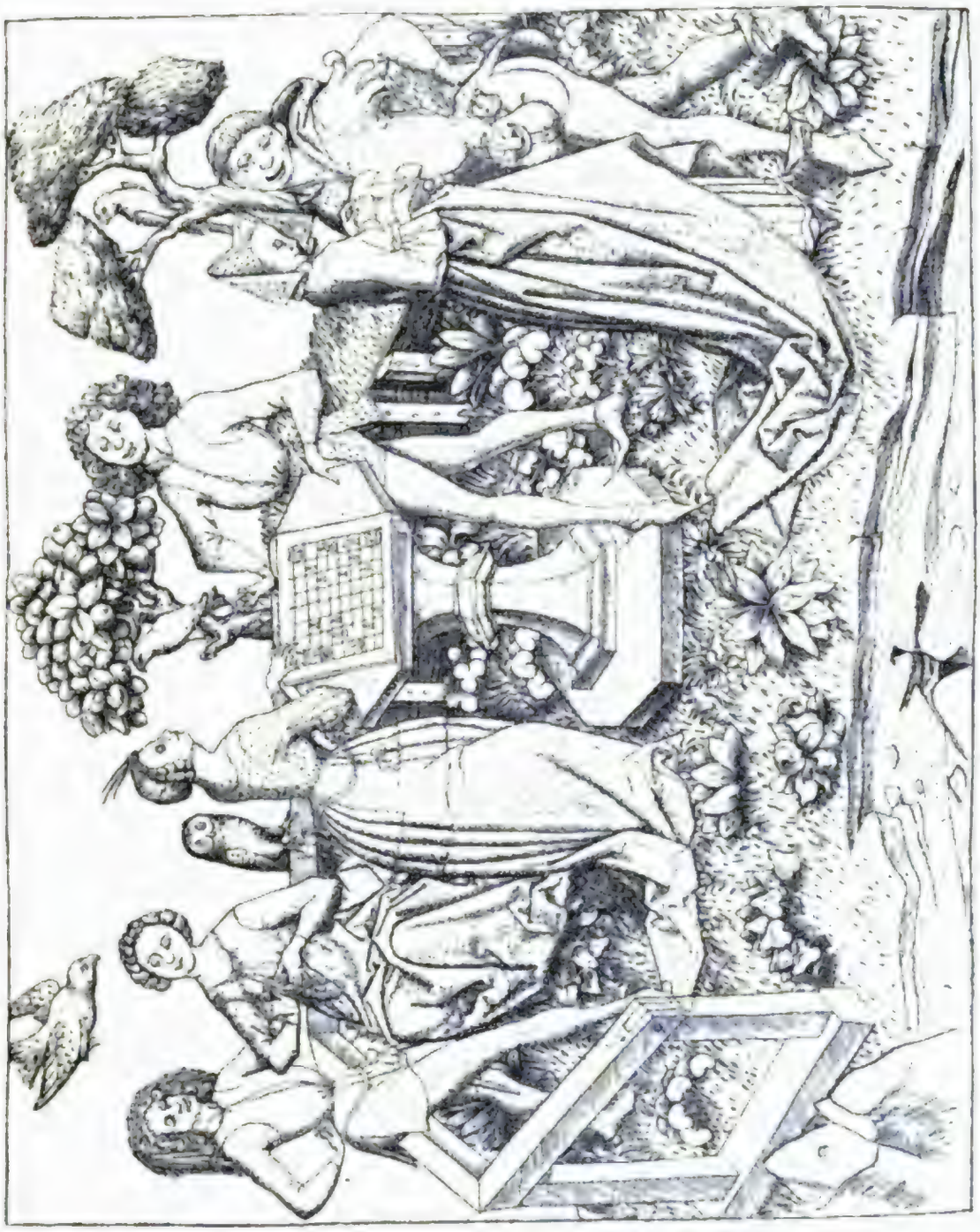
Aus diesen allgemeinen Bemerkungen läßt sich mit Leichtigkeit entnehmen, welche Aufgaben Henne am Rhyn der Culturgeschichte eines einzelnen Volkes, in unserem Falle, des deutschen Volkes stellt. Aus einer Reihe von Funden hat die Wissenschaft nachgewiesen, daß die ältesten Bewohner des heutigen Deutschlands auf einer sehr niedrigen Stufe der Cultur gestanden haben. Vergleicht man den Germanen jener Zeit mit einem Germanen unserer Tage, so zeigt sich zwischen beiden ein gewaltiger Unterschied; sie bilden gleichsam die Endpunkte einer langen Entwickelungsreihe, und diese Entwickelung ist eben nichts anderes als die vielhundertjährige Geschichte der deutschen Cultur. Die Darstellung derselben bildet den Inhalt des Henne'schen Werkes.

Es drängt sich sofort die Frage auf, ob man die deutsche Cultur nur innerhalb der Grenzen suchen wird, welche die politischen Ereignisse dem heutigen Deutschland gesteckt haben. Bedenkt man, wie oft diese Grenzen durch die Wechselfälle eines Krieges verschoben worden sind, wie oft ein Stamm von gleicher Cultur abgetrennt und ein anderer Stamm von fremder Cultur in den deutschen Boden gesetzt worden ist, so erhält man auf die Frage die Antwort: Es giebt nur ein einziges, unterscheidendes Merkmal für die Culturen der Völker — und das ist die Sprache. So weit die deutsche Zunge klingt, so weit muß der Culturhistoriker seine Forschungen ausdehnen, wenn er die Grundlagen und die Entwickelung der Civilisation unseres Volkes verstehen will. Ueber die Pfähle des Reiches hinausgehend, muß er vorzugsweise Oesterreich, die deutsche Schweiz und die Niederlande, welche einst zum Reiche selbst gehörten, und neben diesen auch die deutschen Colonien in Siebenbürgen und den russischen Ostseeprovinzen, ja sogar in Amerika und Südafrika in den Kreis seiner Betrachtung ziehen.

Uebertrifft das Henne'sche Werk schon in dieser Beziehung, nämlich in der Weite des Horizonts, ähnliche Werke, deren unsere Literatur eine ganze Anzahl kennt, so zeigt es gegen dieselben noch einen besonderen Fortschritt darin, daß es die Cultur der Germanen bis in die prähistorischen Zeiten zurückverfolgt. Schon Schleicher hat in seinem trefflichen Buche über die deutsche Sprache dem Historiker an's Herz gelegt, nicht ausschließlich nach den Berichten von Tacitus und Cäsar die Einrichtungen und Sitten der alten Germanen zu schildern, sondern die Resultate der modernen Sprachvergleichung hinzuzuziehen, damit endlich die fable convenue von der Rohheit und Bärenhäuterei unserer Vorfahren aus der Wissenschaft verschwinde. Man muß es mit Freude anerkennen, daß Henne am Rhyn den Versuch gemacht, aus der Sprache die Zustände einer Zeit zu erforschen, über welche uns keine schriftliche Kunde erhalten ist, — man muß das anerkennen, auch wenn man mit den Ansichten des Verfassers über die Stammesverschiedenheit der indogermanischen Völker nicht immer übereinstimmen wird. Denn gegen die allgemeine Annahme, daß die arisch redenden Völker, zu denen auch die Germanen gehören, eine Einheit bildeten, macht Henne den „grundverschiedenen" Typus des Nordeuropäers und Südeuropäers geltend, von denen der letztere in seiner äußeren Erscheinung dem sogenannten Semiten näher stehen soll als seinem Sprachverwandten im Norden. Darum läßt er es auch unentschieden, ob man die Urheimat der Deutschen in Europa oder in Asien zu suchen hat. An diese Auseinandersetzung schließt sich naturgemäß eine Schilderung der Pfahlbauten, der Hünengräber und einiger Geräthe aus der ältesten Zeit.

Einen festeren Boden gewinnt der Historiker von der Zeit ab, in welcher die Germanen mit den Römern in Berührung kommen; erst jetzt wird eine eingehendere

Darstellung ihres Culturlebens möglich. In großen Zügen entwirft Henne am Rhyn ein Bild von den Zuständen Deutschlands zur Zeit der Völkerwanderung, unter der Herrschaft der Merovinger, der Karolinger, gleichsam Bildercyclen, in denen die Leistungen der Deutschen auf politischem und wirthschaftlichem Gebiet, in Kunst und Poesie, ihre Sitten und Einrichtungen, ihre Religion und ihr Aberglaube der Reihe nach



Eine Gesellschaft im Garten; Schachspiel; Interieur aus dem 15. Jahrhundert. Kupferstich vom „Meister der Sybille".
Aus: Henne am Rhyn, Culturgeschichte des deutschen Volkes.

vor unseren Augen vorüberziehen. Immer lebensvoller und anschaulicher gestaltet sich das Bild, je reichlicher die Quellen fließen, je zahlreicher die Denkmäler sind, die sich durch den Lauf der Jahrhunderte erhalten haben. Man findet immer noch, trotz der Forscherarbeit in den letzten Decennien, die Ansicht verbreitet, daß sich aus dem reichen Leben des späteren Mittelalters nur verhältnißmäßig dürftige Reste erhalten haben. Gewiß, es ist nicht zu leugnen, daß eine unendliche Masse von Schriften, Urkunden, und Briefen verloren gegangen ist, und der politische Historiker wird auf Schritt und Tritt Verluste beklagen, die ihm das Verständniß der Vergangenheit erschweren oder

ganz verwehren: aber für den Culturhistoriker giebt es noch eine große Zahl anderer Quellen, die nicht aus so vergänglichem Stoffe bereitet sind und in beredtester Weise erzählen, wie es einst in Deutschland ausgesehen hat. Was beherbergen nicht die großen Sammlungen in Berlin, München, Wien und vor Allem das germanische Museum in Nürnberg für einen reichen Schatz mittelalterlicher Denkmäler: wie viel Kirchen, Häuser, Statuen, Brunnen, Säulen haben sich als treue Zeugen der Vergangenheit in unsere Zeit hinübergerettet. Man lese nur bei Henne die Capitel, die sich mit der Cultur der deutschen Kaiserzeit, mit dem Ritterthum und dem Minnedienst, mit dem Zeitalter Wolframs von Eschenbach und Walters von der Vogelweide, mit den fahrenden Schülern, mit dem Aufschwung der Städte, mit der Architektur und Malerei, mit den Trachten und Sitten beschäftigen, um das vorhin Gesagte bestätigt zu finden. Und das führt uns auf eine andere Eigenschaft des Henne'schen Werkes, auf seine künstlerische Ausstattung. Derjenige, der sich ernster mit historischen Fragen beschäftigt, mag manchmal an der Anordnung, der Knappheit der Erzählung oder an der Aufnahme unverbürgter Facten etwas auszusetzen haben, allein die Auswahl und die Ausführung der Illustrationen sind über jede Kritik erhaben; die Beilagen, Tafeln, Abbildungen in Farbendruck und Holzschnitt sind in einer so erstaunlichen Menge vorhanden, daß man durch das reichste, culturhistorische Museum zu wandern scheint. Selbst wenn man weiß, daß die Grote'sche Verlagsbuchhandlung einige Clichés zu den Bildern schon in der „Weltgeschichte" und in der „Geschichte der deutschen Kunst" verwerthet hat, so bleibt es dennoch erfreulich, daß man ein derart luxuriös ausgestattetes Werk zu einem so billigen Preise herstellen kann. Auf dem Gebiet der Typographie und der Illustration ist das Werk eine Leistung ersten Ranges.

Bis jetzt sind zwei Abtheilungen erschienen; von dem Abschluß des Werkes — der noch vor Ende des Jahres vorliegen soll — werden wir unsern Lesern Kunde geben.

L. Pr.

Ein Engländer über den Freiherrn vom Stein.

Stein. Sein Leben und seine Zeit. Deutschland und Preußen im Zeitalter Napoleons. Von J. R. Seeley, Professor der neueren Geschichte an der Universität Cambridge. 1. und 2. Band. Aus dem Englischen übersetzt von Emil Lehmann. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.

Man kann der Perthes'schen Verlagsbuchhandlung zu lebhaftestem Danke verpflichtet sein, daß sie das schöne Werk des Engländers Seeley durch eine Uebersetzung einem größeren Leserkreise zugänglich macht. Als das Buch: Life and times of Stein, or Germany and Prussia in the Napoleonic age im Jahre 1878 erschien, erregte es schon durch die Wahl des Gegenstandes das größte Interesse bei den deutschen Historikern und fand bei näherer Prüfung die einstimmigste Anerkennung von Seiten der wissenschaftlichen Kritik. Es hat trotzdem verhältnißmäßig lange gedauert, bis die deutsche Uebersetzung erschien: 1883 kam der erste Band, 1885 der zweite heraus, der dritte, der das Werk abschließen soll, wird voraussichtlich im nächsten Jahre erscheinen; aber damit es nicht den Anschein habe, als ob wir aus dieser Langsamkeit des Erscheinens einen Vorwurf herleiten wollen, fügen wir gleich hinzu, daß die von Emil Lehmann gefertigte Uebersetzung sich weit über das Niveau der gewöhnlichen Uebersetzungen erhebt. Sie ist mit großer Sachkenntniß und Sorgfalt gemacht und läßt in keiner Weise die Empfindung aufkommen, daß wir kein Original vor uns haben.

In welchem Geiste Seeley sein Werk geschrieben hat, ließ sich unschwer aus der Widmung an den verstorbenen Pauli entnehmen. Der beste Kenner deutscher Geschichte in England brachte seine Huldigung dem besten Kenner englischer Geschichte in Deutschland dar. Es lag in der Anrufung dieses Namens zugleich ein Schutz gegen den Vorwurf, daß es eine Anmaßung sei, deutsche Angelegenheiten von England aus behandeln zu wollen. Wer in so wissenschaftlichem Geiste schreibt wie Seeley, wer die Gabe der ruhigen, objectiven Beobachtung in so hohem Maße besitzt, wer durch die ernste Forscherarbeit des Historikers hindurchgedrungen ist zu einer Bewunderung der deutschen Verhältnisse, der hat einen solchen Vorwurf weder zu gewärtigen noch zu fürchten. Wenn der Verfasser in übertriebener Bescheidenheit sagt, daß er einzig und allein die

Belehrung seiner Landsleute im Auge habe und sich nicht einfallen lasse, die Deutschen in ihrer eigenen Geschichte belehren zu wollen, so mag ihm die beifällig aufgenommene Uebersetzung seines Werkes der deutlichste Beweis dafür sein, daß auch in unserem Vaterlande seine Leistung nicht mehr blos in dem Kreise der Fachgelehrten, sondern in dem weit größeren Kreise der Gebildeten die gebührende Anerkennung gewonnen hat. Allerdings hatte Seeley noch einen besonderen Grund, bei der Wahl und Behandlung seines Gegenstandes an seine Landsleute zu denken. In England pflegt man die großen Umwälzungen, die sich in Deutschland und Preußen im Napoleonischen Zeitalter vollzogen haben, nur als eine Episode im Leben des französischen Kaisers darzustellen, und man drückt die Bedeutung jener Umwälzungen dadurch auf ein so niedriges Niveau herab, daß man schwerlich in ihnen die zukunftreichen Keime erkennt, aus denen die preußische Hegemonie so glänzend aufgegangen ist. Seeley hat dieser Behandlungsweise jener Zeit ein Ende gemacht und den bedeutsamen Ereignissen in Preußen und Deutschland die gebührende Stellung angewiesen. Und sucht man einen Repräsentanten der Zeit und der deutschen Nation, so bietet sich kein würdigerer dar als der Freiherr vom Stein. Aus solchen Erwägungen ging der Plan des Werkes hervor, der auch in dem Titel durch die doppelte Bezeichnung „Stein" und „Deutschland und Preußen" auf's deutlichste ausgedrückt ist.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob es ein dankbares Unternehmen ist, nach Pertz's Leistung noch einmal das Leben Steins zu behandeln, — und Seeley selbst hat in der That die Frage gestellt. Allein er mußte, als Mann von Tact, in der Antwort sich begnügen, auf die neuen Materialien aus dem Nachlasse Hardenbergs und Schöns hinzuweisen, welche inzwischen erschienen sind und das Bild jener Zeit nicht unwesentlich abändern; es erscheint ihm ferner als ein Hauptfehler des genannten Werkes, eine „gewisse durchgehende Vermengung der Persönlichkeiten von Stein und — Pertz". Wir aber können hinzufügen, daß es noch ganz andere Gründe giebt, welche das Unternehmen Seeleys vollauf rechtfertigen. Das Pertz'sche Werk war schon durch seinen kolossalen Umfang — 7 starke Bände — nur für einen kleinen Kreis von Forschern bestimmt; es war im Grunde genommen eine reiche Materialiensammlung mit verbindendem Text. Und selbst der zweibändige Auszug, den der Verfasser daraus veranstaltete, in der richtigen Erkenntniß, daß man mit sieben Bänden kein populäres Werk schafft, — auch dieser Auszug hat den Weg in's Volk nicht gefunden. Denn Pertz war ein großer Gelehrter, aber er besaß nicht die Gabe, seinen Gegenstand künstlerisch zu gestalten. Hält man diesen Umstand mit dem anderen zusammen, daß inzwischen eine Reihe der wichtigsten Quellen erschlossen sind, daß die Literatur über jene Periode der deutschen Geschichte sich außerordentlich vergrößert hat, so wird man einer neuen Arbeit über Stein an und für sich mit Interesse entgegensehen, und das Interesse verwandelt sich in die höchste Anerkennung, wenn die Aufgabe so gelöst wird, wie es von Seeley geschehen ist. L. Pr.

Neumayrs Erdgeschichte.

Allgemeine Naturkunde. Das Leben der Erde und ihrer Geschöpfe. (Fortsetzung zu Brehms Thierleben,) Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts.
Neumayr: Erdgeschichte Bd. 1.

Von der „Allgemeinen Naturkunde" liegt uns der dritte Band vor, welcher den oben angegebenen Sonder-Titel hat. Nachdem der Verfasser Wesen und Inhalt der Geologie, deren Principien von Gottlob Abraham Werner begründet worden sind, klargelegt, entwickelt er uns zunächst die Entstehung unseres Planeten nach der berühmten und bekannten Kant-Laplace'schen Theorie und lehrt uns die Kräfte kennen, welche wirksam waren und auch jetzt noch stetig wirken an der Umgestaltung der Oberfläche der Erde und an der Vertheilung von Festland und Wasser. Neben den gewaltigen Umwälzungen durch Vulcane und Erdbeben, deren plötzliche Thätigkeit oft in wenigen Minuten, ja sogar in wenigen Secunden eine Gegend vollständig verändern und deren umgestaltende und zerstörende Macht wir in allen Continenten und den zugehörigen Inselgruppen beobachten können, sind es das Wasser und die Luft, welche, wenn auch langsam und unscheinbar, durch ihr beständiges

Wirken mit unwiderstehlicher Gewalt die Verhältnisse der Erdoberfläche verändern. — Hierauf folgt eine Betrachtung der Gesteinsbildung, eine Untersuchung, auf welche Weise sich die Schichtgesteine, Massengesteine und krystallinischen Schiefer gebildet haben. Im Anschluß an diese Probleme und gestützt auf die Kenntnisse, die wir beim Studium derselben erworben haben, werden wir im zweiten Bande der Erdgeschichte bekannt gemacht werden mit der eigentlichen Geologie, d. h. mit der Entstehung und Lagerung der Gesteine, welche an dem Aufbau der Erde im Großen Antheil nehmen.

Das Werk von Neumayr reiht sich ebenbürtig an die zwei erschienenen Bände der allgemeinen Naturkunde an. Es zeichnet sich durch die Eigenschaften aus, welche wir bei Besprechung von Ratzels „Völkerkunde" und Rankes „Der Mensch" hervorgehoben haben*). Wie dort finden wir auch hier neben einer mustergiltigen äußeren Ausstattung eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes, eine geschickte Darstellung, die dem Leser die behandelten Aufgaben deutlich und verständlich auseinandersetzt. Die zahlreichen Zeichnungen erleichtern und vervollständigen die Anschauung. Mit großem Fleiße hat der Verfasser die ausgedehnte Literatur der verschiedenen einschlägigen Probleme durchgearbeitet und Alles verwerthet, um den Leser mit den älteren und neueren Ansichten bekannt zu machen. Nicht nur die Resultate der Untersuchungen werden geboten, sondern auch die Gründe, welche ausschlaggebend für die eine oder andere Ansicht gewesen sind und es bleibt dem Leser oft überlassen, sich auf Grund der angeführten Thatsachen seine eigene Meinung zu bilden. Das Buch ist eine unterhaltende, belehrende und geistschärfende Lectüre.

Ueberflüssig für den ersten Band halten wir die kurze Darstellung der Aufeinanderfolge der Formationen (Seite 34—50), da wir in dem zweiten Bande der Erdgeschichte, der sich fast ausschließlich mit diesem Gegenstande beschäftigen wird, eine detaillirte Darstellung der Lagerungsverhältnisse der Gesteine finden werden. — Ebenso scheint es uns, daß der Verfasser die Eigenschaften des polarisirten Lichtes beim Durchgang durch Krystalle (Seite 595—597) hätte unerwähnt lassen müssen. Er giebt selbst zu, daß das Verständniß dieser Probleme ein specielles mathematisches Fachstudium verlangt, und unterläßt es doch nicht, die Resultate dieser Untersuchungen anzugeben. Für den Fachmann ist das über polarisirtes Licht Gesagte sicherlich nicht geschrieben, dem Laien wird es, trotz der möglichst einfachen und klaren Darstellung doch nicht vollkommen verständlich.

M. H.

Bibliographische Notizen.

Die Meisterwerke der deutschen Literatur in mustergültigen Inhaltsangaben. Eine Sammlung erlesener Darstellungen, Herausgegeben von Dr. Maximilian Kohn. Hamburg, J. F. Richter.

Vor einiger Zeit ist in Italien eine Art Chrestomathie der Kritik erschienen, d. h. eine Sammlung hervorragender Beurtheilungen von Meisterwerken der italienischen Literatur. Etwas Aehnliches, wenn auch nicht ganz dasselbe, bietet der Verfasser in dem hier genannten Buche. Es soll keine Literatur-Geschichte sein, auch nicht Inhaltsangaben von Werken, wie sie der Verfasser selbst gemacht hat, sondern eine Auslese aus den besten Inhaltsangaben, die Andere vor ihm gemacht haben, und zu diesen zählen: Wilhelm Hertz, Vilmar, Schröer, Uhland, Roquette, Dunlop, Bobertag, Geiger, Stahr, Kuno Fischer, Dilthey, Hettner, Koberstein, Scherer und viele Andere. Berücksichtigt sind nur die hervorragendsten Werke der deutschen Literatur, ganz besonders die erste Blüthezeit und die Zeit der Klassiker. Ohne Zweifel ist ein solches Buch, von Lehrern und Lernenden richtig verwerthet, von großem Nutzen, nur darf es nicht zur Eselsbrücke werden. Auch wohl für ein weiteres Publikum kann es von Bedeutung werden, wenn nicht etwa, wie auch der Verfasser in seinem Vorwort herausfühlt, „in dem Leser das täuschende Gefühl erweckt wird, der Lectüre der Werke selber entrathen zu können. — Das Wissen um die

*) S. Heft 111.

Dinge iſt noch himmelweit verſchieden von der Kenntniß der Dinge ſelbſt", ſagt der Verfaſſer mit Recht. rl.

„Der Auszug nach Kahla". Eine Studentengeſchichte von Guſt. Heinr. Schneideck. Jena, Hermann Dabis.

Der Dichter hat ein ſehr anſprechendes Epos geſchaffen, friſch in der Form, feſſelnd in der Darſtellung. Die romantiſchen Schimmer, die das Studententhum umgeben, ſind anmuthend in Verbindung gebracht mit den localen Verhältniſſen Jenas, des altberühmten Vorortes für fröhliches Studententhum, und auch allgemein giltige charakteriſtiſche Züge entbehren die hier gezeichneten jugendfriſchen Geſtalten nicht. Der Dichter hat ſeinen Stoff durchgängig in der Scheffelſchen Vierzeile behandelt, und ſo traut uns das Versmaß auch berührt, für eine ſo umfangreiche Dichtung wie die genannte wirkt es ſchließlich ermüdend. aw.

Neidoſcha. Roman von Robert v. Fels. Breslau und Leipzig, S. Schottlaender.

Wir kennen des Autors reiche Begabung ſchon aus früheren Romanen und Novellen — in ſeinem neueſten Buche „Neidoſcha" giebt ſich jedoch ein bedeutungsvolles Vorwärtsſchreiten kund, das beſondere Beachtung verdient. Stimmungsvolle, lebendige Naturſchilderungen, hochintereſſante Bilder entlegener Culturen bieten gewiſſermaßen den Rahmen, in dem die feſſelnde Handlung ſich zuträgt. Die Heldin iſt eine Mädchengeſtalt, ausgeſtattet mit dem unerſchöpflichen Zauber echter Weiblichkeit, in Geiſt, Herz und Geſtalt jenes „Etwas" beſitzend, das zu allen Zeiten magiſche Kraft geübt und uns ewig „hinanziehen" wird. Der Held iſt eine kräftig und markig gezeichnete Figur; unentwegt verfolgt er ſelbſtlos hochliegende Ziele, bis — er ſein Herz entdeckt hat und dann plötzlich die Welt nur in der Geliebten ſieht. Um dieſe meiſterhaft durchgeführten Geſtalten bewegen ſich nach und nach eine Fülle theils origineller, theils prononcirter Erſcheinungen — alle typiſch aufgefaßt und voller Leben. Der Verfaſſer gebietet nicht nur über reiche Phantaſie, er beſitzt auch die Geſtaltungskraft, dem Stürmen des Blutes und — dem Weinen des Herzens ergreifendſten Ausdruck zu geben; er hat Geiſt und Leidenſchaft, und weil er beides in den Dienſt der Wahrheit ſtellt, wirken ſeine Schöpfungen tief und nachhaltig. aw.

Frankreich in Wort und Bild. Seine Geſchichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Induſtrie, Production, geſchildert von Friedrich von Hellwald. Leipzig, Schmidt & Günther. 28.—33. Heft.

Der zweite Band dieſes Prachtwerkes, welches wir gleich nach ſeinem Erſcheinen gebührend gewürdigt haben, beginnt mit der Schilderung des weſtlichen Frankreichs, und zwar mit dem Herzogthum Orleans. Hellwald ſteht nicht an zu erklären, daß Orleans mit Isle de France, Touraine, Champagne und Maine für ganz Frankreich das iſt, was Latium für Italien war, und den wahren franzöſiſchen Geiſt vertritt. Im nördlichen Theile des Herzogthums, im Forſt von Dreux lag auch das Verſailles des 16. Jahrhunderts, das Feenſchloß, welches Heinrich II. ſeiner Maitreſſe Diana von Poitiers erbauen ließ. Der Bedeutung dieſer Landſchaft entſpricht auch die eingehende Darſtellung und die große Zahl der halb- und ganzſeitigen Städtebilder. An Orleans ſchließt ſich die Darſtellung der Bretagne, durch ſeine Geſchichte und Cultur nicht minder intereſſant als jenes. rs.

Aegypten und ägyptiſches Leben im Alterthum von Adolf Erman. 1. Band. Mit 236 Abbildungen im Text und 7 Vollbildern. Tübingen, Verlag der H. Laupp'ſchen Buchhandlung.

Das Werk Ermans iſt ſchon nach Erſcheinen der erſten Lieferungen von der Fach-Kritik als eine hochbedeutende und dankenswerthe Arbeit bezeichnet worden, die in gleicher Weiſe jedem Gebildeten Belehrung, wie ſelbſt dem Aegyptologen viele neue und überraſchende Unterſuchungsreſultate biete. Der uns jetzt abgeſchloſſen vorliegende erſte Band (welchem der zweite bald folgen ſoll) rechtfertigt dies Urtheil in vollkommenem Maße. Er behandelt in 11 Capiteln Land, Volk und Geſchichte des alten Aegypten, die Inſtitutionen ſeines Königthums und Staatsweſens, Polizei und Gericht, Familie, Haus, Tracht und Vergnügungen der alten Aegypter — alles in einer lebendigen, anſchaulichen Darſtellungsweiſe, und dabei doch mit dem ruhig nüchternen Urtheil des Gelehrten, welcher überall aus den Quellen ſelbſt ſchöpft und ſich daher der Unſicherheit unſeres Wiſſens über viele wichtige Dinge allezeit bewußt bleibt. Auf chronologiſche Scheidung der von den Gelehrten nur zu

oft unterschiedslos zusammengeworfenen Epochen legt der Verfasser mit Recht ein besonderes Gewicht und erweist sich auch hierin als der würdige Nachfolger von Richard Lepsius, dessen Lehramt an der Berliner Universität und Directionsstellung am ägyptologischen Museum daselbst bekanntlich ihm übertragen wurden. — Die Ausstattung des Buches mit Illustrationen ist bei Vermeidung alles unnützen Prunks eine reichliche und solide

ms.

Adlerflug. Erzählung von Elisabeth Werner. München, Verlag von Richter und Kappler.

Die Verfasserin behandelt in dieser Erzählung den nicht mehr gerade neuen Vorwurf, welch befreienden Einfluß eine große Leidenschaft auf ein Künstlergemüth hat, in ansprechender und unterhaltender Form. Hübsche Naturschilderungen beleben den Gang der Erzählung, die als Unterhaltungslectüre warm empfohlen werden kann.

mz.

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Albert, M., Harteneck. Trauerspiel in fünf Acten. Wien, Carl Graeser, W. Krafft

Barre, Ernst, Novellen. Düsseldorf, L. Voss & Cie.

Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Halle a. d. S., Otto Hendel. No. 27. Lessing, Nathan der Weise. 28. Hauff, Die Bettlerin vom Pont des Arts. 29. 30. 31 Lenau, Gedichte. 32. Hauff, Phantasien im Bremer Rathskeller. 33. Lessing, Emilia Galotti. 34. Chamisso. Peter Schlemihls wundersame Geschichte. 35. 36. 37. Goethe, Gedichte. 38. Herder, Der Cid. 39. 40. J. P. Hebel, Schatzkästlein. 41. Schiller, Maria Stuart.

Boy-Ed, Ida, Abgründe des Lebens. Novellen. Leipzig, Carl Reissner.

Charpentier, Dr., Entwickelungsgeschichte der Colonialpolitik des Deutschen Reiches. Berlin, Hermann Bahr.

Christ H. Eine Frühlingsfahrt nach den canarischen Inseln. Mit 26 Ansichten nach Skizzen des Verfassers. Basel, Genf und Lyon. H. Georgs Verlag.

Dufresne, Jean, Der junge Schachspieler. Darlegung des edlen Spieles für die Jugend. Weimar, Bernhard Friedrich Voigt.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. III. Jahrgang. Bd. 1. 2. Ernst Remin, Die Versaillerin. Stuttgart, J. Engelhorn.

Epp., E, Vom Dorf und aus der Stadt. Sätze und Aufsätze, Sprüche und kleine Geschichten. Mannheim, Tobias Löffler.

Eye, Dr. A. von, Wesen und Werth des Daseins. Untersuchungen zur Feststellung eines Gesammtbewusstseins der Menschheit. Zweite Auflage. Berlin, Allgemeine Verlags-Agentur.

Godin, Amélie, Fahr wohl! Erzählung. München. Richter & Kappler.

Haushofer, Max, Der ewige Jude. Ein dramatisches Gedicht in drei Theilen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Hevesi, Ludwig, Auf der Sonnenseite. Ein Geschichtenbuch. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Heyse, Paul, und **Laistner**, Ludwig, Neuer deutscher Novellenschatz. Band XIV. XV. München und Leipzig, R. Oldenbourg.

Hutzler, Sara, Kleine Menschen. Aus dem Kinderleben. Mit einer Vorrede von Max Nordau. Berlin, J. J. Heines Verlag.

Krause, Oskar, Erlebtes, Erdachtes, In Reime Gebrachtes. Düsseldorf, L. Voss & Co.

Lohmann, Peter, Dramatische Werke. Vierter Band: Gesangsdramen. Dritte Aufl. Leipzig J. J. Weber.

Marchand, Alfred, Les Poètes lyriques de l'Autriche. Nouvelles études bibliographiques et littéraires. Maurice Hartmann — Joséphine de Knorr — Robert Hamerling — Lorm. Paris, G. Charpentier & Cie.

Nietzsche, Friedrich, Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. Leipzig, C. G. Naumann.

Nohl, Clemens, Pädagogik für höhere Lehranstalten. Berlin, Theodor Hofmann.

Du Prel, Carl, Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst. Mit einer photogr. Aufnahme von Just. Kerner und Zeichnungen aus dem Skizzenbuche von Gabriel Max. Leipzig, Th. Griebens Verlag (C. Fernau).

Raymond, George Lansing, A life in Song. — Poetry as a representative art. New-York und London, G. P. Putnam's Sons.

Revue Internationale. Tome XI. III — VI livr. Florence.

Röckner, Wilhelm, Komm und siehe! Der Symbolschlüssel, und das Lebensgesetz in der Offenbarung Johannes. Tilsit, Wilh. Lohauss.

Sanders, Daniel. Fürs deutsche Haus. Blüthenlese aus der Bibel und den mustergültigen griechischen und römischen Schriftstellern, als der Grundlage unserer Volks- und gelehrten Bildung. Mit einem Titelbild von O. Wisnieski. Berlin, S. Rosenbaum.

Schmidt, Ferdinand, Der Götterhimmel der Germanen. Wittenberg, R. Herrosé.

Sinclair, Thomas M. A., Humanitätsstudien. Aus dem Englischen von Hans Schiffert Müller. Strassburg, Karl J. Trübner.

Stanelli, Dr. Rudolf, Philosophie der Kräfte. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Tangermann, W., Philosophie und Poesie. Sonetten-Kränze. Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

Taubert, Emil, Simson. Berlin, Theodor Hofmann.

Thorbecke, August. Geschichte der Universität Heidelberg im Auftrage der Universität dargestellt. Abtheilung I. Heidelberg, Gustav Koester.

Wartenburg, Karl, Wann Frauen alt werden? Novelle. Berlin, Theodor Hofmann.

Wodiczka, Victor, Aus Herrn Walthers jungen Tagen. Eine Geschichte aus Oesterreichs Vorzeit. Leipzig, Herrmann Haessel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Band 39. — Heft 117.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift.

Dezember 1886.

Breslau.
Ed. Trewendt.

December 1886.

Inhalt.

Seite

Heinrich Kruse in Bückeburg.
Der Californier. Eine Seegeschichte. 277

Friedrich Bodenstedt in Wiesbaden.
Die heiligen Stätten in ihrer Bedeutung für Rußland. 301

Gustav Meyer in Graz.
Ein Ausflug nach Argolis. 308

Julius Duboc in Dresden.
Der Bauernphilosoph Konrad Deubler. 322

H. Dechend in Marburg.
Ein französisches Ränkespiel in Deutschland zur Zeit Napoleons I. 334

Karl Jaenicke in Breslau.
Justine Dankmar. Novelle. (Schluß.) 349

Bibliographie. 405
Berliner bunte Mappe. (Mit Illustrationen.) — Die Arbeiterfrage. — Karl Biedermanns Deutsche Geschichte und Memoiren. — Der Zug nach dem Westen.

Bibliographische Notizen. 414

Hierzu ein Portrait von Friedrich Bodenstedt.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilagen zu diesem Hefte

von

Grote'sche, H., Verlagsbuchhdlg. in Berlin. – (Heinrich Heine's gesammelte Werke.)
Institut, Bibliograph., in Leipzig. (Conversations-Lexikon 2c.)
Krieger'sche Verlagsbuchhdlg. in Stuttgart. (Stern, Geschichte der Weltliteratur.)
Pitze, Adolf, in Leipzig. (Vornehmste Festgeschenke.)
Schottlaender F., in Breslau. (Auswahl literarischer Festgeschenke.)

Digitized by Google

Friedrich v. Bodenstedt.

UNIV. OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXIX (October bis December 1886), wie auch zu den früheren Bänden I—XXXVIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

.....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

..... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII, XXXVIII.

elegant broschirt zum Preise von ℳ 6.—
pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von ℳ 8.— pro Band.

..... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116

zum Preise von ℳ 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band XXXIX. (October bis December 1886)

..... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII.

zum Preise von ℳ 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

.....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXIX. Band. — December 1886. — Heft 117.

(Mit einem Portrait in Radirung: Friedrich Bodenstedt.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Californier.

Eine Seegeſchichte

von

Heinrich Kruſe.

— Bückeburg. —

Multum ille et terris jactatus et alto.

Iſt das ein großes Gebirg' in weiter Entfernung und ragt dort
Unter den Kuppen die höchſte mit ewigem Schnee in den Himmel?
Nein, mit wenigen Schritten erreicht man die Kette der Dünen,
Welche das freundliche Dörfchen beſchützt vor der tobenden Nordſee,
Und auf der höchſten, die weiße genannt, liegt ſtiebender Sand nur,
Den es bisher nicht gelang mit dem Netze zu feſſeln von Helmgras.
Von dort oben zu ſchaun, wie die Sonne verſinkt in das Weltmeer,
Zogen am Abend wir aus in froher Geſellſchaft, die bald ſich
Findet zuſammen am Strand, wo man frei von den täglichen Sorgen
Und vom Geſellſchaftszwang, ſich näher und menſchlicher fühlet.
Seelenvergnügt, wie man iſt nach dem erſten erfriſchenden Bade,
Plauderten wir noch viel von dem geſtrigen Leuchten des Meeres,
Als hochrädrige Wagen uns holten zur Inſel vom Fährſchiff,
Und bei jeder Bewegung der langſam watenden Pferde
Jeglicher Drehung des Rads aufleuchteten feurige Wogen,
Funken in Unzahl ſprühten und Waſſer mit Feuer gemiſcht ſchien.
Alſo zogen wir hin auf dem Pfade der blumigen Wieſe,
Die mir beſſer gefällt, als des Gärtners geſchorener Teppich,
Und in die heitern Geſpräche vertieft, vergaßen die Damen
Sich vor dem Bullen zu fürchten, dem glotzenden Führer der Heerde,
Die man am Abende treibt in die Nähe des Dorfes. Die Kühe
Brüllten mit ſtrotzendem Euter und harrten der melkenden Mägde.
Und ſchon ſchlugen wir uns in die Dünen. Im vorderſten Thale
War es noch freundlich und grün, denn es hat ein eifriger Forſtmann

Dort viel Erlen und Birken und Tannen gepflanzt, und die nackte
Düne, des Schattens ſich freuend, bekleidete raſch ſich mit Raſen.
Langſam ſtiegen wir dann durch gleitenden Sand auf die Höhe,
Wo man den Leuchtthurm ſieht von Wangeroog und den Kirchthurm
Jenes verlaſſenen Dorfes, zerſtört durch furchtbare Fluthen.
Als wir wieder hinab nun ſchritten in's andere Querthal,
Wo nichts Grünes zu ſehn, als leiſe knirrendes Helmgras,
Da, bei der Wendung des Pfades, was müſſen wir plötzlich erblicken?
Darf ich den Augen traun? Seit lange ja kenn' ich die Dünen,
Weiß, daß hier in der Wüſte man ſonſt nichts Lebendes ſpürte,
Als Seevögelgeſchwirr und etwa nach Sturm und Gewitter
Ein Kaninchen, das ſcheu aus dem Gang rothäugig hervorguckt.
Doch nun ſteht da ein hölzernes Haus mit mächtigem Zeltdach,
Und ein Schuppen dabei, auch Sägen und allerlei Werkzeug,
Auch, es zu ſchärfen, ein Drehſchleifſtein, und zeigt ſich ein Brunnen,
Zierlich mit Welle, mit Eimer und Seil. Was mag das bedeuten?
Und dort brodelt ſogar ein Keſſel auf flackerndem Feuer,
Durch die Vertiefung geſchützt, und wirbelt den Rauch in den Himmel.
Hat hier, ſprach ich, ſich ein nach Gold zu graben gewohnter
Californier niedergelaſſen?

„Ihr habt es getroffen!"

Rief mit fröhlichem Lachen, vom Strand herkommend, ein Mann aus,
Der ein blitzendes Beil quer über die Schulter gelegt trug,
Hoch und kräftig gebaut, nicht mehr in der Blüthe der Jugend,
Denn in das lockige Haar, das braun und voll ihn umſpielte,
Stahl ſich ſchon hier und dort an den Schläfen ein ſilbernes Fädchen.
Braun war auch ſein Auge, von innerſter Heiterkeit leuchtend.
Stattlich ſchritt er daher wie ein Lictor, der in dem alten
Rom vor dem Conſul ging. Er grüßte mit Höflichkeit Alle,
Und dann warf er das Beil mit Lachen zu Boden und ſagte:
„Ladies und Gentlemen, da kein Ceremonienmeiſter
Hier iſt, ſtellet ſich ſelbſt als Ihren ergebenſten Diener
Anton Wohlgemuth vor und begrüßt Sie in ſeiner Behauſung.
Wohlgemuth heiß ich und wohlgemuth bin ich; doch nennt man mich meiſtens
‚Californier' nur." „Ihr ſeid dort drüben geweſen?
Habt nach Golde gegraben?" „So iſt's." „Was führt Euch denn aber
Hier in die Dünen, mein luſtiger Freund? Gold findet ſich hier nicht."
„Aber doch Silber vielleicht." „So ſagt uns, Beſter, weshalb denn
Wohnung und Zelt Ihr hier aufſchlugt in der ſandigen Oede?"
„Seht da die Schlucht nur hinab, durch die Senkung der Dünen, ſo findet
Ihr ſchon ſelber den Grund." Kaum tauſend Schritte vom Ufer
Lag ein gewaltiges Wrack auf der Seehundsplatte geſtrandet,
Ohne die Maſten, jedoch mit den rieſigen Rippen allein ſchon
Himmelanragend; die Menſchen bewegten darauf ſich wie Punkte.
„Ja," ſo bemerkt' er bedauernd, „es war ein ſtolzes Fregattſchiff,
Amerikaner." „Es ward wohl durch entſetzliche Stürme
Auf Untiefen geſchleudert?" „O nein, bei ruhigem Wetter,
Still wie heut, iſt das Schiff mit der Fluth auf die Platte gelaufen."

„Hat der Fregatte gefehlt ein kundiger Lootſe?" „Sie hatte
Selbſt zwei Lootſen an Bord. Doch ſeh ich, ich muß die Geſchichte,
Die Ihr mir Stück vor Stück abzieht, wie dem Haſen die Felle,
Euch wohl berichten von vorn." „Das thut! Wir werden Euch danken."
„Drüben in Boſton lebt," ſo begann die Erzählung der muntre
Californier jetzt, „ein großer, vermögender Kaufmann,
Der viel Geld als Rheder verdient. Ein einziges Kind nur
Hat er von ſeiner verſtorbenen Frau, ein blühendes Mädchen,
Das Cornelia heißt, ſein Liebling, kann man ſich denken.
Ihr zu Ehren beſchloß er ein prächtiges Schiff zu erbauen,
Gleichſam die Krone der Flotte von Briggs und Barken und Klippern,
Welche dem Rheder gehörten, die größte und ſchönſte Fregatte.
Und ſo ward denn geſtreckt ein mächtiger Kiel auf die Helling,
Und die Fregatte gebaut vom beſten canadiſchen Kernholz.
‚Alles vom Beſten!' ſo hieß für den Schiffsbaumeiſter die Weiſung.
Zwei Jahr wurde geklopft und gehämmert am mächtigen Schiffe,
Welches, ein Wunder der Werft, daſtand auf dem Stapel, bis daß es
Endlich die Taufe bekam von der bräutlichen Tochter des Rheders,
Die ‚Cornelia!' rief, am Buge die Flaſche zerſchlagend.
Und ſo lief majeſtätiſch der Rumpf in die ſchäumenden Wogen.
Bald auch waren die Maſten geſetzt und man ſchmückte das Schiff aus
So ſorgfältig, als ob die Cornelia ſelber die Braut ſei.
Hättet Ihr doch es geſehn, noch eh' es die Wogen zerſchellten!
Eine Cajüte, ſo groß, wie bei Wilms im Dorfe der Tanzſaal,
Strahlend von Marmor und Spiegeln und Gold. Und nicht von der erſten
Reiſe zurückgekehrt! Cornelia, Capitain Bancroft,
Segelte nach Oſtindien aus mit völliger Ladung
(Zwanzig Fuß Tiefgang!) und bewährte ſich auch als ein Segler,
Lief in den Ganges und löſcht' und nahm in Calcutta zur Rückfracht
Reis ein, köſtlichen Reis, ‚nach der Weſer' ſo hieß es im Frachtbrief.
Glücklich war um das Cap und durch das atlantiſche Weltmeer
Schon die Fregatte geſchwommen, durch widrigen Wind im Canale
Aufgehalten, zuletzt doch glücklich gelangt aus den Dünen
Und am Texel vorbei an die hieſige Küſte gekommen,
Nahe der Weſer bereits. ‚Um Uhr fünf laufen wir binnen!'
Hatte der Lootſe von Emden geſagt. Auch der engliſche Lootſe
War noch an Bord, doch um nichts mehr bekümmert; er hatte die Leitung
Abgegeben ſofort an den deutſchen. Es ſaßen die Leute
Schon vor dem Spiegel und ſchoren ſich glatt für die Mädchen von Bremen,
Und beim Sinken der Nacht ſprach ſo zum Captaine der Lootſe:
‚Legt Euch ſchlafen, Captain! Auf der langen beſchwerlichen Reiſe
Habt Ihr genug nun gewacht und geſorgt. Wir ſchiffen im Hafen.'
Und ſo hatte vergnügt der Captain ſich zur Ruhe begeben.
Bald auch ſchläfert den Lootſen es ſelbſt, und er ſagt zu dem Steu'rmann:
‚Ich bin müde geworden vom ewigen Kreuzen und gönne
Ein Paar Augen von Schlaf mir noch. Wir ſind ſchon geborgen.
Haltet nur immer den nämlichen Strich und peilet zuweilen,
Daß wir der Küſte zu nah nicht unverſehens gerathen.'

Damit hüllt' er ſich ein in die doppelte Jacke und ſchnarchte.
Alles war ſtill auf dem Schiff, und der Steurmann ſelber am Rade
Nickte mitunter und hatte wohl bald zu peilen vergeſſen,
Wenn er nachher auch ſchwur und betheuert': ‚Ich peilte und peilte!'
Denn im Verhör, das weiß man ja längſt, wird Alles geleugnet.
Aber ein Ruck, furchtbar! weckt plötzlich das Schiff aus dem Schlafe.
Denn mit völliger Kraft und bei hochaufbrauſender Springfluth
War die Cornelia feſt auf die Seehundsplatte gefahren,
Nord-Nord-Oſt auf der Rhede von Spiekerooge. Der Lootſe,
Sorglos zwar und bequem, doch ein guter und kundiger Seemann,
Sah mit Schrecken die Größe des angerichteten Unheils;
Tiefer und tiefer ſchon grub in den Sand ſich der mächtige Kiel ein,
Auf ihn drückte nicht nur die gewaltige Laſt der Fregatte,
Sondern die Ladung zugleich, und das Waſſer begann ſchon zu ſinken.
‚Schiff und Ladung verloren!' ſo dachte der Lootſe mit Seufzen.
Und ſchon ſtürmt der Captain auf Deck: ‚Auswerfen die Ladung!'
Kreiſcht er verzweifelt. Man wirft auch Ballen auf Ballen geſchäftig
Ueber den Bord; doch ohne das rieſige Schiff zu erleichtern;
Denn ſchon kracht es und neigt ſich und ſchwankt mit den ragenden Maſten
Und ſchlägt hin und her auf dem wohlgekupferten Kiele.
‚Maſten gekappt!' commandirt der Captain. Drei mächtige Föhren
Waren zuſammengefügt zum Bau der gigantiſchen Maſten.
Unter den Hieben der Axt kracht endlich zuſammen der Großmaſt,
Und ihm folgen dann bald mit geringerer Mühe die andern.
Alles verſucht der Captain, was nur ein erfahrener Seemann
Thun kann, um ſich zu retten; doch Alles iſt völlig vergebens.
Siehe, da rennt der Captain, Mitrheder des Schiffes, ſchon lange
Sprachlos faſt vor Wuth und Verzweiflung, in ſeine Cajüte
Und kommt wieder herauf wahnſinnigen Blickes. Er hatte
Einen Revolver in jeglicher Hand. So ſucht er den Lootſen.
‚Wo, wo ſteckt er, der Hund? Ich ſchieß' ihn nieder!' ſo rief er.
Und wild lief er umher, und zitternd verkroch ſich der Lootſe
Hinter den Ballen von Reis, die grade geholt aus dem Raume;
Aber man fiel zum Glück dem Captain in die Arme von hinten,
Und mein Lootſe, von Furcht vor dem Tod und von Angſt des Gewiſſens
Leblos faſt, ließ nun nicht länger ſich halten im Schiffe,
Sprang vom Heck und kam mit Schwimmen und Waten an's Ufer.

's war ſtockfinſter annoch, Charfreitagmorgen, in aller
Herrgottsfrüh', als der Lootſe dem Dorf anſagte das Unglück.
Da blieb kaum ein Säugling zurück, und Männer und Frauen
Liefen, und Kinder zugleich, an den Strand mit leuchtenden Fackeln,
Alle begierig, die Waaren des Wracks und die Menſchen zu retten.
Und in dem Wirrwarr iſt entkommen der Lootſe zum Siele;
Niemand hat ihn wiedergeſehn." „Ward Vieles geborgen?"
Fragten wir. „Weniges nur von der Fracht; blos einige Ballen
Indiſcher Reis, hochfein; doch das Meiſte der koſtbaren Ladung,
Welche von Hungersnoth eine Stadt zu retten genügte,
Haben die Wogen verſchluckt, da der Reis im Waſſer ſich auflöſt.

„Aber die Schiffsmannſchaft?“ ſo fragten wir weiter. „Gerettet!
Und gaſtfreundlich verpflegt in den Häuſern der Inſel. Es waren
Leute von allen Nationen, auch Muhamedaner und Heiden,
Ein heilloſes Geſindel! Es ward in der heiligen Woche
Niemals wohl auf der Inſel ſo gräulich geflucht und geläſtert.
Mancherlei ward noch verſucht, um das Wrack zu befrein von der Sandbank,
Aber vergebens! Es war nicht flott zu machen. Was übrig
Von der Cornelia blieb, ward dann meiſtbietend verſteigert.
Zwei Kaufleute von Emden erſtanden das Wrack für ein Spottgeld,
Und ſobald es nun galt vom Schiffe zu bergen, was etwa
Werth noch hat und der Mühe verlohnt, ſo wandten die Herren
Sich natürlich an mich.“ „Was ſeid Ihr denn eigentlich? ſagt uns!“
„Ich,“ ſo ſprach er mit Lachen „bin Nichts! Ihr ſchüttelt die Köpfe,
Und das ſcheint Euch zu wenig zu ſein? So ſagen wir lieber:
Alles und Nichts! Ich hab' im Leben ſo Manches erfahren,
Darum bin ich denn auch für mancherlei Dinge zu brauchen.“
„Californier, habt Ihr da drüben nicht Schätze geſammelt?“
„Schätze geſammelt? Ja wohl! Drei Mal ſchon! Glaubt mir, ich habe
Schon drei Schätze gehabt. Zwei hab ich dann wieder verloren.
Doch mir den dritten der Schätze, den beſten, geſichert für immer.
Aber das ſtehet geſchrieben auf einem beſonderen Blatte.
Alſo hab' ich für mich Arbeiter zur Bergung gemiethet,
Und wir haben gehauſt in den Dünen auf gut californiſch.
Morgens ziehen wir aus mit der Ebbe zum Wracke, des Abends
Gehn wir zurück mit der Ebbe, wo trocken beinahe der Weg iſt.
Was wir fleißig am Tage mit Axt, Stemmeiſen und Säge
Losgebrochen, das ſchaffen wir Abends wo möglich, nach Hauſe
In's californiſche Heim; denn es iſt ſchon manchmal geſchehen,
Daß in der Nacht uns der Sturm und die Fluth die geſammelten Sachen
Wieder zerſtreut und zum Spiele der Wellen gemacht, und ſo ſchleppen
Wir in Sicherheit lieber, ſo viel nur tragen die Schultern.
So iſt immer geſorgt, daß das Leben zu leicht uns nicht werde!
Hier empfängt nach der Mühe des Tags die im Freien gekochte
Reichliche Koſt uns ſchon, und unter dem ſchützenden Zeltdach
Iſt ſo erquicklich der Schlaf in den lauen Nächten des Sommers,
Während uns feucht und weich umſpielet die ſalzige Seeluft.“
„Und in dem Schuppen ſind wohl die geborgenen Sachen?“ Er nickte,
Und holt' etwas herbei. „Da ſeht zur Probe den Nagel
Unſeres Schiffs! Fußlang. Und von ſolchem Gewicht, daß die Dame
Kaum ihn zu tragen vermag. Und der kupferne Bolzen iſt koſtbar!
Ja, zehntauſend Guineen ſind hier zu Grunde gegangen.“
„Alſo habt Ihr vom Schiff, Californier, gründlich berichtet.
Seid denn herzlich bedankt, ſo ſprach ich. Doch hätten wir gern noch,
Daß Ihr, Freund, uns jetzt auch vom eigenen Leben erzähltet.“
„Ja, was denn?“ — „Was Ihr wollt! Ihr gehört zu den ſeltenen Leuten,
Die nichts können erleben, was Langeweile verurſacht,
So daß Alles ergötzt, was ſie reden mit goldenem Munde.
Seht, Ihr ſagtet ja ſelbſt, daß Ihr ſo manches erfahren

Und drei Schätze gehabt. Ich glaube für Alle zu ſprechen,
Wenn ich bitte, von Euch, von Eurer Geburt und Erziehung
Und von den Schätzen, den dreien, des Näheren uns zu berichten."
„Gern! Bis die Leute zurück vom Wrack ſind," ſprach er mit Lächeln,
„Will ich, was ich erlebt ſeit der Kindheit Tagen erzählen.
Wollen die Damen vielleicht ſich ſetzen? Sie müſſen nicht glauben,
Daß es an Stühlen uns mangelt und Bänken." Schon trug er geſchäftig
Beide hervor. „Und ſeht, dies Sonnenſegel beſchützt uns
Hier vor den blendenden Strahlen der tiefer geſunkenen Sonne.
Alſo will ich denn nun mit der kleinen Erzählung beginnen;
Aber bedenkt, daß der Held der Geſchichte gering nur und klein iſt.
Ihr ſeid, Damen und Herrn, mit dem ſilbernen Löffel im Munde
Alle geboren; doch ich, ich mußte mit hölzernem eſſen.

Ich bin drüben geboren im Harlinger Siele. Die Eltern
Hatten ein Häuschen, worin Gaſtwirthſchaft wurde betrieben.
Schiffer verkehrten darin und gewöhnliche Leute; ein Kram war
Und ein Laden dabei, wo Sonntags kaufte der Landmann.
Aber es war ein kärgliches Brot, und hätten wir nicht auch
Gärtchen und Wieſe gehabt und die weidende Kuh und die Ziege,
Hätte der Mangel bei uns noch öfter geſchaut in die Thüre.
O, wie ſtill iſt der Ort! Seit Menſchengedenken iſt dort nicht
Etwas gebaut, es beſpiegeln dieſelben zuſammengeſunknen
Alten Gebäude ſich ſtets in dem glatten Gewäſſer des Hafens,
Welches ein Pfahlwerk rings einfaßt, ganz morſch und zerfallen.
Müd' und matt ſcheint Alles bereit, in die Fluth zu verſinken.
Oben vom Deiche, da ſieht man Küſten und Inſeln und Schiffe,
Und mich zog es zur See! ein Schreckensgedanke für Mutter,
Die mir das Schiff, das ich mir aus Borke gezimmert, verbrannte
Und ſogar mir verbot, an Vater ein Wort zu verrathen,
Daß ich ſo gottlos ſei und ein Schiffer zu werden gedächte.
Als ich nun fünfzehn Jahr und ein langer Schlingel geworden,
Sprach mein Vater zu mir (ſonſt pflegt' er nur wenig zu ſagen,
Hatt' auch wenig zu ſagen): ‚Du biſt nun heute, begann er,
‚Anton, eingeſegnet als Chriſt und entwachſen der Schule,
Wo du zwar Streiche verübt, doch das deinige billig gelernt haſt —
Uebrigens nicht ein großes Verdienſt, da dir Alles ja leicht wird —
Darum iſt es nun Zeit, mein Sohn, für dich ſelber zu ſorgen.
Siehe, du wächſeſt mit Macht, wir können das Brot und die Butter,
Die du täglich verlangſt, nicht erſchwingen und Geld für die Kleider.
Was man heute dir macht, das iſt dir morgen zu enge.
Anton, ſage mir jetzt, was willſt du werden?' ‚Ein Seemann!'
Platzt' ich heraus trotz Mutter. Sie ſchrak zuſammen und klagte:
„Nur ein einziges Kind hat Gott uns gegeben, und ſollen
Wir das auch noch verlieren?" Und war kein Ende des Jammers.
‚Vater,' ſo ſagt' ich, verſuche doch Muttern begreiflich zu machen,
Daß nicht ſämmtliche Schiffer ertrinken.' Er ſchüttelte leiſe,
Aber bedächtig den Kopf, und aus vieler Erfahrung des Ehſtands

Sprach er zu mir: ‚Mein Sohn, dies merke dir einmal für immer:
‚Frauenzimmer, sie haben Vernunft nicht vom Schöpfer erhalten;
Darum ist es vergebens, mit ihnen zu streiten. Sie bleiben
Stets bei ihren Gedanken, und mögen sie noch so verkehrt sein;
Was Du redest, es ist, als sprächest Du gegen die Wand an.
Willst du das Herz ihr brechen? Drum füge Dich.“ Und wir beschlossen
Endlich im Rathe der drei, ein Landmann wäre das Beste.
Hat nicht am Ende das sicherste Brot, wer selbst es sich bauet?
‚Anton‘, sagte die Mutter zu mir mit erleichtertem Herzen,
‚Siehe, Du kannst nun auch zum vermögenden Bauer gedeihen.‘
‚O, wie könnte das sein!‘ entgegnet’ ich zweifelnd und kleinlaut.
‚Mein Antönchen, Du bist ja der schmuckeste Junge des Sieles.
Manch ein Mädelchen trägt ein Bauerngehöft in der Schürze,
Und wer weiß, was geschieht.‘ So verließ ich in goldenen Träumen
Denn mein elterlich Haus und trat bei dem Bauer den Dienst an,
Dem ein großes Gehöft dicht hinter dem Deiche gehörte.
Mit Ostfriesland ist es wie mit Pfannkuchen, am Rande
Ist es am besten und fettsten. Der Bauer war mürrisch und geizig,
Doch sehr gut in der Wehr und hatte die herrlichsten Rinder.
Also stand ich in Dienst und mußt’ in der Fremde gar Manches,
Was ich zu Hause genoß, entbehren, am meisten den süßen
Schlaf am Morgen, den höchsten Genuß für die rosige Jugend,
Denn kaum graute der Tag, so rief schon der Bauer im Hofe,
Weckte die Knecht’ und die Jungen zum Pflügen und Eggen und Mähen,
Und so mußte man sich abrackern von Morgen bis Abend.
Niemals hätt’ ich gedacht, daß der Mensch, der die Nahrung für Alle
Abgewinnet der Erde, sei solch ein trauriges Lastvieh.
Und was hatt’ ich dafür? Auf schmutzigem irdenen Teller
Kost, die gern ich verschmäht und den Hunden und Katzen gelassen.
Kurz, ich wußte mich nicht in das Leben zu finden des Landmanns.
Wieder nach Hause zu kommen war all mein Dichten und Trachten.
Als ich nun einmal des Nachts in solchen Gedanken mich wälzte,
Hört’ ich da draußen das Brausen des Sturms und das Brüllen des Meeres
Lauter, als sonst, und es war, als schössen Kanonen dazwischen.
Rasch aus dem Bette gesprungen versuch’ ich die Thüre zu öffnen
Um zu sehn, was draußen es giebt. Sie scheint mir vernagelt;
Aber es war nur der Sturm. Ich lauf aus der hinteren Thüre,
Welche sich leicht aufthut; da seh ich mit Staunen und Schrecken,
Daß schon die schäumende See rings über zerrissene Deiche,
Wüthend sich stürzt, und es rauscht wie Wasserfälle, und Häuser
Schwimmen und schreiende Menschen dahin und brüllende Rinder.
Ja, Herrschaften, das war im fünfundzwanzigsten Jahre,
Habt Ihr davon nicht gehört?“

„Wo Petersburg überschwemmt ward,
Und wo die See so viel Unheil anrichtete?“ sagt’ ich,
„Freilich, ich hörte davon.“ „Und der einzige Mensch, der sich damals
Freute, war ich. Ich lief noch hinein und zog mir den Rock an,
Griff nach dem Bündel, von mir vorsichtig in Flüchtlingsgedanken

Lange geſchnürt, und lief, was ich laufen konnte, von dannen.
Auch war Zeit nicht mehr zu verlieren; denn hinter mir ſchoſſen
Tauſend Gewäſſer daher und verfolgten den fliehenden Knaben.
Und ſo kam ich nach Haus, zum Harlinger Siel, wo die Eltern
Standen und ſtarrten hinaus von der Höhe des Deichs auf die Sündfluth.
Als ich mich näherte, ſchrieen ſie auf vor Freuden; ſie hatten
Mich ſchon verloren gegeben.
So war es denn nichts mit dem Bauer,
Und wie die Ente zum Teich, ſo blickt' ich noch immer zum Meer aus.
Aber es hatte das Waſſer noch immer nicht Balken bekommen,
Und ſo mußt' ich denn, Muttern zu Lieb, auf dem ſicheren Lande
Noch einmal es verſuchen. Doch unterzukommen war damals
Gar nicht leicht; denn es hatt' an den Küſten und Inſeln die Sturmfluth
Weit und breit viel Schaden gethan. Es verarmte der Landmann,
Deſſen Gefilde noch lang voll Waſſer verblieben und Kolke.
Auch war über die Gegend zuletzt Viehſterben gekommen.
Und ſo ſtrich ich vergebens, mir Dienſt zu ſuchen, im Lande
Täglich umher; ich verweilte dabei am liebſten am Ufer,
Wo ich, wie ein Liebhaber die Braut, anſchaute die Schiffe.
Galt es den Anker zu lichten und Ballaſt zu ſchaufeln, ſo war ich
Munter dabei und half und wurde beliebt bei den Schiffern.
Einmal kam ich nach Hauſe gerannt und ſtrahlte vor Freude.
‚Tönchen, was haſt Du denn, ſprich!' ſo rief mir die Mutter entgegen,
‚Haſt du 'ne Stelle gefunden?' ‚Die Bauern ernähren ſich ſelbſt kaum,'
Sagt' ich, ‚ſie brauchen nicht Jemand, der auch noch langt in die Schüſſel,
Und ſie jagen mich fort vom Hof, als wär' ich ein Bettler.
Aber mir lächelt das Glück doch endlich — wo anders!' ‚Und wo denn?'
Drüben im Benſer Siel, da liegt im Hafen ein Kuffſchiff,
Wie Galeaſſen getakelt' — ‚Ach geh mir, Junge, mit Deinen
Alten Schiffen!' ‚Es iſt noch wie neu und ein netter Captain drauf;
Bei dem ſteh ich in Gunſt, und er hat mir verſprochen — Doch hab' ich
Dir zu erzählen vergeſſen vorher, daß der Junge, der Kochsmaat,
Geſtern zu Bett ſich gelegt; denn er iſt von den Maſern befallen.
Denke dir, Mutter, das Glück: Der Maat hat die Maſern bekommen!
‚Was haſt Du denn, Junge, zu thun mit dem Maat und den Maſern?
Sage mir, willſt Du vielleicht aufs Weltmeer gehen?' ‚Bewahre!
Aber, ſo hab ich gedacht, da ſind ſo Schlupen und Kuffe,
Welche von Siel zu Siel an der Küſte nur krebſen im ſtillen
Ruhigen Wattenmeer. Da kann man ja gar nicht verſaufen!
Selbſt wenn man ſtrandet, was thut's? Man zieht ſich nur Stiefel und Strümpf' aus
Und dann watet man bald an's Ufer.' So ſprach ich noch Manches,
Um ihr die Küſtenfahrt im günſtigſten Lichte zu zeigen.
‚Darum verſuch' ich es mal als Küſtenfahrer, ſo dächt' ich,
Siehe, der Dienſt iſt leichter und, Mütterchen, beſſer die Löhnung,
Als bei den Bauern; ſie ſind Miſtfinken, Du wirſt nicht noch einmal
Wollen verſtoßen Dein ſauberes Kind zu den Rüpeln, den Bauern.'
‚Wenn es nur nicht auf's Weltmeer geht,' antwortete Mutter,
‚Läßt von der Sache ſich reden!' und war ſchon zur Hälfte gewonnen.

‚Siehe, da liegt nun das Kuff, von dem ich geſprochen; es gehet
Aber nicht weiter hinaus, als höchſtens bis Bremen und Emden;
Drei Mann ſind nur an Bord, Captain, ein Jung' und der Steu'rmann,
Doch nun fehlet der Maat, der natürlich am Lande zurückbleibt,
Darum, als der Captain —' ‚Was hat der Captain dir verſprochen?'
‚Kannſt du kochen? ſo frug er. Ja wohl, ſo ſagt' ich, ein wenig.
‚Was Du nicht kannſt, das läßt ſich Dir bald einbläuen,' ſo ſprach er.
‚Haſt Du wohl Luſt, mein Sohn, mit uns zu fahren als Kochsmaat?'
Ich ward roth im Geſicht vor Freuden. Er kniff mir die Wange.
‚Du biſt, ſagt' er, ein handlicher Jung', und wenn du bereit biſt
Anzutreten den Dienſt auf der Stelle, ſo kann es ſich machen.
Geh' denn, Erlaubniß zu holen.' Du wirſt ſie nicht mir verſagen;
Denn auf dem Land' iſt gar nicht anzukommen, das weißt Du.'
‚Aber ich möchte den Schiffer vorher noch ſehen und ſprechen,
‚Was für ein Mann er wohl iſt!' So verſetzte die ſorgende Mutter.
‚O, ein höflicher, freundlicher Mann. Ich beſtell' ihn Dir!' ſagt' ich.
Und ſo kam er denn bald, im Sonntagsſtaate getakelt,
Ein gar zierlicher Mann mit großen Berlocken, die raſſelnd
Baumelten über dem Spitzbäuchlein, mit Ringen die Menge,
Selbſt in den Ohren, wenn auch ſchon ſchmierig der Kragen des Fracks war.
Alſo trat er zur Mutter in's Zimmer und dienerte mächtig
Und dann küßt' er ſogar zum Erſchrecken der Guten die Hand ihr.
Niemals war noch dergleichen von Höflichkeit Muttern begegnet,
Und ſie wiſchte ſogleich ſorgfältig die Hand an der Schürz' ab.
Daß ſie für fromm galt, hatte der Schiffer erfahren und führte
Salbungsvoll ſich ein mit viel gottſeligen Reden:
‚Wer auf das Meer geht, Frau, ſteht ſchon in den Pſalmen zu leſen,
Lernet die Größe des Herrn mehr kennen als andere Menſchen;
Darum gebt Euch darein, daß Anton will auf die See gehn,
Und ſeid froh, daß der einzige Sohn in die richtigen Hände,
Nämlich die meinigen, fällt. Ich ſollte mich ſelbſt zwar nicht rühmen.
Doch mein Herz iſt voll von Menſchenlieb' und von Güte,
Und ich meine, man ſollte die Gottesgabe, die Kinder,
Nur aufziehen mit Lieb' und Geduld.' ‚Mit Lieb' und mit Güte
Hab' ich es lange verſucht; doch es ſchlägt nicht an bei dem Bengel,'
Sprach die bekümmerte Frau, ein Seufzerchen leiſe verſchluckend,
‚Väterchen hilft mir nicht viel, und ich weiß ihn nicht mehr zu regieren,
Darum wär es wohl gut, wenn Ihr mit der Liebe die Strenge
Etwas vereinigtet, Herr!' ‚O, daran ſoll es nicht fehlen!
Wenn er nicht gut thun will, ſo weiſt mich die heilige Schrift an:
Wen Gott liebt, den züchtiget er. Obgleich es mir ſchwer wird,
Werd' ich doch Anton lehren, das Joch in der Jugend zu tragen.'
Alſo ging auf Jedes, was Mutter ſich wünſchte, der Schiffer
Willig und ſchmiegſam ein, gleich einem geſchmeidigen Ohrwurm.
Und vor Allem beſchwor er, es gäb' kein ſichrer Gewerbe,
Als ein Küſtenfahrer zu ſein. Er bekräftigte Muttern,
Niemals ging er hinaus mit dem Kuff auf das ſchreckliche Weltmeer.
Mütterchen war wie gebadet in Honigſeim von des Schiffers

Süßen, gefälligen Worten und ſchenkt' ihm vom beſten Liqueur ein
Und ein ſo heiterer Mann! Er erzählte die köſtlichſten Späße;
Noch beim Abſchied zupft' er am Ohr mich und ſagte vergnüglich:
‚Anton, nimm Dich in Acht; Du kommſt bei mir in des Teufels
Garküch! Zweimal Eſſen und dreimal Prügel! ſo lautet
Bei uns Schiffern der Spruch!' Da lachten wir Alle zuſammen,
Vater und Mutter und ich, bis uns vom Gelächter die Thränen
Liefen die Backen herab; wir lobten den Mann um die Wette.
Und ſo brach ich denn auf in der goldenen Frühe des Morgens.
Was ich an Wäſche bedurft' und Kleidern, das hatte mir Mutter
Sauber zuſammengepackt in dem Seehundskoffer, dem Erbſtück.
Aber die Sachen zu karren, das ließ mein gütiger Alter
Sich nicht nehmen, und Mutter, ſie langte zuletzt aus dem Wiemen
Eine gediegene Wurſt noch herunter, die längſte und zähſte;
Denn ſteinhart, ſo müſſen ſie ſein nach der Sitte des Landes;
Mit oſtfrieſiſchen Würſten ſind Menſchen bequem zu erſchlagen.
Und ſie packte die Wurſt noch auf, als Geſchenk für den Schiffer.
Alſo ging es denn fort zum Benſer Siel, und ich hatte,
Nur die Beſorgniß, ob nicht ſchon weggeſegelt das Kuff ſei.
Aber da lag es ja noch, kein Segel am Maſt, an dem Bollwerk.
Als ich mit klopfendem Herzen an Bord kam, grüßte der Schiffer
Kaum mich mit Nicken. Es ſchien, als ob er mich gar nicht beachte,
Um mich fühlen zu laſſen, wie ganz unwichtig ein Maat ſei.
Endlich ſprach er zu mir nach vierzig langen Minuten:
‚Anton, laufe noch mal an's Land, um Eier zu kaufen.
Hier iſt der Beutel dazu; doch ſpute Dich wieder zu kommen.'
Und ich lief, als brennten die Sohlen mir, kaufte die Eier,
Und zum Fahrzeug flog ich zurück. ‚Wo bleibſt Du ſo lange?'
Rief mir der Schiffer entgegen. ‚Wir brauchten Dich ſchon bei den Segeln.
Lege die Eier nur raſch ab in der Cajüte; doch hurtig,
Oder ich mache Dir Beine!' Ich that ſchnell, wie mir geheißen,
Und half eifrig im Dienſt beim Hiſſen der Segel, ſo gut ich's
Eben vermochte bei meiner noch ſchiffsunkundigen Sprache.
Als aus dem Siel wir gelaufen und kaum zwölf Schritte vom Land ſind,
Wendet der Schiffer an mich ſich mit rauhem, verändertem Tone:
‚Zweimal Eſſen und dreimal Prügel! Ich hab' es voraus Dir,
Junge, geſagt; Du biſt ein verzogenes Mutterſöhnchen.
Wart', ich werde Dich kriegen!' Ich hörte das völlig verdutzt an.
Wie man ein Kind erſt ſanft mit der Hand von oben herabſtreicht,
Und dann rauh von unten hinauf: ſo macht' es der Mann ja,
Welcher mich ſonſt nur gelobt und mir freundlich die Wangen gekniffen.
Als wir in's Freie gelangt halbwegs von Baltrum und Juiſt, ſprang
Auf ein friſcherer Wind, eine Briefe, man konnte ſie ſteife
Kühlte ſchon nennen; es tanzte das Schiff und ſtampfte und rollte.
Und uns ſtanden die Segel wie Holz. In die kleine Cajüte
Stieg der Captain hinab; doch kam er nach wenig Minuten
Wieder wie wüthend herauf: ‚Was haſt Du, Junge, Du Schafskopf,
Mir mit den Eiern gemacht? ‚Nichts!' ſprach ich verwundert. ‚Ich habe

Alles gethan, Capitain, was Ihr mir befohlen. Ich habe
Schnell nur den Sack mit den Eiern gelegt auf die Bank der Cajüte
Und bin wieder gekommen.' ‚Der Sack mit den Eiern, Du Henochs,
Iſt beim Schaukeln des Schiffes natürlich zu Boden gefallen,
Sämmtliche Eier zerſchlagen zu Brei. Du mußteſt ſie ſtückweis,
Einfaltspinſel, im Bord aufſtellen, ſo wie's ſich gehörte.'
‚Aber ich wußte ja nichts, Capitain, von dem Borde für Eier,
Oder den Bräuchen des Schiffs!' Ich rief es mit kläglicher Stimme;
Denn ſchon holte der Schiffer mit ledergeflochtenem Prügel
Aus, und ſchlug auf mich los, als wollt' er in Stücke mich hauen.
Das war des Unholds Dank für die eben erhaltene Mettwurſt!
Und ſo macht' er es ſtets. Mich anzuweiſen, wie richtig
Etwas zu thun, das ſchien ihm zu läſtig; er wartete lieber
Bis ich verkehrt es gemacht, und prügelte dann mich nach Noten.
‚Prügel prägen am Beſten ſich ein!' ſo pflegt' er zu ſagen,
Und bald dacht' ich an Nichts, als mich zu befrein vom Tyrannen.
Als wir vor Norddeich lagen, begab ſich der Schiffer an's Ufer
Um im Norden ſich Fracht bei dem reichſten der Brenner zu ſuchen.
‚Wird Dir die Zeit zu lang, dann nimm ſie doppelt', ſo rief er
Spöttiſch zum Abſchied noch, und ruderte fort mit dem Steurmann,
Wie er ihn nannt', und es war ja doch nur ein gemeiner Matroſe.
Und ſo ſaß ich allein auf dem einſamen Schiffe. Die Dämm'rung
Dunkelte tiefer, das Waſſer verlief ſich bei rieſelnder Ebbe
Und ward ſeichter und ſeichter. Ich prüfte beſtändig die Tiefe.
Raſtlos ſtieß ich die Stange hinab, um das Waſſer zu meſſen.
Endlich ſchien es zu ſtehn. Ich ſagte mir: ‚Jetzt! Wenn Du länger
Warteſt noch, wird es zu ſpät. Da liegt es, das rettende Ufer,
Und ich denke, du kannſt nunmehr es mit Waten erreichen.'
Doch dann fiel es mir wieder aufs Herz: ‚Du kennſt ja das Waſſer
Hier vor Norddeich nicht, und es können ſich Rillen und Löcher
Zwiſchen der Rhede, wer weiß, hinziehn und dem lockenden Ufer.'"
„Aber Ihr konntet im Falle der Noth Euch helfen mit Schwimmen,"
Warfen wir ein. Doch der Californier ſagte: „Mit Schwimmen?
„Ei, da müßt' ich vorher doch zu ſchwimmen verſtehen!" „Ein Seemann
Sollte nicht ſchwimmen?" „So fraget Euch doch nur um auf der Inſel
Und auf den Küſten; da giebt's nur wenige Schwimmer. Ein Anker
Schwimmt ſo gut wie ich ſelbſt, und ich hatte wohl Grund mich zu fürchten
Aber: ‚In Gottes Namen!' ſo rief ich und ſprang in die Nordſee,
Nackt bis zum Knie, auf der Schulter ein mächtiges Bündel von Kleidern.
Langſam watet' ich erſt, dann raſcher und raſcher an's Ufer,
Bis ich es glücklich erreicht, und ging ſchon froh auf dem Deichpfad,
Da kommt torkelnd mir Jemand entgegen und trällert ein Liedchen,
Und, o Schrecken! er iſt's! Mein eigener Schiffer! Erkennt mich,
Knufft mich kräftig von rechts — was er freilich nur Kitzeln benannte!
Worte, die Hauen bedeuten, beſaß er wohl fünfzig bis ſechszig —
Knuffte mich kräftig von links und ſchleppte mich wieder an's Ufer.
Uebrigens ließ er ſich, höchſt weinſelig, die Laune nicht trüben:
‚Ei, Du Galgenſtrick! Fortlaufen, das könnte Dir paſſen!'

Sagt' er vergnügt und ſang' ‚Braun Suschen' begeiſtert zu Ende,
Stieß mich zur Jolle hinein und wrickte zurück nach dem Schiffe.
Und ich dachte bei mir: ‚Was wird es wohl heute noch geben?'
Aber er war zu vergnügt um ſich anzuſtrengen mit Prügeln.
‚Kriech mal unter den Tiſch!' ſo befahl er; ich mußte gehorchen.
‚Lege Dich mal auf den Bauch mit dem Allerwerthſten nach oben;
Denn mir iſt es thun um eine gepolſterte Fußbank.'
Und ſo ſetzt' er auf mir als Schemel zurecht ſich die Beine.
Weiter geſchah mir nichts. Er erging ſich in fröhlichen Reden:
‚Fracht nach Amſterdam!' ſo rief er. ‚Ein herrlicher Weinkauf!
Ja, Caplaken und Fracht ſind nicht zu verachten.' ‚Ihr wolltet
Wirklich nach Holland fahren?' ſo fragt' ich ihn unter dem Tiſche;
Denn da er angeheitert, ſo durft' ich ein Wort mir erlauben.
‚Ja, das will ich! Du wirſt, mein Söhnchen, es nicht mir verbieten.
‚Aber Ihr habt ja doch Muttern gelobt und ihr heilig verſichert,
Daß Ihr nie mit dem Schiff Euch weiter als Emden hinauswagt!'
‚Ei, was ſcheer' ich mich drum, was ich albernen Weibern verſprochen!
Halte gefälligſt das Maul, ſonſt tret' ich Pedal wie der Küſter.
Ja, nach Amſterdam und dort Stückgüter als Rückfracht!
Und dort bei den Mynheers wird Dir das Entlaufen vergehen.
Niemand kennt Dich ja dort, und Niemand nimmt Dich zum Dienſt an,
Als auf ein Zeugniß von mir, und auf mein Zeugniß, Du dummer
Junge, begreifſt Du doch wohl, nimmt Dich kein Schiffer umſonſt an!'
Alſo verrieth er, benebelt vom Wein, mir des Herzens Gedanken,
Sichtlich erfreut' es ihn ſehr, mich als Maus in der Falle zu haben.
‚Sieh, hier ſitz' ich behaglich und trampel' auf Dir und auf Deinen
Menſchenrechten, wie Du, hochtrabender Schlingel, Dich ausdrückſt.
Darf ein Cajütsmaat wagen von Menſchenrechten zu reden?
Wer hat die höchſte Gewalt auf Erden? Nicht Papſt und nicht Kaiſer,
Sondern der Schiffer im Schiff, ihm muß man blindlings gehorchen.
Ja, Du biſt mein Sclav' und ich Dein Herr und Gebieter!'
Und zur Bekräftigung trommelt' er mir auf dem Rücken mit beiden
Beinen den Deſſauer Marſch. Bald trat er auf mich mit dem rechten,
Bald mit dem anderen Fuß und dann, Finale, mit beiden.
Und gern hätt' er noch weiter geprahlt, doch beſchlich ihn Ermüdung,
Und bald lag auf dem Rücken das Ungeheuer und ſchnarchte,
Während ich unter dem Tiſch mit Wuth im Herzen hervorkroch.
Aber es kam ganz anders in Amſterdam, als er dachte.
Ausgeſtiegen am Y, wer kommt zum Glück mir entgegen?
Ubbo Harms, mein Spielkamerad vom Harlinger Siele,
Etwas älter, als ich, und bereits ein leichter Matroſe
Auf der Fortuna, von Memel, nach Baltimore eben befrachtet,
Einer gar ſtattlichen Brigg, die mit Stolz er mir wies; doch auf meinen
Alten Kaſten von Kuff ſah Ubbo mit Lächeln und Mitleid.
Als er noch hörte, was für ein Heuchler und Schurke der Schiffer,
Sprach er: ‚Laſſe Dich doch nicht ſo tyranniſch behandeln!
Komm, ich kann Dir bei uns wohl Dienſt noch verſchaffen.' ‚In Deinem
Eigenen Schiffe?' ‚Ja wohl! Ein Kochsmaat fehlte noch geſtern,

Und wir ſtechen ſchon morgen in See.' ‚Nach Amerika?' ‚Freilich.'
‚Ueber das Weltmeer? Nein! Ich habe ja Muttern verſprochen,
Küſtenfahrer zu bleiben.' Doch Ubbo lachte und meinte,
Endlich wär' es doch Zeit, vom Schürzenbande der Mutter
Loszukommen. Ich konnte jedoch mich ſo raſch nicht entſchließen.
Nun, wir trieben uns um in Amſterdam und beſahen,
Was es zu ſehn dort giebt, Thiergarten und Alles. Wir gingen
Abends an einen beſonderen Ort. Neun Häuſer der Straße
Waren erleuchtet und voller Muſik, und die ſämmtlichen Thüren
Ausgehoben, ein Vorhang nur ſchied Häuſer und Straße;
Schlug man zurück ihn, ſo trat man in einen geräumigen Tanzſaal:
Hinten, da wurde getanzt, und es ſaßen entlang an den Wänden
Schöne Damen, geputzt, mit vollen und üppigen Formen,
Wie Holländer ſie lieben." Als einige Damen begannen
Hier unruhig zu werden, ſo wußte der kluge Erzähler
Einzulenken geſchickt und beſchwichtigte ſo die Gemüther:
„O, Sie werden nicht glauben, daß ich für weibliche Ohren
Irgend Verletzendes hier vorbrächte! Bewahre der Himmel!
Was gehn ſämmtliche Damen, die tanzenden und an den Wänden
Schimmelnden, uns denn an? Gar nichts! Doch muß ich berichten
Wie's mir ſelber den Abend erging im erleuchteten Tanzſaal.
Vornan, rings um die Schenke herum, da ſaßen die Männer,
Die zum Tanze zu alt, ſahn zu und rauchten und ſpielten,
Huldigend Alle dabei gar fleißig dem Geiſt des Wachholders.
Ich war jung und blöd', und mich mit den Nymphen zu drehen,
Hatt' ich wohl Luſt, doch getraut' es mir nicht. So hielt ich mich altklug
Vorn zu den älteren Männern und ſetzte mit glühender Kohle
Mir mein thönernes Pfeifchen in Brand und trank um die Wette.
Waren die Gläschen auch klein mit dem ſüßen und feurigen Tranke,
Wurden ſie nur um ſo ſchneller geleert. Nicht lange, ſo ſchwamm es
Mir vor den Augen bereits, und es ſchien ſich Alles zu drehen.
Nur, daß Ubbos Captain auch kam, deß erinner' ich mich noch,
Daß er mir ſchlug in die Hand und freundlich die Schulter mir klopfte.
Aber mir ſchwanden die Sinne nun ſchon; ich vermag nicht zu ſagen,
Wie mich die andern nach Hauſe gebracht. Ich wachte mit wüſtem
Kopf am anderen Morgen im Bett auf, völlig entkleidet.
Während ich nun des Geſchehenen mich zu entſinnen verſuche,
Und anziehe die Hoſe, da fallen zu meinem Erſtaunen
Drei Dukaten heraus. — Wie kam ich dazu? Denn ich hatte
Gold noch nie in der Taſche gehabt. Da ſteckte mit Lachen
Aus der benachbarten Koje den Kopf mein Ubbo (wir ſchliefen
All' in der Wand) und rief: ‚Du biſt Kochmaat der Fortuna!
Biſt von unſerm Captaine geheuert!' ‚Das weiß ich ja gar nicht!'
‚Glaub's wohl; aber Du haſt Dich mit Handſchlag, Anton, verpflichtet
Und als Handgeld auch die Ducaten genommen. So komm denn,
Daß wir die Sachen Dir holen an Bord. In wenigen Stunden
Geht's nach Amerika fort!' ‚Nach Amerika? Ueber das Weltmeer?
Aber ich habe ja Muttern verſprochen' — ‚So höre doch endlich

Auf, an die Schürze der Frau Mama wie ein Kind dich zu klammern!
Du biſt richtig vermiethet und darfſt als ehrlicher Menſch nicht
Brechen das einmal gegebene Wort!' ‚Hätt' ich nur nicht getrunken!'
‚Sei du doch froh vielmehr, daß ſo Dir das Wählen erſpart iſt!
Komm! Wir holen die Sachen!' Wir trafen auch glücklich den Schiffer
Seelenallein, ſtill pichelnd auf ſeinem erbärmlichen Kuffe.
‚Ich und mein Fläſchchen ſind immer zuſammen!' ſo ſang er gerade,
Aber verſtummte, ſobald wir Beide betraten das Fahrzeug.
Als wir ſchweigend die Sachen vom Bord wegtrugen, ſo ſtaunt' er,
Schimpft' und drohte zuerſt mit Polizei und Gerichten,
Aber als Ubbo Harms mit der Enaksgeſtalt vor ihn hintrat
Und ihn frug: ‚Ihr ſagtet doch nichts?' ſo verging ihm das Schimpfen,
Daß er nur murmelte: ‚Nichts!' Da verſetzte der rieſige Ubbo:
„Ihr habt neulich dem Jungen im Schiffe den Schädel zerbrochen,
Und dann habt Ihr behauptet, es liege die Schuld an dem Jungen,
Weil ſein Schädel zu weich. Wenn Ihr ein einziges Wort ſagt,
Prüf' ich die Härte des Schädels an Eurem lauſigen Kopfe!
Aber Ihr ſagt ja Nichts!' So zogen wir lachend von dannen,
Und nicht lange, ſo ſchwamm mit uns die Fortuna im Weltmeer."
„Nun, und was bracht' Euch denn nach Californien?" „Hört nur:
Als wir nach Baltimore kamen, da wüthete drüben ein Fieber,
Zwar nicht das gelbe, das goldne jedoch. Denn es waren die Zeiten
Wo man das Gold unlängſt in Californien auffand,
Und man ſtellte ſich vor, man grübe die goldenen Klumpen
Dort aus dem Boden heraus, wie bei uns zu Land die Kartoffeln.
Niemals wurde die Jagd nach dem Glück ſo hitzig betrieben;
Alles begehrte zu ziehen nach Eldorado im Weſten
Jeder befürchtete nur, daß zuvor ihm kämen die Andern.
Reihnweis lagen im Hafen bereits die verlaſſenen Schiffe,
Welchen entlaufen das Volk, um nach Gold zu graben. Am leicht'ſten
Fanden Matroſen den Weg: denn ſie konnten die Schiffe bedienen,
Die Cap Horn herum auszogen zum goldenen Vließe.
Und ſo ſegelt' auch ich an Bord eines Klippers nach Goldland."
„Aber wie durftet Ihr, Freund, fortlaufen von Eurer Fortuna?
Und was ſagte dazu der Captain?" „Was konnt' ich ihm nützen?
Waren die Anderen alle doch auf und davon ſchon. Was konnt' ich
Helfen allein dem Captain?" „Ihr konntet das Schiff doch bewachen."
„Dazu genügt' ihm ein hungernder Hund. Man muß das Gewiſſen
Freilich ſo weit nicht haben, wie Wieſen und Weiden, doch auch nicht
Gar zu enge, ſo eng wie ein Eichelnäpfchen. Ich fuhr bald
Unter Donner und Blitz um Amerikas ſüdliche Spitze,
Und obſchon uns der Weg noch faſt eine Ewigkeit däuchte,
Kamen wir glücklich doch an im Land der Verheißung." „Und hat ſich
Euch die Verheißung erfüllt? Sagt, habt Ihr Euch Schätze geſammelt?"
„Ei, das ſagt' ich ja ſchon, ich habe mir Schätze geſammelt,
Aber mit ſauerſter Müh'; und habe ſie wieder verloren.
Heute, da ſprengt man den Quarz mit den goldenen Adern, zerſtampft ihn
Und dann läutert das Gold man heraus durch mancherlei Künſte.

Wir, wir begnügten uns noch, Goldſand zu graben im Flußbett,
Ihn in die ‚Wiege‘ zu thun und etwas zu waſchen und ſieben,
Höchſtens nahmen wir noch ein Widderfell uns zu Hülfe,
Wo ſich die goldenen Körnchen zuletzt in den Zotten verfingen.
Floß auch vieles vorbei, ſo füllten wir doch uns den Beutel.
Lang, lang ſchweift' ich umher, und verſucht' ein jegliches Goldfeld,
Das ein Gerücht anpries als das reichlichſte Lager. Ich hab' oft
Unter dem offenen Himmel gelebt, oft unter dem Obdach,
Wie ich mir hier es erbaut, mich gewöhnt an Wildniß und Wüſte;
Zwiſchen den Wilden gelebt und bin auch ſelber verwildert;
Denn dort tanzt' um das goldene Kalb ein verwegnes Geſindel,
Ohne Geſetz, nur beherrſcht von den eigenen rohen Begierden.
Was Goldgräber gewinnen im Jahr, das verſpielt in den Höllen
San Franciscos gar Mancher in zwei, drei Nächten. Ich habe
Auch wohl luſtig gelebt, doch weder geſpielt noch getrunken.
Nüchtern hielt ich mir ſtets, was dort ich bezweckte, vor Augen:
So viel Gold zu erwerben, um hier in der frieſiſchen Heimat
Mir ein Gütchen zu kaufen, ein Bauerngehöft, nur das kleinſte.
Aber je ſchwerer der Goldſtaub ward im Beutel, je größer
Wurde das Bauerngehöft; ich wollte wohl gehn, doch ich ging nicht,
Immer verlängernd die Friſt. Sechs Jahre ſchon waren verfloſſen,
Seit ich Europa verließ, und immer noch grub ich und ſiebte.
Bis zu der Unglücksnacht" — Es verdüſterte ſich des Erzählers
Stirn und wir fragten beſorgt: „Was hat Euch Arges betroffen?"
„Indianer — o dieſe vermaledeiete Rothhaut! —
Krochen wie Schlangen heran und überfielen des Nachts uns.
Bald war Alles im Lager Verwirrung und Lärm. Nach den Waffen
Griff ein Jeder und war entſchloſſen zur muthigen Abwehr.
Aber wie ſollten wir finden den Feind beim völligen Dunkel?
Schuß auf Schuß zwar gaben wir ab; doch trafen wir manchmal
Einen der Unſrigen ſelbſt. Wir verließen das Zelt, um im Freien
Uns zuſammenzuſchaaren, und gleich wenn es tagte, vereinigt
Anzugreifen den Feind. Doch waren die Wilden im hohen
Graſe ſchon wieder entſchlüpft. O die kupferfarbigen Schlangen!
Alſo gingen verſtimmt wir am Morgen zurück in die Zelte,
Nachzuholen den Schlaf; und ich wollte nach meiner Gewohnheit,
Eh ich mich legte, mich noch an dem Schatz, an dem Beutel mit Goldſtaub,
Den ich ſicher verwahrt in der eiſenbeſchlagenen Kiſte,
Etwas erfreuen und weiden. Ich ging an die Kiſte. Was iſt das?
Wehe, zerbrochen das Schloß! Und es lagen die übrigen Sachen
Ueber den Boden zerſtreut; doch das Gold und der Beutel — verſchwunden!
Eiskalt trat mir der Schweiß auf die Stirn, und ich war wie vernichtet.
‚Wo iſt das Gold?‘ ſo rief ich entſetzt, und ſuchte vergebens.
Und dann lief ich hinaus und ſchrie nach dem Beutel mit Goldſtaub;
Ob denn Niemand den Beutel geſehen, und wer ihn genommen?
‚Indianer vermuthlich!‘ ſo ſprach gleichmüthig ein Nachbar,
Dem ſein Gold nicht geraubt. Ich glaubte nicht an Indianer;
Jeder der Leute, der eignen Gefährten, erſchien mir verdächtig,

Daß er benutzt die Verwirrung der Nacht, um das Gold mir zu ſtehlen;
Auszuſprechen jedoch den Verdacht war gefährlich; mir wäre
Sicher ein Bowiemeſſer ſogleich in die Rippen gefahren;
Bald auch ward es entdeckt, daß viele Gezelte geplündert
Und daß der Ueberfall von den Wilden geplant war als Raubzug.
O, Gift ſollte man ſtreun, Fangeiſen und Gruben bereiten,
Wie für den Wolf und den Fuchs, für die tückiſche ſchändliche Rothhaut!"
„Nun, und die Weißhaut wird von den Ureinwohnern am Ende
Auch als Räuber verflucht und Eroberer!" warf ich dazwiſchen.
Aber er war zu erboſt, um auf Einreden zu achten,
Und fuhr fort, vom vergangenen Gram noch leiſe beſchattet:
„Manch ein Tag ging hin, wo ich kaum zu eſſen vermochte;
Ich ſaß ſtumm und ſtarr und grübelte über die Frage:
Was iſt beſſer? Erhängen, erſaufen oder erſchießen?
Doch dann regte ſich plötzlich die Lebensluſt und die alte
Fröhliche gute Natur in mir, und ich fragte mich alſo:
‚Anton, kannſt Du noch pfeifen?' Und munter begann ich das Liedchen:
‚Auguſtin, Alles iſt weg!' und richtig, es ging noch, das Pfeifen.
Und ich lachte zuletzt, daß Rock und Stock doch noch da ſei.
Kann ich noch pfeifen und lachen, ſo will ich mich ferner nicht härmen,
Nicht wie die Köchin es machen, die, wenn ſie die Schüſſel zerbrochen,
Immer die Stücke zuſammen noch hält und mit kläglichem Tone
Seufzt: ‚So hat es geſeſſen!' Mir war der Verſuch nicht gelungen
Melancholiſch zu ſein. Ich beſchloß, von Neuem zu leben.
Erſtlich ging ich auf Jagd und Fiſchfang, mich zu zerſtreuen,
Und dann grub ich von Neuem und grub und ſiebte und ſiebte
Freilich, je größer die Zahl goldſuchender Leute geworden,
Je durchforſchter das Land und abgeſuchter die Gründe,
War es denn ſchwieriger ſchon als zuerſt, ſich Schätze zu ſammeln;
Aber ich hielt doch aus bei dem Waſchrahm und in dem zehnten
Jahr war ich wieder ſo weit, um ein Bauerngehöft mir zu kaufen.
Vierzigtauſend Dollars, ich hatt' als Ziel mir die Summe
Vorgeſetzt, und als es erreicht, da ſäumt' ich nicht länger.
Klüger, als früher, verließ ich die californiſche Küſte;
Ueber den Iſthmus ging es nach Haus in dem nächſten Packetboot,
Und wir kamen mit glücklicher Fahrt bis zur Küſte von Irland,
Die, von der Sonne beglänzt, dalag mit Felſen und Klippen.
Doch bald waren die Strahlen erblichen, es ſtieg ein Gewölke
Höher und höher den Himmel herauf, rothbräunlicher Färbung,
Daß ich erinnert ward an die kupferfarbigen Schlangen.
Bald war Alles gehüllt in finſtere Nacht und in Schweigen.
Siehe, da zuckt ein greller und zackiger Blitz und — zum Zählen
War es nicht Zeit — ein Knall, als ſollte der Himmel zerberſten,
Dann ein Sturm, ein Orkan! Wir flüchteten uns in die Kojen,
Da vor der Windsbraut wir uns auf Deck nicht zu halten vermochten
Compaß, Karten und Steuer und Segel — ſie waren nun ſämmtlich
Ganz nutzloſes Geräth. Wie gradwegs ſauſend die Kugel
Fliegt aus dem Lauf, ſo wurde das Schiff auf die Felſen geſchleudert.

Erſt ein Krach, daß Jedem das Herz im Buſen erſtarrte,
Und dann rauſchen die Waſſer herab ſchon in die Cajüte,
Daß wir erſchreckt zum Verdecke hinauf nun wieder uns flüchten.
Zwei, drei Menſchen ſofort warf über die Rehling die Sturzſee,
Und wir ſahen ſie ſchon als Ertrinkende ringen die Hände
Und lautlos, wie es ſchien, in die wirbelnde Tiefe verſinken;
Denn ihr Angſtruf ward vom Gebrauſe des Meeres verſchlungen
Unter den Paſſagieren des Schiffs, aus Hameln gebürtig,
War ein Mann, den wir Herrn Rattenfänger benannten,
Oder den Pfeifer von Hameln. Er pfiff gern fröhliche Lieder.
Dieſer, wie ich, rückkehrend aus Californien, hatte
Eine noch größere Menge des glänzenden Staubes erbeutet,
Sprach unaufhörlich davon, wie er künftig das Leben genießen
Wollt' auf der Heimat Flur, und ſchien ein vom Glücke Berauſchter.
Als er nun kam auf das Deck, und ſah, daß das Schiff ſchon geborſten,
Sah, wie drohend die Todesgefahr, entfuhr dem Entſetzten
Solch ein gellender Schrei, daß er Alles, das Brüllen der Wogen
Und das Geheul des Orkans und das Krachen des Schiffs übertönte
Sammt dem Donnergeklatſch der die Maſten peitſchenden Segel.
Und dann ſtürzt' er die Treppe hinab um die Schätze zu holen.
Raſch kam wieder der Mann aus Hameln herauf zum Verdecke,
Hielt in der Rechten den ſchwereren Sack, in der Linken den leichtern,
Straff und bis zum Rande gefüllt mit dem koſtbaren Goldſtaub.
Krampfhaft hielt er die Beutel gepackt, er konnte darum ſich
Nicht feſt halten im Sturm und ward in die Wellen geſchleudert.
Immer noch hielt er die Beutel gefaßt und — ſollte man's glauben?
Jetzt auch konnt' er ſich nicht entſchließen, ſie fahren zu laſſen,
Während der Tod ihn hinab ſchon zog an den Zehen zur Tiefe.
Und ſo ſchoß er hinab wie ein Taucher. Ich konnte nicht anders,
Laut auf lacht ich dabei, daß ſo ſinnlos handeln die Menſchen.
‚Welch ein Thor!' So rief ich und that mir das feſte Gelübde:
‚Bringſt Du das Leben davon nur, den erſten der Schätze, ſo willſt Du
Dich um die andern nicht kümmern und luſtiglich leben von vorne.'
Aber mich faßte ſofort auch eine gewaltige Sturzſee
Und, ich wußte nicht wie, da lag ich ſchon unten im Meere.
Ich auch hatte den Beutel mit Gold in den Armen; doch ließ ich
Fahren die goldene Laſt, ſo konnt' ich mich mit den befreiten
Armen behaupten im Kampf mit den tobenden Wellen des Meeres.
Manchmal ward ich geſtoßen durch Tonnen und Balken, doch öfters
Half mir ein Schiffsgeräth, mich über dem Waſſer zu halten,
Und ſchon floß mein Blut aus mancher Verwundung, da kamen
Iriſche Fiſcher zur Hülfe herbei. Sie zogen die meiſten
Uebrig Gebliebnen in's Boot und retteten uns aus dem Schiffbruch.
Und ſo brachten ſie uns nach Cork im traurigſten Aufzug.
Wo ſich denn unſer der Conſul erbarmte, mit Kleidern zur Nothdurft
Uns ſchiffsbrüchige Leut' ausſtattete, bis wir in Bremen
Glücklich die Heimat erreichten. Ich brachte ſtatt goldner Millionen
Nichts aus Californien heim, als einige kleine

Silberne Münzen, mir als Almoſen gereicht in der Fremde.
Anfangs hielten mich Alle für reich; doch als von dem Reichthum
Nichts zum Vorſchein kam, und als ich ſuchte nach Arbeit,
Sank ich ſo raſch, wie geſtiegen ich war, in der Meinung der Menſchen.
Arbeit giebt's an der Küſte genug, und ſollt' es nur Schill ſein,
Den in den Watten man wirbt, die Muſcheln, woraus man den Kalk brennt.
Stets iſt hier im Siele zu thun und am Deiche; des Sommers
Hat man guten Verdienſt an den Badegäſten der Inſeln
Oder den Seehundsjägern, die kundiger Führer bedürfen.
Neulich geh' ich am Strand bei völliger Ebbe; da ſeh' ich
Etwas liegen im Sande, wie eine gewaltige Schlange,
Und was iſt es zuletzt? Das Ankertau eines großen
Orlogſchiffs, viel dicker als heut' es in ſämmtlichen Flotten
Noch im Gebrauch ſein wird. Ein Linienſchiff der Armada
König Philips iſt hier an der nämlichen Platte geſtrandet,
Wo die Cornelia ging in der Oſterwoche zu Grunde.
Nach Jahrhunderten wühlte das Tau ſich wieder zum Licht auf,
Und wir gruben davon ein tüchtiges End' aus dem Strande.
Das uns der Krämer im Siel abkaufte. So iſt von des reichſten
Königes Schätzen ein Theilchen zuletzt auf mich noch gekommen.
Seht, ich bin nicht der Mann, um in's Joch mich zu ſpannen, wie Ochſen,
Doch wo ein Nahrungsfang auftauchet, da bin ich zu finden.
Freilich, der Bauer verachtet mich nur. So ein Kerl, der den ſpitzen
Thurm von Eſens noch nie aus ſeinem Geſichte verloren,
Meinet, herunter zu ſehen auf mich. Ich habe die Bauern
Satt in der Jugend bekommen, und kann ich ſie ärgern, ſo thu ich's.
Nun ſaß einſt in dem Krug ein protziger Bauer und prahlte
Viel von ſeinem Gehöft, von Aeckern und Weiden und Viehſtand.
Kurz, da war kein Platz zu vergleichen mit ſeinem. Darüber
Kam ich hinzu und warf einen blinzelnden Blick auf die Andern,
Und dann ſetzt' ich zum Bauer mich hin und ſtrich nun den Hof noch
Mehr als er ſelber heraus, war entzückt von den Pferden, den Kühen
Bis zu den Häckſelladen hinab und dem butternden Rappen,
Daß ſein grobes Herz im Buſen ihm höchlich erfreut ward.
‚Bauer,' ſo ſagt' ich zuletzt — ſie nennen ſich lieber ja Landwirth,
Gutsbeſitzer, Colon — drum nenn' ich ſie immer nur Bauer —
‚Sagt, was nähmet Ihr wohl für Eure vorzügliche Stätte?'
‚O,' ſo ſprach er mit Stolz, ‚ich will ſie gar nicht verkaufen!'
‚Gleichviel, Bauer, wie hoch ſchlagt Ihr im Preiſe das Gut an?'
‚Nun,' ſprach Jener, ‚ich dächt' ein Thälerchen vierzig mal tauſend,
Damit würde man ſich an dem prächtigen Gut nicht verkaufen!'
‚Vierzigtauſend — das iſt in Dollars gerechnet nur dreißig
‚Tauſend — hm! hm!' ‚Was meint Ihr damit?' ſo fragte der Bauer.
‚Nun, ich hatte mir drüben an Goldſtaub vierzigtauſend
Dollars zuſammengebracht — ſie gingen verloren im Schiffbruch;
Aber ſie waren beſtimmt, ein Gut zu kaufen in Friesland,
Und da wäre das Eure mir doch zu geringe geweſen!'
Sehr unwillig vernahm das der Bauer und paffte vor Aerger;

Aber er wußte darauf auch nicht ein Wort zu erwidern,
Und ſo ging er denn bald aus dem Krug, und ich ſprach zu den Andern:
‚Seht, ich kenne den Bauer und weiß, daß er neunundzwanzig
Häupter von Rindvieh hat im Stalle; doch zählt er ſich ſelbſt mit,
Sind zuſammen es dreißig!‘ Da lachten und jubelten Alle.
‚Ihr ſeid Guts- und ich bin Hirnbeſitzer, Ihr Bauern!
Und ſo verdien' ich, geſund und fröhlich, ſo viel ich gebrauche.
Wohlgemuth heiß ich und wohlgemuth bleib' ich in Ewigkeit! Amen!‘
„Bravo!“ riefen wir laut. „Ihr habt uns die Lebensgeſchichte
Herrlich erzählt und auch ſie gekrönt mit dem heiterſten Spruche.
Ihr habt Recht, daß den fröhlichen Sinn als den dritten und beſten
Schatz Ihr betrachtet, den Ihr entſchloſſen ſeid Euch zu bewahren.“
„Ja, mein Frohſinn iſt nicht feil mir um tauſend Ducaten,
Aber beſſer iſt beſſer!“ Er lächelte ſchlau und beſonders.
„Ei, was meint Ihr damit, Californier? Sagt es uns, bitte!“
„Daß Ihr mich mißverſteht! Ich ſprach von dem wirklichen Schatze,
Den ich in Friesland fand und mir zu bewahren gedenke.
Seht, an mir iſt Alles noch jung, und vorzüglich die Beine.
Nichts, das mehr mich ergötzt, als die Mädchen im Tanze zu ſchwenken,
Dieſer ſag' ich ein Späßchen in's Ohr und Jener 'ne Bosheit;
Einer ein ſchmeichelndes Wort und der andern die kräftigſte Schnurre.
Laut aufkreiſchen ſie oft vor Vergnügen und lachen und ſcherzen,
Wenn von Verlobung ich red' und von Heirath. Ob es mir Ernſt ſei,
Wiſſen ſie nicht; doch ich bin der beliebteſte Tänzer der Gegend.
Eine nur war dabei, Margaretha, die ſchmuckſte von Allen,
Die kalt gegen mich blieb, ſo ſehr ich um ſie mich bemühte.
Sagten doch Alle, ſie wär' ein kluges, gebildetes Mädchen,
Und doch vermocht' ich ſie nicht zu fließender Rede zu bringen.
Ja! und Nein! mehr ſagte ſie kaum, und ſelbſt mit mir tanzend,
Sah ſie mir nicht in's Geſicht, nein, ſeitwärts oder zu Boden.
Und ich täuſchte mich nicht, ſie mied mich ſo viel ſie nur konnte.
Doch ‚Was uns nicht kann werden, das iſt uns das Liebſte auf Erden!‘
Ja, ſo ging es auch mir. Nur ſie, nur das ſaubere Gretchen,
(Denn ſo nannte man ſie, weil ſie ſtets wie geſchält aus dem Ei ging,)
Das mich verſchmähte, ſie war mein Traum bei Nacht und bei Tage.
Manchmal ſagt' ich zu mir: ‚O das ernſte, das ſinnige Mädchen
Hat mich gewogen und mich zu leicht befunden! Sie glaubt wohl,
Daß ich aus Flandern ſei und geh von der Einen zur Andern.
Längſt ſchon wär' es für mich an der Zeit, geſetzter zu werden,
Dennoch tändel' ich fort mit den Mädchen, den jüngſten am liebſten,
Muß ich nicht wankelmüthig und flatterſinnig erſcheinen?
Ach, ſie kennet das Beſte an mir, mein treues Gemüth, nicht,
Ahnt nicht, daß man zuweilen in Luſtigkeit ſchwärmet aus Tiefſinn,
Und mir ſo ernſt nichts iſt in der Welt, wie die Liebe zu Gretchen.
Alſo ſprach ich zu mir; doch es ſiegte dann wieder der Aerger
Und mein männlicher Trotz, ſo ſpröde behandelt zu werden.
Endlich beſchloß ich, mich nicht mehr zu ärgern am ſauberen Gretchen,
Sondern ſie aufzugeben. Ich tanzte nicht mehr mit dem Mädchen,

Sprach nicht mit ihr und grüßte ſie kaum, ſo war ich erbittert.
Aber des Nachts, insgeheim, da ging ich den Weg durch die Hecken,
Welcher vorüberführt an dem Predigerwittwenhauſe.
Denn dort lebt Margaretha; die Mutter iſt Wittwe des Küſters,
Und ſo gönnte man ihr in dem Hauſe zu wohnen, das leer ſteht.
Wenn ich das Licht nur ſah aus dem Fenſterchen ſchimmern, ſo ging mir
Auf ein Stern, und erblickt ich die holde Geſtalt an dem Spinnrad
Oder den lärmenden Webſtuhl ziehend und werfend das Schiffchen,
Ach, da ward mir ſo wohl und ſo weh, daß die Thränen mir quollen.
Einmal zog ich des Wegs, da hört' ich ein lautes Geplauder,
Oft mit Gelächter vermiſcht, und es ſchienen die Mädchen des Dorfes
Faſt vollzählig verſammelt zu ſein bei dem ſauberen Gretchen,
Und ſchon war ich am Hauſe vorbei, da ſcholl aus der Stube,
Horch! mein Name heraus und dann ein helles Gekicher.
Und voll Neugier ſchlich ich zurück an das offene Fenſter.
Denn vor der Hausthür ſtand ein mächtiger duftender Flieder,
An dem kaum noch Blätter zu ſehn vor der Nägelchen Fülle.
Durch den ward ich verdeckt und horchte. Mir ging es denn freilich,
Wie es im Sprichwort heißt: ich hörte die eigene Schande.
Wenn ich die Mädchen nicht ſah, ſo erkannt' ich ſie ſchon an der Stimme.
Jemine, wie ward Wohlgemuth hier durch die Hechel gezogen!
‚Nein, ſo dumm bin ich nicht!‘ rief Käthe, das ſchnippiſche Käthchen,
‚Um das, was er erzählt von verlorenen Schätzen, zu glauben,
Wenn ein Menſch nichts hat, ſo prahlt er mit dem, was er hatte.
Sicher iſt nur, er hat gar nichts! Und was iſt er am Ende?
Ein 'rumtreiber und ein Vagelbunde*)!‘ ſo ſprach ſie verächtlich.
‚Jeder iſt ſonſt doch etwas,‘ ſo meinte beſtätigend Edda,
‚Sei es ein Krämer, ein Schmied, ein Schneider, ein Schäfer, und wenn es
Noch ſo wenig auch ſei, doch der Californier gar nichts!‘
Lisbeth ſprach: ‚Er verdient nicht ſo viel, eine Frau zu ernähren,
Und doch redet der Menſch von Hochzeithalten und Heirath,
Gleich, als braucht' er die Hand nur auszuſtrecken, ſo blieben
Ihm zehn Mädchen ſofort an den Fingern kleben, der Prahlhans!‘
Daß dem, welcher ſo viel nicht beſitzt um die Frau zu ernähren,
Nicht zu geſtatten es ſei, auch nur zu denken an Heirath,
Ueber den Punkt, da waren die Mädchen entſchieden und einig.
‚Und dann iſt er zum Freien zu alt ſchon geworden,‘ verſetzte
Anna Marie. Und Theda bemerkte verſtärkend: ‚Er hat ſchon
Weiße Haare, der Kerl!“ Und Hannchen und Fiekchen und Erna
Riefen zugleich: ‚Wer nähm' ihn denn noch?‘ Und das ſchnippiſche Käthchen
Setzt' antwortend hinzu: ‚O Niemand! Niemand! Ein jedes
Mädchen, das etwas noch hält auf ſich ſelbſt, das verſchmähet den Menſchen,
Wenn um Anderes nicht, ſchon ſeiner Vergangenheit halber;

*) Plattdeutſch für Vagabunde (Vagel = Vogel). E. M. Arndt hatte ſeine Luſt an dieſem Worte, welches zeige, wie das Volk ſich Fremdwörter auf ſeine Weiſe zu recht mache.

Denn in Amerika hat er zu arg es getrieben! Es mag ja
Alles verbürgt nicht sein, was hier von dem Menschen erzählt wird;
Aber das sagen sie Alle, und ist nicht der leiseste Zweifel,
Daß er ertappen sich ließ als ein Pferdedieb!' Und ein Pfui rief
Erst ein Mädchen, dann zwei, dann alle vereinigt im Chore,
Wie in der Frühlingsnacht einträchtiglich quaken die Fröschе.
‚Ja, als Pferdedieb!' so wiederholte noch Käthchen,
‚Und sie wollten ihn theeren und federn, doch bat er so kläglich;
Daß zur Strafe sie nur ihm schnitten die Ohren vom Kopfe.'
Während die Mädchen noch schaudernd sich schüttelten, stand vor Erregung
Gretchen vom hölzernen Stuhl, in der Lehne geschmückt mit dem Herzlein,
Auf und stieß ihn zurück, daß er taumelte, nahe dem Falle.
Und dann rief sie mit fliegender Röthe ein zorniges: ‚Schämt Euch!
Könnt Ihr so thöricht sein? Ihr habt doch Augen im Kopfe,
Seht doch, wie glatt und wie zierlich gedrechselt die Ohren des Manns sind,
Seht, daß er nicht Schnittwunden, noch Narben noch Makel am Ohr hat.
Und glaubt mehr da dem dummen Geschwätz als den eigenen Sinnen!
Was geht mich Herr Wohlgemuth an? Er macht sich aus mir nichts,
Und hat lange bereits mit mir kein Wörtchen gewechselt.
Aber das muß ich gestehn: als säß' er uns auf dem Moquirstuhl,
Habt Ihr der Mann um die Wette verleumdet!' ‚O, nein!' und ‚O, nicht doch!
Riefen die Mädchen, doch ließ sich Gretchen im Flusse der Rede
Gar nicht hemmen und stören, es floß vielmehr wie ein Mühlbach,
Der seit lange gestaut, sich ergießt auf die rauschenden Räder
Rasch ihr die Rede vom Mund aus dem überströmenden Herzen:
‚Da er doch sonst nicht lügt, so scheint unglaublich auch das nicht,
Was er erzählt vom Verluste der mühsam erworbenen Schätze.
Und 'rumtreiber? Er wohnt schon lang in dem nämlichen Hause
Freilich, er wurde gewöhnt an ein freieres Leben und pfercht sich
Als Handwerker nicht ein im Hinterzimmer des Hauses,
Hat er doch Manches gelernt und braucht sich nicht zu beschränken,
Auf ein enges Gewerk. Wo Gelegenheit ist zum Verdienste,
Steht er bereit und genießt bei Allen das größte Vertrauen
Als anschlägiger Kopf von vieler Erfahrung und Einsicht.
Ja, und er ist, wie mich dünket, der nützlichste Mann in der Gegend.
Dennoch sagt Ihr, er sei nicht im Stand' ein Weib zu ernähren;
Aber er hat doch die Mutter, die neulich verstorbene, treulich
Bis an's Ende gepflegt und auf eigene Kosten erhalten.
Zahlt stets baar, wenn er kauft, geht fein, herrschaftlich gekleidet,
Und hat oft Euch bewirthet, Ihr aber belohnt ihn mit Undank
Und Ihr rächt Euch dafür, daß er heimliche Hoffnungen täuschte.
Ferner zu sagen, er wäre zu alt, um an's Freien zu denken!
Stehet der kräftige Mann doch noch im rüstigsten Alter,
Und ein erbleichendes Härchen besagt doch wirklich nur wenig,
Mancher ergraut mit Dreißig bereits und Manche von Euch hat
Schon vor dem Spiegel ein silbernes Haar sich entfernt in der Stille.
Ja, so viel Ihr auch lästert, Ihr sagtet doch sämmtlich — ich nehme
Käthchen allein nur aus, die geschworene Feindin des Mannes,

Weil er ihr oft Pechpflaſter gelegt auf das plappernde Mäulchen —
Alle die Andern, ſie ſagten nicht Nein, wenn er nur ſich entſchlöſſe
Ernſt zu machen, und aufzutreten als ſtattlicher Freier.
Und wer weiß, ob Käthe nicht auch ſich am Ende beſänne!'
Aber der Aufruhr war im Gemach auf's höchſte geſtiegen;
Alle verſchmähten beredtſam den californiſchen Freier.
‚Und Du ſelber,' ſo riefen die Mädchen, ‚Du wäreſt die letzte,
Gretchen, um Dir von dem Manne den Ring an den Finger zu ſtecken.'
Wer jedoch tapfer ſich hielt; war Gretchen. Mit Ernſt und mit Eifer
Sprach ſie: ‚Er denkt nicht an mich das wiſſet Ihr Alle; doch käm' er,
Und ſpräch' alſo zu mir: Mein theuerſtes Gretchen, ich habe
Lieber als Alle nur Dich und begehre Dich. Willſt Du mich haben?
Wahrlich, ich ſagte nicht Nein; ich reichte die Hand ihm mit Freuden!'
Aber ſie hatte noch kaum zum Staunen der Mädchen geendigt,
Als ich plötzlich den Kopf 'reinſteckt' in das offene Fenſter
Und ſo ſagte zu ihr: ‚Mein theuerſtes Gretchen, ich habe
Lieber als Alle nur Dich und begehre Dich. Willſt Du mich haben?'
O, wie flogen die Mädchen mit lautem Gekreiſche von dannen
Gleich den verſchüchterten Tauben, wenn unter ſie ſtößet der Habicht!
Und durch die Hinterthür und den Garten verſchwanden ſie Alle.
Doch ich ſchwang mich zum Fenſter hinein. In der Mitte der Stube
Stand, von der Lampe beleuchtet und glühend vor Scham und Erſchrecken,
Gretchen, das ſchöne, dos liebe, das einzige Gretchen, und weinte
Still vor ſich hin. Ich küßt' ihr die Thränen entzückt von den Wangen,
Und ſie ließ es geſchehn; ſo waren wir Beide verſprochen.
Manchmal ſcherzt ſie und ſagt, ich hätt' ihr Ja! nicht erhalten,
Aber ſie hatte das Ja mir zugeſichert im Voraus.
Hätt' ich ſie nicht ſchon geliebt, die den Abend geſprochenen Worte
Waren genug, um mich zum ſeligſten Manne zu machen.
Denn was kann uns wohl höher erfreun, als das eigene Weſen
Völlig erkannt zu wiſſen? Im vorgehaltenen Spiegel
Unſer Bild zu erblicken, ſowie wir ſelbſt in den beſten
Augenblicken uns ſehen, zum mindeſten wünſchen, wir wären,
Wie uns der Andere zeigt, gleich einem verſchönernden Spiegel?
‚Gretchen, wie konnteſt Du mich ſo kalt und ſpröde behandeln?'
Frug mein Bräutchen ich einſt. ‚Ich wußte ja, daß ich Dich liebte,'
Sagte das holde Geſchöpf, ‚und fürchtete mich zu verrathen,
Immer in Angſt, ich möcht' aufglühen wie eine Päone
Unter dem Blick und den Worten des Mannes, der ganz mich erfüllte,
Und aufdecken der Welt voll Spötter mein zartes Geheimniß!
Daß Du ernſter mit mir, als mit allen den Andern es meinteſt,
Wirklich mich liebteſt — das Glück ſchien mir zu groß, es zu glauben,
Und ich hielt mein Herz doch zu gut, damit tändeln zu laſſen.'
Alſo ſprach ſie, nicht ſtolz, doch würdig. Das ſaubere Gretchen
Iſt mein dritter Schatz, mein letzter und liebſter von allen.
Denn was hilft uns das Gold? Man kann es nicht herzen und küſſen,
Aber der lebende Schatz, der läſſet ſich küſſen und küſſet.
Seitdem bin ich der Vogel, der Moos und Halme zuſammen

Trägt im Schnabel, ein Neſt ſich zu bauen, und bald iſt es fertig.
Alſo hab ich Euch nun mein Leben zu Ende beſchrieben,
Und ſchon ſieht man die Leute von fern heimkehren vom Wracke."
Wenn ihr reizendes Liedchen die Nachtigall eben geendet,
Stehn wir noch ſtill und horchen, ob nicht ſie von Neuem beginne.
Alſo konnten wir uns noch nicht entſchließen zum Weggehn.
Und ſo ergriff ich das Wort: „Man ſieht ſchon kommen die Leute;
Aber der Weg iſt noch weit. Ihr könntet noch etwas erzählen,
Californier, ſeht doch, es hängen vor Allem die jungen
Fräulein Euch am Munde, wie ſaugende Bienen am Rothklee.
Gebet noch etwas zu!" „Ja erzählen! Erzählen!" ſo baten
Zarte Stimmen im Chor. Und mit dem ihm eigenen Anſtand
Sprach er verbindlich: „Die Wünſche der Damen ſind ſtets mir Befehle!
Alſo will ich denn noch den geehrteſten Damen und Herren
Vom Seltſamſten erzählen, was je mir im Leben begegnet.
Aber Sie werden es mir nicht glauben, ſo wahr die Geſchichte.
Nämlich ich war einmal ſchon geſtorben!" „Geſtorben!" ſo rief da
Unſre Geſellſchaft zugleich. „Ihr ſeid ein Schalk!" Und wir lachten.
„Ja, ich war ſchon ſo gut wie todt und begraben. Denn hört nur:
's war an Bord der Fortuna von Memel, Capitain Edden
Und es erhob ſich der Wind ein wenig zu friſch. Der Captain ſprach:
‚Harms und Wohlgemuth, refft mir die Segel da! hurtig! Und haltbar!
Denn es wird arg mit dem Sturm.' Nun, Ubbo geht noch hinunter.
Um ſich Draht zu holen; ich mache mich gleich an das Reffen.
Alſo ſteh' ich gemach am Klüverbaum und ich ſchaukle
Auf und ab mit dem Kiel. Ich hatte den Fuß in dem Pferde —
Herr, Ihr wißt wohl Beſcheid: ſo 'ne Oeſe von Tau, die dem Seemann
Dient als Gerüſt. So ſteh ich und ſumm' ein Liedchen. Da plötzlich
Unter mir ſchwindet das Tau, das mürb wie ein Faden entzweireißt.
Und ſo ſtürz' ich hinab, kopfüber. Es ſchlagen die Wogen
Ueber mir ſpritzend zuſammen und reißen mich unter das Schiff hin.
Und nun hatte der Boden des Schiffs ſich mit Muſcheln bezogen
Und mit Meeresgewächſen. Ich hake mich feſt an dem Anwuchs.
Und beim Tanzen des Schiffs kommt Etwas von mir doch zum Vorſchein,
Daß ein Mann mich erblickt; denn es ſahen ſich Alle nach mir um.
Und ſo ließen ſie ſchnell ein Boot herunter am Fallgatt,
Um mich zu retten. Allein ich habe den Halt ſchon verloren.
Treib' im Waſſer des Kiels, und kann ich nicht ſchwimmen, doch ſuch' ich
Ueber dem Waſſer zu bleiben und ſtrample mit Händen und Füßen,
Und da die Salzfluth trägt, ſo behaupt' ich mich mühſam ein Weilchen,
Auch von der Kleidung gehoben; allein mir erlahmte die Kraft bald,
Und von den Wellen bedeckt, war ſchon ich den Blicken entſchwunden.
Kraftlos ſinken die Arme herab und ich fühle mich tauchen
Unter die Fluth, wie geſtorben, in's Grab!" „O, ſagt doch, wie war Euch,
Als Ihr glaubtet, Ihr wäret dem Tode verfallen?" „Ich kann Euch
Nicht ſo ſanft und ſchön es beſchreiben, wie wirklich ich fühlte.
Mir war gleich, als wenn nach des Tages beſchwerlicher Arbeit
Weich ich ſänk' in die Daunen; auf einem behaglichen Lager

Ausruhn, war mein Gefühl, von den Mühen und Sorgen des Lebens,
Roſige Finſterniß ſchwamm vor meinen ſich ſchließenden Augen
Da, da faßt mich, als längſt ich im Schooße der Wellen gebettet,
Ein Bootshaken von oben. Sie hatten, zur Stelle gekommen,
Unter dem Waſſer mich treiben geſehn, und Ubbo den Haken
Gleich Aal ſtechenden Fiſchern geſchwind in die Tiefe geſtoßen.
Und ſie faſſen mich gut und entreißen mich glücklich dem Tode.
Regung hatt' ich bereits und Bewußtſein völlig verloren
Und Seewaſſer geſchluckt nach der Möglichkeit. Ubbo ergreift mich,
Wie ein Bruder beſorgt, mit dem Kopfe nach unten und rollt mich
Bis aus dem Munde das Waſſer mir fließt als wär' ich ein Brunnen,
Dann zu Bette gebracht und gerieben, gewärmt und ein jedes
Mittel verſucht und gejauchzt, als ich langſam die Augen erhebe.
‚Anton!' riefen ſie mich. Ich rüppel' und rühre mich erſt nicht.
‚Weißt Du wohl, wo Du biſt?' ‚Auf dem Schiff!' entgegnet' ich leiſe.
Ubbo weinte vor Freuden, daß ich die Beſinnung erlangte
Und ſo kehrte dann bald der Geſtorbne zurück in das Leben!"
„O, Californier," ſagt' ich zu ihm, „ſeltſamſter der Menſchen,
Alſo ſeid Ihr denn auch, wie der vielverſchlagne Odyſſeus,
Schon in die Unterwelt hinab geſtiegen? Die Schrecken
Unſerer Sterblichkeit habt Ihr erfahren bereits und beſtanden,
Wiſſet, was Tod iſt, und lebet doch noch, und hoffet noch lange
Euch zu erfreun am Schatz, den man küſſet." — Indeß ich ſo rede,
Horch, da läutet ein Glöckchen — es war vom Schiffe geborgen —
Hell und lieblich. Man ſah zugleich von der Düne, der letzten,
Steigen die Leute, vom Wrack heimkehrend, beladen und mühſam.
„Unſere Eßglock!" ſagte der Californier. „Darum
Wollet mich jetzt, Herrſchaften, entſchuldigen. Unſeren Leuten
Knurret der Magen bereits." „Und wir auch dürfen nicht ſäumen,
Sagten wir; denn ſchon zittert am Rande des Waſſers die Sonne,
Und taucht bald blutroth in das Meer, wenn kaum wir zum Gipfel
Unſerer Düne gelangt. Lebt wohl für heute! Und wann iſt
Hochzeit?" riefen wir noch aufbrechend. „Im Herbſt nach der Ernte.
Wenn uns die Damen und Herren, ſo ſprach er, und ſah mit den ſchlauen
Augen im Kreiſe ſich um, dann wollen erweiſen die Ehre,
Sind Sie freundlichſt von uns als Hochzeitsgäſte geladen."
„Ja, dann ſind wir ſchon fort, mit den Störchen nach Süden geflogen,
Aber verſchmähet uns nicht dies kleine Geſchenk für die Hochzeit!"

Die heiligen Stätten in ihrer Bedeutung für Rußland.

Von

Friedrich Bodenstedt.

— Wiesbaden. —

Die heiligen Stätten haben für die Russen eine ganz andere Bedeutung als für uns und die übrigen Völker des Abendlandes. Ihnen heute die Pacifikation einer Kreuzung zeitigen hieße zur Bedeutung des heiligen Grabes und des Hauses der Engländer, so würde sich der Russen wenig darüber beunruhigen und der Kaukasuskrieg selbst in den gläubigsten Theilen der ebenfalls katholischen Welt mehr Staunen als Begeisterung wecken.

Sagt man dagegen den Zoll, der Kaiser von Rußland, der die höchste geistliche Macht in seinem Reiche mit den weltlichen vereinigt, hieße den Kreuzzug predigen, so würde das ganze Volk wie ein Mann entstehen und jeder gläubige Moskauer bereitet sein Leben um den Gewinn des heiligen Landes in die Schanze schlagen.

Dieser Gegensatz in der Richtung derselben Kunde auf die gläubigen Moskauiten und die gläubigen Römlinge offenbart zugleich den folgenden Tatsachenbeschluß zwischen dem christlichen Abend- und Morgenlande.

Die Moskauer, welche heute das heilige Land beherrschen, sind noch dieselben, gegen welche vor halb achthundert Jahren der heilige Peter von Amiens, im Auftrage von Papst Urban II., die abendländische Christenheit in Bewegung setzte, aber der Zeitstoff, den er damals bei seinen Glaubensgenossen fand, ist heute nur noch bei den Bekennern der griechisch-russischen Kirchenlehre zu finden, die vom bogenländischen Christenthum nicht mehr wissen als

die alten Kreuzfahrer von dem ihrigen wußten, nämlich, daß es das einzig wahre und seligmachende sei.

Wenn die Russen noch keinen Kampf um Palästina geführt haben, so ist das blos deshalb unterblieben, weil ihnen, wie allen anderen Völkern, die heiligen Stätten auf friedlichen Wegen zugänglich sind und sie dort unter dem sehr duldsamen türkischen Schutz ungestört singen und beten können, bis Konstantinopel in ihre Hände fällt, wonach es dann keines Kampfes um den dauernden Besitz des gelobten Landes mehr bedarf. Ob aber dann die nicht-russischen Priester ihren Andachtsübungen auf Golgatha und am heiligen Grabe so ungestört werden obliegen können wie es bisher unter türkischem Schutze geschehen, ist eine Frage, die zu bedenklichem Kopfschütteln wohlbegründete Veranlassung giebt. Denn die türkischen Wächter gehen mit ihren großen Bambusstäben wenigstens unparteiisch zu Werke, wenn es sich darum handelt, die bei festlichen Gelegenheiten und besonders zu Ostern einander regelmäßig in die Haare gerathenden Priester verschiedener Bekenntnisse wieder auseinander zu bringen und den öffentlichen Frieden herzustellen. Eine solche Unparteilichkeit werden die Russen schwerlich üben, wenn sie erst Herren im Lande sind. Sehen wir doch, wie in neuerer Zeit, unter dem Einfluß der fanatischen Moskowiterpartei, die Regierung mit ihren eigenen deutschen Unterthanen in den Ostseeprovinzen umspringt, um sie für das anatolische Dogma in russischer Zunge empfänglich zu machen.

Starke Eindrücke wirken nachhaltig und haben deshalb in Sphären der Gewaltübung immer für heilsamer gegolten als behutsame Billigkeit. In dieser Maxime ist der Leitfaden der russischen Politik zu suchen, als deren nächstes Ziel das goldene Byzanz winkt. Alle Zeichen deuten darauf hin, daß dieses Ziel bald erreicht sein wird, und wenn erst wieder das griechische Kreuz auf der herrlichen Sophienkirche prangt, die vor 433 Jahren von den Türken in eine Moschee verwandelt wurde, dann wird das neubyzantinische Rußland einen Kirchenstaat bilden, so weitgebietend und mächtig wie die Welt noch keinen gesehen. Denn die römischen Gläubigen leben über die ganze Erde zerstreut und kennen blos geistliche Zucht unter Führern, die nur geschult sind mit Waffen des Geistes, mit Zunge und Feder in Parlamenten und Hirtenbriefen zu kämpfen, während die gräko-russischen Gläubigen mit den ihnen unterworfenen Völkerstämmen eine geschlossene, kriegerisch geschulte, leicht lenksame und furchtbare Streitmacht bilden, die von den Grenzen Indiens bis zu den Grenzen Oesterreichs und Deutschlands sich ausdehnt.

So stehen die beiden größten Bruchtheile der Christenheit vor unabwendbarem Entscheidungskampfe einander gegenüber als zwei rechtgläubige, apostolisch-katholische Kirchenmächte von gleichem Alter, gleichem Titel, gleicher Majestät, gleichen Ansprüchen und gleicher Unversöhnlichkeit.

Die Geschichte weiß nur von einem Falle zu erzählen, wo ein Versuch zur Versöhnung der beiden feindlichen Kirchen gemacht wurde, zu einer Zeit, da Konstantinopel schon hart von den Türken bedroht war. Johann VII.

Paläologus hoffte durch eine Vereinigung der morgenländiſchen Kirche mit der römiſchen die Hülfe des Abendlandes zu gewinnen. Er reiſte deshalb in Begleitung vieler Biſchöfe nach Italien, wo auf dem Concil von Ferrara und Florenz im Jahre 1438 über die Bedingungen berathen wurde, die Union unter römiſchem Primat zu Stande zu bringen.

Am 6. Juli 1439 wurde von den Vertretern der griechiſchen Kirche die durch Papſt Eugen IV. vorgelegte Unionsformel angenommen, kraft welcher ſie ſich, mit Aufrechthaltung ihrer alten Kirchenordnung, der Prieſterehe, des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt und mit verſchiedenen andern Vorbehalten dem päpſtlichen Primat wieder unterwarfen. Allein bei der Rückkehr nach Konſtantinopel fand der Kaiſer ſo heftigen Widerſtand, daß er ſeine Unionspolitik nicht durchzuführen vermochte. So blieb der ohnehin in ſehr unbeſtimmten Ausdrücken abgefaßte Vertrag auf dem Papier ſtehen und die Kluft zwiſchen Rom und Byzanz gähnte nun tiefer als zuvor.

In gleicher Weiſe geſtalteten ſich die Dinge zwiſchen Rom und Rußland, welches ebenfalls durch Entſendung eines geiſtlichen Würdenträgers mit Gefolge an dem Concil von Ferrara und Florenz ſich betheiligt hatte. Als aber der Bevollmächtigte des Großfürſten, der Metropolit Iſidor, in der Kirche zur Mutter Gottes auf dem Kreml die Unionsacte feierlich verkündete, wurde er vom Großfürſten Waſſilij Waſſiljewitſch ſtürmiſch unterbrochen und auf des Herrſchers Befehl in's Gefängniß geworfen. Doch hatte Iſidor unter dem Volke und der Geiſtlichkeit großen Anhang, und deshalb gab der römiſche Stuhl ſeine Hoffnung nicht auf, Rußland für die florentiniſche Union zu gewinnen, wozu ſich bald eine günſtige Gelegenheit zu bieten ſchien.

Konſtantinopel war am 29. Mai 1453 von den Türken erſtürmt, und Kaiſer Konſtantin in der Vertheidigung ſeiner Hauptſtadt gefallen. Ihn überlebten zwei Söhne, Thomas und Demetrius. Dieſer ließ ſich in ſchimpfliche Unterhandlungen mit dem Sultan ein, dem er ſogar ſeine Tochter in's Serail gab, während Thomas mit ſeiner Familie nach Rom flüchtete, wo er bei Papſt Pius II. gaſtfreundliche Aufnahme fand, dem er das Haupt des Apoſtels Andreas ſchenkte, welches ſeitdem in der Peterskirche aufbewahrt wird.

Thomas ſtarb in Rom. Seine Kinder, unter welchen die Prinzeſſin Sophie durch große Schönheit und hohe Geiſtesgaben ſich auszeichnete, lebten von den Wohlthaten des neuen Papſtes Paul II., durch deſſen Vermittelung ihre Ehe mit dem Großfürſten Johann von Rußland zu Stande kam, an welche er weitreichende Pläne knüpfte. Zunächſt hoffte der Papſt, durch den Einfluß der in den Lehren der florentiniſchen Union erzogenen Prinzeſſin Sophie, Johann ebenfalls zur Annahme der Union zu bewegen; dann ihn, als Gemahl einer Tochter des nur durch Gewalt geſtürzten griechiſchen Kaiſerhauſes, für die Befreiung des griechiſchen Reiches vom Türkenjoche zu begeiſtern.

Als die päpſtliche Geſandtſchaft nach Moskau kam, berieth ſich der Groß-

fürſt mit ſeiner Mutter, dem Metropoliten Philipp und den vornehmſten Bojaren. Der Chroniſt erzählt: „Alle glaubten einſtimmig mit ihm, Gott ſelbſt ſende ihm eine ſo angeſehene Braut, den Zweig des Herrſcherbaumes, in deſſen Schatten ehedem die ganze rechtgläubige, ungetrennte Chriſtenheit ruhete, — und dieſes geſegnete Bündniß, an jenes Wladimirs erinnernd, werde Moskau zu einem zweiten Byzanz machen und dem Zaren die Rechte der griechiſchen Kaiſer verleihen."

Durch eine griechiſche Prinzeſſin Anna, die Gemahlin Wladimirs, war einſt das Chriſtenthum nach Rußland gekommen und auf Befehl des Fürſten vom Volke unbeſehen angenommen. Kurz darauf, um die Mitte des elften Jahrhunderts, führte die ſchon lange beſtehende Spaltung zwiſchen Rom und Byzanz zur gänzlichen Trennung der griechiſchen Kirche von der lateiniſchen. Durch Sophia hoffte der Papſt ſie wieder zu vereinigen, aber ſeine Hoffnungen ſollten ſich nicht erfüllen.

Am 12. November 1472 wurde die Vermählung des ruſſiſchen Großfürſten mit der Tochter der Paläologen in der Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä auf dem Kreml gefeiert, und Sophia, ſtatt ihren Gemahl für die florentiniſche Union zu gewinnen, trat ſelbſt zur ruſſiſchen Kirche über.

Die tiefgehende Spaltung in der orthodoxen Chriſtenheit iſt dogmatiſch auf die nun ſchon anderthalb Jahrtauſende alte Streitfrage zurückzuführen, ob der Heilige Geiſt vom Vater allein oder vom Vater und Sohn zuſammen ausgehe.

Auf dem ökumeniſchen Concil von Konſtantinopel (381) wurde feſtgeſetzt, daß der Geiſt vom Vater ausgehe und ebenſo wie der Vater und der Sohn anzubeten und zu verehren ſei.

Auguſtin bezeichnete zuerſt den Heiligen Geiſt als vom Vater und vom Sohne ausgehend. Dieſer Zuſatz ging dann auch in das athanaſianiſche Glaubensbekenntniß über.

Photius, der Patriarch von Konſtantinopel, bekämpfte die römiſche Auffaſſung vom doppelten Urſprung des Heiligen Geiſtes als eine Glaubensfälſchung, worauf natürlich heftige Erwiderungen nicht ausblieben; und ſo ſpann ſich der erbauliche Streit, in welchem die griechiſchen und römiſchen Biſchöfe einander verfluchten und verketzerten, mit immer wachſender Heftigkeit fort durch die Jahrhunderte.

Die Glaubensfrage wurde natürlich zu einer Machtfrage, die zum Vortheil derjenigen Macht gelöſt werden wird, welche über die meiſten Kanonen und kriegeriſchen Heerſchaaren zu verfügen hat. Die ruſſiſchen Herrſcher haben ſchon ſeit Jahrhunderten dafür geſorgt alle Zeichen und Wunder vorzubereiten, welche zur himmliſchen Beglaubigung ihrer weltlichen Erbſchaftsanſprüche auf Byzanz nöthig ſind. Von dort kam ihnen das Chriſtenthum. Der erſte chriſtliche Kaiſer von Byzanz hieß Konſtantin. Der letzte griechiſche Kaiſer hieß ebenſo. Anfang und Ende der Herrſchaft des Chriſtenthums in Byzanz knüpft ſich an den Namen Konſtantin, nach welchem auch Byzanz

Konſtantinopel genannt wird. So wird dann das gläubige Volk kein geringes Wunder darin ſehen, wenn ein ruſſiſcher Konſtantin nach Vertreibung der Türken die Herrſchaft des griechiſchen Chriſtenthums in Konſtantinopel erneut. Im Hinblick auf ſolchen Fall hat es an einem Großfürſten Konſtantin während dieſes Jahrhunderts in Petersburg nie gefehlt.

Schon im Türkenkriege 1828—29 war Kaiſer Nikolaus nahe daran, ſich Konſtantinopels zu bemächtigen und wurde davon nur abgehalten durch Oeſterreich und England, welche drohten den Türken zu Hilfe zu eilen. So ſchloß er den Frieden von Adrianopel, der ihm in Europa nur die Mündungen der Donau und wichtige Plätze am Schwarzen Meere ſicherte, aber in Aſien ſein Reich beträchtlich vergrößerte und die Türkei nicht blos moraliſch, ſondern noch mehr durch die ungeheuern Geldopfer ſchwächte, die ſie ihm bringen mußte. Die Gährung in Polen trug auch dazu bei, ſeinen Eroberungseifer zu mäßigen, und er tröſtete ſich nach Abſchluß des Friedens von Adrianopel mit den Worten: „Der Sultan iſt ſicher der am wenigſten koſtſpielige Statthalter, den ich in Konſtantinopel haben kann.“ Von dieſem Geſichtspunkt aus wurde ſeitdem Rußlands Stellung zur Türkei betrachtet, bis der Streit um die heiligen Stätten, der zum Krimkriege führte, der Sache auf ein Kurzes eine andere Wendung gab. Den Urſprung und die politiſche Bedeutung dieſes Streites habe ich eingehend ſchon zur Zeit, da er entbrannte, in meiner Abhandlung über die orientaliſche Frage geſchildert, welche die hiſtoriſche Einleitung zur zweiten Auflage meines Werkes „Die Völker des Kaukaſus“ (Berlin, bei A. v. Decker, 1855) bildet. Ich kann mich deshalb hier auf ein paar orientirende Worte beſchränken.

Die älteren Verträge der Pforte mit Frankreich, welches ſich als Nachfolger des Königreiches Jeruſalem betrachtete, wurden ihrem weſentlichen Inhalt nach im Jahre 1740 erneut und erkannten den Lateinern den Beſitz der heiligen Orte in und um Jeruſalem zu. Dieſes Beſitzrecht wurde ihnen von den gräko-ruſſiſchen Chriſten beſtritten, welche ſich Firmane, d. h. widerrufliche Verordnungen des Sultans, zu verſchaffen wußten, die mit den Verträgen nicht in Einklang ſtanden. Auf Grund dieſer Firmane ſuchten ſie nun, trotzend auf ihre weit überwiegende Mehrzahl, fortwährend Händel mit den Lateinern, wobei dieſe überall den Kürzeren zogen, weil keine Macht hinter ihnen ſtand, ihre Beſitzrechte zu vertheidigen, während Rußland alle Zeit zum Einſchreiten bereit war.

Der Streit über die heiligen Stätten knüpfte ſich, als er zu offenem Kriege Anlaß gab, an die heilige Grabeskirche zu Jeruſalem, die Grabeskirche der heiligen Jungfrau in Gethſemane und die große Kirche in Bethlehem. In jeder dieſer Kirchen befinden ſich nämlich verſchiedene Sanctuarien, welche von den Anhängern der verſchiedenen Glaubensbekenntniſſe als ausſchließliches Eigenthum beanſprucht werden.

In der Grotte, wo Chriſtus geboren wurde, hing ſeit Alters ein ſilberner Stern. Dieſer Stern verſchwand eines Tages (im November 1847), worüber

die lateinischen und gräko-russischen Mönche einander in die Haare geriethen, da sie sich gegenseitig beschuldigten, den Stern gestohlen zu haben.

Die in zwei Heiligthümer zerfallende Grotte gehörte beiden Parteien gemeinschaftlich. Den Griechen gehörte die Stelle, wo Christus geboren wurde, und den Lateinern diejenige, wo die Krippe ihm als Wiege gedient.

Der Streit über den verschwundenen Stern entbrannte so heftig, daß der friedliebende Sultan Abdul Medschid sich in's Mittel legte und, um beiden Parteien gerecht zu werden, sich erbot, ihnen einen neuen Stern zu schenken. Das war aber nur Oel in's Feuer gegossen; weder Griechen noch Lateiner wollten einen christlichen Stern aus Türkenhand annehmen, und wie sie vorher darüber gestritten, wer den Stern gestohlen, so stritten sie nun um das Recht, einen neuen dafür anzuschaffen.

Ein ähnlicher Fall in der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem machte die Verwirrung noch größer. Die große Kuppel war dem Einsturz nahe und schleuniger Herstellung bedürftig. Früher hatten die Lateiner solche Ausbesserungen besorgt und die Kosten getragen. Dann war aber einmal auf russische Veranlassung die Kirche in Brand gerathen und rasch wieder hergestellt worden, um Eigenthumsrecht dadurch zu begründen.

Um dem Streit über die Kuppelerneuerung ein Ende zu machen, erbot sich wiederum die türkische Regierung, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Sie ging gleich an's Werk auf ihre Kosten, aber alsbald entspann sich ein neuer Streit darüber, ob griechische oder lateinische Inschriften auf die Kuppel kommen sollten.

Doch genug von diesen engeren Glaubenskämpfen um die heiligen Stätten, an welchen der Krimkrieg, worin Frankreich den Don Quixote und England den Sancho Pansa spielte, nichts geändert hat. Die volle Bedeutung der heiligen Stätten für Rußland wird sich erst herausstellen, wenn sie ihm ganz zugehören. Dann kann das rechtgläubige Volk von sich rühmen, Alles zu besitzen, was seinem Weltreiche wohlbegründeten Anspruch auf den Namen giebt, den es sich selbst beigelegt: „Das heilige Rußland." Dann kann es, rückwärts schauend, die ganze biblische Geschichte auf seinem eigenen Grund und Boden verfolgen, in Armenien das verlorene Paradies und die Spuren der Sintfluth aufsuchen, den hochragenden Ararat, auf welchem die rettende Arche Noah sich niederließ, als einen heimatlichen Berg begrüßen, um danach, von einer heiligen Stätte zur anderen pilgernd, auf den allerheiligsten Stätten in Palästina, dem kleinen, steinigen, baum- und wasserarmen Lande der Sehnsucht, seine Andacht zu verrichten und Gott zu danken, daß er die rechtgläubige griechische Kirche mit so unschätzbaren Heilsgütern gesegnet hat.

Da die leitende deutsche Staatsweisheit sich in die byzantinischen Händel nicht einmischen will, England als europäische Großmacht nicht mehr mitzählt, und Frankreich mit Rußland liebäugelt, so hätte dieses in der Verfolgung seiner Pläne nur noch mit Oesterreich abzurechnen, welches, nach seiner bisherigen Haltung zu schließen, vor einem Entscheidungskampfe mit den

Russen zurückbebt. Zum Angriff darf es nicht schreiten, ohne den Friedensbund mit Deutschland zu lösen, und es würde jedenfalls vorziehen, sich friedlich mit Rußland zu verständigen, wenn ihm dadurch der Weg nach Saloniki gesichert würde, den sich selbst durch Ausführung eines schnellen Bahnbaues über Serajewo-Mitrovitza zu sichern es mit gewohnter Nachlässigkeit versäumt hat. Möglich wäre es immerhin, daß Rußland um den Preis von Byzanz dem katholischen Kaiserstaate die zur Vermeidung eines Krieges nöthigen Zugeständnisse machte. Ebenso möglich wäre es, daß die in solchem Falle sich selbst überlassene Türkei, die ohnehin weiß, daß ihre Tage gezählt sind, mit fatalistischem Gleichmuth widerstandslos die Oberherrschaft Rußlands über sich ergehen ließe, mit welchem sie jetzt schon in bester Freundschaft lebt.

Ein dauernder Friede wird aber zwischen Rußland und Oesterreich nie zu Stande kommen; mit den Erfolgen des rechtgläubigen Zarenthums werden seine Ansprüche wachsen und wie die fanatischen Moskowiter jetzt sagen: der Weg nach Konstantinopel führt uns über Wien, so werden sie später sagen: der Weg nach Wien führt uns über Konstantinopel. Weit mehr hassen sie heute die Deutsch-Oesterreicher und Magyaren, als sie je die Türken gehaßt, und wenn es einmal zum großen Entscheidungskampfe kommt, so wird das heilige Rußland ihn, wie alle seine Kriege, blos zur Ehre des orthodoxen Christenthums führen, dessen Papst der Zar ist.

Abgesehen von den unversöhnlichen Polen sind die slavischen Stämme im katholischen Oesterreich allein immer, trotz ihres Irrglaubens, ein Gegenstand zarter Aufmerksamkeit für Rußland geblieben, weil es darauf rechnet, in ihnen einst seine besten Bundesgenossen zu finden.

Blutigere Kriege als die zwischen den stammverwandten Polen und Russen hat die Welt nicht gesehen; der unversöhnliche Haß zwischen beiden wurde und wird nur durch den verschiedenen Glauben genährt. Aber das kleine Polen allein ist, trotz seiner Unterjochung und Zersplitterung, immer noch ein gefährlicherer Feind für Rußland als alle katholischen Mächte zusammengenommen. Denn keinem Papst würde es mehr gelingen, die romanischen Völker zu einem Glaubenskriege zu entflammen, und die katholischen Slavenvölker Oesterreichs würden um den Preis der Verwirklichung ihrer nationalen Träume durch den Zaren, dem sie seit Langem schon die Arme sehnend entgegenstreckten, gern auch mit der russischen Kirche nähere Fühlung nehmen und auf ihren heiligen Stätten sich segnen lassen zum Vernichtungskampfe gegen die Deutschen.

Ein Ausflug nach Argolis.

Von

Gustav Meyer.

— Graz. —

I.

Fahrt nach Nauplia.

Karteria hieß der griechische Dampfer, mit dem wir vom Piräus nach Nauplia fuhren. Das bedeutet in unserer Sprache Ausdauer und Geduld. Im Namen lag auch diesmal eine Vorbedeutung. Unser Dampfschiff sollte um sieben Uhr Morgens abgehen. Das verlangte Aufstehen um fünf. Wenn man am Abend vorher Solonwein nicht ganz mit der weisen Mäßigung getrunken hat, welche der berühmte Name auf der Etiquette empfiehlt, so ist das eine etwas harte Aufgabe. Trotzdem rollte um halb sechs der Wagen mit mir und meinem Reisegefährten die Hermesstraße hinunter nach dem Bahnhofe. Derselbe liegt auf einer sehr merkwürdigen Stätte — zwischen dem Thesenstempel und dem alten Friedhofe vor dem Dipylon, aus dessen Boden so viel wunderschöne Grabreliefs an's Licht gekommen sind — ist aber selber gar nicht merkwürdig. Nur in kleinern süditalienischen Nestern sieht man noch solche ärmliche und schmutzige Stationsgebäude. Er ist einer Residenzstadt ebenso unwürdig wie das athenische Theater. Hoffentlich wird man ihn, wenn die neuen Bahnlinien nach dem Peloponnes und nach Thessalien fertig sind, durch ein besseres Haus ersetzen. Die Wagen der Piräusbahn sind leicht und gefällig construirt; in der ersten Klasse sitzt man auf eleganten und bequemen Rohrbänken. Leider dauert das Vergnügen, mit einer griechischen Fahrkarte auf einer wirklichen Eisenbahn fahren zu können, nur kurze Zeit: in zwanzig Minuten ist man im Piräus angelangt.

Kaum gönnten wir uns einen eilig genommenen Morgenkaffee, um die vorgeschriebene halbe Stunde vor der Abfahrt des Schiffes an Bord zu sein.

Aber der Mensch denkt und die Panagia lenkt. Der Madonna von Tinos ward nämlich in diesen Apriltagen ein großes Fest gefeiert, zu welchem aus allen Gegenden Griechenlands Tausende von Wallfahrern nach dem kleinen Eiland strömten. Die hellenische Dampfschifffahrts-Gesellschaft hatte den für Nauplia bestimmten Dampfer, weil er einer der geräumigsten war, noch in letzter Stunde dem heiligeren Zwecke gewidmet, und das zum Ersatze eingetretene Schiff konnte vor zehn Uhr nicht segelfertig sein. Umsonst hatten wir uns so früh der süßen Gewohnheit des Schlafes entrungen! Umsonst in einem der schmutzigsten Cafés des Piräus fragwürdigen Mokka geschlürft! Doch da half kein Toben gegen die Gewalt des Schicksals, die ersten schönen Morgenstunden vergingen im Hafen. In solcher Stimmung wollte weder das entzückende Panorama noch das bunte Treiben beim Einschiffen der Personen und Waaren so recht verfangen. Wir saßen auf dem Verdeck, mit dem Schicksal hadernd und mit der königlich griechischen Tabakregie, welche die Cigaretten so sehr verschlechtert hat.

Ich will nicht versäumen, dem Leser den andern Theil dieses „wir" mit einigen Worten vorzustellen. Herr Dimitrios Vikélas ist einer der hervorragendsten Schriftsteller des modernen Griechenland. Er hat seinen Landsleuten eine vortreffliche Uebersetzung Shakespeare'scher Dramen geschenkt und selbst manches Feinsinnige in Vers und Prosa geschrieben. Auch unsere Literatur kennt und schätzt er, obwohl er unsere Sprache nicht spricht. Unser Ausflug nach Tirynth und Mykenae war aus seiner Anregung hervorgegangen; darum empfand er die Verzögerung der Abreise so, als ob er sie selbst verschuldet hätte. Seine Selbstvorwürfe nahmen erst ein Ende, als der Dampfer den Anker hob und an der Insel Salamis vorbei in das Meer hinaus strebte. Einzig schöne Fahrt, der schönsten eine, die man in diesen südlichen Meeren machen kann! Erst schweift der Blick nach rechts hinüber zu dem engen Sunde, wo des Xerxes Armada ruhmlos in Trümmer ging; dem rückwärts Schauenden erhebt sich der Lykabettos und der athenische Burgberg mit der leuchtenden Patina seiner Säulen in die sonnedurchglühte Luft, dahinter die einförmige Linie des honigberühmten Hymettos und die flache Küste bis zum sunischen Vorgebirge. Nach vorn aber steigt in immer deutlicher werdenden Umrissen die steile Pyramide der Insel Aegina aus den blauen Fluthen empor. Von ragender Uferhöhe grüßen die Ruinen des berühmten Athene-Tempels, dessen Giebelfiguren unter Münchens nebligem Himmel frieren müssen.

Nach kurzem Aufenthalte im Hafen von Aegina, der bis in die Berge hinauf von Villen vermögender Athener umkränzt ist — auch der Ministerpräsident Trikupis ruht hier von den Regierungssorgen aus — geht die Fahrt weiter, vorbei an den kühn geformten Felskuppen der Halbinsel Methana. Warm brennt die Mittagssonne nieder und aus dem feuchten Elemente schnellen zahlreiche Delphine zum Tageslicht empor; im Süden aber zeigen sich verdächtige kleine Wölkchen am Himmel. Das Schiff fährt in eine enge

Meerstraße ein; links liegt Poros, wo Demosthenes Gift nahm, rechts zeigt man die Stätte des alten Trözen, wo Phädras verbrecherische Gelüste den keuschen Stiefsohn in den Tod getrieben. Immer mehr umzog sich der Himmel, weiße Wogenkämme prallten gegen das Schiff und einzelne Regentropfen fielen auf das schnell aufgezogene Schutzdach. Das war die richtige Scenerie für den kahlen Felsen von Hydra, auf den wir jetzt lossteuerten. Nicht von wollüstig blauen Fluthen umschmeichelt, nein, umtost von grau schäumender Brandung, so hatte ich mir das Eiland vorgestellt, welches die trotzigen albanesischen Seeleute gezeugt, die so manche ruhmvolle Schlacht gegen türkische Schiffe geschlagen haben. In jeder der behenden Gestalten, die am Bord unseres Schiffes empor kletterten, erkannte ich den kleinen Hydrioten wieder, der mich auf der Schule zu Declamationsübungen begeistert hatte. Als wir Hydra verließen, tobte die See im Aufruhr des Scirocco-sturmes. Der Dampfer tanzte auf den Wellen; wir aber saßen nach dem Diner wohlgemuth in der geschützten Cabine des Capitäns, dem ich bei Mastícha und Cigaretten einige Geheimnisse seiner albanesischen Muttersprache abzulocken trachtete.

Es war spät am Abend, als wir im Hafen von Nauplia ankamen. Der Regen hatte aufgehört, aber die See ging noch sehr hoch und schlug in hohen Wellen an das Fort Itsch-Kaleh. Nur mühsam konnte sich die kleine Barke den Weg vom Dampfer bis zum Landungsplatz erzwingen. Von diesem sind nur wenige Schritte zur Piazza. Wohlthuend empfing uns die frühe Nachtstille einer kleinen Provinzialstadt. Der mit Bäumen bepflanzte Platz war mühsam von wenigen Oellaternen erhellt, denen der Mond heute nur geringe Concurrenz machte. Hie und da saßen kleine Gruppen von Bürgern zusammen, Cigaretten drehend und jedenfalls von Politik redend. Aus einem erleuchteten Locale drangen Gesang und Musik eines Café chantant. Ich widerstand der Versuchung, meine antislavischen Gesinnungen hier durch die Reize böhmischer Harfenistinnen corrigiren zu lassen, und zog unverweilt mit meinem Freunde in das Grand Hôtel des Étrangers ein.

Ja, ja, lieber Leser! Nauplia besitzt wirklich Hôtels. Drei davon stehen im Bädeker, das unsrige mit dem stolzen Namen nicht. Wir hatten es gewählt, weil Herr Schliemann dort wohnte, der eben wieder in Tiryntb Ausgrabungen veranstaltete und an den wir Empfehlungen mithatten. Da er bereits schlief, hatten wir Zeit, noch einen Besuch im feindlichen Lager zu machen. Schliemann darf bekanntlich nur unter der Aufsicht und für die Sammlungen der archäologischen Gesellschaft in Athen auf griechischem Boden Ausgrabungen veranstalten. Darum hatte man ihm auch hier in der Person des Herrn Philios einen Ephoros an die Seite gesetzt, mit dem er in Folge seines etwas reizbaren Temperamentes in fortwährenden Plänkeleien lebte. Herr Philios wohnte in dem Gasthofe, welchem der selige König Agamemnon seinen Namen geliehen hatte. Er empfing die späten Gäste mit großer Zuvorkommenheit, bald erschien der übliche schwarze Kaffee und wir ver-

plauderten mit dem anspruchslosen und liebenswürdigen Gelehrten noch eine Stunde.

In unser Xenodochion zurückgekehrt, prüften wir die Stätte, welche unser Dasein in den nächsten Stunden begrenzen sollte. Groß war das Zimmer nicht, dafür aber um so schmutziger. Zerrissene Tapetenfetzen hingen an den Wänden herab und der Fußboden hatte offenbar schon lange des Verkehrs mit reinigendem Wasser sich enthalten. Indessen war durch ein hartes Sopha und einen Waschtisch ein nothdürftiger Zusammenhang mit der Cultur des Westens hergestellt, und die Betten waren sogar recht gut. Schließlich ist man nach zwölfstündiger Seefahrt nicht allzu wählerisch. Das ganze Haus schien schon zu schlummern, nur die Thüre des dem unsern gegenüber liegenden Zimmers stand weit offen. Mit der Ungenirtheit, die man sich in Griechenland den Verhältnissen seines Nebenmenschen gegenüber rasch angewöhnt, warf ich einen Blick hinein. Ein weibliches Wesen lag angekleidet auf dem Bette und las beim dürftigen Schein einer Kerze in einem Buche. Da sie auffallend hübsch war, hatte ich allen Grund sie für eine Nicht-Griechin zu halten. Aus rein culturhistorischem Interesse, um ihre Nationalität festzustellen, redete ich sie französisch an, und da mir gerade nichts Geistreicheres einfiel, bat ich sie um ein paar Streichhölzchen. Sie warf mir einen der gleichgültigsten Blicke zu, die mir je in meinem Leben zu Theil geworden sind, und erwiderte mir in mangelhaftem Griechisch, sie verstehe mich nicht. Die Situation schien zur Fortsetzung der polyglotten Unterhaltung wenig einladend. Plötzlich dämmerte mir die Möglichkeit eines Zusammenhanges dieser Dame mit jenem Café chantant auf. Ich raffte meine czechischen Sprachkenntnisse zusammen und fragte mit aller mir zu Gebote stehenden Liebenswürdigkeit: „Rozumíte český?“ Da lächelte sie freundlich und sprach die geflügelten Worte: „Ano, já pocházím z Litomyšle.“

Nun hatte ich aber genug. Meine längst feststehende Anschauung von dem Berufe des Czechischen zur internationalen Weltsprache hatte eine neue Bestätigung erhalten und ich trat einen geordneten Rückzug an, selbst mit Aufgeben der Streichhölzer, die Anastasis bald darauf uns in's Zimmer brachte. Anastasis war das Factotum des Hauses, Kellner, Portier, Facchin in einer Person, dabei ein hübscher Bursche mit schlauem Gesichte. Ich fragte ihn, wer die Dame gegenüber sei. Er warf mir einen halb forschenden, halb drohenden Blick zu und sagte lakonisch: „ξένη κυρία“ (eine fremde Dame). Ich dankte ihm verbindlich für die ungemein detaillirte Auskunft und legte mich schlafen.

Als ich am andern Morgen die Thür öffnete, um meine Schuhe herein zu holen, glitt Anastasis vorsichtig aus der Thür des gegenüber liegenden Zimmers über den Gang hin. Das Factotum war offenbar in seinen Mußestunden auch jugendlicher Liebhaber.

II.

Bei Herrn Schliemann.

In Nauplia giebt es nicht nur Hôtels mit wirklichen Betten, sondern auch Wagen. Ihre geringe Zahl wird natürlich als Vorwand für unglaubliche Forderungen benützt. Doch gelang es uns, den Rosselenker auf zwanzig Francs für den Tag herunter zu drücken.

Die bekannte Sonne Homers lächelte uns wieder, als wir aus dem alten venezianischen Thor Nauplias in die argolische Tiefebene hinausfuhren. Von dem Unwetter des vorigen Tages war nur etwas Bewegung in der Luft übrig geblieben. Das Meer, in dessen Nähe die Straße anfangs hinführt, getrennt durch einen schmalen Streifen Sumpfland, der im Sommer Malaria erzeugt, blaute in behaglicher Trägheit. Die Straße säumten große Cactusgewächse, auf deren Blättern fingerdicker Staub lag. Denn Alles war schon jetzt — im April — unsagbar trocken und verbrannt. Waren wir doch in Argolis, dem vieldurstenden, wie es Homer nennt. Das Flußbett des Inachos, durch das wir am Nachmittag fuhren, war gänzlich ausgetrocknet. Hie und da stand ein Hirt in der Fustanella, ungemein plastisch auf seinen Stab gelehnt, ein wahrhaft homerisches Bild; so schaute er regungslos auf die Heerde seiner Lämmer.

Der mäßige Hügel, welcher einst die Herrenburg von Tiryns trug, war nach einer halben Stunde erreicht. Er ist durch die bekannten Reste cyklopischer Mauern längst in der ganzen Welt berühmt. Da ich nicht den Vorzug besitze, Archäologe zu sein, so darf ich es mir ersparen, aus den üblichen Nachschlagebüchern die mehr oder weniger tiefsinnigen Bemerkungen abzuschreiben, die man bei dieser Gelegenheit anzubringen pflegt. Für mich war der Eindruck ein bedeutender, wenn auch kein überwältigender. Ein verschollenes Menschengeschlecht, von dem kein Mensch weiß, welchem Stamm es angehörte, hat hier Proben einer anerkennenswerthen Kraft und einer zwar primitiven, aber sehr respectablen Technik abgelegt; aber kein historischer Name regt die Phantasie des Schauenden an, wir vermögen nicht die imponirenden Ganggewölbe mit den Schatten einer großen und bewegenden Vergangenheit zu erfüllen. Mir, ich gestehe es gern, war die persönliche Bekanntschaft des Herrn Schliemann viel merkwürdiger.

Schon von Weitem sahen wir eine ameisenartige Bewegung oben auf dem Plateau des Burgfelsens. Uns stand der besondere Genuß bevor, Schliemann bei der Arbeit zu sehen. Schon vor mehreren Jahren hatte er hier Nachgrabungen angestellt, ohne zu sonderlich bemerkenswerthen Ergebnissen zu gelangen. Dann hatten ihn andere Aufgaben vollauf in Anspruch genommen; aber jetzt war der unermüdliche Mann auf die Stätte zurückgekehrt, auf welcher er mit der eigensinnigen Beharrlichkeit, welche die Erfolge seines Lebens zum Theil erklärt, noch Bedeutendes zu finden überzeugt war. Wie man weiß, hat er wirklich Bedeutendes gefunden.

Ueber Geröll und frisch abgeschüttete Erde suchten wir uns den Weg zum Plateau. Da saß auf einem Felsblocke Herr Schliemann, auf einem andern Herr Philios; die Arbeiter, sechzig an der Zahl — mehr durfte Schliemann nicht beschäftigen — in voller Thätigkeit, hackend, grabend, den Schutt durchsuchend und abführend. Schliemann empfing uns mit vieler Freundlichkeit, die ihm um so höher anzurechnen ist, als er oft genug bei seiner Arbeit von Fremden gestört werden mag. Ich war bei seinem ersten Anblicke überrascht, fast enttäuscht. Ich stand vor einem kleinen, unansehnlichen, schon etwas gebückten Männlein, mit gutmüthigem, rundem, bebrilltem Gesichte, wie es etwa ein kleiner Krämer in einer deutschen Provinzialstadt hat. Ein etwas vernachlässigter grauer Sommeranzug, gelbe Lederschuhe und ein breitkrämpiger Strohhut bildeten die Ausgrabungstoilette. Schliemann führte uns in den Trümmern von Tirynth herum und sprang und kletterte dabei mit einer Behendigkeit vor uns hin, um die ihn ein zwanzigjähriger Jüngling hätte beneiden können. Dann sprach er uns von den Resultaten seiner bisherigen Ausgrabungen. Sie waren bis jetzt sehr bescheiden gewesen. Eine große Fülle von Resten prähistorischer Thongefäße mit und ohne Bemalung war zu Tage gekommen; sie lagen in Körben in einem kleinen Häuschen unten an der Straße, das zum provisorischen Museum eingerichtet worden war. Schliemann aber erwartete alte Gräber mit goldenen Ausstattungsgegenständen, und davon war noch nichts zu Tage gekommen.

Als ich einige Tage später nach meiner Rückkehr in Athen des Morgens die Zeitung auseinander faltete, fiel mein Blick auf ein Telegramm Schliemanns, welches die erste Nachricht von der merkwürdigen Entdeckung brachte, die seitdem aller Welt bekannt geworden ist. Sein sprüchwörtlich gewordenes Finderglück hat ihn auch hier nicht im Stich gelassen.

Wir haben den Abend dieses und des nächstfolgenden Tages in Nauplia in Schliemanns Gesellschaft zugebracht, und ich hatte Gelegenheit, den interessanten Mann näher kennen zu lernen. Man weiß, daß er durchaus ein selfmade man ist, welcher sich durch eine ungewöhnliche Zähigkeit und ein unbestreitbares Glück vom kleinen Commis zum Besitzer eines bedeutenden Vermögens emporgearbeitet hat. Im Mittelpunkte seines ganzen Wesens steht eine an Fanatismus grenzende Begeisterung für das alte Griechenthum, besonders für Homer und die Schauplätze seiner Dichtungen. Die reale Existenz der homerischen Gestalten und Oertlichkeiten nachzuweisen, ist seine Lebensaufgabe, welcher er sein Vermögen und seine Gesundheit opfert. Statt in der Behaglichkeit seines athenischen Palais — dessen Aufschrift Πλέον μέλαθρον noch Niemand befriedigend gedeutet hat — lebte er hier in Nauplia in einem fragwürdigen Gasthof ohne jeden menschenwürdigen Comfort, mit schlechtem Essen und sehr mäßigem Getränk; alle Morgen um vier Uhr stand er auf, stürzte sich zum Seebad in die Fluthen des Meeres und ritt dann nach Tirynth, wo er auf schattenloser Höhe bis Nachmittags die Ausgrabungen leitete. Es ist bewunderungswürdig, wie sehr sein Geist den

schwächlichen Körper zu zwingen wußte. Leider hat auch Schliemann den bekannten Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen nicht ganz vermieden. Es mag hingehen, daß er seine beiden Kinder Agamemnon und Andromache nannte, das ist eine in Griechenland weit verbreitete Manie, die weder historisch noch ästhetisch zu rechtfertigen ist; heißt oder hieß doch das recht häßliche Dienstmädchen des Professors Rhusopulos Anna Betterischen Angedenkens Aphrodite! Aber es ist komisch, wenn sich alle Personen aus dem Volke, mit denen Schliemann in Berührung kommt, eine solche antikisirende Umtaufung gefallen lassen müssen. Den Barkenführer, der ihn alle Morgen zum Seebad ruderte, rief er nie anders als Patroklos, während er im gewöhnlichen Leben den harmlosen Christennamen Nikolas trug; der Aufseher der Arbeiter bei den Ausgrabungen, ein sicherer Petros, wurde Hyllos genannt. Herr Schliemann spricht mit Vorliebe Griechisch, auch mit Nichtgriechen, wenn sie dieser Sprache mächtig sind; aber ein Griechisch, welches sich von der heut in Griechenland geltenden Umgangssprache sehr weit entfernt und mit längst verschollenen antiken, besonders homerischen Worten und Wendungen so vollgestopft ist, daß selbst mein Freund Bikélas Mühe hatte, seinem Redeflusse immer zu folgen. Das Factotum des Hôtels z. B. stand diesem cyklopischen Griechisch häufig recht rathlos gegenüber. Ortschaften, Berge, Flüsse nannte er nur mit den antiken Namen, ja die modernen sind ihm häufig unbekannt. Kurz, das moderne Griechenland ist ihm nur ein schattenhaftes, häufig unbequemes Substrat für das alte, das in seiner Phantasie einzig lebendig ist.

Es ist heute unbestritten anerkannt, daß die Funde Schliemanns geradezu umgestaltend auf die Kenntniß und Beurtheilung der ältesten Culturverhältnisse Griechenlands gewirkt haben. Die Archäologen von Fach, die anfangs sich zum Theil wenig rücksichtsvoll ihm gegenüber benahmen, haben sich jetzt mit ihm auf einen besseren Fuß gestellt. Man acceptirt die Thatsachen und lächelt im Stillen über manche Wunderlichkeit in Schliemanns Auslegungen. Ob die Könige, welche in den prähistorischen Gräbern Mykenaes bestattet waren, Atreus und Agamemnon hießen oder nicht, ist völlig gleichgültig. Daß Schliemann kein geschulter Philologe und Archäologe ist, wird nach seinem Bildungsgange Niemanden befremden; trotzdem bleibt es bedauerlich, daß er seine Bücher durch Aufnahme manches allzu dilettantischen Beitrages aus fremder Feder entstellt.

Noch ein Wort über Frau Schliemann, die ihren Gatten diesmal nicht nach Nauplia begleitet hatte, deren Bekanntschaft ich aber in Athen machte. Sie ist die Tochter eines athenischen Kleinhändlers. Man erzählt, Schliemann habe eine Frau gesucht, die den ganzen Homer auswendig wüßte; diese habe der Bedingung entsprochen. Die Geschichte wird zwar nicht wahr sein, ist aber bezeichnend. Jedenfalls hat sich Frau Schliemann zu einer distinguirten Dame herangebildet, die ihrem eleganten Hauswesen in Athen durchaus entsprechend vorsteht. Sie spricht außer ihrer Muttersprache vortrefflich französisch und englisch und passabel deutsch. Ihr Haus ist ein

Mittelpunkt der beſten Geſellſchaft Athens. Von ihrer ungewöhnlichen Liebenswürdigkeit konnte ich mich ſelbſt überzeugen; auch andere weibliche Tugenden werden ihr nachgerühmt. Die Schweſter des Miniſterpräſidenten wiederholte mir mehrmals mit Emphaſe: „Wir Griechen ſind ſtolz auf ſie!“

Als wir eben im Begriff waren, den Hügel von Tirynth zu verlaſſen, um nach Mykenae weiter zu fahren, kam eine Anzahl Cavallerie-Offiziere aus Nauplia an, welche die Ausgrabungen Schliemanns anſehen wollten. So weit geht in Griechenland das Intereſſe für dergleichen Unternehmungen!

III.

Mykenae und Argos.

Der Burghügel von Tirynth lag hinter uns und unſere Roſſe ſtäubten durch die argoliſche Ebene. Mir iſt dieſer homeriſche Ausdruck damals verſtändlich geworden. Immer breiter dehnte ſich das Gefilde vor uns aus, rings umſäumt von einzig ſchönen Berglinien. Wir fuhren durch mehrere kleine Dörfer, deren Namen ich vergeſſen habe. Aus dem Schatten der Dorfplantane, in welchem ſie geſpielt, löſte ſich die braune ungewaſchene Jugend los und bot freundlich den vorüber eilenden Fremden ihr καλὴ μέρα. Hie und da ſah mit ſcheuem Blick ein Weib in den Wagen, das, mit ſchwerer Laſt beladen, auf's Feld hinaus ging; vielleicht hatten dieſe Augen einmal in feurigem Glanze geſtrahlt, jetzt waren ſie müde und eingeſunken wie die ganze Geſtalt. Die Frauen ſind in ganz Griechenland unhübſch und vor der Zeit gealtert; ihr größter Vorzug ſind ſchöne Hände und Füße. Manches Wort ſprachen wir unterwegs über die Gegenwart und Zukunft des Landes, in dem auch mein Freund eigentlich ein Fremder war; denn wie ſo viele Griechen lebt er im Auslande, in Paris, an das ihn die Pflege einer ſchwer kranken Gattin feſſelt. Und es war rührend zu ſehen, wie er über jedes Symptom des Aufſchwungs in ſeinem viel geprüften Vaterlande herzliche Freude äußerte.

Nach anderthalb Stunden etwa waren wir in Charwáti. So heißt das Dorf, das auf der Stätte des alten Mykenae liegt. Der Name iſt ſlaviſch und bedeutet „Kroatendorf“. Welch eine Geſchichte liegt in dieſer einfachen Thatſache! An der Stelle, von welcher aus eine dunkle Ueberlieferung von fabelhafter Größe und Herrlichkeit zu den hiſtoriſchen Griechen gedrungen war, welche von der Sage mit dem glänzendſten Schimmer der Poeſie umwebt worden war, auf welcher noch der treffliche Pauſanias in hausbackener Begeiſterung verweilt hatte, da haben im Mittelalter die Vorfahren der Herren Starcević und Conſorten ihre unſauberen Hütten gebaut und aus einer Marmorkrippe, aus der vielleicht einſt die Roſſe des Völkerhirten Agamemnon gefreſſen, ihr ſchmutziges Borſtenvieh gefüttert. Aber ſie dürfen nicht einmal den traurigen Ruhm für ſich in Anſpruch nehmen, dieſe alte Fürſtenreſidenz zerſtört zu

haben. Als sie einzogen, war längst Alles zerschlagen und verschüttet. Sie selbst sind spurlos von der Geschichte hinweg geweht worden. Die Sprache des Griechenvolkes, unter dem sie wohnten, ist von ihrem Einfluß so gut wie ganz unberührt geblieben, und nur Orts-, Berg- und Flußnamen künden heute noch von ihrer Anwesenheit — auch sie nicht mehr für lange Zeit.

Weltberühmt war seit Langem das Löwenthor, dessen Relief zu den ältesten Bildwerken Europas gehört; weltberühmt sind heute auch die Gräber, aus denen Schliemann eine schier unglaubliche Fülle des prunkhaftesten Goldschmucks an's Tageslicht geholt hat. Nur wer die Sammlung in Athen selbst gesehen hat, macht sich von der Menge der gefundenen Gegenstände eine Vorstellung, in deren Nähe die armen Slaven so ahnungslos gesessen haben. Nicht ohne Beschwerde kletterten wir den mächtigen Hügel empor, der einst die Akropolis trug, über gewaltige Felsblöcke, die Reste der ehemaligen Burgmauer. Die nicht genug zu lobende neue Berliner Karte orientirte uns auf das Eingehendste über alle Einzelnheiten, besser als der biedere Custode, der in malerischer Tracht, mit ernster Ruhe, wie alle Griechen, vor uns herschritt. Gern nahm ich seinen Stock, den er mir freundlich als Stütze bot. Es war, glaube ich, ein ganz gewöhnlicher Hirtenstock mit gebogenem Griff; aber leicht sieht man in Griechenland das Einfachste mit ganz besonderen Augen an, und ich hätte das Scepter des Atreus sicherlich nicht mit mehr Ehrfurcht handhaben können:

Atreus ließ es sterbend dem lämmerreichen Thyestes,
Der hinwiederum ließ es dem Held Agamemnon zu tragen,
Viel Eilande damit und Argos' Reich zu beherrschen.

Wir standen auf der Höhe. Von hier aus hatte einst der Wächter, „einem Hunde gleich", wie er in Aeschylos' Tragödie sagt, in's Land hinaus gespäht, ob er das telegraphische Feuerzeichen aufflammen sähe, das den Fall Trojas verkünden sollte. Dann war durch das Löwenthor auf gewundenem Wege zur Herrenburg empor ein prächtiger Zug gestiegen, voran König Agamemnon, dann seine Wagen, Reisigen und die klagenden trojanischen Frauen. Innen aber lauerte auf ihn bereits der tückische Streich des Aegisthos. Später hatte von derselben Höhe aus Prinzessin Elektra sehnsüchtige Blicke nach dem Bruder in die Ferne gesandt, bis er zurückkehrte und den Stahl in die Brust der Mutter senkte. An keinem andern Orte Griechenlands werden die gewaltigen Gestalten seiner tragischen Dichtung der träumenden Phantasie so lebendig wie in Mykenae. Die Wand der Bretterhütte des Custoden bietet Lehne und Schatten. Da kann man sitzen und den Greueln des Pelopidenhauses nachdenken, deren Geschichte sich in den Gauen abgespielt, welche unser Blick von hier oben umfaßt. Links in der Ferne liegt Tiryns, mit bloßem Auge kaum sichtbar; rechts Argos, überragt von der imposanten Burghöhe von Larissa. Da wohnte die schöne Helena, die den Ehebruch etwas weniger blutig betrieb als ihre Schwägerin von Mykenae. Geradeaus blinkt das Meer und daran liegt Nauplia, die Geburtsstätte Neugriechenlands,

das Grab Kapodistrias. Ueber das Meer aber schweift der Gedanke weiter nach dem merkwürdigen Hügel in Athen, auf welchem die Pelopidentragödie ihren läuternden und sühnenden Abschluß fand.

Der hohe Stand der Sonne mahnte zur Rückkehr. Zögernd rissen wir uns von dem einzig schönen Panorama los und stiegen langsam abwärts. Unten in der Hütte des Wächters streckten wir die Hände zum Frühstück aus. Was unser Hôtel in Nauplia bieten konnte, hatten wir, wohlverwahrt in einem Korbe, in den Wagen gepackt: Eier und kaltes Fleisch, Käse und Brot, köstliche Orangen und ein paar Flaschen ungeharzten Weines, dazu Gläser und Teller. Die Frau des Custoden breitete uns gefällig ihr reinstes Tischtuch auf und vorzüglich schmausten wir in dem einfachen Raume. Neugierig lief das Federvieh um uns herum, das sich jetzt, in der Fastenzeit, sorglos seines Daseins freuen konnte. Draußen war ringsumher lautlose Stille; denn es war die Zeit, wo der große Pan schläft. Durch die geschlossenen Fensterläden stahl sich hie und da ein vereinzelter Sonnenstrahl und glitzerte in dem goldenen Kephissiawein. Nicht oft hat mir ein Frühstück so gut geschmeckt wie dieses in dem kleinen Dorf Charwáti. Unwillkürlich flogen meine Gedanken zurück zu einem andern. Das war hoch oben im Apennin, in der Geburtsstadt Rafaels, in Urbino. Dort saß ich nach heißer Wanderung mit Alfred Woltmann in schattiger Laube; wir blickten hinunter in die herrliche umbrische Landschaft und hoben das Glas auf eine gemeinsame Reise nach Griechenland. Es hat nicht sein sollen. Wenig mehr als ein Jahr verging, und den Freund deckte die Erde Italiens, das er so sehr geliebt.

Den Rückweg nahmen wir über Argos. Das ist ein weitläufig gebautes Landstädtchen mit etwa zehntausend Einwohnern, mit breiten, dorfähnlichen Straßen und einigen städtischen Gebäuden, von denen das Rathhaus und das Hauptcafé auf einem geräumigen Platze einander gegenüber liegen. In dem letzteren trafen wir einen Argiver, der zwar nicht „haupthaarumwallt", aber betrunken war, was in Griechenland ungemein selten vorkommt; in dem ersteren sahen wir das Localmuseum an, das viele interessante und einige hübsche Stücke aus dem alten berühmten Heratempel enthält. Ein Versuch bei zwei Honoratioren des Ortes, an die wir Empfehlungen hatten, Besuche zu machen, war erfolglos; dafür gingen wir hinaus zu den ansehnlichen Ruinen des antiken Theaters, in welchem 1821 die von Ypsilanti berufene Nationalversammlung der Griechen zusammentrat. Wer zu den obersten Sitzreihen empor steigt, was nicht ohne Fährlichkeiten ist, genießt einen hübschen Ausblick, der freilich mit dem vom Burgfelsen Mykenaes nicht zu vergleichen ist. Argos ist ein Typus der raschen und übereilten Ansiedelungen, wie sie nach den Schrecknissen des Freiheitskrieges überall entstanden; es ist unmöglich, aus diesen zerstreuten und kaum zusammenhängenden Wohnungen eine Anlage im modernen Sinne zu schaffen.

Am Ausgange des Ortes hielt der Kutscher, nicht um sich nach der verbreiteten Gewohnheit griechischer und sonstiger Rosselenker einen Schnaps zu

gönnen, sondern um seine Pferde an einem hübschen Brunnen mit marmorner Einfassung zu tränken. Der über dem Quellbecken eingeschriebene Koranspruch erwies, daß die Anlage eine türkische war. Allenthalben im Peloponnes sind die Quellnymphen noch heute unter die Gewalt Mohameds gebeugt und gerne denkt man beim Betrachten dieser zierlichen Anlagen an das vielleicht einzige Gute, das die Türken diesem von ihnen so beispiellos mißhandelten Lande gethan haben. Leider vermag all ihr Wasser aus den Herzen der Griechen die Erinnerung an die Ströme von Blut nicht wegzuwaschen, welche die Muselmanen auf griechischem Boden vergossen haben, und in Griechenland lernt man verstehen, daß der Nationalitätenhaß seine Existenzberechtigung hat, wenn er auch zu dem herkömmlichen Gerede von der immer mehr fortschreitenden Vervollkommnung des Menschengeschlechtes wenig stimmt.

IV.

Bei Henkern und Verbrechern.

„Guten Tag, Bikélas!" rief uns von Weitem ein Herr an, als wir eben in Nauplia dem Gefährte entstiegen waren. Es war der Staatsanwalt von Nauplia, ein Freund und entfernter Verwandter meines Reisegefährten. Nach der Vorstellung und den begrüßenden Redensarten fragte er uns, ob wir Lust hätten, mit ihm nach Wurtzi hinüber zu fahren. „Was ist Wurtzi?" „Ein nicht uninteressanter Ort, die Wohnung der beiden Henker des griechischen Königreichs." Ein Henker ist für die Mehrzahl der Menschen, auch wenn sie nicht Heines Jugenderinnerungen gelesen haben, mit dem Schimmer einer ganz eigenthümlichen Romantik umgeben. Und nun gar griechische Henker, und zwei auf einmal! Es war keine Frage, daß wir acceptirten.

Wir stiegen an der Marina in eine Barke, welche uns, von Schliemanns „Patroklos" gerudert, schnell über die Meerfluthen auf das kleine Inselchen zu führte, das, etwa zwanzig Minuten vom Ufer entfernt, aus den Wellen empor steigt und den ungriechischen Namen Wurtzi trägt. Auf einem nackten Felsen erheben sich Mauern und Thürmchen einer kleinen Festung; kein Landungsplatz ist zu erspähen, mächtige Felsblöcke sind rings herum weit hinaus in's Meer gelagert.

> Hochauf donnerte dort von des Eilands Küste die Brandung,
> Graunvoll spritzend empor; und bedeckt war Alles von Salzschaum.
> Denn nicht Buchten empfingen die Schiff' und bergende Rheden,
> Nein, nur Geklüft umstarrte den Strand, Meerklippen und Felshöh'n.

Diese Worte der Odyssee kamen mir in den Sinn, als unser Boot mühsam zwischen den Felsen einen Halteplatz suchte. Bei hoch gehender See

mag es ganz unmöglich sein, hier zu landen. Wir sprangen mit leidlichem Anstand über den „glitschrigen Glimmer", wie der „Meister" einmal eine ähnliche Terrainbildung so unnachahmlich schön benannt hat, nicht ohne von den aufspritzenden Wogen tüchtig benetzt zu werden.

Drinnen empfing uns der Offizier, der die kleine Besatzung des Castells commandirte, mit der Zuvorkommenheit, die man in diesem Grade Fremden gegenüber wohl nur in Griechenland kennt und die diesmal durch die Begleitung einer so hervorragenden Notabilität des Ortes, wie der Staatsanwalt war, noch gesteigert wurde. Unter der Führung eines Soldaten kletterten wir über zerfallene Treppen und durch enge Gänge in dem Fort umher, das aus venezianischer Zeit stammt. Man konnte von hier aus die Einfahrt in den argolischen Golf bequem mit Kanonen bestreichen. Gegenwärtig ist es aber seines kriegerischen Charakters gänzlich entkleidet und dient nur als Staatsgefängniß für die beiden Henker.

Der Posten eines Henkers wird nämlich in Griechenland nicht, wie das in andern civilisirten Ländern der Fall ist, als ein einträgliches Gewerbe aufgefaßt, um welches sich im Falle einer Vacanz eine große Menge der verschiedenartigsten Leute bewirbt, sondern es haftet ihm das Ehrlose an, das ein natürlicher Sinn allerdings unwillkürlich mit diesem traurigen Berufe in Zusammenhang bringt. Darum sind es nur zum Tode Verurtheilte und unter dieser Bedingung begnadigte Verbrecher, welche in Griechenland den Todesspruch des Richters vollstrecken. Der eine von den beiden spazierte frei im Hof herum, eine kleine gedrungene Gestalt, mit passabel gutmüthigem Gesichtsausdrucke; von dem andern war oben hinter einem vergitterten Fenster nur der Kopf sichtbar, mit ein paar unheimlich funkelnden Augen in dem magern Gesichte. Er rief von oben herab seinem Collegen einige der saftigen Schimpfwörter zu, an denen die Sprachen des Südens so ungemein reich sind. Am Morgen dieses Tags war nämlich zwischen den beiden Henkern ein Wortwechsel entstanden, der eine war auf den andern mit dem Messer losgegangen, das man in Griechenland unbegreiflicher Weise selbst den verurtheilten Verbrechern läßt, und darum war man genöthigt gewesen, den Angreifer für einige Zeit in seine Zelle einzusperren. Er hatte sich dort offenbar noch immer nicht beruhigt. Es machte einen besonderen Eindruck, diese beiden Geschöpfe, die Beide gleich schuldvoll und Beide gleich bedauernswerth waren, in solcher Weise mit Worten gegen einander streiten zu hören.

Unterdessen erzählte uns der Staatsanwalt ihre Geschichte. Der Eine hatte beim Weine Händel mit einem Genossen bekommen, das blitzende Messer fuhr aus dem Gurt und der Andere war so unglücklich getroffen, daß er starb. So etwas kommt in Griechenland wie in Süditalien alle Tage vor; ich selbst war einige Tage später in Eleusis Zeuge eines solchen Mordes, den ein griechischer Soldat an einem italienischen Eisenahnarbeiter beging. Da war eine gemeinsame Liebschaft letzte Ursache des tödtlichen Streichs. Eine düstere Tragödie barg das Schicksal des zweiten Henkers, desjenigen mit

der feisten Hamletgestalt. Ihm hatte der eigene Bruder das Weib verführt und er hatte ihm eines Abends beim Heimwege aufgelauert und ihn niedergeschossen. Die Gerichte nannten das Meuchelmord und verurtheilten den Rächer seiner Ehre zum Tode. Es war eine jener dunklen Episoden aus dem idyllischen Landleben, wie sie auf italienischem Boden Verga mit pessimistischer Meisterschaft erzählt.

Nicht ohne Bewegung verließen wir das Eiland. Auf dem Rückwege rief unser Staatsanwalt einen Localdampfer an, der nach dem andern Ufer des Golfes fuhr, und wir machten, von der liebenswürdigsten Sorgfalt des Capitäns umgeben, eine Spazierfahrt über das spiegelglatte Meer und genossen drüben eine wundervolle Aussicht nach der Seite von Nauplia hin. Für den Abend hatte uns Schliemann zum Diner eingeladen, das uns nach den Mühseligkeiten des Tages prächtig schmeckte, obwohl Lammfleisch und Retzinato seine Hauptbestandtheile bildeten. Herr Schliemann war in aufgeräumtester Laune und begleitete uns nachher in's Caféhaus am Meeresstrande, wo wir lange in behaglichem Gespräche saßen, die kühle Abendluft schlürfend und hinschauend auf die dunkelnde Meerfluth.

Am andern Morgen rüsteten wir uns zeitig zur Besteigung des Palamidi. Dieser hohe und steile Felsen ist von den Venetianern mit sieben von einander getrennten und einander gegenseitig deckenden Forts befestigt worden, welche erst im Jahre 1715 von den Türken erobert wurden. Die Erstürmung des Palamidi durch die Griechen in der Andreasnacht 1822 ist eine der glänzendsten Thaten des griechischen Befreiungskrieges. Gegenwärtig dient die Citadelle nur als Staatsgefängniß. Auf einer Treppe von gegen neunhundert Felsenstufen steigt man hinauf. Die Offiziere, unsern Besuch gleichsam als eine ihnen gemachte Privatvisite betrachtend, boten uns, nach der reizenden Sitte ihres Landes, Café, Liqueur und Cigaretten und gaben uns einen schmucken Burschen als Führer mit. Mit ihm stiegen wir in allen Winkeln des großes Baues umher, über Treppen und Zugbrücken, durch enge Gänge und niedrige Zimmer, bald über steinübersäete Flächen und bald knapp an dem schwindelnden Absturz des Felsens, mit köstlichen Blicken auf die blaue Fluth tief unten. Venezianische und türkische Kanonen kündeten die Geschichte der Veste.

Die unreinlichen und schlecht ventilirten Gefängnißlocale stehen hinter den billigen Anforderungen unserer Zeit noch weit zurück. Bezeichnend genug haben die wegen leichterer Vergehen hier Eingesperrten ein Caféhaus innerhalb der Gefängnißräume, welches sie mit einigen nicht ganz moralischen Photographien ausgeschmückt hatten. In einem kleinen Hofe, welcher rings mit hohen Mauern umgeben war, befanden sich die zum Tode verurtheilten Verbrecher in freier Luft. Wir durften von oben hinunter schauen. Die Offiziere machten uns auf manche charakteristische Figur aufmerksam. Ein gewisser Spanós, der eine längere ruhmvolle Laufbahn als Räuber in dem griechisch-türkischen Grenzgebiete in Thessalien hinter sich hatte und auf dessen

Gewissen etwa sechzig Mordthaten lasteten, spielte mit einem Genossen, auf einem Plaid nach türkischer Weise hockend, ganz fröhlich Tric-trac. Es war ein echtes und rechtes Kleftengesicht mit kühner Nase und erbarmungslosen Augen. In einer Ecke lag, abgesondert von dem lärmenden Gespräch der übrigen, ein hübscher, höchstens sechszehnjähriger Bursche, der aber bereits dreien seiner Mitmenschen die Hälse abgeschnitten hatte, und ein graubärtiger Pope lehnte an der Wand, wegen eines Giftmordes zum Tode verurtheilt. Das ist selten in Griechenland; die meisten Morde sind jähe Todtschläge, im hitzigen Wortwechsel mit der Waffe begangen, die ja jeder Grieche zur Hand hat. Durch eine kleine Oeffnung in der Mauer ließen uns die Häftlinge aus Olivenholz geschnitzte Cigarettenspitzen, Nadelbüchschen und ähnliche Kunstgegenstände heraufreichen, die in ihrer primitiven Rohheit an die Funde des benachbarten Mykenae erinnerten. Ich habe einige Sachen zum Andenken gekauft.

Der Blick von da oben, den langen Golf, Tirynth, Mykenae, Argos und die schneebedeckten Grenzgebirge Arkadiens umfassend, ist unbeschreiblich schön und großartig. Fast beneidet man die armen Soldaten, die hier ihre traurige Pflicht thun müssen, ähnlich wie man die Mönche in Camaldoli beneidet. Meine Gedanken gingen hinüber nach dieser berühmten Aussicht. Mit dem irdischen Paradies, das dort zu den Füßen des Schauenden liegt, läßt sich freilich die argolische Landschaft nicht vergleichen. Aber wie überall in Griechenland sind auch hier die Formen vornehmer und mehr künstlerisch gegliedert, und zudem ist das Ernste und Strenge, das der griechischen Landschaft eigenthümlich ist und das besonders in Attika zunächst fremdartig berührt, wenn man die weichen und üppigen Formen Süditaliens allzu lebhaft in der Erinnerung hat, in Argolis einigermaßen dem italienischen Charakter angenähert.

Eine Steigerung war hier nicht mehr möglich. Den Nachmittag auszufüllen, machten wir noch einen kleinen Ausflug, der Abend fand uns wieder in der Trattorie unseres Gasthofes mit Schliemann zusammen. Spät am Abend kam der »Dampfer an, der uns nach Athen zurück bringen sollte. Wir entrannen gern den friedenstörenden Mäusen unseres Hotelzimmers und schliefen in den engen, aber reinlichen Cabinenbetten. Als ich am Morgen erwachte, schaukelten wir bereits auf hoher See.

Der Bauernphiloſoph Konrad Deubler.

Von

Julius Dubor.

— Dresden. —

Amicis! — Wenn mich mein Weg gelegentlich durch Dresden-Neuſtadt und dort an einer Straße vorbeiführt, die früher ſtill und heimlich verſteckt, jetzt mit der zunehmenden Entwickelung der Stadt von einem nimmer raſtenden Geſchäftstreiben durchlärmt iſt, pflege ich wohl in Erinnerung vergangener Zeiten vor einem kleinen Hauſe einen Augenblick Halt zu machen, das dort, vereinſamt und verblichen, in einer gänzlich veränderten Umgebung ſeinen Standort immer noch behauptet. Es iſt eine aufgetreppte Parterrewohnung, von Außen und vermuthlich auch von Innen ſehr beſcheiden eingerichtet, beſchaulich in einem etwas vernachläſſigten Garten hinter ſchützendem Geſträuch gelegen. Rings um daſſelbe thürmen ſich vierſtöckige Häuſer auf, die ehemals dort befindlichen Gärten und Höfe ſind meiſtens für gewerbliche Zwecke in Beſchlag genommen, Fabrikſchornſteine überragen und überqualmen es, Handel und Wandel brauſt achtlos an ihm vorbei. Die Blicke der geſchäftig Vorübereilenden muſtern die an den Verkaufsgewölben zahlreich angebrachten Schilder, auf das kleine, dunkle Haus ihnen gegenüber hat Niemand Acht und dennoch trägt es auch an ſeiner Giebelfront in verblaßter Goldſchrift eine Einladung, die aber jetzt ihren Zauber verloren hat und kaum noch vernommen wird, ſo wenig wie ein Aeolsharfenton vor der Dampfpfeife ſich vernehmlich machen kann: Amicis, den Freunden. Ja, es iſt ein ſonderbares kleines Haus. Könnte es ſich ſelbſt empfinden und über ſich ſelbſt verfügen, ſo würde es, glaube ich, Hand an ſich ſelbſt legen und ſich Stein für Stein abtragen, im Bewußtſein, daß ſeine Zeit vorüber. Und auf den letzten Stein könnte es dann als Inſchrift eingraben: fuimus.

Und doch hätte es vielleicht nicht ganz Recht gehabt, das Princip ſeines Seins ſo in Bezug auf die Allgemeinheit für ſchlechthin verſchollen zu erklären, und ich ſelbſt, ich habe vielleicht kein unbedingtes Recht, in dieſem Sinn Reflexionen darüber anzuſtellen. Schreibe ich doch eben dieſe Zeilen vor der über meinem Schreibtiſch hängenden Photographie eines ſimplen öſterreichiſchen Bauernhauſes, das noch vor wenigen Jahren den Mann in ſich ein- und ausgehen ſah, der es zum Mittelpunkt eines zahlreichen Kreiſes zu machen verſtanden hatte, den er in ſich einheitlich in einem wahren Cultus verehrender, warmer Freundſchaft zuſammen ſchloß. Wenn irgendwer, ſo iſt der 1884 verſtorbene öſterreichiſche Bauernphiloſoph Konrad Deubler, ein armes Bauernkind und ſelbſt zeitlebens ein Bauer, der Mann, auf den man ſich berufen kann, wenn es ſich um die Frage handelt, ob auch in der Gegenwart noch Freundſchafts-Schwärmerei gefunden werden und gedeihen könne. Denn es war ein Stück Schwärmerei gerade nach dieſer Richtung hin in ihm vertreten. Sie trat in ihm um ſo mehr und um ſo zärtlicher hervor, je länger ſich bereits die Schatten auf ſeinem Lebensweg ausbreiteten, je herbſtlicher die Nebel ihn umſpannen, je ferner Sang und Klang der Jugend verhallte. So löſte ſie die Jugend in ihm ab, ihre Wärme und Friſche ihm, ſoweit ſolches möglich, erſetzend, ſie war ihm, was die Freundſchaft ihrem edelſten Sinn nach dem Mann ſein ſoll und kann: die moraliſch zurückeroberte Jugend des Mannesalters. Und von dieſer Jugendlichkeit, von dieſer Schwärmerei haben wohl Alle, die, in ganz anderen Lebensſphären wurzelnd, ihm nah' getreten ſind, — und es war ein zahlreicher Kreis — etwas auf ſich übergehen gefühlt, ſeines reinen und kindlichen Geiſtes haben ſie Alle, nicht ohne innerliches Ergriffenſein, einen Hauch verſpürt.

Es iſt ja ſehr leicht dem Verhältniß, das den öſterreichiſchen Bauernphiloſophen Jahre hindurch mit vielen Freidenkern der Gegenwart zuſammenband, eine andere und weniger anmuthende Auslegung zu geben. Deubler hatte ſich am Schluß ſeines arbeitsvollen Lebens Etwas erſpart, ihm gehörten zwei Häuschen und einige Acker Land in der anmuthigſten Gegend ſeines Vaterlandes, in Goiſern bei Iſchl. Kinderlos, wie er war, liebte er den Beſuch von Freunden in den Sommermonaten und es fehlte daher nicht an Einladungen von ſeiner Seite, die ſich zwar nicht auf volle Beköſtigung — darauf war ſeine Häuslichkeit nicht eingerichtet — aber doch auf ein freundliches, gern gewährtes Quartier bezogen. Dieſen Einladungen wurde ſelbſtverſtändlich häufig entſprochen und man hat es daher leicht zu ſagen, daß die Gaſtfreundſchaft einerſeits und die lebhaft empfundene und ausgedrückte Verehrung andererſeits, die Deubler ſeinen „Heiligen"*) entgegenbrachte und die dieſe ſich gern gefallen ließen, wohl den Kern des zwiſchen beiden be-

*) Deublers Lieblingsausdruck für diejenigen ſeiner höher gebildeten Bekannten, zu denen er hinaufſah und in denen er die Verkörperung der Beſtrebungen und idealen Zielpunkte, die ihm am Herzen lagen, erblickte.

standenen Sympathieverhältnisses abgegeben habe. Aber es war glücklicherweise in demselben doch noch etwas mehr, noch ein Anderes und ein Höheres enthalten. Deubler bedeutete gerade den gelehrten unter seinen Bekannten die Erfüllung eines idealen Bedürfnisses, das weitab von der Befriedigung schriftstellerischer oder gelehrter Eitelkeit lag. Darüber hat sich Professor A. Dodel-Port in seinem dem Bauernphilosophen gewidmeten Buch*) ebenso warm wie wahr ausgesprochen, wenn er sagt: „Die ‚hohe Bildung' des Gelehrtenstandes läßt so selten Raum für die Entfaltung und Pflege natürlicher Herzlichkeit und blutwarmer lebendiger Freundschaft. Die streng methodische Beschäftigung des wissenschaftlichen Forschers, die seinen Geist fast ununterbrochen — jahraus, jahrein — in erregter Spannung hält, jenes ewige Speculiren und Reflectiren, jenes unaufhörliche Denken und Beobachten, Combiniren und Deduciren läßt so selten mehr Raum zur Entwickelung und Entfaltung rein-ethischer Anlagen. Freundschaften werden vernachlässigt, wenn solche schon geknüpft waren; neue Bande zu knüpfen wird ängstlich gemieden aus Zeitmangel und Furcht vor Täuschungen. Die Gelehrten-Seele knöpft sich bis über den Halskragen zu und erscheint wie eine in tausend Schichten gewickelte Mumie, aus welcher blos noch der Kopf mit dem wissenschaftlich blickenden Auge herausguckt. Wenn nun plötzlich so ein echter und reiner Naturmensch wie dieser Deubler es war, an der Studirstube des Wissenschafters anklopft, schüchtern hereintretend, ehrfurchtsvoll dem Gelehrten sich nähernd, diesen versichernd, daß auch er, dieser herzlich-offen sprechende Deubler, ein Verehrer der wissenschaftlichen Wahrheit sei, aber zugleich in seinem ganzen Wesen den natürlichen, wahrhaftigen, ganzen Menschen offenbarend, wie ein Kind staunend und ehrfurchtsvoll aufblickend zu den Offenbarungen der Gelehrten-Werkstätten, dankbar für alle Belehrung, liebend wie ein braver Schüler, als Mensch den Menschen im Forscher anrufend: wer mag da widerstehen? — Gewiß Keiner, nein gewiß Keiner, der über

*) Konrad Deubler. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen. Herausgegeben von A. Dodel-Port. Zwei Bände. Leipzig 1886. Verlag von B. Elischer. Der Herausgeber, Professor an der Universität Zürich, mit Deubler in den letzten Jahren seines Lebens eng befreundet, hat dem Verstorbenen in diesem Werk ein würdiges, höchst anerkennenswerthes Denkmal errichtet. Die Bewältigung des weitschichtigen Materials erforderte eine aufopfernde Hingabe an den Zweck, ein authentisches Lebensbild des seltenen Mannes aus den Acten festzustellen, und diese Aufgabe ist in der vorliegenden Arbeit mit großer Objectivität vortrefflich gelöst worden. Der zweite Band enthält nur Correspondenzen von und an Deubler, u. A. von Feuerbach, Zschokke, D. Strauß Roßmäßler, Häckel, Carneri, Büchner, Radenhausen, Hellwald, Anzengruber, Rosegger, Schlögl u. A. Der stärkste Antheil entfällt auf die Correspondenz mit Häckel. Die sachliche Ausbeute ist in diesen Briefen natürlich nicht allzu groß, doch kommt einzelnes auch in dieser Richtung Bemerkenswerthe vor. So schreibt Häckel unter'm 18. Juli 1881 an Deubler, daß ihm auf Antrag von du Bois-Reymond, Virchow und Reichert das Humboldt-Stipendium zu seiner Reise nach Indien nicht bewilligt worden sei, weil er als „Darwinist, Monist und Atheist" dessen nicht würdig erachtet werde.

all ſeinem trockenen Wiſſen noch ein Stück wirklicher Menſchenſeele ſich gerettet hat und noch warmes, pulſirendes Leben in ſeiner Bruſt empfindet. Solcher Art war nicht nur Feuerbach, ſondern noch manche Andere unter den Deublerfreunden. Dieſe haben ſich an der Menſchengeſtalt mit ihrem doppeltreichen Inhalt, wie ſie ſich in dieſem Deubler vorſtellte, erbaut, aufgerichtet und zur Fortſetzung des Lebensganges auf immer trockener und dürrer werdenden Bahn ermuthigt."

Es webte, wie es in dem Vorſtehenden auch ausgeführt iſt, ein eigener Zauber um dieſen Sohn der Berge, der uns Städtern ein immer jugendfriſches Herz entgegenbrachte, den die ſo oft pfadloſe Sandwüſte gelehrten Wiſſens reizte, als ſei ſie von Quellen durchrauſcht und jeder Fußbreit Weges in ihr führe zu den lohnendſten, begeiſterndſten Ausſichtspunkten. In ihnen, wie er ſie nun eben begriff und ſich zurechtlegte, erſtand ihm eine Weltverklärung und in ihr beſaß er, was ſo vielen ſeiner Mitlebenden entgeht und von manchen ſchmerzlich vermißt wird: eine frohe, in ſich gefeſtigte, ihn innerlich beglückende, mit einem poetiſchen Hauch tief in ihn eindringende Weltanſchauung. Er *hatte*, woran Rückert den ſehnenden Wunſch geknüpft hat: „O ſei in keinem Augenblick, mein Herz, von Rauſch und Liebe leer." Jeden Augenblick war *dieſer* Rauſch und *dieſe* Liebe in ihm That und Wahrheit und ſo war er in dieſem ethiſchen Sinn, ſelbſt bei mangelnder productiver Phantaſie, manchmal mehr Dichter als jene, welche glänzende Begabung, den feinſten Formenſinn und poetiſchen Calcül mit innerer Nüchternheit zu vereinigen wiſſen.

Deubler iſt 1814 in dem anſehnlichen, an der Traun gelegenen Dorfe Goiſern, unfern von Iſchl, als der einzige Sohn von armen Bergleuten lutheriſcher Confeſſion geboren. Wie das ganze Salzkammergut hohe landſchaftliche Schönheiten aufweiſt, ſo beſonders das Deubler'ſche Heimatthal, das ſich, durchſtrömt von der klaren Traun, in weitem Bogen gegen das Ramſauer Gebirge mit ſeinen wilden, 1000—1500 Meter hohen Felswänden öffnet. Für den Naturfreund im Allgemeinen, wie für den Botaniker im Speciellen iſt hier reiche Ausbeute. Findet der letztere namentlich in den verwitternden Kalkgeſteinen der Felsmaſſen, die überall zu Tage treten, eine ſehr reichhaltige eigenartige Flora von Flechten, von Leber- und Laubmooſen, ſo erquickt der erſtere ſich an den harzduftenden Wäldern, an den Ahornrieſen, an den rauſchenden Waldbächen und grünen Matten. Den Wanderer im Wald grüßen auf Schritt und Tritt unter zahlloſen anderen Blumen vor Allem die duftenden Cyclamen, die großſternigen Aſtrantien und Margarithchen, die blauen Enzianen. An den Kallbergen glühen Feuertropfen, es ſind Alpenroſen; hinter den Vorbergen baut ſich das impoſante Schneefeld des hohen Dachſtein auf. Ein paar Stunden Wegs weiter und es öffnet ſich die Ausſicht auf den herrlichen tiefblauen Alpenſee des maleriſchen Hallſtatt, nicht weit davon donnert der Waſſerfall des Waldbach-Strub zwiſchen himmelhohen Felswänden und feuchten Berglehnen in die Tiefe. Deubler

hat das Glück gehabt, in dieſer herrlichen Umgebung, die allerdings in den langen Wintermonaten einen weſentlich anderen Anblick bietet, aber doch immer großartig und ergreifend bleibt, faſt ſein ganzes Leben zu verbringen. Daſſelbe bietet, äußerlich betrachtet, mit Ausnahme einer in daſſelbe eingreifenden Kataſtrophe, wenig Wechſel. Er verlebte ſeine Kindheit und Jugend in Goiſern, ſein Jünglings- und Mannesalter (von 1836—49) im benachbarten Hallſtatt, wo er als Inhaber einer hochbelegenen Mühle täglich 260 Stufen hoch die Getreide- und Mehlſäcke herauf- und herunterſchaffen mußte, er ſiedelte dann abermals als Wirth nach Goiſern über und beſchließt ſein Leben ebendaſelbſt als leiblich wohlhabender Bürger und Bauer, der zeitweilig ſelbſt als Bürgermeiſter ſeines Heimatsortes ſegens- und erfolgreich gewirkt hat. Soweit bietet ſein Tagewerk nichts Außergewöhnliches und ſelbſt daß über dies ſonnige, idylliſche Lebensbild in den fünfziger Jahren die ſchwere Wetterwolke einer zweijährigen, wegen „hochverrätheriſcher Umtriebe“ erlittenen Zuchthausſtrafe dahinzieht, würde ihm noch keine beſondere Ausnahmeſtellung anweiſen, traf ihn doch dieſe Strafe gemeinſam mit vielen Anderen, über die auch weiter nichts zu berichten iſt, als daß ſie in politiſch erregter Zeit von den Sturmfluthen derſelben erfaßt worden ſind. Was Deubler heraushebt, iſt die frühzeitige und frühreiſe innere Erfaſſung und Verarbeitung von Eindrücken, die im Grunde außerhalb ſeines Bereiches zu liegen ſcheinen, wenn man dies nach den äußeren Umſtänden abmißt, wenn man vergißt, daß ein ſchaffenskräftiger Geiſt ſein Bereich ſich ſelbſt abſteckt, daß er zwar in ſeinem Bereich, dieſer aber vor allen Dingen in ihm wohnt. Deubler beſaß — dies beweiſen ſchon die erſten tagebuchartigen Aufzeichnungen des jungen Müllers über religiöſe Dinge, ebenſo wie ſeine Reiſeſkizzen, auf die hier näher einzugehen leider der Raum verbietet — ein intenſives Genie der Innerlichkeit, ſo intenſiv, daß es kein Wunder iſt, wenn wir daſſelbe immer reicher ſich entfalten und bis zum Schluß ſeines Erdenlebens in faſt ungeſchwächter Kraft vorhalten ſehen. Zunächſt galt es für ihn natürlich die Sphäre zu finden, aus der er Nahrung für das, was innerlich in ihm emporkeimte und an's Licht drängte, entnehmen konnte. Dieſe Sphäre waren einerſeits Perſonen, andererſeits Bücher. Die letzteren wegen der Anſchaffungskoſten, die erſteren ebenſo der Abgeſchiedenheit ſeines Wohnortes, wie der Standesſchranke wegen ſchwer erreichbar. Aber Deubler überwand mit Ausdauer beide Schwierigkeiten. Er hatte ſchon mit 18 Jahren ein um ein Jahr älteres Mädchen ſeiner Heimat geheirathet, die Ehe blieb kinderlos, was Deubler ſpäter beklagt, in der erſten Zeit aber freudig begrüßt hat, da er nun auf Bücher das verwenden konnte, was ſonſt die Kinderzucht erfordert hätte. Bald ſammelte er eine kleine Bibliothek, zunächſt Bücher religiöſen Inhalts, Jung Stillings Schriften, Moſes Mendelsſohns „Phaedon“, aber auch Romane, ſpäter Zſchokke, Paine und namentlich naturwiſſenſchaftliche belehrende Bücher. Berührung mit Perſonen verſchaffte ihm der Umſtand, daß das Salzkammergut ſchon damals mehr und mehr (der eigentliche Fremden-

zuſluß beginnt allerdings erſt in den fünfziger Jahren) von einzelnen Malern, Geologen und Botanikern aufgeſucht wurde, denen er als orts- und pflanzenkundiger Führer diente. Aus jener Zeit datirt ſein älteſtes und ein Lebensalter überdauerndes intimes Verhältniß mit dem geſchätzten Dresdener Landſchaftsmaler Profeſſor Robert Kummer. Derſelbe tourte Anfangs der vierziger Jahre in der Nähe von Hallſtatt, um am Fuß des Dachſteines Studien aufzunehmen. Er lernte bei einer zufälligen Begegnung den aufgeweckten jungen Müller kennen, und da dieſer ihm Bücher verſprach, um die Kummer bei ſchlechtem Wetter verlegen geweſen war, ſtieg er zu ſeiner Mühle hinauf. Ueber dieſen Beſuch berichtet er ſelbſt wie folgt: „Ohne große Hoffnung, Etwas zu finden, ſtieg ich zu Deublers Mühle hinauf. Erfreut empfing er mich und fragte ſogleich, was ich leſen wolle? ob den Thomas Paine oder Klaſſiker? Ich ſagte: Wie kommſt Du denn zu Thomas Paine? Da meinte er: Das iſt ja der Mann, der in Amerika die Erhebung hervorgebracht hat. In kurzer Zeit wurden wir vertrauter; ich mußte zu ihm auf die Mühle ziehen, konnte ich doch von da den ganzen See überſehen. Wir verſtanden uns prächtig und bald hatte ich Konrad ſo lieb gewonnen, daß ich im Sommer immer wiederkehrte. Er begleitete mich auf die Gebirge; da that ſich gewöhnlich ſein ganzes Herz auf; ſein Geiſt ſprudelte förmlich von ſchönen Gedanken. Die Alpenflora war ihm ſehr bekannt, er ſammelte wiſſenſchaftlich. Am Himmel kannte er die Sternbilder ſehr gut: kurz, es gab für uns keine Minute der Langeweile. Später, nachdem er ſich in Goiſern angekauft hatte, beſuchte ich ihn ebenfalls öfters. Ich wohnte dann in ſeinem Hauſe in Laſſern; wenn er kam, konnten wir daſelbſt ungeſtört plaudern. Auch in Dresden beſuchte er mich, um mein Familienleben kennen zu lernen, blieb aber nie lange, denn er wollte die in Leipzig und anderen Orten gemachten Bekanntſchaften fortſetzen und neue anknüpfen."

Dieſe Anknüpfung machte ſich natürlich nicht immer perſönlich, ſondern in vielen Fällen brieflich, indem Deubler ſich mit dem Ausdruck ſeiner Verehrung oder mit einer Bitte um Auskunft an dieſen oder jenen Mann von hervorragender Bedeutung wandte. So knüpfte er in früher Zeit mit Zſchokke, ſo 1846 mit Strauß an und hier möge gleich hinzugefügt werden, daß dieſe Begegnung des ſchlichten Landmanns mit dem berühmten Gelehrten in einem Sinne fruchtbar wurde, der Deubler ein Anrecht auf literaturgeſchichtliche Berückſichtigung verleiht. Denn es iſt aus dem Tenor des von Deubler an Strauß gerichteten Briefes ziemlich zweifellos feſtzuſtellen oder jedenfalls zur höchſten Wahrſcheinlichkeit zu erheben, daß Strauß durch ihn die nächſte Veranlaſſung erhielt, ſein Leben Jeſu für das Volk zu bearbeiten. Die erſte Mahnung hierzu, die Strauß ſpäter erfüllte, war von Deubler ausgegangen und der Hinweis in dem Strauß'ſchen Vorwort auf die „einfachſten Menſchen der unterſten Volksſchichten", in deren Seelen die Einſicht bereits als Ahnung aufgegangen ſei, während „Viele in den oberſten Geſell-

ſchaftsklaſſen ihr verſchloſſen" blieben, wird ohne jede künſtliche Auslegung inſofern auf Deubler zurückgeführt werden dürfen, als Dieſer für die Uebrigen Strauß gegenüber das Wort ergriffen hatte.*)

Neben der erfreulichen Folge, welche die Berührung mit dem berühmten ſchwäbiſchen Theologen hatte, zeitigte dieſelbe aber auch die verhängnißvollſte Kataſtrophe, die Deublers Leben betroffen hat, ſie wurde die nächſte Urſache, daß ſein bisher obſcures Privatleben an's Licht der Oeffentlichkeit gezogen, der Verdacht der Reaction auf den aufkläreriſchen Bauern gelenkt wurde und er als Rädelsführer ihrem Ingrimm verfiel. Der Fall iſt bereits früher hier und da als ein Curioſum erwähnt worden, ich will daher nur kurz zuſammenfaſſend wiederholen, daß es Saphir war, der 1850 durch eine ſehr übel angebrachte Beſchreibung eines Reiſeaufenthaltes in Goiſern, wohin Deubler 1849 als Bäcker und Wirth übergeſiedelt war, zum hoffentlich unabſichtlichen Denuncianten wurde. Saphir erzählte im „Humoriſt" in einem ſeiner „dummen Briefe über meine Reiſe vom Ausnahmszuſtande in das Innere des Naturzuſtandes", daß es in Goiſern einen Wunderbauern gäbe, der „in einem wahren Muſagetenſtübchen" eine Auswahl der beſten Bücher älterer und neuerer Zeit beſitze, u. A. Grün, Freiligrath, Lenau und — Straußs „Leben Jeſu". Dieſes habe ihm der Verfaſſer ſogar eigenhändig dedicirt, das Gleiche habe Zſchokke mit einem ſeiner Bücher gethan. Von beiden Männern wurden außerdem Abſchriften der an Deubler gerichteten Briefe mitgetheilt. Ein öſterreichiſcher Bauer im Jahre 1850 nach Niederwerfung der Revolution, in ſolch unerhörtem Ausnahmezuſtand der Freiheit lebend — das war nicht weniger als ein Steckbrief und demgemäß wurde verfahren. Deublers Bibliothek wurde von hoher Stelle einer Viſitation unterzogen, Deubler ſelbſt einer ſtrengen Ueberwachung der Polizei unterſtellt. Bald glaubte man ſich genügend überzeugt zu haben, daß er und das von ihm gehaltene Wirthshaus, das den verdächtigen Namen „Die Wartburg" führte, der Mittelpunkt einer revolutionären, auf Hochverrath und Religionsſtörung abzielende Propaganda ſei. Es wurde ihm und 14 Mitangeklagten, deren Hauptverbrechen in der Lectüre und Verbreitung verbotener freiſinniger Schriften beſtand, der Proceß gemacht, nach 14monatlicher Unterſuchungshaft wurde er freigeſprochen, auf eingelegte Berufung des Staatsanwalts aber abermals in Haft genommen und zu zwei Jahren ſchweren Kerkers und Internirung auf unbeſtimmte Zeit verurtheilt. Dieſe Deubler nahezu zur Verzweiflung treibende Zuchthäuslerperiode fällt in die Jahre 1854 bis 1856. Im März 1857 wurde er durch Begnadigung ſeiner Internirung ledig und nach vierjähriger Haft den Seinen wiedergegeben.

Das ſchwere Intermezzo hatte Deublers körperliche und geiſtige Kraft glücklicherweiſe unangetaſtet gelaſſen. Bald waren die alten Beziehungen wieder hergeſtellt und zu den alten neue angeknüpft, z. B. mit Roßmäßler. Keine

*) Vgl. des Verfaſſers „Reben und Ranken". Studienblätter. Halle 1879.

hat aber auf ſeinen inneren Menſchen, geiſtig wie gemüthlich, einen tieferen Eindruck gemacht, als die 1862 gemachte perſönliche Berührung mit Ludwig Feuerbach. Deubler kannte den Philoſophen bereits aus verſchiedenen ſeiner Schriften, die ihm außerordentlich zuſagten, und die er ſich ſo gründlich zu Eigen gemacht hatte, daß ein von ihm an den evangeliſchen Pfarrer in Goiſern gerichteter, ihn ſchwer gravirender Brief — derſelbe gelangte bei ſeinem Hochverrathsproceß zur Verleſung — ſich faſt wie ein Auszug aus Feuerbach lieſt. In dem genannten Jahre ſuchte Deubler den vereinſamten Denker in ſeinem damaligen Aufenthaltsort, dem Rechenberg bei Nürnberg, auf. Er verfehlte ihn zwar zunächſt, holte den Beſuch aber zwei Jahre ſpäter nach und es entwickelte ſich nun ein inniges, auf gegenſeitiger Anziehungskraft beruhendes Verhältniß, das bis zum Tode des Philoſophen (1872) währte und deſſen Andenken Deubler bis zu ſeinem eignen Ende hoch und heilig gehalten hat. Zeuge daß ſind ſeine Briefe wie die Einrichtung eines ſeinen Wohnräumen attachirten Art Kunſt- und Freundſchaftstempels, der vor Allem der Erinnerung an Feuerbach geweiht war, deſſen große Büſte vom Bildhauer Schreitmüller ihm den Hauptſchmuck verlieh.

Man wird dies Verhältniß am beſten verſtehen, wenn man das Folgende in's Auge faßt. Deubler war ſeiner ganzen Eigenart nach ein den Zeitwechſel überdauernder, ganz reiner Nachklang der Feuerbach-Periode der vierziger Jahre. Das erſte Buch deſſelben, welches er kennen lernte und welches ihn mächtig anzog, waren deſſen „Gedanken über Tod und Unſterblichkeit". Welches war nun die Tendenz dieſer Schrift geweſen? Feuerbach hat ſie ſelbſt in ſeinem curriculum vitae mit folgenden Worten ausgeſprochen: „Jetzt gilt es vor Allem, den alten Zwieſpalt zwiſchen Dieſſeits und Jenſeits aufzuheben, damit die Menſchheit mit ganzer Seele, mit ganzem Herzen auf ſich ſelbſt, auf ihre Welt und Gegenwart ſich concentrire, denn nur dieſe ungetheilte Concentration auf die wirkliche Welt wird neues Leben, wird wieder große Menſchen, große Geſinnungen und Thaten zeugen. Statt unſterblicher Individuen hat die „neue Religion" vielmehr tüchtige, geiſtig und leiblich geſunde Menſchen zu poſtuliren. Die Geſundheit hat für ſie mehr Werth, als die Unſterblichkeit.

Nur für den Erbärmlichen iſt die Welt erbärmlich, nur für den Leeren leer. Das Herz, wenigſtens das geſunde Herz, hat ſchon hier ſeine volle Befriedigung."

Alſo Concentration auf das Dieſſeits war die Signatur dieſer Schrift und ſie wurde in den vierziger Jahren auch die signatura temporis, beſonders für Deutſchland. Daher der außerordentliche Beifall, den Feuerbach gerade damals und gerade bei den ideal geſtimmten Geiſtern fand. Dieſe fühlten ſich ohnehin von jenem patriotiſchen und politiſchen Schaffensdrang ergriffen, der endlich Erlöſung von einer zum Ekel gewordenen Verſumpfung und Hohlheit der Verhältniſſe bringen ſollte. Dieſer Drang begegnete ſich in der

Stimmung und Tendenz nothwendigerweise mit der metaphyſiſchen und religiöſen Abwendung von aller Transcendenz.

Laßt die alten Weiber ſich
Um den Himmel ſchelten,
Aber freie Männer wir
Laſſen das nicht gelten.
Gegen Dich, o Vaterland,
Sind uns nichts als eitler Tand
Alle Sternenwelten,

ſang damals Kinkel, wie hätte ſich ein ſolcher Zug der Geiſter nicht von einem philoſophiſchen Raiſonnement angeſprochen finden ſollen, das dem metaphyſiſchen Gedankending das Princip der Sinnlichkeit entgegenſetzte und das transcendente Element der Religion in die Anthropologie auflöſte, lauter dieſſeitige Größen für jenſeitige einſetzte. Aber gleichwohl blieb eine Frage offen, die nur im Schwung der Zeit überhört wurde, die daher auch Feuerbach kurzerhand mit der Sentenz abfertigen konnte: „Nur für den Erbärmlichen iſt die Welt erbärmlich“, die Frage, iſt denn ſolche Concentration auf das Dieſſeits, dem jeder andere Hintergrund entzogen wird, auch der Mühe werth, iſt die Welt nicht wirklich, nicht für den Erbärmlichen, ſondern vielmehr für den Tieferblickenden, für den, dem der Zuſammenhang der Dinge aufgegangen iſt, erbärmlich „ein wahnwitziger Carneval“, iſt Befriedigung überhaupt möglich und nicht bloße Illuſion? Die Neigung, dieſe Fragen zu bejahen, die Schopenhauer ja längſt geſtellt hatte, fiel mit der unausbleiblichen Ermüdung, Abſpannung und Muthloſigkeit zuſammen, die ſich der Geiſter in der auf die 48er Zeit folgenden Reactionsperiode bemächtigte. Daher um dieſelbe Zeit der erſtarkende Peſſimismus in den Vordergrund tritt und ſich für die nächſten 20 Jahre feſt etablirt, während der Feuerbach'ſche realiſtiſche Idealismus verblaßt. Aber die Verzerrung des Weltbildes in eine „ſinnloſe Daſeinsfratze“ und was damit zuſammenhängt führt zur Verekelung, wie dies der conſequenteſte Anhänger der peſſimiſtiſchen Theorie, Bahnſen, allen Vertuſchungen zum Trotz, ſelbſt offen ausgeſprochen hat. In der Verekelung läßt ſich aber nicht verharren. Erfaßt der Menſch das Sein als ein Uebel, ſo ſteckt er qua ſeiend in der Atmoſphäre eines beſtändigen Uebels, in einer üblen Atmoſphäre alſo. Wie ſollte ihm anders als übel zu Muthe ſein und wer kann ein fortwährendes Uebelſein aushalten? Damit leitete ſich abermals ein Rückſchlag ein, der nun aber mehr einem rein praktiſchen, nüchternen Materialismus, der ſich in breitem Strom in die Geſellſchaft ergoß, zu Gute kam. Vom Peſſimismus verblieb dieſem die geringſchätzige Auffaſſung des Seinsinhaltes als ſolchen und damit des eigenen Thuns und Treibens auf dieſer „langweiligen Lehmkugel“. Die Genüſſe ſind im Grunde Illuſionen, aber ſo lange ſie vorhalten, iſt's doch noch beſſer, ſich an ihnen zu berauſchen, als ſich über ihre Hohlheit zu zergrämen. Alſo ſtatt Verwünſchung vive la joie, auch unter dem Galgen, und Preis dem Starken

und Klugen, der ſich am meiſten davon zu verſchaffen weiß, mit anderen Worten, Genußſucht und Verherrlichung des Kraftprincips. Dieſen ethiſchen Bankrutt abwehrend, ſuchte das Gewiſſen der Beſſeren nach Erſatzmitteln für das Verlorengegangene. Es iſt nicht bedeutungslos, daß Strauß, der Feuerbach folgend am Ausgang ſeines Lebens mit dem Gottes- und Unſterblichkeits-Glauben im Ganzen abrechnete, ſeine letzte Schrift als den alten und neuen Glauben bezeichnete. Es iſt aber auch nicht bedeutungslos, daß er eben da, wo er nach Erſatz ſuchte („Wie ordnen wir unſer Leben?"), am leerſten und inhaltloſeſten iſt.

Denn auch er hatte ſich vollſtändig auf den Boden des naturaliſtiſchen Realismus zurückgezogen. Auch ihm zeigte das Weltbild nichts Anderes als die ſichtbare Weltordnung, mit der es die Naturwiſſenſchaft einzig zu thun hat und die dieſe daher auch ihrer Art von Weltbetrachtung, wenn ſie ſie rein naturwiſſenſchaftlich conſtruirt, als einzige Wirklichkeit zu Grunde legt. In der ſichtbaren Weltordnung iſt aber nichts zu erblicken als ein im All ſich abſpielender Lebensproceß — Entſtehen, Werden und Vergehen — der als Selbſtzweck erfaßt wird und der Luſt und Unluſt in verſchiedenem Maße, vom Jubel bis zur Verzweiflung, über Alles, was lebt, ausſchüttet. Hier bleibt immer noch Raum für die inhaltſchwere Frage nach dem Wozu und einem troſtloſen Fragezeichen dahinter. Und dies nicht los zu werdende Wozu verweiſt auf andere Wege und bahnt denen wiederum eine Straße, welche verneinen, daß die bloße auf- und niederwogende Lebensbewegung d. h. das Leben als Selbſtzweck erfaßt, Alles in Allem ſei. Es bereitet ſich damit ein bereicherter und berichtigter Bund des Freidenkens mit einem ſpiritualiſtiſchen Element vor — an der Hand der Naturerkenntniß, aber nicht völlig in dieſelbe aufgehend. Es iſt gar nicht abzuſehen, warum der Freidenker an die ſehr enge Formel des naturaliſtiſchen Realismus gebunden oder warum der Spiritualismus durchaus kirchlich-orthodox oder myſtiſch ſich verhalten ſoll. Mußte doch ſchon Fichte, dem wir den tiefſinnigen Ausſpruch verdanken: „Das Univerſum iſt mir nicht mehr jener in ſich ſelbſt zurücklaufende Zirkel, jenes unaufhörlich ſich wiederholende Spiel, jenes Ungeheuer, das ſich ſelbſt verſchlingt, um ſich wieder zu gebären, wie es ſchon war, es iſt vor meinem Blicke vergeiſtigt und trägt das eigene Gepräge des Geiſtes: ſtetes Fortſchreiten zum Vollkommenen in einer geraden Linie, die in die Unendlichkeit geht," trotz dieſer „ſpiritualiſtiſchen" Formel, die wir durchaus acceptiren können, gleichzeitig die Anklage des Atheismus und die Entfernung von ſeinem Lehrſtuhl über ſich ergehen laſſen.

Dieſe ganze vielgeſtaltige Bewegung der Geiſter, die ich hier zu ſkizziren verſucht habe, ließ Deubler im Weſentlichen unberührt. Er war und blieb der reine Nachklang der Feuerbach-Periode. Sein ſtarker innerer Idealismus ſchützte ihn vor jeder Entartung in einen verweltlichten nüchternen Materialismus und ſo blieb er vor jedem Zwieſpalt bewahrt, während er andrerſeits in der Feuerbach'ſchen Concentration auf das Dieſſeits und dem damit

zusammenhängenden naturalistischen Realismus gerade dasjenige fand, was ihm, dem die umgebende Natur schließlich doch das Nächste, Liebste und Verständlichste blieb, intellectuell am meisten zusagen mußte.

Im Sommer 1879 besuchte Deubler seine Dresdener Freunde und mich unter ihnen. Er kam wie gewöhnlich in seiner Landestracht, schwarzer Lederhose, grünen Kniestrümpfen und Jacke, und erregte, wenn er so angethan an meiner Seite durch die Straßen schlenderte, einiges Aufsehen. Namentlich war das auch in Berlin der Fall, wohin ich ihn begleitete, um sein Führer und Beistand zu sein. Er wünschte namentlich das Aquarium kennen zu lernen, das er staunend einer gründlichen Besichtigung unterzog. An den Berliner Aufenthalt knüpfte sich noch eine heitere Episode, die ihm als größte Merkwürdigkeit unvergeßlich geblieben ist und auf die er brieflich häufig zurückzukommen pflegte. Es war ihm beschieden, als Gast eines gelehrten Freundes von mir, der ihm freundlich Quartier gewährt hatte, bei dem letzten Mittagessen, das er bei demselben einnahm, der Tischnachbar eines hohen Würdenträgers der chinesischen Gesandtschaft, der im Staatsornat erschienen war, zu sein und mit einem anderen Mitglied derselben Gesandtschaft, der vortrefflich Deutsch sprach, einen angeregten Discurs zu führen. Der steyrische Sohn der Berge und der Chinese, die sich gegenseitig in verbindlichen Redewendungen über die Vorzüge, die jeder am anderen entdeckte, ergingen, es war ein pikantes Genrebild für den Zuschauer! Voll befrachtet von Reiseeindrücken, aber doch froh, dem Geräusch der Städte zu entrinnen, kehrte Deubler in seine Heimat zurück. Es war das letzte Mal, daß ich ihn gesehen habe. Sehr unvermuthet und vorzeitig ist er am 31. März 1884, noch nicht völlig 70 Jahr alt, dem Diesseits entrückt worden. Zu einem eigentlichen Krankenlager ist es nicht gekommen und sein Hinüberschlummern war gleichzeitig friedlich und würdig wie sein Leben. Vom Januar ab nahmen in Folge eines Magenleidens seine Kräfte rasch ab, doch blieb er thätig und theilnehmend. Am Abend des 30. März empfing er noch Besuch von drei seiner im Ort ansässigen Freunde, rauchte mit ihnen eine Pfeife und traf einige Anordnungen in Betreff seines Nachlasses. Dann, seine Gedanken auf sein nahes Scheiden wendend, sprach er zu ihnen die seine standhafte Treue bezeugenden Worte: „Sollte ich bei längerer Krankheit so schwach werden, daß ich einen abfälligen Bekehrungsversuch nicht mehr zurückzuweisen im Stande wäre, so mache ich Euch drei dafür verantwortlich, mir zu bezeugen, daß ich meinen Anschauungen getreu bleibe, so lange ich die Kraft dazu habe und daß ich mit denselben dem Tode ganz ruhig entgegensehe.“ Bald darauf verlor er sein Bewußtsein und verschied in der Frühe ohne besonderen Todeskampf.

„Lerne zu sterben! sicher wird sich lohnen
Des Sterbens Kunst, die leider Wen'ge fassen,
Nur Wen'ge? Uebten sie nicht Millionen?
Die Meisten haben sich nur *sterben lassen*.“

lautet ein tiefſinniger Spruch des Lyrikers Edmund Dorer. Deubler hatte zu ſterben gelernt. Die friſcheſte Lebensluſt, die ihn jederzeit beſeelte, hinderte ihn nicht ſchon früh den Blick auf das Ende zu richten und ſich von dem Gedanken an daſſelbe voll durchdringen zu laſſen, um Stellung über ihn zu gewinnen. So hat er „ſich nicht ſterben laſſen", ſondern er hat den Tod vollzogen und das Schickſal hat ihm gegönnt, daß ihm dieſer Vollzug durch keine Qualen des ſiechen Leibes entriſſen oder geſtört wurde. Deublers Lebensbild enthält ein leuchtendes Beiſpiel von harmoniſcher Abrundung und reicher Ausgeſtaltung der vorhandenen Kräfte, von Biederſinn und unverdroſſenem Emporſtreben zu höheren Zielen bei gleichzeitiger Beſchränkung auf das für ihn Erreichbare und einem wahrhaft beſcheidenen Sinn. Nichts lag ihm ferner als Ueberhebung und Prunkſucht. Nichts aber war auch ſeinem Weſen inniger angehörig, als das, worüber Goethe an Schiller ſchreibt „Luſt, Freude und Theilnahme an den Dingen iſt das einzig Reelle und was wieder Realität hervorruft. Alles Andere iſt eitel und vereitelt nur." So ruhte der Schwerpunkt ſeines Lebens im beſten Sinn auf der Daſeinsfreude, die in der Theilnahme, in der Liebe wurzelt und er bethätigte ohne eines Zurufs zu bedürfen, was ich an einer Stelle meiner Schrift über den „Optimismus als Weltauffaſſung" der Freudenverarmung des Peſſimismus entgegenhalte: „In dem freudloſen Zuſtand vollendet ſich deshalb ein ſo totaler Ruin, weil er die Liebe im weiteſten Sinn tilgt — nur was wir lieben, macht uns ja Freude — und es giebt, kann man ſagen, nichts Sinnloſeres als die Liebloſigkeit, d. h. Freudloſigkeit. Haſt Du die Liebe oder Freude verloren, ſo ſtarrt Dir überall das große Warum entgegen. Warum, wozu Alles, was mich umgiebt? was ſoll es mir? was ſoll ich ihm? Welt und Geſchöpf, Leben und Arbeiten, Werden und Vergehen — nichts hat einen eigentlichen Sinn mehr und alles Grübeln bewahrt Dich nicht vor dem Sturz in eine bodenloſe Tiefe. Nur die Liebe rettet Dir den Zuſammenhang des Ganzen und Dich innerhalb dieſes Zuſammenhangs."

Ein französisches Ränkespiel in Deutschland zur Zeit Napoleon I.

Von

H. Oechsli.

— Marburg. —

Es sind zwar gottlob die Zeiten vorüber, in welchen französische Arglist und Gewalt einen beherrschenden Einfluß in unserem Vaterlande gehabt hat. Dennoch haben sich in letzter Zeit gerade erneute Versuche in dieser Richtung verspüren lassen, welche allerdings die denkbar traurigsten Verhältnisse aufsuchen mußten, um irgendwie Boden zu gewinnen. Es muß uns die Möglichkeit solcher Vorkommnisse daran mahnen, daß es noch immer weise Vorsicht ist, den Blick auf die vielerlei Wege und Stege gerichtet zu halten, auf denen jener Einfluß früher erlangt wurde und noch erstrebt werden könnte. Manchen Einblick darin gestattet uns folgendes Ränkespiel, welches sich zur Zeit des Ersten Napoleon am kurfürstlichen Hofe zu Cassel zutrug*).

Hessen-Cassel war um die Wende des 18./19. Jahrhunderts noch einer der kräftigsten und gesundesten Staaten Deutschlands, es erfreute sich eines gefüllten Schatzes, einer gut geregelten Verwaltung und, was dermalen sehr wichtig, eines wenn auch kleinen, so doch vielerprobten und gerühmten Heeres. Seit manchen Jahren treu an der Seite Preußens stehend, galt es namentlich in Norddeutschland viel, während es sich andererseits auch an England, dem es seine Truppen mehrfach in Sold gegeben hatte, halten durfte. Gerade der Kurfürst Wilhelm I. pflegte diese beiden wichtigen Verbindungen schon aus

*) Die Quellen hierzu finden sich in Acten des Marburger Staatsarchivs.

verwandtschaftlichen Rücksichten (der Kurprinz hatte eine preußische Prinzeß heimgeführt und mit dem englisch-hannöverischen Herrscherhause bestanden seit lange verwandtschaftliche Bande), dann aber war er seiner Erziehung nach ein eifriger Verehrer der angestammten Hoheitsrechte, so daß von einer engeren Fühlung mit dem Emporkömmling Bonaparte von selbst bei ihm nicht die Rede war. Dem ganzen neufranzösischen Wesen war er durchaus abhold. Demungeachtet hatte in den letzten Jahren Kurfürst Wilhelm, wohl in dem Vorgefühl des Zusammenbruchs aller bestehenden Verhältnisse seines Vaterlandes, mit diesen Ansichten gebrochen. Er hatte, wenn auch für sein gutes Geld, durch französische Vermittelung die Kurwürde angenommen und weiterhin, als das hiermit angebahnte bessere Verhältniß in Folge mehrfacher Verstöße gegen die so leicht argwöhnische Eitelkeit Napoleons stark gelitten hatte, nach einiger Zeit erneute Anstrengungen gemacht, um wenigstens in letzter Stunde noch für sich Vortheile zu erlangen, wie sie den Nachbarn im Süden und Südosten so reichlich zugefallen waren. Er hatte sich mit diesen Schritten zwar ebenso wie sie in Gefahr begeben, ja er that es völlig bewußt und rechnete in gewisser Hinsicht damit, seine etwaigen Besorgnisse wurden jedoch gleichzeitig wieder aufgehoben durch die Ueberzeugung, daß die Macht der Beziehungen zu Preußen und England noch stark genug sei, um jenen Gefahren das Uebergewicht zu benehmen. Die Zukunft sollte dies als leere Hoffnung erweisen. Preußen hielt sich, wie es wähnte zu seinem eigenen Besten, in allen äußeren Angelegenheiten völlig abseits und hatte in der Durchführung dieses Grundsatzes reichlich zu thun, weil sich allerorts Anlässe fanden, um aus solcher Selbstbeschränkung herauszutreten. Das meerbeherrschende England andererseits hatte auf dem Festland zurückweichen müssen, hatte sein Hannover aufgegeben und konnte in Deutschland nichts anderes mehr thun, als seine Beziehungen möglichst zähe aufrecht zu erhalten. Zwischen zwei so starke Gegner wie Frankreich und England gestellt, empfanden die noch unabhängigen Staaten im Norden Deutschlands sehr bald den Ernst ihrer Lage, zumal Napoleon mit der Besetzung von Hannover auch seinen Fuß auf das Gebiet ihrer Friedensgemeinschaft gesetzt hatte. Der Anlaß zu Reibungen war damit gegeben und er wurde von Napoleon sofort benützt, Hessen aber hatte damit zur Zeit von England nicht nur keine Hülfe, sondern eher Beunruhigungen zu erwarten. Der Proceß Pichegru, welcher bereits die Thronerhebung Napoleons herbeigeführt und einen glänzenden Beweis erbracht hatte, wie mächtig der französische Wille in München, Carlsruhe und Stuttgart geworden war, gab den Anlaß, um auch Hessen-Cassel gegenüber an unmittelbarem Einflusse zu gewinnen. In München und Stuttgart waren auf die Forderung Napoleons die englischen Gesandten Drake und Spencer Smith mit Gewalt vertrieben, im Badischen der unglückliche Herzog von Enghien aufgegriffen worden, und nun erschien zuerst in französischen, dann auch in deutschen Zeitungen eine Reihe Anklagen gegen den Vertreter Englands am hessischen Hofe, Mr. Taylor, wegen Theilnahme an jener Verschwörung.

Es war Ende März 1805, als die heſſiſche Regierung in London vorſtellig wurde, ob man nicht für gut befinden könne, den zeitweiſe nach England beurlaubten Geſandten Taylor nicht wieder zurückkehren zu laſſen. Die Anklagen gegen ihn würden franzöſiſcherſeits doch aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht fallen gelaſſen werden, ja ſchon das Gerücht von ſeiner möglichen Wiederkehr nach Caſſel rege die Franzoſen ungemein auf. Eine zunächſt vertrauliche Antwort des Staatsſecretärs Mullgrave war wenig beruhigend, die Rückkehr Taylors ſei beſchloſſene Sache, wenn aber der engliſche Geſandte in Caſſel nicht mehr ſicher ſei, ſo müſſe England andere Maßregeln ergreifen. Hierdurch wurde man ſchon jetzt am kurfürſtlichen Hofe ängſtlich, ob nicht mit einem Abbruche der engliſch-heſſiſchen Beziehungen die rückſtändigen Zahlungen an Heſſen zugleich aufhören könnten.

Mr. Taylor kehrte Anfang Juli wirklich nach Caſſel zurück und das franzöſiſche Gewaltſpiel begann. Faſt zu gleicher Stunde erbat ſich Mr. Taylor eine Audienz, um dem Kurfürſten gegenüber Verwahrung wider die franzöſiſchen Anklagen einzulegen, und erſchien der franzöſiſche Geſandte Mr. de Bignon bei dem geſchäftsführenden Miniſter von Baumbach mit der Forderung, daß es zu dieſer Audienz nicht kommen und man Taylor als engliſchen Geſandten nicht mehr anerkennen werde.

Der in Wilhelmshöhe weilende Kurfürſt ſetzte nun zwar vorerſt ſeine Anſicht feſt genug auseinander, wenn er dem Miniſter kurzer Hand zurückſchrieb: „Da ich keineswegs gewillt bin, mich nach dem zudringlichen Benehmen des franzöſiſchen Geſandten zu richten und die ſo lange geknüpften Bande mit England auf eine ſo auffallende Art zu brechen, ſo werde zukünftigen Freitag den 5. (Juli) den Miniſter Taylor ohne förmliche Audienz, welche ganz überflüſſig iſt, bei mir zur Mittagstafel hier ſehen, um die Complimente des mir ſo nahe verwandten Königlichen Großbritanniſchen Hauſes zu empfangen, woran Herr Bignon hoffentlich keinen Anſtoß zu nehmen ſich beigehen laſſen wird. Uebrigens ſehe nicht die Nothwendigkeit ein, letzteren von obiger Entſchließung ſo ängſtlich zu benachrichtigen, welche er wohl durch ſeine Spions nur zu frühe erfahren wird —"

Andererſeits läßt die Ablehnung einer förmlichen Audienz für Taylor erkennen, daß auch der Kurfürſt beſorgt iſt wie ſein Miniſter, der in jenem Berichte bereits von der „verzweifelten Lage" Heſſens geſprochen hatte. Auch der Rath eines anderen Miniſters ſtimmt darin überein, Heſſen ſähe immer „unausbleiblicher Verwickelung entgegen und werde weder bei Frankreich noch England Dank ernten". Beide Miniſter rathen deshalb, nochmals bezüglich einer Abberufung Taylors in London vorſtellig zu werden. Es geſchieht letzteres denn auch und Kurfürſt Wilhelm bittet den König von England in einem eigenen Schreiben vom 3. Juli, den Geſandten durch einen Anderen erſetzen zu wollen, obwohl er ſelbſt die gegen ihn erhobenen Beſchwerden keineswegs als begründet anſähe. Baumbach weiſt in einem gleichzeitigen Schreiben an Lord Mullgrave darauf hin, wie ſich Heſſen

durch die Besetzung des nahen Hannovers seitens französischer Truppen allerdings in einer sehr gezwungenen Lage befinde. Man thut aber noch mehr; auch der Preußische Gesandte in Paris, Marq. de Luchesini wird von der Sachlage in Kenntniß gesetzt, während man, um „den ersten Eindruck der Sache abzuschwächen", sich an den französischen Minister des Auswärtigen Talleyrand wendet und in zum Theil merkwürdiger Vertrauensseligkeit schreibt: Die Rückkehr Taylors sei dem Kurfürsten sehr unangenehm, er habe aber auf die Anklagen der öffentlichen Blätter hin in London vergebens Vorstellungen gemacht. Es sei ihm unmöglich gewesen die Sache zu hintertreiben, er würde sonst jedenfalls gewußt haben, welche Partei er zu ergreifen habe, und bäte er daher, im Vertrauen auf seinen guten Leumund den Eindruck herabgemindert zu sehen, welchen die Rückkehr dieses „Menschen" machen könne. Hessen gerathe England gegenüber in eine schiefe Stellung und habe dieses dann genügenden Vorwand, um z. B. seine Entschädigungsgelder für Hessen aufzusagen. Hessen müsse natürlich wünschen, die alten Bande aufrecht zu erhalten, namentlich wenn es dieselben nicht leicht ohne Verlust aufgeben könne.

Dieser Andeutung, an welchen Stellen für Frankreich der Hebel anzusetzen sei, hätte es wahrlich nicht bedurft und ist wohl anzunehmen, daß dieselbe auch nur dem Kopfe eines etwas kurzsichtigen Diplomaten, wie des sie ausfertigenden hessischen Gesandten v. d. Malsburg allein entsprungen sind, welcher zur Zeit von Paris nach Cassel beurlaubt war. Jedenfalls klingt die officielle Antwort auf die Forderung Mr. de Bignons kräftiger, sie stellt fest, daß Taylor die gegen ihn erhobenen Anklagen als falsch und eitel Verleumdungen erklärt habe und sich deshalb der Kurfürst zunächst nicht in diese Angelegenheit habe mischen wollen. Andererseits endet jedoch auch diese Erklärung mit den Worten, daß der Kurfürst nochmals in London die Abberufung Taylors erbeten habe, um Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen zu beweisen, wie sehr er wünsche, sich das Wohlwollen desselben selbst unter Hintansetzung seiner Interessen zu erhalten. Bezeichnend dafür ist der Erfolg. Mr. de Bignon erwidert am 7. Juli ganz kurz, die Antwort der hessischen Regierung sei so interessant, daß er sie dem Kaiser sofort einsenden werde. Dieser werde daraus sicherlich die Gesinnungen des Kurfürsten, welche in dieser Note so klaren Ausdruck angenommen hätten, erkennen.

Es nützte bei dieser Sachlage wenig, daß der Preußische Gesandte am Casseler Hofe, Fürst Wittgenstein, auf dessen Thätigkeit wir noch öfters Bezug nehmen werden, am 23. Juli ein Schreiben des Minister v. Hardenberg vorwies, wonach Preußen eine Vermittelungsschrift absenden wollte und dem Kurfürsten vorläufig den Rath ertheilte, nur fest zu bleiben und von den wahren Grundsätzen nicht abzugehen. Gebe man einmal in so ungerechten und dem Völkerrecht ganz zuwiderlaufenden Forderungen nach, so unterwerfe man sich künftigen noch größeren Anmaßungen. Napoleon werde es nicht zum äußersten kommen lassen. Es erschien Bignon bereits am

27. Juli mit einer Instruction seines Ministers und erklärte: „Der Kaiser habe die Wiederaufnahme Taylors mit dem größten Unwillen vernommen, da er in allen öffentlichen Blättern, französischen und deutschen, als Theilnehmer an der Verschwörung gegen den Kaiser angeklagt worden und dennoch nirgends von englischer Seite eine Vertheidigung erschienen, also die Sache damit stillschweigend zugegeben worden sei. Napoleon wolle und könne seinen Gesandten nicht an demselben Hofe belassen, und verlange hiermit, daß Taylor nicht mehr als Gesandter anerkannt, sondern alsbald von Cassel entfernt werde, widrigenfalls Bignon spätestens in 8—10 Tagen seinen Posten verlassen und erklären solle, daß der Kaiser die Weigerung des hessischen Hofes für eine so tödtliche Beleidigung halten werde, daß ihren Eindruck keine Zeit verwischen könne. Die Duldung des Taylor müsse er als einen Bruch der bisher bestandenen freundschaftlichen Beziehungen und daher als eine geheime Allianz mit England und als Kriegserklärung gegen Frankreich ansehen. Der Kaiser werde sich dann für befugt halten, da die Entfernung des Taylor auf gütlichem Wege nicht zu erreichen sei, sie durch seine Armeen zu bewirken."

Diese Aufbauschung der Angelegenheit wurde wenig verändert durch die Einwendungen Baumbachs, daß Bignon diese Forderungen erst schriftlich kundzugeben habe, denn letzterer erklärte, nicht mehr Noten wechseln zu können, und forderte nichts als Ja! oder Nein! eine aufschiebende Antwort sei für ihn ein Nein! Es half auch nichts, daß Baumbach darauf hinwies, es seien doch noch wie gegen Drake und Spencer Smith klare Beweise durch Vorlegung der Acten beizubringen; es war klar, daß er selbst damit überhaupt zuzugeben schien, als seien die Anklagen gegen Taylor gerechtfertigt und könne man ihn deswegen auch hessischerseits als außerhalb des Völkerrechts stehend ansehen. Baumbach erfuhr auch keine andere Antwort als die, es sei jetzt diese Sache völlig public und bedürfe daher keines weiteren Beweises. Bignon wagte sogar die Bemerkung hinzuzufügen, er erstaune nur, daß Baumbach alles dies so ruhig anhöre und die nahe Gefahr nicht zu sehen scheint, der Kurfürst verdanke Frankreich allein seine bisherige Bevorzugung vor Hessen-Darmstadt und müsste man bei so veränderten Umständen mindestens zweifelhaft werden, ob man diesem Hause nicht wieder ein Uebergewicht über das Kurhessische verschaffen solle. Minister von Baumbach konnte darauf nichts erwidern, als daß Hessen auf seine gerechte Sache vertraue und er Bignon ersuche, wenigstens die Antwort Talleyrands auf Malsburgs Schreiben abzuwarten. Bignon entgegnete, darauf könne man nach seiner Kenntniß von den Absichten seiner Regierung lange warten, er jedenfalls könne es nicht, da sie verneinend ausfallen werde.

In einem Bericht an seinen Herrn sagt Baumbach, die Angelegenheit erscheine ihm in der That bedenklich, weil die allgemeine kriegerische Stimmung in Europa alles möglich mache und von außen keinerlei Hülfe

ſichtbar ſei. Er rathe, Taylor zu einer freiwilligen Abreiſe zu beſtimmen, bis die engliſche Antwort da ſei und die preußiſche Vermittelung in Paris Erfolg aufweiſe.

Noch aber ſetzte der Kurfürſt Hoffnungen auf eine Hülfe von außen und zwar auf den König Friedrich Wilhelm III., als an denjenigen, welcher ſowohl in London als Paris am eheſten die Vermittelung erfolgreich übernehmen könne. Er ſchrieb: „Ich überlaſſe den Inhalt der Erklärungen Bignons dem eigenen höchſten Gefühl Ew. königl. Majeſtät. Nach meiner Art zu denken würde ich auf dieſe Declamation eine Antwort, die ihrer würdig wäre, geben laſſen und mich auf meine braven Heſſen verlaſſend lieber alles aufopfern als eine ſolche Behandlung zu ertragen."

Wir ſehen, vorerſt beſtand noch überall die Neigung zum Widerſtande, wenngleich nur unter gewiſſen Vorausſetzungen: Preußen hoffte auf die Macht ſeines wenn auch ſtillen Einfluſſes und Heſſen auf die preußiſche Hülfe. Dieſe Hoffnung verminderte ſich auch ſelbſt nicht, als Bignon die Bedingungen ſeiner Regierung in der jetzt geforderten ſchriftlichen Erklärung unter Verſchärfung der gethanen Beſchwerden wiederholte. Merkwürdig war dieſe Erklärung übrigens doch wegen der Fülle beleidigender Worte, welche gegen Taylor geſchleudert wurden, und durch den Hinweis auf die allen Herrſchern gemeinſame Pflicht, gegen ſolche Verſchwörer vorzugehen. Heſſen dürfe einen ſolchen Menſchen, den die Schande ſchon früher von Caſſel vertrieben habe und deſſen Name fortan mit den notoriſchen Verbrechen Drakes und Smiths zu ſchimpflicher Gemeinſchaft eng verbunden ſei, weder als Geſandten, noch als Privatmann, vornehmlich nicht in der Nähe franzöſiſcher Armeen anerkennen. Gegenüber dieſer erneueten Dringlichkeit der Sache greift man heſſiſcherſeits zunächſt zu dem Mittel, Taylor ſelbſt zu einer freiwilligen Entfernung zu bewegen, und dieſer iſt höflich genug, dem Vorſchlag zuzuſtimmen, wie man noch glauben kann in der Meinung, damit nicht gegen ſeine Aufträge zu verſtoßen. Er reiſt 4. Auguſt mit Hinterlaſſung eines Vertreters nach dem Bade Driburg im nahen Weſtfäliſchen. An demſelben Tage läuft jedoch ſchon die erſte ſchlechte Nachricht und zwar aus London ein, wonach eine endgültige Entſcheidung an dieſer Stelle zwar noch ausſtehen bleibt, jedoch ſchon jetzt von dem Geſandten Lorentz entſchieden hervorgehoben wird, daß man in England durchaus entſchloſſen ſei, in keinem Punkte Frankreich nachzugeben. Dieſes werde alſo volle Muße behalten, ſeine Macht Heſſen gegenüber jetzt zu erproben. Zugleich überreicht Mr. de Bignon eine zweite ſchriftliche Erklärung, nachdem ihm auf die erſte heſſiſcherſeits die Anzeige gemacht worden war, daß Taylor von ſelbſt abgereiſt ſei, und man das möglichſte thun werde, um ſeine Abweſenheit zu einer dauernden zu machen. Bignon behauptete, dieſe Antwort ſei ſowohl unvollſtändig, als auch wenig zufriedenſtellend, er glaube auch nicht, daß ſie den Entſchlüſſen des Kurfürſten entſpräche, und müſſe deshalb ſeinen Miniſter dafür verantwortlich machen.

Die bisherige Antwort und im besonderen die klaren Versicherungen, welche der Kurfürst Bignon gegenüber selbst gegeben habe, lasse ihn zweifeln, ob man ehrlich verfahren wolle. Die jetzige Anzeige stelle nur fest, daß Taylor einfach abgereist sei, es müsse eine förmliche Erklärung folgen, daß er auch niemals anerkannt werden würde. Der Ausdruck der Hoffnung, daß Taylor nicht wiederkehren, oder die Versicherung, daß man sich Mühe geben werde, seine Abwesenheit dauernd zu machen, bekräftige nur den Fortbestand der Anerkennung bis zu dem Augenblicke seiner vielleicht erfolgenden Abberufung. Die Erwiderung des Ministers von Baumbach, daß Taylor durch die hiermit angezeigte Ernennung eines chargé d'affaires außer Berechnung fallen müsse, beziehungsweise die diplomatischen Beziehungen mit ihm völlig aufgehört hätten, konnte wohl nur geringen Eindruck hervorrufen.

In dieser zweifelhaften Lage trifft die preußische Antwort ein und beruhigt, da sie neue Hoffnungen erweckt, auch die schwärzer sehenden Gemüther. Dennoch verändert sie die Lage nicht. Man fühlt sich in Berlin in gleicher Weise wie in Cassel selbst erleichtert, daß Taylor freiwillig seinen Posten verlassen hat, man glaubt, wie dort, annehmen zu dürfen, daß Bignon auf eigene Verantwortung und trotz seiner Erklärungen außerhalb der ihm gegebenen Instructionen handele, ja man hofft auf die Mitwirkung des französischen Gesandten in Berlin oder auf den glücklichen Ausgang der seitens der hessischen Regierung in London geschehenen Schritte. Eine unmittelbare Vermittelung der preußischen Regierung in Paris wird jedoch wenigstens in Aussicht gestellt. Einmal schreibt der König selbst, er werde, wenn es die Umstände erforderten, seinerseits thätig und kräftig mitwirken, und dann bringt man gleichzeitig eine „Instruction" an den preußischen Gesandten in Paris zur Kenntniß, welche in einem Theile ihrer Ausführungen scharfe Worte gebraucht. Man scheint sogar den Ernst der Lage an sich zu erkennen, denn die Ausführungen beginnen mit einem klaren Hinweise auf die starken Drohungen Frankreichs, welche von Kriegserklärung und dem Abbruche aller Beziehungen zwischen ihm und Hessen sprechen. Der genannte Gesandte solle sofort die stärksten Vorstellungen gegen das Vorgehen Bignons ausrichten und bitten, ihm prompteste und präciseste Gegenbefehle zugehen zu lassen. Er solle betonen, wie sehr sich solche Dinge den Beziehungen entgegenstellten, in denen Preußen sich mit Frankreich befinde. Der König könne sie nicht mehr mit ruhigem Blicke verfolgen. Diesen Ausführungen werden leider Bemerkungen beigegeben, welche abschwächend wirken mußten, namentlich die: Lucchesini, der Gesandte, möge ungeachtet dessen die Beziehungen zu Frankreich nur bestens cultiviren. Napoleon werde es in seiner Weisheit wohl nicht dazu kommen lassen, daß den Drohungen Bignons Folge gegeben werde. Und doch glaubt Hardenberg, daß damit genug, ja das möglichste geschehen sei, und Fürst Wittgenstein, daß der König wohl keine bestimmtere Erklärung habe geben können.

Der Kurfürst Wilhelm schöpfte jedoch wie andere thatsächlich aus dieser Antwort neue Hoffnungen und ruft aus: „O! ich wußte wohl, daß mein felsenfestes Vertrauen auf den mächtigen Schutz des erhabenen Monarchen mich nicht täuschte! O! ich wußte wohl, daß es Höchstdemselben nicht gleichgültig war, mich, der ich ihm mit voller Seele ergeben bin, so tief gekränkt zu sehen!“ Auch der jetzt erfolgende weitere Meinungsaustausch zwischen ihm und Fürst Wittgenstein zeigte eine gehobenere Stimmung, obwohl thatsächlich nichts weiteres unternommen wurde, als daß man die Forderung Bignons in betreff der förmlichen Erklärung, Taylor werde nicht mehr als Gesandter anerkannt, abgelehnt haben mag. (In den Acten findet sich kein weiterer Beweis dafür, als die Angabe von hessischer Seite.) Wittgenstein räth ferner, Bignon von jetzt ab auf die preußische Vermittelung in Paris zu verweisen und diese Vermittelung auch gegenüber dem englischen Hofe anzurufen. Er vermittelt endlich zwischen der hessischen Regierung und Mr. Taylor, von dem er übrigens meint, daß er über die ganze Angelegenheit nicht [so empfindlich denke, als man habe annehmen dürfen. Ob dieser Mangel an Empfindlichkeit auf den englischen Stolz und Starrsinn zurückzuführen sei, darüber spricht sich Wittgenstein nicht aus. Taylor habe sich bestimmen lassen, erst nach Kassel zurückzukehren, wenn eine Antwort aus London eingetroffen sei.

Viel war mit alledem jedoch nicht gewonnen, ja, während man sich gerade diesen Hoffnungen hingiebt, kehrte Taylor zurück. Wie es scheint, waren in ihm Bedenken erwacht, ob sein bisheriges Verhalten sich rechtfertigen lassen werde: er will daher vor Aufstellung eines Berichtes an seine Regierung nochmals um einen Empfang bei dem Kurfürsten nachsuchen. Zu gleicher Zeit trifft auch ein neuer Bericht des hessischen Gesandten aus London ein, welcher unter Bestätigung der bisherigen Meldungen ausführt, wie man dort gerade auf einen solchen Bericht Taylors warte und vorher keine bestimmtere Antwort zu ertheilen gedenke.

Es entwickelt sich hier aus dem Zusammentreffen geringfügiger Umstände ein nicht sehr erfreuliches Bild kleinmüthiger Hast. Wittgenstein versucht zuerst Mr. Taylor durch ein nach Minden zu verlegendes Zusammentreffen aufzuhalten, Taylor schlägt es ab und eilt nach Cassel, worauf man auf den Gedanken verfällt, ihn wenigstens sofort wieder den Spürnasen seines Gegners dadurch zu entziehen, daß ihn der in Philippsruhe bei Hanau weilende Kurprinz zur Jagd einladet. Hierdurch und durch andere Täuschungsmittel hofft man wenigstens so lange Zeit zu ersparen, bis die Antwort aus Berlin da ist.

Man täuscht jedoch nur sich selbst mit diesen Auskunftsmitteln. Bignon hat die Ankunft Taylors sofort erfahren und fertigt eine Erklärung aus, welche die bisherigen noch überbietet. Er wundert sich vornehmlich darüber, daß man hessischerseits diese Rückkehr nicht gehindert und seine Wiederabreise nicht erzwungen habe, als man die Ankunft erfuhr. Er spricht von Doppel-

zügigkeit, von absichtlicher Verzögerung der Sache, von Wortbrüchigkeit, kurz wendet das Vorrecht zu klagen vollständig für sich an. Zum Glück hatte zu derselben Zeit wenigstens ein Mann wieder die Geschäfte der hessischen Regierung übernommen, welcher in dem ganzen Verlauf der hier beginnenden und zum Sturz des Kurfürsten führenden Ereignisse neben diesem letzteren die einsichtsvollste und festeste Erscheinung ist, der Minister Waitz von Eschen. Selbst in dem Tone eines Bignon prägt sich die Achtung vor diesem Manne aus. Waitz erklärte Bignon gegenüber sofort, es sei vorerst genügend, ihm bekannt zu geben, daß Taylor im Falle eines hessischerseits erfolgenden abschlägigen Bescheides Cassel mit seinem Personal zusammen verlassen wolle. Der Kurfürst könne sich andererseits nicht über alle und jede Form hinwegsetzen und werde daher vor Ankunft der erbetenen Antworten aus Paris oder London, bezugsweise aus Berlin nichts weiteres veranlassen.

Dennoch hatten sich an sich die Verhältnisse zu Gunsten Bignons gestellt, denn es handelte sich nicht mehr darum, ob Taylor in Hessen weile oder nicht, sondern um die hessische Erklärung, daß er nicht mehr wiederkommen dürfe und werde. Der Rechtszustand ist vollständig verrückt und Waitz hat keine leichte Stellung; er sieht selbst ein, daß Bignon doch nicht ruhen, sondern bei seinem „violenten Charakter abreisen" werde. Bignon allerdings gegenüber erklärt er demungeachtet noch rundweg, er sähe nicht ein, wie ein Gesandter dazu käme, dem Hofe, wo er bestellt sei, einen so peremtorisch kurzen Termin zu bestimmen und bewirkt mit dieser Haltung wenigstens, daß Bignon auf die Abfassung einer endgültigeren Antwort des Kurfürsten, d. i. auf jene Antwort aus Paris oder London warten will. Vergebens ist es jedoch, den Rechtsstandpunkt wieder zu erneuern und Bignon namentlich zu beweisen, daß der Kurfürst kein Versprechen an Bignon gegeben habe. Der Franzose kennt seinen Vortheil und erwidert nur, er habe schon darüber berichtet.

Diesen Erfahrungen gegenüber spricht auch Waitz seine Ansicht dahin aus, daß nichts übrig bleibe, als sich auf die Berliner Verwendung zu stützen, dann werde man wohl neuen Rath wissen. Das Unheil noch abwenden zu können, glaubt auch Waitz nicht mehr. Es wurde nur noch auf seine Anregung hin die Absicht zur Wahrheit gemacht, die Vermittelung der preußischen Regierung auch in London anzurufen.

Bignon verhielt sich ungeachtet seines Versprechens nicht ganz still. Er meldete am 16. August an Waitz, daß man auf ihn in der Nähe seines Landhauses einen Anschlag versucht habe, und wenn sich auch gegenüber der sofortigen Erklärung des Ministers, daß die Sache streng untersucht und gebührend bestraft werden werde, nicht viel Stoff zu neuer Beschwerde daraus ergab, so blieb doch vielleicht etwas von einer solchen Anklage hängen und Bignon konnte ausrufen, es sei in ihm kein Argwohn erwacht, der die hessische Nation beleidigen könne, selbst wenn es möglich gewesen wäre, daß die

Sache keine ſimple Unvorſichtigkeit, ſondern das Reſultat eines wohlüberlegten Anſchlages geweſen ſei.

Wie wenig man auch ſonſt wohl in Caſſel der Sachlage traute, beweiſt eine Anfrage, welche man durch Vermittelung des öſterreichiſchen Geſandten in Frankfurt bezüglich eines möglichen Rathes an den Wiener Hof gelangen ließ. Das Vorgefühl der Gefahr erwies ſich nicht als unrichtig, die Ausſichten trübten ſich immer mehr. Es liefen jetzt die Antworten aus London ein für die heſſiſche Regierung ſowohl, wie für Mr. Taylor. Der König von England betonte in ſeiner Erwiderung an den Kurfürſten, es ſei mit ſeiner Ehre und den Begriffen der Billigkeit und Gerechtigkeit unvereinbar, ſeinen Geſandten abzuberufen, einen treuen und eifrigen Diener herabzuſetzen auf die Unterſtellungen von Seiten des Geſandten einer fremden Macht, noch weniger aber könne er in Unterhandlungen über die von letzterem geſtellten Forderungen eintreten, wenn dieſe auf Beſchuldigungen beruhten, welche der Kurfürſt wie ganz Europa als völlig erfunden anſehen mußten. Nur dieſen anmaßenden Forderungen ſeines Feindes weigere ſich der König Zugeſtändniſſe zu machen.

Und Lord Mullgrave ſetzte hinzu, es ſei jedenfalls augenſcheinlich, daß Taylor im Falle ſeiner Rückkehr nicht mehr durch einen anderen Geſandten erſetzt werden könne. Taylor ſelbſt wurde unter Mißbilligung ſeiner eigenmächtigen Beurlaubung der gemeſſene Befehl zugeſtellt, unverzüglich auf ſeinen Poſten zurückzukehren und Gelegenheit zu der Erklärung zu nehmen, daß er des Königs Befehle völlig mißverſtanden habe. Nur in dem Falle laſſe ihm der König freie Hand, für Augenblicke ſich von Kaſſel abweſend zu halten, wenn Umſtände einträten, die er weder vorherſehen noch beherrſchen könne.

Je mehr in dieſen Antworten das Recht der engliſchen Regierung hervorleuchtete, deſto verwirrter mußte die Sachlage für Heſſen werden. Noch aber hoffte man hier auf den anderen Theil der preußiſchen Vermittelung, obwohl Angeſichts dieſer Weigerung des engliſchen Hofes keine Ausſicht für jene mehr vorhanden ſein konnte, als die gute Laune Napoleons oder ſeine Höflichkeit Preußen gegenüber.

Indeſſen hatte Bignon die Anweſenheit ſeines Gegners in Heſſen wiederum erfahren, trotz aller Vorſichtsmaßregeln des Kurprinzen, welcher Taylor nach zwei Jagdtagen in Babenhauſen im Philippsruher Schloß ſelbſt behalten und ſeinetwegen dort des Nachts Thor und Thür geſchloſſen gehalten hatte. Er beſchwerte ſich ſofort darüber, ſprach von Raſendreherei, die er ſich ſowohl, als ſeine Regierung nicht gefallen laſſen könne, und nannte viele Einzelheiten der Reiſe Taylors, ſeinen falſchen Namen Heſſelſtein u. A. m.

Aber auch die wohl von allen Seiten mit Spannung erwartete neue Antwort aus Berlin meldete nichts Gutes. Der König wies die Bitte in Betreff ſeiner Vermittelung England gegenüber kurz zurück, indem er Wittgenſtein bedeuten ließ, es laſſe ſich davon nicht der geringſte Erfolg erwarten

und Preußen werde sich dabei ohnfehlbar durch die vorauszusehende abschlägige Antwort compromittirt sehen. Es bleibe nichts übrig, als das Resultat seiner Vorstellungen in Paris abzuwarten. Sollte die Reise des Bignon in der Zwischenzeit, wie zu vermuthen sei, wirklich erfolgen, so rathe man, solche ruhig geschehen zu lassen. Es sei nicht abzusehen, daß davon für jetzt ernsthafte Folgen entständen, da sich unter den jetzigen Conjuncturen Frankreich höchst wahrscheinlich nicht zu militärischen Unternehmungen gegen Hessen werde hinreißen lassen: der König halte es aber zugleich auch für sehr rathsam, wenn Hessen sich selbst aller reizenden Vorkehrungen enthalte und dazu nur im höchsten Nothfalle und bei wirklicher, naher Gefahr schreite.

Diese Antwort warf die Hoffnungen wieder sehr darnieder, noch dazu da man seit dem 31. August in Cassel bestimmte Nachrichten erhalten hatte, daß sich bei Göttingen das Corps Bernadotte versammle und ein gleiches seitens eines anderen Corps bei Mainz geschähe. Der Kurfürst hatte jedoch — und dies gereichte ihm bei dieser Sachlage wohl zur Ehre — in dem Rathe des Königs noch die Möglichkeit durchschimmern sehen, in dem Falle, daß Bignon wirklich abreise, ein Gegensatz also einträte, ebenfalls rüsten zu können. Nur bis dahin solle er zu Beschwerden keinen Anlaß bieten.

In diesem Sinne schrieb er daher bereits am Tage darauf an Fürst Wittgenstein und bat, da er sich nach dem Königlichen Rathe möglichst vollkommen zu richten gedenke, um nähere Aufklärung, ob zu seiner Unterstützung gegebenenfalls ein preußisches Corps in Hessen erscheinen könne, er werde seine Truppen im Falle einer zusagenden Antwort sofort nach der Abreise des Bignon versammeln. Ohne Hülfe sei er zu einem Widerstande zu schwach.

Am gleichen Tage meldete der Kurprinz, daß Taylor infolge einer ihm durch den Bruder des englischen Gesandten in Berlin überbrachten erneuten Mahnung sich sofort verabschiedet habe. Fürst Wittgenstein versucht abermals Taylor aufzuhalten, es gelingt jedoch nur ihn zu veranlassen, von Cassel sofort wieder und zwar nach Hofgeismar wegzugehen. Diese Rückkehr hatte Bignon jedoch wie früher sofort erfahren und es spielte sich deswegen das gleiche Spiel mit ihm ab, wie vordem. Waitz wußte ihn nur noch damit zum Schweigen zu bewegen, daß er erklärte, man könne Taylor doch nicht mit Gewalt des Landes verweisen. Diese Redewendung machte übrigens gleichzeitig einen ungünstigen Eindruck, denn Bignon fügte diese Forderung bei späterer Gelegenheit den bisherigen hinzu. Andererseits schlug Fürst Wittgenstein thatsächlich vor, Taylor mit Gewalt wegzubringen, wenn es wieder so viel Mühe kosten sollte, ihn zur Umkehr zu bewegen. Es träte sonst leicht die Möglichkeit einer wirklichen Gefahr ein und habe er Taylor dies bei seiner Unterredung bereits angedeutet.

Die am 5. und 8. September ausgefertigten neuen Antworten aus Berlin — von Paris liefen, wie wir sehen, keinerlei Bescheide ein — brachten

wiederum nichts besseres. Sie hofften in Bezug auf die Sachlage in Hessen dasselbe, was sie in Betreff des Verhältnisses zwischen Preußen und Frankreich selbst erwarteten, den Einfluß der berüchtigten Sendung Durocs u. A. m. Sie finden nicht einmal die rechte Muße, bei der hessischen Verwickelung zu verweilen, da sich, wie Hardenberg an Wittgenstein schreibt, diese Händel gegenüber den jetzigen allgemeinen Verwickelungen doch zu sehr in's Kleine verlören. Die Frage endlich des Kurfürsten, ob er ein preußisches Hülfscorps erwarten dürfe, wird durch die Mittheilung beantwortet, daß in Westfalen 13 Bataillone, 5 Schwadronen mobil gemacht würden. Dies war schon angesichts der Entfernungen gleichbedeutend mit einem abschlägigen Bescheide.

Wir lesen in einem Bericht aus eben demselben Zeitabschnitte das sehr richtige Urtheil über Napoleon, daß dieser „außergewöhnliche Mann nichts für zu unbedeutend halte". Die preußischen Staatsmänner machten hier den Fehler, auch Bedeutungsvolleres für nichts zu halten, denn thatsächlich sollte ihnen gerade durch dieses Vorgehen Napoleons in Hessen ein Verbündeter allmälig verloren gehen, welcher bei der Entscheidung des kommenden Jahres vielleicht werthvoll genug gewesen wäre.

Mit diesem Bescheide war das Schicksal des Kurfürsten besiegelt und mußte es trotz alles Sträubens bleiben. Er hatte England bereits verloren, mit der preußischen Hülfe verlor er den Ueberrest von Anlehnung, welchen er noch gehabt hatte; er konnte nichts mehr thun, als vielleicht den Schein wahren, aber auch dieses Bemühen mußte unerquicklich werden, weil es seine Gesinnung in ein zweifelhaftes Licht stellte. Wir können von hier ab kürzer sein, der Wendepunkt war jetzt erreicht. Der Kurfürst sieht den Durchzug des Corps Bernadotte vor sich und wendet sich schon am 11. September in dringendster Art an Taylor, indem er ihn beschwört, ihn, wie sich selbst nicht durch das Zusammentreffen seiner Rückkehr nach Cassel und jenes Durchzuges zu gefährden oder wenigstens in Verlegenheit zu setzen. Er möge nicht einmal in Jesberg bleiben — obwohl dies nahe der Waldeck'schen Grenze liegt und keinesfalls von französischen Colonnen berührt wurde*) — der Kurfürst werde alle Blamage auf sich nehmen, welcher sich Taylor seiner Regierung gegenüber damit aussetze. Als Taylor demungeachtet am 13. September in Cassel eintreffen will, eilt Wittgenstein ihm noch des Nachts entgegen und bewegt ihn wirklich abermals zur Umkehr und zwar nach Gotha. An demselben Tage stellt Bignon die officielle Forderung seiner Regierung, jenen Durchzug zu gestatten, und letzterer beginnt am 16./17. September. Die hessischen Truppen werden zum größten Theil, wenn auch in Friedensformation, am 17. bei Cassel versammelt, um Gewehr bei Fuß die französischen Truppen an sich vorübermarschiren zu lassen. Damit ist jedoch Bernadotte noch nicht zufrieden, seine Nachschübe mit Ausnahme eines kleinen Truppencorps für

*) Der Durchzug erfolgte entgegen den Vorstellungen Hessens über Cassel und ging dann nach Südosten (Franken).

die Festung Hameln sollen in der bis zum 15. October reichenden Zeit nachfolgen. Der Kurfürst kann diese Nachforderung erst ablehnen, als die Neutralität für ihn wie die übrigen Staaten Norddeutschlands mit Beginn des österreichischen Krieges erneut eingetreten ist. Bis dahin bittet er am 24. September Taylor inständig, noch weiter zu warten. „Wenn Sie vorher kämen, riskirten Sie alles auf der Welt. Ich schreibe Ihnen, wenn alles durchmarschirt ist, warten Sie bis da!" Und beigefügt wird diesen Worten ein „Certifikat", welches vor allen anderen Beweisen geeignet ist, die jetzt in dem sonst thatkräftigen Fürsten eingetretene Niedergeschlagenheit in vollstem Maße zu veranschaulichen. Es heißt darin u. A.: „Dieser Schritt ist dem Gesandten contre coeur gegangen, wir hoffen aber, daß, wenn derselbe auch gegen die Meinung Sr. Majestät des Königs sein sollte, uns allein die Schuld daran zugemessen werde. Wir versichern, daß er allein auf unsere Bitten geschehen ist."

Doch Taylor erhält nochmaligen Befehl, seinen Posten anzutreten, und meldet sich am 7. October von Neuem an. Wittgenstein will den von Taylor zurückgelassenen Vertreter bestimmen, diesmal an erster Stelle die Fernhaltung Taylors zu vermitteln, derselbe weigert sich jedoch, zum ersten Mal unhöflicher werdend, dessen und Wittgenstein sieht ein, daß alle ähnlichen Mittel wohl zu nichts führen können, da die Auftritte mit Bignon immer dieselben bleiben würden, ob Taylor um einige Tage früher oder später zurückkäme.

Alles läßt sich demnach dazu an, daß die Rückkehr Taylors zu einem Abbruch der Beziehungen mit England führen muß. Da — wohl gerade, weil ihm kein ganz glücklicher Ausweg mehr offen steht — trägt der Kurfürst seinem besseren Gefühl nochmals Rechnung und schreibt in einem Rescript vom 12. October:

„. . . sehe in den gegenwärtigen Conjuncturen keine Möglichkeit, um diesen Gesandten zu refüsiren, und halte demnach für das Beste, den französischen Gesandten umsomehr von diesem Entschlusse zu benachrichtigen, da gegen Taylor keine einzige Beschuldigung von seiner Regierung erwiesen worden ist."

Auf diese Ablehnung der französischen Forderung hin macht Bignon Ernst und berichtet an Talleyrand desselben Tages mit vielem Hohn von seinen bisherigen Erfolgen über Taylor. Er sagt unter Anderem: „Diese Unverschämtheit ohne jede Vernunft, eine derartig niedrige Gesinnung kann man nur an einem Verrückten erleben oder allenfalls an einem Engländer." Am 13. langte Taylor in Cassel wieder an und bittet um eine Audienz, worauf Bignon am 18. früh abreiste. Am 15. lehnte der Kurfürst die weiteren Durchzüge des Corps Bernadotte unter dem Hinweis auf die jetzt eingetretene Neutralität ab.

Längere Zeit vergeht. Die Ereignisse im Süden Deutschlands nehmen ihren bestimmenden Weg bis zu der Niederwerfung Oesterreichs, während

Preußen und die ihm freundlichen Staaten in ihrer Abseitsstellung verharren, bis die Zeit vorüber ist, in der ihr Einschreiten hätte nützen können. Nach der Abrüstung Norddeutschlands, welche Ende Januar 1806 beginnt, hört jedoch wiederum diese Ruhe und Muße auf, Alles sucht sich mit dem Sieger zu verständigen und die Hindernisse ihm aus dem Auge zu bringen, welche bisher Anlaß gewesen sein konnten, ihn mißlaunig zu machen. Einen Tag nach der Abfassung des Schreibens, worin die preußische Regierung jene Abrüstung anempfiehlt und seine eigene Verständigung mit Frankreich mittheilt, wendet sich auch die hessische Regierung wieder an England und ersucht, Taylor durch einen anderen Gesandten zu ersetzen. Seit dem Augenblicke, wo derselbe wieder nach Cassel zurückgekehrt sei, habe die französische Regierung bei jeder Gelegenheit ihre schlimme Laune und Unduldsamkeit gegen Hessen gezeigt. Dieses habe sich durch seine, England erwiesene Genugthuung in einen völligen Gegensatz zu Frankreich gesetzt und müsse sich sehr bald wieder auf neue Angriffe gegen Taylor gefaßt machen. Nach den unberechenbaren Vorfällen der letzten drei Monate des Vorjahres und den Rückwirkungen derselben auf Deutschlands nächste Schicksale müsse man Alles vermeiden, was die früheren Erörterungen wieder heraufbeschwören könne.

Hessen findet mit diesem Ansuchen jedoch eben so wenig Gehör wie früher, während auf der Gegenseite Talleyrand mit völligem Abbruche der Beziehungen droht und darauf hinweist, wie diese Sache fortan nur noch in Paris und unter der Bedingung beglichen werden könne, daß der Kurfürst sich öffentlich verpflichte, weder Taylor, noch überhaupt einen englischen Agenten aufzunehmen. Frist zur Antwort darauf wurde nur 24 Stunden hindurch gewährt. Es fällt jetzt leicht, mit dieser Drohung den beabsichtigten Eindruck zu machen. Taylor verläßt auf Anrathen der hessischen Regierung für immer seinen Posten und geht nach Berlin (Ende Februar) und der Stellvertreter seines Gegners, Mr. de St. Geneſt, feiert diesen Sieg auf eine selbst Bignons würdige Art. Er schreibt in seinem Bericht an Talleyrand u. A.: Taylor sei nicht darauf gefaßt gewesen, einen offenen Schritt an sich zu erleben. Einige Gunstbezeugungen der Kurprinzessin hätten ihm die Augen geschlossen. Entzückt darüber, daß der kurprinzliche Hof zu einer seiner Gesellschaften erschienen sei, habe er die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Feste richten wollen, und noch in diesem Augenblicke gäbe er einen Maskenball, wohin die Kurprinzessin, der Kurprinz und sein Hofstaat eingeladen gewesen seien. Sie hätten jedoch abgesagt und Taylor sähe daher heut nur einige junge Leute bei sich und werde wohl Mühe haben, seinem Gesicht und seiner Haltung den festlichen Anstrich zu geben. Der Kurfürst habe andererseits damit, daß er den englischen Gesandten derartig behandelte, ein großes Opfer gebracht, er, St. Geneſt, sähe deshalb diesen Augenblick für besonders geeignet an, um mit Hessen directere Beziehungen als bisher anzuknüpfen.

Zu diesen directeren Beziehungen also sollte man schnell genug gelangen, die Abhängigkeit Hessens von den Anmuthungen und Anforderungen Napoleons nahm bald derartig zu, daß es nicht mehr wagte, sich offen an die Seite Preußens zu stellen, und froh war, für Augenblicke unbehelligt zu bleiben. Es hatte aber auch von dieser Nachgiebigkeit keinen Nutzen, ja nicht einmal von seiner später geforderten Abrüstung, man mußte vielmehr in dem Augenblicke, als kurz nach der Entscheidung bei Jena zwei noch unverwendete französische Heerestheile in Hessen eindrangen und den Kurfürsten zur Flucht zwangen, hören, daß die gegen ihn erbrachten Beschwerden vornehmlich auf diesen Handel wegen Taylors zu fußen suchten. So erfinderisch und zähe hatten es die französischen Diplomaten verstanden aus geringem Anlaß einen Proceß anzustrengen, welcher dem Kurfürsten alles, auch den Thron kosten sollte.

Juſtine Dankmar.

Novelle

von

Karl Jaenicke.

— Breslau. —

VI.

Juſtine wollte leſen, aber es gelang ihr nicht. Drei-, viermal hinter einander verſuchte ſie daſſelbe Capitel des Romans zu beginnen, ihre Gedanken waren und blieben bei ganz anderen Dingen.

Sie warf das Buch fort und öffnete das Schränkchen, in dem ſie ihre Briefe von ſogenannten Freundinnen, auch zahlreiche Liebesbriefe von jungen Männern aufbewahrte, die alle eine Zeit lang für ſie geſchwärmt und dann, gewöhnlich von der Mutter verſcheucht, ſich wieder zurückgezogen hatten.

Dort lag auch der kleine Dolch des Marcheſe, und Juſtine betrachtete ihn heute mit ganz beſonderem Intereſſe.

„Ein Stich, und das ganze thörichte Daſein iſt vorbei," flüſterte ſie und richtete die Spitze des Dolches gegen ihre Bruſt.

Sie ſchauerte zuſammen: „Ach, ich bin ja zu feige," ſagte ſie, legte den Dolch wieder in's Schränkchen und machte es zu.

Dann ſetzte ſie ſich in einen Lehnſeſſel, ſchloß die Augen und träumte vor ſich hin.

Es war ihr, als befände ſie ſich wieder auf einer der Soireen und die jungen Leute umſtanden ſie und flüſterten ihr Schmeicheleien zu. Wie gewunden, wie unwahr, nicht ſelten wie gemein klang das Alles, was ſie da mit anhören mußte! Welche häßlichen Blicke fielen aus den mitunter ſo ſchönen Augen der jungen Leute auf ſie, und doch — wie viel Vergnügen — ſie konnte es nicht leugnen — hatte ſie, wenn auch nur vorüberrauſchend, daran gefunden!

Die Männer konnten ihr leicht imponiren, wenn sie nur elegant sich zu benehmen und ein witziges Gespräch zu führen im Stande waren. Und das gelang vielen ganz vortrefflich!

Und Justine besaß zudem die Gabe, den Geist Anderer hervorzulocken, in hohem Grade.

Aber seltsam! Aus der ganzen Masse sie umschwirrender Gestalten tauchte immer und immer wieder eine besonders hervor; die eines blassen jungen Mannes, durchaus nicht schön, in ihren Bewegungen eckig und ungeschickt, in der Unterhaltung mit Damen schüchtern und die Worte hervorstoßend, als ob sie erst mühsam im Innern bereitet würden.

Aber diese Worte hatten den Ton eines in der hohen Gebirgseinsamkeit hervorsprudelnden Quells! Wir lauschen, wir lauschen, als murmelten Geister einer andern Welt zu uns, und mit der reinen kräftigen Luft von außen ziehen reine Gedanken in unser Herz, und die Tage der Unschuld scheinen wiederzukehren!

Wie hatte sich Justine diesem Zauber überlassen, und wie wohl war ihr immer dabei geworden! Aber mit unwiderstehlicher Gewalt hatten sich durch diese reinen Töne die häßlichen Klänge der Welt gedrängt und immer wieder die Oberhand erlangt.

Verstand es doch Niemand besser, als ihre eigene Mutter, sie aus der Stille ihres tiefsten Herzens in den lauten Strudel des Lebens zu ziehen und diesen als das Wesentliche, das einzig Begehrenswerthe darzustellen.

So hatte die Gestalt des Fürsten den blonden jungen Mann fast ganz verdrängt, um so mehr, als dieser seit Wochen sich nicht mehr hatte sehen lassen.

Wie schwach gleichwohl das Gefühl für den Fürsten war, hatte Justine empfunden, als er ihre Hand begehrte. Das Interesse auch für ihn war, so schnell es gekommen, schon wieder im Sinken begriffen, und Justine verzweifelte an sich und ihrem eignen Herzen. War doch auch Krüger nicht wiedergekommen, weil er sie durchschaut hatte, dachte sie bei sich. Und so hatte sie denn zuletzt nur der eine Gedanke bestimmt, dem Fürsten die Hand zu reichen, der Gedanke: fort, nur fort aus diesen Verhältnissen, fort von der Seite dieser tyrannischen Mutter, die jede Regung ihres Herzens belauerte, wie ein Aufseher den ihm unterstellten Gefangenen. Und der Vater galt ja nichts in der Familie, er war ja nur ein Werkzeug in den Händen seiner ehrgeizigen Frau!

Justine empfand einen Ekel an Allem, was sie umgab, und nicht am wenigsten vor sich selber. Ihr ganzes Dasein erschien ihr in diesem Augenblicke so zwecklos, daß sie es verschmähte, ihr Abendessen einzunehmen und den Diener anwies, es wieder fortzuräumen. Starr und regungslos saß sie da, als wäre alles Leben aus ihr entflohen.

Da trat das Kammermädchen ein und überreichte ihr eine Visitenkarte.

„Herr Dr. Krüger läßt fragen, ob das gnädige Fräulein zu ſprechen ſei?"

Juſtine fuhr erſchrocken empor.

„Sie haben ihm doch geſagt, daß die Herrſchaften nicht zu Hauſe ſind?"

„Der Herr Doctor wußte es bereits, er wünſcht das gnädige Fräulein zu ſprechen."

Juſtine ſtand eine Zeit lang unſchlüſſig. Dann ſagte ſie:

„Führen Sie ihn in's Empfangszimmer, ich komme ſogleich."

Ihr Herz klopfte laut, ſie preßte es mit beiden Händen und fühlte ſeinen Schlag.

„Es iſt am beſten ſo," ſagte ſie endlich, „er ſoll es durch mich erfahren."

Dann ging ſie feſten Schrittes in das Empfangszimmer.

VII.

Dort hatte unterdeſſen Krüger in glücklich unruhvoller Stimmung, die Fragmente einer alten Melodie vor ſich hinſummend, mit haſtigen Schritten wiederholt die ganze Tiefe des Zimmers gemeſſen. Sein Geſicht war blaſſer, aber ſeine blauen Augen ſchienen von tieferem Glanze als gewöhnlich, geſundes Selbſtbewußtſein leuchtete aus ihnen. An das lockige blonde Haar mußte lange Zeit kein Scheermeſſer gekommen ſein, denn es hing wild faſt bis an den Rockkragen hinab und gab dem bartloſen, durchgeiſtigten Antlitz, das es umrahmte, den Ausdruck eines Charakterkopfes aus der Sturm- und Drangperiode unſerer Literatur.

Lebhaft eilte er jetzt Juſtinen entgegen, ergriff ihre Hand und küßte ſie.

„Guten Abend, Juſtine," ſagte er, „es iſt eine Ewigkeit, daß ich das Glück nicht hatte, Sie zu ſehen."

„Das Glück?" erwiderte Juſtine mit tiefem Ernſt und entzog ihm langſam ihre Hand, „ich denke, das Glück ſucht man auf, — Sie aber — ſcheinen es zu fliehen, denn was hinderte Sie daran, täglich hier zu erſcheinen?"

„Wenn das ein Vorwurf ſein ſollte, ſo gäbe ich alle Lobeserhebungen der Welt dafür!" ſagte er glücklich.

„Mich berechtigt nichts dazu, Ihnen Vorwürfe zu machen. Sie ſind ein freier Mann und dürfen thun und laſſen, was Ihnen beliebt," erwiderte Juſtine und forderte durch eine Handbewegung ihren Gaſt auf, Platz zu nehmen, während ſie ſich ſelbſt auch niederließ.

„Oh —" ſeufzte Krüger, und zögerte ſich zu ſetzen, „da wurde meine vorlaute Freude gar ſchnell zum Schweigen gebracht. Doch ſollen Sie hören, was mich ſo lange von Ihrem Hauſe fern gehalten hat, denn nun darf ich Sie nicht länger im Unklaren laſſen."

Er ſetzte ſich Juſtinen gegenüber.

„Jawohl," ſagte ſie, „reden Sie, denn auch ich habe Ihnen Mittheilungen zu machen."

Krüger ſah ſie verwundert an.

„Ihr außergewöhnlicher Ernſt weiſſagt mir nichts Gutes. Was iſt geſchehen? Iſt heut kein Freudentag für Sie, da Ihres Vaters Ruhm die ganze Stadt erfüllt?"

„Gewiß erfreut mich das, aber Sie kennen mich gut genug, um zu wiſſen, daß meine Freude ſelten laut wird. Doch kommen Sie zur Sache!"

Krüger betrachtete Juſtinen wieder voll Erſtaunen und wußte nicht, was er von ihrem Betragen denken ſollte.

„Faſt hätte ich Luſt, es aufzuſchieben, was ich Ihnen zu ſagen habe," begann er nach einer Pauſe, „denn ich finde Sie äußerſt verſtimmt."

„Nicht verſtimmt, aber ernſt," ſagte Juſtine.

Nachdem ſie wieder eine Weile ſchweigend geſeſſen, nahm Juſtine von Neuem das Wort.

„Ich will Ihnen die Sache leichter machen, Ihnen entgegenkommen. Nicht wahr, Sie wollen von Ihrer Liebe zu mir ſprechen?"

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über ihr ſchönes Geſicht.

„Juſtine!" rief Krüger erſchreckt aus, „bei Allem, was Ihnen heilig iſt! Das ſagen Sie mir in dieſem Tone? Was iſt geſchehen? frage ich wieder. Ich kam hierher, die Bruſt voll der ſeligſten Hoffnungen. Eine Zeit der Arbeit liegt hinter mir, wie ſie ſelten ein Mann überſteht; meine zweite" — er verbeſſerte ſich — „meine erſte große Arbeit iſt fertig, die mir einen Ruf in der Gelehrtenwelt verſchaffen muß, die mir den Weg bahnen ſoll zu einer Lehrthätigkeit, wie ſie mein heißerſehntes Ideal iſt! Um dieſe Arbeit zu vollenden, verſchloß ich mich vor der Welt, vor dem Schönſten, Liebſten, was ich auf Erden habe, vor Ihnen, Juſtine, die ich unausſprechlich liebe, was Sie ja längſt gewußt haben! Und nun ich komme, Ihnen das zu ſagen, Ihnen Alles zu Füßen zu legen, was mein iſt, mein Selbſt, nun empfangen Sie mich mit dieſer eiſigen Kälte, die mein Herz erſtarren macht."

Er zitterte an allen Gliedern vor Erregung und Thränen traten in ſeine Augen. Juſtine wagte nicht ihn anzuſehen.

„Reden Sie weiter, reden Sie weiter," ſagte ſie, „Sie ſtärken meinen Muth, Ihnen Alles zu ſagen, was ich ſagen muß. Sprechen Sie von dem was Sie wünſchen, ſprechen Sie von Ihrer eigenen Perſon, von Ihren Hoffnungen, Ihren Idealen!"

Krüger ſchüttelte zweifelnd den Kopf.

„Ihr Weſen wird mir immer räthſelhafter," ſagte er traurig. „Sie ſind dieſelbe nicht mehr, die ich vor drei oder vier Wochen zum letzten Male geſehen! — Laſſen Sie mich offen zu Ihnen reden! — Ich hielt Sie lange Zeit für eines jener Mädchen, die nur Befriedigung darin finden, von Männern jeden Alters vergöttert zu werden, bis ich einmal Gelegenheit fand, mit Ihnen längere Zeit allein zu ſprechen. Da merkte ich, daß in der Tiefe Ihres Herzens doch noch etwas verborgen ſei von jenem Heiligſten, das kluge und gute Menſchen profanen Blicken mit peinlicher Aengſtlichkeit verbergen. Von

jenem Augenblicke an gehörte Ihnen mein Herz, gehörte Ihnen mit jedem Tage mehr, je mehr ich einſehen mußte, daß Sie ſich in Ihrer Umgebung, oder gerade herausgeſagt, in Ihrer Familie nicht wohl fühlen konnten! Nun gab es für mich keinen anderen Gedanken mehr, als Sie mir zu gewinnen, — und ich weiß nicht, ob ich mich täuſchte, wenn ich annahm, daß auch Sie allmählich wärmer gegen mich wurden. Anders als gegen die Andern, ſind Sie immer gegen mich geweſen. Juſtine! Nun komme ich wieder, meine vollendete Arbeit giebt mir ein Recht dazu, nun erwarte ich aus Ihrem Munde mein Schickſal, denn nur von Ihnen hängt es ab, da Ihr Vater meine Gefühle für Sie kennt und gegen Ihren Willen mir die Hand ſeiner Tochter nicht verſagen wird."

Er hatte mit jener Herzenswärme geſprochen, die Juſtine immer tief berührt hatte, die ſie einſt ſo gern hatte auf ſich wirken laſſen; heute aber kämpfte ſie mächtig dagegen an.

„Was ich Ihnen zu ſagen habe, Herr Doctor," ſagte ſie mit wunderbarer Selbſtbeherrſchung, „wird Sie nach dem, was ich ſoeben gehört, zunächſt ſehr niederſchmettern, — aber auch nur zunächſt, denn Sie ſind zu klug, um nicht binnen Kurzem einzuſehen, daß ich nicht anders handeln kann, und daß ich auch in Ihrem Intereſſe handle."

Sie hielt inne, wie um Kräfte zu ſammeln zu dem, was ſie ſagen wollte, dann fuhr ſie mit leiſer Stimme und ohne Krüger anzuſehen, fort:

„Ich kann Ihnen — meine Hand — nicht geben, denn ich würde auch nicht eines jener Ideale erfüllen, die Sie erträumen —"

„Juſtine!" rief Krüger von furchtbarem Schmerz gepeinigt aus und ließ ſie nicht zu Ende reden. Er ſtand auf, machte einige Schritte durch das Zimmer, öffnete ein Fenſter, als ob er nicht Luft genug habe zu athmen, kehrte zu Juſtine zurück und ſah ſie mit einem Blicke an, in dem alle Verzweiflung der Erde ihren Ausdruck zu ſuchen ſchien.

„Hören Sie mich ruhig an, ich bitte Sie," ſprach ſie flehend und zwang ihn auf den Stuhl zurück, „ich würde keines Ihrer Ideale erfüllen, wiederhole ich, denn — ich bin durch und durch vergiftet, keins meiner Gefühle iſt mehr echt, keins meiner Gefühle iſt von Dauer, keinem meiner Gefühle darf ich mehr trauen, denn ſie wandeln ſich oft in derſelben Minute in das gerade Gegentheil. Ich habe mit Allem geſpielt, mit dem Heiligſten und dem Niedrigſten, ich bin für nichts anderes erzogen, als für den äußeren Glanz, ich könnte am wenigſten dem genügen, deſſen Seele unwandelbar an einer einzigen großen, das ganze Herz erfüllenden und erhebenden Idee feſthält."

„Gerade, daß Sie ſo ſprechen," unterbrach ſie Krüger lebhaft, „beweiſt das Gegentheil!"

„Laſſen Sie mich ruhig vollenden. Daß ich das Alles weiß, daß es mir klar geworden, verdanke ich Ihrer Bekanntſchaft, Sie haben, ohne es vielleicht zu wollen, den Schleier von meiner Seele gezogen und mir mich in meiner ganzen Verdorbenheit gezeigt."

„Juſtine! Sie tödten mich!“ rief Krüger verzweifelt.

„Sie werden leben! Was wollen Sie mit einer Frau, die nicht im Stande iſt, zu lieben? Mitunter hatte ich das Gefühl, als ob ich Sie lieben könnte; aber das verging, verſchwand wie die Wellen eines Tones. Ich habe nie einen Mann mehr geachtet, als Sie, aber das Gefühl der Liebe muß doch wohl zu groß ſein, als daß es in meinem, von elendem Flitterkram erfüllten Herzen Platz hätte, — ich kann nicht lieben.“

„Aber Sie werden es lernen, Juſtine,“ ſagte Krüger in bittendem Tone, „Sie werden es lernen an meiner Seite, in meinem Hauſe! O, warum ſind Sie meiner Schweſter ſo fern geblieben! Wie hätte unſre vereinte Liebe Ihr Herz zur Liebe zwingen müſſen. O, Juſtine, noch iſt es Zeit, erhören Sie meine dringende Bitte, Sie täuſchen ſich über ſich ſelbſt.“

Er ſtreckte ihr die gefalteten Hände entgegen.

„Ich täuſche mich nicht!“ ſagte Juſtine feſt. „Jede Hoffnung auf mich wird Ihnen ſchwinden, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich meine Hand dem Fürſten Ratinski reiche.“

Bei dieſen Worten ſprang Krüger entſetzt vom Stuhle auf.

„Unmöglich!“ ſchrie er. „Juſtine! dieſem leichtſinnigen Wüſtling?

„Iſt er das? — deſto beſſer; ſo werde ich nicht zu tief unter ſeiner Würde ſein.“

Krüger warf ſich verzweiflungsvoll zu ihren Füßen nieder und ergriff ſchluchzend ihre beiden Hände.

„Nein, nein, nein!“ ſchrie er, „das iſt nicht wahr, das iſt unmöglich, Juſtine! Sie treiben einen fürchterlichen Spott mit mir. Zögern Sie nicht, ſagen Sie es ſchnell, daß es nicht wahr iſt; ich ſterbe ſonſt zu Ihren Füßen.“

Juſtine entzog ihm ſanft ihre Hände und legte ſie auf ſeinen lockigen Kopf.

„Sie werden leben,“ ſagte ſie mitleidig, „was wollen Sie von Einer, die ſich einem ungeliebten Manne hingiebt? Die es thut aus irgend welcher Laune, vielleicht, um dem Hauſe der Eltern zu entfliehen, vielleicht, weil ſie der Titel einer Fürſtin reizt, vielleicht, um den Wunſch einer eitlen Mutter zu erfüllen, — wählen Sie den mildeſten dieſer Gründe, er muß genügen, um Sie für immer von Ihrem Vorurtheile zu heilen.“

„Und nein! und abermals nein!“ rief Krüger zu ihr emporblickend aus, „ich will es nicht faſſen! So hoch ſollten mich meine Träume und Hoffnungen geführt haben wollen, um mich ſo entſetzlich tief hinabzuſchleudern? Wo bin ich denn? Sind das nicht Truggeſtalten der Hölle, die mich umgaukeln?“

Er preßte mit den Händen ſeine glühende Stirn.

Juſtine erhob ſich bewegt, und auch Krüger ſtand langſam auf.

„Faſſen Sie ſich, Krüger,“ ſagte ſie faſt heftig, „und gehen Sie, ſonſt verlaſſen mich meine Kräfte und ich ſpiele Ihnen vielleicht eine Comödie

vor, die Sie unglücklicher macht, als meine kraſſe Wahrheit. Gehen Sie, ich bitte Sie darum, thun Sie mir dieſen letzten Gefallen."

„Ich gehe," ſagte Krüger mit düſterer Wildheit, „ich gehe, Juſtine, aber ich kehre wieder, ſo wahr ich ein Herz in der Bruſt habe! Ich ſchwöre Ihnen, daß Sie dieſen elenden Fürſten nicht heirathen, ſo lange ich noch eine geſunde Hand habe!"

Er ſchickte ſich an zu gehen, blieb aber nach einigen Schritten wieder ſtehen, ſchüttelte verzweifelt den Kopf und fragte:

„Juſtine, iſt nicht Alles ein Traum?"

„Es iſt keiner," erwiderte ſie ernſt, „gehen Sie und kehren Sie nie, nie wieder! Leben Sie wohl!"

Sie wandte ſich ab, um ihre Feſtigkeit zu bewahren.

„Juſtine," fragte er noch einmal, „können Sie es wirklich ausſprechen, dieſes: Gehen Sie?"

Sie faßte alle ihre Kräfte zuſammen und ſagte ſtreng:

„Gehen Sie!"

Krüger ſtürzte davon. Juſtine aber warf ſich auf's Sopha und drückte ihr glühendes Geſicht in die Kiſſen. Sie ſprang wieder auf und eilte an's Fenſter: eine prachtvolle Sternennacht lag über dem ſchweigenden Thiergarten, aber ihr Anblick erlöſte ſie nicht von den brennenden Schmerzen, die ihre Bruſt erfüllten.

Vergeblich ſehnte ſie die Thränen herbei, ſie ging zurück auf ihr Zimmer, ſetzte ſich auf den Rand ihres Bettes und ſagte dumpf:

„Wie glücklich müſſen die Menſchen ſein, die weinen können."

VIII.

Krüger war voller Verzweiflung lange Zeit in den Gängen des Thiergartens dahingeſtürmt, dann hatte er ſich erſchöpft auf einer Bank in der Nähe der Rouſſeau-Inſel niedergelaſſen.

„Das wäre alſo das Ende aller meiner unſäglichen Bemühungen," ſagte er bitter und ſchaute vor ſich auf den ruhigen dunklen Waſſerſpiegel.

Der Anblick des Waſſers rief ſchmerzliche Erinnerungen in Krüger wach, und er ließ ſie an ſeinem geiſtigen Auge langſam vorüberziehen.

Sein Vater, ein wenig bemittelter Kaufmann, deſſen Neigungen mehr der Wiſſenſchaft als ſeinem Stande zugewandt waren, hatte in den Wellen ſein Leben verloren. „Beim Baden verunglückt" hatte man geſagt, aber zwei Menſchen lebten noch, die es beſſer wußten.

An demſelben Tage, an welchem das Unglück geſchehen war, — es mochten etwa anderthalb Jahre her ſein — hatte Krüger von ſeinem Vater einen Brief erhalten, deſſen Inhalt er noch auswendig wußte, obgleich er ihn längſt vernichtet hatte.

Der Brief lautete: „Geliebter Sohn! Du lieſt die Worte eines Verſtorbenen. Verzeihe Deinem Vater und tröſte Deine Schweſter. Man wird

glauben, ich sei beim Baden verunglückt und ich beschwöre Dich, diesen Glauben bei den Menschen und vor Allem bei Deiner Schwester aufrecht zu erhalten. In dem Bestreben, Euch Beiden, und besonders Deiner Schwester, ein Vermögen zu hinterlassen, habe ich zu Speculationen meine Zuflucht genommen, die mich nicht nur völlig ruinirt, sondern auch meine Ehre befleckt haben. Noch ahnt Niemand, wie es um mich steht, und es hätte vielleicht ein Mittel gegeben, mich zu retten, wenn mir das Leben noch erträglich wäre. Ergreife Du dieses Mittel, um wenigstens meinen Namen vor der Welt und Deiner Schwester rein zu halten. Gehe zu Professor Dankmar und theile ihm Alles mit, flehe ihn an, wenn nicht um meinetwillen, so um des Andenkens meiner verstorbenen Frau willen, die er einst als Mädchen geliebt hat — diese Stelle war unterstrichen — sich von meiner Vermögenslage zu überzeugen und durch Deckung meiner Schulden meinen Namen vor Schmach zu retten. Flehe ihn an, das Geheimniß für immer, auch vor seiner Frau, in der Brust zu bewahren. Du aber, Dein reines Herz und Dein Fleiß sind mir Bürge genug, daß Du Deine arme Schwester erhalten und vor allem Leid schützen wirst. Leb' wohl. Dein unglücklicher Vater."

Mit diesem Briefe war Krüger zu Dankmar geeilt und hatte ihn auf Knien um Hülfe angerufen.

Dieser versprach sie, aber nicht ohne eine Gegenleistung von Seiten Krügers. Er klagte, wie sauer ihm seine Frau das Leben mache durch tägliche Vorwürfe, daß er nichts leiste, daß er keinen Namen, daß sie sich in ihm getäuscht habe, daß er von ihrem Vermögen lebe, ohne es sich verdient zu haben; er klagte, wie er unter diesen Vorwürfen dahinsieche und alle Lebenslust verliere, wie es ihm schwer werde, äußerlich froh und voll Glück zu erscheinen, während in seinem Inneren Mißmuth und Lebensüberdruß hausten.

Freilich verschwieg er dabei, wie auch sein eigenes Herz vor Ehrgeiz brannte, sich vor der Welt einen Namen zu machen, und wie er jede Gelegenheit dazu beim Schopfe zu nehmen suchte. Er selbst hatte sich an der Preisarbeit, an der auch Krüger arbeitete, versucht, er hatte all' sein Wissen, alle seine Kräfte angewandt, aber schließlich seine Unfähigkeit, etwas Tüchtiges zu leisten, eingesehen. Nun war eine Gelegenheit gekommen, sich mit fremden Federn zu schmücken, ohne daß er Gefahr laufen durfte, entlarvt zu werden, und er stellte Krüger die Bedingung, seine Arbeit, von deren Vortrefflichkeit Dankmar überzeugt sein konnte, ihm zu überlassen oder vielmehr sie für ihn zu vollenden.

Krüger war zuerst starr vor Empörung über dieses Ansinnen, da es aber galt, den Namen seines Vaters und seiner Familie zu retten, so sah er sich genöthigt, wie schwer es ihm auch wurde, darein zu willigen. Noch etwas kam hinzu, seinen Entschluß zu erleichtern: die aufkeimende Liebe zu Justine. Sie hoffte er zu erringen und zugleich von dem schädlichen Einfluß ihrer Eltern zu befreien.

Welche Tage des Kummers hatte er verlebt, ehe sich wieder freundlichere Aussichten zeigten!

Die Vermögenslage des Vaters war nicht so schlimm, als man gefürchtet hatte, ja es zeigte sich, daß einige von den gewagtesten und bereits verloren gegebenen Speculationen über Erwarten glücklich ausgingen, sodaß schließlich den beiden Geschwistern noch ein kleines Vermögen verblieb, von dem sie bescheiden und ohne Noth leben konnten.

Krüger hatte mit Anstrengung aller seiner Kräfte gearbeitet; mit welchem Erfolge, haben wir gesehen: sein Werk wurde gekrönt. Ja, er hatte schon ein zweites vollendet, mit dem er selbst sich einen Namen und zugleich Justinen zu erringen hoffte.

Der Vater hatte ihm auch schon die Hand seiner Tochter versprochen, freilich unter der Voraussetzung, daß Justine einwillige, aber Krüger hatte daran nicht gezweifelt, umsoweniger, als der Vater ihn stets in seinem Glauben bestärkt hatte.

Nun kam dieser entsetzliche Schlag und zerstörte alle seine Hoffnungen!

Und wem sollte er vorgezogen werden? Dem Fürsten Ratinski, dessen ausschweifenden Lebenswandel er in Bonn kennen gelernt hatte, der ein unschuldiges junges Wesen in schändlicher Weise vernichtet hatte, und der nur dem Strafrichter entgangen war, weil es für die furchtbarsten moralischen Verbrechen im Strafgesetzbuch keinen Raum giebt.

Alle diese Erinnerungen und Gedanken wirbelten in dem Gehirn Krügers jetzt umher und versetzten ihn in einen dem Wahnsinn nicht unähnlichen Zustand.

Er stand wieder auf und begann von Neuem, wie von unsichtbaren Dämonen verfolgt, in den stillen Gängen des Thiergartens umherzuirren.

Was sollte er thun, diese Heirath unmöglich zu machen? Hatte es einen Sinn, überhaupt daran zu denken, da Justine ihn doch nicht zu lieben schien? Aber sie liebte ja auch den Fürsten nicht! Das war der einzige schwache Hoffnungsstrahl, der durch seine finsteren Gedanken hindurchschimmerte, und er faßte den festen Entschluß, die Eltern über den Charakter des Fürsten aufzuklären. Aber würde man ihm, dessen Interesse zur Sache man kannte, Glauben schenken? Und er stand so einsam, er hatte Niemand, der ihm helfen konnte!

„Wer einmal mit der Lüge sich eingelassen hat, wird sie nicht wieder los!" rief er verzweifelt aus, und er wälzte den alten Bibelspruch in seinem Innern umher: „Die Sünden der Väter werden an den Kindern heimgesucht bis in's dritte und vierte Glied!"

Mitternacht war vorüber und er konnte sich immer noch nicht entschließen, seine Wohnung aufzusuchen. Er fürchtete seine Schwester noch wach anzutreffen, denn er hätte ihr seinen Kummer nicht verbergen können und doch durfte sie nichts von all' den Schmerzen erfahren, die ihn marterten.

Erſt, da ein Betrunkener ihm in den Weg trat und ihn in ein Geſpräch verwickeln wollte, eilte er auf kürzeſtem Wege nach Hauſe und fand ſeine Schweſter und die alte Dienerin Suſanne ſchon ſchlafend.

IX.

Er hatte ſich angekleidet auf's Bett gelegt, konnte aber keinen Schlummer finden. Er ſtand wieder auf und ging ruhelos in ſeinem Studirzimmer hin und her, bis der Morgen graute und die alte Suſanne ihm das Frühſtück brachte.

Er hatte kaum ihren „guten Morgen" erwidert und nicht bemerkt, wie die Alte ihn kummervoll betrachtete, denn ſie kannte und liebte ihn von ſeiner Geburt an, hatte ſeit dem frühen Tode ſeiner Mutter deren Stelle vertreten, und ihr konnte der erregte Zuſtand ihres Pfleglings nicht entgehen.

Sofort machte ſie der Schweſter davon Mittheilung.

Leonore war eine liebliche Mädchenerſcheinung, 22 Jahre alt, blond und blauäugig, ſchlank und doch feſt gebaut, wer ſie ſah, dem wurde wohl um's Herz; wen ſie mit ihren treuen Augen anblickte, der vermochte kein unedles Wort über die Lippen zu bringen.

Sie trat jetzt in das einfache Studirzimmer ihres Bruders, ſah ihn bekümmert an und ſagte mit freundlicher Stimme:

„Du arbeiteſt nicht, Franz? Ich höre Dich unruhig im Zimmer umhergehen, — da ſteht auch Dein Frühſtück noch unberührt? — Lieber Bruder, was iſt Dir?"

Sie legte ihren Arm auf ſeine Schulter und ſah ihm treuherzig in's Geſicht. Krüger lächelte ſie an und küßte ſie auf die Stirn.

„Sei ohne Sorge, liebes Lorchen, ich denke, es wird vorübergehen. Ich habe die letzten Wochen zu viel im Zimmer geſeſſen, ich muß Bewegung haben."

Er ſtreichelte ihr die Wangen.

„Franz, Du biſt nicht aufrichtig gegen mich, Du verbirgſt mir etwas," ſagte ſie.

„Laß mich, Schweſter," erwiderte er und ging wieder im Zimmer umher, „wir Gelehrten ſind ein ſeltſames Völkchen. Es darf nur eine neue Idee in uns die erſten Regungen machen, gleich iſt es mit der Ruhe vorbei. Und nun beginnt eine wahre Jagd, den Sprüngen dieſer Idee zu folgen, daß ſie uns nicht entſchlüpft, bis wir ſie in aller Klarheit auf dem Papiere haben."

„Aber dabei ſeht ihr nicht ſo finſter aus," wandte Leonore ein, „dabei ſeid ihr äußerlich nicht ſo unruhig. Nein, nein, ich kenne Dein Geſicht, Du biſt blaſſer als gewöhnlich. Die alte Suſanne hörte, wie Du Nachts ſtöhnteſt und Dein Schlafzimmer verließeſt. Das Alles iſt gegen Deine Gewohnheit."

„Die alte Suſanne hält mich noch immer für den Buben, den ſie auf den Armen getragen hat," ſagte Krüger mit erzwungener Luſtigkeit, „damals hatte ſie Recht, beſorgt zu ſein, wenn ich Nachts nicht ſchlief, jetzt ſollte ſie ſich ſelber Ruhe gönnen. — Ich habe mich etwas überanſtrengt, weiter nichts. Der Morgen iſt ſo ſchön, ich will einen Gang in's Freie machen, dann wird es beſſer werden."

„Recht, Franz. Und wenn Du wiederkommſt, ſehe ich Dein altes freundliches Geſicht?"

Er küßte ſie wieder, jetzt aufrichtig lächelnd, auf die Stirn und ſagte:

„Ich will's hoffen. Leb' wohl, Du kleine Samariterin."

„Und doch verbirgt er mir etwas," ſagte Leonore zu ſich ſelber, als ſie allein war und im Zimmer ordnend ſich zu ſchaffen machte, „wir Weiber haben einen feinen Blick für die Geſichter, die wir lieb haben. — Er war geſtern Abend noch bei Dankmar; ſollte es damit zuſammenhängen?"

Während Leonore mit dieſen und ähnlichen Gedanken beſchäftigt war, hatte ſich Dr. Monrad dem Hauſe genähert und ſchon in Erfahrung gebracht, daß Krüger ausgegangen ſei. Das war ihm gerade recht. Schon als er die Treppe hinaufſtieg, gab er ſeinem Geſichte einen möglichſt milden, unſchuldigen Ausdruck und bereitete ſich auf die Rolle vor, die er die nächſte halbe Stunde zu ſpielen gedachte.

Mit ſüßlichem Lächeln trat er der alten Suſanne entgegen und drückte ihr ſein Bedauern aus, den Herrn Doctor nicht zu treffen, bat aber gleichwohl ſeine Viſitenkarte dem gnädigen Fräulein abzugeben, da er ſie dringend zu ſprechen wünſche.

Leonore las die Karte, ſchüttelte den Kopf, denn ſie hatte den Namen Monrad niemals gehört, und ſagte endlich:

„Vielleicht hat er etwas zu beſtellen. Führe ihn hier herein, Suſanne!"

Dr. Monrad trat ein und machte eine tiefe Verbeugung.

„Verzeihen Sie, mein verehrtes gnädiges Fräulein," begann er, „daß ich ſo früh Ihre Ruhe zu ſtören wage, aber auf der Durchreiſe begriffen, wollte ich nicht verfehlen, einen meiner treueſten jungen Anhänger von der Univerſität Bonn her aufzuſuchen."

Er trat einige Schritte näher und ließ ſeine Blicke aufmerkſam in der Stube umherſchweifen.

„Meinen Bruder?" fragte Leonore.

„Ihren Herrn Bruder."

„Den treffen Sie nun leider nicht zu Hauſe," ſagte Leonore, ohne ihren Gaſt aufzufordern, Platz zu nehmen.

„Wie ſehr ich das bedaure, wird Ihr Herr Bruder ſelbſt ermeſſen, wenn er von meiner Anweſenheit erfährt. Wir haben manche frohe und ernſte Stunde zuſammen verlebt und ſind uns ſehr nahe getreten. Leider, habe ich kaum eine Stunde Zeit und wollte ſo wenigſtens im Vorübergehen Ihre werthe Bekanntſchaft machen und ſehen, wie mein junger Freund hauſt."

„Das ist sehr liebenswürdig, mein Herr," sagte Leonore jetzt freundlich, „wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Nur einen Augenblick," erwiderte er sich setzend, und seine Augen weilten vorwiegend auf einem Bücherregal, auf welchem Studienhefte und Manuscripte in großer Anzahl angehäuft lagen. Nach einer kleinen Pause fuhr er fort:

„Ihr Herr Bruder fängt an, eine Leuchte der Wissenschaft zu werden, ein Ruf dringt immer weiter. Was arbeitet er wohl jetzt?"

„Soviel ich weiß, ist er mit einer eingehenden Kritik der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der speculativen Philosophie beschäftigt, von der ich nun freilich so gut wie nichts verstehe," sagte Leonore harmlos.

„Ich würde mich über das Gegentheil wundern," lachte Monrad, „Philosophie wird niemals eine geistige Speise für Damen sein. Aber, was ich fragen wollte," fuhr er fort, „Professor Dankmar hat kürzlich mit einer Schrift den ersten Preis gewonnen, deren Thema, wenn ich nicht irre, auch Ihren Herrn Bruder einst lebhaft beschäftigte."

Er beobachtete Leonore auf's schärfste.

„Erinnern Sie sich noch dessen?" fragte sie theilnehmend.

„Wie sollte ich nicht! War ich doch sein intimster Vertrauter! Was ist daraus geworden?"

Er hat das Thema fallen lassen, es habe seinen Reiz für ihn verloren, sagte er mir."

„Seltsam! Seine Studien waren weit vorgeschritten. Sollte er sie nicht noch besitzen?"

„Das ist wohl möglich," sagte Leonore, und auf das Bücherregal deutend, in dessen Nähe sie saß, fügte sie hinzu: „hier liegen viele Arbeiten, die der Fortsetzung harren, oder die wohl immer unvollendet bleiben."

Monrad stand auf, trat an das Regal, betrachtete die Manuscripte, jedoch ohne sie zu berühren und sagte:

„Schade, daß Ihr Herr Bruder nicht da ist."

„Sie hätten gern das eine oder andere gesehen?"

„Sehr gern!"

„Wenn Sie eine halbe Stunde warten wollen?"

„Das kann ich leider nicht. Doch ich versuche es schon ein andermal, wenn auch vielleicht erst nach Jahren. So ist es mir wenigstens geglückt, die Schwester des Freundes, von der ich so viel Gutes gehört, gesehen zu haben."

Er hatte den weichsten, einschmeichelndsten Ton angenommen, der ihm zu Gebote stand, und reichte Leonoren jetzt die Hand.

„Wollen Sie schon fort?" fragte sie aufstehend.

„Ich muß leider. Doch habe ich zum Schluß noch ein Anliegen."

„Welches?"

„Ihr Herr Bruder hat mir schon in Bonn ein Bildniß von sich versprochen, aber niemals geschickt. Wie glücklich würden Sie mich machen, wenn ich aus Ihren Händen das Bild des Bruders empfangen könnte."

„Das sollen Sie sofort haben, wenn Sie sich einen Augenblick gedulden wollen," sagte Leonore bereitwillig, während Monrad sich tief verneigte.

Er hatte seine Absicht erreicht.

Kaum hatte Leonore das Zimmer verlassen, so stürzte er wie ein Raubthier auf seine Beute auf das Bücherregal zu und wühlte, die Augen weit aufreißend, mit zitternden Händen unter den Manuscripten.

Dabei murmelte er zwischen den Zähnen:

„Wer nicht Alles wagt, gewinnt auch nicht Alles. Ich begehe keinen Diebstahl, sondern will nur meiner Sache gewiß sein. Vielleicht thue ich sogar der Wissenschaft einen Dienst!"

Schon nach kurzem Suchen schien er gefunden zu haben. Er riß aus der Brusttasche seines Rockes das Exemplar der Preisschrift, das ihm Frau Johanna geschenkt, und fing eilig an, zu vergleichen.

„Da, da ist es!" rief er freudestrahlend aus, „die erste Niederschrift, voller Correcturen, aber gleich die ersten Sätze wörtlich mit denen der Preisschrift übereinstimmend. Es ist kein Zweifel! — Nun habe ich Euch Beide in meiner Gewalt," fügte er triumphirend hinzu und schob das Manuscript in seine Brusttasche.

Bald darauf kehrte Leonore zurück und überreichte Monrad eine Photographie.

„Hier, mein Herr," sagte sie, „das Bild ist zwar nicht neu, aber doch gut getroffen."

„Vortrefflich!" rief Monrad aus, das Bild betrachtend, „ja, ja, ein geistreicher, ein echter Gelehrtenkopf! Meinen verbindlichsten Dank! Nun aber muß ich eilen. Leben Sie recht wohl, mein Fräulein."

Wieder verneigte er sich tief und verließ schnell das Zimmer.

Leonore nahm noch einmal seine Visitenkarte zur Hand und las den Namen halblaut.

„Eigenthümlich!" sagte sie, „er schien so herzlich! Daß mir Franz nie von ihm erzählt hat!"

Dann legte sie die Karte auf den Schreibtisch ihres Bruders und wollte sich eben an ihre gewohnte Arbeit begeben, als die alte Susanne eilig hereintrat, und mit geheimnißvoller Miene sagte:

„Fräulein Lorchen, Fräulein Lorchen!"

„Was giebt es denn?"

„Der junge Herr Grund ist draußen, der Neffe der Frau Professorin, und wünscht den Herrn zu sprechen. Er ist ein gar freundlicher junger Herr!"

„Der? Woher kennst Du ihn?"

„Er hat mir seinen Namen genannt."

„Was könnte der bei Franz wollen?" sagte Leonore halb zu sich, und eine dunkle Ahnung stieg in ihr auf. „Vielleicht ein Abgesandter von Daukmar? Führe ihn herein, Susanne, und sage ihm, mein Bruder würde bald zurückkehren, er möchte sich nur kurze Zeit gedulden."

Während Susanne den Befehl ihrer Herrin ausführte, begab sich Leonore auf ihr Zimmer und überlegte bei sich, ob sie die Gelegenheit nicht wahrnehmen solle, selber mit dem Herrn zu sprechen und so vielleicht den Grund von Franzens Kummer zu erfahren.

Sie war eben mit sich einig geworden und fing an, ihre Toilette zu mustern, als auch Susanne eintrat und meldete, der junge Herr habe sehr artig gefragt, ob er nicht das gnädige Fräulein sprechen könne.

„Ich hatte mir's schon vorgenommen," sagte Leonore und löste ihre vollen blonden Haare, um sie in Ordnung zu bringen.

Währendem schaute sich Felix im Zimmer um und machte dabei im Stillen seine Glossen.

„Wenn das Fräulein so tugendhaft aussieht, wie die gute Alte," dachte er, „so bin ich für meine Neugier genügend bestraft. Also das ist der Sitz des Paradieses! Hier hausen die Geister der Zufriedenheit und des Glückes! Nun, ich muß gestehen, vorläufig merke ich noch nichts von ihrem Einflusse auf mein Gemüth! Es weht mich hier so philisterhaft an! Aber eine Unterhaltung mit der gelehrten Jungfrau wird mich amüsiren."

Da erschien Leonore auf der Schwelle und ihre liebliche Gestalt contrastirte so mit dem Bilde, welches sich Felix von ihr gemacht, daß er wie angewurzelt stehen blieb und ihm unwillkürlich die Worte auf die Lippen kamen:

„Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!"

Auch Leonore blickte ihren Gast eine Zeitlang stumm an, dann gingen sie sich langsam entgegen.

„Sie waren so gütig," begann Felix, „meinen Wunsch zu erfüllen und mir einige Minuten zu schenken, mein gnädiges Fräulein."

„Ich muß Ihnen aufrichtig bekennen, mein Herr, daß ich auch ohne Ihren Wunsch die Gelegenheit wahrgenommen hätte, Sie zu sprechen; ich bin bekümmert und der Kummer macht offenherzig."

Dabei sah sie ihn mit ihren blauen Augen fragend an.

„Bekümmert?" sagte Felix mit gutmüthiger Ironie, „ich denke, der Kummer findet in Ihrem Hause überhaupt keinen Eingang?"

„Freilich wohl selten, aber doch mitunter," gab Leonore seufzend zur Antwort und bat Felix, Platz zu nehmen.

„Und Sie wollen mir Ihren Kummer klagen?" fuhr Felix, sich auf einen Stuhl niederlassend, burschikos fort, „es freut mich, Ihr Vertrauen so schnell erworben zu haben."

Sie gefiel ihm ſehr gut und er dachte bei ſich: „Da ſie ſo hübſch iſt, wird es mit ihrer Tugend wohl nicht ſo gut beſtellt ſein, wie man ſagt.“

Leonore aber antwortete unbefangen:

„Das hat ſeine beſondere Bewandtniß. Ich weiß, daß Sie viel im Hauſe Ihres Onkels, des Profeſſor Dankmar, verkehren —“

Sie zögerte fortzufahren und ſah ihn aufmerkſam an, dann ſagte ſie langſam:

„Kommen Sie vielleicht — in deſſen Auftrage — meinem Bruder eine Mittheilung zu machen?“

„Du ahnungsvoller Engel Du!“ dachte Felix und ſagte lächelnd:

„Was führt Sie auf dieſe Vermuthung, mein Fräulein?“

„Franz war geſtern Abend noch dort,“ entgegnete Leonore eifrig, „und heute iſt er völlig verwandelt in ſeinem Weſen.“

„Und ich ſoll wiſſen —?“

„Wiſſen Sie nichts? Es muß ihm bei Dankmar etwas Schlimmes begegnet ſein! Er iſt ſonſt nirgends geweſen.“

Ihre aufrichtige Beſorgtheit machte Felix ernſt.

„Um welche Zeit war er dort?“ fragte er.

„Bald nach Eintritt der Dunkelheit.“

„Um dieſe Zeit kann er Dankmar nicht angetroffen haben, denn ich ſelbſt war mit ihm und ſeiner Frau zum Miniſter geladen,“ ſagte Felix nachdenklich.

„War Fräulein Juſtine auch geladen?“ fragte Leonore ſchnell.

„Nein,“ ſagte Felix gedehnt und er ſah mit Verwunderung, welche Verwirrung ſich auf Leonorens ſchönem Geſichte ſpiegelte.

„Dann — ja dann,“ ſtammelte ſie, „nun — Sie werden ja auch die Sachlage kennen, Herr Grund, — dann muß es geſtern zu einer Kataſtrophe gekommen ſein zwiſchen — Franz und Juſtine!“

Sie ſtarrte Felix fragend an.

Dieſem begegnete, was ihm noch nie einer Frau gegenüber begegnet war: er ſchlug verlegen die Augen nieder und ſchwieg.

„Sie ſchweigen?“ fragte Leonore dringender, „Sie wollen mich ſchonen, wollen es mir nicht ſagen? — Sie wundern ſich, daß nicht Franz ſelbſt mit mir davon geſprochen? Ach Gott, er fürchtete wohl mich zu betrüben. Sie aber können es ja ruhig ausſprechen, ruhig und ohne Erregung! Nicht wahr, es iſt aus? Es iſt Alles, Alles aus? Franz iſt für immer verabſchiedet, ſeine Liebe nicht für vollwerthig befunden worden?“

Sie hatte immer ſchneller geſprochen, und da Felix ſchweigend verharrte, ſo bat ſie rührend:

„Sagen Sie es nur, Herr Grund, ſagen Sie es kalt und kurz!“

Felix hatte eine Empfindung, die ihm völlig unbekannt war: es legt ſich wie ein eiſerner Ring um ſeinen Hals, ſo daß er nicht ſprechen konnte, und ſeine Naſenflügel zitterten.

Endlich brachte er mühsam und ohne aufzuschauen einige Worte heraus:

„Ich dachte, mein Fräulein, — ich würde — es können — würde kalt und ohne Erregung — den Auftrag ausrichten können, den ich an Ihren Bruder zu bestellen habe, — aber — Ihre schwesterliche Wärme hat mich angesteckt, und ich bedaure tief, der Träger einer so schmerzlichen Nachricht sein zu müssen."

„O, mein armer Bruder!" rief Leonore aus, „und Sie kommen im Auftrage des Fräuleins?"

„Nein, nicht im Auftrage Justinens, ich weiß auch nicht, daß zwischen dieser und Ihrem Bruder eine Aussprache stattgefunden, ich komme im Auftrage der Eltern Justinens."

„Im Auftrage der Eltern?"

„Ihrem Bruder mitzutheilen, daß Justine sich mit dem Fürsten Ratinski verlobt habe, um zu verhüten, daß, bevor die Verlobung veröffentlicht wird, Ihr Herr Bruder in die unangenehme Lage versetzt werde, bei einem Besuche des Hauses Tankmar von der Nachricht überrascht zu werden."

„Diese Vorsicht kommt nun zu spät," sagte Leonore wehmüthig.

Beide schwiegen eine Zeit lang, in tiefes Sinnen verloren. Endlich nahm Leonore wieder das Wort.

„O, Sie ahnen nicht, wie Franz dieses Mädchen geliebt hat! Nur für sie hat er gearbeitet, gehofft, gestrebt! Als er das erste Mal um ihre Hand anhielt und vom Vater vertröstet wurde, er solle warten, bis er eine solche Arbeit geliefert, die seinen Namen bekannt gemacht, bis Justine, die ihn nicht ungern sähe, Klarheit über sich gewonnen hätte, damals schon war er der Verzweiflung nahe, und kaum meine Schwesterliebe — dieses Aschenbrödel neben der seinigen — war im Stande, ihn wieder aufzurichten und ihm neue Hoffnung zu geben. Wie wird er nun diesen Schlag überstehen!"

Sie senkte kummervoll den Kopf und legte die gefalteten Hände in den Schooß.

Felix empfand bei ihrem Anblick eine tiefe Scham.

„Also er hat Justine aufrichtig geliebt?" fragte er theilnahmsvoll.

„Aufrichtig?" sagte Leonore mit trübem Lächeln. „Er liebt sie unaussprechlich! Wie oft saß er am Abend nach gethaner Arbeit neben mir und sprach mir von ihr. Wie sie so eigenartig, so ganz anders sei wie andere Mädchen, wie sie gar nicht in den Kreis ihrer Umgebung passe, wie kurzsichtige Blicke sie in eine Reihe stellen könnten mit den oberflächlichen Damen der sogenannten guten Gesellschaft, wie sie zwar nicht frei sei von den Fehlern derselben, wie er aber hoffe, all' die Schlacken von dem reinen Golde ihres Herzens abzustoßen. Der gute Franz, er hat sich doch wohl getäuscht, aber wer wird einen Liebenden davon überzeugen?"

„Und wenn er sich nicht getäuscht hätte!" rief Felix, der mit großer Aufmerksamkeit den Worten Leonorens gefolgt war, lebhaft aus; wenn diese ganze Verlobung nichts anderes wäre, als eine gemeine Speculation der eitlen

Eltern, die ihre Tochter zur Fürſtin machen wollen; wenn ſie der Thorheit der Eltern zum Opfer gefallen wäre! Denn Ihr Bruder hat Recht: Juſtine iſt klüger, geiſtreicher, talentvoller, als all' die andern Mädchen ihres Umganges, und gerade, weil ſie es iſt, reizte ſie meinen Unwillen und Spott mehr als die Anderen, denn ſie wäre es im Stande geweſen, all' den bunten Kram, mit dem man ihr Leben ausgefüllt, von ſich zu werfen!"

Er fuhr mit der flachen Hand über die Stirn, als ob er einen Vorhang von ſeiner Seele entfernte und ſprach immer lebhafter weiter:

„Himmel! Wie es plötzlich klar in mir wird! Ich ſehe Juſtine vor mir, wie ſie geſtern Abend mit ernſten, wehmüthigen Augen mich anſah, als ich ihr voll bitterer Ironie zur Verlobung Glück wünſchte! Warum ſehe ich das Alles auf einmal in ganz anderem Lichte?!" Sein Geſicht hatte einen freudigen, wie von einer hehren Viſion verklärten Ausdruck angenommen, er ſaß mit aufgerichtetem Oberkörper nur halb auf dem Stuhle, lebhaft mit der rechten Hand geſtikulirend und unausgeſetzt Leonoren betrachtend, als gälte es, ihr eine frohe Weisheit zu verkündigen, die alle Welt beglücken müßte.

„Warum," fuhr er fort, „ſehe ich mit einem Male Gutes, Schönes, wo ich bisher nur kalte Berechnung, flache Selbſtbeſpiegelung und Hochmuth geglaubt? Warum erkenne ich jetzt erſt den Werth und die hohe Achtbarkeit Ihres Bruders? Eleonore! Zittern Sie nicht, weil ich Sie bei Ihrem Vornamen nenne, ich muß meine tiefe Schuld bekennen, um mein Herz von einer unerträglichen Laſt zu befreien. Ihr reiner Sinn wird ſoviel Schlechtigkeit nicht faſſen können. Hören Sie! Ich kam hierher, um mich an dem Aerger Ihres Bruders zu freuen, um mich davon zu überzeugen, daß Ihre gerühmte Tugend eitel Schein und Trug ſei!"

Er hielt inne, denn Leonore ſah ihn ſprachlos ſtarr an.

„Sie ſchaudern zurück vor ſoviel Schlechtigkeit," ſagte er ernſt, „aber glauben Sie mir: der Muth des Bekenntniſſes iſt der Anfang zum Beſſerwerden. Was habe ich bisher geſehen in der Geſellſchaft, wohin ich meine Augen auch richtete? Falſche Würde, falſche Liebe, falſche Güte, falſche Ehen! Glatte Höflichkeit, wo man Theilnahme erwarten ſollte! Eine Haſt, eine Jagd nach dem Schein, nach äußerem Prunk und Anerkennung, die jedes ruhige Streben nach innerem Glücke unmöglich macht, mit einem Worte: Lüge, Lüge, wohin ich mich wandte. Verzerrt das Leben wie auf unſeren Theatern; die naive Wahrheit gilt für abgedroſchen, verrenkt müſſen die Gefühle werden, um Anſpruch auf Intereſſe erheben zu können, der fade Witz tritt an Stelle des Humors, das Gemüth wird erſchlagen; wehe dem, der noch etwas davon zu zeigen wagt! Heuchelei muß die Frömmigkeit erſetzen, Geiſtreichthun den Geiſt, Geld das Gewiſſen! Soll man davon nicht mit Verachtung gegen die Menſchen, mit Mißtrauen gegen Alles, was den Schein des Großen und Guten an ſich trägt, erfüllt werden? Und nun — nun zeigen mir plötzlich zwei Mädchenaugen voll echter Güte und Reinheit, daß ich ein

Thor war, zu verzweifeln, zeigen mir eine neue Welt der Hoffnung, des Friedens, des Glückes!"

Er war mit ſeinem Stuhle Leonoren immer näher gerückt, jetzt legte er ſanft ſeine Hand auf die ihrige und ſah ihr mit ſo glückſtrahlendem, mit ſo von lauterſter Begeiſterung leuchtendem Antlitz in die Augen, daß Leonore ſie erröthend niederſchlug und mit vor Erregung zitternder Stimme erwiderte:

„O, könnten Sie dieſe Welt meinem Bruder wiedereröffnen!"

„Ich will es verſuchen, will meine ganze Kraft daran ſetzen, will wieder gut machen, was ich an ihm und — an Ihnen, Leonore, geſündigt habe. Aber dazu bedarf ich Ihrer Mithülfe."

„Was könnte ich dazu thun?" erwiderte ſie beſcheiden.

„Sehr viel! Was hält Sie eigentlich von dem Hauſe meines Onkels fern?"

„Auch ich ging dort früher ein und aus."

„Und warum nicht mehr? Sind Sie ſtolz?"

„Stolz?" erwiderte Leonore lächelnd. „Sie werden es kaum für möglich halten, wenn ich Ihnen den Grund meines Fernbleibens angeben ſollte!"

„O bitte, theilen Sie ihn mir mit."

„Ich hatte die Kühnheit, auf einer Soiree Ihrer Tante im wollenen Kleide zu erſcheinen, was ſie derartig empörte, daß ſie, die mich nie gern geſehen zu haben ſchien, mich in Gegenwart Anderer in ſpöttiſcher Weiſe zur Rede ſtellte und mir gleichſam die Thür wies."

„Daran erkenn' ich Frau Johanna!"

„Mein Bruder war darüber ſo aufgebracht, daß er fortan auch keine Geſellſchaft mehr beſuchte, und nur den Bitten des Profeſſors und Franzens heißer Liebe zu Juſtinen iſt es zuzuſchreiben, daß er ſpäter das Haus wieder betrat."

„Und Sie?"

„Nach mir hatte man weiter kein Verlangen, — obgleich mich einſt Juſtine gern zu haben ſchien."

„Wie wäre es auch anders möglich!" ſagte Felix, ſich erhebend. „Hätten Sie nur weiter mit ihr verkehrt, es wäre nicht dahin gekommen! Hier iſt der Punkt, wo Sie uns Alle helfen können. Sie müſſen zu Juſtinen, müſſen mit ihr ſprechen —"

„Ich?" fragte Juſtine, ebenfalls aufſtehend, „ich, die Schweſter meines Bruders? Soll ich bei ihr betteln gehen? Nein, nein, das iſt unmöglich!"

„Sie ſollen nicht betteln, Sie ſollen ſie retten," bat Felix. „Sie ſollen ſie zurückhalten von einem Schritte, den ſie zu ihrem Verderben, den ſie nur gezwungen thut. Denn an der Seite des Fürſten kann ſie nicht glücklich werden."

Leonore ſchüttelte den Kopf.

„Wer würde die Uneigennützigkeit meines Vorgehens erkennen? Wer würde meinen Worten Glauben ſchenken? Juſtine gewiß nicht."

Felix ſtand vor ihr und ſah ſie bittend an.

„So verſuchen Sie es auf die Gefahr hin, mißverſtanden zu werden. Ich weiß nicht — ich habe ein unbegrenztes Vertrauen zur Kraft Ihrer Worte.“

„Nein, nein, Herr Grund, es geht nicht. Wenn mein Bruder es erführe, — doch, da iſt er ſelbſt!“

Krüger war plötzlich eingetreten und erſtaunt an der Thür ſtehen geblieben. Er blickte abwechſelnd mit unwilliger Geberde von Leonore auf Felix und ſagte dann ſchroff zu dieſem:

„Sie hier? Und in eifrigem Geſpräch mit meiner Schweſter? Was wünſchen Sie, mein Herr?“

„Ihre Freundſchaft zu erwerben,“ erwiderte Felix treuherzig und ſtreckte ihm die Hand entgegen, die Krüger zurückwies.

„Da konnten Sie zu keiner ungelegeneren Zeit kommen,“ ſagte er barſch, „ich bin durchaus nicht freundſchaftlich aufgelegt heute. Wenn Sie ein Anliegen haben, ſo bitte, machen Sie's kurz, ich könnte ſonſt leicht ungeduldig werden.“

„Franz,“ ſagte Leonore bittend, „iſt das die heitere Stirn, mit der Du nach Hauſe zurückzukehren verſprachſt?“

„Läßt Du Dir von dem Herrn den Hof machen?“ fuhr er heraus.

Leonore aber umarmte ihn liebevoll und ſagte:

„Nicht in dem Tone weiter, Franz; er könnte Dich ſpäter reuen. Du bedarfſt jetzt mehr denn je der energiſchen und hülfreichen Hand eines Freundes, der Dich aus kummervoller Lage rettet. Nimm dankbar an, was Dir geboten wird.“

Krüger machte ſich heftig von ſeiner Schweſter los und erwiderte:

„Wer hat mir hier was anzubieten? Was willſt Du und was weißt Du von meiner kummervollen Lage? Kennſt Du den Herrn dort, Leonore?“ ſetzte er auf Felix deutend hinzu, „und wenn Millionen Menſchen kämen und mir Ihre Freundſchaft anböten, der wäre juſt der letzte, von dem ich ſie annähme!“

Er machte einige ſchnelle Schritte durch das Zimmer, während Felix und Leonore ſich rathlos anſahen.

„Was ſoll ich thun?“ fragte Leonore, „Sie ſind ganz verſtummt, mein Herr?“

„Wenn Ihre Fürſprache nichts fruchtet,“ erwiderte Felix ruhig und ernſt, „was ſollte wohl die meinige nützen? — Aber ich verzweifle darum nicht. Der Schmerz ſchlägt oft Töne an, die denen des Haſſes ſehr ähnlich ſind; ich aber laſſe mich nicht täuſchen. An wem ſich ſolche Wunder vollzogen, wie heute an mir, — dem wird es auch noch möglich werden, die Freundſchaft eines echten Mannes zu erwerben.“

Leonore reichte ihm die Hand und ſagte innig:

„Haben Sie Dank für dieſes Wort; ich glaube Ihnen.“

Krüger blieb erstaunt stehen.

„Leonore, was thust Du?" fragte er, „was hat sich hier zugetragen?"

„Franz, — wir wissen Alles, wir kennen Dein ganzes Leid."

„Dann weißt Du auch, daß mir nicht zu helfen ist," sagte er verdrossen und zu Felix gewendet, fügte er hinzu:

„Sie kommen wohl, mir das fröhliche Ereigniß in der Familie Dankmar anzuzeigen? — Dann bin ich Ihnen für Ihren Dienst verbunden."

Er trat an seinen Arbeitstisch, als wolle er damit andeuten: „nun möchte ich gern allein gelassen werden," und nahm die Karte Monrads in die Hand.

Felix aber sagte fest:

„Ich habe meinen Auftrag ausgerichtet und bin im Begriff zu gehen, um zu verhindern, daß meine Cousine an einen Wüstling verheirathet wird."

Er grüßte Leonoren und wandte sich der Thür zu, als Krüger verwirrt ausrief:

„Wie? — Was sagten Sie, mein Herr?"

Felix kehrte zurück und wollte seine Worte wiederholen, verstummte jedoch bei dem Anblicke Krügers.

Dieser hielt die Karte Monrads noch in der Hand und betrachtete sie mit starren Blicken, sein Gesicht war ganz bleich geworden.

„Wie kommt diese Karte hierher?" fragte er bebend. „Dr. Monrad? Ist der auch hier? War der Mensch hier, Leonore?"

„Was hast Du?" fragte Leonore ängstlich, „ja, er war hier!"

Felix trat einen Schritt näher und fragte nun auch erstaunt:

„Monrad hier?"

Leonore nickte mit dem Kopfe.

„Und was wollte er?" fragte Krüger weiter.

„Er sagte, er sei ein alter Freund von Dir, erkundigte sich nach Deinen Studien, wollte Deine Manuscripte sehen, fragte, warum Du Deine Arbeit über Darwin aufgegeben hast, und bat mich schließlich um ein Bild von Dir."

„Und Du gingst hinaus und holtest ihm eins?" fragte Krüger, emsig unter seinen Manuscripten suchend.

„Ja, ich that's," gab Leonore schüchtern zur Antwort.

„Der Schurke! — Das Manuscript ist verschwunden!" stammelte Krüger dumpf und seine Sinne begannen sich zu verwirren, denn er grübelte vergeblich darüber nach, was Monrad damit bezwecken konnte.

„Welches Manuscript?" fragte Leonore voller Bangigkeit. Ohne auf sie zu hören, ging Krüger auf Felix zu und fragte ihn:

„Kennen Sie den Fürsten und seinen Mentor, Herr Grund?"

„Ich kenne sie beide."

„Und schätzen Sie die Herren?"

„Ich verachte ſie!"

„Darf ich Sie um den erſten Beweis Ihrer Freundſchaft bitten?"

„Ich ſehne mich danach, ihn zu geben."

„So ſchenken Sie mir noch eine halbe Stunde Ihre Gegenwart."

„Ich ſtehe vollſtändig zu Ihren Dienſten."

„Und Dich, mein liebes Schweſterchen," ſagte er mit gezwungener Luſtigkeit zu Leonoren, „bitte ich, laſſe uns allein."

Leonore umſchlang heftig ihren Bruder und ſagte mit echt weiblicher Divinationsgabe:

„Du biſt der Verfaſſer der Preisſchrift?"

„Still, ſtill! Kein Wort davon," beſchwichtigte der Bruder.

„Aber ich ängſtige mich, Franz!"

„Thu's nicht, meine Liebe, Du erfährſt Alles ſpäter."

Sie ſah flehend zu Felix hinüber und dieſer verſtand ſie.

„Ich verlaſſe Ihren Bruder nicht," ſagte er warm.

„Franz, vertraue dieſem Freunde," flüſterte ſie noch Krüger zu und verſchwand dann im Nebenzimmer.

„Habe ich recht gehört?" fragte Felix erſtaunt, als er mit Krüger allein war, „Sie ſind der Verfaſſer der Preisſchrift? Nun wird mir das Intereſſe Monrads an dem Thema klar."

„Hat er Ihnen davon geſprochen?"

„Allerdings!"

Krüger ſetzte ſich erſchöpft nieder.

„O, mein Herr," ſagte er, „ich bin nicht im Stande zu überlegen, woher mir Ihre plötzliche Freundſchaft kommt, aber ſie ſcheint mir vom Himmel geſandt, um meinen Kummer tragen zu helfen."

„Könnt' ich Ihnen nur von Nutzen ſein," fiel Felix ein, „aber ſagen Sie mir, wie iſt es möglich —"

„Wie iſt es möglich, werden Sie fragen, daß ein Mann der Wiſſenſchaft einer ſolchen That fähig iſt?"

Felix nickte mit dem Kopfe.

„So hören Sie, wie Alles gekommen, und dann ſprechen Sie mich ſchuldig, wenn Sie können."

Und Krüger erzählte ausführlich, was wir ſchon wiſſen. Das Zutrauen ſeiner Schweſter zu Felix war auf ihn übergegangen, und er ſah an der warmen Theilnahme, die ihm geſpendet wurde, daß er ſein Vertrauen keinem Unwürdigen ſchenkte. Hatte doch Felix noch vor wenig Minuten gelobt, die Heirath des Fürſten mit Juſtinen zu verhindern! Hatte er doch die Freundſchaft Krügers zu erringen als höchſten Wunſch dargeſtellt!

Krüger hatte ſeine Erzählung beendet, die den tiefſten Eindruck auf Felix zurückließ.

„Welch' Bild moraliſcher Verkommenheit entrollt ſich meinen Blicken!"

rief er aus. „Bedurfte es solcher Mittel, um mich auf andere Wege zu bringen?“

Er reichte Krüger die Hand und sagte:

„Edler Freund, Sie konnten nicht anders handeln!“

„Und nun ist Alles verrathen!“ rief Krüger aus, „weiß ich gleich nicht, wie und durch wen? Und Justine, die ich aus ihrer fürchterlichen Umgebung zu retten gehofft, die ich liebe mit der heiligsten, aufrichtigsten Liebe, für immer an einen Elenden gekettet! Denn zu welchem Zwecke sonst hätte Monrad das Manuscript entwendet, als um den Vater zum Verrath an seiner Tochter zu zwingen?“

„Das darf, das darf nimmermehr geschehen!“ sagte Felix entschieden; „Sie hatten sein Wort, daß Justine die Ihre werden sollte?“

„Ich hatte es, wenn Justine mich liebte.“

„Und Justine liebte Sie?“

„Ich mußte es bisher glauben, aber — ich weiß nicht mehr, was ich denke. Mir schwindelt. Sie will nichts mehr von mir wissen, ich finde keinen Ausweg aus diesem Chaos.“

Er stützte verzweifelt den Kopf in beide Hände.

„Lassen Sie uns fort,“ sagte Felix, „hier gilt es zu handeln, und zwar sogleich.“

„Aber Ihren Onkel dürfen Sie nichts von meinen Mittheilungen wissen lassen, wenigstens vorläufig noch nicht.“

„Fürchten Sie nichts! Kommen Sie, ich hoffe ihn auf anderem Wege zu zwingen.“

Er hob Krüger freundlich vom Stuhle auf und drängte ihn, mit ihm fortzugehen.

„Sie hoffen noch?“ fragte Krüger.

Felix umarmte ihn und sagte voll Zuversicht:

„Ja, ich hoffe noch. Das Schicksal scheint mich schwaches Werkzeug ausersehen zu haben, Euch liebe Menschen zu retten.“

Darauf verließen sie zusammen das Haus.

X.

Während dieser Vorgänge in der Wohnung Krügers hatte sich der Fürst Ratinski, ein Mann von etwa 28 Jahren, stattlicher Figur, schönem, obwohl schon etwas abgelebtem Gesicht, blondem, auf dem Scheitel sich lichtendem Haupthaar, allmählich angekleidet und lag jetzt, um seine Chocolade einzunehmen, halb ausgestreckt auf dem Sopha seines eleganten Quartiers im Hotel Royal „Unter den Linden“.

Ratinski führte seit seiner Großjährigkeitserklärung, die mit 18 Jahren erfolgt war, ein ununterbrochenes Reiseleben, nur da längere Zeit verweilend, wo er sich seinem ausschweifenden Treiben am ungehindertsten hingeben konnte, während sein geschmeidiger Mentor, ein Deutsch-Russe, über das

Leben seines theuren Herrn und Schülers wachte und alle Gefahren von ihm fernzuhalten bestrebt war. Und er hatte allen Grund gehabt, dieses Leben zu beschirmen, denn jeder Liebesdienst wurde ihm reichlich in Gold aufgewogen, so daß Dr. Monrad sich bereits ein ansehnliches Vermögen erworben hatte.

Der Fürst hatte eben eine Zeitung zur Hand genommen, um die neuesten Nachrichten aus seinem Vaterlande zu durchfliegen, als an die Thür geklopft wurde und Dr. Monrad mit vielen Verbeugungen in's Zimmer trat.

„Guten Morgen, Durchlaucht, wie haben Sie geschlafen?" fragte er unterwürfig.

„Schlecht," sagte der Fürst verdrießlich, ohne seine Stellung zu verändern, „mir träumte, Justine hätte mir einen Korb gegeben."

„Sie träumen schon von ihr? das ist bedenklich!"

Der Fürst warf die Zeitung weg und setzte sich auf.

„Ja, diesmal ist es eine dauernde Leidenschaft, die mir Tag und Nacht keine Ruhe läßt," sagte er schnell, „ich kann diese Augen, dieses Oeffnen des Mundes, dieses halb spöttische, halb naive, in jedem Fall aber bezaubernde Lächeln nicht vergessen, ich habe niemals so geliebt, wie jetzt diese kleine Professorstochter."

„Und gedenken Sie auch zu heirathen?" fragte Monrad mit verschmitztem Lächeln.

„Wenn sich kein Hinderniß in den Weg stellt — ja."

Monrad brach in ein sehr unehrerbietiges Lachen aus.

„Kein Hinderniß!" wiederholte er, „das ist es! — Durchlaucht erlauben mir zu bemerken, daß solche Hindernisse sich bisher, Gott sei Dank, regelmäßig eingefunden haben. Die Vorzüge der Damen, die Ew. Durchlaucht bislang gefesselt, waren stets verschiedener Natur, — bald reizende Hände, bald entzückende Füße, bald herrlicher Wuchs, bald allerliebste kußliche Lippen u. s. w. — wogegen das Hinderniß, die betreffenden Damen zu heirathen, soviel mir bekannt, immer dasselbe gewesen!"

„Wie das? Was wäre das gewesen, Monrad?"

„Ew. Durchlaucht verloren den Appetit, sobald Sie gekostet hatten, und dann — war es freilich nicht mehr möglich, die Waare zu behalten."

Er zog die Achseln in die Höhe und ging lachend im Zimmer umher.

„Soll das ein Vorwurf sein, mein Herr Mentor?" fragte der Fürst.

„Bei Leibe nicht! Ich war ja Ihr Lehrer!"

„Oder soll es gar Ihr Rückzugssignal bedeuten, weil Sie Ihre diplomatischen Fähigkeiten im Stiche lassen?"

„Im Gegentheil," antwortete Monrad und ließ sich auf einem Stuhle gegenüber dem Fürsten nieder, „ich wollte nur selbst über eine Frage klar gestellt sein, aus gewissen Gründen, auf die ich nachher zurückkomme. Ich habe mehr vorgearbeitet, als Sie ahnen, die Laufgräben und Minen sind

vortrefflich gelegt und ich habe sogar Mittel in Händen, das schwierigste Bollwerk aus dem Wege zu schaffen."

Ein triumphirendes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Das ist?" fragte der Fürst gespannt.

Den Widerspruch des Vaters!"

„Davor ist mir nicht bange," sagte der Fürst gleichgültig und streckte sich wieder auf dem Sopha aus, „wir sind ja der Mutter sicher! Und was das liebliche Kind anbelangt, so müßte ich mich schlecht auf Weiberherzen verstehen, wenn sie nicht schon halb die meine wäre! Ich habe nur den formellen Weg der Freiwerbung gewählt, um die etikettensüchtige Mutter sogleich für mich zu gewinnen. Der Vater ist hier Nebensache, wie ich ihn kenne."

Er nahm eine Cigarette zur Hand und Monrad beeilte sich, ihm Feuer zu reichen, wobei er sagte:

„Gleichwohl wird er diesmal Alles daransetzen, um seinem Willen Geltung zu verschaffen."

„Warum? Ich denke, dem Fürsten wird wohl der arme Schlucker von Privatdozent weichen müssen."

Diesmal nicht! Sie ahnen nicht, wie tief der Vater dem Dr. Krüger verpflichtet ist!"

„Woher wissen Sie das?"

„Das Alles habe ich schon heute Morgen ausgekundschaftet und mir daraus meine Waffen geschmiedet," sagte Monrad selbstbewußt.

„Also doch Waffen," erwiderte der Fürst und stieß mächtige Rauchwolken zur Decke, „so bin ich schon zufrieden. Und was haben Sie erfahren?"

„Lassen Sie das vorläufig mein Geheimniß sein. Ich bin Fatalist. Wenn ich vorher über eine Unternehmung plaudere, wird nichts daraus. Nur soviel will ich sagen, daß ich, indem ich Ew. Durchlaucht den größten Dienst erweise, zugleich meine Rache zu nehmen gedenke."

„An Krüger?"

„Jawohl! Erinnern Sie sich noch der Ohrfeige die ich bei jener gefährlichen Affaire in Bonn im Finstern von Krüger erhielt, ohne daß es mir bei der schnellen Flucht, die wir ergreifen mußten, möglich war, Revanche zu nehmen?"

Seine Augen glühten vor Wuth, der Fürst aber lachte:

„Natürlich besinne ich mich! Die Zornesader schwillt mir für Sie, mein lieber Monrad, wenn ich daran denke."

„Mir auch. Aber der Tag der Vergeltung ist nicht fern. Es lebe der Darwinismus, der hat mir auf die Spur geholfen."

„Thun Sie, was Sie wollen, nur verschaffen Sie mir Justine!"

„Ueberlassen Sie mir nur das Feld! Dann aber, Durchlaucht, nach glücklich bestandener Affaire, erfüllen Sie mir Ihr gegebenes Versprechen."

„Nun?“

„Ich habe meine Haut oft genug für Ew. Durchlaucht Vergnügen zu Markte getragen und ſehne mich danach, den Reſt meines Lebens mit mehr Ruhe zu genießen.“

Er war aufgeſtanden und ſprach in devoter Haltung mit dem Fürſten.

„Ich werde mich ſchwer von Ihnen trennen, Doctor,“ ſagte dieſer, ſich eine neue Cigarrette anzündend. „Faſt zehn Jahre ziehe ich nun an Ihrer Seite in der Welt herum und meine glücklichſten Abenteuer danke ich Ihnen. Das gerade machte ſie ſo ſchmackhaft, daß ſie ſelten ohne Gefahr abliefen. Aber die Zeit ſcheint nun vorbei. Ich bin ein ſchmachtender Schäfer geworden, der die Feſſeln eines ſchönen Weibes für immer tragen will. Ich werde Sie ſehr vermiſſen, Monrad — (dieſer verbeugte ſich) — aber Sie haben mein Wort: das Gut in Littauen gehört Ihnen, ſobald Juſtine die meine iſt —“

„Oder war?“ erlaubte ſich Monrad vorſichtig hinzuzuſetzen, denn er zweifelte keinen Augenblick daran, daß auch Juſtine den Fürſten nur kurze Zeit feſſeln und er ſich ihrer zu entledigen wiſſen würde.

„Ungläubiger Thomas! Meinetwegen wie Sie wollen!“ ſagte der Fürſt lachend.

„Das wollt' ich nur wiſſen, darum meine Zweifel vorhin,“ erwiderte Monrad ſehr befriedigt.

Ein Diener trat ein und überreichte dem Fürſten einen Brief.

„Von meinem Bevollmächtigten in Petersburg!“ ſagte der Fürſt und erbrach das Schreiben.

Monrad, der den Fürſten anſah, während er las, konnte auf ſeinem Geſichte eine große Veränderung bemerken. Er entfärbte ſich und zog die Stirn in düſtere Falten. Dann ſprang er vom Sopha auf und ſagte ärgerlich:

„Verteufelt! Das kann ein Strich durch die Rechnung werden! Leſen Sie, leſen Sie ſelbſt, Monrad.“

Er reichte den Brief Monrad hin und dieſer las, während der Fürſt mit auf dem Rücken gefalteten Händen nachdenklich im Zimmer hin und her ging.

Der Brief lautete: „Ew. Durchlaucht erlaube ich mir ganz unterthänigſt mitzutheilen, daß Gräfin Euſemia von S. nach ihrer Geneſung Alles daran ſetzt, den Aufenthalt Ew. Durchlaucht zu ermitteln und eine Heirath zu erzwingen. Sie iſt muthiger und ſchöner als je und vor einigen Tagen in Begleitung ihres Oheims, des Grafen Labienski, nach Deutſchland abgereiſt. Da er ſich auch bei mir nach Ew. Durchlaucht gegenwärtigem Aufenthalt erkundigte, ſo bezeichnete ich Spanien als denſelben ꝛc.“

Monrad warf den Brief, verächtlich die Achſeln zuckend, auf den Tiſch.

„Die kleine Comteſſe!“ ſagte er ſpöttiſch.

„Und ich glaubte ſie längſt unter der Erde!“ rief der Fürſt aus. „Der

Arzt wollte ihr bei meiner Abreiſe kaum noch einen Tag Lebensfriſt zugeſtehen! Was iſt da zu machen, Monrad?"

„Wir müſſen uns beeilen, weiter nichts; die muthige Gräfin mit einem fait accompli überraſchen!" gab dieſer ruhig zur Antwort.

„Das iſt leicht geſagt! Geben Sie concrete Rathſchläge, Monrad, Phraſen thun es nicht," fuhr der Fürſt auf.

„Gut, ſo folgen Sie mir! Machen Sie augenblicklich Toilette und fahren Sie zu Dankmar, Mutter und Tochter erwarten Sie dort. Ich eile Ihnen voraus und bürge Ihnen dafür, daß Sie mit der Tochter allein ausfahren unter Zuſtimmung des Vaters."

Der Fürſt ſah auf die Uhr.

„Jetzt?" ſagte er kopfſchüttelnd, „es iſt kaum 11 Uhr vorbei!"

„Man wird der Gluth Ihrer Liebe den kleinen Etikettefehler nachſehen."

„Sie haben Recht, ſchmieden wir das Eiſen, ſo lange es warm iſt."

Er ſchritt auf die Thür ſeines Toilettenzimmers zu, als der Diener wiederum eintrat und den Profeſſor Dankmar anmeldete, der ſeine Aufwartung zu machen wünſche.

„Der ſcheint es noch eiliger zu haben, als wir," ſagte Monrad halblaut zum Fürſten, der unſchlüſſig an der Thür ſtand.

„Was ſoll ich thun?" fragte er.

„Empfangen Sie ihn."

„Im Schlafrock?"

„Es muß ihm eine Ehre ſein, den Fürſten im Schlafrock zu ſehen."

„Nun, wie Sie wollen," und zum Diener gewendet, fügte er hinzu: „Ich laſſe bitten."

Ehe der Profeſſor eintreten konnte, beeilte ſich Monrad dem Fürſten zuzuflüſtern:

„Noch eins! In dem Moment, wo ich Sie bitten ſollte, uns allein zu laſſen — was immerhin möglich iſt — haben Sie die Güte, ſich zurückzuziehen und Toilette zu machen."

Der Fürſt wollte noch etwas erwidern, aber ſchon war der Profeſſor eingetreten und hatte ſich dem Fürſten genähert.

„Gehorſamer Diener, meine Herren," begann der Profeſſor ſich verneigend, „verzeihen Ew. Durchlaucht mein ſo frühes Erſcheinen, das ſich nur durch die Wichtigkeit meines Anliegens entſchuldigen läßt."

„Ich hoffe, mein verehrter Herr Profeſſor, daß Ihr Anliegen ebenſo erfreulich als wichtig iſt. Verzeihen Sie nur mein Negligé," ſagte der Fürſt verbindlich und führte den Profeſſor, mit beiden Händen ſeine Rechte ergreifend und ſie freundlich ſchüttelnd, auf das Sopha, während er und Monrad auf Stühlen Platz nahmen.

„Laſſen Sie mich Ihnen," fuhr er fort, „nochmals perſönlich meinen herzlichſten Glückwunſch zu der Ihnen widerfahrenen hohen Auszeichnung

darbringen, die nur den einen Fehler hat, daß ſie nicht eher gekommen iſt; das Verdienſt war längſt da."

„Sie ſind zu nachſichtig, Durchlaucht, übrigens iſt es auch oft dem beſten Willen nicht möglich, die wahrhaften Träger der Wiſſenſchaft ſofort herauszufinden," erwiderte der Profeſſor nicht ohne Verlegenheit.

Dr. Monrad dachte bei ſich: „Da hat er Recht, der alte Fuchs!"

„Doch fort jetzt mit jedem anderen Geſpräch," begann der Fürſt wieder, „ich weiß, was Sie zu mir führt, Herr Profeſſor, mein Herz ſchlug bei Ihrem Eintritt vernehmbar. Nicht wahr, Sie kommen mir Gutes mitzutheilen, mir Ihre Einwilligung zu bringen zu dem heißeſten Verlangen, das je mein Herz beſeelt hat, das Ihre Frau Gemahlin und Ihre Fräulein Tochter ſchon gut geheißen haben."

Seine Augen waren, während er ſprach, feſt auf den Profeſſor gerichtet, der unruhig auf dem Sopha ſich hin- und herbewegte und mit halber Stimme erwiderte:

„Meine Frau — mag es gethan haben; meine Tochter aber nicht. Ich komme, um dieſem Irrthum entgegenzutreten, der durch eine voreilige Zuſage meiner Frau entſtanden iſt."

„Ihre Tochter nicht?" fragte der Fürſt mit affectirtem Erſtaunen, „was iſt mir denn berichtet worden? Sie reißen mich aus allen Himmeln! Was haben Sie mir denn berichtet, Monrad?"

„Was die Frau Profeſſorin ſo gütig war, mir zu ſagen. Sie gab Ew. Durchlaucht das Wort, daß Fräulein Juſtine einwillige und bürgte zugleich für die Zuſtimmung des Herrn Gemahls," erwiderte Monrad beſcheiden.

„Da hören Sie's, mein lieber Profeſſor, da hören Sie's!" ſagte der Fürſt lebhaft. „Nun zögern Sie nicht länger und geben Sie Ihren Segen dazu."

„Es iſt unmöglich, Durchlaucht," erwiderte der Profeſſor mit einer Feſtigkeit, die man an ihm ebenſowenig gewohnt war wie die Schärfe, mit der er jetzt Monrad ſich zuwandte:

„Ich muß mich wundern, Herr Doctor, wie die Zuſicherung meiner Frau Ihnen ſofort die Bürgſchaft geben konnte für meine Zuſtimmung!"

Mit einer kurzen Verbeugung des Kopfes erwiderte Monrad ſarkaſtiſch:

„Bei einer ſo glücklichen Ehe wie der Ihrigen glaubte ich nicht im Zweifel ſein zu dürfen."

„Aber aus welchem Grunde, Herr Profeſſor, wollen Sie Ihre Zuſtimmung verſagen?" nahm wieder der Fürſt das Wort.

„Weil meine Tochter Ihre Neigung nicht erwidert, Durchlaucht."

„Hat ſie das geſagt? Hat ſie das Ihnen gegenüber ausgeſprochen?

„Das gerade nicht, aber ich kenne meine Tochter."

„Sie hat es alſo nicht geſagt! Gott ſei Dank! An dieſes Wort klammert ſich meine Hoffnung, es wird mich retten. Laſſen Sie mich mit Ihrer

Tochter ſprechen, in Ihrer Gegenwart ſprechen, wir werden ſehen, ob ſie meine Hand ausſchlägt."

„Das würde ſicherlich nichts nützen."

„Sie können es nicht wiſſen Herr Profeſſor, ſie hat es Ihnen ja nicht geſagt, daß ſie mich nicht liebe!"

„Sie hat es ihrer Mutter ſogar ausdrücklich zugeſtanden, daß ſie Ew. Durchlaucht heirathen will," ſagte Monrad ſehr langſam und ſehr eindringlich.

„Hören Sie, hören Sie?" wandte ſich der Fürſt eifrig zum Profeſſor. Dieſer aber ſagte in gereiztem Tone zu Monrad:

„Ich verſtehe nicht, Herr Doctor, weshalb Sie Zweifel in meine Worte ſetzen! Uebrigens verhandle ich mit Sr. Durchlaucht und nicht mit Ihnen."

Monrad verneigte ſich lächelnd und ſchwieg.

„Aber in allem Ernſt, verehrteſter Herr Profeſſor," ſagte der Fürſt, „was können Sie gegen mich einwenden? Ich bin ſehr reich, von hoher Geburt, nicht zu alt für die Ehe und vor Allem: ich liebe Ihre Tochter aufrichtig."

„Das will ich nicht beſtreiten."

„Ja, ich glaube ſogar kleine Beweiſe von Gegenliebe in Händen zu haben."

„Und wenn dies Alles der Fall wäre, ſo müßte ich dennoch meine Zuſtimmung verſagen."

„So haben Sie einen anderen Grund? Biete ich Ihnen nicht Garantie genug für das Glück Ihrer Tochter?"

„Wie können Sie daran zweifeln! Wen könnte ich mir lieber zum Schwiegerſohn wünſchen als Ew. Durchlaucht?"

„Und dennoch?"

„Und dennoch muß ich Nein ſagen, weil ich durch mein Wort gebunden bin, die Hand meiner Tochter einem Andern zu geben."

„Ah," ſeufzte der Fürſt, „ſelbſt auf die Gefahr hin, daß Ihre Tochter den Andern nicht liebt?"

„Dieſe Gefahr befürchte ich nicht."

„Aber ich," fiel Monrad mit großer Ruhe ein.

„Mein Herr, ich mache Sie noch einmal darauf aufmerkſam, daß ich nur mit Seiner Durchlaucht verhandle, danken Sie es ſeiner Anweſenheit, daß ich nicht deutlicher mit Ihnen rede!" ſagte der Profeſſor mit zornglühendem Angeſicht zu Monrad, während der Fürſt ſeinem Mentor heimlich Zeichen machte, er ſolle ihm beiſtehen.

„Sie haben mich mißverſtanden, Herr Profeſſor," erwiderte Monrad mit ſanfter Miene und freundlichem Tone, „ich wollte nur bemerken, daß wenn Ihnen gewiſſe Dinge bekannt wären, die ich Ihnen unter vier Augen recht gern mitzutheilen bereit wäre, Sie doch in die Lage kommen könnten, Ihr Wort zurückzunehmen."

„Monrad! wäre das möglich!“ rief der Fürſt mit gemachter Freudigkeit.

„Wenn Ew. Durchlaucht die Gnade haben wollten, uns einige Minuten allein zu laſſen, ſo hoffe ich eine Sinnesänderung des Herrn Profeſſors herbeizuführen.“

„Noch ein Hoffnungsſtrahl!“ erwiderte der Fürſt ſich erhebend, „ich laſſe die Herren allein.“

„Umſonſt, Durchlaucht, umſonſt!“ fiel der Profeſſor, ſich ebenfalls erhebend ein, „das Reſultat unſerer Beſprechung kann kein anderes werden, als Sie es jetzt ſchon kennen.“

„Der Ertrinkende greift nach dem Strohhalm,“ verſetzte der Fürſt und verließ eilig das Zimmer.

Auch Monrad war aufgeſtanden und ſah lächelnd den Profeſſor an, als weide er ſich an deſſen Wuth.

„Ich begreife Ihr Auftreten nicht, mein Herr,“ fuhr dieſer auf Monrad los, als ſie allein waren, „was haben Sie mir mitzutheilen?“

Monrad trat dicht an den Profeſſor heran, ſah ihm unverſchämt in's Geſicht und ſagte halblaut, aber ſehr eindringlich:

„Meine Mittheilungen ſind kurz: Sie ſind nicht der Verfaſſer der preisgekrönten Schrift!“

„Sind Sie verrückt, mein Herr?“ ſchrie der Profeſſor laut, ſeine Beſtürzung zu verbergen. Monrad aber rührte ſich nicht und ſagte in demſelben vernichtenden Tone:

„Verfaſſer der preisgekrönten Schrift iſt Herr Dr. Krüger.“

Der Profeſſor lachte ihm verzweifelt in's Geſicht:

„Was erlauben Sie ſich für unerhörte Späße mit mir?!“

Unerſchütterlich fuhr Monrad fort:

„Sie haben ihm die Hand Ihrer Tochter verſprochen für Ueberlaſſung ſeiner Arbeit!“

„Sie werden immer unverſchämter! Ich werde Sie zur Rechenſchaft ziehen, wenn Sie nicht den Verſtand verloren haben.“

„Nur ich weiß bis jetzt um die Sache, aber ich bringe ſie an die Oeffentlichkeit, wenn Sie nicht die Einwilligung dazu geben, daß noch heute des Fürſten Verlobung mit Fräulein Juſtine proclamirt wird!“

Voll überſchäumender Wuth packte der Profeſſor ſeinen Gegner mit beiden Händen am Rockkragen und ſchrie:

„Sie irren ſich gewaltig, wenn Sie mich durch ſolche gemeine Erfindungen zu einem Schritte zu zwingen denken, den ich nicht thun will! Sie ſind ein Elender, dem ich die Kugel durch den Kopf jagen werde!“

Er zitterte am ganzen Körper, während Monrad mit größter Ruhe die Hände des Profeſſors von ſeinem Kragen löſte und ironiſch ſagte:

„Sie ſind ſehr höflich, mein Herr. Ich mache Ihnen die honetteſten Vorſchläge von der Welt und Sie beſchimpfen mich in gröblichſter Weiſe. Erfüllen Sie meinen Wunſch und die ganze Angelegenheit bleibt unter uns.“

„Wie wollen Sie denn Ihre Niederträchtigkeiten beweisen?“ kreischte der Professor.

„Nur einen Augenblick Geduld. Sie haben zu viel zu thun, Herr Professor, als daß Sie nicht derlei Lapalien vergessen sollten; erlauben Sie mir Ihr Gedächtniß aufzufrischen.“

Dabei griff er in die Rocktasche und holte das Manuscript Krügers hervor.

„Kennen Sie die Schrift von dieser Hand? Es ist das erste Brouillon, viel ausgestrichen, viel verbessert, aber doch deutlich genug und — höchst interessant, sehr interessant.“

Er hielt das Manuscript dem erblassenden und einige Schritte rückwärts weichenden Professor dicht vor die Nase.

„Sie sind etwas aufgeregt,“ fuhr er ruhig fort, während der Professor sich krampfhaft an einer Stuhllehne festhielt und wie geistesabwesend das Manuscript anstarrte. „Das ist nicht zu verwundern, manche Erinnerungen führen solche Zustände mit sich. Sie sollen sehen, daß ich ein mitleidiges Herz habe, ich lasse Ihnen einige Minuten der Erholung und Ueberlegung, damit Sie mir dann in aller Ruhe erklären können, ob Sie auf meine nicht unbescheidenen Forderungen eingehen.“

Darauf entfernte er sich langsam in sein Nebenzimmer, dessen Thür er nicht schloß, sondern nur anlehnte.

XI.

Kaum war der Professor allein, so ließ er sich gebrochen auf einem Stuhle nieder und verbarg sein Gesicht in beiden Händen. So saß er lange. Dann hob er sich langsam in die Höhe und starrte mit weitaufgerissenen Augen vor sich hin. Wer jetzt sein Gesicht hätte sehen können, dem wäre es um zehn Jahre älter erschienen. — Der Schlag war zu unerwartet eingetroffen. Wie ein Blitz erleuchtete er ihm seine ganze dunkle Vergangenheit. Also dahin war es mit ihm gekommen! Schleppte er nicht genug an dem Berge von Lügen, die auf ihm lasteten, mußte nun auch noch die Schande von außen dazu kommen? — Nein, nein, das durfte es nicht, das sollte es nicht! Aber wie? Auf dem Wege, den er einmal betreten, konnte er nicht mehr zurück, er mußte vorwärts! Sein ganzer Ingrimm richtete sich gegen sein Weib, diese Furie, die ihn zu dem gemacht hatte, was er jetzt war. In sein zwanzigjähriges, glücklich liebendes Herz warf sie zuerst den Keim der falschen Ehre und zog ihn groß zu dem scheußlichen Wurm, der jetzt in ihm hauste und jedes Glück zerfressen hatte. — Aber zurück konnte er nicht! Vorwärts! hieß es hier, vorwärts auf der begonnenen Bahn! Das Gebäude seiner Lügen mußte gekrönt werden, er mußte den Fürsten zum Schwiegersohne wählen und den Anderen verderben, den gefährlichen Mitwisser seiner Schmach! — Aber wie? Und wie hatte es der Spion erfahren können? Hatte Krüger selbst es verrathen? Das war nicht möglich! Mußte

ihm doch ebenso daran liegen, daß die Sache verborgen bleibe! Wußten es Andere auch schon? Der Fürst! Nein, er hatte es ja gesagt, es solle Niemand erfahren, wenn er mit dem Spion pactirte! Vorwärts also! Das war der einzige Weg, der zur Rettung führen konnte! Aber Justine! Handelte es sich nicht um ihr Lebensglück? Warum sollte sie mit dem Fürsten nicht ebenso glücklich werden wie mit jenem? Der Fürst ist zwar ein halb ruinirter Lebemann, aber das ist ja kein Fehler, er wird sie bald zur glücklichen Wittwe machen und sie bleibt doch Fürstin!

So jagten sich die Gedanken im Gehirn des Professors und trieben ihm den Schweiß auf's Gesicht, daß er aufstöhnte und der Flucht seiner Empfindungen nicht mehr zu folgen im Stande war. Sein Augenlicht schien sich zu verdunkeln, er klammerte sich krampfhaft mit den Händen an den Stuhl und rief halblaut:

„Hülfe! Hülfe! Doctor Monrad!"

Dieser trat sofort herein und seine Gegenwart brachte den Professor wieder zu sich selbst.

„Sie rufen mich, Herr Professor, also sind Sie entschlossen?" fragte er mit seiner unerschütterlichen Ruhe.

„Ja!" sagte der Professor dumpf.

„Ihre Tochter wird die Braut des Fürsten?"

„Ja!"

„Gut. So soll Niemand weiter unser Geheimniß theilen."

„Können Sie das möglich machen?" rief der Professor aufathmend, „können Sie dem Andern gebieten zu schweigen?"

„Ich werde ihn zum Schweigen bringen!"

„Wie? Wie? Wie wollen Sie das thun?"

„Er hat mich tödtlich beleidigt, ich werde mich mit ihm schießen."

„Aber —"

Der Professor stockte, denn der Diener trat ein und meldete Herrn Dr. Krüger an.

„Um Gottes willen," flüsterte der Professor Monrad in's Ohr, „den kann ich jetzt nicht sprechen und sehen."

„Das sollen Sie auch nicht," erwiderte Monrad ebenfalls flüsternd, „gehen Sie hinein zum Fürsten und theilen Sie ihm Ihren Entschluß mit. Warten Sie auf mich! Noch eins im Vertrauen: meine Pistolen sind unfehlbar! Er schob den wankenden Professor lachend in's Nebenzimmer und sagte dem Bedienten: „Führen Sie den Herrn herein."

Krüger stürzte, den Hut in der Hand, ohne zu grüßen, wüthend auf Monrad los und fuhr ihn an:

„Sie haben sich in unerhörter Weise in mein Haus eingeschlichen und mich bestohlen! Wie wollen Sie sich rechtfertigen, mein Herr?"

„Nicht so ungestüm, Herr Doctor!" antwortete mit widerwärtiger Freundlichkeit Monrad, „ich freue mich übrigens, Sie noch in demselben

jugendlichen Feuer zu finden, in dem ich Sie in Bonn kennen zu lernen die Ehre hatte."

„Ich bin nicht aufgelegt mit Ihnen zu scherzen, stehen Sie mir Rede! Oder vielmehr: nein!" setzte Krüger verächtlich hinzu, „wozu soll ich mich mit Ihnen in Discussionen einlassen; durchschaue ich doch Ihr verbrecherisches Getriebe nur zu genau! Sie wollen durch das Manuscript, das Sie mir vor kaum einer Stunde entwendet haben, auf den Professor einen Druck ausüben, daß er seine Tochter dem Fürsten zum Opfer bringt! Das dulde ich aber nicht, so lange noch ein Tropfen Bluts in meinen Adern ist!"

Monrad betrachtete ihn lächelnd von oben bis unten und sagte dann achselzuckend:

„Wie wollen Sie das anfangen?"

„Sie sollen es erfahren. Zunächst berichtet, während wir miteinander reden, ein Freund von mir den Eltern Justinens alle jene ekelhaften Abenteuer des Fürsten, deren Mitwisser ich zum Theil und die zu beweisen ich in der Lage bin."

„Und davon versprechen Sie sich Erfolg? — Gestatten Sie, daß ich nicht allzuhoch von Ihrer Menschenkenntniß denke. Uebrigens befinden Sie sich in großem Irrthum, mein Herr. Ich suche auf Niemand eine Pression auszuüben. Der Fürst ist Justinens eigne Wahl!"

„Unmöglich!" fiel Krüger ein.

„Doch, doch! Mich trieb ein ganz anderes Motiv, das Geheimniß, welches über der Preisschrift des Professors waltet, für mich zu lüften. Ich wiederhole, für mich, denn ich versichere Sie, daß außer mir Niemand davon weiß."

„Und weshalb sonst entwendeten Sie mir die Schrift?"

Monrad hielt das Manuscript in der Hand und es wie einen Schatz an seinem Busen bergend, sagte er, jedes Wort betonend:

„Nur, um mich zu überzeugen, daß Sie nicht der reine, von keiner unrechten Handlung befleckte Mann sind, dem es einfallen könnte, mir, dem in Ihren Augen Bescholtenen, ob dieser Reinheit Satisfaction zu versagen."

Krüger war nicht im Stande, dem gewundenen Gedankengange Monrads zu folgen.

„Was soll das heißen?" fragte er heftig.

„Sie können unmöglich unser Rencontre in Bonn vergessen haben!"

„Durchaus nicht!"

„Nun gut. Die Gelegenheit der Revanche ist gekommen. Hier haben Sie Ihr Manuscript zurück."

„Wie?" rief Krüger und griff erstaunt nach seinem Manuscripte.

Monrad aber zog seine Taschenuhr und sagte harmlos:

„Wollen Sie gefälligst Ihre Uhr betrachten!"

„Was soll die Komödie!"

„In einer Stunde sende ich Ihnen meinen Secundanten; um 6 Uhr Abends schießen wir uns an einem noch näher zu bezeichnenden Orte."

Jetzt begriff Krüger.

„Wie? Nur darum?" fragte er taumelnd.

„Nur um Sie zu zwingen, mir Satisfaction zu geben."

„Aber woher —?"

„Das kann Ihnen gleichgültig sein bei meiner Versicherung, daß Niemand um die Sache wisse."

„Und Sie können es wiederholen: der Fürst ist Justinens eigne Wahl?"

„Ich muß es zu meinem Bedauern wiederholen!"

„Dann, ja dann — ist mir nichts willkommener als Ihr Duell!" sagte Krüger vernichtet.

Auch er sah jetzt auf seine Uhr, um sie mit der Monrads zu vergleichen.

„Sie sind bereit?" fragte dieser.

„Vollkommen. Also auf Wiedersehen um 6 Uhr Abends."

Mit einer raschen kurzen Verbeugung verabschiedete sich Krüger und verließ das Zimmer.

„Auf Wiedersehen!" sagte Monrad gedehnt und hohnlachend, obwohl es Krüger nicht mehr hören konnte, und schritt dann in behaglichster Laune dem Zimmer des Fürsten zu.

Noch ehe er es aber erreicht hatte, stürzte ihm der Fürst bleich entgegen, faßte ihn beim Arm und raunte ihm in's Ohr:

„Monrad!"

„Was beliebt?"

„Soeben sah ich den Grafen Lubienski und seine Nichte unter den Linden vorüberreiten!"

Monrad klopfte ihm vertraulich auf die Schulter, sah ihn vergnügt an und sagte mit größter Seelenruhe:

„So bleibt Ihnen keine Zeit zu verlieren!"

XII.

Während Krüger bei Monrad weilte, sollte Felix, der Verabredung mit seinem neugewonnenen Freunde gemäß, zum Professor eilen, um diesen durch vertrauliche Mittheilungen über das Vorleben des Fürsten von der unseligen Verlobung desselben mit Justine abzubringen. Bevor jedoch Felix dieses Vorhaben ausführte, hielt er es für ersprießlich, noch einmal Krügers Schwester aufzusuchen, um sie zu vermögen, bei Justinen vorzusprechen und womöglich die alte Freundschaft zu erneuern, wovon er sich mehr versprach, als von allen anderen Vermittelungsversuchen.

Er hatte an sich selbst am besten erfahren, wie mächtig der Einfluß dieses reinen, in moralischer und körperlicher Gesundheit blühenden Geschöpfes sei, er hoffte an Justinen dasselbe zu erleben.

Es war übrigens nicht leicht, Leonorens Widerstand, den sie auch jetzt Felix entgegensetzte, zu brechen. Endlich aber siegte seine Beredtsamkeit und sein warmes Mitgefühl, das er für Krüger und Justinen an den Tag legte, indem er zugleich mit großer Genauigkeit den Inhalt des Gesprächs, das Justine gestern mit Krüger gehabt, und das ihm dieser mitgetheilt hatte, wiedergab, so daß Leonore versprach, noch heute den schweren Gang zu unternehmen und zwar zu einer Zeit, wo sie hoffen konnte, Justine unbemerkt von den übrigen Hausgenossen zu sprechen.

Felix dagegen mußte wieder Leonoren das feste Versprechen geben, seine Freundeshand nicht von ihrem Bruder zu lassen und ihn vor Allem gegen den Fürsten und seinen Helfershelfer in Schutz zu nehmen, von dessen Absichten sie das Schlimmste befürchtete.

Felix versprach das mit bester Hoffnung auf einen guten Ausgang der ganzen Sache, denn noch hatte er ja keine Ahnung von dem, was sich inzwischen bei Monrad zugetragen, und beide schieden von einander mit jenem wonnigen Gefühl im Herzen, das eine aufkeimende Neigung zu begleiten pflegt.

Dann bestieg er einen Wagen, der ihn sofort nach der Wohnung des Professors führen sollte.

Dort saß Frau Johanna in nicht geringer Erregung, der Zurückkunft ihres Gemahls vom Fürsten harrend.

Sie wußte nicht, wie sie sich sein langes Ausbleiben erklären, wie sie überhaupt die ungewohnte Festigkeit ihres Mannes in dieser Angelegenheit deuten sollte? Sie war kaum im Stande gewesen, ihn von einer Unterredung mit Justine zurückzuhalten, und nur ihr Vorgeben, daß diese erst gegen Morgen eingeschlafen sei und noch schliefe, hatte ihn davon abgehalten, in ihr Schlafzimmer zu dringen. Was konnte er gegen den Fürsten haben? Oder vielmehr, was fesselte ihn so an diesen Krüger? Sollte der —? doch nein, nein, einem so häßlichen Verdacht, der ihr schon einmal durch die Seele schoß, wollte sie keinen Raum geben.

Sie saß am Fenster und schaute, ohne Theilnahme für das vorüberfluthende Leben, hinaus, als Felix eilig mit den Worten eintrat:

„Wo ist Dein Mann?"

Sie erhob sich rasch und sagte:

„So ohne Gruß stürzest Du herein? Was ist vorgefallen?"

„Ich muß Deinen Mann sprechen."

„Da wirst Du Dich gedulden müssen, er ist beim Fürsten."

„Beim Fürsten?"

„Jawohl!"

„Um seinem zukünftigen Herrn Schwiegersohn die Honneurs zu machen?"

„Leider nein! Denke Dir, er will seine Zustimmung zu der Verlobung Justinens mit dem Fürsten versagen!"

„Wie? höre ich recht?" fragte Felix erfreut.

Frau Johanna mußte aber dieſe Freude für Ironie gehalten haben, denn ſie ſagte:

„Nicht wahr, der Mann muß ſeinen Verſtand verloren haben?“

„Er muß ihn wiedergefunden haben, Frau Tante, wiedergefunden! nicht anders. Endlich, endlich! So iſt noch nichts verloren!“

Felix ſprang faſt vor Vergnügen im Zimmer herum, worüber Frau Johanna ſich höchlichſt verwunderte.

„Felix! Was fällt Dir ein? Warſt Du nicht geſtern ganz anderer Meinung?“

„Geſtern! Ja, geſtern! Zwiſchen Geſtern und Heute iſt zuweilen ein Unterſchied, wie zwiſchen Himmel und Hölle, zwiſchen Tod und Leben!“

Er blieb vergnügt vor ihr ſtehen und ſchaute ihr mit glückſtrahlenden Augen in's Angeſicht, Frau Johanna aber nahm den verächtlichſten Ausdruck an, deſſen ihr Geſicht fähig war, und ſagte:

„Verſtehe ich Dich recht? Du kommſt von Krüger und ſeiner Schweſter?“

„Ja, ich komme von ihm und ſeiner Schweſter. Das ſind doch endlich einmal wirkliche Menſchen, vor denen ich mit Schaudern geſehen habe, zu welcher Carricatur man herabſinken kann.“

„So tiefen Eindruck alſo hat das hübſche Lärvchen der Schweſter auf Dich gemacht?“ ſpottete die Profeſſorin.

„Spotte nur! Was ich im Herzen trage, iſt gefeit gegen jeden Spott!“ erwiderte Felix ernſt, worauf Frau Johanna ſtärkere Saiten aufziehen zu müſſen glaubte.

„Was muß das für eine Kokette ſein,“ ſagte ſie wegwerfend, „die es im Stande war, Dich hart geſottenen Sünder derartig zu berücken!“

„Sei froh, daß Du ein Weib biſt, ſonſt würde ich eine deutlichere Antwort nicht ſchuldig bleiben. Aber wozu mit Dir ſtreiten? Dein Mann hat ja eingeſehen, daß es erbärmlich wäre, das Leben der Tochter einem Lumpen zu opfern, der zufällig ein Fürſt iſt.“

Felix nahm einen ſchweren Seſſel und hielt ihn, wie um ſeine Kräfte zu erproben, mit ausgeſtreckten Armen vor ſich hin. Es war ihm ſeit undenklichen Zeiten nicht ſo wohl geweſen, als jetzt. Frau Johanna wurde aber immer verdrießlicher.

„Das alſo haſt Du Dir vorreden laſſen?“ ſagte ſie ſcharf, „von wem? Natürlich von dem unglücklichen Nebenbuhler des Fürſten und der klugen Schweſter, die kein Mittel ſcheut, um dem Bruder zu einer glänzenden Partie zu verhelfen.“

Felix ließ den Stuhl wieder ſinken.

„Aber Du irrſt Dich,“ fuhr Frau Johanna heftiger fort, „wenn Du denkſt, daß ich mich durch derlei Machenſchaften von meinem Vorhaben abbringen laſſe. Juſtine und ich ſind einverſtanden; den Widerſpruch meines Mannes habe ich niemals beobachtet, wenn ich Ernſt machen wollte, und das will ich, darauf kannſt Du Dich verlaſſen.“

Sie ging in großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Frohlocke nur nicht zu früh," versetzte Felix ernst, „ich kann Euch Dinge über den Fürsten offenbaren, die für die Ohren selbst einer Frau wie Du zu stark sind. Aber Dein Mann soll sie Dir dennoch mittheilen, wenn Du Dich nicht beugen willst."

„Ich will nichts hören, weil ich Alles für erlogen halte," gab die Professorin mit abwehrender Handbewegung zur Antwort.

„Du mußt es hören!" sagte Felix streng.

Frau Johanna zuckte verächtlich die Achseln.

In eleganter Toilette trat Justine herein. Sie sah blaß und sehr ernst aus, ihre Gesichtszüge hatten etwas Unbewegliches angenommen. In dem Gürtel ihres Kleides steckte der kleine italienische Dolch.

Felix eilte lebhaft auf sie zu und bot ihr die Hand.

„Guten Morgen, Justine!" sagte er herzlich, „ich habe Dir viel abzubitten."

„Du mir?" erwiderte Justine, erstaunt über diesen an ihrem Vetter ganz ungewohnten Ton.

„That ich Dir nicht bitter Unrecht, als ich Dir gestern Abend höhnisch Glück wünschte zur Verlobung mit dem Fürsten? Hat man Dich nicht dazu gezwungen?"

„Du irrst Dich," sagte Justine sehr ruhig, ohne ihn anzusehen, „es war mein eigener Wille."

„Hörst Du's?" rief Frau Johanna triumphirend.

„Wie dieser eigene Wille beschaffen war, Justine," sagte Felix in vorwurfsvollem Tone, „sieht man Dir am Gesichte an! Weißt Du denn, wem Du Deine Hand zu geben im Begriffe bist? Kennst Du das Vorleben des Fürsten?"

Justine blätterte nachlässig und müde in einem Buche und sagte gleichgültig:

„Es wird nicht schlimmer sein, als das der meisten jungen Männer, und nicht so schlimm, daß meine Eltern mir nicht zumuthen könnten, ihn zu heirathen."

„Recht gesprochen, meine Tochter," nahm Frau Johanna freudestrahlend das Wort, „Du verdienst es, Fürstin zu werden."

„Seid Ihr denn Alle ganz verblendet?" brauste Felix auf, — und zu Justine gewendet, fügte er ruhiger hinzu: „Doch ich vergaß ja, daß Dein Vater anderer Ansicht ist, daß er dem Fürsten jetzt eben die Unmöglichkeit Eurer Verbindung klar macht."

„Mein Vater?" fragte Justine, das Buch weglegend, „spricht er die Wahrheit, Mutter?"

„Hör' nicht auf ihn, Justine, er ist über Nacht ein Schwärmer geworden, der selbst nicht weiß, was er will."

„Aber sage mir nur, ob der Vater —?" hatte Justine gerade noch gefragt, als der Professor selbst zur Thür hereintrat.

„Da kommt er ja," ſagte Juſtine aufſtehend und ging dem Profeſſor entgen. „Guten Morgen, Papa!"

„Guten Morgen," erwiderte der Profeſſor mit matter Stimme und küßte Juſtine auf die Stirn. Dann ſah er ſich mißtrauiſch nach Felix um, der ihm zu ſehr ungelegener Zeit gekommen ſchien, er wußte ſelbſt nicht, warum?

„Du warſt beim Fürſten?" fragte Juſtine.

In höchſter Spannung ſtanden Felix und die Profeſſorin da, wie wohl die Antwort des zögernden Profeſſors ausfallen würde.

„Ich komme ſoeben von ihm," ſagte er, wieder mißtrauiſch auf ſeine Frau und Felix ſchielend.

„Und haſt ihm geſagt, daß Du Deine Einwilligung zu unſerer Verlobung verſagſt?"

„Ich habe ihm — Deine Hand — verſprochen," antwortete er mit unſicherer Stimme.

Frau Johanna that, was ſie nie gethan, ſie umarmte ihren Gatten mit ſtürmiſcher Herzlichkeit. Juſtine blieb gleichgültig wie zuvor, Felix aber brach voller Wuth in die Worte aus:

„So wirſt Du Dein Wort noch dieſe Stunde widerrufen, wenn Du mir einen Augenblick Gehör ſchenkſt."

„Was willſt Du von mir?" erwiderte der Profeſſor, ihm den Rücken kehrend, und wandte ſich mit der Frage an Juſtine:

„Willigſt Du ein, dem Fürſten Deine Hand zu geben?"

„Ich habe es bereits geſagt: ja," verſetzte Juſtine, wieder ihr Buch zur Hand nehmend.

„Du ſiehſt, mein Freund, Deine Beſorgniſſe ſind unberechtigt," ſagte der Profeſſor aufathmend, ohne Felix anzuſehen, „der Fürſt hat mir ſehr gut gefallen, er wird bald hier ſein, um ſeine Braut zu einer Spazierfahrt abzuholen. — Haltet Euch bereit, ich bedarf ein wenig der Ruhe und gehe auf mein Zimmer."

„Ich will meine Toilette vollenden," ſagte Frau Johanna und ging mit ſtolzem Lächeln an Felix vorüber aus dem Zimmer. Dieſer hatte zuerſt in ſtummer Verachtung dageſtanden, dann eilte er entſchloſſen dem Profeſſor nach und ſagte:

„Ich folge Dir, um Dich zu zwingen, dem Fürſten die Thür zu weiſe n wenn er kommt!"

XIII.

Es war Juſtine lieb, allein gelaſſen zu werden. Seit dem geſtrigen Abende, ſeit dem Entſchluſſe, den ſie gefaßt hatte, war eine gewiſſe träumeriſche Gleichgültigkeit in ſie eingekehrt, welcher nachzuhängen ihr Bedürfniß geworden. Sie nahm daher in einem der weichen Seſſel des Salons Platz, lehnte ſich zurück und ſchloß die Augen.

„Es iſt Zeit," dachte ſie, „daß dies Leben ein Ende nimmt. Mein Denken und Thun verwirrt ſich ſo, daß ich kaum weiß, ob meine Hand das

ausführt, was mein Kopf soeben beschlossen hat. Ich bin eine Nachtwandlerin, die mit offenen Augen umhergeht und doch nicht sieht, was sie thut. Aber eins ist mir klar: fort muß ich, fort sobald als möglich." Dieses: „Fort, fort sobald als möglich," zog wie eine immer wiederkehrende Melodie durch alle ihre Träume.

In diese verstrickt, merkte sie nicht, wie die Portièren leise zurückgeschlagen wurden und Leonore langsam und vorsichtig hereintrat.

Leonore blieb mit klopfendem Herzen stehen und beobachtete die anscheinend Schlafende mit Theilnahme.

„Ist denn ein Unrecht, was ich thue, da mein Herz so laut pocht?" dachte sie, dann trat sie einige Schritte näher und hustete leise.

Justine öffnete allmählich ihre Augen weit und starrte die vor ihr stehende Gestalt wie ein Gebild ihrer Träume an.

„Wer ist das?" sagte sie leise für sich.

„Erkennen Sie mich nicht mehr?" flüsterte Leonore.

„Leonore!" rief Justine aus und erhob sich rasch. „Sie kommen zu mir? Zu dieser Zeit? Was wollen Sie von mir?"

Ihr Gesicht war noch bleicher geworden als zuvor.

„Ich muß Sie sprechen, Justine!" sagte Leonore dringend.

„Um Gottes Willen, mein Fräulein, gehen Sie, ich kann, ich darf Sie nicht sprechen, mir zittern die Knie bei Ihrem Anblick."

„Das ermuthigt mich zu bleiben, ich sehe, ich komme noch nicht zu spät."

„Doch, doch, Sie kommen zu spät, ich verstehe Ihr Kommen nicht."

„Sie werden es verstehen," sagte Leonore bescheiden, „wenn Sie mich anhören. Nicht um für meinen Bruder zu bitten, komme ich, wie könnte ich das auch! Ich komme zu bitten, für Sie bei Ihnen selbst. Wenngleich ich Ihrem Hause seit längerer Zeit fernstehe, sind Sie mir doch nie fremd geworden, die Schilderungen meines Bruders haben Ihr Andenken frisch erhalten, ich liebe Sie wie eine Schwester. Er ließ meine Schwesterliebe darben und schenkte der Liebe zu Ihnen, was er mir entzog. Aber sein Hoffen wurde mein Hoffen, und nun ist sein Leiden auch das meinige geworden —"

„So kommen Sie doch für ihn zu bitten," unterbrach sie Justine bitter, „Sie strengen sich vergeblich an."

„Ich war auf dieses Wort gefaßt, es schreckt mich nicht! Ich wäre nicht hier, ich schwöre es Ihnen, wenn ich nicht eben erst den Inhalt Ihrer gestrigen Unterredung mit meinem Bruder erfahren hätte! Sie halten sich seiner nicht für werth, sagen Sie? Sie zweifeln an der Echtheit Ihrer Liebe, weil Sie sich vergiftet glauben durch Ihre Erziehung, durch Ihr ganzes Leben, weil Sie sich eines dauernden heiligen Gefühls nicht mehr für fähig halten? Sie haben ihm das gesagt mit der Miene eines Alles Aufgebenden, jede Rettung von sich Weisenden, und Sie glauben nicht, daß, wer dies auszusprechen im Stande ist, einen Muth offenbart, gegen den der des Soldaten auf dem Schlachtfelde ein Kinderspiel ist?"

Leonore kamen unbewußt faſt dieſelben Worte in den Mund, wie ſie ſie eben erſt von Felix gehört hatte. Juſtine aber unterbrach ſie von Neuem ſchroff:

„Sie irren ſich, es iſt kein Muth. Ich leſe nur ab, was ich in dem Spiegel erblicke, der mir durch den Verkehr mit Ihrem Bruder vorgehalten worden iſt. Ich ſpreche nur deutlich aus, was ich vor mir ſehe, als ob ich es mit Händen greifen könnte. Es iſt vorbei mit mir, mir bleibt nichts übrig, wenn ich mich aus meinem Kreiſe losreiße, in dem weiter zu leben mich anekelt, als an der Seite eines Menſchen, der nicht mehr verdorben werden kann, hinauszuziehen in die Welt und mich dahin zu begeben, wo zwiſchen uns und dem Volke eine Kluft iſt, die jede Anſteckung unmöglich macht, wo ich unter Meinesgleichen mein Daſein verbringe, ohne diejenigen zu ſehen, die Schuld ſind an meinem Elend.“

Ihre Wangen hatten ſich beim Sprechen wieder geröthet und ihre Augen erglühten von umheimlichem Feuer.

„Sie reden mit dem Trotze der Verzweiflung,“ erwiderte Leonore, „aber wer hat Sie zu dieſer Verzweiflung gebracht? Doch nur der Glaube, daß es was Beſſeres giebt, als Sie beſitzen, die Erkenntniß, daß ein Glück vorhanden iſt, an das Sie früher nicht gedacht, die Macht der Liebe, die in Ihrem Herzen aufgekeimt iſt trotz all' des Schuttes und der Trümmer zerſchlagener Gefühle, die ſich darin angeſammelt haben. Juſtine, Sie gleichen dem ungeduldigen Kranken, der die Binde von ſeiner Wunde reißt, weil ihm die Heilung nicht raſch genug vor ſich geht, und der daran verblutet. Juſtine, hören Sie mich, laſſen Sie mich Ihre Krankenpflegerin ſein, laſſen Sie mich Ihnen den Glauben an ſich ſelbſt wiederverſchaffen, mich, die ich Sie liebe, weil mein Bruder Sie liebt, die ich an Sie glaube, weil auch Sie ihnlieben.“

„Hören Sie auf, hören Sie auf! Sie wühlen empor, was ich mit aller Gewalt zu Boden gedrückt habe!“

„Sie lieben ihn, wiederhole ich, und dieſe Liebe iſt Ihr Glück, Ihre Rettung!“

„Nein, nein!“ rief Juſtine aus, mit lebhaften Schritten das Zimmer meſſend, „Liebe iſt Klarheit, Liebe iſt nicht Zweifel, und ich weiß es ſelbſt nicht, ob ich ihn liebe! Wenn drei Wochen der Entfernung ſchon im Stande ſind, das, was ich für Liebe gehalten, in Haß oder Gleichgültigkeit zu verwandeln, dann war, dann iſt es eben keine Liebe! Auch er gab Dich auf, dachte ich mir, und zu meiner Schande konnte ich ihm nicht einmal Unrecht geben! Denn ſchon flatterten die unſtäten Gefühle meines Herzens wieder zu Anderen, und ich merkte, daß die Lehren meiner Mutter auf fruchtbaren Boden fielen. Sehen Sie nicht,“ fuhr ſie fort und blieb hochaufgerichtet vor Leonoren ſtehen, „daß mich die Fürſtenkrone reizt? — Laſſen Sie mich, Leonore, ich bin nicht zu retten!“

Eine Weile ſchwiegen die beiden Mädchen, Leonore traurig vor ſich hinſehend, Juſtine immer lebhaft im Zimmer hin und her gehend. Dann trat

ſie plötzlich wieder dicht vor Leonore hin, zog den kleinen Dolch aus ihrem Gürtel und ſagte mit furchtbarem Ernſte, aber in gedämpftem Tone:

„Wenn mich der gute Name meines Vaters nicht daran hinderte, ſo hätte ich längſt dieſen Dolch, ein blutiges Andenken aus Italien, in meine Bruſt verſenkt.“

Leonore ſchauderte zuſammen.

„Schweſter, Schweſter!“ rief ſie, „Sie reden im Wahnſinn! Im Rauſche des Unglücks! O, könnte ich Ihnen die Blicke öffnen!“

Sie faßte die hochaufathmende Juſtine ſanft um die Schultern, führte die Halbwiderſtrebende auf ein Sopha, ließ ſich neben ihr nieder und ergriff ihre beiden Hände.

Wieder ſaßen ſie ſo eine Weile ſchweigend und die widerſprechendſten Gefühle durchkreuzten Juſtinens Bruſt. Die Gegenwart Leonorens hatte doch einen gewaltigen Eindruck auf ſie gemacht, ſie konnte es ſich nicht mehr leugnen, daß ſie nur mit Mühe ihre Feſtigkeit von geſtern Abend aufrecht erhielt.

„Sie haben es nie geſehen,“ begann Leonore wieder mit liebevollem Vorwurf, „Sie können es nicht ahnen, was es heißt: zwei ſind in Liebe verbunden! Nur da gedeihen die guten Gedanken, da wächſt Zufriedenheit und Troſt aus einem Blick, aus einem Druck der Hand, da liegt es wie Sonnenſchein auf der Flur, da blüht die Hoffnung, da entfaltet, da zeigt ſich der Werth des Lebens! Und ich kann doch nur von der Liebe des Vaters, des Bruders reden! Meine Mutter habe ich nicht mehr gekannt. Wie viel reicher, ſegenbringender, beglückender muß erſt die Liebe des Geliebten zur Geliebten ſein! Ich weiß es noch nicht, aber ich ahne es! Und wie entſetzlich iſt der Gedanke, mit einem Ungeliebten, ja Gehaßten zuſammen leben zu müſſen! Mit einer Lüge vor dem Altar beginnt das Zuſammenſein, und dieſe Lüge wuchert fort, und niſtet ſich in alle Winkel des Herzens und durchwühlt, zerrüttet, zerſtört jeden Keim des Guten, des Schönen, des Reinen, des Menſchlichen, bis der ſtarre, todte Egoismus Platz genommen vom ganzen Menſchen! Juſtine! Können Sie noch im Zweifel ſein?“

Sie umklammerte Juſtine und drückte einen langen innigen Kuß auf ihre Wange.

Juſtine war überwältigt. Sie warf ſich leidenſchaftlich an Leonorens Bruſt und unaufhaltſam ſtrömten ihre lange zurückgedrängten Thränen hervor.

So lag ſie ſchluchzend und keiner Worte mächtig.

Endlich raffte ſie ſich mit Gewalt auf und ſagte, zu Leonoren durch Thränen aufblickend:

„Schweſter! Ja Schweſter! Hätte ich Dich nur immer zur Schweſter gehabt!“

Leonore drückte ſie feſt an ſich und ſagte gerührt:

„Weine, weine Dich aus, Juſtine! O, dieſe Thränen ſind gut.“

„Ach,“ erwiderte Juſtine und verſuchte zu lachen, „ich kann wieder weinen! Leonore, das iſt Dein Werk!“

Dann erhob ſie ſich, trocknete die Thränen und ſagte:

„Und nun geh', Leonore, ich will, daß man Dich heute hier nicht ſieht, es ſoll Niemand von dieſer heiligen Stunde eine Ahnung haben!"

„Und Du willſt glücklich werden?" fragte Juſtine, mit beiden Händen Juſtinens Wangen ſtreichelnd.

„Ja, ich will geſund, ich will glücklich werden!"

„Gott ſei gelobt!"

Hand in Hand gingen ſie hinaus und Juſtine gab Leonoren das Geleite bis auf die Treppe, wo ſie mit herzlichem Abſchiede ſich trennten.

XIV.

Während deſſen hatte Felix vergeblich geſucht, dem Profeſſor die Verlobung Juſtinens mit dem Fürſten auszureden. Er hatte Bitten, Vorſtellungen ernſter Art, Spott und Hohn aufgewendet, um den Profeſſor zu rühren. Vergeblich. Wie ſchwer wurde es ihm, das Geheimniß bezüglich der Preisſchrift zu wahren, aber Felix hatte nun einmal ſich verpflichtet, nichts davon zu verrathen, und ſo mußte er nach Verlauf faſt einer Stunde unverrichteter Sache abziehen, um ſeinen neuen Freund wieder aufzuſuchen und mit ihm weitere Schritte zu verabreden.

Den Profeſſor hatte die Unterredung mit Felix ſehr angegriffen. Die Worte des jungen Mannes hatten ſich wie Pfeile in ſein Herz gebohrt, aber er hatte Stand gehalten, denn die drohende Schande hing wie ein Domokles-ſchwert über ſeinem Haupte.

Er begab ſich aus ſeinem Zimmer in den Salon, weil er jeden Augenblick den Fürſten erwarten konnte.

Dort trat ihm Juſtine freudeſtrahlend entgegen, umarmte ihn und ſagte einſchmeichelnd nur die Worte:

„Vater, lieber Vater!"

„Mein Kind!" erwiderte der Profeſſor und drängte Juſtinen von ſich, um ihr erſtaunt in's Geſicht zu ſehen.

„Schreib' dem Fürſten ab, Vater, ich will ihn heut nicht ſehen; — ich will ihn überhaupt nicht ſehen, ich kann ihn nicht heirathen."

Wieder umarmte ſie ſtürmiſch den Vater und ſchmeichelte ihm wie ein Kind. Der Profeſſor aber fragte beſtürzt:

„Du kannſt ihn nicht heirathen? — Und verſicherteſt Du mich vor einer Stunde nicht des Gegentheils?"

„Laß mich, laß mich vorläufig mir ſelbſt, übereile die Sache nicht. Ich denke, ich kann warten."

„Was iſt mit Dir vorgegangen? Wer hat Dich umgeſtimmt? — Du ſiehſt ſo aufgeregt aus und haſt geweint!"

„Iſt es nicht ein wichtiger Schritt, den ich zu thun im Begriff bin?" fragte Juſtine kleinlaut.

„Aber einer, den wir lange genug überlegt haben!“ bekräftigte der Professor.

„Du hattest mir einst einen andern Mann ausersehen,“ begann Justine wieder nach kurzer Pause.

„Ich nicht? Und Du selbst hast ihn ausgeschlagen!“

In Justine fing sich an der Trotz zu regen.

„Und wenn ich es auch gethan hätte, ich will den Fürsten nicht heirathen!“ sagte sie fest.

„Du willst nicht? Verwöhntes Kind, Du mußt! Wir und Du selbst haben dem Fürsten unser Wort gegeben, Du bist gebunden. Bald wird er hier sein, um die Bestätigung aus Deinem Munde zu hören!“

„Und wenn ich mich übereilt hätte,“ lenkte Justine wieder ein, „wenn ich in einer Stimmung krankhafter Gleichgültigkeit etwas versprochen hätte, was ich jetzt bereue.“

„So kommt Deine Reue zu spät! — Sieh, Justine,“ setzte er sanfter hinzu, „Du bist unerfahren im Leben, Deine Eltern haben wohl überlegt, was sie thun, wir wollen nur Dein Glück.“

„So laßt mir wenigstens Zeit, bis ich mich überzeuge, daß es mein Glück ist.“

„Das könnte leicht niemals geschehen, und so geht das Glück an Dir vorüber, ohne Dir je wieder zu begegnen.“

Justine wußte nicht, was sie von dem Verhalten ihres Vaters denken sollte, sie hatte ihn nie so gesehen! Die Hände auf seine Schultern legend, sagte sie sanft:

„Vater! Sieh mir in die Augen! Du hast mich nie zu etwas gezwungen, was ich nicht gewollt habe! Noch gestern rietheſt Du mir, ich solle ganz der Stimme meines Herzens folgen, und heute? — Was habt Ihr mit mir vor, daß Ihr mich durchaus dem Fürsten verheirathen wollt? Ich liebe ihn nicht! Ihr sagt, das ist nicht nöthig zur Ehe; aber glaubst Du nicht, daß man glücklicher wird, wenn man liebt?“

Der Professor konnte den Blick seiner Tochter nicht ertragen. Er wandte sich ab und sagte ausweichend:

„Liebst Du einen Andern? — Liebst Du Krüger?“

„Ich glaube — ja!“

„Du glaubst nur?“ fiel der Professor rasch ein, „da siehst Du Deinen Irrthum! So etwas muß man wissen! Was ist Krüger? Privatdozent! Hat er Dir schon bewiesen, daß er etwas leistet? daß er etwas zu werden verspricht?“ Und wie um sein Gewissen zu überschreien, fuhr er lauter fort:

„Es ist viel Zeit verflossen, seitdem er den Beweis zu liefern versprochen, den er, wie es scheint, immer schuldig zu bleiben gedenkt!“

Unwillkürlich sah der Professor in den Spiegel, wie um sich zu überzeugen, ob er es wirklich selbst gewesen, der diese Worte gesprochen! Ja, er war es gewesen, aber Niemand hatte seine Worte Lügen gestraft! Er athmete schwer auf.

Juſtine aber antwortete freudig ſchnell:

„Nein, nicht immer! Er hat den Beweis bereits geliefert! Er hat eine Arbeit vollendet, eine große, die ſeine Kräfte herrlich erweiſen wird.“

Wie vom Schlage getroffen fuhr der Profeſſor zuſammen, er glaubte ſich verrathen.

„Wie?“ krächzte er, „wer hat Dir das geſagt?“

„Er ſelbſt!“

„Er ſelbſt? — Wann denn?“

„Geſtern Abend.“

Der Profeſſor ſtieß einen ſchrecklichen Schrei aus.

„Ah! — Er war hier? Was hat er Dir geſagt? Welche Arbeit? Sprich, ſprich, was zögerſt Du?“

Er ließ ſich kaum Zeit, die Worte hervorzuſtoßen, er war auf Juſtine zugeſtürzt und ſchüttelte ſie heftig, wie um ihre Antwort herauszuzwingen.

„Du biſt außer Dir, Vater? Was verſteh' ich von ſolchen Dingen? Er hat mir das Thema nicht genannt.“

Der Profeſſor ließ Juſtine los und warf ſich aufathmend in einen Seſſel. Der kalte Schweiß ſtand ihm auf der Stirn!

„Gott ſei Dank!“ flüſterte er, „ſie weiß nichts!“

Juſtine ging ängſtlich zu ihm und faßte ſeine Hand.

„Wie wird Dir, Vater? Was erregt Dich ſo ſehr?“

„Bleib hier, meine Tochter,“ ſagte er ſchwach; „ſieh, meine Haare ſind grau geworden, ich bin vor der Zeit gealtert. Ich weiß nicht, ob mir noch viele Jahre zu leben vergönnt ſind, es könnte Dir leid thun, wenn Du mir meine Bitte nicht erfüllt hätteſt. Juſtine, ich will nur Dein Glück! Nichts verfliegt ſchneller, als die Liebe! Hat es Dir die Mutter nicht auch geſagt? Heirathe den Fürſten!“ ſetzte er flehend hinzu.

„Vater, laß mir Zeit!“ bat Juſtine.

„Juſtine, Du machſt mich unglücklich, wenn Du es nicht thuſt, heirathe ihn, mein Kind, ich beſchwöre Dich!“

Er ließ ſich vom Seſſel hinabgleiten, kniete vor Juſtine nieder und faltete die Hände. Es war ein widerlicher Anblick!

„Vater! Du knieſt vor mir?“ ſagte Juſtine unwillig, „ſteh' auf, was treibt Dich zu dieſer abſcheulichen Bitte?!“

„Sie wollte ihn aufheben, er aber blieb in knieender Stellung und fuhr fort:

„Frage nicht, frage nicht, Juſtine, ich beſchwöre Dich! Heiratheſt Du nicht den Fürſten, ſo kommt Schande über mein altes Haupt! Ich will nur Dein Glück, unſer Aller Glück, und Deines iſt auch das unſrige.“

Juſtinens Gedanken begannen ſich zu verwirren. Sie ſchaute ſich fragend um, als ſuchte ſie nach Aufklärung von außen. Dann bemächtigte ſich ihrer plötzlich eine wilde Verzweiflung! Ein Krampf ſchüttelte ſie und unaufhörlich gellte ihr furchtbares Lachen.

„Du haſt Recht, Papa," lachte ſie, „es iſt nichts billiger, als daß die Kinder das Glück der Eltern ausmachen; und ſo ſei's! Was hat die dumme Thörin da geſchwatzt von Liebe, von Glauben an ſich ſelbſt? Nichts glaub' ich, als daß Liebe eine Thorheit iſt, die die Schönheit verdirbt, wie meine Mutter ſagt; daß der Glaube an ſich ſelbſt eine unberechtigte Eitelkeit iſt! Ihr wollt mein Glück? hahaha! Ich ſoll das Eure ſchaffen, alſo vorwärts! Wird das eine glückliche Familie werden!"

Der Profeſſor verſuchte vergeblich ſeine Tochter zu beruhigen.

„Juſtine, ſchone Dich und mich," rief er ihr zu; ſie aber wurde immer ausgelaſſener.

Der Diener meldete den Fürſten an. Zugleich erſchien Frau Johanna in prachtvoller Toilette und blickte verwundert auf die fortwährend lachende Juſtine.

„So ausgelaſſen, Juſtine?" fragte ſie.

„Soll ich nicht?" rief Juſtine, „höre ich doch: er iſt da, mein Fürſt iſt da! Ich ſehne mich, ihn zu empfangen!"

Der Fürſt trat ein und ging ſofort auf Frau Johanna zu, ihr die Hand küſſend.

„Meine theure, theure Mama!" ſagte er ſüßlich, „zuerſt Ihnen meinen tiefgefühlteſten Dank!"

„O, Durchlaucht —"

„Bitte, nichts von Durchlaucht, hier bin ich nur Sohn," und zu Juſtine ſich wendend und ihre Hand ergreifend, fügte er hinzu: „und Sklave!"

„Ich nehme Sie beim Wort!" fiel Juſtine lachend ein, „o, Sie ſollen mich kennen lernen! Ich bin ſo herrſchſüchtig, ſo grauſam, ſo launiſch, daß die Sklaven unter meiner Herrſchaft zittern werden!"

„Und doch wünſche ich nichts ſehnlicher, als ſobald als möglich unter dieſe grauſame Herrſchaft zu gelangen," ſagte der Fürſt galant.

Man ſetzte ſich.

„Der Wunſch ſoll Ihnen erfüllt werden," erwiderte Juſtine und ihr Geſicht glühte, „nicht wahr, meine geliebten Eltern, Ihr werdet nicht ſäumen, das Glück Eurer Tochter zu beſchleunigen? Ich will eine Hochzeit haben mit allem Pomp und Glanz, ſo koſtbar und reich, wie ſich's einer Fürſtin geziemt, die ſchönſte Robe der Welt ſollt Ihr mir aus Paris kommen laſſen, die Juwelen der Königin dürfen nicht ſchöner ſein, als die meinigen, alle Berühmtheiten der Stadt ſollen geladen werden, mein Vater zählt ja jetzt auch zu ihnen, ſie werden die Ehre alſo nicht ausſchlagen. Was die Kochkunſt Großartiges in der Welt leiſtet, ſoll auf die Tafel und der edelſte Wein ſoll in Strömen fließen. Ueber uns aber müſſen die Wogen der Luſt zuſammenſchlagen, daß wir darunter verſchwinden und die Welt entzückt ausruft: welch' eine glückliche Familie!"

Sie lachte von Neuem und der Fürſt dachte bei ſich: Sie iſt entzückend."

Der Profeſſor aber dachte: „Sie iſt furchtbar!“ Und die Profeſſorin: „Ich kenne meine Tochter nicht wieder!“

Juſtine aber fuhr in ihrer Extaſe fort:

„Das aber ſage ich Ihnen, mein edler Fürſt, Sie täuſchen ſich, wenn Sie glauben, mit der Ehe beginne zugleich die Ruhe für Sie. Ich liebe das idylliſche Leben nicht, ich will Zerſtreuung, Abwechſelung, Aufregung, ſo lange, bis mich die Müdigkeit übermannt und der Schlaf mich fähig macht, den neuen Tag mit neuem Rauſch zu beginnen!“

„Wie freue ich mich, dies Alles meiner Fürſtin bieten zu können!“ ſagte der Fürſt, in dieſem Augenblicke aufrichtig.

„Du biſt jetzt ſchon im Rauſch,“ ſetzte die Profeſſorin, ſtolz auf ihre Tochter, hinzu.

„Bin ich das?“ fragte Juſtine lachend, „in der That, ich bin bereits im Vorgeſchmack jener Herrlichkeiten, die meiner warten.“

Sie ſtand auf und fragte:

„Aber wollten wir uns nicht der Welt zeigen? Das Wetter iſt ſo ſchön, laſſen Sie uns, mein theurer Fürſt, durch die Stadt fahren, die Fenſter werden ſich mit Menſchen füllen, man wird mit den Händen nach uns weiſen, der Neid wird Allen aus den Augen ſchauen und doch werden ſie ausrufen: welch ſchönes Paar! Iſt es Ihnen recht, mein Fürſt?“

„Sie erfüllen nur meinen Wunſch, theuerſte Juſtine!“

„So laß unſere Garderobe bringen, Mama, Du fährſt mit uns, und wenn wir zurückkehren, ſoll ein feierlicher Schmaus uns zum erſten Mal vereinigen, das Glück beſiegeln! Nicht wahr, mein geliebter Vater?“

„Gewiß, meine Tochter,“ ſagte der Profeſſor ſchaudernd.

„Nur immer vergnügt!“ lachte die Tochter und klopfte dem Vater auf die Schulter, „nur immer luſtig! Ich haſſe die ernſten Geſichter! Was ſiehſt Du ſo trüb aus, Vater? Sieh nur die Mutter an, wie ſie ſtrahlt! — Du biſt glücklich, Mutter, nicht? — Und Sie, mein Fürſt?“

„Ich vergehe vor Wonne,“ ſagte der Fürſt ihre Hand küſſend, „kommen Sie, meine Fürſtin; laſſen Sie uns gehen, theure Mutter, leben Sie wohl, Herr Profeſſor!“

Die Kammermädchen hatten die Garderobe gebracht, man ſchickte ſich an zu gehen.

„Lebe wohl, Papa, Du wahrer Schmied des Glückes! rief Juſtine, ſich halb umwendend, zurück und lachte wieder.

Als ſie hinaus waren, eilte der Profeſſor an's Fenſter, um den Abfahrenden nachzuſehen.

„Fort ſind ſie!“ ſagte er erleichtert, „nun iſt mein Ruf gerettet!“

So glitt er immer raſcher auf der einmal eingeſchlagenen Bahn abwärts.

XV.

Felix' Hoffnungen waren mittlerweile immer mehr geſchwunden. Er hatte Krüger getroffen und von dieſem das bevorſtehende Duell mit Monrad erfahren. Auch er zweifelte nun nicht mehr daran, daß Juſtine die Braut des Fürſten werden würde.

Er ſollte ſecundiren. Alle ſeine Einwendungen und Verſuche, das Duell beizulegen, waren erfolglos. Man hatte einen abgelegenen Ort außerhalb Berlins zum Rendezvous auserſehen und nun war Krüger bemüht, in aller Eile Beſtimmungen zu treffen und Briefe zu ſchreiben, für den Fall, daß ihm ein Unglück zuſtieße.

Damit Leonore nichts erführe und ſie nicht unnöthigerweiſe voreilig in Angſt verſetzt werde, ſchrieb Krüger in Felix' Wohnung und vertraute dieſem alle ſeine letzten Wünſche an.

Nur die alte Suſanne hatte man für alle Fälle verſtändigt und ihr aufgetragen, Leonoren nicht zu verlaſſen.

„Und wenn ich ſterben ſollte„ ſo weiß ich, daß Sie ſich meiner Leonore annehmen werden. An meinem Leben hätte ſie ohnehin ebenſo wenig gehabt wie ich ſelbſt," hatte Krüger geſagt, und Felix hatte ihm die Hand gedrückt und erwidert:

„Hoch den Kopf, lieber Freund; ich hoffe, uns Dreien wird die Sonne noch lange ſcheinen."

Dann ließ er Krüger mit ſeinen Briefen allein und eilte, da er noch Zeit genug vor dem Duell hatte, nochmals heimlich zum Profeſſor, um ſich zu überzeugen, ob Alles ſo eingetroffen, wie er befürchtet.

„Unter den Linden" traf er den Wagen des Fürſten mit Juſtine und ihrer Mutter, und ſeine Lippen bebten vor Wuth bei dieſem Anblick. Alſo Alles war vorbei! Und wie heiter ſie ausgeſehen hatte! Es faßte ihn ein giftiger Grimm und es reizte ihn mehr als je, dieſen am Profeſſor auszulaſſen. Jetzt, wo Alles verloren war, hatte er keinen Grund mehr, Rückſichten zu nehmen.

Er fand ihn allein.

„Meinen Glückwunſch, Herr Bräutigamsvater!" rief er ihm ſchon an der Thüre zu, „das nenn' ich doch für ſein Kind ſorgen! Wie prächtig das Paar ausſah! Und die Frau Tante geruhten ſo herablaſſend und gnädig zu lächeln, daß einem vor Süßlichkeit übel werden konnte!"

Er warf ſich in einen Seſſel, daß er knackte.

„Was berechtigt Dich zu ſolcher Sprache?" fuhr ihn der Profeſſor an, „biſt Du von Sinnen?"

„Nein, ich habe ſie alle beiſammen, mehr denn je!"

„Ich aber verbiete Dir ſo mit mir zu reden! Vergißt Du, wen Du vor Dir haſt?"

„Wen ich vor mir habe?" antwortete Felix mit vernichtendem Spotte,

„könnte ich das je vergeſſen? Nein, leider kann ich's nicht! Den berühmten Profeſſor, der den erſten Preis erhalten hat!"

Er ſah ihm höhniſch ins Geſicht, in das bleiche, verlegene, auf dem die Lüge vergeblich ſich zu verſtecken ſtrebte.

„Vergebung!" fuhr Felix höhniſch fort, „daß ich Dich daran erinnere, aber ich will Dir eine Geſchichte erzählen, die darauf Bezug hat."

Der Profeſſor krümmte ſich unter der Gewalt der Blicke, die Felix auf ihn richtete.

„In einer ſtillen Studirſtube," ſprach er weiter, „ſitzt ein wirklicher Gelehrter und müht ſich Tag und Nacht in die Tiefen der Wiſſenſchaft, die ihm ein Heiligthum iſt, zu dringen und aus ihrem dunklen Schacht das Gold der Wahrheit an das Tageslicht zu fördern. Der junge Gelehrte liebt zufällig die Tochter eines eitlen Narren, der das Flittergold der äußeren Ehre dem echten Golde der Wahrheit vorzieht —"

„Felix, Du weißt?" ſchrie der Profeſſor entſetzt.

„Laß mich ausreden; ich bringe Dir den letzten Gruß eines Mannes, der in den Tod zu gehen geſonnen iſt, und den Du ſelbſt hineingetrieben! Er hat mir Alles gebeichtet, wie es einem Sterbenden ziemt, denn er ſelbſt hält ſich für ſchuldig, obgleich es kein reineres Herz giebt als das ſeine! Du heimſt die Lorbeeren eines Anderen, die Du durch Betrug erlangt haſt, ein und verdirbſt den edelſten Menſchen!"

Felix Stimme verrieth zugleich Wuth und Wehmuth.

„Ich verderbe ihn?" wagte der Profeſſor zu ſagen, „bin ich Schuld daran, daß Juſtine den Fürſten liebt? — Da Du ſchon Alles zu wiſſen ſcheinſt, ſo wiſſe auch noch, daß Juſtinens freie Wahl durch unſer Abkommen nicht geſchmälert werden ſollte. Nun hat ſie gewählt —"

„Vortrefflicher Commentator!" unterbrach ihn Felix zähneknirſchend, „an Dir iſt ein Juriſt zu Grunde gegangen! So erkläre doch öffentlich, daß Du der Verfaſſer jener Schrift nicht biſt! So gieb doch Krüger zurück, was Du unrechtmäßig Dir angeeignet!"

„Das iſt nun nicht mehr möglich," ſagte der Profeſſor verlegen, „wer hätte vorausſehen können, daß Juſtine — und dann — Du kennſt die näheren Verhältniſſe nicht —"

„O, ſpare Dir die Worte, ich glaube keinem derſelben, Du biſt es doch, der das Glück zweier Menſchen, und vielleicht noch mehrerer, für immer vernichtet haſt!"

„Das iſt nicht wahr!" hauchte der Profeſſor.

„Was gilt Dir das Glück Deines Kindes, wenn Dein Name vor der Welt nur groß daſteht!"

„Felix! wirſt Du mich verrathen?" jammerte der Profeſſor.

„O, fürchte nichts, ich ſchweige! Nicht Deinet-, nur Juſtinens wegen. Ja, noch mehr! ich ſoll Dir für den Fall, daß Krüger ſtirbt, ſeine Verzeihung bringen."

Der Professor athmete erleichtert auf, während Felix, mit der geballten Faust sich vor den Kopf schlagend, unter Thränen die Worte hervorstieß:

„Und ich kann, ich kann ihn nicht retten! Er will sterben! O, seine arme, arme Schwester!"

„O Gott, o Gott!" wimmerte der Professor.

„An den hättest Du früher denken sollen!" fuhr Felix, mit dem Fuße stampfend, auf.

„Felix, Du beurtheilst mich zu hart, Du thust mir Unrecht!"

„Natürlich! Ich wünschte, ich könnte Dir Dein Recht thun!" erwiderte Felix wild.

In diesem Augenblicke trat der Diener ein und meldete den Geheimen Rath Lehmann aus dem Cultusministerium.

„Was will der jetzt?" fragte verdrießlich der Professor, und zu Felix gewendet, flüsterte er: „Verrathe mich nicht!"

Der Geheimrath trat ein.

„Gehorsamer Diener, Herr Professor, guten Tag, Herr Grund," sagte er und verneigte sich. Es war ein kleiner, beweglicher, älterer Herr mit intelligentem Gesicht und altmodischer Kleidung.

„Was verschafft mir die Ehre?" begann der Professor, nachdem sie sich gesetzt hatten, und verbarg seine Aufregung unter einem breiten Lächeln des Mundes.

„Ich komme im Auftrage des Herrn Cultusministers mit einer vertraulichen Anfrage. Meine Zeit ist sehr gemessen, verzeihen Sie, wenn ich daher gleich in medias res gehe. Herr Grund gehört ja zur Familie," setzte er, diesem ein kurzes Compliment machend, hinzu.

Felix verneigte sich ebenfalls.

„Man geht seit langer Zeit in unserm Ministerium mit der Absicht um," fuhr der Geheimrath fort, „einen Lehrstuhl für neuere Philosophie zu errichten. Nach dem glänzenden Beweise, den Sie durch Ihre Preisschrift von Ihren Fähigkeiten und Kenntnissen geliefert, wäre es dem Minister sehr willkommen, wenn Sie, Herr Professor, diesen Lehrstuhl einnehmen wollten. Sie sehen, ich bin kurz, was sagen Sie dazu?"

Der Professor sollte heute aus einer Erregung in die andere fallen! Welchen Wust von Empfindungen beherbergte sein Inneres! Kaum war er noch im Stande sich aufrecht zu erhalten. Voller Verwirrung erwiderte er:

„Ich bin — außerordentlich erfreut, Herr Geheimrath, über dieses schmeichelhafte Anerbieten, muß mich aber doch darüber wundern, daß, daß — der Herr Minister nicht auf jüngere Kräfte verfallen ist. Ich, ich habe die 50 überschritten!"

Er vermied es, Felix anzusehen.

„Das Alles ist bei uns bereits in Erwägung gezogen worden," sagte der Geheimrath, „die Jugend läßt uns aber diesmal im Stich. Wir hatten zwar einen jungen Mann im Auge, den wir sehr gern befördert hätten, allein

man ſcheint ſich in ihm getäuſcht zu haben. Trotz mancher viel verſprechender Anfänge bringt er nichts fertig, wir können unmöglich länger auf ſeine verſprochenen Thaten warten.

Dem Profeſſor wurde immer unheimlicher zu Muthe. Und wie von einem böſen Dämon getrieben, ſich immer tiefer in die Verwirrung hineinzurennen, fragte er:

„Wer iſt der junge Mann, wenn ich fragen darf?“

„Das iſt kein Geheimniß, es iſt der Dr. Krüger.“

„Krüger?“ fragte der Profeſſor tonlos.

„Jawohl, Sie werden vielleicht von ihm gehört haben.“

„O ja, ich kenne ihn, ich halte ihn für einen ausgezeichneten Gelehrten.“

„Das dachte man allgemein, aber die Welt will nun einmal Beweiſe, und das iſt auch nothwendig. Ein Licht, das unter dem Scheffel ſteht, leuchtet eben nicht. Wir wünſchen nun, Herr Profeſſor, Ihr plötzlich hell aufgelodertes Licht an eine Stelle zu ſetzen, wo es recht weit ſichtbar iſt.“

In Felix kämpften bei dieſer Unterredung wieder die traurigſten Gefühle mit einer grenzenloſen Wuth. Was Alles war ſeinem Freunde geraubt worden! Der Profeſſor aber erwiderte mit äußerſter Anſtrengung:

„Nein, Herr Geheimrath, ich fühle mich doch nicht mehr jung genug eine ſolche Stelle auszufüllen. Ich denke, Krüger iſt der geeignetere Mann.“

Der Geheimrath ſchüttelte den Kopf.

„Schurke! Jetzt ſoll Dir Dein Recht werden!“ dachte Felix, laut aber ſagte er zum Geheimrath:

„Wenn ich mir geſtatten darf, hier das Wort zu ergreifen?“

„Bitte ſehr, Herr Grund!“

„So möchte ich bemerken, daß mein Onkel von einer zu weit gehenden Beſcheidenheit iſt.“

„Felix!“ rief der Profeſſor unwillig aus.

„Das glaube ich auch,“ verſetzte der Geheimrath zuſtimmend.

„Was ſind denn auch 50 Jahre!“ fuhr Felix fort, „heutzutage, wo erſt das ſpätere Lebensalter dazu berufen ſcheint, werkthätig in allen Phaſen des Lebens einzugreifen! Sehen wir unſre greiſen und doch jugendlichen Feldherrn! Unſre ehrwürdigen Häupter der Univerſität! Unſre ergrauten Staatsmänner! Und Du willſt Dich mit 50 Jahren ſchon zu den Alten rechnen? Nein, nein, das iſt ſchlecht angebrachte Beſcheidenheit! Du gehörſt auf's Katheder!“

„Recht geſprochen, Herr Grund, das iſt auch meine Anſicht! Sie hätten längſt einen Lehrſtuhl zieren ſollen!“

Jämmerlicher war wohl nie einem armen Sünder zu Muthe geweſen, als dem Profeſſor in dieſem Augenblicke.

„Aber, meine Herren, —“ begann er und konnte nicht weiterreden.

„Sträube Dich nicht, Onkel,“ fuhr mit unerbittlicher Ironie Felix fort, „Dir ſoll ja nur Dein Recht werden. Denke auch an Deine Frau! Wie

ſehr wird ſie die freudige Nachricht überraſchen und entzücken! Du mußt die Profeſſur annehmen!"

„Sie werden ſich uns ſchon ergeben, Herr Profeſſor," ſetzte der Geheimrath hinzu.

Voller Verzweiflung blickte der Profeſſor von dieſem zu Felix, welcher ihn mit Augen anſah, die unverhohlen ausſprachen: „Wenn Du nicht annimmſt, ſo verrathe ich Dich."

„So, ſo, — zwingen Sie mich, Herr Geheimrath," ſagte der Profeſſor, ſeine letzten Kräfte zuſammennehmend.

„Kein Zwang, kein Zwang! Wir bitten darum, und nicht wahr, ich darf dem Miniſter eine zuſagende Antwort geben?"

„Nun — ſo will ich — annehmen."

Der Geheimrath erhob ſich raſch.

„Bravo, bravo!" ſagte er, „ich habe Ihr Wort."

Er ſchüttelte dem Profeſſor die Hand, wandte ſich dann zu Felix und ſagte:

„Ihnen, Herr Grund, meinen beſonderen Dank für Ihre gütige Mitwirkung. Und nun muß ich fort. Auf Wiederſehen, meine Herren!"

„Felix, was haſt Du gethan?" rief zornentbrannt der Profeſſor, als er mit ihm allein war.

„Dir Dein Recht verſchafft! Nun erſticke daran!"

„Ich kann aber die Stellung nicht ausfüllen!" klagte der Profeſſor.

„Das ſoll Dich an den erinnern, den Du daraus verdrängt haſt! Und nun zu meinem armen Krüger!"

Ohne den Profeſſor weiter zu beachten, eilte er dem Ausgange zu, als ihm bleich, völlig verſtört und mit theilweiſe zerriſſenen Kleidern Frau Johanna entgegenſtürzte und nur die Worte: „Waſſer! Waſſer!" hervorſtoßend ſich ohnmächtig auf einem Seſſel niederließ.

Es wurde eiligſt Waſſer herbeigeſchafft und Felix und der Profeſſor waren bemüht, die Ohnmächtige wieder zu ſich zu rufen.

„Was iſt? Was giebt es?" ſchrie der Profeſſor, den die neue Aufregung wieder munter gemacht hatte.

Die Profeſſorin ſchlug die Augen auf und fragte:

„Wo iſt Juſtine?"

„Du fragſt, wo Juſtine iſt?" gab der Profeſſor zur Antwort und ſein Herz erbebte.

„Sie fuhr ja mit Dir!" ſetzte Felix kopfſchüttelnd hinzu.

„Es iſt aus, es iſt Alles, Alles aus! Wir ſind vernichtet!" hauchte die Profeſſorin leiſe, noch immer lag ſie ganz apathiſch.

„So rede, rede doch! Wo iſt Juſtine?" fragte Felix ärgerlich.

„Ich weiß nicht, ich glaubte, ſie ſei hier."

„Hier? Wie ſollte ſie hier ſein?"

„So komme doch zu Dir und erzähle!" rief der Profeſſor händeringend.

Die Profeſſorin raffte ſich zuſammen und begann matt, wurde allmählich jedoch während des Erzählens immer lebhafter:

„Ja, ich will erzählen, — ich will mir und Dir nichts erſparen, Dankmar.“ Sie fixirte ihren Mann von Zeit zu Zeit, als wollte ſie ihm bis in's Herz ſehen. „Wir fuhren durch die Stadt, Alles blickte auf uns. Ich war ſtolz und ſelig, nur beunruhigte mich einigermaßen das aufgeregte Weſen Juſtinens, die nicht müde wurde zu ſprechen, zu lachen, den Vorübergehenden zuzunicken. Ich wußte nicht, was ich davon halten ſollte! Dabei drang ſie fortwährend in den Fürſten, ihr zu geſtehen, wodurch er eigentlich — Dein Wort erpreßt habe, Dankmar! — Und er machte allerhand unverſtändliche, mir nur leider zu verſtändliche Anſpielungen auf Krüger und die Preisarbeit.“ Sie hielt im Sprechen inne und ſah ihren Mann mit einer Verachtung an, daß ſich dieſer abwandte und laut ausrief:

„Weiter, weiter, komme doch zur Sache!“

„Ich ſage es ſchon,“ fuhr ſie mit unterdrückter Wuth fort, um Felix ein Geheimniß nicht zu verrathen, das für ihn keins mehr war, „wir verlaſſen die Stadt, fahren in den Thiergarten zurück, — da ſprengt ein Reiter und eine Reiterin immer hinter uns drein. Ich ſehe, wie der Fürſt unruhig wird, ich höre, wie er ſeinem Kutſcher auf Ruſſiſch etwas zuruft, der in eine völlig abgelegene Seitenallee abbiegt und die Pferde zu immer raſcherem Laufe anſpornt. Aber die Reiter ſind ſchneller als wir, ſie holen uns ein, die Reiterin ſchwingt ihre Gerte, verſetzt in heftigſter Wuth dem Fürſten und Juſtine zugleich einen Hieb, daß dieſe halbohnmächtig zurückſinkt, und ruft mit entſetzlicher Stimme in deutſcher Sprache: „Verräther! Meineidiger Verräther! Fährſt Du im offnen Wagen mit Deiner Maitreſſe und verleugneſt Deinen Sohn und das Weib, dem Du ewige Treue geſchworen?“ Die Pferde bäumen ſich, der Reiter fällt ihnen in die Zügel, der Wagen hält einen Augenblick, doch nur ſo lange, daß gerade Juſtine Zeit bekommt, den Schlag zu öffnen und hinauszuſpringen. Ich will nach. In demſelben Augenblicke aber ziehen die Pferde an, im Galopp raſen ſie davon über Stock und Stein, Reiter und Reiterin immer neben uns. Der Kutſcher verliert die Zügel und erſt nach einigen Minuten iſt er im Stande, die Pferde zum Stehen zu bringen. Wir befinden uns auf offener Landſtraße. Während die beiden Fremden ſich mit dem Fürſten im heftigſten Wortwechſel in ihrer Sprache befinden, der Fürſt vor Scham und Verlegenheit nicht weiß, was er mir ſagen ſoll, befreie ich mich halbtodt aus dem Wagen, ſuche die Charlottenburger Straße zu gewinnen, rufe, ſchreie nach Juſtine, frage Vorübergehende nach ihr, alles vergebens. Endlich finde ich eine leer in die Stadt zurückkehrende Droſchke, fahre noch einmal denſelben Weg zurück, aber Juſtine iſt verſchwunden, niegends, nirgends eine Spur von ihr!“

Ermattet legt ſich die Profeſſorin zurück, und der Profeſſor ſchreit verzweifelt die Hände ringend:

„Mein Kind! Mein Kind!“

„So muß man ſuchen, ſuchen laſſen! Die Polizei verſtändigen!“ ruft Felix, der mit verſtörten Sinnen der Erzählung der Profeſſorin gefolgt war, und rennt davon.

„O, Juſtine, Juſtine, nun bin auch ich verloren!“ ſagt der Profeſſor für ſich und ſchleicht, völlig gebrochen, auf ſein Zimmer.

Die Profeſſorin, laut ſchluchzend, würdigt ihn keines Blickes und bleibt rath- und thatlos in ihrem Stuhle ſitzen.

Auf ſeinem Zimmer angekommen, überfällt den Profeſſor das ganze moraliſche Elend, in dem er ſich befindet, mit ſolcher Stärke, daß ihm das Leben unerträglich ſcheint. Was ſoll er auch thun? Soll er mit ſeinem ſchuldbeladenen Gewiſſen das Katheder beſteigen? Wie ſoll er ſeiner Frau ferner gegenübertreten, die ihn durchſchaut hat? Wie Juſtine, wenn ſie noch lebt? Und iſt ſie todt, wie ſoll er ihren Tod überleben? Wie den Tod Krügers, den ihm Monrad in ſichere Ausſicht geſtellt? Wie lange kann ſein Geheimniß, das keines mehr iſt, verborgen bleiben?

Er hat nur noch einen Gedanken: ſeinem Leben ein Ende zu machen! Er ſieht ſich ſcheu im Zimmer um, er verriegelt die Thür. Mit zitternder Hand wirft er einige Zeilen auf ein Papier, worin er Abſchied von ſeiner Frau und Tochter nimmt und ſeine Schuld bekennt. — Dann erhebt er ſich, ergreift die ſeidene Schnur, die ſeine ſchweren Gardinen hält, reißt ſie herunter, prüft ihre Stärke und es iſt zu verwundern, mit welcher Schnelligkeit ihm die Schlinge gelingt. Er ſteht auf dem Stuhl und befeſtigt ſie an einem ſtarken Vorſprung ſeines gothiſchen Bücherſchrankes, legt ſie um ſeinen Hals und ſpringt vom Stuhl. Dieſer ſchlägt um und mit fürchterlichen Zuckungen hängt der Körper des Profeſſors von ſeinem Bücherſchranke herab.

XVI.

Inzwiſchen iſt der Abend herangekommen und Leonore ſitzt traurig in ihrem Zimmer und harrt des Bruders, der heute länger als gewöhnlich ausbleibt. Sie verbirgt ihren Kummer der alten Suſanne nicht, die ängſtlich im Zimmer ſich zu ſchaffen macht und dabei heimliche Seufzer ausſtößt. Was ſoll die Alte thun? Soll ſie ihre geliebte Herrin darauf vorbereiten, was geſchehen kann? Sie murmelt zwiſchen den Zähnen: „Ich kann es immer noch nicht.“

„Was ſagſt Du, Suſanne? Nicht wahr, Du fürchteſt Dich auch?“

„Geben Sie ſich zufrieden, liebes Fräulein, wer weiß, welche wichtige Sache ihn aufhält!“

„Ach, ich fürchte, er hat die endgültige Verlobung Juſtinens erfahren, und der Schmerz hat ihn menſchenſcheu gemacht und in's Freie getrieben. — Wenn er ſich nur faßte! Wenn er nur bald zu mir zurückkehrte! — Mir iſt Alles unerklärlich. Wie hoffnungsvoll ſchied ich von Juſtine, wie echt dünkten mich ihre Thränen, und eine halbe Stunde ſpäter fährt ſie ſcherzend mit dem Fürſten davon!“

Leonore träumt vor ſich hin.

„Du ſahſt das Brautpaar, Suſanne?“ fragte ſie nach einer Weile.

„Ich ſah ſie durch die Stadt fahren: ein ſchönes Paar! Juſtine glühte wie eine Roſe, ſie war ſo ausgelaſſen heiter — aber glücklich ſchien ſie trotzdem nicht zu ſein.“

„Nein, das glaub' ich auch. — Aber zu retten war ſie nicht mehr, wie ich nun ſehe. — Wenn ſich nur mein armer Bruder davon überzeugte! — Wo er nur bleibt? War denn Herr Grund auch nicht mehr hier? — Du zitterſt, Suſanne? — Warum antworteſt Du nicht?“

Leonore ſteht bebend vor ihrer alten Dienerin.

„Ach liebes Fräulein!“

„Du verheimlichſt mir etwas, Suſanne! Es iſt ein Unglück geſchehen, um Gottes Willen, was iſt es?“

„Es liegt mir auf dem Herzen, als ob ich einen Mord begangen hätte. Ich muß es Ihnen doch endlich ſagen.“

„Wo iſt mein Bruder?“ ſchreit Leonore und ſtürzt der Alten um den Hals.

Suſanne erzählt Alles, was ſie weiß.

„Er wird ſterben, er wird ſterben *wollen*!“ ſchluchzt Leonore laut, und auf einen Stuhl niederſinkend und die Arme auf den Tiſch ſtützend, jammert ſie:

„O, ihr unmenſchlichen Menſchen, die ihr ihn dahingebracht! Die ihr ihn in eure Kreiſe gelockt, in denen der Edle zu Grunde gehen muß. Wie iſt meine Seele plötzlich von Haß erfüllt, von glühendem Haß, den ich ſonſt niemals gekannt! Wie dürſtet mein Herz nach Rache, wie möchte ich alle Weiblichkeit abſtreifen, um Dich zu rächen, mein geliebter Bruder!“

Sie weint ſtill in ihr Tuch hinein. Die alte Suſanne ſteht troſtlos daneben und klagt ſich an, daß ſie nicht geſchwiegen, da vielleicht doch noch Alles gut abläuft.

Da ertönt die Hausglocke.

Die beiden Frauen fahren erſchreckt auf.

„Er iſt's! Geh, Suſanne, und öffne! Man wird ihn uns todt in's Haus bringen!“ klagt Leonore und legt den Kopf auf den Tiſch. Sie wagt es nicht hinauszugehen, ſie fürchtet den entſetzlichen Anblick.

Zögernd geht die Alte und öffnet; aber nicht Krüger erſcheint, ſondern — Juſtine!

Ohne die erſtaunte Alte zu grüßen tritt ſie in's Zimmer und bleibt, bleich und verſtört, ſtumm an der Thür ſtehen.

Leonore blickt auf und traut ihren Augen nicht. Ein Schrei, gemiſcht aus Wuth, Schmerz und Verwunderung, entringt ſich ihren Lippen.

„Du kommſt zu mir? Du? — Willſt Dich an meinem Schmerze weiden? Unſelige, was treibt Dich hierher?“

In ihrem Jammer und bei der hereinbrechenden Dunkelheit ſieht

Leonore nicht, wie völlig verwandelt Juſtine vor ihr ſteht. Aus ihrem Geſichte iſt alles Leben entſchwunden, ihre Kleider ſind zerriſſen, denn ſie hat ſich ſtundenlang wie wahnſinnig im Dickicht des Thiergartens verborgen, ihr Auge iſt erloſchen, leichenhaft ſtarrt es Leonoren an.

„Leonore," ſagt ſie mit tonloſer Stimme, „ich frage mich, — ob ich — noch leben kann?"

„Entſetzliche Spötterin! Hinweg von mir! Ich verachte Deine Verſtellungskunſt! War es nicht genug, daß Dein Vater meinem Bruder die Früchte ſeines Fleißes entwendete, muß er ihm auch noch das Leben rauben?"

Juſtine hat nur die Worte gehört, die ſich auf ihren Vater beziehen, ſie iſt von ihnen wie elektriſirt; wie aus einem Traume erwacht, ſtürzt ſie behend auf Leonoren zu und ruft:

„Was ſagſt Du? Alſo es iſt wahr? Mein Vater hat ihm die Preisarbeit geſtohlen?"

„Kannſt Du noch fragen? Der Freund des Fürſten entdeckte den Betrug — und Franz wird im Duell für Deinen Vater ſterben!"

Leonore wendet ſich ab, Thränen erſticken ihre Stimme, ſie verbirgt ihr Geſicht an der Bruſt Suſannens.

Juſtine aber ſteht mitten im Zimmer und ein unausſprechliches Wehgefühl zerreißt ihr die Bruſt, ihre Gedanken fahren irr herum, nur einer iſt klar.

„Das alſo war die Schande," denkt ſie, „von der mein Vater ſprach, das der Grund, warum er mich dem Fürſten verkaufte! Das bedeuteten die Anſpielungen des Fürſten! — So bleibt mir nichts, nichts! Nicht einmal der gute Name meines Vaters!"

Wild bäumt ſich der Zorn in ihrer Bruſt. Das Leben erſcheint ihr als eine Wüſte voll ekler Gemeinheit, aus der ſie nicht ſchnell genug entfliehen kann, denn jedes Zögern könnte ihre gerechte Verzweiflung wieder in unthätige Reſignation verwandeln.

Mit raſchem Griff reißt ſie den Dolch aus ihrem Gürtel und führt ihn mit ſicherer Hand gegen das lautpochende Herz.

Sie ſtöhnt, ſie ſinkt, Leonore und Suſanne ſehen erſt jetzt, was geſchehen, ſie eilen herbei und legen die Sterbende auf das Sopha.

Suſanna eilt nach einem Arzt, Leonore kniet neben Juſtine, ſucht das hervorquellende Blut mit naſſen Tüchern zu ſtillen.

„Was haſt Du gethan, Unglückſelige?" raunt ſie ihr entſetzt in's Ohr.

„Mich — ausgeſtrichen, wie eine — falſche Zahl! O weh!"

„Und meine Worte haben Dich getödtet?"

„Nein, Schweſter, nein, Du nicht! Du wirſt — es erfahren — was mich — ſo weit gebracht."

Sie haben nicht bemerkt, daß während der letzten Worte die Profeſſorin eingetreten iſt; das Suchen nach ihrer Tochter hat ſie endlich auch hierher geführt. Wie eine Löwin nach ihrem geraubten Jungen ſtürzt ſie an das Lager der Tochter.

„Juſtine!“ ruft ſie, „Juſtine! Wie muß ich Dich finden!“

„Sterbend,“ ſagt Leonore ſchluchzend.

„Sterbend?“ ſchreit die Mutter. „Nein! nein! Es iſt nicht wahr! Wer hat Dich getödtet? Du ſollſt leben!“

„Ich nicht, Mutter — ich nicht! Der Tod iſt — meine Erlöſung,“ ſagt Juſtine matt.

„Juſtine, Juſtine! Noch nicht! Ehe Du mir nicht vergeben!“

Sie ſucht nach der Hand ihrer Tochter, ſie küßt ſie zum erſten und letzten Male in ihrem Leben.

„Leb' wohl, Mutter — laß mich ziehen!“

„Nein, nein, Juſtine! Liebes Kind! Du darfſt nicht ſterben! Holt einen Arzt, vergeßt ihr denn das Wichtigſte?“

Leonore ſagt ihr, daß man bereits nach einem geſchickt.

Da nahen Tritte.

Es wird der Arzt ſein!

Nein! Das ſind bekannte Stimmen, die Thüre geht auf, Franz und Felix erſcheinen, beide unverletzt.

Leonore fliegt an des Bruders Hals, wer beſchreibt ihre Gefühle in dieſem Augenblick?

In der Angſt haben die Frauen vergeſſen, die Lampe anzuzünden, die Eintretenden bemerken nicht, zu welcher Scene ſie gekommen.

Sie erzählen raſch, daß ſie vergeblich auf Monrad gewartet, daß aber endlich ein Bote einen Brief von ihm gebracht hätte, worin er ſein Ausbleiben entſchuldigt, da eine unaufſchiebliche Angelegenheit ſeine ſofortige Abreiſe erfordert habe.

Leonore weint Thränen der Freude und des Schmerzes am Halſe ihres Bruders.

Da tritt die alte Suſanne, die Lampe in der Hand, mit dem Arzte herein und beleuchtet die furchtbare Scene.

Die jungen Männer ſtehen ſtarr vor Entſetzen, man unterrichtet ſie ſchnell von dem Geſchehenen. Sie dringen in den Arzt, zu verſuchen, was in ſeinen Kräften ſtehe.

Er ſchüttelt den Kopf, es iſt vorbei.

Am Lager Juſtinens knien jetzt zu beiden Seiten Krüger und die Mutter. Auch Krüger hat eine Hand gefaßt und bedeckt ſie mit Thränen und Küſſen.

Juſtine lächelt ihn matt an.

„Lebe, lebe! Sei glücklich!“ flüſtert ſie mit Anſtrengung ihrer letzten Kräfte und ſucht ſich aufzurichten. Es gelingt ihr nur halb, mit beiden Händen ergreift ſie Krügers lockiges Haupt und ihr kleiner Mund ſpitzt ſich wie zu einem Kuſſe.

Er ſieht es nicht vor Thränen.

Aber Juſtinens Kräfte reichen nicht mehr aus, ermattet ſinkt ſie zurück und haucht die letzten Worte:

„O, Mutter — gute Nacht."

Der Allerbarmer Tod hat sie sanft in seine Arme geschlossen. —

In dem Zimmer Krügers hört man lange Zeit nichts als Schluchzen und unterdrücktes Weinen. Dann erhebt sich die Mutter von den Knien, trocknet die Thränen und sagt, auf ihr Kind niederschauend.

„Wohl ihr! Sie wird dort oben für ihren Vater bitten, mit dem sie zugleich vor ihren Richter tritt."

„Zugleich!" fragt Felix, „wo ist Dein Mann?"

„Ich fand ihn — in seinem Zimmer — todt."

Neues Entsetzen faßt alle Anwesenden. Die Professorin aber reckt wie sonst ihre Gestalt in die Höhe und sagt mit starker Stimme:

„Ich aber will leben! Will meine Schande allein vor allen Leuten tragen; das sei meine Strafe!"

* * *

Und diese Strafe war nicht gering für die einst so eitle, stolze Frau. Sie hat sie vier Jahre getragen, dann ist sie ihr erlegen. Was sie von ihrem großen Reichthum bei Lebzeiten nicht an Arme vertheilt hat, ist nach ihrem Tode vielen wohlthätigen Anstalten der Stadt zugute gekommen.

Und die Andern?

Etwa ein Jahr nach der eben erzählten Katastrophe konnte man eines Tages am Hafen zu Hamburg, an der Stelle, wo der große Dampfer „Frisia" anzulegen pflegt, unter den sich zur Abfahrt Rüstenden vier Personen bemerken, denen der Abschied von Europa nicht schwer zu werden schien.

Es waren Felix mit seiner jungen Frau Leonore, denen das Glück aus den Augen lachte; die alte Susanne, die trotz ihrer Jahre die Reise über den Ocean wagte, um ihre Liebsten nicht zu verlassen, und ein ernster junger Mann, Franz Krüger.

Sie haben drüben gefunden, was ihnen hier nicht beschieden war: einen Wirkungskreis, der ihr Leben edel ausfüllt und sie ganz befriedigt. Felix ist der glücklichste Familienvater und zugleich einer der angesehensten Kaufleute New-Yorks, und Krüger, der es sich in den Kopf gesetzt hat, unverheirathet zu bleiben, eine Zierde der dortigen Universität.

Fürst Ratinski aber ist mit Hülfe seines väterlichen Freundes Monrad bisher allen Schlingen der Polizei glücklich entgangen. Er hat eingesehen, daß er ohne den Beistand dieses erfahrenen Mentors nicht existiren kann, und ihn durch verdoppelte Wohlthaten für's ganze Leben an sich gekettet. Dem Genie dieses Mannes hat es der Fürst zu danken, daß er wieder wie einst enfant gâté der Petersburger Gesellschaft ist.

Es ist, von den poetischen Beiträgen im höheren Sinne abgesehen, ein gewisser Localton in den meisten zu erkennen, und so kräftig auch die Eigenart des Einzelnen sein mag, Berlin mit seinem an Erscheinungen so reichen Leben und seinem mit jedem Tage deutlicher ausgeprägten Streben nach Ausbildung eines bestimmten Charakters übt auf Alle seinen Einfluß.

Der Harfenist von Achensee. Von Ludwig Pietsch.

Aus: Berliner bunte Mappe 1886. München.
Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann.

Paul Lindenbergs historische Skizze „Am Gesundbrunnen" und Paul Lindaus Bild aus dem socialen Leben der Großstadt „In einer Droschke zweiter Klasse" stehen hier obenan. Zur größeren, freier behandelten Novelle leitet Hans Hopfen mit seiner Erzählung „Im Schlaf geschenkt" über; Rudolf Lindaus „Der Abend" zeigt wiederum alle Vorzüge in der Kunst des schlichten, ernsten, eindringlichen Vortrags, die dieser eigenartige Erzähler in seltenem Maße beherrscht. Weitere Beiträge von Hermann Heiberg und Elisabeth Werner verdienen warme Anerkennung. Fritz Mauthner, Max Ring und Paul von Schönthan vertreten den Humor, allerdings mit dem bekannten Zusatz in der Stimmung, dem das Volk einem vor dem Gehenktwerden

der Literatur repräsentirt die Portraitstudie von Karl Stauffer-Bern, dem Künstler, der jetzt für die Nationalgallerie den Dichter der „Journalisten" malt: „Conrad Ferdinand Meyer". Ein prächtiges Gesicht! Freilich einen Dichter von der Bedeutung Meyers würde Niemand aus diesen Zügen herausleseu. Eher würde man einen jovialen,

Am Strande. Von Leopold Graf Kalckreuth d. j.
Aus: Münchener bunte Mappe 1885. München.
Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Bruckmann.

biedern Landwirth in ihm vermuthen. Das alte Lied von dem Hungerleiden deutscher Dichter scheint hier zum Spott zu werden, so wohlgenährt und lebensfroh schaut Meyer in die Welt. —ʒ

So stünde denn in Summa die Berliner Mappe der Münchener keineswegs nach, und es bliebe für die Zukunft nur zu wünschen, daß es zu einer Vereinigung deutscher Künstler und deutscher Dichter in einer deutschen bunten Mappe käme, die von den schöpferischen Fähigkeiten unseres Volkes auf beiden Gebieten Proben gäbe.

Die Arbeiterfrage.

Die Arbeiterfrage. Ein ſociales Programm von Wilhelm Oechelhäuſer. Berlin, Jul. Springer.

Auf Grund eigener Erfahrungen, die in mehr als fünfzigjährigem Verkehr mit den Arbeitern geſammelt ſind, wagt ſich der bekannte nationalliberale Abgeordnete an die verſuchsweiſe Löſung des ſchwierigſten Problems, welches die moderne Staatswirthſchaftslehre kennt. In dem der Natur der Sache nach beſchränkten Sinne, daß nur ein Vorſchlag gemacht werden ſoll, darf man dieſe Schrift mit Freuden begrüßen, denn ſie iſt beſeelt von der edelſten Abſicht: ob aber der Oechelhäuſer'ſche Gedanke, einſtweilen durch ein „Uebergangsgeſetz" von 6jähriger Giltigkeitsdauer eine theilweiſe Altersverſorgung der arbeitenden Klaſſen unſeres Volkes eintreten zu laſſen, Lebenskraft hat, würde ſich erſt durch die Praxis erweiſen; denn die immerhin ſehr bald nothwendige Staatshilfe beruht einſtweilen auf der geplanten Erhöhung der Branntweinconſumſteuer. Allein trotz der beträchtlichen Schwierigkeit, auf dem angedeuteten Wege zum Ziele zu kommen, verdient das vorliegende „ſociale Programm" doch die eingehendſte Aufmerkſamkeit der Zunächſtbetheiligten, ja noch mehr: es ſollte in den weiteſten Kreiſen, gleichviel, welcher politiſchen Partei dieſelben auch angehören, geleſen werden, denn die einleitende „Kritik der ſocialdemokratiſchen Beſtrebungen" iſt außerordentlich ſachgemäß. Auch wird mit Recht mehrfach vom Verfaſſer betont, daß der Staat nur einer der Factoren iſt, die zur Hebung der ſocialen Lage des ſogenannten vierten Standes beitragen müſſen, und nicht einmal der wichtigſte: die Gemeinde, die Geſellſchaft und beſonders Arbeitgeber und Arbeiter ſelbſt haben ebenſo bedeutſame Hilfe zu leiſten; der Staat tritt nur in den Vordergrund, weil er vermöge der Geſetzgebung ſtets die Möglichkeit des ſchnellſten Eingreifens hat. Die Durchführung des Kranken- und des Unfallverſicherungsgeſetzes ſind nur als Vorſtufen zur Erreichung weiterer Ziele zu betrachten, die ſicher einmal erreicht werden müſſen. Unter den indirect wohlthätigen Einflüſſen, die der Staat dem Arbeiter zuführt, ſteht ſehr hoch die Wirkſamkeit einer muſterhaften Elementarſchule: unter den Mitteln, welche die Geſellſchaft zur Verfügung ſtellen muß, ſteht obenan die Bekämpfung der Trunkſucht. Dieſes Laſter zerſtört das Familienleben des Arbeiters, ſeinen ſicherſten Halt, das darum von der Wohlthätigkeit faſt mehr in's Auge zu faſſen iſt als das Daſein des Einzelnen. Jede Wohlthätigkeit muß eine zielbewußte, auf der genaueſten Kenntniß der Verhältniſſe beruhende ſein, und um dieſe zu erlangen, bedürfen die beſitzenden Klaſſen für alle Reformen der Mitwirkung des weiblichen Geſchlechts. Auch die Frauen können ſo ſehr viel zur Löſung der Arbeiterfrage beitragen. Man ſieht, wie bei aller Nüchternheit Oechelhäuſer doch auch dem Idealen ſeine Rechte gewahrt wiſſen will. Der Arbeiter iſt für ihn nicht ein Gegenſtand philoſophiſchen Studiums und kritiſirender Beobachtung, ſondern er iſt und bleibt ein Menſch, dem ſeine Menſcheneigenſchaften den gebührenden Platz in der Geſellſchaft anweiſen, der darum „ſtets ſeines eigenen Schickſals Schmied bleibt". „Hilf Dir ſelbſt und Gott wird Dir helfen," müßte darum in großen Lettern über der Thüre jeder Arbeiterwohnung ſtehen. Wer von uns ſollte dieſem Wunſche nicht beiſtimmen?

Karl Biedermanns Deutſche Geſchichte und Memoiren.

1840—1870. Dreißig Jahre deutſcher Geſchichte. Vom Thronwechſel in Preußen 1840 bis zur Aufrichtung des neuen deutſchen Kaiſerthums. Nebſt einem Rückblick auf die Zeit von 1815—1840. Von Karl Biedermann. 2 Bände. 3. Auflage. Breslau, S. Schottlaender.

Mein Leben und ein Stück Zeitgeſchichte. Eine Ergänzung zu des Verfaſſers „Dreißig Jahre deutſcher Geſchichte". Von Karl Biedermann. 2 Bände. Breslau, S. Schottlaender.

„Gerade in der Stunde einer leidenſchaftlichen Discuſſion über Fragen politiſcher und wirthſchaftlicher Natur möchte ich den Leſer auf ein Buch hinweiſen, welches ihn unabläſſig daran mahnen wird, daß alle Meinungsverſchiedenheiten, alle Streitigkeiten des Tages ihre Verſöhnung finden müſſen in dem Gedanken der ſchwer errungenen Ein-

heit und Größe des Reiches." Mit diesen Worten begann ich genau vor einem Jahre die Anzeige eines Buches über die deutsche Einheit, und die gleichen Worte fließen mir unwillkürlich in die Feder, da ich über die neue Auflage von Biedermanns „Dreißig Jahren deutscher Geschichte" zu berichten mich anschicke. Es ist ein rechtes Buch, das zur rechten Zeit erscheint. Wie damals, so hat auch heute wieder die politische Discussion einen so herben, leidenschaftlichen Charakter angenommen, daß das Band zerrissen scheint, welches im Jahre 1870 alle Deutschen umschlang. Darum übt es eine wahrhaft versöhnende Wirkung aus, wenn man bei Biedermann liest, wie gerade in dem Jahrzehnt nach 1840 die Parteien sich auf's Heftigste befehdeten und wie sie dennoch später ein gemeinsames Ziel sich steckten, dessen Verfolgung sie über alle kleinlichen Differenzen hinweghob.

An die junge Generation wendet sich das Buch in erster Linie, nicht blos an das der Historiker, sondern an alle, denen es um geschichtliche Bildung, um eine klare und vorurtheilslose Erkenntniß der vaterländischen Zustände ernstlich zu thun ist. Gewiß lag die Gefahr nahe, daß der Verfasser bei der Schilderung eines Zeitraumes, an dessen Ereignissen er selbst den thätigsten Antheil genommen hat, wie von ungefähr auf den engen Standpunkt einer einzelnen Partei gerathen könnte. Aber man muß es laut anerkennen, daß in diesem Buche niemals der Politiker spricht, sondern überall der ruhig abwägende Historiker das Wort behält, der nicht richtet, sondern berichtet, der die Bestrebungen der Parteien verstehen, aber nicht verurtheilen will. Dieser Vorzug der Objectivität ist um so höher anzuschlagen, als Biedermann für seine im besten Sinne des Wortes nationale und liberale Gesinnung Anfechtungen der schwersten Art zu erleiden gehabt hat. Dieser Vorzug ist es auch gewesen, der das Buch zu einem wahren Volksbuch gemacht hat. Conservative und liberale Zeitungen konnten es mit bestem Gewissen ihren Lesern empfehlen, zumal die Klarheit und Flüssigkeit der Darstellung von jener Art ist, welche „ohne oberflächlich zu sein, das Lesen des Buches nicht zu einer Arbeit, sondern zu einer angenehmen Beschäftigung macht". Das Buch ist gekauft und gelesen worden, und der beste Beweis für seine weite Verbreitung liegt darin, daß, nachdem kaum fünf Jahre verflossen sind, eine dritte Auflage nöthig geworden ist.

Zu gleicher Zeit beschenkt uns der unermüdlich thätige Verfasser mit einem neuen, zweibändigen Werk, das ebenso unterhaltend, ebenso interessant, ebenso angenehm und flüssig geschrieben und vielleicht noch lehrreicher ist als jenes, — mit den eigenen Memoiren. „Mein Leben und ein Stück Zeitgeschichte" ist der Titel dieses Buches, das sich mit vollster Berechtigung als eine „Ergänzung zu den dreißig Jahren deutscher Geschichte" bezeichnet. Eine fast fünfzigjährige Betheiligung an den verschiedenen Entwickelungsphasen unserer Nation haben dem Verfasser mannigfache Gelegenheit gegeben, mit den führenden Persönlichkeiten in Verkehr zu treten und einen Schatz von Erinnerungen, theils in amtlichen Documenten, theils in Briefen, theils in eigenen schriftlichen Aufzeichnungen, anzusammeln, welche, wie sie jetzt vorliegen, ein Quellenbuch zu seinem darstellenden Werk bilden. Ich habe mit diesen Worten schon angedeutet, wodurch sich Biedermanns Buch von zahlreichen Memoiren alter und neuer Zeit vortheilhaft unterscheidet. Der Historiker pflegt nämlich dieser Art von Literatur kein großes Vertrauen entgegenzubringen; denn um die eigene Persönlichkeit in ein helles Licht zu stellen, oder aus Furcht vor einer Schilderung, welche eine unparteiische Geschichtschreibung entwerfen könnte, haben die Memoirenschreiber es nicht immer genau mit der Wahrheit genommen. Es ist eine der mühsamsten Aufgaben der historischen Kritik, in solchen Büchern das Wahre und Falsche von einander zu sondern. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß Biedermann, der ja Historiker von Fach ist, aus diesen Erwägungen heraus seine Memoiren in der Weise gestaltet hat, daß er in seine Erzählung auch die Beweise für die Richtigkeit derselben einflicht. Diese Art der Composition wirkt nicht etwa störend, indem sie den Fluß der Darstellung unterbricht; im Gegentheil, der Wechsel der Erzähler bringt eine Lebendigkeit und Unmittelbarkeit hervor, welche den Leser mitten in die Bewegung der geschilderten Zeit hineinstellt, mag es sich um eine Frage der hohen Politik, oder um ein wissenschaftliches und literarisches Unternehmen, oder um des Verfassers Stellung zur Leipziger Universität handeln. Von hervorragenden Männern, deren Briefe wörtlich wiedergegeben werden, erwähne ich nur die folgenden: Arndt, Dahlmann, Gervinus, Fallmereyer, Droysen, R. v. Mohl, Berthold Auerbach, Schulze-Delitzsch, Watzdorf, Auerswald, Laube, Putlitz, Devrient und Dingelstedt.

Es tritt uns in diesem Buch ein Mann von hohem und festem Charakter entgegen, Einer von jenem Geschlecht, welches Ueberzeugungen hatte und für diese Ueberzeugungen auch Opfer zu bringen wußte L.

Der Zug nach dem Westen.

Berlin. Romane von Paul Lindau. I. Der Zug nach dem Westen. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

„Dies Buch sei Euch ein Buch — den Autor kennt Ihr nicht!“ Mit diesen Worten übergiebt der Vertreter einer großen Gemeinschaft dem Arzte und Schriftgelehrten de Silva das Buch des abtrünnigen Uriel Acosta und legt ihm so die schwere Pflicht auf, seine Theilnahme für den Menschen Acosta ganz zu unterdrücken, um ein unabhängiges Urtheil über den Autor zu gewinnen. Das ist freilich leichter verlangt, als erfüllt; und auch de Silva schwankt bekanntlich zwischen der strengen Pflicht und den Gefühlen für seinen Schüler und Freund.

Wie sollte ich, verehrtester Herr Doctor, der ich nunmehr drei Jahre unter Ihrer Leitung in der Redaction dieser Zeitschrift arbeite, die volle Objectivität besitzen, um über Ihr jüngstes Werk gänzlich ohne Voreingenommenheit zu urtheilen? Das ist keine leichte Aufgabe für den, der Sie nicht blos als Schriftsteller schätzt, was ja tausend Andere außer ihm auch thun, sondern als Menschen und, wenn Sie das Wort gestatten, als Vorgesetzten zu verehren gelernt hat. Es ist schlechterdings unmöglich, bei einem solchen Verhältniß eine Kritik zu schreiben Muß es denn aber eine Kritik sein? Nachdem Beurtheiler von dem Gewichte Karl Frenzels, Johannes Proelß', und Blätter von der Bedeutung der „Kölnischen Zeitung“ und der „Nation“, nachdem ein großes Lesepublikum bereits die Anerkennung kundgegeben für Ihren „Zug nach dem Westen“, wird es kaum noch nöthig sein, eine Kritik im vollen Sinne des Wortes zu schreiben. Aber sollte es mir darum versagt sein, mit unseren Lesern die Freude zu theilen, die mir Ihr Berliner Roman gemacht hat?

Mit den Worten „Berliner Roman“ wäre das ausgesprochen, was ich an erster Stelle Ihrem Werke nachzurühmen hätte. Die Personen, die in Ihrer Erzählung im Vordergrunde agiren — Georg Nortstetten, Lolo, Ehrike, Stephanie, Wilprecht, Lili und der Oberlehrer Mölldorff — diese Personen gehören mit ihrem ganzen Fühlen einer Sphäre an, die außerhalb Berlins nicht wiederzufinden ist, ja man dürfte sagen, die auch vor zwei Jahrzehnten in Berlin noch nicht existirten. Mit besonders künstlerischer Wirkung schildern Sie das Eintreten des begabten jungen Musikers, der aus dem Westen Deutschlands stammt, in diese Sphäre, die, reich an geistiger Begabung und an Geschmack, doch so weit entfernt ist von ernsten Kunst-Bestrebungen und wahrhaft idealen Zielen, die, kurzweg, mehr dem Scheine des Glückes als dem Glücke selbst nachjagt.

Und diesem Kreise von Berlin W ist der Ton der Erzählung, der Wechsel der Rede im Zwiegespräch mit großem Geschick angepaßt. Wir haben in unserer Monatsschrift nie Ihrer früheren Schöpfungen auf dem Gebiete der erzählenden Dichtung gedacht. Unsere Leser waren meist auch die Ersten, die sie laſen, und hatten sich ihr Urtheil selbst gebildet. Wir brauchten sie nicht aufmerksam zu machen auf die Leichtflüssigkeit und Anmuth Ihres Stils, der, ohne nach besonderem Schwung oder gewichtigem Pathos zu haschen, Stimmungen aller Art mühelos folgt. In dem „Zug nach dem Westen“ haben Sie offenbar auf die From eine besondere Sorgfalt verwandt. Hier ist der Stil, um es mit einem Worte zu sagen, charakterisirend. Durch die Beimischung von Ironie, die sich besonders in dem ersten Theil der Erzählung kundgiebt, wo die falsche Verwerthung eines so gewichtigen Mittels zum Glück, wie es das Geld ist, gegeißelt werden soll, erhält das Dargestellte die Beleuchtung von einem ganz bestimmten Gesichtswinkel. Späterhin, wo in dem Verhältniß zwischen Lolo und Nortstetten die lyrische Stimmung vorwaltet, wird der Stil von dieser Beimischung frei und erhebt sich besonders an den bevorzugten Stellen zu bedeutender poetischer Kraft. Selbst wer Ihre erzählenden Werke gelesen hatte, wußte noch nicht, daß Ihrem Talente auch die Darstellung der Idylle des Pfarrhauses möglich sein würde, und diese ist es gerade, die

dem heiklen Stoffe des Romans alles Herbe benimmt. Der Ehebruch hört auf, in dem Sinne einer Moral, die unabhängig von der traditionellen Gesetzlichkeit zu urtheilen vermag, ein Verbrechen zu sein. Er wird durch das Moment der Erlösung, das ihm innewohnt, auch als die That zweier Edelgesinnter begreiflich. Menschenblüthen, wie die körperlich und seelisch so bevorzugte Lolo sind nicht da, um von den Ehrikes maltraitirt zu werden. Dieser einfache Gedanke, der in der Theorie kaum bestritten wird, scheint in der Praxis unseres Lebens gar keine Geltung zu haben, und am wenigsten in dem Leben der Großstadt, in welcher der Reichthum die grausamsten Vorrechte giebt. Dieser moderne und sittliche Gedanke wird in dem Roman mit größter Energie vertreten, er tritt ganz besonders dadurch kräftig in unsere Ueberzeugung, daß selbst der Pfarrer Nortstetten und seine ganze Familie, Menschen von orthodoxester kirchlicher Richtung, sich vollkommen an ihn gewöhnen, lediglich geleitet durch ihr warmes Herz, welches den großen Vorzügen Lolos gern und freudig gerecht wird.

Der Aufenthalt der jungen Frau in dem Hause des sittenstrengen Pfarrers bildet eine Art Läuterungsproceß für sie, der nach den fürchterlichen Kämpfen, welche Georg und Lolo in Folge ihres Vergehens gegen die Ordnung der Gesellschaft durchgemacht hatten, auf ihre Seelenstimmung beruhigend einwirkt. Allen Leichtsinn des Handelns hat sie abgestreift — unedel gedacht hat sie nie.

Darum wirkt das letzte Capitel so erschütternd. Lolo stirbt bei der Geburt ihres ersten Kindes, also in dem Augenblicke, welcher der neugestifteten Ehe die höchste Freude gewähren sollte. Es ist das die Sühne für ihre That, eine Sühne, die hart erscheinen könnte, — härter für den überlebenden Nortstetten als für Lolo — die aber durch die poetische Gerechtigkeit erfordert wird.

Ich habe, verehrtester Herr Doctor, in diesen wenigen Worten den Inhalt des Romanes kaum angedeutet; erzählen mag ich ihn nicht; viele unserer Leser werden Ihr Buch schon kennen, und die es nicht kennen, werden es sicherlich in nächster Zeit lesen. Denn die Leser unserer Zeitschrift sind Ihre Verehrer. Ihr ꝛc.

B. L.

Bibliographische Notizen.

Musik-Literatur.

Reise-Briefe von Carl Maria von Weber an seine Gattin Carolina. Herausgegeben von seinem Enkel (Carl von Weber). Leipzig, Verlag von Alphons Dürr.

Unter der Menge literarischer Festgeschenke, welche zur Feier des 100. Geburtstages Webers erschienen sind, nehmen die „Reise-Briefe" unzweifelhaft die erste Stelle ein. Sie enthalten zwar keine absolut neuen Thatsachen, aber es erscheint in ihnen mehr oder weniger Bekanntes in so anmuthiger und reizvoller Form, daß man sie den Mendelssohn'schen und Schumann'schen Briefen getrost an die Seite stellen kann. Die Reise-Briefe zerfallen in zwei Abtheilungen. Die erste stammt aus dem Jahre 1823 und enthält 20 Briefe, je 1 aus Teplitz und Prag, 18 aus Wien datirt; sie beziehen sich hauptsächlich auf die Composition und die erste Aufführung der „Euryanthe". Die zweite Serie der Briefe gehört dem Jahre 1826 an und beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem „Oberon" den Weber für London componirte und dessen erste Aufführung er daselbst dirigirte. Die Mehrzahl (26) ist in London geschrieben; je 1 ist aus Leipzig, Erfurt, Frankfurt und Dover, 3 sind aus Paris datirt. Weber hat sich durch seine Compositionen eine Popularität errungen, wie kaum ein anderer deutscher Tonsetzer (Mozart etwa ausgenommen); der gemüthvolle Inhalt seiner Briefe ist geeignet, diese Popularität noch merklich zu steigern und zu erhöhen.

Carl Maria von Weber. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von August Reißmann. Mit Portraits, Illustrationen und Notenbeilagen. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim.

Anläßlich der 100jährigen Wiederkehr des Geburtstages Carl Maria von Webers

(18. December) hat die Verlagshandlung eine Jubelausgabe des in diesen Blättern bereits früher besprochenen Reißmann'schen Werkes veranstaltet. Das zeitgemäße Buch ist Allen zu empfehlen, denen die von Webers Sohn Max Maria verfaßte Biographie zu ausführlich und das bibliographische Werk von Jähns zu trocken ist.

Quodlibet. Siebente Sammlung vermischter Aufsätze von Heinrich Dorn. Berlin, B. Behrs Verlag (E. Bock).

Das nicht unwitzig geschriebene Werkchen enthält 12 Aufsätze theils historischen, theils kritischen Inhalts. Daß Richard Wagner darin mehr als einmal energisch angegriffen wird, ist bei der bekannten Parteistellung des Autors selbstverständlich. Sehr lesenswerth ist die erste Abhandlung: Gesetzgebung und Operntext. Von specifisch musikalischem Interesse sind die Erinnerungen an Karl Krebs und Richard Wüerst. Die Lectüre des elften Aufsatzes „Silvana" ist namentlich allen denjenigen Theaterdirectoren angelegentlichst zu empfehlen, die etwa die Absicht haben, bei der demnächst stattfindenden Weber-Feier dessen Jugendoper Silvana in der Neubearbeitung (alias Verballhornung) der Herren Pasqué und Langer zur Aufführung zu bringen.

Felix Mendelssohn-Bartholdy. Dargestellt von A. Lampadius. Leipzig. F. E. C. Leuckart (Constantin Sander).

Wenige Wochen nach Mendelssohns Tode (1847) erschien von demselben Autor: „Felix Mendelssohn-Bartholdy, ein Denkmal für seine Freunde." Die Quellen für eine Biographie des hochgefeierten Tondichters flossen damals schwach; später erschienen die beiden Sammlungen Mendelssohn'scher Briefe, die Erinnerungen Eduard Devrients und Ferdinand Hillers, das umfangreiche und hoch interessante Buch Hensels über die Familie Mendelssohn, sowie eine große Anzahl kleinerer hier und da zerstreuter Aufsätze. Lampadius hat das gesammte bis jetzt vorliegende Material gewissenhaft benutzt und in übersichtlicher und geschmackvoller Weise zusammengestellt. Unbedingt Neues konnte natürlich nicht geboten werden, dagegen ist es vielfach gelungen, alte Irrthümer zu berichtigen und Unsicheres klar zu stellen. Lampadius ist ein enthusiastischer Verehrer Mendelssohns; sein Werk ist von diesem Standpunkte aus zu lesen und zu beurtheilen. Der heranwachsenden musikalischen Jugend ist die Lecture des Buches angelegentlich zu empfehlen.

Friedrich Chopin. Sein Leben und seine Briefe. Von Moritz Karasowski. Dritte unveränderte Auflage. Dresden, F. Ries.

Der hauptsächlichste Werth des Buches beruht in der Mittheilung einer großen Anzahl von Original-Briefen aus den Jahren 1828—49, gleich wichtig für die Kenntniß des Menschen, wie des Künstlers Chopin. Der Verfasser geht rein sachlich vor und vermeidet alle poetischen Ueberschwänglichkeiten, wie sie z. B. in Liszts Buche über Chopin nur allzuhäufig zu finden sind. Die ersten 13 Capitel sind rein biographisch gehalten, das letzte bringt eine kurze, für Laienkreise jedoch durchaus ausreichende Charakteristik der gesammten Compositions-Thätigkeit Chopins. Beigegeben ist ein Portrait Chopins nach einer Zeichnung von A. Duval, ein Verzeichniß der im Druck erschienenen Werke, sowie ein Facsimile des E-Dur-Präludiums (op. 28 Nr. 4,).

Geschichte des musikalischen Dramas in Frankreich während der Revolution bis zum Directorium (1787 bis 1795) in künstlerischer, sittlicher und politischer Beziehung von Dr. Max Dietz. Erste Auflage (sic!). Wien, Groscher & Blaha.

Noch immer besitzen wir keine annähernd vollständige, allgemeine Musikgeschichte; was bisher unter diesem Titel erschienen ist, muß unzureichend und lückenhaft sein, so lange es an den nöthigen Monographien mangelt. Jeder neue, auch noch so kleine Baustein ist willkommen. Das Dietz'sche Buch behandelt zwar nur eine Periode von etwa 9 Jahren, aber diese gründlich und erschöpfend; es ist um so verdienstlicher, als die darin kritisirten und analysirten Werke von Cherubini, Mehul, Le Sueur u. A. längst von der Bühne verschwunden und nur noch selten in Bibliotheken anzutreffen sind. Der letzte Theil des Werkes (Seite 362—472) enthält als dankenswerthe Zugabe eine Anzahl ausgewählter vom Verfasser nach den Originalpartituren arrangirter Tonsätze im Clavierauszug.

Das musikalische Urtheil und seine Ausbildung durch die Erziehung. Von Wilhelm Langhans. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin, Robert Oppenheim.

Anziehend und anregend geschrieben, wenn auch über das Ziel stark hinausschießend. Die Forderung, daß in den

höheren Lehranstalten, namentlich auf den Gymnasien, der Kunstunterricht nicht, wie es leider zumeist der Fall ist, gar zu oberflächlich behandelt werden soll, ist durchaus gerechtfertigt. Daß aber, wie Langhans vorschlägt, in der Ober-Secunda die Lehre vom Canon und der Fuge und in der Prima die musikalische Formenlehre und Instrumentirung durchgenommen werden soll, wird wohl für lange Zeit ein frommer Wunsch bleiben. Der Verfasser macht sich auch darüber keine Illusion: um etwas zu erreichen, glaubt er viel fordern zu müssen. Es ist Thatsache, daß die Behörden dem Gesangunterricht auf den höheren Schulen wesentlich kühler gegenüber stehen, als dem Turn-, Schreib- und Zeichnenunterricht.

Erlebnisse und Erinnerungen aus dem Musiker-Leben von August Lessimple. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Das Büchlein enthält kleine, theils auf Erlebnissen des Verfassers, theils auf authentischen Mittheilungen von Zeitgenossen beruhende Erinnerungen an Spohr, Spontini, Weber, Wagner, Kreuzer, Donizetti, Hiller, Lortzing und Meyerbeer und erfüllt den vom Verfasser beabsichtigten Zweck, angenehm zu unterhalten, vollkommen. E. B.

Belletristik.

Der schöne Valentin. Die alten Leutchen. Zwei Novellen von Helene Böhlau. Berlin, Gebr. Paetel.

Helene Böhlau gehört unstreitig zu den begabtesten der schriftstellernden Frauen: wenn wir auch schon Besseres von ihr gelesen haben, als die beiden oben genannten Novellen, so documentirt sie doch auch in diesen die Bedeutung ihrer dichterischen Individualität. Sowohl „Der schöne Valentin" als „Die alten Leutchen" haben wenig Handlung aufzuweisen; was in denselben passirt ist so außerordentlich geringfügig, daß es für den Rahmen einer Novelle kaum ausreicht, es sind eigentlich mehr Stimmungsbilder in den „alten Leutchen" übrigens anläßlich solch alltäglicher Vorgänge, daß besonders dichterische Feinfühligkeit dazu gehört, denselben solch poetische Seiten abzugewinnen.

„Der schöne Valentin" hat uns durch einen mystisch dunklen Zug fremdartig berührt, die unbedeutende Handlung wird durch Reflexionen fast erdrückt, aber trotz dieser Einwendungen, mit denen wir nur die Fehler ihrer Vorzüge hervorheben, müssen wir nochmals betonen, daß dieses Buch, wie Alles, was Helene Böhlau veröffentlicht, das Durchschnittsmaß alltäglicher Production weit überragt. mz.

Aus Herrn Walters jungen Tagen. Eine Geschichte aus Oesterreichs Vorzeit von Victor Wodiczka. Leipzig, Hermann Haessel.

Die Erzählung spielt zu Ende des zwölften Jahrhunderts: sie führt uns an den Herzogshof zu Wien, zur Zeit, als Barbarossa auf seinem Zuge in's gelobte Land mit seinen Schaaren in jener Stadt Rasttag hielt, und läßt das damalige Wien vor unseren Augen erstehen mit seinem bunten, bewegten Volksleben und allen den edlen Rittergestalten, deren Namen wir aus der Zeit der Kreuzzüge kennen. Mitten in diesem vielgestaltigen Treiben machen wir die Bekanntschaft des Helden der Erzählung, Herrn Walters, dessen Sangesweise schon damals am Herzogshofe hochgeschätzt wurde. Wir werden Zeugen dessen, wie der Minne Lust und Leid zum ersten Mal sich ihm in die Seele stahl, wie er manche Rose am Wege brach und bald dem holden Kind aus dem Volke, bald der stolzen Edelfrau seines Herzens Huldigung darbrachte und der Minne edelster Sänger Walter von der Vogelweide, denn kein geringerer ist Herr Walter, mit eigenen süßen Wunden das Lehrgeld zahlte für die unsterblichen Weisen, die sein Sängermund der Nachwelt hinterlassen hat.

Der Verfasser versteht es durchaus, den Leser für seinen Helden zu interessiren und selbst für die Kämpfe dieser fernliegenden Zeit Theilnahme wach zu rufen. Aber ein gewichtiges kritisches Bedenken können wir nicht unausgesprochen lassen: alle diese Menschen denken und empfinden viel zu modern. Diese Edelfrau spricht wie eine Dame des 19. Jahrhunderts und selbst Ursel, das Mädchen aus dem Volke, ist in ihrem Sprechen und Empfinden so durchaus vom Geiste unserer Zeit beherrscht, daß dieser Anachronismus jedem denkenden Leser auffallen muß. Das Gesammtbild,

welches der Leser durch die Lectüre dieses Buches aus jenen Tagen des Mittelalters empfangen soll, wird dadurch sehr beeinträchtigt. mz.

Der Große Kurfürst in Preußen. Vaterländischer Roman von Ernst Wichert. I. und II. Abtheilung. Leipzig, Carl Reißner.

Schon seit längerer Zeit, seit dem Erscheinen von „Heinrich von Plauen", hatte uns Ernst Wichert, kein umfangreiches Werk beschеert; nun liegt ein großer historischer Roman in seinen ersten beiden Abtheilungen „Konrad Born" und „Der Schöppenmeister" vor uns. Bei aller Anerkennung für den Autor können wir uns mit dieser Art Romandichtung nicht einverstanden erklären. Warum hat Ernst Wichert seine gediegene und fleißige Arbeit nicht lieber „Bilder aus der vaterländischen Geschichte" genannt? Wir würden ihm rückhaltlos Dank wissen für die lebendige Darstellung seiner Culturstudien, für die Anschaulichkeit und Prägnanz seiner Geschichtschreibung. Die Fabel, die er in das Historische verwoben, ist an und für sich, trotz der lebhaften Farbengebung, ziemlich dürftig; ihr Held, Konrad Born, ein Tugendbold ohne Schuld und Fehle, ist weder eine interessante noch originelle Schöpfung; nun aber wird die Handlung noch geradezu erdrückt von dem reichen historischen Material, das Wichert zusammengetragen, und eine epische Wirkung empfinden wir bei der Lectüre nur durch einzelne Episoden. Wichert hat sicherlich ein werthvolles Buch geschaffen, auf dessen Fortsetzung wir uns freuen — einen guten Roman hat er uns dieses Mal nicht geboten. aw.

Ein neues Novellenbuch. Von Hans Arnold. Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.

Hans Arnold — daß sich unter diesem Pseudonym eine Dame verbirgt, wissen alle Verehrer ihres Talents — besitzt in hohem Grade die Kunst zu fabuliren, und sie freut sich dieser Gabe, man merkt es ihr an und sie schreibt nur aus Freude an derselben.

Ihr neuestes Werk nennt sie ganz fälschlich ein Novellenbuch, höchstens vertritt eine der fünf Erzählungen diese Kunstform, aber auch bei dieser ist der Conflict mehr angedeutet als ausgestaltet; es sind harmlose Geschichten, dem Alltagsleben entnommen, nur in der Darstellungsweise liegt der anmuthige Reiz, die ansprechende Art, welche dieser Schriftstellerin eigen sind. Allerdings in formaler Beziehung möchten wir der Verfasserin mehr Sorgfalt empfehlen, es entschlüpft ihr manch flüchtige, unschöne Wendung, die wohl hätte vermieden werden müssen.

Das Buch wirkt wie der Besuch einer Freundin, die mit einem Sack voll Neuigkeiten zu uns kommt und dieselben mit solch anmuthiger Hast und übersprudelnder Laune ausplaudert, daß wir weder zu Wort, noch aus dem Lachen herauskommen, aber wenn sie fortgeht, sind wir nicht etwa ermüdet oder abgespannt, im Gegentheil angeregt und erfrischt und wir freuen uns schon auf den nächsten Besuch. mz.

Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet. Von Hans Arnold. Dresden-Leipzig, E. Piersons Verlag.

Was die Verfasserin in dem vorliegenden Bändchen bietet, sind Aufsätze und Skizzen in feuilletonistischem Genre. Die größte derselben, welche dem Buche den Titel verliehen, behandelt eigene Erlebnisse auf einer Reise, welche die Verfasserin in Gesellschaft mehrerer Familienmitglieder gemacht hat. Wir werden nicht gezwungen, aufdringliche Reiseschilderungen von Gegenden, die eine große Mehrzahl der Leser aus eigner Anschauung kennt, uns anzuhören, sondern in liebenswürdigem Plauderton werden uns kleine Erlebnisse berichtet, wie sie einem Jeden auf Reisen begegnen; aber durch die pikante Art der Darstellung gewinnen sie einen Reiz, der noch durch die amüsante Charakterisirung der einzelnen Mitglieder, aus denen die Gesellschaft sich zusammensetzt, erhöht wird. Die übrigen kleinen Aufsätze, in welchen die Verfasserin gegen gewisse gesellschaftliche Plagen und Ungezogenheiten zu Felde zieht, verdienen in weitesten Kreisen Verbreitung; wenn der Hinweis auf so manche Ungehörigkeit nur ab und zu zum Nachdenken anregt und uns dadurch von mancher stillschweigend ertragenen gesellschaftlichen Plage befreit, so hat das Buch seinem Zwecke vollkommen gedient. mz.

Candidat Müller. Von Gotthold Ephraim Walter. Berlin, Gebr. Paetel.

Wenn auch der Leserkreis kein großer ist, für welchen der Inhalt des vorliegenden

Werkes von Interesse sein dürfte, so wird das kleine Häuflein Derer, die an demselben Gefallen finden, gern anerkennen, daß der Autor es verstanden hat, das spröde Material — es handelt sich um religiöse Streitfragen in der protestantischen Kirche — in die Form ansprechender Unterhaltungslectüre zu kleiden.

Candidat Müller war dem Verfasser, hinter dessen Pseudonym sich ein namhafter Gelehrter verbirgt, persönlich bekannt; zum Aufbau der seine Schicksale umfassenden Erzählung standen demselben hinterlassene Familienpapiere zur Verfügung; was er an eigenen Gedanken hinzugefügt hat, zeugt von einer so lichtvollen religiösen Auffassung, daß wir das Buch zur Anschaffung für Volksbibliotheken und Bildungsvereine besonders empfehlen möchten. mz.

Hallwyl und Bubenberg. Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen. Von Hans Blum. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

Der Verfasser berichtet einleitend, welch mühevolle Vorstudien dieser Erzählung vorangegangen sind: es geschieht dies nicht, um unsere Anerkennung hervorzurufen, sondern zum Zwecke einer Auseinandersetzung über den Werth und die Berechtigung des historischen Romans im Allgemeinen, die bekanntlich von Vielen angefochten und hier von Blum lebhaft vertheidigt wird.

Wir wollen mit dem Verfasser nicht darüber disputiren, ob es dem Zwecke entspricht, Forschungen in diesem Umfange zu machen, um einem Werke der freien Phantasie den getreuen geschichtlichen Hintergrund zu geben, denn nicht nur die einschlägigen Geschichtswerke und Chroniken haben ihm als Quellenstudien gedient, auch Generalstabswerke sind von ihm benützt worden, und selbst die zeitgenössische Volkspoesie wurde zur Ergänzung hervorgesucht, um derselben, so weit es anging, die Mottos zu den Capiteln zu entlehnen. Jedenfalls ist das, was uns als Resultat dieser mühevollen Arbeit geboten wird, in seiner Art vorzüglich: mit der streng historischen Treue verbindet sich eine so klare, übersichtliche Art der Darstellung, dem ernsten Gang der Handlung fügen sich in so geschickter Weise humorvolle Scenen an, daß es dem Verfasser durchaus gelingt, den Leser für die Kämpfe dieser fernliegenden Zeit zu interessiren, und daß selbst das Bedürfniß nach leichter Unterhaltung dabei seine Rechnung finden wird. mz.

Gerke Suteminne. Ein märkisches Culturbild aus der Zeit des ersten Hohenzollern. Von Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhardt). Breslau, S. Schottlaender.

Der Schauplatz dieser Erzählung ist die Mark Brandenburg und die Zeit Ende des 14. und der Beginn des 15. Jahrhunderts, jene trostlos verworrene Zeit, ehe der erste Hohenzoller, der Nürnberger Burggraf, die Zügel der Regierung in seine starke Hand nahm und die ersten Grundlagen legte für die spätere ruhmreiche Geschichte der Mark Brandenburg und seines Hauses.

Der Held des Romans ist Gerke Suteminne, eine historisch beglaubigte Persönlichkeit des märkischen Bürgerstandes, ein Riese an Gestalt und Kraft mit dem Herzen eines Kindes. Von einem angeborenen Rechtsgefühl wird er dazu gedrängt, mit seinem starken Arm den Schwachen beizustehen gegen die Starken, den Unterdrückten gegen die Unterdrücker. Wir begleiten ihn an der Hand des Autors, von seiner frühesten bewegten Kindheit auf allen Kämpfen und Siegen, bis er sich schließlich dem Hohenzollern angelobt, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser allein im Stande ist, dem verwahrlosten Lande Recht und Gesetzmäßigkeit zu verschaffen.

Von besonderem Interesse sind die in dem Roman enthaltenen Schilderungen des damaligen Berlin, welches noch aus den beiden Spreestädten Berlin und Kölln bestand; in anschaulichster Weise schildert der Verfasser damaliges städtisches Gemeinwesen und Leben und Treiben in Handel und Wandel; auch lernen wir Sitten und Gewohnheiten des vornehmen Bürgerstandes in dem Geschlechterhause des Rathmanns und Gewandschneiders Danewitz kennen. In diesem Hause erblüht auch dem Riesen Suteminne die holdseligste Minne in der Tochter des Gewandschneiders, Cordula Danewitz, und das Schicksal der beiden Liebenden bis zu ihrer endlichen Vereinigung ist so eng mit dem Geschicke des Landes verknüpft, daß wir die Beiden nicht einen Augenblick aus den Augen verlieren und doch allen Kämpfen und Fehden folgen, die sich zur Zeit auf dem Boden der Mark abspielten.

In dem breit angelegten Rahmen des Romans fallen Streiflichter auf alle Gebiete damaligen Culturlebens; städtische Gerichtsbarkeit, und die auf dem Boden

der „rothen Erde“ tagenden Freigerichte der heiligen Fehme gelangen zu lebendigſter Darſtellung. Auf kirchlichem Gebiet werden wir Zeugen des immer mehr überhand nehmenden pfäffiſchen Unweſens und namentlich des üppig emporwuchernden Ablaßhandels und der Verfaſſer verſteht es, in dem Leſer die Empfindung lebendig werden zu laſſen, wie in den beſſeren Gemüthern die Sehnſucht nach einer Reformation der Kirche beginnen mußte ſich zu regen.

Bei der allgemein vorherrſchenden Neigung der Autoren, ihre Romanſtoffe einer fernliegenden Zeit zu entnehmen, dürfte das vorliegende, der märkiſchen Geſchichte entlehnte Werk jedenfalls von hervorragendem Intereſſe ſein, weil es der menſchlichen Natur ſo ſehr entſpricht, den kleinen Anfängen glänzender Erfolge nachzuforſchen, und wo wäre wohl ein großartigerer zu entdecken, als die heutige Reichshauptſtadt im Vergleich zu dem damaligen Berlin! mz.

Pia. Roman aus dem 13. Jahrhundert von Ernſt Eckſtein. Leipzig, Carl Reißner.

In einem kurzen Vorwort zu ſeinem neueſten Buche betont Ernſt Eckſtein ganz beſonders die Unterſchiede zwiſchen ſeiner Dichtung und den Rittergeſchichten von einſt — dennoch iſt eine fatale Aehnlichkeit mit jener verklungenen Species nur zu frappant. Das engelgleiche, madonnenreine Weib, das die leidenſchaftliche verlangende Liebe des Freundes ihres Gatten mit Verachtung zurückweiſt, und, von jenem bei dem Gatten der Untreue angeklagt, von dem wuthblinden Ritter in den Hungerthurm — nein Pardon! bei Eckſtein iſt es ein Caſtell in den Maremmen, jener wüſten Einöde, in der die Malaria unweigerlich ihre Opfer fordert — geworfen wird, alles das ſind Vorgänge, denen wir vor vielen Jahren, eben bei der Lectüre der Ritter-Romane, ſchon begegnet ſind. Und ganz ſo wie die Schauergeſchichten dort klingt auch Eckſteins Dichtung aus: Zu ſpät erkennt der Ritter die Unſchuld der heißgeliebten Gattin; die Freiheit will er ihr künden und kommt zum Sterben zurecht — da kann auch er nicht länger leben und ſtürzt ſich in ſein Schwert! — Eckſtein verſichert, daß die Fabel ſeiner Erzählung in ihren Grundzügen auf hiſtoriſcher Ueberlieferung beruht; wir glauben das ohne Weiteres; was Alles war im 13. Jahrhundert möglich! Aber zu epiſcher Geſtaltung in Proſa eignet ſich der aufgefundene Stoff nicht: hier werden nur Schatten lebendig gemacht, und im Roman wollen wir es vor allem mit Menſchen zu thun haben. In der Behandlung und Darſtellung beweiſt Eckſtein von Neuem ſeine dichteriſchen Vorzüge, klar und ſchwungvoll fließt die craſſe Erzählung dahin, in ſorgfältiger Charakter-Modellirung — und doch: „verlor'ne Liebesmüh'!“ aw.

Culturbilder aus dem Oſten. Von Ferdinand Schiſkorn. Leipzig, Verlag von Eugen Peterſon.

Der Verfaſſer, welcher durch ſeinen Beruf als Militärgeograph Jahre hindurch Ungarn, Rumänien, Siebenbürgen ꝛc. durchwanderte, hat auf dieſe Weiſe magyariſches und rumäniſches Volksleben und Bojarenthum aus eigner Anſchauung und Erfahrung kennen gelernt und ſchildert in dem vorliegenden Buch, theils in der Form von Skizzen, zum Theil auch in novelliſtiſchem Gewande die Ergebniſſe ſeiner Studien. Weniger gewandt in der Form, als lebensvoll in ihrem Inhalt, bietet die Sammlung ein reiches Material für das Verſtändniß des Culturlebens dieſer Völker, welche gerade gegenwärtig einem beſonders geſteigerten Intereſſe begegnen.

Namentlich dürften die Schilderungen aus Rumänien intereſſiren, wo wir von den Darſtellungen einer dunklen Vergangenheit allmälig zu der lichtvolleren Gegenwart gelangen und uns der Rieſenaufgabe bewußt werden, welche ein deutſcher Fürſt theils ſchon bewältigt, theils noch zu leiſten hat.

Die noch immer nicht überwundene Räuberromantik der ungariſchen Pußta bietet reichlichen Stoff zu novelliſtiſcher Geſtaltung, die Phantaſie des Verfaſſers brauchte hier nur die Form zu ſchaffen, die Ereigniſſe und Charaktere lieferte ihm das Leben dieſes, in ſeiner Eigenart einzig daſtehenden Volkes. mz.

Kleine Bilder. Ernſtes und Heiteres von Johannes Trojan. Minden in Weſtf., J. C. C. Bruns' Verlag.

Manches vielbeſchäftigten Mannes Mußeſtunden oder richtiger Ruhepauſen werden durch das Leſen eines „Feuilletons“ ausgefüllt, über welchem er entweder einſchlummert oder mit kargem Genügen zu neuem Tagewerk fortſchreitet. Anmuthige, poetiſch empfundene und feſſelnd geſchriebene Feuilletons ſind ſelten; ſie verdienen deshalb wohl die dauernde Erhaltung in Buchform wie Trojans „Kleine Bilder“

uns vorliegen. Der Inhalt ist sehr mannigfaltig: neben kindlich froh erdichteten Geschichten „aus dem Storchnest", von Elfen, Ameisen und alten Waldbäumen finden sich ernste Lebensbilder aus dem Leben der Großstadt oder humorvolle Skizzen der Berliner „Gesellschaft". Der Verfasser besitzt eine tief- und frohsinnige Natur, und seine Stimmungsbilder sind wahre Perlen! Er hat aber auch ein scharfes Auge und kennt sehr viel aus eigenster Erfahrung, sowohl die „Sonnenbrüder" wie die Weißbiergärten, den Ton bei Geheimraths wie die „Leiden des Chambregarnisten". Von literarischem Werthe sind besonders die beiden Aufsätze „über Paul Konewka", den verstorbenen Schwager des Dichters, und „Doctor Faust im Berliner Voigtland".

fr.

Heidelberger Festtage und andere. Gesammelte Feuilletons von Julius Grosser. Breslau, S. Schottlaender.

Es hätte kaum des vorangestellten „Briefwechsels des Verfassers mit einem Freunde" zur liebenswürdigen Entschuldigung der Herausgabe dieser „Festberichte" bedurft, denn sehr viele Leser von Feuilletons klagen ja über die Eintagsnatur derselben und kleben sich mit großer Mühe Sammelmappen von „Ausschnitten". Wie viel angenehmer und handlicher ist aber ein fester vornehm ausgestatteter Band, in dem noch dazu die kleinen Setzerteufeleien vermieden sind, die wir bei der Zeitung mit in den Kauf nehmen müssen! Gerade bei den Lesern dieser Zeitschrift darf Julius Grosser auf eine besonders freundliche Aufnahme seines Buches rechnen, denn der Redaction von „Nord und Süd" hat Grosser von den vorbereitenden Arbeiten und dem Erscheinen des ersten Heftes an lange Jahre hindurch angehört. Die vielseitige angestrengte stille Thätigkeit, die er einst unserem Blatte zuwandte, hat er seitdem mit der sichtbaren und wohl auch dankbareren als Feuilletonist für verschiedene namhafte Blätter vertauscht. Daß dieser Beruf des hastigen Schilderers des schnell Vergänglichen kein leichter ist, obgleich er so viel beneidet wird, „weil er bei allem dabei sein darf," das hat Grosser wohl am besten in jener ersten Augustwoche dieses Jahres in Heidelberg erfahren. Er hat mit Ernst und Eifer alles gesehen, was zu sehen war, und dann Abends oder richtiger Nachts noch geistige Frische genug besessen, um die Eindrücke des Tages in anmuthender Weise mittheilen zu können. Die persönlichen Beobachtungen, welche er gemacht hat, sind werthvoll oder — ist es etwa nicht interessant zu vernehmen, wie der deutsche Kronprinz, Großherzog Friedrich von Baden, wie Mommsen und Helmholtz, wie Jules Zeller, Maxime du Camp und Jacob Moleschott denken, sprechen, sich bewegen, lachen, scherzen u. s. w.? Derartige Schilderungen gehören zur Memoirenliteratur, und deren Bedeutung für die Zeitgeschichte ist bisher noch niemals geleugnet worden. Nächst der Schilderung des Heidelberger Universitätsjubiläums verdienen am meisten Beachtung die Berichte über das Kölner Domfest am 15. und 16. October 1880, die zuerst in der Nationalzeitung erschienen sind, aber auch der „Weimarer Schriftstellertag vom 25. bis 27. September 1880" dürfte weitere Kreise interessiren. Fassen wir unsere Empfindungen beim Lesen dieser drei Aufsätze zusammen, so würden sie etwa lauten: hier wird ein anmuthiges Bild eines Stückes vom geistigen Leben unserer Nation von einem feinfühlenden Beobachter in gefälligster Form geboten.

Erlaubt und Unerlaubt. Novellen und Skizzenblätter. **Aus Höhen und Tiefen** (Ernstes und Profanes) der Stadt Wien gewidmet. Mit dem Bilde des Verfassers. Von Alfred Friedmann. J. C. C. Bruns' Verlag, Minden in Westfalen.

Alfred Friedmann, der reich begabte Dichter, zeigt sich uns in den beiden genannten Büchern in der Vielseitigkeit seines schönen Talentes von der besten Seite. Unser Urtheil gipfelt in dem lebhaften Bedauern, dieser Novelletten und Skizzen, und dieser ernsten und profanen Poesien nicht eingehender gedenken zu können. Geistreichthum und Gedankenfülle, Phantasie und Formbeherrschung treten uns überall entgegen, unsere hohe Meinung über die dichterische Begabung Friedmanns von Neuem rechtfertigend. Ganz besondere Werthschätzung haben uns die literarischen Aufsätze in „Erlaubt und Unerlaubt" abgewonnen.

aw.

Gänseliesel. Eine Hofgeschichte von Nataly von Eschstruth. Berlin, Verlags-Comptoir, Act.-Ges.

In dem zweibändigen Roman begegnen wir lauter guten alten Bekannten nach Marlitt'schem Muster. Dem idealistischen Freund, der vor Selbstverleugnung und Aufopferung rein zerfließt, dem frivolen Salonhelden mit solcher Fülle von schlummernden guten Eigenschaften,

daß das Schickſal ihn nur einmal rauh anzufaſſen braucht, um alle die edlen Triebe zur üppigſten Entfaltung zu bringen, Gänſeliesel-Aſchenbrödel, das gänſehütende Freifräulein, die Erbin von Hunderttauſenden. mit dem groß angelegten Sinn, den bäueriſch geſtärkten Kleidern und den verbrannten ungepflegten Händen, welche Großſtadt und Hofparquet plötzlich zur eleganten Salondame und gefeierten Schönheit metamorphoſiren, endlich die kokette, emancipirte Prinzeſſin, mit ihrer von Pferdeſtall und Rennplatz entlehnten Sprechweiſe, und das Alles mit welchem Pathos vorgetragen und erzählt!

Aber wer wollte ſo grauſam ſein, all den ſchönen Leſerinnen im Alter von 18 bis 20 Jahren und darüber, die mit heißen Wangen und klopfendem Herzen die Seiten überfliegen, mit kritiſchem Meſſer die Freude zu ſchmälern? Warum ihnen nicht gönnen, in dieſer ſchönen Welt des Scheins ſich die Phantaſie zu berauſchen? Kommt doch ſchnell genug die Zeit, wo ſie an ſolche Freunde, die ſie im Leben nicht finden, in Büchern nicht glauben, wo ſie die Umwandlung der oberflächlichſten Löwen des Salons zu großen Charakteren belächeln und dieſe ganze ſchöne Welt in Nichts zerfließt vor der grellen Beleuchtung des wirklichen Lebens.

Unnatur und Unwahrheit nennen es die böſen Kritiker — die Nachfrage nach dem Buche giebt die Antwort des Publikums darauf. mz.

Gedichte von Friedr. Aug. Leo. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Das Herzens- und Gefühlsleben eines ernſt denkenden Mannes, eines edel angelegten Menſchen ſpiegelt ſich in dieſem umfangreichen lyriſchen Glaubensbekenntniß wieder. Schon das Erſcheinen einer dritten Auflage beweiſt am beſten, daß die Worte des Dichters Beifall gefunden haben, denn ſie ſind lauter und wahr; dabei beherrſcht Leo die dichteriſche Form durchaus, obgleich er ſich meiſt einfacher jambiſcher Strophen bedient. Die Sammlung zerfällt in ſechs Abſchnitte, voran ſteht mit Recht die eigentliche Lyrik, ein reicher Schatz tief und warm empfundener Liebeslieder, faſt alle „der Einen“, der Geliebten, gewidmet, von der der Dichter ſingt:

„Du biſt ein Zauberſtab, Geliebte mein,
Den all mein Wünſchen, Hoffen, Sehnen
ſchwingt,
Du machſt mich höllenheiß, mich himmelrein,
Wenn ſo mein Liebesträumen dich umſchlingt.“

Dann folgen ein paar „Epiſoden“, eigne Herzenserlebniſſe, von denen die originelle Anwendung des bekannten Themas „Es hat nicht ſollen ſein“ ſehr leſenswerth iſt. Zwei weitere Abſchnitte „Innen und Außen“, „Land und Meer“ enthalten meiſt Gelegenheitsgedichte, Reiſeeindrücke, philoſophiſche Betrachtungen und ähnliches; die vier Gedichte „Der Glaube“ mögen hier wegen ihres tiefen Gehalts beſonders hervorgehoben werden; nicht mit Wehmuth, ſondern voll Zorn fragt der Dichter in Bezug auf die Kirche:

„Was haben ſie aus dir gemacht,
Du Tröſterin im Leid?
Sie jagten dich in wüſte Schlacht,
Du ſtille, ſcheue Maid.“

Daran ſchließen ſich mehrere patriotiſche Gedichte und einige Ueberſetzungen, meiſt aus den nordiſchen Sprachen: meiſterhaft iſt die aus der Frithjofsſage gegebene Probe „König Bele und Thorſten Vikingsſon“. Endlich die letzten 70 Seiten bieten „Epigrammatiſches“ und über „hundert Lebensſprüche“; gerade dieſe ſind als wahrhaft goldene Worte zu bezeichnen, denen ihr markiger männlicher Ton allerdings keine Stelle in den Poeſiealbums von Backfiſchen anweiſt, deren Lehren aber kein Leſer verachten ſoll. — In Bezug auf die ſehr ſaubere Ausſtattung darf man wohl fragen, ob für deutſche Lyrik der Antiquadruck zu billigen iſt. Fürſt Bismarck wird Leos Gedichte ſicher nicht leſen.

Katz und Maus. Von Nataly von Eſchſtruth. Berlin, Verlag von Gebr. Paetel.

Bald in lockeren Rhythmen, bald in feſter gefügten Reimzeilen erzählt uns die ſchnell beliebt gewordene Verfaſſerin die Geſchichte von zwei trotzigen Menſchenherzen, die über alle Hemmniſſe hinweg der Minne Allmacht zu einander zwingt. Augenſcheinlich haben der Dichterin Julius Wolffs Epen als Vorbilder vorgeſchwebt, aber — daß wir's bald ſagen — ſie hat ſie nicht erreicht, dieſe Vorbilder, weder in der feſſelnden Erfindung, noch im Wohllaut der Sprache und dem Schwunge der Verſe. Wie Alles, was uns bisher aus Natalys von Eſchſtruths Feder bekannt geworden, trägt auch dieſe neue Schöpfung einen unverkennbar liebenswürdigen Zug, und Einzelnes, z. B. Gudulas Lied „Es

muß ein Sturmwind ſauſen", die Schilderung des Eisgangs im Rhein u. A. iſt wohlgelungen und legt vollwerthiges Zeugniß ab für das dichteriſche Empfinden und Können der Verfaſſerin. Aber ihre Phantaſie reichte nicht aus, ein Epos von mehr als 200 Seiten zu einheitlichem Leben zu geſtalten. Statt eines harmoniſch gefügten Ganzen erhalten wir eine Reihe einzelner Bilder, die unter einander nur loſe, mit dem hiſtoriſchen Hintergrund aber, auf dem ſie aufgebaut ſind, überhaupt nicht zuſammenhängen: die Charaktere der Hauptperſonen ſind zu ſchematiſch zugeſtutzt, um recht lebenswahr wirken zu können, und von dem Vorrecht epiſcher Breite iſt etwas allzu reichlich Gebrauch gemacht. mo.

Der Sohn der Volskerin. Roman von Richard Voß. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Richard Voß verſucht ſich in dem uns vorliegenden Werke an einer ganz neuen Aufgabe. Während er ſich bisher mit Vorliebe mit ſocialen und pſychologiſchen Problemen beſchäftigte, ſchildert er in dem engen Rahmen ſeines neueſten Buches, welches er einen Roman nennt, das aber ſeiner ganzen Anlage nach eine voll ausgeſtattete Novelle iſt, nichts geringeres als die Geſchichte de italieniſchen Volkes von Anfang dieſes Jahrhunderts bis auf die neueſte Zeit.

Wie in ſeinen früheren Werken, bekundet Voß auch in dieſem ſeine große Begabung; mit dem Ohre des Dichters hat er die Volksſeele belauſcht und mit dem Griffel des Künſtlers entwirft er ſeine Zeichnung. In dem Sohne der Volskerin ſchildert er uns jene italieniſchen Bergvölker in ihrer ganzen ungebändigten Naturwüchſigkeit. Unwiſſenheit und Aberglaube, Mordluſt, hervorgegangen aus der Verwirrung der Begriffe zwiſchen Recht und Unrecht, dabei ein Hang zur Frömmigkeit, vor Allem aber der Drang nach voller, keinerlei Beengung duldender Freiheit, ſind die charakteriſtiſchen Merkmale jener Völkerſchaften, die andererſeits in ihrer Bedürfnißloſigkeit und Arbeitsausdauer ihres Gleichen ſuchen. Ergreifend ſchildert Voß das Elend dieſes Volkes, welches alljährlich zur Erntezeit herniederſteigt zur römiſchen Campagna, um im heißeſten Sonnenbrand die harte Feldarbeit für die Reichen Roms zu leiſten, denen dieſer üppige Boden mühelos die goldenen Früchte in den Schooß wirft, während das hart arbeitende Volk zu Hunderten von den Fieberdünſten jener unheilvollen Gegenden hinweggerafft wird. — Der Autor ſchildert in intereſſanter Weiſe die Ziegenhirten, die zwiſchen den klaſſiſchen Trümmern des alten Roms ihre Heerden weiden und deren Phantaſie ſich an den Marmorbildern jener Trümmerſtätten zur Geſtaltung ganz ſelbſt erfundener Gottheiten und einer ſelbſt geſchaffenen Religion berauſcht. Wir lernen aber auch das Verdummungsſyſtem gewiſſenloſer Prieſter kennen, die mit hölliſcher Berechnung den Freiheitsdurſt dieſer Söhne der Berge erſticken und in Kutten zwängen, bis zur Ertödtung jedes Gefühls, an deſſen Stelle ein ergebungsvoller Stumpfſinn ihnen die Creaturen ſchafft, die ſie brauchen.

Wie der Name Garibaldi ſelbſt ſolch erſtorbene Gefühle zu neuem Leben erweckt, der Todesmuth und die Begeiſterung der Schaaren jenes Helden, denen trotz aller Niederlagen doch der endliche Sieg zu Theil werden mußte, wie die wieder erwachte Vaterlandsliebe das Vaterland erobern half — damit ſchließt das Buch, in welchem der Verfaſſer Menſchenſchickſale mit Völkerſchickſalen poetiſch zu verſchmelzen verſtand, um das Herz des Leſers zu rühren und zu ergreifen. mz.

Bei der Redaction von „Nord und Süd" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Baumann, Heinrich, Londinismen. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen der Londoner Volkssprache, sowie der üblichsten Gauner-, Matrosen-, Sport- und Zunftausdrücke. Mit einer geschichtlichen Einleitung und Musterstücken. Ein Supplement zu allen englisch-deutschen Wörterbüchern. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Professor G. Langenscheidt).

Behaghel, Dr. Otto, Die deutsche Sprache (Das Wissen der Gegenwart Bd. LIV). Leipzig, G. Freytag. Prag, F. Tempsky.

Bendor, Ferdinand, Geschichte der griechischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die Zeit der Ptolemäer. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Benlozky-Bajza, Helene von, Bei verschlossenen Thüren. Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Dr. Adolph Kohut. Mit Portrait. Leipzig-Reudnitz, Oswald Schmidt.

Beta, Ottomar, Die Kunst, verheirathet und doch glücklich zu sein! Strategie und Taktik im Ehekriege. Nach „How To Be Happy Though Married" frei bearbeitet. Berlin, Hugo Steinitz.

Bey, Kemal, Heimat oder Silistria. Schauspiel in vier Acten. Aus dem Türkischen übersetzt und herausgegeben von Leopold Pokotsch. Wien, Carl Konegen.

Bibliothek der gesammten Naturwissenschaften, herausgegeben von Dr. Otto Dammer. Mit Farbdrucktafeln und Holzschnitten. Stuttgart, Otto Weisert. Physiologie oder die Lehre von den Lebensvorgängen im menschlichen und thierischen Körper von Dr. S. Rahmer.

Bibliothek der Gesammtliteratur. 42. Shakespeare, Macbeth. 43. Schiller, Jungfrau von Orleans. 44. Goethe, Iphigenie auf Tauris. 45. bis 47. Homer, Odyssee, übersetzt von Joh. Heinr. Voss. 48. Goethe, Egmont. 49. 50. Génestet, Gedichte, übersetzt von J. R. Hanne. 51. 52. Haek, D., Deutsche Sinngedichte von Luther bis zur Gegenwart. Halle a. S., Otto Hendel.

Brockhaus' Conversations-Lexikon. Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage. Mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. Heft 217—222. Süsswasser—Toscana. Leipzig, Berlin und Wien, F. A. Brockhaus.

Claretie, Jules, Monsieur le Ministre. Dix Compositions par Adrien Marie. Gravées à l'eauforte par Wallet. Edition nouvelle. Avec uné préface inédite. Paris, Maison Quantin.

Dahn, Felix, Fredigundis. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Der kleine Nussknacker. 1350 Kinder- und Volksräthsel, Scherzfragen, Rebusse, Spielliedchen, Verschen und Gebote. Von Ernst Lausch. Reich illustrirt von C. Gehrts. Neunte vermehrte Auflage. Bremen, M. Heinsius.

Deutscher Pitaval. Vierteljahrsschrift für merkwürdige Fälle der Strafrechtspflege des In- und Auslandes. Herausgegeben von Hans Blum. Erster Jahrgang. Drittes Heft. Leipzig, C. F. Winter.

Dieskau, Margarete von, Thankmar. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Dieterici, Friedrich, Mirjam. Orientalischer Roman in drei Bänden. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Eine Kreuzeskirche in Frankreichs Wildniss. Von der Verfasserin der „Spanischen Brüder". Uebersetzt von Elisabeth Klee. Gotha, Friedr. Andreas Perthes.

Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. Dritter Jahrgang Band 4. Die Tochter des Meeres von Johanne Schjörring. Stuttgart, J. Engelhorn.

Erich, Otto, Studenten-Tagebuch. 1885—1886. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Eysell, Dr. Georg Friedrich, Schillers Jungfrau von Orleans neu erklärt. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Festschrift zur fünfhundertjährigen Stiftungsfeier der Universität Heidelberg veröffentlicht von dem historisch-philosophischen Vereine zu Heidelberg. Mit Beiträgen von Hartfelder, Weber, Oncken, Lemcke, Wendt, Holtzmann, von Kirchenheim. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Franco-Gallia. 1886. Heft 4 (April) bis 9 (September), herausgegeben von Dr. Adolf Kressner. Wolfenbüttel, Julius Zwissler.

Freund, Dr. Leonhard, Zur Formenlehre der Herrschaftsprincipien. Ein geschichtsphilosophischer Essay. Leipzig, Karl Fr. Pfau.

— Treue und Untreue in deutschen Sprüchen und Sprüchwörtern. Leipzig, Karl Fr. Pfau.

Friedlaender, Georg, Aus den Kriegstagen 1870. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung).

Fritz, S., Aus ungleichen Tagen. Neue Gedichte. Wien, Carl Konegen.

Fröhliche Jugend. Ein Bilderbuch für Mädchen und Knaben. Mit 40 Bildern von V. Paul Mohn und 58 Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach, sowie 17 neue Melodien dazu von Carl Aug. Kern. Bremen, M. Heinsius.

Für kleine Leute. Eine Auswahl der besten Gedichte für kindliche Leser, herausgegeben von Maximilian Bern. Mit zahlreichen Illustrationen von Fedor Flinzer, Oscar Pletsch, Ludwig Richter, Paul Thumann u. A. Leipzig, E. Twietmeyer.

Genée, Rudolph, Hundert Jahre des Königlichen Schauspiels in Berlin 1786—1886. Berlin, A. Hofmann & Comp.

Génestet, P. A. de, Ausgewählte Gedichte. Aus dem Holländischen übersetzt von J. R. Hanne. Halle a. S., Otto Hendel.

Glückliche Kinderzeit. Ein Bilderbuch für Mädchen und Knaben mit 36 Vollbildern von Fedor Flinzer und 50 Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach. Zweite Auflage, vermehrt durch 17 neue Original-Melodien von Carl Aug. Kern. Bremen, M. Heinsius.

Grand-Carteret, J., La France jugée par l'Allemagne. Paris, Librairie illustrée.

Goethe. Faust. The first part, translated in the original metres by Frank Claudy. Washington D. C., Wm. H. Morrison.

Groll, Th., Die Freunde. Roman nebst einer Vorgeschichte. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Hacklländer, F. W., Vater Radetzky. Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. Mit Porträt. Stuttgart, Carl Krabbe.

— Der letzte Bombardier. Stuttgart, Carl Krabbe.

Haek, D., Deutsche Sinngedichte. Eine Auswahl deutscher Epigramme und Spruchgedichte von der Reformationszeit bis zur Gegenwart. Halle a/S., Otto Hendel.

Hahn, Werner, Odin und sein Reich. Die Götterwelt der Germanen. Berlin, Leonhard Simion.

Hanotaux, Gabriel, Études historiques sur le XVI. et le XVII. siècle en France. Paris, Librairie Hachette & Cie.

Hasselblatt, Jul., Historischer Ueberblick der Entwickelung der kaiserlich russischen Akademie der Künste in St. Petersburg. Ein Beitrag zur Geschichte der Kunst in Russland. St. Petersburg, A. F. Marcks. Leipzig, Franz Wagner.

Hertslet, W. L., Der Treppenwitz der Weltgeschichte. Dritte, vollständig umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung (F. Weidling).

Hildebrandt, W., Novellen. Berlin, S. Rosenbaum.

Höfer, Edmund, Erzählungen eines alten Tambours. Mit 115 Illustrationen. Stuttgart, Carl Krabbe.

Hoffmann, Maurus, Von der Kunst des ästhetischen Geniessens. Mähr.-Ostrau, Franz Wattolik.

Hornemann, F., Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts auf höheren Lehranstalten. Zweites Heft. Hannover, Carl Meyer.

Ihne, Wilh., Römische Geschichte. VI. Band. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Janson, Kristofer, Er und Sie. Marit Skölte. Zwei norwegische Dorfgeschichten. Deutsch von P. J. Willatzen. Bremen, M. Heinsius.

Jung-Wupperthal. Ein Blüthenstrauss aus der Heimat. Herausgegeben von Albert Herzog. Barmen, Albert Röder.

Korrespondenzblatt des Allgemeinen Deutschen Schulvereins in Deutschland, Nr. 3. Inhalt: Die Verfolgung der deutschen Schulen in Siebenbürgen. Rede des Herrn V. v. Kraus auf der Hauptversammlung zu Salzburg. Drei Briefe aus Süd-Amerika. Vereinsnachrichten. Literarische Besprechungen.

Krauss, Ferdinand, Von der Ostsee bis zum Nordcap. Eine Wanderung durch Dänemark, Schweden und Norwegen. Neutitschein, Wien und Leipzig. Rainer Hosch. 1. Lieferung.

Laienpredigten. Lose Blätter der Lebensweisheit. Zweite Sammlung. Halle a. S., Otto Hendel.

Langenscheidts Nothwörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Theil IV. Land und Leute in Amerika. Von Carl Naubert. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Liliencron, Detlev Freiherr von, Eine Sommerschlacht. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Linde, August, Gudrun. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Moskau, E. Liessner und J. Romahn.

Loti, Pierre, Die Ehe des Lieutenant Grant. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Hagen i/W., Hermann Risel & Co.

Mauthner, Fritz, Credo. Gesammelte Aufsätze. Berlin, J. J. Heines Verlag.

Meissner, Alfred, Mosaik. Eine Nachlese zu den gesammelten Werken. Berlin, Gebrüder Paetel. 2 Bde.

Mensch, Ella, Richard Wagners Frauengestalten. Stuttgart, Levy & Müller.

Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Vierte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. Fünfter Band. Distanzgeschäft — Faidherbe. Mit 31 Illustrationsbeilagen und 253 Abbildungen im Text. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Mücke, Lic. theol., Die Nichtigkeit der ganzen päpstlichen Nachfolgerschaft Petri sammt ihren allumfassenden Ansprüchen in Staat und Kirche. Zweite Auflage. Brandenburg a. d. H., J. Wiesike.

Musikalische Jugendpost. Köln, P. J. Tonger. 1. Jahrgang, Quartal III.

Nicolai (Henrik Scharling), Meine Frau und ich. Erzählung. Deutsch von P. J. Willatzen. Zweite autorisirte Auflage. Vermehrt durch das Portrait und die Biographie des Verfassers. Bremen, M. Heinsius.

— Zur Neujahrszeit im Pastorat zu Nöddebo. Erzählung. Deutsch von P. J. Willatzen. Vom Verfasser autorisirte zweite Auflage. Bremen, M. Heinsius.

Nonnemann, Friedrich, Deutschland über Alles! Populäre Culturgeschichte des deutschen Volkes. Leipzig, Reinhold Werther.

Ohorn, Anton, Es werde Licht! Historischer Roman. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Pott, Dr. Aug. Friedr., Allgemeine Sprachwissenschaft und Carl Abels Aegyptische Sprachstudien. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Reichel, Eugen, Wer schrieb das „Novum Organon" von Francis Bacon. Eine kritische Studie. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Reinholdt, Alexander von, Geschichte der russischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Rembe, Anatole, Hieroglyphen. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Roëll, Paul Freiherr von, Schwert und Rose. Lieder und Gedichte. Berlin, Vossische Buchhandlung (Strikker).

Rothenburg, A. von, Aus der Tiefe. Erzählung. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Scharling, Henrik, Johannes Huss. Historisches Drama in fünf Acten. Deutsch von P. J. Willatzen. Autorisirte Uebersetzung. Bremen, M. Heinsius.

Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins. Heft XXIII. Crensings märkische Fürsten-Chronik, herausgegeben von Dr. jur. Friedrich Holtze. Berlin, Verlag des Vereins für die Geschichte Berlins. In Commission bei E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

Schubin, Ossip, „Gloria victis". Roman in vier Büchern. Zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 2 Bde.

Schwarzkopf, Gustav, Durch scharfe Gläser. Satiren. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Söderström, Hugo, Die Bürgermeisterwahl. Ein humoristisches Epos mit lyrischen Einlagen. Leipzig, L. A. Kittler.

Sophe-Adélaïde, Histoire contemporaine. Paris, Paul Ollendorff.

Spättgen, Doris, Freiin von, Sphinx. Leipzig, Carl Reissner.

Stacke, Prof. Dr. Ludw., Erzählungen aus der neuesten Geschichte. 1815—1881. Oldenburg, Gerhard Stalling.

Stern, Dr. Adolf, Geschichte der Weltliteratur in übersichtlicher Darstellung. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung. Lief. 1.

Steudel, Dr. Adolf, Der Spiritismus vor dem Richterstuhle des philosophischen Verstandes. Stuttgart, Adolf Bonz & Co.

Stinde, Julius, The Buchholz Family: Sketches of Berlin Life. Translated by L. Dora Schmitz. Hamburg, J. F. Richter.

Storm, Theodor, Vor Zeiten. Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Walloth, Wilhelm, Seelenräthsel. Roman aus der Gegenwart. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Weill, Alexander, Skizzenreime meiner Jugendliebe. Alte Jugendgedichte mit einem erlebten Roman: „Meine letzte deutsche Liebe." Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz).

Weise, Carl, Die deutsche Handwerker-Braut. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, Verlagsconto.

Wette, Hermann, Eckbert. Drama in fünf Acten. Berlin, Felix Bloch.

Wippchens sämmtliche Berichte. Herausgegeben von Julius Stettenheim. Vierter Band. Mit zwei Portraits Wippchens, gezeichnet von Gustav Heil. Zweite Auflage. Berlin, Hermann Paetel.

Wildenbruch, Ernst von, Sedan. Ein Heldenlied in drei Gesängen. Zweite Auflage. Frankfurt a. O., B. Waldmanns Verlag.

Wildenfels, Curt von, Aus russischen Kreisen. Roman. Leipzig, Eugen Peterson.

Wolzogen, Ernst von, Heiteres und Weiteres. Kleine Geschichten. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Neue Folge. Beigabeheft des 8. Bandes. Halle a/S., C. E. M. Pfeffer (R. Stricker).

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER
Natürliche Mineralwässer

1886er. Frische Füllung. 1886er.

Täglicher Versand

Quellen
und
ren Wärmegrade.

rudel . . . 58^{20} R.
hlbrunn . 44^{50} R.
hlossbrunn. . 44^{60} R.
oresienbrunn . 48^{30} R.
brunn . . . 49^{30} R.
rktbrunn . . 39^{00} R.
s. Kronquelle 38^{90} R.
senquelle . . 47^{60} R.
iser Karls-Qu. 34^{70} R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

KARLSBADER
Quell-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

Vor **ALLEN ANDERN** Tafelwassern rühmlichst ausgezeichnet auf der

INTERNATIONALEN HYGIENISCHEN AUSSTELLUNG, LONDON, 1884.

IM EINZELNVERKAUF:—

Die ganze Flasche oder Krug, 32 *Pf.*
Die halbe Flasche oder Krug, 25 *Pf.*

} *die Gefässe mit einbegriffen.*

Etwaige Verpackung wird extra berechnet.

KÄUFLICH ZU DIESEN PREISEN IN:

Aachen,	Crefeld,	Görlitz,	Kempten i B.,	Posen,
Augsburg,	Creuznach,	Halle a/S.,	Köln,	Remagen,
Baden-Baden,	Dortmund,	Hamburg,	Landau,	Remscheid,
Bamberg,	Dresden,	Hamm i/W.,	Leipzig,	Saarbrücken,
Barmen,	Duisburg,	Hannover,	Ludwigshafen,	Schwerin i M
Berlin,	Düren,	Harburg,	Magdeburg,	Stettin,
Bielefeld,	Düsseldorf,	Heidelberg,	Mainz,	Stuttgart,
Bochum,	Elberfeld,	Heilbronn,	Mannheim,	Trier,
Bonn,	Ellwangen,	Herford,	München,	Wiesbaden,
Braunschweig,	Essen,	Ingolstadt,	Münster i/W.,	Worms,
Breslau,	Frankfurt a/Main,	Kaiserslautern,	Nürnberg,	Würzburg,
Coblenz,	Freiburg i/B.,	Karlsruhe,	Osnabrück,	Zweibrücken.
Coburg,	M. Gladbach,	Kassel,	Plauen i/V.,	

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Digitized by Google